Archiv

für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit

No. 18

Germinal

Aus dem Inhalt

Castoriadis - Pannekoek: Korrespondenz
Facing Reality
Der geistige Arbeiter
Produktivkräfte und Klassenkampf
Bürokratisierung der Welt
Kapitalistische Technologie
Abschied von einer Revolution
Vertrauen und Verrat

AUX OUVRIERS
MAISON FO

ORLOGERS RÉUNIS
DÉE en 1907

Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit

Hrsg. mit Unterstützung des „Instituts für Historische Sozialforschung e.V.“, Bochum

Redaktion: Wolfgang Braunschädel, Johannes Materna

Anschrift der Redaktion: Wolfgang Braunschädel
Hustadtring 33
44801 Bochum
Tel.: 0234/704865
e-mail: wobarchiv@gmx.de

Das ARCHIV kann abonniert werden; im Abonnement werden die Hefte mit einer Preisermäßigung von 20% gegenüber dem Einzelverkaufspreis berechnet.

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme

Ein Titeldatensatz für diese Publikation ist bei der Deutschen Bibliothek erhältlich.

© Germinal Verlag, Siemensstraße 16, 35463 Fernwald (Annerod)
1. Aufl. 2008
ISBN 978-3-88663-418-7
ISSN 0936-1014
Druck: Verlagsdruckerei Spengler, Schalkwiesenweg 4, 60488 Frankfurt

Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit

Inhalt:

Zu diesem Heft 11

Pierre Chaulieu (Cornelius Castoriadis)/Anton Pannekoek
Korrespondenz 1953 - 1954 23

Loren Goldner
„Facing Reality": 45 Jahre später 77

Jan Wacław Machajski
Der geistige Arbeiter 109

Max Nomad
Weiße Kragen und schwielige Hände 161

Hugo Velarde
Das Bewußtwerden des Verhängnisses. Alfred Seidels Leben und Denken in der frühen Weimarer Republik 173

Alfred Seidel
Produktivkräfte und Klassenkampf. Ein Beitrag zur Interpretation des historischen Materialismus von Karl Marx und Friedrich Engels 185

Gianpiero Landi
Die Bürokratisierung der Welt 235

Paolo Sensini
Jenseits von Marxismus, Anarchismus und Liberalismus: Der wissenschaftliche und revolutionäre Werdegang des Bruno Rizzi 245

Charles Jacquier
Das Exil des Julien Coffinet oder Ein häretischer Marxist in Montevideo 271

Julien Coffinet
Proletariat und kapitalistische Technologie 289

Albrecht Götz von Olenhusen
Eva Marcu 321

Valeriu Marcu
Abschied von einer Revolution 331

Emil Szittya
Brief an Franz Jung 365

Egon Günther
Klassenverrat, Kommunismus und Lebensreform. Chronik einer 1919 aus Bayern vertriebenen „Spartakistenfamilie“ 377

Walter Fähnders
Lili Körber 423

Karen Rosenberg
„Genosse und Freund“: Vertrauen und Verrat in Menachem Mendel Rosenbaums „Erinnerungen eines Sozialrevolutionärs“ 461

Reiner Tosstorff
Von den Arbeitermilizen zur „Volksarmee“ 499

Philippe Bourrinet
Ungarn 1956 511

Charles Jacquier
Interrogations oder der Generationenwechsel 527

„Ein illusionsloser Blick auf die Gesellschaft.“
Gespräch mit Georges Petit 539

David Ames Curtis
Konkrete Wirklichkeit und Reflektiertheit in der Erfahrung eines Übersetzers von Cornelius Castoriadis 563

Fritz Keller
„Das Recht auf Faulheit“ - Zensiert? 593

Rezensionen und Hinweise 599

Hugo Ball, Die Folgen der Reformation. Zur Kritik der deutschen Intelligenz. Herausgegeben von Hans Dieter Zimmermann (Sämtliche Werke und Briefe. Herausgegeben von der Hugo-Ball-Gesellschaft, Pirmasens, Band 5), Göttingen: Wallstein Verlag, 2005, 526 S. (*Wolf Raul*) 599
Wolfram Pyta, Hindenburg. Herrschaft zwischen Hohenzollern und Hitler, München: Siedler Verlag, 2007, 1117 S.
Jesko von Hoegen, Der Held von Tannenberg. Genese und Funktion des Hindenburg-Mythos, Köln/Weimar/Wien: Böhlau Verlag, 2007, 475 S. (*Karl Andres*) 602
Eva Maria Ziege, Mythische Kohärenz. Diskursanalyse des völkischen Antisemitismus, Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft, 2002, 301 S. (*Thomas Käpernick*) 606
Bernd Wedemeyer-Kolwe, „Der neue Mensch". Körperkultur im Kaiserreich Und in der Weimarer Republik, Würzburg: Königshausen & Neumann, 2004, 519 S. (*Karen Rosenberg*) 608
Detlef Siegfried, Das radikale Milieu. Kieler Novemberrevolution, Sozialwissenschaft und Linksradikalismus 1917 - 1922, Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag, 2004, 191 S. (*Thomas Käpernick*) 611
Deutscher Oktober 1923. Ein Revolutionsplan und sein Scheitern. Herausgegeben von Bernhard H. Bayerlein, Leonid G. Babičenko, Fridrich I. Firsov und Aleksandr Ju. Vatlin, Berlin: Aufbau-Verlag, 2003 (Archive des Kommunismus - Pfade des XX. Jahrhunderts, Band 3), 479 S. (*Ulrich Eumann*) 613
Reiner Tosstorff, Profintern: Die Rote Gewerkschaftsinternationale 1920-1937, Paderborn/München/Wien/Zürich: Ferdinand Schöningh, 2004, 791 S. (*Karl Andres*) 615
Bernhard H. Bayerlein, „Der Verräter, Stalin, bist Du!" Vom Ende der Solidarität 1939-1941. Komintern und kommunistische Parteien im Zweiten Weltkrieg 1939-1941. Unter Mitarbeit von Natalja S. Lebedewa, Michail Narinski und Gleb Albert. Mit einem Zeitzeugenbericht von Wolfgang Leonhard. Mit einem Vorwort von Hermann Weber (Archive des Kommunismus - Pfade des XX. Jahrhunderts, Band 4), Berlin: Aufbau Verlag, 2008, 540 S. (*Karl Andres*) 617
Hans-Rainer Sandvoß, Die „andere" Reichshauptstadt. Widerstand aus der Arbeiterbewegung in Berlin von 1933 bis 1945, Berlin: Lukas-Verlag 2007, 668 S. (*Ulrich Eumann*) 619
Regina Scheer, Im Schatten der Sterne. Eine jüdische Widerstandsgruppe, Berlin: Aufbau Verlag, 2004, 478 S. u. 24 S. Fotomaterial
Arno Lustiger, Sing mit Schmerz und Zorn. Ein Leben für den Widerstand, Berlin: Aufbau Verlag, 2004, 303 S. u. 24 S. Fotomaterial
Mario Keßler, Ein Funken Hoffnung. Verwicklungen: Antisemitismus, Nahost, Stalinismus, Hamburg: VSA-Verlag, 2004, 206 S.
Hersch Mendel, Erinnerungen eines jüdischen Revolutionärs. Mit einer Ein-Leitung von Isaac Deutscher und einem Nachwort von Jakob Moneta, Köln: Neuer ISP Verlag, 2004, 278 S. (*Roland Ludwig*) 621

Peter Berens, Trotzkisten gegen Hitler. Köln: Neuer ISP Verlag, 2007, 223 S. (*Karl Klöckner*) 624
Barbara Weinhold, Eine trotzkistische Bergsteigergruppe aus Dresden im Widerstand gegen den Faschismus, Köln: Neuer ISP-Verlag, 2004, 236 S. (*Reiner Tosstorff*) 626
Egon Günther, Bayerische Enziane. Ein Heimatbuch, Hamburg: Edition Nautilus, 2005, 256 S. (*Peter Kuckuk*) 628
Helge Döhring, Damit in Bayern Frühling werde! Die syndikalistische Arbeiterbewegung in Südbayern von 1914 bis 1933, Lich/Hessen: Verlag Edition AV, 2007, 276 S. (*Egon Günther*) 632
Norman Dankerl, Alois Lindner. Das Leben eines bayerischen Abenteurers und Revolutionärs, Viechtach: edition lichtung, 2007, 143 S. (*Egon Günther*) 633
Nicholas Mailänder, Im Zeichen des Edelweiß. Die Geschichte Münchens als Bergsteigerstadt, Zürich: AS Verlag, 2006, 416 S. (*Egon Günther*) 634
Pierre Broué, Trotzki. Eine politische Biographie. Band 1: Vom ukrainischen Bauernsohn zum Verbannten Stalins. Band 2. Der Kampf gegen Stalinismus und Faschismus. Köln: ISP Verlag, o.J., (2005) 1292 S. (*Karl Klöckner*) 635
José Peirats, The CNT in the Spanish Revolution, Vol. 1. Edited by Chris Ealham, Hastings: The Meltzer Press, 2001, 299 S. (*Reiner Tosstorff*) 637
Angela Berg, Die Internationalen Brigaden im Spanischen Bürgerkrieg 1936 - 1939, Essen: Klartext Verlag, 2005, 306 S.
Michael Uhl, Mythos Spanien. Das Erbe der Internationalen Brigaden in der DDR, Bonn: J.H.W. Dietz Verlag, 2004, 556 S. (*Reiner Tosstorff*) 640
Frank Schauff, Der verspielte Sieg. Sowjetunion, Kommunistische Internationale und Spanischer Bürgerkrieg 1936 - 1939, Frankfurt/M.: Campus Verlag, 2004, 405 S. (*Reiner Tosstorff*) 644
Karin Kuckuk, Im Schatten der Revolution. Lotte Kornfeld. Biografie einer Vergessenen (1896-1974). Mit einem Geleitwort von Hermann Weber, einem Beitrag von Peter Kuckuk und einem Briefroman Lotte Kornfelds, Bremen: Donat Verlag, 2008, 180 S. (*Egon Günther*) 650
Julijana Ranc, Alexandra Ramm-Pfemfert. Ein Gegenleben, Hamburg: Edition Nautilus, 2004, 576 S. (*Walter Fähnders*) 651
Cläre M. Jung, Aus der Tiefe rufe ich. Texte aus sieben Jahrzehnten. Herausgegeben von Monika Melchert, Berlin: trafo Verlag, 2004 (Spurensuche. Vergessene Autorinnen wiederentdeckt. Bd. 4), 267 S. (*Walter Fähnders*) 653
Marta Marková, Auf ins Wunderland! Das Leben der Alice Rühle-Gerstel, Innsbruck: Studienverlag, 2007, 530 S. (*Egon Günther*) 656
Regula Bochsler, Ich folgte meinem Stern. Das kämpferische Leben der Margarethe Hardegger, Zürich: Pendo Verlag, 2004, 456 S. (*Egon Günther*) 657
Gregor Kritidis, Linkssozialistische Opposition in der Ära Adenauer. Ein Beitrag zur Frühgeschichte der Bundesrepublik Deutschland, Hannover: Offizin Verlag, 2008, 582 S. (*Anton Panner*) 659
Diethart Kerbs, Lebenslinien. Deutsche Biographien aus dem 20. Jahrhundert. Mit einem Nachwort von Arno Klönne, Essen: Klartext Verlag 2007, 159 S.
Jürgen Reulecke/Norbert Schwarte (Hrsg.), Anstöße. Diethart Kerbs als

Kunstpädagoge, Fotohistoriker und Denkmalschützer. Eine Zusammenstellung aus Anlaß seines 70. Geburtstages, Essen: Klartext Verlag 2007, 160 S.
Jürgen Reulecke/Norbert Schwarze (Hrsg.), Momentaufnahmen. Weggefährten erinnern sich Diethart Kerbs zum 70. Geburtstag, Essen: Klartext Verlag 2007, 160 S. (*Egon Günther*) 661
Thorsten Unger, Diskontinuitäten im Erwerbsleben. Vergleichende Untersuchungen zu Arbeit und Erwerbslosigkeit in der Literatur der Weimarer Republik, Tübingen: Verlag Max Niemeyer, 2004 (Studien und Texte zur Soziageschichte der Literatur. Bd. 103), XII, 588 S. (*Walter Fähnders*) 664
Thomas Keith, Poetische Experimente der deutschen und russischen Avantgarde (1912-1922) - ein Vergleich, Berlin: Weidler Buchverlag, 2005 (Internationale Forschungen zur Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaft 90), 403 S. (*Walter Fähnders*) 665
Mitteleuropäische Avantgarden. Intermedialität und Interregionalität im 20. Jahrhundert. Hrsg. Pál Deréky, Zoltán Kékesi, Pál Kelemen. Frankfurt/M.: Peter Lang, 2006 (Budapester Studien zur Literaturwissenschaft 9), 22 Abb., 218 S. (*Walter Fähnders*) 667
Pour la défense de la culture. Les textes du Congrès international des écrivains Paris, juin 1935. Réunis et présentés par Sandra Teroni et Wolfgang Klein, Dijon: Editions Universitaires de Dijon, 2005 (Collection Sources), 665 S. (*Walter Fähnders*) 668
Von hier nach „Medium". Reisezeugnis und Mediendifferenz. Hrsg. Katrin Callsen, Regina Eickelkamp, Martin Jörg Schäfer, Christian Berkemeier. Münster: Lit-Verlag, 2004 (Reiseliteratur und Kulturanthropologie 3), 240 S.
Wege des Kybernetes. Schreibpraktiken und Steuerungsmodelle von Politik, Reise, Migration. Hrsg. Anja K. Maier, Burkhardt Wolf. Münster: Lit-Verlag, 2004 (Reiseliteratur und Kulturanthropologie 4), 360 S.
In Spuren reisen. Vor-Bilder und Vor-Schriften in der Reiseliteratur. Hrsg. Gisela Ecker, Susanne Röhl. Münster: Lit-Verlag, 2006 (Reiseliteratur und Kulturanthropologie 6), 240 S.
Materialität auf Reisen. Zur kulturellen Transformation der Dinge. Hrsg. Philip Bracher, Florian Hertweck, Stefan Schröder. Münster: Lit-Verlag, 2006 (Reiseliteratur und Kulturanthropologie 8), 304 S. (*Walter Fähnders*) 671
R. Seth C. Knox, Weimar Germany between Two Worlds. The American and Russian Travels of Kisch, Toller, Holitscher, Goldschmidt, and Rundt, New York/Bern/Berlin/Bruxelles/Frankfurt am Main/Oxford/Wien: Peter Lang, 2006 (Studies on Themes and Motifs in Literature 81), 238 S. (*Walter Fähnders*) 673
Matthias Heeke, Reisen zu den Sowjets. Der ausländische Tourismus in Rußland 1921-1941. Mit einem bio-bibliographischen Anhang zu 96 deutschen Reiseautoren, Münster/Hamburg/London: Lit-Verlag, 2003 (Arbeiten zur Geschichte Osteuropas 11), 679 S. (*Walter Fähnders*) 674
Kathi Diamant, Kafka's Last Love. The Mystery of Dora Diamant, London: Secker & Warburg, 2003, 402 S. (*Harald Wolf*) 678
Hugo Wetscherek (Hg.), Kafkas letzter Freund. Der Nachlaß Robert Klopstock (1899-1972). Mit kommentierter Erstveröffentlichung von 38 teils unge-

druckten Briefen Franz Kafkas. Bearbeitet von Christopher Frey und Martin Peche. Mit Beiträgen von Leonard M. Fiedler und Leo A. Lensing, Wien: Inlibris, 2003, 312 S. (*Harald Wolf*) 679
Salomo Friedlaender/Mynona, Kant gegen Einstein. Fragelehrbuch (nach Immanuel Kant und Ernst Marcus) zum Unterricht in den vernunftwissenschaftlichen Vorbedingungen der Naturwissenschaft. Mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Detlef Thiel, Vorwort Hartmut Geerken (Gesammelte Schriften Band 1), Waitawhile/Herrsching: Books on Demand, 2005, 200 S.
Salomo Friedlaender/Mynona, Philosophische Abhandlungen und Kritiken 1896-1946, 2 Bde. Herausgegeben von Detlef Thiel und Hartmut Geerken (Gesammelte Schriften Band 2/3), Waitawhile/Herrsching: Books on Demand, 2005, 540/536 S.
Salomo Friedlaender/Mynona, Die Bank der Spötter. Ein Unroman. Herausgegeben von Hartmut Geerken (Gesammelte Schriften Band 4), Waitawhile/ Herrsching: Books on Demand, 2005, 492 S. (*Egon Günther*) 681
Alfons Paquet, Kamerad Fleming. Roman über die Ferrer-Unruhen. Herausgegeben und mit einem biographisch-historischen Essay ergänzt von Oliver M. Piecha, Frankfurt am Main: Verlag Edition AV, 2004, 214 S.
Martina Thöne, Zwischen Utopie und Wirklichkeit. Das dramatische Werk von Alfons Paquet, Frankfurt/M.: Peter Lang, 2005 (Europäische Hochschulschriften Bd. 1903), 542 S. (*Walter Fähnders*) 683
Martin Hollender, „eine gefährliche Unruhe im Blut...". Rudolf Braune. Schriftsteller und Journalist (1907-1932). Biographie und Bibliographie. Mit Feuilletons und Erzählungen von Rudolf Braune im Anhang, Düsseldorf: Grupello Verlag, 2004 (Heinrich-Heine-Institut Düsseldorf. Archiv Bibliothek Museum. Bd. 9), 174 S. (*Walter Fähnders*) 685
Exil am Mittelmeer. Deutsche Schriftsteller in Südfrankreich 1933-1941. Hrsg. von Ulrike Voswinkel und Frank Beringer, München: Buch & Media, 2005, 283 S. (*Albrecht Götz von Olenhusen*) 686
Annemarie Schwarzenbach, Beiträge zur Geschichte des Oberengadins im Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit. Abhandlung zur Erlangung der Doktorwürde der Philosophischen Fakultät I der Universität Zürich. Zürich: Diss.-Druckerei A.-G. Gebr. Leemann & Co., 1931, [Fotomechanischer Reprint:] Adliswil: Riesen-cdd, 2007, 178 S. u. 4 Beilagen.
Annemarie Schwarzenbach, Insel Europa. Ausgewählte Reportagen und Feuilletons 1930-1942. Mit einem Nachwort von Roger Perret, Basel: Lenos Verlag, 2005 (Ausgewählte Werke 8), 287 S.
Annemarie Schwarzenbach, Das glückliche Tal. Mit Illustrationen von Eugen Früh, Basel: Lenos Verlag, 2006 (Lenos Pocket 97), 199 S.
Annemarie Schwarzenbach, Rives du Congo. Tétouan/Kongo-Ufer. Aus Tetouan. Traduit de l'allemand par Dominique Laure Miermont. Postface de Nicole Le Bris, Noville-sur-Mehaigne: Esperluète Editions, 2005, 95 S. (*Walter Fähnders*) 689
Dominique Laure Miermont, Annemarie Schwarzenbach ou le mal d'Europe. Biographie, Paris: Editions Payot & Rivages, 2004, 444 S., 43 s/w Abb.
Alexis Schwarzenbach, Die Geborene. Renée Schwarzenbach-Wille und ihre Fa-

milie, Zürich: Scheidegger & Spiess, 2004, 512 S., 234 s/w Abb. (*Andreas Tobler*) 692
Matthias Willing, Das Bewahrungsgesetz (1918-1967). Eine rechtshistorische Studie zur Geschichte der deutschen Fürsorge, Tübingen: Mohr Siebeck, 2003, 447 S. (*Sven Steinacker*) 694
Klaus-Detlev Godau-Schüttke, Der Bundesgerichtshof - Justiz in Deutschland, Berlin: Verlag Tischler, 2005, 480 S. (*Albrecht Götz von Olenhusen*) 696
Gaby Weber, Daimler-Benz und die Argentinien-Connection. Von Rattenlinien und Nazigeldern. Herausgegeben von: Dachverband der Kritischen Aktionärinnen und Aktionäre, Informationsstelle Lateinamerika (ila), LabourNet Germany, Berlin: Assoziation A, 2004, 140 S. (*Albrecht Götz von Olenhusen*) 699
Hermann Bubke, Der Einsatz des Stasi- und KGB-Spions Otto Freitag im München der Nachkriegszeit, Hamburg: Verlag Dr. Kovač, 2004, 258 S. (*Reiner Tosstorff*) 701
Michael Warschawski, Mit Höllentempo. Die Krise der israelischen Gesellschaft, Hamburg: Edition Nautilus, 2004, 126 S. (*Wolfgang Braunschädel*) 703
Stefan Bollinger (Hg.), Imperialismustheorien. Historische Grundlagen für eine aktuelle Kritik, Wien: Promedia, 2004, 173 S. (*Fritz Keller*) 705
Gwendolyn Midlo Hall, Slavery and African Ethnicities in the Americas. Restoring the Links, Chapel Hill: The University of North Carolina Press, 2005, 225 S. (*Ulrich Eumann*) 706
James Walvin, Atlas of Slavery, Harlow u. a.: Pearson Education, 2006, 146 S. (*Ulrich Eumann*) 708
Michael Zeuske, Schwarze Karibik. Sklaven, Sklavereikultur und Emanzipation, Zürich: Rotpunktverlag, 2004, 653 S. (*Ulrich Eumann*) 710
Stefan Müller-Doohm, Adorno. Eine Biographie, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 2003, 1032 S., zahlr. Abb.
Lorenz Jäger, Adorno. Eine politische Biographie, München: Deutsche Verlags-Anstalt, 2003, 318 S., Abb.
Theodor W. Adorno. Kindheit in Amorbach. Bilder und Erinnerungen. Mit einer biographischen Recherche herausgegeben von Reinhard Pabst, Frankfurt am Main und Leipzig: Insel Verlag, 2003, 227 S., zahlr. Abb.
Arendt und Adorno. Herausgegeben von Dirk Auer, Lars Rensmann und Julia Schulze Wessel, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 2003, 312 S.
Gerhard Bolte, Flaschenpost. Thesen und Essays zur kritischen Theorie der Gesellschaft, Münster: Oktober Verlag, 2003, 132 S.
Dieter Prokop, Mit Adorno gegen Adorno. Negative Dialektik der Kulturindustrie, Hamburg: VSA-Verlag 2003, 339 S.
Heinz Steinert, Die Entdeckung der Kulturindustrie oder: Warum Professor Adorno Jazz-Musik nicht ausstehen konnte. Überarbeitete Neuauflage, Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot, 2003, 285 S., Abb.
Arndt Hoffmann/Thomas Bedorf/Timo Skrandies/Jens Maaßen, Marginalien zu Adorno, Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot, 2003, 204 S.
1968. Eine Enzyklopädie. Zusammengestellt von Rudolf Sievers, Frankfurt am Main: SuhrkampVerlag, 2004, 489 S., Abb.
Dialektik der Freiheit. Frankfurter Adorno-Konferenz 2003. Herausgegeben

von Axel Honneth, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 2005, 365 S. (*Karl Klöckner*) 712
Theodor W. Adorno, Philosophische Elemente einer Theorie der Gesellschaft. Nachgelassene Schriften Abteilung IV. Vorlesungen Band 12, Frankfurt/M: Suhrkamp Verlag, 2008, 277 S.
Heinz Steinert, Das Verhängnis der Gesellschaft und das Glück der Erkenntnis: Dialektik der Aufklärung als Forschungsprogramm, Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot, 2008, 298 S. (*Karl Klöckner*) 720
Klaus Heinrich, gesellschaftlich vermitteltes naturverhältnis. Aufklärung in den Religionen und der Religionswissenschaft. Dahlemer Vorlesungen Band 8. Hrsg. von Hans-Albrecht Kücken, Frankfurt und Basel: Stroemfeld Verlag/ Roter Stern, 2007, 341 S.
Klaus Heinrich, arbeiten mit herakles. Zur Figur und zum Problem des Heros. Antike und moderne Formen seiner Interpretation und Instrumentalisierung. Dahlemer Vorlesungen Band 9. Herausgegeben von Hans-Albrecht Kücken, Frankfurt am Main und Basel: Stroemfeld Verlag/Roter Stern, 2006, 426 S. (*Karl Klöckner*) 723
Michel Winock, Das Jahrhundert der Intellektuellen, Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft, 2003, 884 S. (*Andrea Gabler*) 726
Pierre Bouretz, Témoins du futur. Philosophie et messianisme, Paris: Éditions Gallimard, 2003, 1249 S. (*Harald Wolf*) 729
Cornelius Castoriadis, Autonomie oder Barbarei (Ausgewählte Schriften Band 1). Herausgegeben von Michael Halfbrodt und Harald Wolf, Lich: Verlag Edition AV, 2006, 214 S.
Cornelius Castoriadis, Vom Sozialismus zur autonomen Gesellschaft. Über den Inhalt des Sozialismus (Ausgewählte Schriften Band 2.1). Herausgegeben von Michael Halfbrodt und Harald Wolf, Lich: Verlag Edition AV, 2007, 246 S.
Cornelius Castoriadis, Vom Sozialismus zur autonomen Gesellschaft. Gesellschaftskritik und Politik nach Marx (Ausgewählte Schriften Band 2.2). Herausgegeben von Michael Halfbrodt und Harald Wolf, Lich: Verlag Edition AV, 2008, 264 S. (*Wolf Raul*) 730
Socialisme ou Barbarie. Anthologie, La Bussière: Acratie, 2007, 341 S. (*Andrea Gabler*) 734
Maurice Brinton, For Workers' Power. The Selected Writings of Maurice Brinton (Edited by David Goodway), Oakland/Edinburgh, 2004, 378 S. (*Andrea Gabler*) 736
Stéphane Beaud/Michel Pialoux, Die verlorene Zukunft der Arbeiter. Die Peugeot-Werke von Sochaux-Montbéliard, Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft, 2004, 363 S. (*Andrea Gabler*) 737
Luc Boltanski/Ève Chiapello, Der neue Geist des Kapitalismus, Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft, 2003, 735 S. (*Harald Wolf*) 740
Bert Papenfuß, Rumbalotte 1998 - 2002. [Umschlagtitel: Rumbalotte. Gedichte 998 - 2002. Zeichnungen von Ronald Lippok.], Basel: Urs Engeler Editor, 2005, 156 S. (*Walter Fähnders*) 742
Hinweise 743

Zu diesem Heft

Anton Pannekoek, der Generation von Rosa Luxemburg und Lenin angehörend und vor 1914 einige Jahre lang in der deutschen Sozialdemokratie politisch aktiv, zählte nicht nur zu den vehementen Gegnern der sozialdemokratischen Kriegspolitik, sondern auch zu den ersten Marxisten, von denen der russische Oktoberumsturz des Jahres 1917 und die anschließende Realpolitik der Bolschewiki als eine nachholende, sich staatskapitalistisch organisierende bürgerliche Revolution analysiert wurde. In den frühen vierziger Jahren faßte Pannekoek die bis dahin nicht nur von ihm in und mit den verschiedenen Fraktionen der Arbeiterbewegung gemachten Erfahrungen und die aus seiner Sicht daraus zu ziehenden Konsequenzen in seinem Hauptwerk „Arbeiterräte" zusammen, das zuerst 1946 in den Niederlanden, dann in erweiterter Form 1950 in Melbourne erschien und erst kürzlich in einer deutschsprachigen Übersetzung zugänglich gemacht wurde. Ende der vierziger Jahre war in Frankreich die Gruppe „Socialisme ou Barbarie" mit der gleichnamigen Zeitschrift gegründet worden, deren Protagonisten **Cornelius Castoriadis** und Claude Lefort sich nicht zuletzt wegen der unzulänglichen Kritik der Trotzkisten an der Sowjetunion von diesen getrennt hatten. Anfang der fünfziger Jahre kam es zu einem kurzen Briefwechsel zwischen Pannekoek und Castoriadis, der zum Teil in „Socialisme ou Barbarie" dokumentiert, nach kurzer Zeit aber abgebrochen wurde. **Henri Simon**, seinerzeit selbst Mitglied der Gruppe „Socialisme ou Barbarie", rekonstruiert und dokumentiert in seinem Beitrag die Entstehungsgeschichte, die Hintergründe, den Verlauf und insbesondere auch die Nachgeschichte dieses Briefwechsels, der nicht zuletzt von den wohl auch konkurrenzbedingten Schwierigkeiten zeugt, die jene linksradikalen Gruppierungen und Einzelpersonen im Umgang miteinander haben konnten, die sich von dem tradierten parteikommunistischen Spektrum getrennt hatten und auf der Basis einer Analyse der jeweils aktuellen Entwicklungen sowohl der kapitalistischen als auch der sogenannten realsozialistischen Systeme nach neuen Strategien eines von Parteien unabhängigen und sich selbst organisierenden Arbeiterwiderstandes suchten.

Die sich seit Mitte der zwanziger Jahre entwickelnde trotzkistische Opposition gegen Stalin war von Beginn an kein einheitlicher Block. Als sich im Laufe der dreißiger Jahre zunehmend herauskristallisierte, daß Trotzkis Analyse des sowjetischen Systems als „degenerierter Arbeiterstaat" dessen soziale und politische Realitäten analytisch nicht zu fassen in der Lage war, trennten sich immer wieder kleinere Gruppierungen von der trotzkistischen Orthodoxie. In den USA war dies Anfang der vierziger Jahre eine Gruppe um C.L.R. James und Raya Dunayevskaya, die - benannt nach deren Pseudonymen - als „Johnson-Forest-Tendency" bekannt geworden ist. Ausgehend von einer Analyse des sowjetischen Systems als einer Form von Staatskapitalismus wurde auch die zur Legitimation dieses Systems dienende marxistische Tradition hinterfragt. Die Erfahrungen mit der Selbstorganisation wild streikender Arbeiter und eine erneute Lektüre klassischer Texte von Hegel, Marx und Lenin führte zurück zu einer alten Erkenntnis: Die Emanzipation der Arbeiter kann und wird, wenn überhaupt, ausschließlich deren eigene Sache sein. Die internen Auseinandersetzungen um die damit verbundenen Fragen einer Intervention in die Klassenauseinandersetzungen führten

schließlich zu einer Spaltung der Gruppe. 1958, drei Jahre nach der Spaltung, veröffentlichte C.L. R. James in Zusammenarbeit mit Grace C. Lee und mit einem Beitrag von Cornelius Castoriadis das Buch „Facing Reality", das gleichermaßen eine Bestandsaufnahme und ein Blick in die Zukunft sein wollte. **Loren Goldner** skizziert in seinem Beitrag Geschichte und inhaltliche Arbeitsschwerpunkte der „Johnson-Forest-Tendency" und stellt insbesondere das Buch „Facing Reality" vor, wobei er im Licht der seitherigen Entwicklungen der kapitalistischen Ökonomie und des Arbeiterwiderstandes die dort vorgestellten und diskutierten Konzeptionen hinterfragt.
Seit der Aufklärung inszeniert sich die bürgerliche Intelligenz, statt sich mit der Rolle als lustlos-asketischer Interpret und Ideologe des bürgerlichen Umsturzes und Aspirant auf durch diesen Umsturz geschaffene neue Herrschaftspositionen zu bescheiden, als eine Art Götterbote und Heilsbringer für all jene, die als Unterdrückte, Ausgebeutete und Ausgeschlossene ein mehr oder weniger unbürgerliches Leben zu führen gezwungen sind oder vielleicht sogar führen wollen. Von der vom Himmel ausgeliehenen und die kapitalistische Warengesellschaft in heilsgeschichtlicher Absicht leitenden „unsichtbaren Hand" früher Aufklärer bis zu den durchaus praktisch veranlagten und zu Sozialpolitikern mutierten kritischen Philosophen reichen die diesbezüglichen Angebote aus dem Fundus bürgerlicher Haushalte. Auch in der Arbeiterbewegung im allgemeinen und im Marxismus im speziellen hat sich weitgehend die Ansicht durchgesetzt, daß erst die aufklärerische Wirkung bürgerlicher Intelligenzstrategien die Emanzipation der Arbeiterklasse ins Werk setzen könne. Was sich in dieser Hinsicht längst als kapitaler Irrtum, zugleich aber als Erfolgsstrategie einer machtvollen Selbstinthronisierung bürgerlicher Intelligenz erwiesen hat, ist schon früh vehement kritisiert worden. In den Jahren 1904/1905 veröffentlichte der aus der sibirischen Verbannung geflüchtete **Jan Wacław Machajski** in Genf in drei Teilen sein Buch „Der geistige Arbeiter", in dem er den mit wissenschaftlichen Ansprüchen auftretenden Sozialismus der bürgerlichen Intelligenz als eine Strategie zur Übernahme gesellschaftlicher Machtpositionen interpretierte, wobei die Anknüpfung an die eigentlichen materiellen Interessen der Arbeiterklasse nur zu taktischen Manövern taugte und diese Interessen somit von der Intelligenz für ihre eigenen Zwecke instrumentalisiert wurden. **Max Nomad**, der in jungen Jahren, wie in seinem 1964 erschienenen autobiographischen Bericht „Dreamers, Dynamiters and Demagogues. Reminiscences" nachzulesen ist, zu den Anhängern Machajskis gehörte, skizziert in seinem biographischen Beitrag Machajskis Kritik an der bürgerlichen Intelligenz sowie das daraus folgende Konzept einer an den tatsächlichen und den Lebensalltag bestimmenden materiellen Interessen der Arbeiter ansetzenden und diese radikal durchsetzenden originären Arbeiterrevolution. Von Machajski selbst werden das Kapitel „Sozialistische Wissenschaft als neue Religion" aus „Der geistige Arbeiter" sowie Auszüge aus der einzigen Nummer seiner 1918 veröffentlichten Zeitschrift „Die Arbeiterrevolution" übersetzt. Im ersten Text interpretiert Machajski nicht nur den zur Wissenschaft geadelten marxistischen Sozialismus, sondern auch den Anarchismus seiner Zeit als eine „neue Religion", mit der den Unterdrückten dieser Welt ein neues zukünftiges Paradies vorgegaukelt werden soll, das sich jedoch als nichts anderes entpuppen wird als eine erneuerte Variante der tradierten bürgerlichen Gesellschaft, in der sich die Gaukler als neue herrschende Klasse etablieren werden. Im zweiten Text, rund ein halbes Jahr nach dem Oktober-

umsturz geschrieben, kritisiert Machajski vehement die halbherzige Realpolitik der mit diktatorischen Mitteln an die Macht gelangten Bolschewiki, die, statt eine konsequente Enteignung der Bourgeoisie durchzuführen und damit eine Aufhebung der Klassenspaltungen einzuleiten, erste Kompromisse mit der Bourgeoisie eingehen und damit in der Tradition eines aufgeklärt-autoritären Staatssozialismus ein System anvisieren, das schon seinerzeit sogar von Lenin selbst als „Staatskapitalismus" bezeichnet wurde.
Alfred Seidel hat durch sein 1927 von Hans Prinzhorn aus dem Nachlaß herausgegebenes Werk „Bewußtsein als Verhängnis" eine eher untergründige Berühmtheit erlangt. Drei Jahre zuvor hatte der 1895 geborene Seidel, der sich nach 1918 in der sozialistischen Studentenbewegung engagiert und sein Studium 1922 in Heidelberg mit einer Dissertation zum Thema „Produktivkräfte und Klassenkampf" abgeschlossen hatte, Selbstmord begangen. Während „Bewußtsein als Verhängnis", seine aus Verzweiflung über die Aporien der europäischen Aufklärung geborene Abrechnung mit dem protestantisch angeführten „Durchbruch des individualistischen Geistes", Ende der siebziger Jahre immerhin eine allerdings wenig beachtete Neuauflage erfuhr, blieb seine Dissertation, abgesehen von einem gut zweiseitigen zusammenfassenden „Auszug" im Anhang von „Bewußtsein als Verhängnis", unbekannt und unbeachtet. Seidel interpretiert Marx in dieser Arbeit als materialistisch gewendeten Hegelianer, in dessen produktivistischer Geschichtsphilosophie sich „in unbewußter Analogie mit der religiös-metaphysischen, also transzendent-metaphysischen Geschichtsphilosophie" eine „immanente Teleologie" verbirgt, die sich in der sozialistischen Alltagspolitik als eindimensionaler Fortschrittsoptimismus entäußert. Diesem Optimismus, dem das Individuum in seiner nicht nur sozialen, sondern auch psychischen Komplexität zum Opfer gebracht wird, konnte und wollte Seidel nicht folgen. Der von der ARCHIV-Redaktion aus den Grüften der Archive geborgene Text, der - abgesehen von der Korrektur offensichtlicher Tipfehler, der angepaßten Schreibweise von Umlauten, der durchgehenden Numerierung der Fußnoten und der Nachstellung des Literaturverzeichnisses - mit allen stilistischen Eigenheiten und Schreibweisen unverändert nach dem mit Schreibmaschine getippten Manuskript übernommen wurde, wird von **Hugo Velarde** mit einem Seidels Leben und Werk in den historischen Kontext einbettenden Beitrag eingeleitet.
Bruno Rizzi ist im deutschen Sprachraum kaum bekannt; allenfalls Trotzkisten oder Kenner des Trotzkismus dürften auf ihn - meist wohl eher beiläufig - aufmerksam geworden sein, und dies auch nur deshalb, weil Trotzki sich bemüßigt sah, gegen Rizzis kritische Sicht der Sowjetunion zu polemisieren oder weil der extrotzkistische Rechtsausleger James Burnham sein zuerst 1941 erschienenes Werk über das „Regime der Manager" inhaltlich offensichtlich weitgehend bei ihm abgekupfert hat, ohne ihn auch nur einmal namentlich zu erwähnen. Rizzis wichtigstes Werk, die Ende 1939 in kleiner Auflage in Paris erschienene und nach einigen Wochen bereits beschlagnahmte Arbeit „La Bureaucratisation du Monde", liegt, wenn auch durchweg unvollständig, in französischer, englischer, spanischer, portugiesischer, niederländischer und natürlich italienischer Sprache vor; in Italien erschien zudem im Jahre 2002 die erste vollständige Ausgabe. An eine deutsche Übersetzung wagt man angesichts der tradierten provinziellen Selbstbeschränkung der deutschen Linken, die ihr Selbstbewußtsein offensichtlich immer noch aus den verflossenen Zeiten der päpstlichen Oberhoheit des Ge-

nossen Kautsky bezieht und sich an den häretischen Strömungen des marxistischen Denkens konsequent desinteressiert zeigt, gar nicht zu denken. **Gianpiero Landi** skizziert in seinem Beitrag den Entstehungskontext von Rizzis Hauptwerk, in dem dieser die seinerzeit aktuellen Entwicklungen sowohl in der Sowjetunion als auch im italienischen Faschismus und deutschen Nationalsozialismus als „bürokratischen Kollektivismus" analysierte, als eine Gesellschaftsformation, die nicht mehr im tradierten Sinne kapitalistisch, aber - bezogen auf die Sowjetunion - auch nicht sozialistisch war. Nach seiner Rückkehr aus der Emigration beteiligte sich Rizzi, der sich in methodischer und ökonomiekritischer Hinsicht weiterhin als Marxist verstand, bis zu seinem Tod im Jahre 1977 mit zahlreichen, von **Paolo Sensini** in seinem Beitrag vorgestellten Beiträgen an vorwiegend im libertären Milieu geführten Debatten, in denen auf dem Hintergrund einer sich trotz vordergründiger ideologischer Differenzen zwischen westlichem Sozialkapitalismus und östlichem Realsozialismus zunehmend angleichenden bürokratisch organisierten neuen Gesellschaftsformation die klassischen Divergenzen zwischen Anarchisten und Marxisten sowohl über den Zusammenhang von Ökonomie und Politik im allgemeinen als auch über die Frage einer politischen Steuerungsmöglichkeit ökonomischer Prozesse erneut thematisiert wurden.
Das erfolgreiche Scheitern von Sozialdemokratie und Parteikommunismus hat seit jeher die kritische Intervention von Einzelnen und kleinen Zirkeln zur Folge gehabt, die sich oft um in kleinen Auflagen erscheinende Zeitschriften gruppierten und von denen allzu viele heute vergessen sind, obwohl gerade sie als Zeugen dafür taugen, daß die zur Herrschaft geronnenen Dogmatismen keineswegs mit dem zu verwechseln sind, was eine Kritik der politischen Ökonomie des Kapitalismus ursprünglich intendierte. Zu diesen Vergessenen gehört auch **Julien Coffinet**, der in den dreißiger Jahren in Frankreich und in den vierziger Jahren im südamerikanischen Exil in kleinen Zirkeln aktiv war und eine Reihe von Texten veröffentlichte, in denen er sich vornehmlich mit dem tradierten marxistischen Verständnis einer scheinbar systemneutralen Technik auseinandersetzte. Ausgehend von der aus dem Widerspruch zwischen Produktionsverhältnissen und Produktivkräften abgeleiteten Mission des Proletariats, die letzteren aus ihren kapitalistischen Fesseln zu befreien und eine von der Produktionsweise unabhängige Technik für einen dann unbegrenzten Fortschritt in Dienst zu nehmen, stellte sich ihm die Frage, ob angesichts der unbestreitbaren Tatsache, daß die vorgefundene Technik sowohl historisch als auch in ihrem aktuellen ökonomischen Funktionszusammenhang der kapitalistischen Ökonomie verhaftet ist, nicht vielmehr ein Bruch mit der Produktivitätslogik des Kapitals und somit „eine radikale andere Produktionstechnik" notwendig ist. Ein solcher Bruch war in den Strategien der bürokratischen Apparate sozialistischer und parteikommunistischer Organisationen jedoch keineswegs vorgesehen; ihre Intentionen liefen vielmehr darauf hinaus, die vorgefundene Anarchie kapitalistischer Ökonomie planbar(er) zu gestalten, wobei sie nach der Weltwirtschaftskrise von 1929 dem sich neu organisierenden Kapital hilfreich zur Seite standen. **Charles Jacquier** skizziert in seinem Beitrag den Lebensweg und insbesondere die theoretischen Schwerpunkte von Coffinets Arbeit. Drei Texte von Coffinet, von denen einer in Paul Matticks Zeitschrift „New Essays" veröffentlicht wurde und ein weiterer seinerzeit unveröffentlicht blieb, machen deutlich, daß eine Überwindung der Logik kapitalistischer Ökonomie mehr sein muß als ein bloßer Austausch

herrschender Eliten oder eine mehr oder minder auf formalrechtlicher Ebene sich abspielende Umgestaltung der Eigentumsverhältnisse unter bruchloser Anknüpfung an eine scheinbar neutrale technologische Rationalität.
Valeriu Marcu gehört heute zu jenen Vergessenen und Verschollenen, die einstmals das besaßen, was man einen Namen nennt. 1899 in Bukarest geboren, lernte er in Zürich, wohin er 1916 zwecks Abschluß seiner Schulbildung geschickt worden war, die Größen der Zimmerwalder Linken kennen, engagierte sich in der radikalen Linken und trennte sich nach der sogenannten „Märzaktion" 1921, einem mißlungenen Versuch, der Revolution in Deutschland auf die Sprünge zu helfen, von der parteikommunistischen Linken. In den folgenden Jahren publizierte er eine ganze Reihe von vorwiegend historischen Arbeiten, darunter eine Biographie Lenins, die 1970 wieder veröffentlicht, aber kaum zur Kenntnis genommen wurde, sowie - bereits im Exil - eine Geschichte der „Vertreibung der Juden aus Spanien" und eine Biographie Macchiavellis. Marcu emigrierte mit seiner Frau Eva zuerst nach Frankreich und später in die USA, wo er bereits 1942 starb. Von Eva Marcu, die 2004 starb, liegt ein kurzer Text aus den frühen neunziger Jahren vor, der aus später Erinnerung ein Charakterbild Valeriu Marcus entwirft und von **Albrecht Götz von Olenhusen**, eingeleitet durch eine kurze biographische Skizze, aus dem Nachlaß veröffentlicht wird. Marcu gehörte nach seiner Trennung vom Parteikommunismus zum Kreis um den aus der KPD ausgeschlossenen Paul Levi und veröffentlichte in der seit Mai 1921 herausgegebener Zeitschrift „Sowjet" (später „Unser Weg") eine Reihe von hier erstmals nachgedruckten kritischen Beiträgen zur Politik der „Kommunistischen Internationale" und der KPD, in denen er die Hintergründe der „Märzaktion" ausleuchtet und hinterfragt.
Franz Jungs 1961 erschienener autobiographischer Bericht „Der Weg nach unten" gehört neben Georg Glasers zehn Jahre zuvor erschienenem Werk „Geheimnis und Gewalt" zu jenen Büchern, die in einen Kanon politischer Autobiographien (nicht nur) des zwanzigsten Jahrhunderts aufzunehmen wären; zu wünschen bliebe allerdings, daß endlich eine überfällige historisch-kritische Ausgabe dieses Werkes zustande käme. Aus Büchern wie Jungs „Der Weg nach unten" läßt sich aufgrund der bewußt subjektiven Sicht- und Interpretationsweise mehr über Motive und Antriebe mancher Protagonisten geschichtlicher Ereignisse sowie über nachträglich nur schwer zu eruierende personelle Konstellationen erfahren als aus manch einem ehrwürdig akademischen Geschichtswerk, und sei es mit noch so progressiver Absicht geschrieben. Zu den eher beiläufigen Weggefährten Jungs gehörte **Emil Szittya**, der seinerseits auf ein bewegtes Leben in den Gefilden der kulturellen und subkulturellen Avantgarden zurückblicken konnte. Anfang der sechziger Jahre trafen die beiden Emigranten in Paris wieder aufeinander und es kam darüber hinaus zu einem kurzen Briefwechsel. Ergänzend zu den Briefen Jungs, die in dem entsprechenden Band seiner in der Edition Nautilus erschienenen „Werke" abgedruckt wurden, ediert und kommentiert Walter Fähnders die insgesamt sechs Briefe Szittyas an Jung, wobei insbesondere der erste Brief vom Oktober 1961 insofern von Interesse ist, als Szittya in diesem Brief seine Eindrücke von Jungs kurz zuvor erschienenem „Weg nach unten" schildert.
Über Jahrzehnte hinweg ist die Geschichte der Arbeiterbewegung vornehmlich als Geschichte von Organisationen, Institutionen, Parteitagen, Kongressen und großen Reden geschrieben worden. Dieser Abklatsch einer tradierten bürgerlichen Geschichtsschrei-

bung großer Männer und großer Taten wurde konterkariert durch eine sozialgeschichtlich orientierte Geschichtsschreibung, die sich auf Strukturen konzentrierte und in der reale Menschen allenfalls als Verkörperungen dieser Strukturen vorkamen. Die als Reflex auf diese entpersonalisierte Geschichte zeitweise florierenden Geschichtswerkstätten, in denen von zumeist akademischen Nachwuchshistoriker(inne)n ein sogenannter Blick von unten aus der Perspektive des kleinen Mannes und der in emanzipatorischer Absicht eingeführten kleinen Frau eingeübt werden sollte, verloren sich schließlich in alternativer Heimattümelei oder in den Beliebigkeiten einer erneuerten akademischen Kulturwissenschaft. Möglicherweise hat sich das eigentliche, das organisatorische und politische Gefüge der Arbeiterbewegung ausmachende und gestaltende Leben in einer Art Mittelwelt abgespielt, die von der Forschung bisher nur wenig ins Blickfeld genommen wurde. Diesen Eindruck jedenfalls könnte man gewinnen, wenn man die von **Egon Günther** detailfreudig rekonstruierte Geschichte der „Spartakistenfamilie" Gabriele Kaetzlers liest, deren Anfänge in dem kleinen bayerischen Ort Riederau liegen und deren Mitglieder samt neu hinzukommendem Anhang in den folgenden Jahrzehnten mancherlei überraschende Netzwerke bildeten, um sich schließlich in der Emigration zu zerstreuen.

Reisen, so heißt es, bildet. In welcher Weise, ob individuell im Sinne einer im besten Sinne zu verstehenden Erweiterung des auf je eigene Art beschränkten intellektuellen und sinnlichen Horizontes, oder ob im Sinne einer aus welchen Gründen und zu welchen Zwecken auch immer intendierten Konstruktion von Weltbildern, hängt von den jeweiligen Umständen und Absichten ab. Zur Bildung im letzteren Sinne gehört zweifellos das als Revolutionstourismus bekannte Phänomen, das interessierte Weltbildner bereits in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts nach Paris, im zwanzigsten Jahrhundert dann u.a. in die Sowjetunion, nach Kuba, nach Portugal oder nach Nicaragua geführt hat. Geblieben von diesen Bildungsreisen sind zahllose Berichte unterschiedlichster literarischer Gattung, die oft genug wenig über die doch vorgeblich interessierenden sozialen, politischen oder kulturellen Verhältnisse in den besuchten Weltgegenden aussagen, sondern viel mehr über die insgeheimen Absichten und ideologischen Konstruktionen der Reisenden verraten. Am Beispiel von zwei 1932 bzw. 1942/1943 erschienenen Romanen der wenig bekannten, 1938 nach Frankreich und 1941 in die USA emigrierten österreichischen Schriftstellerin Lili Körber geht **Walter Fähnders** der Frage nach, inwieweit und mit welchen literarischen Mitteln und Strategien in solcherlei Texten unter Rückgriff auf in diesem Fall vorliegende reale Erfahrungen mit der sowjetischen Arbeitswelt eine eigene, subjektiv geprägte Wirklichkeit zwischen Fakt und Fiktion konstruiert und für das Lesepublikum aufbereitet wird.

Politik, so weiß der gemeine Menschenverstand, ist ein schmutziges Geschäft. Diese Annahme mag zum einen Ausdruck eines wenig entwickelten Rechts auf soziale und politische Mitbestimmung und damit auch eines sich in die Verhältnisse ergebenden autoritären Untertanengeistes, kann zum anderen aber durchaus auch Ausdruck erfahrungsgesättigten Mißtrauens sein; in den neuerdings wieder modischen verschwörungstheoretische Phantasien vereinigt sich beides zu einem selbstbewußt inszenierten untertänigen Mißtrauen gegenüber den von jeweils zu eruierenden Interessen geleiteten ökonomisch, sozial und politisch Handelnden. Politik sollte einmal, den hehren Ansprüchen eines sich mehr oder minder revolutionär emanzipierenden Bürgertums

gemäß, Ausdruck einer von Parteien öffentlich geführten und institutionell eingebundenen Debatte um unterschiedlich motivierte und auf divergierenden Interessen beruhende Ziele sein. Die Beschränktheit bürgerlicher politischer Interessen und der damit verbundene weitgehende Ausschluß der sozial marginalisierten Arbeiterschichten aus dem politischen Institutionengefüge hatte von sozialistischer Seite aus das Konzept einer allgemeinen sozialen, über die Beschränktheiten bürgerlicher Politik hinausreichenden Emanzipation zur Folge. Die diesbezüglichen sozialen Interessen fanden ihren organisatorischen Ausdruck zum einen in Parteien, die sich alsbald dem von seiner Herkunft her bürgerlichen Parlamentarismus anpaßten und forthin klassische parlamentarische Stellvertreterpolitik betrieben, zum anderen aber auch in zahlreichen revolutionären Gruppierungen, die der ursprünglichen Idee einer allgemeinen sozialen Emanzipation treu blieben und diese Idee den jeweiligen gesellschaftlichen Umständen entsprechend umzusetzen suchten. Solche Gruppierungen, die oft nicht nur marginalisiert, sondern auch unterdrückt und verboten waren, mußten zumeist unter Umständen agieren, in denen ein gemeinsamer Ideenhaushalt zwar die Basis der Aktivitäten bildete, das konkrete alltägliche Handeln jedoch einer Fundierung bedurfte, die von Ideen alleine nicht abgedeckt werden konnte. **Karen Rosenberg** beschäftigt sich in ihrem Beitrag auf der Basis der Anfang der zwanziger Jahre des letzten Jahrhunderts in zwei Bänden erschienenen Erinnerungen des russischen jüdischen Sozialrevolutionärs Menachem-Mendel Rosenbaum mit jenen zwischenmenschlichen Beziehungen, die auf dem Hintergrund einer emotional verankerten Freundschaft erst jenes Vertrauen zwischen den revolutionären Aktivisten schufen, das jenseits der gemeinsamen sozialen und politischen Ideen für die Bewältigung der unter Umständen lebensgefährlichen Aktivitäten notwendig war. Freundschaft, Vertrauen und gegenseitige Treue waren, ausgehend von gemeinsamen Ideen und doch zugleich auch jenseits dieser Ideen, der eigentliche Kitt, der viele kleinere subversive Gruppierungen zusammenhielt; Vertrauensbrüche und ein als Verrat empfundenes Verhalten konnten den Zusammenhalt solcher Gruppierungen unter Umständen stärker gefährden als unterschiedliche Akzentuierungen in eher theoretischen Fragen oder der repressive Druck einer feindlichen Gesellschaft.

Der mit einem Militärputsch im Juli 1936 einsetzende und bis zum Frühjahr 1939 andauernde spanische Bürgerkrieg gehört - ähnlich wie z.B. die Pariser Kommune oder die russische Revolution - zu jenen fast schon mythischen Charakter annehmenden Ereignissen, auf die sich Linke jeglicher Couleur in identitätsstiftender Absicht immer wieder gerne beziehen. Obwohl die Literatur zu diesem Bürgerkrieg in der Zwischenzeit auch für akademische Experten kaum noch zu übersehen ist und diese sich der Ereignisse in den üblichen Forschungsprojekten und den damit einhergehenden akademischen Kolloquien immer wieder gerne annehmen, gibt es immer noch die in diesem Milieu so beliebten Desiderata der Forschung, die immerhin eine gewisse, wenn auch saisonal schwankende akademische Beschäftigungsgarantie darstellen. Auch hier gilt: Die Niederlagen der sozialen Bewegungen und Revolutionen sind der akademischen Nachbearbeitung außerordentlich förderlich. In seinem Beitrag über „Arbeitermilizen und ‚Volksarmee'" skizziert **Reiner Tosstorff** die aufgrund einer schwierigen Materiallage in ihrer sozialen Zusammensetzung und ihrer Personalstärke bisher nur ansatzweise rekonstruierte Bildung von anfangs organisatorisch gebundenen Arbeitermili-

zen, die im wesentlichen - insbesondere in Katalonien - für die anfänglichen Niederlagen der Putschisten verantwortlich waren, und deren Überführung in einen zentral gesteuerten militärischen Apparat. Diese Überführung, deren Notwendigkeit mit den militärischen Gegebenheiten begründet und von bürgerlichen und parteikommunistischen Kräften vorbehaltlos unterstützt wurde, im anarchosyndikalistischen Milieu jedoch teilweise auf erheblichen Widerstand stieß, begann bereits einige Wochen nach dem Putsch im Sommer 1936 und war spätestens im Frühjahr des folgenden Jahres weitgehend abgeschlossen. Was danach folgte, war im wesentlichen ein traditioneller Bürgerkrieg, dessen Organisation und Führung nichts mehr mit den anfänglichen und hier und da fortgesetzten sozialrevolutionären Experimenten zu tun hatte.
Ein anderes jener für die Linke mythischen Charakter annehmenden Ereignisse war der ungarische Aufstand gegen die sowjetische Besatzungsmacht und deren einheimische Stellvertreter im Jahre 1956. Der von unterschiedlichen sozialen Schichten mit durchaus disparaten Interessen getragene Aufstand ist jenseits aller national(istisch)er und liberaldemokratischer Aspekte vor allem deshalb von bleibendem Interesse, weil er einmal mehr zeigte, daß die Arbeiter, in deren Namen zu agieren die als Staatsmacht organisierte Partei behauptete, ihre Interessen keineswegs in den Händen dieser Partei bzw. Staatsmacht aufgehoben sahen. Die weitgehend spontane Organisation in Räten, angefangen von Arbeiterräten in den Fabriken über Bauernräte bis hin zu zentralen Räten, in denen soziale, politische und kulturelle Aktivitäten gebündelt und koordiniert werden sollten, weist einmal mehr darauf hin, daß die von Partei- und Gewerkschaftsbürokraten viel und gerne beschworenen Massen durchaus selbst in der Lage sind, ihre Interessen nicht nur zu erkennen, sondern auch wahrzunehmen und organisatorisch umzusetzen. **Philippe Bourrinet** rekonstruiert in seinem Beitrag die Ursprünge, den Verlauf und die gewalttätige Niederschlagung dieses den Charakter einer sozialen Revolution annehmenden Aufstandes, der, ähnlich den Ereignissen in der DDR im Jahre 1953 und in der Tschechoslowakei im Jahre 1968, eine Reaktion auf die Tatsache war, daß der Arbeiterklasse im sogenannten Realsozialismus trotz anders lauternder Gerüchte keine andere Rolle zugedacht war als diejenige, die sie im realen Kapitalismus seit jeher spielt: Produzent zu sein von Mehrwert, der andernorts angeeignet und vernutzt wird. Das Projekt einer in selbst verwalteten Räten sich organisierenden Gesellschaft jenseits von Lohnarbeit bleibt auch in Zukunft, jenseits aller industriegesellschaftlichen Heilsversprechen, aktuell.
Schon bevor sich herumgesprochen hatte, daß Sozialdemokratie und Parteikommunismus nichts anderes beabsichtig(t)en als die Fortsetzung des kapitalistischen Projekts mit anderen Mitteln, hat sich die reformistische und staatstreue Linke - insgesamt recht erfolglos - allenfalls um die Zivilisierung dieses Projektes bemüht, während unterschiedlichste Gruppierungen der radikalen Linken am Projekt der Aufhebung der Warengesellschaft festgehalten haben und weiterhin festhalten. Es ist insbesondere die im weitesten Sinne libertäre Linke, die zum einen die Kritik am sozialistisch drapierten Staatskapitalismus vorangetrieben und zum anderen neue Widerstandsformen vonseiten der Arbeiter aufgegriffen und theoretisch zu verarbeiten versucht hat. Das praktische und theoretische Potential solcher Erfahrungen ist in den historischen Archiven und den Gedächtnissen der Beteiligten vergraben und muß auf dem Hintergrund jeweils eigener gesellschaftlicher Praxis immer wieder neu gehoben werden. **Georges**

Petit war, nach seiner Teilnahme am Widerstand gegen die deutschen Besatzer Frankreichs und der folgenden Inhaftierung in einem deutschen Konzentrationsslager und nach seinem Engagement in einer trotzkistischen Jugendorganisation, von Ende der vierziger bis Mitte der sechziger Jahre des letzten Jahrhunderts, also von Anfang bis Ende, Mitglied der Gruppe „Socialisme ou Barbarie", die mit ihrer Kritik an einem bürokratisierten Staatssozialismus einerseits und der Anbindung an widerständige Praktiken in den Betrieben andererseits zu jenen Organisationenen zählt, an deren Arbeit auch zukünftig anzuknüpfen bleibt. In einem Gespräch berichtet Petit von den von unterschiedlichen Erfahrungen geprägten Arbeitsansätzen der Gruppe, von der theoretischen Arbeit und den damit verbundenen Problemen, von der praktischen Arbeit in den Betrieben und insbesondere davon, daß sich all dies - inklusive der Kontakte zu anderen linksradikalen Gruppierungen - in einem stark marginalisierten Milieu abspielte. Der mythische französische, insbesondere Pariser Mai 1968, von dem gerne behauptet wird, daß er auch von „Socialisme ou Barbarie" beeinflußt gewesen ist, wird von Petit eher skeptisch eingeschätzt: eine Revolte nach dem Scheitern der Revolution.
Rund fünf Jahre lang, von Ende 1974 bis zum Sommer 1979, erschien die mehrsprachige anarchistische Zeitschrift „Interrogations", die insbesondere von Louis Mercier Vega geprägt wurde. 1914 in Brüssel geboren und seit seiner Jugend im libertären Milieu Belgiens, Frankreichs und Lateinamerikas aktiv, hatte Louis Mercier Vega eine bewegte Vergangenheit hinter sich, als er in einer historischen Situation, in der der Anarchismus trotz aller scheinbaren Aktualität der Geschichte anzugehören schien, das Projekt einer Zeitschrift auf den Weg brachte, die, so der Untertitel, eine „Revue internationale de recherche anarchiste" sein wollte. Entgegen allen gerade auch in anarchistischen und sonstigen linksradikalen Milieus gepflegten wortradikalen Phrasen und Plattitüden, oft genug von einer antiintellektuellen Grundhaltung durchzogen, wollte sich die Redaktion auf eine seriöse Manier und jenseits aller oberflächlichen Anbindungen an die Klassiker mit den aktuellen Entwicklungen und Problemen der Industriegesellschaften aus libertärer Sicht und mit libertärer Zielsetzung beschäftigen. In seinem Beitrag skizziert **Charles Jacquier** die Entstehungsgeschichte, die inhaltlichen Schwerpunkte sowie die mit der Herausgabe der Zeitschrift verbundenen Schwierigkeiten, die schließlich - nach dem Freitod von Louis Mercier Vega im November 1977 - mit dem Doppelheft 17/18, das die Beiträge eines Kolloquiums zum Thema Selbstverwaltung dokumentierte, zur Einstellung der Zeitschrift führten.
Seinen Beitrag zu und seinen Auftritt auf einem Kolloquium zu Cornelius Castoriadis, das im Mai 2004 in Brüssel stattfand, nimmt **David Ames Curtis** zum Anlaß einer Reflektion seiner Tätigkeit als Übersetzer u.a. von Castoriadis sowie einer Betrachtung akademischer Attitüden und Umgangsformen. Nachdem Curtis fünfzehn Jahre lang in enger und freundschaftlicher Zusammenarbeit mit Castoriadis eine Reihe von dessen Büchern ins Englische übersetzt hatte, war er nach Castoriadis' Tod von dessen (weiblichen) Erben unter fragwürdigen Umständen aus seiner laufenden Übersetzungsarbeit entlassen und fortan geschnitten worden. Curtis versteht seine Übersetzungsarbeit, ausgehend von einer selbstbestimmten Auswahl der zu übersetzenden Autoren und damit auch der Themen, als eine über das Geschäftliche hinausreichende Tätigkeit, bei der Übersetzung mehr sein will als bloße Transformation eines Textes von einer in eine andere Sprache. Übersetzung in diesem Sinne ist eine autonom be-

stimmte und möglichst autonom organisierte Vermittlungsarbeit, in der unterschiedliche soziale, politische und kulturelle Traditionen und Milieus aufeinander treffen und neue Debatten in Gang setzen können. Aus dem Kreis der familiär dominierten Verwaltung des Nachlasses von Castoriadis ausgeschlossen und als akademischer Außenseiter nutzt Curtis die Gelegenheit des Brüsseler Kolloquiums abschließend zur Beobachtung milieutypischer akademischer Verhaltensweisen. Für einen milieufremden Ethnologen wäre es unfraglich ein Vergnügen, diese Verhaltensweisen mit ihren gar nicht so merkwürdigen Rang- und Hackordnungen ins Visier zu nehmen. Eine Ethnologie des Akademischen für sich genommen könnte durchaus zum allgemeinen Amüsement beitragen, eher peinlich oder gar lächerlich allerdings wird es, wenn sich dieses originär (klein)bürgerliche Milieu auf nicht einmal mehr bildungsbürgerlichem Niveau mit Revolutionärem beschäftigt oder sich gar revolutionär inszeniert.
Paul Lafargues zuerst in Frankreich im Sommer 1880 veröffentlichte Schrift „Das Recht auf Faulheit", die im Winter 1883/1884 auch in einer deutscher Übersetzung von Eduard Bernstein erschien, gehört zweifellos zu den bekanntesten, aber auch umstrittensten Pamphleten der sozialistischen Bewegung. Während das Schreckgespenst der Faulheit Sozialisten und Parteikommunisten noch heute bis in ihre Träume verfolgt und diese zu Alpträumen werden läßt, gehört das „Recht auf Faulheit" in libertären Milieus zum selbstverständlichen Lebensentwurf jenseits der Lohnarbeit. Der Übersetzung von Bernstein ist immer wieder vorgehalten worden, daß sie sich nicht wortgetreu an das französische Original gehalten und dieses verfälscht habe. **Fritz Keller** verweist in seinem Beitrag darauf, daß Bernstein in der Tat mit dem Einverständnis von Lafargue einige Änderungen vorgenommen hatte. Die eigentliche Fälschung aber liegt nicht darin, daß Bernstein französische Personen des Zeitgeschehens durch deutsche ersetzt oder eine deutlich antiklerikale Passage aus Rücksicht auf sein diesbezüglich empfindsames deutsches Publikum weggelassen hat, sondern darin, daß er das, was Lafargue als ernsthaftes politisches Pamphlet mit einer eindeutig gegen die Inthronisierung der Lohnarbeit als sinnstiftendes Unternehmen gerichteten Stoßrichtung gedacht und geschrieben hatte, zur Satire uminterpretierte. Allein dieser Akt der Sinnfälschung und einer den Intentionen des Autors komplett entgegengesetzten Lektüreanleitung gibt tiefe Einblicke in die Mentalität eines deutschen sozialdemokratischen Milieus, dem Lohnarbeit in schlechter protestantischer Tradition sowohl zur individuellen als auch zur Gemeinschaft konstituierenden Sinnstiftung unabkömmlich geworden war und bis heute geblieben ist. Auf dieser nicht zu hinterfragenden Basis darf dann im Anschluß an eine entsprechend inszenierte Berichterstattung über Auswüchse bei Reichen und Etablierten auch einmal gelacht und gelästert werden, wobei nicht verstanden wird, daß es Lafargue um die Inanspruchnahme der Annehmlichkeiten des Lebens für alle geht, während der gemeine Sozialdemokrat und Parteikommunist in der Tradition der bürgerlichen Antipathie gegen die verführerischen Lustbarkeiten des Adels die Verallgemeinerung einer produktivistischen protestantischen Lohnarbeitsideologie im Sinn hat. Humor ist dann - das immerhin ist eine originär deutsche Weisheit -, wenn man trotzdem lacht.
Das ARCHIV ist seit jeher unregelmäßig erschienen und die Herausgeber werden auch weiterhin so verfahren. Das hat hier und da zu Irritationen geführt und manch einen an der Existenz des ARCHIVs überhaupt oder zumindest an seinem weiteren Erscheinen

zweifeln lassen. Bereits vor Drucklegung des ersten Heftes hatte einer, der von oben kam und in den Wirren nach 1968 mit den Unwilligen von unten so etwas wie eine von diesen jedoch nicht erbetene Revolution arrangieren wollte und im Rahmen der üblichen akademischen Karriere in der Zwischenzeit längst wieder oben angekommen ist, das ARCHIV als akademisch nicht ein- und abgesegnetes Projekt zum Tode verurteilt. Ob der Weg nach oben allen Totsagern, die sich neuerdings wieder einmal in der Gerüchteküche herumtreiben, geebnet ist, mag der Himmel über Berlin oder wer auch immer wissen. Das ARCHIV ist zudem nie mit dem Anspruch aufgetreten und wird dies auch in Zukunft nicht tun, eine Zeitschrift irgendwelcher linker akademischer Milieus sein zu wollen oder gar als deren Publikationsorgan zu firmieren; der Anspruch auf Wissenschaftlichkeit, den zu erfüllen so manche(r) deutsche(r) Akademiker(in), wie die Redaktion sowohl zu ihrem Erschrecken als auch zu ihrer Belustigung im Laufe der Jahre immer wieder erfahren durfte, nicht in der Lage ist, genügt vollkommen. Im Hinblick auf akademische publish-or-perish-Strategien zwecks Anbandelung oder Fortführung akademischer Karrieren ist auf die ARCHIV-Redaktion grundsätzlich kein Verlaß. In den mittlerweile bloß noch marginalen linken akademischen Milieus hat sich allerorten längst eine spezifisch ideologische Form des zur Genüge bekannten Fachidiotentums durchgesetzt; in dem Maße, in dem Marxismus und Arbeiterbewegung in den Kanon akademischer Gelehrsamkeit aufgenommen worden sind, wurde auch im linksakademischen Milieu die Ansammlung positiven Wissens in bürgerlicher Manier zum Maßstab jeglichen individuellen akademischen Fortschritts, nicht kritische Reflexion, insbesondere nicht die des widersprüchlichen Verhältnisses der eigenen Kopfarbeit zur Arbeitswelt jenseits des erodierenden akademischen Elfenbeinturms, jenes Verhältnisses also, das revolutionär zu sprengen doch einst ein Anspruch der so progressiven linken Intelligenz war. Kritisches Denken verkommt in den geschlossenen akademischen Anstalten längst schon zu institutionell eingebundenen und in rituellen Veranstaltungen abgerufenen und inszenierten ideologischen Weltbildern, deren eigentlicher Sinn, zusammen mit der Rekrutierung eines linientreuen Nachwuchses, in der Absicherung des prekär gewordenen eigenen Status liegt, über dessen fraglose Annehmlichkeiten sich zweifellos schon jene im klaren waren, die in den Jahren der mittlerweile allenfalls noch nostalgisch beäugten Revolte mit der Parole „Sei schlau, bleib' im Überbau" hausieren gingen. Der akademische Betrieb mit seinen Abhängigkeiten, Unterwürfigkeiten und koketten Eitelkeiten auf intelligent organisiertem Niveau ist und bleibt eingebunden in ein Geflecht originär bürgerlicher Institutionen, die durch Eroberung oder Übernahme der ein oder anderen Planstelle genauso wenig revolutionär zu transzendieren sind wie der bürgerliche Staatsapparat insgesamt durch Einbindung staatssozialistisch orientierter Politiker. Auch linke Akademiker bleiben, unabhängig davon, ob sie sich auf welchem Niveau auch immer mit Themen aus der Geschichte der Linken bzw. der Arbeiterbewegung im weitesten Sinne beschäftigen, nichts anderes als akademische Facharbeiter in einem mittlerweile gemäß den Regeln bürgerlicher Ökonomie organisierten und strukturierten Betrieb, in dem sie ihren Geist zu Markte tragen und die Resultate ihrer Tauschgeschäfte in Druckform präsentieren müssen. Der diesem systemkonformen Ausverkauf des linksakademischen Geistes immanente Zwang zur permanenten Neu- und Selbsterfindung eines sich selbst allzu gerne als nonkonformistisch definierenden Intellektuellen, der

sich dem eigenen Rollenverständnis zufolge zugleich und permanent in Beziehung zu immer neuen sozialen Bewegungen zu setzen gezwungen sieht, läßt die vormals hoch gehaltenen Anknüpfungen an das mit der klassischen Arbeiterbewegung verbundene Projekt einer mit sozialer Emanzipation einhergehenden Zerschlagung des Kapitalverhältnisses zunehmend erodieren. Vergessen wird im Zuge dieser permanent sich neu erfindenden und trotzdem über einen akademischen Autismus nicht hinausreichenden identitätsstiftenden Rollenzuschreibungen auch allzu gerne, daß die deutsche Linke im vergangenen Jahrhundert neben vielen anderen bitteren Erfahrungen in zwei wegweisenden historischen Situationen entscheidend versagt hat. Zum einen hat die vielfach gespaltene klassische Arbeiterbewegung den Aufstieg und die Machtübernahme der Nationalsozialisten nicht nur nicht verhindern können, es haben sich gar nicht wenige aus ihrem Milieu dem nationalen Projekt mit allen seinen Folgen auch freiwillig andienen wollen oder tatsächlich angedient; dieses nationale Projekt wurde zudem bis weit in die sechziger Jahre hinein nicht nur von der politischen Rechten, sondern gerade auch von der Linken, die von ihrem Glauben an die Mission einer längst nicht mehr unschuldigen Arbeiterklasse nicht lassen konnte oder wollte, beredt beschwiegen. Zum anderen hat die seit den frühen sechziger Jahren sich herauskristallisierende Neue Linke, die ihren Pakt mit dem Fortschritt nicht nur wissenschaftlich zu untermauern, sondern zumindest zeitweise auch recht vorteilhaft akademisch zu positionieren wußte, den Aufstieg des Neoliberalismus zwar noch kommentieren, aber nicht abwehren können. Im Gegenteil: Die ihrem Milieu entstammende rotgrüne Regierung hat das neoliberale Projekt mit seiner gezielten asozialen Verarmungspolitik nicht nur mitgestaltet und schließlich forciert, sondern zuletzt noch mit einem Zwangsarbeitsprogramm gekrönt, wobei die zur Zwangsarbeit Verpflichteten heutzutage nicht mehr in Lagern konzentriert werden müssen, sondern Dank des technologischen Fortschritts virtuell verwaltet werden können. Im Vergleich mit diesem für manch einen erfolgreichen Versagen war und bleibt es ein Armutszeugnis minderer Güte, daß die zweifellos zahlreichen mehr oder minder linken Historiker(innen), die seit 1968 aus den diversen bundesdeutschen akademischen Anstalten entlassen wurden oder gar in diesen verbleiben konnten, es nie geschafft oder auch nur in Angriff genommen haben, eine anspruchsvolle linke historische Zeitschrift als Publikationsorgan ihrer akademischen Forschung ins Leben zu rufen. Als die ursprünglich aus politischen Zusammenhängen hervorgegangene Zeitschrift „1999“ unter dem Titel „Sozial.Geschichte“ versuchte, sich durch Bildung zahlreicher „Themenredaktionen“, in denen sich illustre Professor(inn)entitel versammelten, einen seriösen akademischen Anstrich zu geben, war das Ende dieses Unternehmens vorherzusehen, das nach einigen Jahren auch prompt verkündet wurde. Als wissenschaftliches Projekt bleibt das ARCHIV auch in Zukunft seiner Unzuverlässigkeit im Hinblick auf akademische Funktionalität treu.

Fotos:
Umschlag vorne: Dieter Host
Umschlagseite 2/Seite 1: Pia Schmitt
S. 798/Umschlagseite 3: Pia Schmitt
Umschlag hinten: Pia Schmitt

Pierre Chaulieu (Cornelius Castoriadis)/Anton Pannekoek

Korrespondenz 1953-1954[1]

Vorwort und Kommentare von Henri Simon

Einige Erklärungen vorweg

Als ein Genosse den Text der vorliegenden Broschüre las, meinte er, man könne dem Ablauf der darin wiedergegebenen Ereignisse manchmal schwer folgen. Es schien ihm wünschenswert, vorweg einen Rahmen zu liefern, damit der Leser den Mäandern einer wirklich sehr obskuren und komplexen Geschichte folgen kann.
Zuallererst sei darauf verwiesen, daß wir eine streng chronologische Reihenfolge eingehalten haben, außer in den beiden letzten Kapiteln, wo wir den Versuch einer Erklärung wagen. Diese chronologische Reihenfolge bringt zwangsläufig Wiederholungen mit sich, denn die verschiedenen Episoden kommen oft auf frühere Ereignisse zurück, die in der Zeit, in +der sie sich abgespielt haben, nicht bekannt waren.
Im ersten Zeitraum, mit dem sich die Kapitel 1 - 7 beschäftigen, geht es um das Verhältnis von „Socialisme ou Barbarie" zu den Personen der holländischen „Spartacus"-Gruppe, die sich auf den Rätekommunismus berief, so wie er aus der realen Bewegung der deutschen Räte in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg hervorgegangen ist, das heißt es geht um

- die Korrespondenz zwischen Pierre Chaulieu (Cornelius Castoriadis), im Namen der Mehrheit der Gruppe „Socialisme ou Barbarie", und Anton Pannekoek in eigener Person;
- eine indirekte Notiz in der Zeitschrift „Socialisme ou Barbarie", die darauf hinweist, daß die Korrespondenz plötzlich abbrach - ohne daß wirklich bekannt ist, warum;
- einen in „Socialisme ou Barbarie" veröffentlichten Text der holländischen rätekommunistischen Gruppe „Spartacus", welcher Pannekoek nahestand, der für diese Zeitschrift die letzte Anspielung auf diese historische Tendenz bedeutet.

Diese erste Periode spielt sich innerhalb von zwei Jahren - von 1953 bis 1955 - ab und zeichnet sich aus durch das nicht näher erklärte Scheitern dieser ersten Kontakte und die veränderte Ausrichtung der Mehrheit der Gruppe „Socialisme ou Barbarie", die darin die Positionen von Chaulieu/Castoriadis unterstützte.
Eine zweite Periode wird in den Kapiteln 8 und 9 behandelt. Diese spielt sich mehr als fünfzehn Jahre später ab, von 1971 bis 1974, und bezieht sich auf die Ereignisse der vorherigen Periode und ist viel polemischer. Auf gewisse Weise beginnt die Wiedereröffnung der Affäre mit der Veröffentlichung der ersten drei Briefe zwischen Panne-

---

1 Pierre Chaulieu (Cornelius Castoriadis)/Anton Pannekoek, Correspondance 1953-1954. Présentation et commentaires d'Henri Simon, Paris o.J. (2001). Diese französische Ausgabe enthält im Anhang kurze biographische Texte und bibliographische Angaben zu Castoriadis und Pannekoek sowie zwei graphische Überblicksdarstellungen zur holländischen rätekommunistischen Strömung und zur den Gruppierungen, die sich aus dem Kontext von „Socialisme ou Barbarie" entwickelt haben (AdÜ).

koek und Chaulieu im Jahr 1971. Dieser Veröffentlichung in den „Cahiers du Communisme de Conseils" ist ein Text von Cajo Brendel vorangestellt, der das diesbezügliche Schweigen der Gruppe „Socialisme ou Barbarie" erklärt, das bis zu ihrer Auflösung 1967 anhielt.[2] Castoriadis glaubte sich verpflichtet, 1974 in der Taschenbuchausgabe seiner Werke in der Reihe „10/18" die drei betreffenden Briefe (aber nicht die gesamte Korrespondenz) abzudrucken - mit einem kritischen Vorwort, das als Antwort auf Cajo Brendels Text gedacht war.[3]
Die beiden letzten Kapitel - 10 und 11 - versuchen im Lichte anderer, späterer Schriften von Castoriadis zu verstehen, warum alles so abgelaufen ist und gleichzeitig - was nur eine Hypothese ist - die Kontinuität des Denkens von Castoriadis von seiner trotzkistischen Vergangenheit bis hin zu seinen Abschweifungen über seine Theorien des Imaginären aufzuzeigen.
Es ist offenkundig, daß sich eine Studie wie die folgende, auch wenn sie auf unwiderlegbaren Dokumenten basiert, auch auf Berichte (die ja bekanntlich relativ sind, sowohl in ihrer Subjektivität als auch in ihrer Ungenauigkeit aufgrund der vergangenen Zeit) und auf andere mehr oder weniger polemische Texte stützt.
Wir möchten uns im voraus für die Ungenauigkeiten entschuldigen, die manch einer herausfinden mag; diese sind unabsichtlich und wir sind bereit, nach entsprechender Überprüfung alle wünschenswerten Berichtigungen vorzunehmen.

1.Einleitung

Es mag einem kleinlich vorkommen, nach fast einem halben Jahrhundert eine Debatte im Detail wiederaufzugreifen (Details, die übrigens nicht alle bekannt sind oder vergessen wurden), die damals durch den Willen eines der Protagonisten scheiterte, nämlich durch Chaulieu, treibende Kraft der Gruppe „Socialisme ou Barbarie", deren Mehrheit ihm damals scheinbar in seinem Willen folgte.[4]
Beide Protagonisten, Pannekoek und Chaulieu (Castoriadis war damals in den öffentlichen Stellungnahmen der Gruppe „Socialisme ou Barbarie" unter diesem Pseudonym[5]

---

2 Une correspondance entre Anton Pannekoek et Pierre Chaulieu. Introduction: Cajo Brendel, in: Cahiers du Communisme de Conseils, 8/Mai 1971, S. 15-35. Der Text von Cajo Brendel ist im folgenden auf S. 57ff. abgedruckt.

3 Cornelius Castoriadis, Réponse au camarade Pannekoek (1954), in: Ders., L'expérience du mouvement ouvrier 1. Comment lutter, Paris 1974, S. 249-259; ders., Postface à la *Réponse au camarade Pannekoek*, in: ebd., S. 261-277; dieses „Postface" enthält das erwähnte „kritische Vorwort" sowie die beiden Briefe Pannekoeks (AdÜ).

4 Es ist schwierig, Chaulieu/Castoriadis von der Tendenz „Chaulieu/Montal" in der trotzkistischen „Parti Communiste Internationaliste" (PCI) und dann in der Gruppe „Socialisme ou Barbarie" zu trennen, deren Ursprungskern sie ist. Es ist bezeichnend, daß Castoriadis bis zum Ende der Gruppe stets die Kontrolle über deren Ausrichtung - und über den Namen - bewahrt hat, so daß die „Minderheit" gezwungen war, sich abzuspalten. Diese Vormachtstellung wird durch die Veröffentlichung der Schriften von Chaulieu/Castoriadis unter dem Etikett „Socialisme ou Barbarie" in der Reihe „10/18" bekräftigt. Es geht hier keineswegs darum, Castoriadis den Prozeß zu machen, sondern auf der Basis von Tatsachen, die sowohl ihn persönlich als auch die Gruppe betreffen, die Entwicklung seines Denkens zu zeigen, das diese Tatsachen wiederum erklären kann.

5 Castoriadis hat verschiedene Pseudonyme benutzt - Pierre Chaulieu, Paul Cardan, Barjot, Jean-Marc Coudray und andere, die wir nicht wiederfinden konnten. Das war eine Praxis, die aus der Zeit des Krieges und der Illegalität stammte und für die es in den fünfziger Jahren für die meis-

bekannt), sind verstorben und können offensichtlich weder unsere Darstellung der Fakten noch die vorliegende Wiedergabe der Texte vervollständigen oder kritisieren; nur neue Dokumente (wir werden sehen, daß es sie tatsächlich gab) oder Berichte der wenigen noch lebenden Akteure in dieser Debatte könnten eventuell zu zusätzlichen Präzisierungen oder gar zu einer neuen Sichtweise beitragen. Im vollen Bewußtsein der Grenzen dieser Arbeit wünschten wir, es wäre so.

Wenn wir die folgenden Dokumente ausgraben - in denen es um die Revolution, die Organisationsformen des Proletariats, Partei oder Räte, und die bürokratische „Degeneration" dieser Organisationsformen geht -, so haben wir damit keineswegs die Absicht, irgendeinen Angriff auf die Person von Castoriadis zu fördern (wenn es auch recht schwierig ist, einen Menschen von seinen Ideen zu trennen); die Absicht ist vielmehr, diese Debatte in den zeitlichen Kontext einzuordnen, das Verhältnis zwischen den damaligen Positionen und der Entwicklung des Denkens von Castoriadis in Verbindung mit grundlegenderen Positionen aufzuzeigen und das Interesse an diesen „alten" Diskussionen in der heutigen Zeit zu betonen.

In einem Briefwechsel zwischen zwei „alten Kämpfern" von „Socialisme ou Barbarie" anläßlich einer ganz anderen Frage (den Positionen der Mehrheit der Gruppe zum Quasi-Staatsstreich von Charles de Gaulle im Mai 1958), betonte einer der beiden, der bis zum Ende der Gruppe im Jahr 1967 ein Getreuer von Chaulieu/Castoriadis geblieben war, man würde Castoriadis *„ungerechtfertigt angreifen, wenn man sich auf ein Problem bezieht, das in der Polemik eines kurzen Augenblicks aufgeworfen wurde"*. Kann man im Rahmen der Debatte, die Gegenstand der folgenden Dokumentation ist und die im wesentlichen das behandelt, was man als „Parteifrage" zusammenfassen könnte, auch von einem *„ungerechtfertigten Angriff"* sprechen? Und kann man, wie es derselbe Genosse im selben Briefwechsel tut, der Ansicht sein, daß es *„für uns, die wir den Marxismus in Frage stellen, darum geht, einen Schlußstrich unter die Parteifrage zu ziehen"* und daß *„alle Analysen, die danach über den modernen Kapitalismus geschrieben wurden, zur Genüge die Aufgabe dieser Perspektive bezeugen"* (das heißt, einer mit einer starken „Räte"-Färbung versehenen leninistischen Position wie die von „Socialisme ou Barbarie" in den fünfziger Jahren)? Im Gegenteil, wir sind ganz und gar nicht davon überzeugt, daß die Entwicklung von Chaulieu/Castoriadis, insbesondere die Preisgabe des Marxismus, tatsächlich eine radikale Veränderung seiner Auffassungen über die Organisation implizierte. Die von ihm nach der Auflösung von „Socialisme ou Barbarie" geschriebenen Texte beweisen in der Tendenz das Gegenteil; sie werden am Schluß dieser Dokumentation erwähnt.

Für uns ist die zentrale Frage, die damals in den frühen fünfziger Jahren im Zentrum der Debatte stand - und heute immer noch steht -, die der Existenz einer „revolutionären Partei" und ihrer eventuellen Beziehung zu den aus dem Kampf hervorgegangenen Basisorganisationen. In anderen Worten, das Verhältnis zwischen „Avantgarde" (mit dem mehr oder weniger selbst zuerkannten revolutionären Bewußtsein) und der realen Kampfbewegung der Arbeiter sowohl in der alltäglichen Ausbeutung als auch in den Konfrontationen mit dem System - die damals als revolutionär bezeichnet wurden.

---

ten Mitglieder keine Notwendigkeit mehr gab, außer aus persönlichen und berechtigten Gründen für die Aktivisten ausländischer Nationalität.

Wenn man nur die jüngste Zeit betrachtet, so haben in verschiedenen Ländern Westeuropas die Existenz- und Ausbeutungsbedingungen die Arbeiter gezwungen, neue Kampfformen zu entwickeln. Doch diese neuen Kampfformen konnten sich nicht weiterentwickeln (wie es mehrfach in der Geschichte erlebt wurde), denn sie stießen und stoßen weiterhin nicht nur auf die Macht der legalen Institutionen (die dazu da sind, sie im Rahmen der kapitalistischen Ausbeutung zu halten), sondern auch auf die aus der Vergangenheit ererbten Traditionen und Ideologien, die von diesen Institutionen (Gewerkschaften, Parteien) transportiert werden. Gleichzeitig besteht kaum ein Zweifel daran, daß der größte Teil der Arbeiter in keiner Weise glaubt, daß diese Parteien (Sozialisten, Kommunisten usw.) die Macht der Bourgeoisie in Frage stellen; recht wenige glauben noch an die Möglichkeit, daß die Politik oder die Politiker gegenüber dem, was der Kapitalismus in seiner Dynamik durchsetzt, ein Gewicht haben. Nichts erlaubt uns zu sagen, daß eine solche Situation, wie unter gewissen Umständen in der Vergangenheit geschehen, zur Schaffung von Kampforganisationen führen kann, die von der ausgebeuteten Klasse gegründet werden, um ihre Interessen zu verteidigen und eventuell die kapitalistische Herrschaft zu beenden. Aber wenn der Kapitalismus sich in der Situation befinden würde, daß er in einer schweren ökonomischen und politischen, seine Existenz bedrohenden Krise vor sich hindämmert, würde eine auf die autonomen Akteure eines revolutionären Schubes zielende Repressionswelle folgen, nicht so sehr von denen ausgehend, die wir als Träger dieser Repression kennen, sondern von denen, die im Namen ihres „revolutionären Bewußtseins“ auf die eine oder andere Weise die „aufgeklärte“ Führung dessen übernehmen wollen, was sie zuvor als zukünftige Gesellschaft konstruiert haben. Von diesem Gesichtspunkt aus kann die Debatte als eine Kritik des Leninismus als Ideologie der Intellektuellen gesehen werden, vor allem im Hinblick auf alle Abspaltungen von den kommunistischen Parteien oder den verschiedenen trotzkistischen Gruppen, sowohl in ihrer reformistischen Version als auch jener, die auf der Suche nach dem sind, was sie für die reine Lehre halten.

Auf der Ebene der von den beiden Protagonisten der Debatte eingenommenen Positionen treten persönlichere Kritiken zutage. Auf gewisse Weise kritisieren sie sich jeweils durch den anderen. Auf der einen Seite Castoriadis, der wie ein Intellektueller funktioniert, der (trotz seines Bruchs mit dem Marxismus) noch nicht vollständig mit der leninistischen Auffassung von der Revolution gebrochen hat (vor allem durch seine jüngsten Behauptungen über die Notwendigkeit der revolutionären Organisation) und sich durch sein Geschick auszeichnet, das zu umgehen und zu verbergen, was ihn bezüglich seiner eigenen Positionen, seiner Rolle in der Gruppe „Socialisme ou Barbarie“ und der Funktion, die er dieser Gruppe zuschreibt, stört. Auf der anderen Seite Pannekoek, der zur Zeit dieses Briefwechsels nicht mehr derjenige ist, der - auch wenn er sich bezüglich seiner Auffassungen über die Rolle der Partei weiterentwickelt hat - zahlreiche Schriften aus seiner Zeit in der Sozialdemokratie hinterlassen hat (wobei man sich auf einige davon durchaus noch berufen kann), in denen die Avantgarde als ein Gruppierung mit erzieherischer Funktion verstanden wird und in denen keine allzu große Klarheit über die Perspektiven einer Selbstverwaltung der Arbeiterräte besteht.

Castoriadis kann mit Recht behaupten, daß Kämpfe (Klassenkampf oder Auseinandersetzungen zwischen politischen Gruppen) innerhalb der Arbeiterräte fortleben können.

Doch Pannekoek hat Recht mit seiner Antwort, daß dieser Antagonismus nicht durch einen voluntaristischen Akt der Machtergreifung durch eine Minderheit gelöst werden kann. Schließlich bleibt die Frage im Raum, und jeder kann darüber nachdenken und diskutieren, was der heutige Kapitalismus und die in seinem Rahmen sich abspielenden Kämpfe bedeuten.

2. Die ersten Kontakte

Angesichts der schwierigen Anfänge war es normal - die Spaltung einer politischen Gruppe war nie eine einfache Sache und manchmal sogar mühsam -, daß „Socialisme ou Barbarie"[6] Kontakte zu anderen Gruppen suchte, die ihr politisch nahe erschienen: man hoffte, wenn nicht sich zu vergrößern, dann wenigstens die Gelegenheit zu finden, in den Debatten die eigenen Positionen zu behaupten oder zu verfeinern.
Es ist nicht genau bekannt, was die Gruppe dazu brachte, in Kontakt zur holländischen rätekommunistischen „Spartacus"-Gruppe zu treten, und auch nicht, wie die Kontakte hergestellt wurden, aber es ist sicher, daß ein Mitglied von „Socialisme ou Barbarie" einem Kongreß der holländischen Gruppe beiwohnte. Andere Kontakte sowohl persönlicher als auch politischer Art wurden geknüpft, und im ersten Halbjahr 1953 kam Cajo Brendel, ein Mitglied von „Spartacus", nach Paris, um die Kontakte zu festigen. Er nahm ein Exemplar von jedem der bereits erschienenen Hefte der Zeitschrift „Socialisme ou Barbarie" (sicherlich von 1 bis 11) mit dem Auftrag nach Holland mit, sie Anton Pannekoek, dem Theoretiker des Rätekommunismus, zu übergeben. Pannekoek war, obwohl er der „Spartacus"-Gruppe sehr nahe stand, zwar kein Mitglied, hatte aber engsten Kontakt zu mehreren ihrer Mitglieder, darunter zu Cajo Brendel. Offensichtlich hoffte „Socialisme ou Barbarie" durch ein solches Vorgehen direkte Kontakte zu Pannekoek zu knüpfen.
Cajo Brendel übergab Pannekoek tatsächlich die Hefte von „Socialisme ou Barbarie". Letzterer teilte in einem Brief vom 30. Oktober 1953 an Cajo Brendel seine ersten Eindrücke mit (der Brief wurde von Cajo Brendel aus dem Holländischen übersetzt):
„Die Nummern von ‚Socialisme ou Barbarie', die Sie mir aus Paris mitgebracht haben, haben mir sehr viel Freude bereitet. Ich habe darin eine Reihe ausgezeichneter Artikel gefunden. Mit großer Befriedigung habe ich klar gesehen, daß sie nicht sehr weit von unseren Positionen entfernt sind. Mir scheint, daß sie im Laufe der letzten Jahre Schritt für Schritt in unsere Richtung gegangen sind. Im ersten Artikel von 1948

6 Es gilt als sicher, daß die Gruppe um Chaulieu-Montal bei ihrem Austritt aus der „Parti Communiste Internationaliste" (PCI) hoffte, einen Teil der Parteimitglieder mit sich zu ziehen, ja sogar Sympathisanten um sich zu scharen. Im Laufe der Jahre wurden individuelle Kontakte, besonders durch Vermittlung von Philippe Guillaume, und solche von Gruppe zu Gruppe fortgeführt (s. dazu das Buch von Philippe Gottraux: Socialisme ou Barbarie. Un engagement politique et intellectuel dans la France de l'après-guerre, Lausanne 1997 [Neuauflage 2002]). Eine nicht zu vernachlässigende Anzahl derer, die zusammen mit der Gruppe ausgetreten waren, gab in den darauffolgenden Jahren jede politische Aktivität auf. Parallel dazu zielten andere Kontakte darauf ab, ganze oder Teile von relativ nahestehenden Gruppen (Bordigisten, „Mouvement international des auberges de jeunesse" [MIAJ, „Internationale Jugendherbergsbewegung"], „Parti socialiste unifié" [PSU]) um sich zu scharen. Die öffentlichen Versammlungen richteten sich speziell an diese Aktivisten in der Hoffnung auf weitergehende Diskussionen und Beitritte. Vor 1958 war der einzige beträchtliche Erfolg der Beitritt eines Gutteils der französischen bordigistischen Sektion zu „Socialisme ou Barbarie".

spricht Chaulieu noch von ‚revolutionärer Partei'. Doch in den letzten Nummern der Zeitschrift besteht er mehr auf der ‚Leitung der Produktion' durch die Arbeiter selbst. Er gebraucht zwar nicht den Begriff ‚Arbeiterräte', sondern spricht von ‚Sowjet-Organen' und ich denke, daß er mit diesen Worten dasselbe benennt. Aus einem Brief von Schonberg[7] *vor einigen Jahren weiß ich, daß es Diskussionen gab und daß sich in vielen Punkten ähnliche Auffassungen herausgebildet haben. Dennoch gibt es Divergenzen. Sie sind nicht vom bolschewistischen Virus befreit, den ihnen Trotzki eingeimpft hat. Dem Virus des Avantgardismus der revolutionären Partei, die die Revolution machen muß. An diesem Punkt sind wir in Holland schon weiter, weil wir begriffen haben, daß die Arbeiter im Kampf um die Macht autonom und ihre eigenen Herren sein und ihren eigenen Weg suchen müssen. Wir denken auch, daß die Führungsorgane in diesem Kampf von den Arbeitern geschaffen werden müssen und geschaffen werden, und daß diese Organe die Arbeiterräte sein werden, mit eben dieser führenden Funktion und daß sie gleichzeitig wachsen werden.*
Diese Meinung finde ich nirgends in ihren Publikationen. Vielleicht noch nicht. Sie denken, daß die proletarische Revolution eine einzige und einmalige Aktion ist und daß danach [von Pannekoek unterstrichen, Anm. d. Hg.] *die Arbeiter anfangen werden, eine kommunistische Ökonomie aufzubauen. Ihnen zufolge verfügt nur die Partei über das völlige Verständnis davon. Laut ihnen ist das die Aufgabe, auf die man sich vorbereiten und wofür man ernsthafte Pläne machen und worüber man ernsthaft diskutieren soll... Können sie englisch oder deutsch lesen? Ich frage, weil ich mich besser auf Englisch als auf Französisch äußern kann..."*

Pannekoeks erster Brief

Im folgenden müssen wir der chronologischen Reihenfolge des damit beginnenden Briefwechsels folgen. Wir haben es vorgezogen, die später erschienenen Kommentare beiseite zu lassen, um nur diesen Briefwechsel und das, was in den Sitzungen von „Socialisme ou Barbarie" oder den Kommentaren in der Zeitschrift durchschimmerte, ins Gedächtnis zu rufen.
Kurze Zeit nach diesem Brief an Cajo Brendel schreibt Pannekoek an „Socialisme ou Barbarie", genauer gesagt an Chaulieu (Castoriadis). Dieser Brief ist in Heft 14 der Zeitschrift veröffentlicht und ihm ist folgende Einleitung vorangestellt:
„Wir haben vom Genossen Anton Pannekoek den Brief erhalten, den wir hier mit der Antwort des Genossen Chaulieu veröffentlichen. Es ist gewiß überflüssig, unsere Leser an die lange und fruchtbare Aktivität A. Pannekoeks als Aktivist und Theoretiker zu erinnern, an seinen Kampf gegen den Opportunismus im Rahmen der II. Internatio-

7 Szajko Schönberg war, unter dem Pseudonym Laroche, durch seine Aktivitäten in der „Union Communiste" von Henri Chazé (Gaston Davoust) vor 1939 bekannt. Während des Krieges in die Illegalität gezwungen, hatte er nach 1945 die Kontakte erneuert, die er vorher vor allem mit Henk Canne-Meijer geknüpft hatte; er gehörte zu der von Marc Chirik gegründeten Gruppe („Gauche Communiste de France") und übersetzte die erste Ausgabe von Pannekoeks „Lenin als Philosoph" ins Französische. Aus Furcht vor einem neuen Krieg und einer russischen Intervention emigrierte er mit seiner Frau und seinem Sohn Anfang der fünfziger Jahre nach Peru. Seine Tochter Rina ist die Ehefrau von Daniel Saint-James; beide hielten die Kontakte zu den holländischen Rätekommunisten aufrecht.

nale bereits vor 1914, an die entschieden internationalistische Haltung, die die von ihm und Gorter ins Leben gerufene Gruppe von 1914-1918 einnahm, an seine Kritik des bürokratischen Zentralismus, der ab 1919-1920 in der bolschewistischen Partei aufgekommen war (die in Frankreich nur durch Lenins Antwort in ‚Die Kinderkrankheit des Kommunismus' bekannt ist; Gorters ‚Antwort auf Lenin'[8] wurde ebenfalls auf Französisch veröffentlicht). Wir hoffen, daß wir in dieser Zeitschrift bald Auszüge aus seinem Werk ‚Les Conseils ouvriers' veröffentlichen können, das nach dem Krieg auf Englisch veröffentlich wurde."[9]

Es folgt der Text des Briefes vom 8. November 1953:[10]

„Ich danke euch sehr für die Folge der 11 Hefte von ‚Socialisme ou Barbarie', die ihr dem Genossen B... für mich gegeben habt. Ich habe sie (wenn auch noch nicht ganz) wegen der großen Übereinstimmung der Ansichten zwischen uns mit äußerstem Interesse gelesen. Ihr habt vielleicht dieselbe Feststellung getroffen, als ihr mein Buch ‚Workers' Councils' gelesen habt. Mir schien es seit vielen Jahren, daß die kleine Anzahl von Sozialisten, die diese Ideen entwickelten, sich nicht vergrößert hat; das Buch wurde ignoriert und von der gesamten sozialistischen Presse mit Schweigen übergangen (außer jüngst im ‚Socialist Leader' der ILP).[11] *Ich war also froh, als ich eine*

---

8 Herman Gorter: Am einfachsten macht man sich mit diesem holländischen Rätekommunisten (1864-1927), Weggefährte von Pannekoek und in Frankreich durch seine „Réponse à Lénine sur ‚la maladie infantile du communisme, 1920" (Paris 1930) bekannt geworden, durch die Neuausgabe dieses Buches vertraut: Herman Gorter, Lettre ouverte au camarade Lénine. Réponse à la brochure de Lénine „Le gauchisme, maladie infantile du communisme". Préf. Anton Pannekoek. Intr. et Notes de Serge Bricianer, Paris 1979. (Eine deutsche Ausgabe erschien unter dem Titel: Offener Brief an den Genossen Lenin. Eine Antwort auf Lenins Broschüre: „Der Radikalismus eine Kinderkrankheit des Kommunismus", Berlin 1920; eine Neuauflage unter dem leicht veränderten Titel: Offener Brief an den Genossen Lenin. Eine Antwort auf Lenins Broschüre „Der linke Radikalismus - die Kinderkrankheit im Kommunismus". Einleitung: Die Rätebewegung und der Marxismus der 2. Internationale, Hamburg 1974, AdÜ).

9 Pannekoeks Buch über „Arbeiterräte" erschien zuerst in einer holländischen Ausgabe unter dem Pseudonym „P. Aartsz" und unter dem Titel „De Arbeidersraden" in zwei Teilen 1946 im Amsterdam (2. Aufl. mit einem Vorwort von B.A. Sijes, Amsterdam 1971); eine englische Ausgabe erschien zuerst 1948 als Beilage in der australischen Zeitschrift „Southern Advocate for Workers' Councils" und unter dem Titel „Workers' Concils" 1950 als Buch in Melbourne; ein faksimilierter Nachdruck dieser Ausgabe in vier Heften wurde von „Échanges et Mouvement" in London (o.J.) vorgelegt; eine Neuauflage mit einem Vorwort von Robert F. Barsky erschien 2003 in Oakland, Cal./Edinburgh (AK Press). Eine französische Ausgabe erschien unter dem Titel „Les Conseils ouvriers. Traduction, préface et notes de I.C.O." 1974 und - in zwei Bänden - 1982 in Paris (Bélibaste bzw. Spartacus). Seit kurzem liegt auch eine deutsche Übersetzung vor: Arbeiterräte. Texte zur sozialen Revolution, Fernwald (Annerod) 2008.

10 Der hier wiedergegebene Text ist derjenige, der zuerst in „Socialisme ou Barbarie" 14/April-Juni 1954, S. 39-43 veröffentlicht und in allen späteren Publikationen nachgedruckt wurde.

11 Wilfred Wigham, Companions Instead of Masters and Men, in: Socialist Leader 13/29. März 1952 (Vol. XLIV), S. 6 und 9; Jim Graham, Scientific: Without Illusions, in: ebd., S. 7 und 9. Beide Beiträge erschienen unter der gemeinsamen Überschrift „Is this an Epoch-Making Book for Socialists? ‚Workers' Councils' by Anton Pannekoek, Melbourne 1950" und mit einem kurzen redaktionellen Beitrag „The Author". Die „Independent Labour Party" (ILP) war eine der Gruppen, die vor 1914 an der Gründung der „Labour Party" beteiligt waren, und sollte auf deren linkem Flügel bleiben. Diese Gruppe hatte während des Krieges von 1914 großen Einfluß auf die schottische Bewegung der „shop-stewards", die in gewisser Hinsicht der Bewegung der Arbeiterräte ähnelt. Die ILP wurde zwischen beiden Weltkriegen, während die „Labour Party" Regierungspartei wurde, durch die Konkurrenz der englischen Kommunistischen Partei marginalisiert. Es ist also kein Zufall, daß das Organ der ILP, der „Socialist Leader", sich für Pannekoeks Werk über die Arbeiterräte interessierte. Zur aktivsten Zeit dieser Partei s.: Alan MacKinley/R.J. Morris (ed.), The ILP on Clydeside, 1893-1932. From foundation to desintegration,

Gruppe kennenlernte, die über einen eigenständigen Weg zu denselben Ideen gekommen war. Die vollständige Herrschaft der Arbeiter über ihre Arbeit, die ihr folgendermaßen ausdrückt: ‚Die Produzenten organisieren selbst die Leitung der Produktion', habe ich in den Kapiteln über ‚Die Betriebsorganisation' und ‚Die gesellschaftliche Organisation' beschrieben. Die von Delegiertenversammlungen gebildeten Organe, die die Arbeiter zum Entscheiden benötigen, die ihr ‚Sowjet-Organe' nennt, sind dieselben wie diejenigen, die wir ‚conseils ouvriers', ‚Arbeiterräte', ‚Workers' councils' nennen.

Natürlich gibt es Meinungsverschiedenheiten; ich werde mich damit befassen, wobei ich das als den Versuch eines Beitrags zur Diskussion in eurer Zeitschrift betrachte. Während ihr die Aktivität dieser Organe auf die Organisation der Arbeit in den Fabriken nach der Übernahme der gesellschaftlichen Macht durch die Arbeiter beschränkt, sind wir der Meinung, daß sie auch die Organe sein müssen, durch die die Arbeiter diese Macht erobern werden. Um die Macht zu erobern, können wir mit einer ‚revolutionären Partei', die die Führung der proletarischen Revolution übernimmt, nichts anfangen. Diese ‚revolutionäre Partei' ist ein trotzkistisches Konzept, das (seit 1930) unter den zahlreichen Ex-Anhängern der KP[12] Anklang fand, die von deren Praxis enttäuscht waren. Unsere Opposition und unsere Kritik gingen bereits auf die ersten Jahre der russischen Revolution zurück und wandten sich gegen Lenin, hervorgerufen durch seine Wendung hin zum politischen Opportunismus. So bleiben wir jenseits der Wege des Trotzkismus; wir waren nie von ihm beeinflußt. Wir betrachteten Trotzki als den fähigsten Wortführer des Bolschewismus, der Lenins Nachfolger hätte werden sollen. Doch nachdem wir in Rußland einen Staatskapitalismus entstehen sahen, richtete sich unsere Aufmerksamkeit hauptsächlich auf die westliche Welt des Großkapitals, wo die Arbeiter den am weitest entwickelten Kapitalismus in einen wirklichen Kommunismus (im wörtlichen Sinne) umgestalten müssen. Trotzki sammelte durch seinen revolutionären Eifer alle Dissidenten, die der Stalinismus aus der KP geworfen hatte, und machte sie, indem er ihnen den bolschewistischen Virus einimpfte, so gut wie unfähig, die neuen großen Aufgaben der proletarischen Revolution zu begreifen.

Weil die russische Revolution und ihre Ideen noch einen solch mächtigen Einfluß auf die Köpfe haben, ist es notwendig, ihren Grundcharakter noch tiefer zu durchdringen. Es handelte sich, in knappen Worten, um die letzte bürgerliche Revolution, die aber das Werk der Arbeiterklasse war. Eine bürgerliche Revolution[13] bedeutet eine Revolution, die den Feudalismus zerstört und der Industrialisierung den Weg ebnet, mit all den damit verbundenen sozialen Konsequenzen. Die russische Revolution liegt also

---

Manchester 1991. Die ILP veröffentlichte einen Auszug aus Pannekoeks „Workers' Councils" als Broschüre: Anton Pannekoek, The way to workers' control. A reprint of chapter 6, section II of WORKERS' COUNCILS. Published by The Independent Labour Party by arrangement with the author, London o.J. (ca. 1953).

12 KP - Kommunistische Partei. Pannekoeks Überlegung bezieht sich nicht nur auf die holländische Kommunistische Partei, sondern auf alle von Moskau und der III. Internationale abhängigen kommunistischen Parteien.

13 Die folgende Anmerkung ist im ursprünglichen, in „Socialisme ou Barbarie" veröffentlichten Text enthalten: „Eine ‚*Revolution der Mittelschichten' (middle-class revolution) im englischen Sinn von ‚Mittelschicht', d.h. der Bourgeoisie.*" Diese ungenaue Übersetzung wird eine Richtigstellung Pannekoeks in seiner Antwort vom 15. Juni 1954 nach sich ziehen, die in der vorliegenden Dokumentation zitiert ist (S. 40).

auf der Linie der englischen Revolution von 1647 und der Französischen Revolution von 1789 mit ihren Fortsetzungen von 1830, 1848 und 1871. Im Laufe all dieser Revolutionen bildeten die Handwerker, Bauern und Arbeiter die notwendige massive Macht, um das alte Regime zu zerstören; danach traten die Komitees und Parteien der Politiker, die die reichen Schichten repräsentierten, welche die zukünftige herrschende Klasse bildeten, in den Vordergrund und bemächtigten sich der Regierungsgewalt. Das war der natürliche Ausgang, da die Arbeiterklasse noch nicht reif dafür war, sich selbst zu regieren; die neue Gesellschaft war wieder eine Klassengesellschaft, in der die Arbeiter ausgebeutet wurden; eine solche herrschende Klasse braucht eine Regierung, die aus einer Minderheit von Beamten und Politikern besteht. Die jüngere russische Revolution schien eine proletarische Revolution zu sein, da die Arbeiter durch ihre Streiks und ihre Massenaktionen deren Urheber waren. Dann jedoch gelang es der bolschewistischen Partei nach und nach, sich die Macht anzueignen (die Arbeiterklasse war eine kleine Minderheit unter der bäuerlichen Bevölkerung); so wurde der bürgerliche Charakter (im weiten Sinne) der russischen Revolution vorherrschend und nahm die Form des Staatskapitalismus an. Danach wurde die russische Revolution, was ihren ideologischen und geistigen Einfluß in der Welt betrifft, das genaue Gegenteil der proletarischen Revolution, welche die Arbeiter befreien und sie zu Herren des Produktionsapparats machen soll.

Für uns besteht die glorreiche Tradition der russischen Revolution darin, daß sie in ihren ersten Explosionen von 1905 und 1917 zum ersten Mal die Organisationsform ihrer autonomen revolutionären Aktion, die Sowjets, entwickelt und den Arbeitern auf der ganzen Welt gezeigt hat. Aus dieser Erfahrung, die später auf kleinerer Ebene in Deutschland bestätigt wurde, haben wir unsere Ideen über die Formen der Massenaktion geschöpft, die der Arbeiterklasse eigen sind und die sie für ihre eigene Befreiung einsetzen muß.

Genau entgegengesetzt sehen wir die Traditionen, die Ideen und die Methoden, die aus der russischen Revolution hervorgingen, nachdem die KP die Macht ergriffen hatte. Diese Ideen, die einer korrekten proletarischen Aktion einzig als Hindernis dienen, bildeten das Wesen und die Grundlage von Trotzkis Propaganda.

Unsere Schlußfolgerung ist die, daß die Organisationsformen der autonomen Macht, die in den Begriffen ‚Sowjets' oder ‚Arbeiterräte' ihren Ausdruck finden, sowohl der Eroberung der Macht als auch der Leitung der produktiven Arbeit nach dieser Eroberung dienen sollen. Erstens, weil die Macht der Arbeiter über die Gesellschaft nicht anders erlangt werden kann, zum Beispiel durch das, was man eine revolutionäre Partei nennt. Zweitens, weil diese Sowjets, die später für die Produktion nötig sind, sich nur durch den Klassenkampf zwecks Eroberung der Macht herausbilden können.

Es scheint mir, daß in diesem Konzept der ‚Kern des Widerspruchs' des Problems der ‚revolutionären Führung' verschwindet. Denn die Quelle der Widersprüche ist die Unmöglichkeit, die Macht und die Freiheit einer Klasse, die ihr eigenes Schicksal bestimmt, mit der Forderung zu harmonisieren, einer Führung zu gehorchen, die von einer kleinen Gruppe oder Partei gebildet wird. Können wir denn eine solche Forderung aufrechterhalten? Sie widerspricht geradezu dem meist zitierten Gedanken von Marx, daß die Befreiung der Arbeiter nur das Werk der Arbeiter sein kann. Zudem kann die proletarische Revolution nicht mit einer einmaligen Rebellion oder einem militäri-

schen Feldzug verglichen werden, der von einer zentralen Kommandozentrale geleitet wird; auch nicht mit einer der großen Französischen Revolution vergleichbaren Kampfperiode, die selbst nur eine Episode im Aufstieg der Bourgeoisie zur Macht war. Die proletarische Revolution ist viel breiter und tiefgehender; in ihr erlangen die Volksmassen das Bewußtsein ihrer Existenz und ihres Charakters. Sie wird keine einmalige Erhebung sein; sie wird den Inhalt einer ganzen Periode in der Geschichte der Menschheit bilden, in der die Arbeiterklasse ihre eigenen Fähigkeiten und ihre Möglichkeiten sowie ihre eigenen Ziele und Kampfmethoden entdecken und verwirklichen muß. Ich habe mich bemüht, einige Aspekte dieser Revolution im Kapitel ‚Die Arbeiterrevolution' meines Buches ‚Arbeiterräte' auszuarbeiten. Sicherlich liefert all dies nur ein abstraktes Schema, das man dazu benutzen kann, um die verschiedenen agierenden Kräfte und ihre Beziehungen zueinander anzuführen.

Nun mögt ihr euch fragen: wozu dient also, im Rahmen dieser Position, eine Partei oder eine Gruppe und was sind ihre Aufgaben? Wir können sicher sein, daß unsere Gruppe nie dazu kommen wird, die Arbeitermassen in ihrer revolutionären Aktion zu kommandieren; neben uns gibt es ein halbes Dutzend und mehr Gruppen oder Parteien, die sich als revolutionär bezeichnen, sich in ihrem Programm und in ihren Ideen aber völlig voneinander unterscheiden und verglichen mit der großen sozialistischen Partei nur Liliputaner sind. Im Rahmen der Diskussion in Heft 10 eurer Zeitschrift wurde zu Recht betont, daß unsere Aufgabe in erster Linie eine theoretische ist: durch Studium und Diskussion den besten Aktionsweg für die Arbeiterklasse zu finden und aufzuzeigen.[14] *Die darauf beruhende Bildung darf jedoch nicht nur für die Mitglieder der Gruppe oder der Partei vorgesehen sein, sondern für die Massen der Arbeiterklasse. Sie sind es, die in ihren Fabrikversammlungen und Räten über die beste Vorgehensweise entscheiden werden müssen. Aber damit sie sich für die bestmögliche Art und Weise entscheiden, müssen sie durch wohlüberlegte Hinweise aufgeklärt sein, die aus möglichst vielen Richtungen kommen. Deshalb wird eine Gruppe, die proklamiert, daß die autonome Aktion der Arbeiterklasse die hauptsächliche Kraft der sozialistischen Revolution ist, der Meinung sein, daß ihre vordringliche Aufgabe die ist, zu den Arbeitern zu sprechen; zum Beispiel durch einfache Flugblätter, die Klarheit in die Ideen der Arbeiter bringen, indem sie die wichtigen Veränderungen in der Gesellschaft und die Notwendigkeit einer Führung der Arbeiter durch sich selbst sowohl in all ihren Aktionen als auch in der zukünftigen produktiven Arbeit erklären.*

Hier habt ihr einige der Überlegungen, die durch die Lektüre der hochinteressanten Diskussionen in eurer Zeitschrift angeregt wurden. Zudem muß ich sagen, wie zufrieden ich über die Artikel über den ‚amerikanischen Arbeiter' war, die einen Großteil des rätselhaften Problems dieser Arbeiterklasse ohne Sozialismus klären;[15] *und über*

---

14 Pannekoek bezieht sich hier auf folgende Beiträge: Pierre Chaulieu, La direction prolétarienne, in: Socialisme ou Barbarie 10/Juli-August 1952, S. 10-18 (wieder abgedruckt in: Cornelius Castoriadis, L'expérience du mouvement ouvrier 1. Comment lutter, Paris 1974, S. 145-161) und Claude Montal (Claude Lefort), Le prolétariat et le problème de la direction révolutionnaire, in: ebd., S. 18-27 (AdÜ).

15 In den Heften 1 (März/April 1949) - 8 (Januar/Februar 1951) von „Socialisme ou Barbarie" erschien eine Übersetzung der 1947 in New York von Paul Romano (Pseudonym von Phil Singer) und Ria Stone (Pseudonym von Grace C. Lee) veröffentlichten Broschüre „The American Worker", die einen Bericht über seine Erfahrungen als Fabrikarbeiter bei General Motors von Ro-

den lehrreichen Artikel über die Arbeiterklasse in Ostdeutschland.[16] *Ich hoffe, eure Gruppe hat die Möglichkeit, noch weitere Nummern eurer Zeitschrift zu veröffentlichen.*
Entschuldigt, daß ich den Brief auf Englisch geschrieben habe; ich habe Schwierigkeiten, mich zufriedenstellend auf Französisch zu äußern."

3. Castoriadis' erste Antwort auf Pannekoek

„Socialisme ou Barbarie" antwortete Pannekoek mit folgendem undatierten und von Chaulieu (Castoriadis) gezeichneten Brief:[17]
„Ihr Brief hat bei allen Genossen der Gruppe große Befriedigung ausgelöst; Befriedigung darüber, daß unsere Arbeit von einem geehrten Genossen wie Ihnen geschätzt wird, einem, der sein ganzes Leben dem Proletariat und dem Sozialismus gewidmet hat; Befriedigung darüber, daß unser Gedanke einer grundlegenden Übereinstimmung zwischen Ihnen und uns über die wichtigsten Punkte bestätigt wird; schließlich Befriedigung darüber, mit Ihnen diskutieren und unsere Zeitschrift mit dieser Diskussion bereichern zu können.
Bevor ich die beiden Punkte diskutiere, denen Ihr Brief gewidmet ist (das Wesen der russischen Revolution, die Konzeption und die Rolle der Partei) möchte ich die Punkte betonen, auf denen unsere Übereinstimmung beruht: Autonomie der Arbeiterklasse sowohl im Hinblick auf den Weg als auch das Ziel ihrer historischen Aktion, die vollständige Macht des Proletariats auf ökonomischer wie auf politischer Ebene als einziger konkreter Inhalt des Sozialismus. Ich möchte übrigens diesbezüglich ein Mißverständnis klären. Es stimmt nicht, daß wir ‚die Aktivität dieser Organe (Sowjets) auf die Organisation der Arbeit in den Fabriken nach der Übernahme der Macht' beschränken. Wir denken, daß die Tätigkeit der Sowjetorgane - oder Arbeiterräte - sich nach der Übernahme der Macht auf die gesamte Organisation des gesellschaftlichen Lebens erstrecken wird, das heißt, solange die Notwendigkeit eines Machtorgans besteht, wird dessen Rolle von den Arbeiterräten ausgefüllt werden. Es stimmt auch nicht, daß wir erst für die Zeit nach der ‚Übernahme der Macht' an irgendeine Rolle für die Räte denken. Sowohl die historische Erfahrung als auch die Reflexion zeigen, daß die Räte keine Organe sein könnten, die wirklich Ausdruck der Klasse sind, wenn sie sozusagen per Dekret am Tag nach einer siegreichen Revolution geschaffen würden, daß sie nur dann etwas sein werden, wenn sie spontan durch eine Bewegung aus dem Innersten der Klasse, also vor der ‚Übernahme der Macht' geschaffen werden; und wenn dem so ist, dann werden sie offensichtlich während der ganzen revolutionären Periode eine vorrangige Rolle spielen, deren Beginn durch die Schaffung der autonomen Massenorganismen genau bestimmt ist (wie ich in meinem Text über die Partei in Heft 10 geschrieben habe).[18]

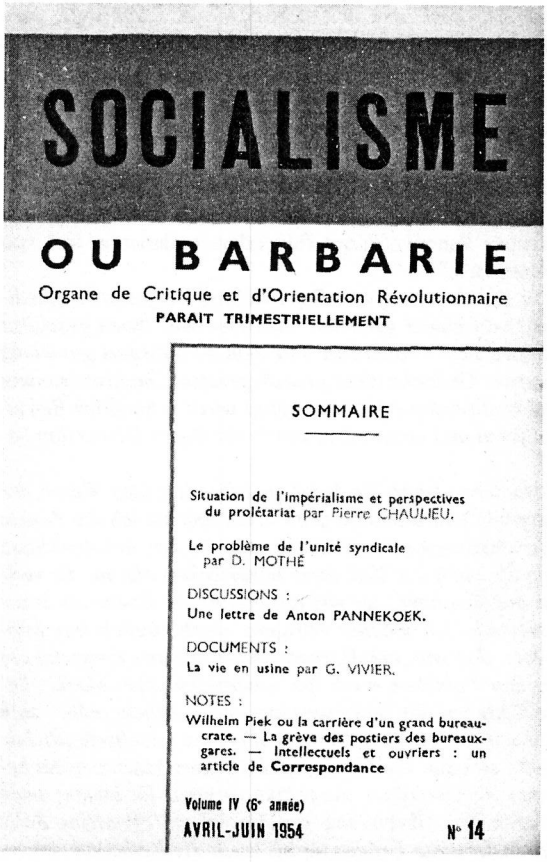
---

mano („Life in the Factory") und einen diesen interpretierenden theoretischen Text von Lee („The Reconstruction of Society") enthielt (AdÜ).

16 Hugo Bell (Benno Sternberg), Le Stalinisme en Allemagne Oriental, in: Socialisme ou Barbarie 7/August-September 1950, S. 1-45; 8/Januar-Februar 1951, S. 31-49 (AdÜ).

17 Wir haben hier den in „Socialisme ou Barbarie" 14/April-Juni 1954, S. 44-50 abgedruckten und in allen weiteren Publikationen nachgedruckten Brief übernommen.

18 Pierre Chaulieu, La direction prolétarienne, a.a.O.(AdÜ).



SOCIALISME

OU BARBARIE

Organe de Critique et d'Orientation Révolutionnaire

PARAIT TRIMESTRIELLEMENT

SOMMAIRE

Situation de l'impérialisme et perspectives du prolétariat par Pierre CHAULIEU.

Le problème de l'unité syndicale par D. MOTHÉ

DISCUSSIONS :

Une lettre de Anton PANNEKOEK.

DOCUMENTS :

La vie en usine par G. VIVIER.

NOTES :

Wilhelm Piek ou la carrière d'un grand bureaucrate. — La grève des postiers des bureaux-gares. — Intellectuels et ouvriers : un article de Correspondance

Volume IV (6e année)

AVRIL-JUIN 1954 N° 14

Wo es aber tatsächlich eine wirkliche Meinungsverschiedenheit zwischen uns gibt, das ist über die Frage, ob die Räte während dieser revolutionären Periode die einzigen Organe sind, die eine effektive Rolle spielen, und in geringerem Maße, welches von da an die Rolle und die Aufgabe der revolutionären Aktivisten ist. Das heißt die ‚Frage der Partei'.

Sie sagen: ‚Um die Macht zu erobern, können wir mit einer ‚revolutionären Partei', die die Führung der proletarischen Revolution übernimmt, nichts anfangen.' Und weiter unten, nachdem Sie richtigerweise daran erinnert haben, daß es neben uns ein halbes Dutzend anderer Parteien oder Gruppen gibt, die sich als zur Arbeiterklasse gehörig bezeichnen, fügen Sie hinzu: ‚Aber damit sie (die Massen der Arbeiterklasse) sich für die bestmögliche Art und Weise entscheiden, müssen sie durch wohlüberlegte Hinweise aufgeklärt sein, die aus möglichst vielen Richtungen kommen.' Ich fürchte, diese Sicht der Dinge entspricht ganz und gar nicht den zugleich auf der Hand liegenden und tiefsten Zügen der gegenwärtigen und vorhersehbaren Situation der Arbeiterklasse. Denn diese anderen Parteien und Gruppen, von denen Sie sprechen, repräsentieren nicht einfach andere Meinungen über die beste Art, die Revolution zu machen, und die Sitzungen der Räte werden keine ruhigen reflektierenden Versammlungen sein, wo die Arbeiterklasse, entsprechend den Ratschlägen ihrer verschiedenen Berater (den Repräsentanten der Gruppen und Parteien), beschließen wird, lieber diesen Weg zu gehen als jenen anderen. Von der Bildung der Organe der Arbeiterklasse an wird der Klassenkampf in diese Organe hineingetragen werden; er wird von den Repräsentanten der meisten dieser ‚Gruppen und Parteien' dort hineingetragen werden, die sich als zur Arbeiterklasse gehörig bezeichnen, aber meistens die Interessen und die Ideologie der dem Proletariat feindlichen Klassen vertreten, wie die Reformisten und die Stalinisten. Selbst wenn sie sich nicht in ihrer aktuellen Form dort ein-

finden, wird man sie in einer anderen vorfinden, dessen können Sie sicher sein. Aller Wahrscheinlichkeit nach haben sie von Anfang an eine vorherrschende Position. Und die ganze Erfahrung der letzten zwanzig Jahre - des Spanischen Bürgerkriegs, der Okkupation und auch jeder beliebigen heutigen Gewerkschaftsversammlung - lehrt uns, daß Aktivisten, die unsere Meinung teilen, sich in diesen Organen das Rederecht richtiggehend erkämpfen müssen.

Die Verstärkung des Klassenkampfes während der revolutionären Phase wird unweigerlich die Form der Verstärkung des Kampfes zwischen den verschiedenen Fraktionen in den Organen der Massen annehmen. Unter diesen Bedingungen zu sagen, eine revolutionäre Avantgarde-Organisation werde sich darauf beschränken, die Räte mit ‚wohlüberlegte(n) Hinweise(n)' aufzuklären, ist das, so glaube ich, was man im Englischen ein ‚understatement'[19] nennt. Wenn die Räte der revolutionären Periode sich schließlich als diese Versammlungen von Weisen herausstellen, bei denen niemand die notwendige Ruhe für eine ausgewogene Reflexion stört, werden wir die Ersten sein, die sich darüber freuen; wir sind uns nämlich sicher, daß unsere Meinung vorherrschen würde, wenn die Dinge so verliefen. Doch nur in diesem Falle könnte die ‚Partei oder Gruppe' sich auf die Aufgabe beschränken, die Sie ihnen zuordnen. Und dieser Fall ist der bei weitem unwahrscheinlichste. Die Arbeiterklasse, die diese Räte bilden wird, wird nicht anders sein als die, die heute existiert; sie wird einen riesigen Schritt voran gemacht haben, doch, um einen berühmten Ausspruch zu zitieren, sie wird auf der Stirn noch die Zeichen der Situation tragen, aus der sie kommt. Sie wird an der Oberfläche von zutiefst feindlichen Einflüssen beherrscht sein, denen sich anfangs nur ihr noch konfuser revolutionärer Wille und eine minoritäre Avantgarde entgegenstellt. Diese muß mit allen Mitteln, die mit unserem Grundgedanken der Autonomie der Arbeiterklasse vereinbar sind, ihren Einfluß auf die Räte vergrößern und vertiefen und die Mehrheit für ihr Programm gewinnen. Sie muß vielleicht schon vorher handeln; was soll sie tun, wenn sie, die 45% der Räte vertritt, erfährt, daß irgendeine neostalinistische Partei sich darauf vorbereitet, am darauffolgenden Tag die Macht zu ergreifen? Muß sie es sich nicht zur Aufgabe machen, sich ihr unmittelbar zu bemächtigen?

Ich denke nicht, daß Sie mit all dem nicht übereinstimmen; ich glaube, daß Sie mit Ihrer Kritik insbesondere auf den Gedanken der ‚revolutionäre Führung' abzielen. Ich habe dennoch zu erklären versucht, daß die Partei nicht die Führung der Klasse sein kann, weder vor noch nach der Revolution: weder vorher, weil die Klasse ihr nicht folgt und sie höchstens nur eine Minderheit anführen kann (und außerdem ‚anführen' in einem sehr relativen Sinne: sie mit ihren Ideen und ihrer exemplarischen Aktion beeinflussen); noch danach, denn die proletarische Macht kann nicht die Macht der Partei sein, sondern die Macht der Klasse in ihren autonomen Massenorganen. Der einzige Moment, in dem sich die Partei einer Rolle wirklicher Führung annähern kann, als eine Gruppierung, die die Aufgabe hat, ihren Willen selbst gewaltsam durchzusetzen, kann eine bestimmte Phase der revolutionären Periode sein, die unmittelbar ihrer Auflösung vorangeht; es kann sein, daß wichtige praktische Entscheidungen außerhalb der Räte gefällt werden müssen, wenn die Vertreter von wirklich konterrevo-

---

19 Anmerkung in „Socialisme ou Barbarie": *„'understatement', ein Ausdruck, der sich allzu großer Mäßigung schuldig macht".*

lutionären Organisationen sich dort beteiligen, und die Partei kann unter dem Druck der Umstände mit einer entscheidenden Aktion eingreifen, selbst wenn sie nicht die Mehrheit der Klasse hinter sich hat. Die Tatsache, daß die Partei dabei nicht als bürokratisches Organ agiert, das darauf abzielt, der Klasse ihren Willen aufzudrängen, sondern als historischer Ausdruck der Klasse selbst, hängt von einer Reihe von Faktoren ab, über die man schon heute zwar abstrakt diskutieren kann, deren konkrete Bewertung aber erst dann erfolgen kann: welcher Teil der Klasse ist mit dem Programm der Partei einverstanden, wie ist der ideologische Zustand der übrigen Klasse, wie sieht es aus mit dem Kampf gegen die konterrevolutionären Tendenzen in den Räten, welches sind die weiteren Perspektiven usw. Heute schon eine Reihe von Verhaltensregeln für die verschiedenen Fälle aufzustellen, wäre sicherlich kindisch; wir können sicher sein, daß die einzigen Fälle, die eintreten werden, die nicht vorhergesehenen sind.

Manche Genossen sagen: diese Perspektive zu entwerfen bedeutet, einer möglichen Entartung der Partei im bürokratischen Sinne die Tür zu öffnen. Die Antwort lautet: sie nicht zu entwerfen, bedeutet schon heute, die Niederlage der Revolution oder die bürokratische Degeneration der Räte hinzunehmen, und dies nicht mehr als Möglichkeit, sondern als Gewißheit. Letztendlich erscheint mir der Verzicht auf das Handeln, aus Angst zum Bürokraten zu werden, genauso absurd wie der Verzicht auf das Denken, aus Angst sich zu irren. So wie die einzige ‚Garantie' gegen den Irrtum in der Ausübung des Denkens besteht, besteht die einzige ‚Garantie' gegen die Bürokratisierung in einer permanenten Aktion im antibürokratischen Sinne, im Kampf gegen die Bürokratie und im praktischen Beweis, das eine nicht-bürokratische Avantgardeorganisation möglich ist und daß sie nicht-bürokratische Beziehungen zur Klasse unterhalten kann. Denn die Bürokratie entsteht nicht aus falschen theoretischen Auffassungen, sondern aus eigenen Notwendigkeiten der Arbeiteraktion in einer gewissen Etappe, und in der Aktion geht es darum zu zeigen, daß das Proletariat auf die Bürokratie verzichten kann. Letztlich vergißt man, wenn man sich vor allem von der Angst vor Bürokratisierung leiten läßt, daß unter den heutigen Bedingungen eine Organisation nur dann einen beachtenswerten Einfluß bei den Massen erreichen kann, wenn sie ihre antibürokratischen Bestrebungen äußert und verwirklicht; es bedeutet zu vergessen, daß eine Avantgardegruppe nur dann zu einer wirklichen Existenz gelangen kann, wenn sie sich ständig an diesen Bestrebungen der Massen orientiert; es bedeutet zu vergessen, daß es keinen Platz mehr für das Auftauchen einer neuen bürokratischen Organisation gibt. Das permanente Scheitern trotzkistischer Versuche, schlicht und einfach wieder eine ‚bolschewistische' Organisation zu gründen, findet hier seine tiefste Ursache.

Zum Abschluß dieser wenigen Überlegungen denke ich auch nicht, daß man sagen könnte, in der aktuellen Periode (und bis zur Revolution) sei die Aufgabe einer Avantgardegruppe eine ‚theoretische' Aufgabe. Ich glaube, diese Aufgabe ist auch und vor allem eine Aufgabe des Kampfes und der Organisation. Denn der Klassenkampf ist permanent, mit Höhen und Tiefen, und das ideologische Heranreifen der Arbeiterklasse geschieht durch diesen Kampf. Nun sind aber das Proletariat und seine Kämpfe derzeit von bürokratischen Organisationen (Gewerkschaften und Parteien) beherrscht, was zum Ergebnis hat, daß die Kämpfe unmöglich gemacht, von ihrem Klassenziel ab-

gelenkt oder in die Niederlage geführt werden. Eine Avantgardeorganisation kann diesem Schauspiel nicht gleichgültig gegenüberstehen und sich auch nicht darauf beschränken, wie die Eule der Minerva bei Einbruch der Nacht aufzutauchen und aus ihrem Schnabel Flugblätter fallen zu lassen, die den Arbeitern die Gründe ihrer Niederlage erklären. Sie muß fähig sein, in diese Kämpfe einzugreifen, den Einfluß der bürokratischen Organisationen zu bekämpfen und den Arbeitern Handlungs- und Organisationsanweisungen anzubieten; sie muß manchmal sogar fähig sein, sie ihnen aufzuzwingen. Fünfzehn entschlossene avantgardistische Arbeiter genügen in manchen Fällen, um eine Fabrik mit 5000 Arbeitern in den Streik zu führen, wenn sie bereit sind, einige stalinistische Bürokraten zu stürzen - was weder theoretisch und nicht einmal demokratisch ist, da diese Bürokraten stets mit einer komfortablen Mehrheit von den Arbeitern selbst gewählt worden sind.

Bevor ich diese Antwort beende, möchte ich noch einige Worte über unsere zweite Divergenz verlieren, die auf den ersten Blick nur theoretischer Art ist: die über das Wesen der russischen Revolution. Wir denken, daß die Charakterisierung der russischen Revolution als bürgerliche Revolution den Tatsachen, den Ideen und der Sprache Gewalt antut. Daß es in der russischen Revolution mehrere Elemente einer bürgerlichen Revolution gab - insbesondere die ‚Verwirklichung der bürgerlich-demokratischen Aufgaben' -, wurde stets zugegeben, und Lenin und Trotzki haben dies, lange vor der Revolution selbst, zur Grundlage ihrer Strategie und Taktik gemacht. Aber diese Aufgaben konnten in der gegebenen Etappe der historischen Entwicklung und angesichts der Konstellation der gesellschaftlichen Kräfte in Rußland nur von der Arbeiterklasse angegangen werden, die sich gleichzeitig nur essentiell sozialistische Aufgaben stellen konnte.

Sie sagen: die Beteiligung der Arbeiter genügt nicht. Natürlich, sobald ein Kampf zum Massenkampf wird, sind die Arbeiter dabei, denn sie sind die Massen. Doch das ist nicht das Kriterium; es geht darum, ob die Arbeiter als reine und einfache Infanterie der Bourgeoisie dabei sind oder ob sie für ihre eigenen Ziele kämpfen. In einer Revolution, in der die Arbeiter für ‚Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit' kämpfen - was auch immer die Bedeutung ist, die sie diesen Parolen subjektiv geben - sind sie die Infanterie der Bourgeoisie. Wenn sie für ‚Alle Macht den Sowjets' kämpfen, dann kämpfen sie für den Sozialismus. Was aus der russischen Revolution eine proletarische Revolution macht, ist, daß das Proletariat dort als dominierende Kraft mit eigener Fahne, eigenem Gesicht, eigenen Forderungen, eigenen Kampfmitteln und seinen eigenen Organisationsformen aufgetreten ist; es hat nicht nur Massenorgane gebildet, die sich die ganze Macht aneignen wollten, sondern es ist selbst zur Enteignung der Kapitalisten geschritten und hat begonnen, die Fabriken in Arbeiterverwaltung zu nehmen. All das macht die russische Revolution auf immer zur proletarischen Revolution, unabhängig davon, was ihr weiteres Schicksal gewesen sein mag - ebenso wie weder ihre Schwächen noch ihre Konfusion und auch nicht ihre letztendliche Niederlage etwas daran ändern, daß die Pariser Kommune eine proletarische Revolution gewesen ist.

Diese Divergenz mag auf den ersten Blick theoretischer Art sein: Ich denke aber, daß sie in dem Maße praktische Bedeutung hat, wie sie eine unterschiedliche Methodologie bezüglich eines der wichtigsten aktuellen Probleme par excellence zeigt: dem Problem

der Bürokratie. Die Tatsache, daß die Degeneration der russischen Revolution nicht zu einer Restauration der Bourgeoisie geführt hat, sondern zur Gründung einer neuen Ausbeuterschicht, der Bürokratie; daß das Regime, das Träger dieser Schicht ist, trotz seiner tiefreichenden Identität mit dem Kapitalismus (als Herrschaft der toten Arbeit über die lebendige Arbeit) von ihm in einer ganzen Reihe von Aspekten abweicht, die man nicht vernachlässigen kann, ohne sich dem geringsten Verständnis zu verweigern; daß dieselbe Schicht seit 1945 dabei ist, ihre Herrschaft über die Welt auszuweiten; daß sie in den Ländern Westeuropas durch tief in der Arbeiterklasse verwurzelte Parteien repräsentiert wird - all das veranlaßt uns zu denken, daß die Position, die russische Revolution sei eine bürgerliche Revolution gewesen, bedeutet, freiwillig gegenüber den wichtigsten Zügen der heutigen Weltsituation die Augen zu verschließen.
Ich hoffe, daß diese Diskussion fortgesetzt und vertieft werden kann, und ich glaube, es ist nicht nötig zu wiederholen, daß wir mit Freude alles in ‚Socialisme ou Barbarie' aufnehmen werden, was Sie uns schicken möchten."

4. Pannekoeks zweiter Brief an „Socialisme ou Barbarie"

Nach diesem ersten Austausch schienen sich, trotz der bereits auftauchenden Divergenzen, endgültig fruchtbare Beziehungen anknüpfen zu lassen. Von daher ist es verständlich, wenn Pannekoek am 15. Juni 1954 mit einem Brief antwortete, der wie der erste nominell an Chaulieu gerichtet ist:[20]
„Sehr erfreut habe ich festgestellt, daß ihr in eurer Zeitschrift ‚Socialisme ou Barbarie' eine mit kritischen Bemerkungen versehene Übersetzung meines Briefes veröffentlicht habt, um eure Leser an einer Diskussion über grundlegende Fragen teilnehmen zu lassen. Da ihr den Wunsch geäußert habt, die Diskussion fortzusetzen, schicke ich euch einige Anmerkungen zu eurer Antwort. Natürlich bleiben Meinungsverschiedenheiten, die in der Diskussion klarer hervortreten können. Solche Divergenzen sind normalerweise das Ergebnis einer unterschiedlichen Einschätzung der als am wichtigsten eingeschätzten Punkte, was wiederum im Zusammenhang mit unseren praktischen Erfahrungen oder dem Umfeld steht, in dem wir uns befinden. Für mich war es die Untersuchung der politischen Streiks in Belgien (1893), in Rußland (1905 und 1917) und in Deutschland (1918/1919), eine Untersuchung, mit deren Hilfe ich versuchte zu einem klaren Verständnis des grundlegenden Charakters solcher Aktionen zu gelangen. Eure Gruppe lebt und arbeitet im Kontext einer Klassenagitation unter Arbeitern einer industriellen Großstadt; deshalb konzentriert sich eure Aufmerksamkeit völlig auf ein praktisches Problem: wie können sich wirksame Kampfmethoden jenseits des ineffizienten Kampfes der heutigen Parteien und partiellen Streiks entwickeln?
Natürlich behaupte ich nicht, daß sich die revolutionären Aktionen der Arbeiterklasse alle in einer Atmosphäre friedlicher Diskussion abspielen. Was ich behaupte ist, daß das Ergebnis des oft gewalttätigen Kampfs nicht von zufälligen Umständen bestimmt

20 Dieser Text wurde zum ersten Mal in Heft 8 (Mai 1971) der „Cahiers du Communisme de Conseils" veröffentlicht. Diese Publikation wurde nach zwölf Nummern (Oktober 1968 - November 1972) eingestellt, nachdem sich ihr Gründer Robert Camoin 1972 der Gruppierung um „Révolution Internationale" angeschlossen hatte, die später zur Gründung des „Courant Communiste International" (CCI) führte.

wird, sondern von dem, was im Denken der Arbeiter als Grundlage eines in der Erfahrung, der Untersuchung oder ihren Diskussionen erworbenen festen Bewußtseins lebendig ist. Wenn das Personal einer Fabrik beschließen soll, einen Streik zu beginnen oder nicht, dann wird diese Entscheidung nicht dadurch getroffen, daß man mit der Faust auf den Tisch haut, sondern normalerweise durch Diskussionen.

Sie stellen das Problem auf gänzlich praktische Art: was würde die Partei tun, wenn sie 45% der Rätemitglieder hinter sich hätte und erwartete, daß eine andere Partei (Neostalinisten, die sich bemühen, die Herrschaft zu übernehmen) versuchte, gewaltsam die Macht zu ergreifen? Eure Antwort ist: man muß ihr zuvorkommen, indem man tut, was sie zu tun droht. Was wäre das definitive Ergebnis einer solchen Aktion? Seht euch an, was in Rußland geschehen ist. Dort gab es eine Partei mit guten revolutionären Prinzipien, die vom Marxismus beeinflußt war, und die zudem die Unterstützung der bereits von den Arbeitern gegründeten Räte hatte; dennoch war sie gezwungen, die Macht zu ergreifen und das Ergebnis war der totalitäre Stalinismus (wenn ich sage: ‚sie war gezwungen', so heißt dies, daß die Umstände noch nicht reif für eine wirkliche proletarische Revolution waren. In der westlichen Welt, wo der Kapitalismus weiter entwickelt ist, sind die Umstände sicherlich reifer; deren Maß wird von der Entwicklung des Klassenkampfs vorgegeben). Also muß die Frage gestellt werden: kann der Kampf der Partei, so wie ihr ihn vorschlagt, die proletarische Revolution retten? Mir scheint, dies wäre eher ein Schritt hin zu einer neuen Unterdrückung.

Sicherlich wird es immer Schwierigkeiten geben. Wenn die Situation in Frankreich oder in der Welt einen massenhaften Kampf der Arbeiter erforderte, würden die kommunistischen Parteien sofort versuchen, die Aktion in eine pro-russische Demonstration im Rahmen der Partei zu verwandeln. Wir müssen einen energischen Kampf gegen diese Parteien führen. Aber wir können sie nicht schlagen, indem wir ihre Methoden übernehmen. Das ist nur möglich, wenn wir unsere eigenen Methoden praktizieren. Die wirkliche Aktionsform einer kämpfenden Klasse ist die Kraft der Argumente, die auf dem grundlegenden Prinzip der Autonomie der Entscheidungen beruht! Die Arbeiter können eine Unterdrückung durch die kommunistische Partei nur durch die Entwicklung und Stärkung ihrer eigenen Klassenmacht verhindern; das heißt durch ihren eigenen einhelligen Willen, die Produktionsmittel unter ihre Kontrolle zu nehmen und sie zu verwalten.

Die Hauptbedingung für die Eroberung der Freiheit für die Arbeiterklasse ist, daß die Vorstellung einer Selbstregierung und einer Selbstverwaltung des Produktionsapparates im Massenbewußtsein verwurzelt ist. Das stimmt in gewissem Maße mit dem überein, was Jean Jaurès in seiner ‚Histoire Socialiste de la Révolution Française' über die Konstituante geschrieben hat:

„Diese Versammlung, die sich erst seit kurzem mit politischen Angelegenheiten beschäftigte, verstand es, kaum daß sie sich gebildet hatte, alle Manöver des Hofes zu durchkreuzen. Warum? Weil sie über einige große und abstrakte Ideen verfügte, die lange und ernsthaft herangereift waren und ihr eine klare Sicht der Lage verliehen."[21]

---

21 Jean Jaurès, La Constituante (1789-1791) (= Histoire Socialiste [1789-1900]. Sous la direction de Jean Jaurès, Tome 1), Paris o.J. (1901), S. 754.

Sicherlich sind die beiden Fälle nicht identisch. Anstelle der großen politischen Ideen der Französischen Revolution geht es hier um große soziale Ideen der Arbeiter, das heißt: die Verwaltung der Produktion durch eine organisierte Kooperation. Anstelle von 500 Deputierten voller abstrakter Gedanken, die durch das Studium erworben wurden, werden die Arbeiter Millionen sein, die von der Erfahrung eines ganzen Lebens der Ausbeutung in einer produktiven Arbeit geleitet sind. Deshalb sehe ich die Dinge folgendermaßen:

Die edelste und nützlichste Aufgabe einer revolutionären Partei ist es, durch ihre Propaganda in tausend kleinen Zeitungen, Broschüren usw. das Wissen der Massen im Prozeß eines immer klarer und breiter werdenden Bewußtseins zu bereichern.

Nun einige Worte über den Charakter der russischen Revolution. Die Übersetzung des englischen Wortes ‚middle class revolution' mit ‚bürgerlicher Revolution' drückt nicht genau dessen Bedeutung aus. Als in England die sogenannten Mittelschichten die Macht ergriffen, setzten sie sich zum großen Teil aus kleinen Kapitalisten oder Geschäftsleuten zusammen, die Eigentümer des industriellen Produktionsapparats waren. Der Kampf der Massen war notwendig, um die Aristokratie von der Macht zu vertreiben; doch trotz dieser Tatsache war die Masse noch nicht fähig, sich selbst des Produktionsapparats zu bemächtigen; die geistige, moralische und organisatorische Fähigkeit dafür konnten die Arbeiter erst durch den Klassenkampf in einem genügend entwickelten Kapitalismus erlangen. In Rußland gab es keine ähnlich bedeutende Bourgeoisie; die Folge davon war, daß aus der Avantgarde der Revolution eine neue ‚Mittelschicht' als führende Klasse der produktiven Arbeit entstehen sollte, die den Produktionsapparat leitete, jedoch nicht als eine Reihe von einzelnen Eigentümern, von denen jeder einen bestimmten Teil dieses Produktionsapparats besitzt, sondern als kollektiver Eigentümer des Produktionsapparats in seiner Gesamtheit.

Allgemein können wir sagen: Wenn die werktätigen Massen (denn sie sind das Produkt der vorkapitalistischen Bedingungen) noch nicht fähig sind, die Produktion in ihre eigenen Hände zu nehmen, wird das unweigerlich zur Folge haben, daß eine neue führende Klasse zum Herren der Produktion wird. Diese Übereinstimmung brachte mich dazu zu sagen, daß die russische Revolution (in ihrem wesentlichen und dauerhaften Charakter) eine bürgerliche Revolution war. Sicherlich war die massenhafte Macht des Proletariats notwendig, um die Macht des alten Systems zu zerstören (und das war ein Lehrstück für die Arbeiter der ganzen Welt). Aber eine soziale Revolution kann nicht mehr erreichen, als das, was dem Charakter der revolutionären Klassen entspricht, und auch wenn der größtmögliche Radikalismus nötig war, um allen Widerstand zu besiegen, so mußte man später in alte Zustände zurückfallen.

Das scheint bis zum heutigen Tag eine allgemeine Regel aller Revolutionen zu sein: bis 1793 wurde die Französische Revolution immer radikaler, bis zu dem Punkt, an dem die Bauern definitiv die freien Herren ihres Bodens und die ausländischen Armeen zurückgeworfen wurden; in diesem Moment wurden die Jakobiner massakriert und der Kapitalismus hielt als neuer Herr seinen Einzug. Wenn man die Dinge auf diese Weise betrachtet, so war der Ablauf der russischen Revolution der gleiche wie in den vorangegangenen Revolutionen, die alle die Macht besiegten, in England, in Frankreich, in Deutschland. Die russische Revolution war keineswegs eine verfrühte proletarische Revolution. Die proletarische Revolution gehört der Zukunft an.

Ich hoffe sehr, daß diese Erklärung, auch wenn sie keine neuen Argumente enthalten mag, dazu dienen kann, einige Divergenzen in unseren Ansichten zu klären."

5. Ein schwer zu erklärendes Schweigen?

Dieser zweite Brief Pannekoeks vom 15. Juni 1954 wurde bis zur Auflösung der Gruppe im Jahre 1967 nie in „Socialisme ou Barbarie" veröffentlicht. Die Frage, die man sich stellen kann, ist: Warum? Und dies umso mehr, als, wie wir später sehen werden, in Heft 18 von „Socialisme ou Barbarie" (Januar-März 1956) ein Brief des holländischen Genossen Theo Maassen von der „Spartacus"-Gruppe erschien (der vollständige Text dieses Briefs ist auf S. 51ff. abgedruckt).
Dennoch findet sich noch eine Erwähnungen des Kontakts mit Pannekoek, doch merkwürdigerweise völlig beiläufig, in Heft 15/16 von „Socialisme ou Barbarie" (Oktober-Dezember 1954), in einer kleiner Anmerkung mit dem Titel „'Socialisme ou Barbarie' à l'étranger".[22]
„Wir dachten, daß es die Leser von ‚Socialisme ou Barbarie' interessieren wird, über das Echo, das die Zeitschrift in den revolutionären Kreisen anderer Länder erweckt, und über Kommentare oder Übersetzungen unserer Texte in ausländischen Zeitungen oder Zeitschriften informiert zu werden. Wir tun das nicht, um uns mit Lobpreisungen durch andere Personen zu schmücken - wir glauben, daß die ausländischen Genossen uns nur helfen können, indem sie uns kritisieren, wobei sie uns zur Zeit kaum kritisieren -, sondern wegen der politischen Bedeutung, die die Wiederaufnahme von Kontakten zwischen Gruppen und Publikationen der Avantgarde und die ideologische Übereinstimmung haben, die sich zwischen ihnen abzuzeichnen beginnt.
‚Socialisme ou Barbarie' erscheint nun seit fast sechs Jahren. In dieser Zeit gab es kaum ein, um nicht zu sagen, gar kein Echo auf unsere Bemühung, weder in Frankreich noch im Ausland. Wir wußten, daß es nicht anders sein konnte und daß wir weitermachen und abwarten mußten. Wir wußten, daß anderswo Genossen eine untergründige Anstrengung machten, die eines Tages an die Oberfläche kommen würde, daß andere eine ideologische Entwicklung durchliefen, die sie zwangsläufig unseren Positionen näherbringen würde. Das geschieht jetzt und bestätigt unsere Meinung über die Macht der revolutionären Ideen und die unweigerliche Wiedergeburt der internationalen proletarischen Bewegung.
Sicherlich geht es nicht darum, triumphalistisch zu werden. Der Tag, an dem eine weltweite revolutionäre Organisation entstehen kann, ist noch sehr weit entfernt. Doch es ist wichtig festzustellen, daß eine bedeutende Etappe zur Zeit überwunden ist und sich dessen vollkommen bewußt zu sein, denn daraus folgt nicht nur eine Bestätigung unserer revolutionären Perspektive, sondern es ergeben sich auch und vor allem neue ideologische und praktische Aufgaben.
Die in den Vereinigten Staaten erscheinende Arbeiterzeitschrift ‚Correspondence'[23] *(über die wir in der Heften 13 [S. 82] und 14 [S. 74 dieser Zeitschrift]*[24] *gesprochen*

22 „Socialisme ou Barbarie" à l'étranger, in: Socialisme ou Barbarie 15-16/Oktober-Dezember 1954, S. 82-83 (AdÜ).
23 „Correspondence": Die „Johnson-Forest-Tendency", die vom amerikanischen Trotzkismus herkam, schien großen Einfluß auf Castoriadis und die Gruppe um Chaulieu-Montal in der „Parti

haben), veröffentlicht in ihrer Nr. 21 (10. Juli 1954) eine Anmerkung über ‚Socialisme ou Barbarie', in der sie insbesondere auf den Beitrag unserer Zeitschrift zur ‚Schaffung einer Brücke zwischen der europäischen und der amerikanischen Arbeiterklasse' hinweist, wobei sie die Veröffentlichung der Übersetzung von ‚Der amerikanische Arbeiter' in den Heften 1 bis 8 erwähnt, der eine Einleitung[25] vorangestellt war, die ‚zeigt, wie sehr der Übersetzer den spezifisch amerikanischen Aspekt sowie die universelle Bedeutung dieses Textes verstanden hat'.

Die holländische ‚Spartacus'-Gruppe, über die wir unsere Leser in einer der nächsten Nummern informieren möchten (und die den Positionen Anton Pannekoeks nahe steht), veröffentlicht, nachdem sie bereits eine Anmerkung über unsere Zeitschrift und unsere Positionen publiziert hatte, in ihrer Zeitschrift ‚Spartacus' eine Übersetzung des Textes ‚La grève chez Renault' und in ihrer theoretischen Zeitschrift eine Übersetzung von ‚La bureaucratie syndicale et les ouvriers' aus Heft 13 von ‚Socialisme ou Barbarie'.[26]

In Italien druckt die Zeitschrift ‚Prometeo', die von den Genossen der ‚Partito Comunista Internazionalista' (‚Internationalistische Kommunistische Partei') in Zusammenarbeit mit anderen linken Gruppen herausgegeben wird,[27] in ihrer Märznummer eine Übersetzung weiter Teile des Editorials ‚Socialisme ou Barbarie' aus unserem Heft 1 ab.[28]

Andererseits hat die Zeitung ‚L'Impulso', das Organ der ‚Gruppi Anarchici di Azione Proletaria', (‚Anarchistischen Gruppen proletarischer Aktion', GAAP, AdÜ), in Italien einen Kommentar zu unserem Heft 14 veröffentlicht.

Die GAAP vertreten in Italien die neue Tendenz, die sich seit einigen Jahren in der alten anarchistischen Bewegung durchgesetzt und schließlich mit den traditionellen Auffassungen und Gruppen gebrochen hat. Genau wie die ‚Fédération communiste libertaire' in Frankreich haben sie eine internationalistische und revolutionäre Position; ihr Programm des libertären Kommunismus ‚stützt sich auf eine materialistische Analyse der Gesellschaftsverhältnisse und der Entwicklung der modernen Welt'. Übrigens arbeiten sie mit der oben erwähnten Zeitschrift ‚Prometeo' zusammen.

‚L'Impulso' (Jg. VI, Nr. 6, 15. Juni 1954) schreibt:

Communiste Internationaliste" (PCI) gehabt zu haben. Die Gruppe gab seit Oktober 1953 „Correspondence" heraus und erlebte später mehrere Spaltungen. Die Übersetzung der im Kontext der „Johnson-Forest-Tendency" 1947 in New York von Paul Romano (Pseudonym von Phil Singer) und Ria Stone (Pseudonym von Grace C. Lee) veröffentlichten Broschüre „The American Worker" war in den Heften 1 (März/April 1949) - 8 (Januar/Februar 1951) von „Socialisme ou Barbarie" erschienen.

24 À nos lecteures, in: Socialisme ou Barbarie 13/Januar-Februar 1954, S. 82; R.M., Intellectuels et ouvrier. Un article de *Correspondence*, in: Socialisme ou Barbarie 14/April-Juni 1954, S. 74-79 (AdÜ).

25 Ph. Guillaume, L'ouvrier américain par Paul Romano, in: Socialisme ou Barbarie 1/März-April 1949, S. 78 (AdÜ).

26 Daniel Mothé, La grève chez Renault, in: Socialisme ou Barbarie 13/Januar-Februar 1954, S. 34-46; Daniel Mothé, La bureaucratie syndicale et les ouvriers, in: ebd., S. 54-59 (AdÜ).

27 Ein langer Artikel von Alberto Véga in der Nr. 11/November-Dezember 1952 (S. 26-47) von „Socialisme ou Barbarie", „La crise du bordiguisme italien", enthält eine komplette Analyse der damaligen Situation der sich auf den Bordigismus berufenden Tendenz. „Prometeo" war das theoretische Organ der italienischen „Partito Comunista Internazionalista".

28 (Éditorial) Socialisme ou Barbarie, in: Socialisme ou Barbarie 1/März-April 1949, S. 7-46 (AdÜ).

‚Die französische Zeitschrift ‚Socialisme ou Barbarie', deren Positionen als Arbeiterlinke denen von ‚Prometeo' ähneln, hat gerade eine äußerst reichhaltige Ausgabe veröffentlicht.
Ein langer Text von Pierre Chaulieu über die ‚Situation des Imperialismus und die Perspektiven des Proletariats' zeichnet den Rahmen der imperialistischen Entwicklung in den letzten fünfzig Jahren nach und analysiert dabei besonders den Zweiten Weltkrieg und die jüngste Nachkriegszeit. Die gemeinsamen Züge des amerikanischen und russischen Imperialismus sowie ihre strukturellen Unterschiede, die Tendenzen der beiden antagonistischen Blöcke zum Krieg, die Aufgaben der revolutionären Avantgarde werden beeindruckend in einer kompletten und überzeugenden Analyse dargestellt.
Daniel Mothé veröffentlicht einen interessanten Artikel über die Phase des Niedergangs der Gewerkschaften (‚Das Problem der Gewerkschaftseinheit'). Unwiderlegbar vom theoretischem Standpunkt aus (der von den GAAP auf ihrer ersten nationalen Konferenz übernommen wurde), ist er auf taktischem Gebiet diskutierenswert.
Die Diskussion zwischen Anton Pannekoek, dem wohlbekannten Führer der holländischen ‚Tribunisten' im Ersten Weltkrieg, Weggefährte von Herman Gorter und ernsthafter Gegner der Kommunistischen Internationale, nachdem er einer ihrer Gründer gewesen war, und Pierre Chaulieu, einem der Redakteure der Zeitschrift, ist von großer Bedeutung, was die Erarbeitung der revolutionären Theorie betrifft. Man muß einverstanden sein mit der entschiedenen und brillanten Kritik von letzterem an Pannekoek, dessen Positionen gegenüber der KI historisch gerechtfertigt sind oder vielmehr waren, die sich aber heute als ebenso überholt erweisen wie die Thesen, auf die sie eine gesunde Reaktion waren.
Schließlich gibt es ein lebendiges polemisches Porträt von Wilhelm Pieck,[29] *eine Übersetzung aus ‚Correspondence', der Zeitschrift der amerikanischen Arbeiterlinken, und Dokumente aus ‚La Vie ouvriére'.*"[30]

Die Abschweifung lohnt zur Kenntnis genommen zu werden: Nachdem im Vorwort zur Publikation der ersten beiden Briefe „*die lange und fruchtbare Aktivität A. Pannekoeks als Aktivist und Theoretiker*" gelobt wurde, verweist ein Zitat aus einer italienischen Zeitschrift besagten Pannekoek mit seinen „*historisch gerechtfertigten*", aber „*heute überholten*" Thesen in das Dunkel der Geschichte, wobei die „*entschiedene und*

29 Heft 14 von „Socialisme ou Barbarie" enthält tatsächlich eine Biographie von Wilhelm Pieck. Ursprünglich aus der radikalen Linken der deutschen Sozialdemokratie vor 1914 hervorgegangen und dann Kriegsgegner, wird er zum treuen Parteimann, kann dem Nationalsozialismus entkommen und verfolgt in Moskau eine Karriere als Apparatschik, um schließlich von 1949 bis zu seinem Tod 1960 zum ersten Präsidenten der DDR zu werden.
Bei den genannten Beiträgen handelt es sich um folgende Texte: Pierre Chaulieu, Situation de l'impérialisme et perspectives du prolétariat, in: Socialisme ou Barbarie 14/April-Juni 1954, S. 1-26; Daniel Mothé, Le problème de l'unité syndicale, in: ebd., S. 27-37; Anton Pannekoek, Lettre à Chaulieu, in: ebd., S. 39-43; Pierre Chaulieu, Réponse au camarade Pannekoek, in: ebd., S. 44-50; Hugo Bell, Wilhelm Piek, ou la carrière d'un grand bureaucrate, in: ebd., S. 62-65; D. Faber, La grève des postiers des bureaux-gares, in: ebd., S. 66-74; R. M.: Intellectuels et ouvriers: Un article de *Correspond[e]nce* (traduit de l'américain), in: ebd., S. 74-79 (AdÜ).

30 Eine Anmerkung im Artikel von „Socialisme ou Barbarie" verweist auf die Artikel von Alberto Véga: „La crise du bordiguisme italien", in: Socialisme ou Barbarie 11/November-Dezember 1952, S. 26-47, und „Les thèses du P.C.I. d'Italie (traduit de l'italien par A. Véga)", in: Socialisme ou Barbarie 12/August-September 1953, S. 89-96.

brillante Kritik" betont wird, die Chaulieu an Pannekoek in einer Diskussion geübt hat, die „*von großer Bedeutung(ist), was die Erarbeitung der revolutionären Theorie betrifft*".
Mn hätte denken können, daß, da „Socialisme ou Barbarie" es für nötig hielt, mit einem solchen lobenden Zitat aus einer italienischen Zeitung einen Standpunkt zu diesem Thema zu beziehen, die französische Gruppe auch die diesbezügliche „*große Bedeutung der Diskussion*" in Betracht gezogen und die Diskussion mit der Veröffentlichung von Pannekoeks zweitem Brief fortgesetzt hätte, und dies um so mehr, als sie ansonsten betonte, die Beziehungen zur holländischen rätekommunistischen „Spartacus"-Gruppe fortsetzen zu wollen. Daraus wurde nichts, doch das Problem, nicht nur dieser Korrespondenz, sondern vor allem der darin angeschnittenen Fragen, konnte nicht so leicht vertuscht werden und mußte theoretisch und praktisch wieder auftauchen.

6. Noch einmal zur Frage der Partei (1. Episode)

„Encore sur la question du parti" war der Titel eines Artikels der Rubrik „Discussions" in Heft 18 (Januar-März 1956) von „Socialisme ou Barbarie".[31] Bevor wir den Text dieses Artikels wiedergeben, sollte versucht werden, vorher anhand der heute noch zugänglichen Dokumente über diese Zeit das geheimnisvolle Schicksal der Korrespondenz Chaulieu - Pannekoek zu durchdringen. Einerseits handelt es sich um schwache und selektive Erinnerungen weniger noch lebender Aktivisten aus dieser Zeit; andererseits handelt es sich um glaubhaftere Dokumente, die aber manchmal wegen ihrer Dichte schwer zu interpretieren sind: die Protokolle der vierzehntägigen Sitzungen der Gruppe „Socialisme ou Barbarie", die leider erst ab dem 22. Juli 1954 angefertigt worden sind, um das Informationsbedürfnis der Genossen aus der Provinz und das der Abwesenden zu stillen.
Das Protokoll vom 22. Juli 1954 erwähnt genau unser Thema. Bei dieser Versammlung wird über den Inhalt von Heft 15 der Zeitschrift und über die Publikation von Pannekoeks Antwort auf Chaulieu diskutiert. Ein holländischer Genosse von „Spartacus" (Theo Maassen) ist anwesend und gibt nähere Erläuterungen zu Pannekoeks letztem Brief, der, wie das Protokoll vermerkt, „*in der nächsten Nummer der Zeitschrift veröffentlicht wird. Da Theo Maassen sich nur schlecht auf Französisch äußern kann, wird er ‚Socialisme ou Barbarie' schreiben, um seine Kommentare zu erläutern*". Der Text dieses Briefes von Theo Maassen kam tatsächlich später an und folgt daher bei uns in der chronologischen Reihenfolge (S. 51ff.), denn er wurde erst Anfang 1956 in der Zeitschrift veröffentlicht.
Nach dieser Vorgeschichte und nach der Lektüre von „Socialisme ou Barbarie" könnte man denken, daß es dabei geblieben und dies das Ende des Briefwechsels zwischen Chaulieu („Socialisme ou Barbarie") und Pannekoek gewesen wäre.
Wie wir später sehen werden, sollte mehr als zehn Jahre später, nach der Veröffentlichung von Pannekoeks zweitem Brief - zum ersten Mal in Frankreich und nach der

31 Théo Maassen, Encore sur la question du parti, in: Socialisme ou Barbarie 18 (Januar-März 1956), S. 95-99.

Auflösung von „Socialisme ou Barbarie" -, eine Polemik ausbrechen. Und diese Veröffentlichung sollte anläßlich der Publikation seiner gesammelten Werke in der Reihe „10/18" unter dem großsprecherischen Aufmacher „Socialisme ou Barbarie" eine Reaktion von Chaulieu/Castoriadis nach sich ziehen.[32] Wir werden noch auf diese Polemik zurückkommen, doch zunächst wollen wir zum Briefwechsel zurückkehren.
Bis vor kurzem fand sich keine Spur einer weiteren Korrespondenz nach Pannekoeks zweitem Brief vom Juni 1954, der bis nach 1968 verheimlicht blieb. Und selbst die Veröffentlichung dieses Briefes in den „Cahiers du Communisme de Conseils" im Jahre 1971 lieferte keine Anhaltspunkte - und konnte keine liefern -, die es erlaubt hätten, eine Erklärung für unsere Frage zu finden: Warum wurde diese Korrespondenz so plötzlich unterbrochen?
Der Lauf der Dinge ist manchmal von Zufällen geprägt, und es sind tatsächlich Zufälle, die es erlaubten, die plausibelste Antwort zu liefern. Einerseits das unerwartete Auffinden sämtlicher Protokolle der Sitzungen von „Socialisme ou Barbarie" bei italienischen Genossen, andererseits die Entdeckung einer Fortsetzung der bis dahin bekannten Korrespondenz im Nachlaß Pannekoeks im „Instituut voor Sociale Geschiedenis" in Amsterdam durch einen kanadischen Genossen, der die Veröffentlichung der Korrespondenz Chaulieu - Pannekoek auf Englisch beabsichtigte.
Manchmal finden sich Spuren dieser unbekannten Briefe in den Protokollen der Gruppensitzungen, was nicht nur einen Beweis der Existenz dieser Briefe liefert, sondern auch zeigt, daß sie in den Sitzungen erwähnt wurden. Der Gesamtzusammenhang erlaubt vor allem, den Prozeß zu verfolgen, der darin mündete, eine Diskussion auf Eis zu legen, die doch von der Zeitschrift selbst als *von „großer Bedeutung, was die Erarbeitung der revolutionären Theorie betrifft"* betrachtet wurde.
Pannekoek schreibt am 10. August 1954 noch einmal an Chaulieu und schlägt vor allem einen kritischen Artikel zu einem Text von Maximilien Rubel über die marxistische Ethik vor. Leider wurde weder der Text noch der Entwurf dieses letzten Briefes wiedergefunden, aber seine Existenz ist bekannt, sowohl durch Chaulieus Antwort vom 22. August 1954 als auch durch das Protokoll der Gruppensitzung vom 2. September desselben Jahres, in der Chaulieu diese Antwort vorliest, dessen vollständiger Text hier folgt:
„Entschuldigen Sie, daß ich mit etwas Verspätung auf Ihren Brief vom 15. Juni antworte; ich war außerhalb von Paris und wollte Ihnen erst antworten, nachdem ich mit den Genossen unserer Gruppe darüber diskutiert hatte. Inzwischen habe ich auch Ihren Brief vom 10. August mit der Skizze über die marxistische ‚Ethik', über die wir diskutiert haben, erhalten.

32 In der Reihe „10/18" sind insgesamt acht Bände mit Schriften von Castoriadis unter dem Signum „Socialisme ou Barbarie" erschienen: La société bureaucratique 1. Les rapports de production en Russie, Paris 1973; La société bureaucratique 2. La révolution contre la bureaucratie, Paris 1973; L'expérience du mouvement ouvrier 1. Comment lutter, Paris 1974; L'expérience du mouvement ouvrier 2. Prolétariat et organisation, Paris 1974; Capitalisme moderne et Révolution 1. L'impérialisme et la guerre; Paris 1979; Capitalisme moderne et Révolution 2. Le mouvement révolutionnaire sous le capitalisme moderne, Paris 1979 ; Le contenu du socialisme, Paris 1979; La société française, Paris 1979 (AdÜ)

Was Ihren Brief vom 15. Juni betrifft, so haben wir einstimmig beschlossen, ihn im nächsten Heft[33] *von ‚Socialisme ou Barbarie' zu veröffentlichen. Er könnte sicherlich helfen, unseren Lesern Ihren Standpunkt sowohl über die Frage der Partei als auch über den Charakter der russischen Revolution verständlicher zu machen. Was mich betrifft, so glaube ich nicht, daß ich dem, was ich in Heft 14 geschrieben habe, noch etwas Wichtiges hinzuzufügen habe. Nur Ihnen gegenüber möchte ich noch bemerken, daß ich niemals gedacht habe, daß wir die KP ‚schlagen können, indem wir ihre Methoden übernehmen', und daß ich immer gesagt habe, daß die Arbeiterklasse - oder ihre Avantgarde - eine neue Organisationsweise braucht, die den Notwendigkeiten des Kampfes gegen die Bürokratie entspricht, nicht nur gegen die äußere und existierende Bürokratie (die der KP), sondern auch gegen die potentielle innere Bürokratie. Ich sage: Die Arbeiterklasse braucht vor der Bildung von Räten eine Organisation - Sie antworten mir: Sie braucht keine Organisation des stalinistischen Typs. Wir sind einer Meinung, aber Ihre These verlangt, daß Sie beweisen, daß eine Organisation stalinistischen Typus die einzig realisierbare ist. Ich denke übrigens, daß wir auf dieser Diskussionsebene nicht weiterkommen: Ich habe die Absicht, die Frage mit dem in Heft 14 von ‚Socialisme ou Barbarie' veröffentlichten Text ‚Intellectuels et ouvriers' wiederaufzugreifen, und ich hoffe, in Heft 16 einen Artikel dazu veröffentlichen zu können.*[34] *Ich wage zu glauben, daß wir dann unsere Diskussion auf fruchtbarere Weise wieder aufnehmen können.*

Was Ihren Artikel gegen Rubel betrifft, so denken wir, daß es sehr schwierig ist, die Kritik eines Buches zu veröffentlichen, das noch nicht erschienen ist. Rubels Dissertation existiert nämlich nur maschinengeschrieben,[35] *die Öffentlichkeit (uns eingeschlossen) kennt sie nur nach der Zusammenfassung von, wenn ich mich nicht irre, Jean Lacroix in ‚Le Monde', der nur bei der Diskussion am Tag der mündlichen Disputation der Dissertation anwesend war und sie wahrscheinlich nicht gelesen hat; auf alle Fälle halte ich es für schwierig, ein Buch auf der Basis der Zusammenfassung in einer Zeitung zu kritisieren. Es stimmt, daß Rubel seine Konzeption, die nicht neu ist, wie sie sehr zutreffend sagen, bereits in seiner ‚Einleitung' zu den ‚Pages choisies' von Marx dargelegt hat;*[36] *da er sich aber die Mühe macht, über diese Frage ein Buch zu schrei-*

---

33 Dieses nächste Heft von „Socialisme ou Barbarie" sollte die Nr. 15-16 (Oktober-Dezember 1954) sein, genauer gesagt, diejenige, die Pannekoek in das Dunkel der Geschickte verweisen und den berühmten zweiten Brief Pannekoeks nicht enthalten sollte. Man kann nur das „*wir haben einstimmig beschlossen*" aus der Sitzung vom 22. Juli bewundern, das am 22. August noch gültig ist und vierzehn Tage später annulliert wird, übrigens im Namen anderer Versprechungen, die ebenfalls nicht gehalten werden.

34 Gemeint ist der Artikel: R. M., Intellectuels et ouvriers: Un article de *Correspond[e]nce* (traduit de l'américain), in: Socialisme ou Barbarie 14 (April-Juni 1954), S. 74-79.

35 Maximilien Rubels Dissertation erschien 1957 unter dem Titel „Karl Marx, essai de biographie intellectuelle" in Paris in der Edition Marcel Rivière, eine Neuauflage in Paris bei Payot 1971.

36 Karl Marx, Pages choisies pour une éthique socialiste. Textes réunis, trad. et annot., préf. d'une introduction à l'éthique marxienne par Maximilien Rubel, Paris 1948 (eine im Titel leicht veränderte zweibändige Ausgabe - „Pages de Karl Marx pour une éthique socialiste » - erschien 1970 in Paris). Pannekoek war mit Rubels Interpretation des Marxismus tatsächlich absolut nicht einverstanden. Einen ersten Eindruck von Rubels Positionen findet man in dem Werk „Avec Maximilien Rubel... Combat pour Marx", herausgegeben von den „Amis de Maximilien Rubel", das auch eine Bibliographie seiner Schriften enthält (erhältlich bei „Échanges et Mouvement", BP 241, 75866 Paris Cedex 18).

ben, werden die Leute richtigerweise denken, daß wir hätten warten können, um die Entwicklung seiner Position und deren Argumentation zu berücksichtigen. Denn momentan sind wir fast im Begriff, uns um eine Vokabel zu streiten. Wir bitten Sie also, die Publikation von Rubels Buch abzuwarten: gleich nach dessen Erscheinen werden wir Ihnen ein Exemplar schicken, und vielleicht werden Sie feststellen, daß an Ihrem Artikel absolut nichts zu ändern ist - doch wir möchten die Regeln der literarischen Korrektheit befolgen.
P.S.: Infolge eines Mißverständnisses glauben Sie, daß sich in die Übersetzung Ihres Briefs ein Fehler eingeschlichen hat. Der Ausdruck (S. 40, Zeile 13 in Heft 14) ‚nous n'avons que faire d'un parti révolutionaire' ist ein Gallizismus, der bedeutet ‚wir haben keine revolutionäre Partei nötig, wir brauchen keine revolutionäre Partei' - diese Übersetzung ist sehr nahe an Ihrem englischen ‚we have no use for'".[37]
Zu diesem Brief können zwei Dinge angemerkt werden, die damals offenbar die Positionen von Chaulieu und der Gruppe „Socialisme ou Barbarie" widerspiegelten: einerseits ein betontes Einvernehmen hinsichtlich der Veröffentlichung von Pannekoeks zweitem Brief (was die Angaben in dem zu Anfang dieses Kapitels erwähnten Protokoll der Sitzung vom 22. Juli 1954 bestätigt); andererseits der Ansatz eines Dialogs über die Frage der Organisation und, anläßlich des Artikels zu Rubel, sogar etwas, das man als den Beginn einer Zusammenarbeit zwischen Pannekoek und „Socialisme ou barbarie" betrachten könnte.
Pannekoek scheint das wohl in diesem Sinne zu verstehen, denn er antwortet fast unmittelbar, am 3. September 1954, auf Chaulieus Brief vom 22. August; hier ist der Wortlaut:
„Danke für Ihren Brief vom 22. August. Erlauben Sie mir, die Reihenfolge der Themen umzukehren und zuerst den Artikel gegen Rubel zu behandeln. Ich habe seine ‚Pages choisies' einst gelesen,[38] *aber ohne ihnen viel Aufmerksamkeit gewidmet zu haben, obwohl er in unsere Korrespondenz oft ethische Behauptungen einbrachte und ich ihm versuchte zu erklären, was Marxismus wirklich bedeutet. Doch wenn ich heute den Artikel aus ‚Le Monde' lese, stelle ich fest, daß dieses Thema in Wirklichkeit eine größere Bedeutung hatte: während der* docteur (im Text französisch) *Rubel mit seinem Ruf als ‚Marxologe' an der Sorbonne glorreich seine Dissertation disputierte, habe ich die alten Schriften von Marx wieder hervorgeholt und studiert und habe eine weitaus größere Bestätigung meiner Ansichten gefunden, als ich darin erwartete. Ich habe dies alles deshalb zu Papier gebracht und - in der Vermutung, daß solcherlei spezialisierte Dissertationen eine Veröffentlichung nach sich ziehen - dem einen Auszug aus der Zeitung beigefügt. Aber ich stimme Ihnen zu, daß dies als Grundlage für eine Kritik ungenügend ist. Ich werde daher Rubel fragen, ob - und wann - seine Dissertation veröffentlicht wird. Unter diesen Umständen muß nur der erste Abschnitt meines Arti-*

Zu Maximilien Rubel s. auch das „Maximilien Rubel Dossier" in: Die Aktion. Zeitschrift für Politik, Literatur, Kunst, Heft 152/156 - 1996, S. 64-98, das neben einer Notiz des Herausgebers und einer Einleitung von Martin Rheinländer Rubels Text „Marx als Theoretiker des Anarchismus" enthält (AdÜ).

37 Man kann in dieser Diskussion über die Übersetzung schwerlich etwas anderes sehen als eine linguistische Diskussion. Doch die unterschiedlichen Herangehensweisen der beiden Gesprächspartner an das Problem der Partei erklärt Pannekoeks Reaktion.

38 Karl Marx, Pages choisies pour une éthique socialiste, a.a.O.

kels durch eine andere Einleitung ersetzt werden. Das Thema an sich, der wirklich wissenschaftliche Charakter der marxistischen Theorie, ist für mich sehr wichtig. Die Frage der Vorhersage der Zukunft, die zahlreiche Diskussionen und viel Verwirrung erzeugt hat, hängt damit zusammen.

Was den anderen Punkt betrifft, den der Veröffentlichung meines Briefs vom 15. Juni, so lag es nicht in meiner Absicht, daß er veröffentlicht werden sollte, oder genauer gesagt, als ich ihn schrieb, hatte ich nicht daran gedacht, daß er zur Veröffentlichung bestimmt sein könnte; wenn ich mich recht erinnere, habe ich nicht viel Sorgfalt darauf verwandt. Wenn Sie jedoch denken, daß manche Passagen eine Klärung bringen, dann denke ich, sollten Sie einige Abschnitte auswählen, damit meine Bemerkungen keinen zu großen Raum in Ihrer Zeitschrift beanspruchen. Ich habe den Eindruck, daß das, was im Buch ‚Workers' Councils' gesagt wird, eine viel breitere und allgemeinere Grundlage geben könnte. Ich werde Ihnen einen Neuauflage von einem der Kapitel schicken, die von unseren englischen Freunden der ILP erstellt und herausgegeben wurde.[39] *Als solche ist sie etwas aus dem Zusammenhang gerissen, weil die Argumentation auf den vorherigen Kapiteln aufbaut, die hier aber fehlen. Die Genossen der ILP waren offenbar der Meinung, der Beginn einer Diskussion über die Revolution könnte sich als gutes Mittel gegen die Passivität und das Fehlen revolutionären Geistes bei den englischen Arbeitern erweisen.*

Ich habe den Eindruck, unsere Positionen über die proletarische Klassenaktion sind diametral entgegengesetzt, wobei jeder die Betonung auf einen anderen Aspekt legt. Unter diesen Umständen tauchen immer Individuen auf, die sich durch Mut oder Klarheit der Analyse unterscheiden, sei es in der Diskussion oder in der Aktion. Alle diese Individuen bilden eine tatsächliche Avantgarde, deren Geburt wir im Kontext aller Bewegungen erleben. Sie werden zu tatsächlichen Führern, können zur Entwicklung der Massenaktivitäten beitragen und, basierend auf der Breite ihrer Ansichten, gute Ratgeber sein. Wenn sie sich zu kleinen Gruppen oder Parteien mit gut ausgearbeiteten Programmen zusammenschließen, neigen diese Beziehungen zur Erstarrung. Dann, als Führer kraft Amtes, halten sie sich für Chefs und wollen, daß man ihnen nachfolgt und gehorcht.

Andererseits sehen wir, daß bei allen Massenaktionen oder revolutionären Aktionen ein starkes Gemeinschaftsgefühl entsteht, das nicht durch und durch bewußt ist (wie das alle Schwankungen der Aktion beweisen), sondern auf konkreten Bedingungen beruht und die Aktionseinheit erlaubt, die für positive Ergebnisse notwendig ist. Unter solchen Umständen verlieren die Führungspersönlichkeiten jegliche Bedeutung. Der wahre Gewinn, der wahre, wirkliche und dauerhafte Fortschritt besteht darin, daß die ganze Klasse, die Arbeitermassen sich tief verändern, mit der Unterwürfigkeit brechen, ihre Unabhängigkeit und ihr Vertrauen zu sich selbst stärken, und zwar allein durch die Kraft ihrer eigenen Aktivität, ihrer Initiative, und nicht indem sie sich an andere anhängen. Im Rahmen dieser beiden Sichtweisen kann die Praxis des Klassenkampfs zahlreiche dazwischenliegende oder kombinierte Formen annehmen.

---

39 Anton Pannekoek, The way to workers' control. A reprint of chapter 6, section II of WORKERS' COUNCILS. Published by The Independent Labour Party by arrangement with the author, London o.J. (ca. 1953).

Eine letzte Bemerkung zu den Massenaktionen. Angesichts der aktuellen Lebensbedingungen in unseren entwickelten Gesellschaften mag es so aussehen (und es wird größtenteils angenommen), daß solche Aktionen zunehmend unmöglich und unnötig sind. Unmöglich wegen des riesigen Zuwachses an Macht und Gewalt bei den vom Großkapital gestützten Regierungen (wenn eine Industrieregion in die Hände der Arbeiter fiele, würde eine einzige Atombombe genügen, sie zu zerstören). Unnötig, weil die Lebens- und Arbeitsbedingungen so wie die politischen Rechte der Arbeiterklasse sich unaufhörlich verbessern (vgl. die Vereinigten Staaten). Und doch glauben wir fest daran, daß die Drohung mit Zerstörung und Elend, die der Kapitalismus auf der Menschheit lasten läßt, stärker ist als je zuvor. Deren Form ist heute der Weltkrieg, der die ganze Bevölkerung bedroht, Intellektuelle, Lehrer und Arbeiter (wobei letztere die Mehrheit darstellen). Deshalb sind Massenaktionen notwendiger denn je und verlieren den strikten Klassencharakter, den sie in der Vergangenheit (Belgien, Rußland) hatten. Das ist die einzige Art und Weise, wie die Massen ihren Willen bezüglich ihres Lebens behaupten können.
Und doch ist das ein Thema, daß in den Diskussionen oder der Presse, in der Politik und auch in den sozialistischen Publikationen nie behandelt wird. Aus Angst, mit dem russischen Kommunismus gleichgesetzt zu werden? Oder eher aus der Angst aller Gruppen mit Führungsanspruch heraus, daß die Arbeitermassen ihre Aktion in die eigenen Hände nehmen?"[40]

7. Noch einmal zur Frage der Partei (2. Episode)

Das Protokoll der Gruppensitzung von „Socialisme ou Barbarie" vom 9. September 1954 erlaubt einen Einblick in das Manöver, das bezüglich dieser Korrespondenz beginnt; es bezieht sich explizit auf den eben zitierten Brief von Pannekoek. In diesem Protokoll ist klar festgehalten, dass *„ein Antwortbrief Pannekoeks auf Chaulieus Brief erklärt, daß er nicht zur Veröffentlichung bestimmt ist. Wir werden diesem Wunsch Folge leisten, doch die Zeitschrift wird bald Auszüge aus Pannekoeks ‚Les Conseils ouvriers' veröffentlichen."*
Wenn man den betreffenden Brief noch einmal liest (s. S. 47ff.), kann man sehen, daß sich Pannekoek keineswegs gegen die Veröffentlichung seines Briefes wendet, sondern nur darauf verweist, daß er sorgfältiger gearbeitet hätte, wenn er von der Veröffentlichung gewußt hätte. Dabei fügt er sofort hinzu, daß, falls eine solche Publikation erfolgen würde, Auszüge genügten, um die Spalten der Zeitschrift nicht zu blockieren. Nichts läßt jedoch darauf schließen, daß dieser Bezugnahme auf eine Bemerkung Pannekoeks zwecks Rechtfertigung der Nichtveröffentlichung ein Manöver vorausging. Obwohl es sich um den ziemlich unerklärlichen Rückzug von einem zuvor wiederholt - sowohl auf den Gruppensitzungen als auch in den Briefen - gemachten Versprechen handelt, wird gleichzeitig der Wunsch geäußert, wieder einmal *„bald"*, Auszüge aus Pannekoeks Werk „Les Conseils ouvriers" zu veröffentlichen.
Von da an ist von diesen Beziehungen zwischen Chaulieu und Pannekoek nur noch beiläufig die Rede, einmal in Heft 15/16 (Oktober-Dezember 1954) in der Rubrik „So-

40 Übersetzung aus dem Englischen ins Französische von „Échanges".

cialisme ou Barbarie à l'étranger", die weiter oben (s. S. 41ff.) abgedruckt ist, und zum zweiten anläßlich der Veröffentlichung des Briefes von Theo Maassen in Heft 18 (Januar-März 1956). Wir werden die Gründe für diese Veröffentlichung erklären.
Die indirekte Erwähnung, die nach der oben genannten Sitzung vom 9. September 1954 im Kontext des Hinweises auf eine Chaulieu lobende italienische Publikation erfolgte - ohne jeglichen Bezug auf Pannekoeks Kritik in dem Brief, der auf diese Weise zum Verschwinden gebracht wurde - und Pannekoek beiläufig in den Rang einer aus der Mode gekommenen ehemaligen Größe erhob, klingt in diesem Moment wie ein Schlußstrich unter die vorherigen Beziehungen zwischen „Socialisme ou Barbarie" und Pannekoek. Die weiteren Ereignisse sollten dies bestätigen: „Socialisme ou Barbarie" ignorierte völlig die Bewegung der deutschen und holländischen Räte, während man - mit vollem Recht - den ungarischen Aufstand von 1956 glorifizierte. Es stimmt, daß dieser Aufstand und die vorübergehende Errichtung von Arbeiterräten, die bald von russischen Panzern niedergewalzt wurden, den Theorien von Chaulieu-Castoriadis über das sowjetische Regime als Veranschaulichung dienen sollte.[41]
Es ist ausdrücklich festzustellen, daß der Rückzug von Chaulieu und der Mehrheit der Gruppe von diesem Brief vom 3. September herrührt, in dem Pannekoek die tiefgehenden Divergenzen hinsichtlich der proletarische Klassenaktion und der Rolle einer Organisation von Aktivisten betont: Die Fortführung der Debatte hätte die Gruppe noch weiter gespalten, in der sich in den theoretischen Diskussionen über die „Organisationsfrage" bereits zwei Tendenzen abzeichneten. Eine Minderheit, die zu den von Pannekoek geäußerten Positionen tendierte, hatte in voller Kenntnis der Gruppe engere Kontakte zu Genossen der holländischen „Spartacus"-Gruppe geknüpft. In diesem Zusammenhang, und ein wenig als Haar in der Suppe, aber dennoch im Zusammenhang mit der Debatte zwischen Chaulieu und Pannekoek, kommt der versprochene Brief des „Spartacus"-Mitgliedes Theo Maassen (s. S. 51ff.). Diese Minderheit mußte deutlich darauf bestehen, daß diesen Brief nicht das Schicksal von Pannekoeks Briefen ereilte. Er wurde in Heft 18 abgedruckt, aber die Mehrheit sorgte dafür, daß ihm ein Vorwort vorangestellt wurde; jeder kann selbst den Wert der in diesem Vorwort enthaltenen Ablehnung beurteilen:
„Nachfolgend veröffentlichen wir einen Brief des Genossen Th. Maassen von der ‚Spartacus'-Gruppe aus Holland, der sich auf die in Heft 14 dieser Zeitschrift publizierten Texte Anton Pannekoeks und P. Chaulieus (S. 39-50) bezieht. Diejenigen unter uns, deren Ideen Genosse Th. Maassen in seinem Brief kritisiert, fühlen sich verpflichtet zu sagen, daß sie sich in den ihnen zugeschriebenen Positionen nicht wiederfinden. Die Leser verweisen wir auch auf die Texte zur Parteifrage in den Heften 2 und

41 Sicherlich treten Unstimmigkeiten über die Interpretation des ungarischen Aufstands auf, der viel zu kurz dauerte, um aus ihm Schlüsse über seine wirklichen praktischen Orientierungen ziehen zu können. Ausgehend von den Aufrufen der Arbeiterräte konnte man in diesem Stadium, bei aller Hervorhebung der Bedeutung des Aufstandes, nur manche Zweideutigkeiten feststellen - zum Beispiel hinsichtlich gewisser nationalistischer Haltungen. Andererseits vertrat „Socialisme ou Barbarie" eine Position, die sich von der jener unterschied, die diese Ereignisse in den historischen Verlauf der Räte einordneten; die Gruppe machte die ungarischen Räte zum Ausgangspunkt einer neuen revolutionären Ära, was im weiteren Verlauf der Debatte noch erklärt werden wird.

10 von ‚Socialisme ou Barbarie' und auf den Text von P. Chaulieu ‚Sur le contenu du socialisme', dessen erster Teil in unserem Heft 17 veröffentlicht wurde."[42]

Hier nun der Text von Theo Maassens Brief:[43]

„Lieber Genosse Chaulieu und liebe Genossen von ‚Socialisme ou Barbarie',

Ich weiß nicht, ob ihr der Meinung seid, wir hätten schon genügend über die Differenzen diskutiert, die zwischen der Mehrheit von ‚Socialisme ou Barbarie' und ‚Spartacus' bestehen. Ich meinerseits denke, daß die Diskussion immer ein Mittel ist, das es erlaubt zu besseren Formeln und zu tiefgehenderen Ansichten zu kommen; deshalb würde ich mich freuen, wenn auch bei euch der Wunsch vorhanden wäre, einen Austausch der Ansichten fortzusetzen. Wenn wir es nicht schaffen, uns anzunähern, dann wird die Geschichte uns das zu gegebener Zeit übelnehmen.

Genosse Chaulieu, ich habe noch einmal über unsere Meinungsverschiedenheiten nachgedacht, Divergenzen, die auch in der Geschichte der ‚Spartacus'-Gruppe eine Rolle gespielt haben, und ich habe mir die Frage gestellt, ob wir sie gut gelöst haben. Die Beziehungen in der Partei werden zunehmend schwieriger, und am Ende steht eine Spaltung.[44] *Die Nützlichkeit von Meinungsverschiedenheiten, die auf fruchtbare Weise wirken sollten, geht verloren.*

Es ist der alte Parteigeist, der behauptet, daß das Proletariat ohne eine revolutionäre Partei seine Revolution nicht machen kann, daß es ihm unmöglich ist, während der Revolution aus sich heraus die wirklichen revolutionären Kräfte hervorzubringen, und daß die Partei über den Zeitpunkt der Aktion entscheidet; das heißt, daß sie zu jedem Zeitpunkt über die Aktion entscheidet. Wer diese Haltung einnimmt, hält sich für sehr wichtig und für die revolutionäre Kraft par excellence. Jede Abweichung vom Prinzip und vom Programm ist konterrevolutionär und unter Umständen eine Frage von Leben und Tod.

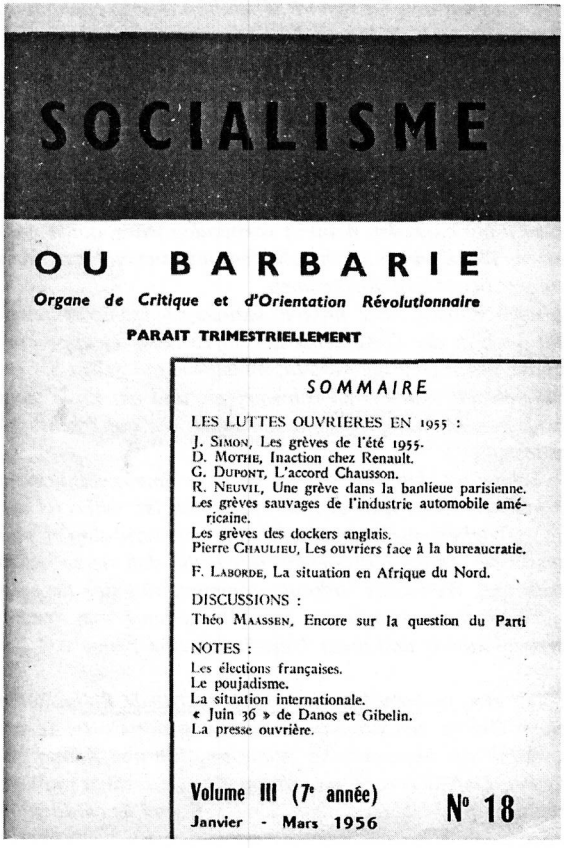
Die Klasse, das Proletariat spielt eine notwendige, aber untergeordnete Rolle. Seine Aktivität liegt auf ökonomischem Gebiet, um die Machtergreifung der Partei zu ermöglichen. So wie die Klasse durch die ökonomische Notwendigkeit zum Kampf gezwungen wird, vom proletarischen Gefühl erregt, von ihrem Klasseninstinkt geführt, so wird die Partei von der intellektuellen Überlegenheit der Chefs und ihrem Idealismus geleitet.

---

42 Le parti révolutionnaire (résolution), in: Socialisme ou Barbarie 2/Mai-Juni 1949, S. 99-107; Pierre Chaulieu, La direction prolétarienne, in: Socialisme ou Barbarie 10/Juli-August 1952, S. 10-18; Claude Montal (Claude Lefort), Le prolétariat et le problème de la direction révolutionnaire, in: ebd., S 18-27; Pierre Chaulieu, Sur le contenu du socialisme (I), in: Socialisme ou Barbarie 17/Juli-September 1955, S. 1-25. Der zweite Teil dieses Textes - „Sur le contenu du socialisme (II)" - folgte in: Socialisme ou Barbarie 22/Juli-September 1957, S. 1-74, der dritte Teil - „Sur le contenu du socialisme (III)" in: Socialisme ou Barbarie 23/Januar-Februar 1958, S. 81-125. Die drei letztgenannten Texte von Castoriadis wurden wieder veröffentlicht in: Cornelius Castoriadis, Le contenu du socialisme, Paris 1979, S. 67-221 (AdÜ). Seit kurzem liegen diese drei Texte in einer deutschen Übersetzung vor: Cornelius Castoriadis; Vom Sozialismus zur autonomen Gesellschaft. Über den Inhalt des Sozialismus. Ausgewählte Schriften Band 2.1, Lich 2007.

43 Dieser Brief wurde von seinem Autor direkt auf Französisch geschrieben, was ein paar kleinere Fehler erklärt.

44 Einige Zeit später fand tatsächlich eine Spaltung statt, ausgehend von Frage des Aktivismus und der Intervention in die Kämpfe. „Daad en Gedachte" („Tat und Gedanke"), u.a. mit Cajo Brendel und Theo Maassen, trennte sich von „Spartacus" und gründete eine neue Gruppe, die den gleichen Namen wie die Zeitschrift trug.



SOCIALISME

OU BARBARIE

Organe de Critique et d'Orientation Révolutionnaire

PARAIT TRIMESTRIELLEMENT

SOMMAIRE

LES LUTTES OUVRIERES EN 1955 :
J. SIMON, Les grèves de l'été 1955.
D. MOTHE, Inaction chez Renault.
G. DUPONT, L'accord Chausson.
R. NEUVIL, Une grève dans la banlieue parisienne.
Les grèves sauvages de l'industrie automobile américaine.
Les grèves des dockers anglais.
Pierre CHAULIEU, Les ouvriers face à la bureaucratie.
F. LABORDE, La situation en Afrique du Nord.

DISCUSSIONS :
Théo MAASSEN, Encore sur la question du Parti

NOTES :
Les élections françaises.
Le poujadisme.
La situation internationale.
« Juin 36 » de Danos et Gibelin.
La presse ouvrière.

Volume III (7e année) Janvier - Mars 1956 N° 18

Obwohl wir schon lange den Standpunkt aufgegeben haben, daß die Partei die Revolution macht, konnten wir uns noch nicht gänzlich von dieser Haltung befreien... Das hat uns nicht gut getan. Wir haben Genossen verloren, die in unserer Gruppe gute Arbeit hätten leisten können. Nun glaube ich aber, daß es auch eine unserer Aufgaben ist, unter uns eine Haltung zu schaffen, die anerkennt, daß der Austausch von Gedanken unerläßlich und fruchtbar ist, und auch deswegen komme ich auf unsere Differenz in der Parteifrage zurück.

Genosse Chaulieu und ihr, die anderen Genossen von ‚Socialisme ou Barbarie', es ist also eure Meinung, daß, wenn die in ihren Räten organisierte Arbeiterklasse in der Revolution nicht imstande ist, den entscheidenden Schlag zu führen, d.h. die Macht zu erobern, dies die revolutionäre Partei tun muß, damit es keine andere Partei, z.B. die der Stalinisten, tut. Das Schema ist einfach und wird durch eine gewisse Darstellung des Prozesses der proletarischen Revolution nahegelegt, die sich von unserer unterscheidet.

Was hier wohl berücksichtigt werden muß, ist die Tatsache, daß die revolutionäre Partei, was ihre Organisation, ihre Disziplin und ihre Taktik betrifft, von Beginn an mit der Möglichkeit rechnen muß, zur Eroberung der Macht gezwungen zu sein, so daß sie sich in dieser Hinsicht nicht von einer gewöhnlichen Partei, z.B. der der Stalinisten unterscheidet.

Es handelt sich jedoch nicht um eine Möglichkeit, sondern um eine Gewißheit. Es wird nämlich immer eine Partei geben, die die Macht ergreifen möchte, und gesetzt den Fall, daß die Arbeiterräte niemals in der Lage sein werden, den Staat zu erobern, bedeutet die These, daß ‚die Partei unter bestimmten Umständen die Macht ergreifen muß' praktisch, daß ‚die Partei die Macht um jeden Preis ergreifen muß'.

Aber man wird fragen: Warum werden die Arbeiterräte niemals in der Lage sein, die Macht zu ergreifen, den Staat zu erobern? Weil die Staatsmacht die Macht der Räte ausschließen muß und umgekehrt. Jede Staatsmacht ist von einem zentralen Punkt aus von oben nach unten organisiert. Die Macht der Räte ist von unten nach oben organisiert und deshalb sind diese beiden Prinzipien unvereinbar. Die Räte können den Staat besiegen, aber sie können ihn nicht erobern.

Diese Konzeption wirft einen ganz anderen Aspekt des Revolutionsprozesses auf als das Schema der Genossen der Gruppe ‚Socialisme ou Barbarie'.

Um die Unterschiede klarer erscheinen zu lassen, stelle ich die folgenden Fragen:

1. Wie lange stellen wir uns vor, daß ein solcher Prozeß dauern wird?

2. Was ist das Wesen dieses Prozesses?

3. Wird dieser Prozeß einen gleichmäßigen Verlauf haben oder nicht?

Ich glaube, auf die letzte Frage können wir nur antworten, daß eine gleichmäßige Entwicklung ausgeschlossen ist, weil dieser Prozeß ein Prozeß des ständigen Kampfes ist, des Kampfes zwischen den Räten und dem Staat. Der Staat wird sich immer wieder in einer beliebigen Form präsentieren, entweder als Partei oder gar als Organisation, die sich Arbeiterräte nennt. Es ist unvorstellbar, daß man den Staat mit einer gewalttätigen Anstrengung auf einmal zum Verschwinden bringen kann. Wie dieser Staat oder Halbstaat sich nennen wird, ist nicht von Bedeutung. Er wird einen Namen haben, der dem entspricht, wie er die Mächte repräsentiert, die von einem zentralen Punkt aus nur von oben nach unten herrschen möchten und müssen. Wenn das Proletariat nicht auf einmal zum Herren des Staates werden und ihn beherrschen kann, dann nicht nur wegen seiner mangelnden Erfahrung und der Schwäche der Räte und ihrer Partei. Es ist gut möglich, daß die alte Bürokratie diesen Staat sabotiert. In einem solchen Fall müssen die Saboteure gezwungen werden, ihre Funktionen weiter auszufüllen, denn das neue Rätesystem, das von unten nach oben aufgebaut ist, ist noch nicht imstande, alles nach dem selben Prinzip zu regeln und zu beherrschen. Darüber wird es innerhalb der Räte etliche Unstimmigkeiten und Kämpfe geben.

Wir wollen nicht vergessen, daß die stalinistische Partei ganz allein die Macht erobern will. Das wollen auch die verschiedenen Parteien, die es vor der Revolution gibt oder die sich im Laufe der Revolution bilden. Die Stalinisten wollen die Macht für die imperialistischen Ziele Rußlands ergreifen. Andere, um ein kommunistisches Staatssystem zu begründen. Wieder andere, unter ihnen ‚Socialisme ou Barbarie', wollen die Macht vorübergehend ergreifen, um sie dann an die Räte abzugeben.

Beschränken wir uns auf ‚Socialisme ou Barbarie'. Die Gruppe hat die Macht erobert, hat sich die anderen Parteien unterworfen, den Widerstand der Bürokratie besiegt und den Arbeitern die Aktions- und Organisationsformen aufgezwungen (siehe S. 48 der Nr. 14 von ‚Socialisme ou Barbarie'),[45] *das alles durch die bewaffnete Kraft, d.h. dank einer militärischen Kraft, denn diese Kraft wird von oben geführt. Kurz gesagt, ‚Socialisme ou Barbarie' hat den Staat erobert. ‚Socialisme ou Barbarie' ist der Staat.*

Und nun? ‚Socialisme ou Barbarie' wartet... daß die Räte stark genug sind, dann wird der Staat, d.h. ‚Socialisme ou Barbarie' sich auflösen. Warum? Für das große Ideal.

---

45 Maassen bezieht sich hier auf Chaulieus erste Antwort auf Pannekoek in „Socialisme ou Barbarie" 14; s. S. 33ff.

Die Partei löst sich auf oder gibt aus ideologischen Überlegungen die Macht an die Räte ab. Die Partei, die sich in gewalttätigen Kämpfen gegen andere Parteien entwickelt hat, mit dem erklärten Ziel, die Gesellschaft zu retten, ihre Feinde niederzuschmettern und sie zu beseitigen (ebenso wie die Räte), verzichtet auf die Macht oder löst sich auf. Was für eine Illusion!

Ihr vergeßt, daß eine Partei ein Eigenleben besitzt, daß sie sich nach ihren eigenen Gesetzen entwickelt. Dieses Leben wird sie um jeden Preis verteidigen, gegen wen auch immer, gegen die proletarische Klasse, gegen die Räte. Dieses Leben wird nicht von schönen Absichten bestimmt, die die Gründer der Partei ersonnen haben, sondern ganz einfach von den gesellschaftlichen Verhältnissen und den Kampfbedingungen, in denen sie sich befindet. Das ist Marxismus, Genossen von ‚Socialisme ou Barbarie'. Die Vorstellung, eine Partei zugunsten einer vorgefaßten Idee aufzulösen, das ist Idealismus. Man findet diesen Idealismus auch beim Anarchisten Bakunin, der 1871 in Lyon seine Diktatur für eine gewisse Zeit und aus den gleichen Gründen errichten wollte wie ‚Socialisme ou Barbarie', weil nämlich die Arbeiterklasse noch nicht stark genug ist.

Genosse Chaulieu, Sie müssen erstaunt sein, wenn ich Ihnen bestätige - und das würde beweisen, daß Sie unsere Auffassung vom Kampf nicht begreifen -, daß wir und ‚Spartacus' gänzlich mit dem folgenden Absatz einverstanden sind:[46]

‚Zum Abschluß dieser wenigen Überlegungen denke ich auch nicht, daß man sagen könnte, in der aktuellen Periode (und bis zur Revolution) sei die Aufgabe einer Avantgardegruppe eine ‚theoretische' Aufgabe. Ich glaube, diese Aufgabe ist auch und vor allem eine Aufgabe des Kampfes und der Organisation. Denn der Klassenkampf ist permanent, mit Höhen und Tiefen, und das ideologische Heranreifen der Arbeiterklasse geschieht durch diesen Kampf. Nun sind aber das Proletariat und seine Kämpfe derzeit von bürokratischen Organisationen (Gewerkschaften und Parteien) beherrscht, was zum Ergebnis hat, daß die Kämpfe unmöglich gemacht, von ihrem Klassenziel abgelenkt oder in die Niederlage geführt werden. Eine Avantgardeorganisation kann diesem Schauspiel nicht gleichgültig gegenüberstehen und sich auch nicht darauf beschränken, wie die Eule der Minerva bei Einbruch der Nacht aufzutauchen und aus ihrem Schnabel Flugblätter fallen zu lassen, die den Arbeitern die Gründe ihrer Niederlage erklären. Sie muß fähig sein, in diese Kämpfe einzugreifen, den Einfluß der bürokratischen Organisationen zu bekämpfen und den Arbeitern Handlungs- und Organisationsanweisungen anzubieten; sie muß manchmal sogar fähig sein, sie ihnen aufzuzwingen.'[47]

Aber diese Aufgabe der Avantgarde und der Partei darf keine andere Aufgabe als die der Klasse sein. Sie müssen ihre Aufgabe in der Klasse und mit der Klasse erfüllen, als untrennbarer Teil der Klasse und nicht getrennt von oder außerhalb oder gar gegen die Klasse (siehe: ‚sie muß manchmal sogar fähig sein, sie ihnen aufzuzwingen').

---

46 Der folgende Absatz ist Chaulieus erster Antwort auf Pannekoek in „Socialisme ou Barbarie" Nr. 14 entnommen; s.S. 36-37.

47 Es scheint, daß sich die Gruppe „Daad en Gedachte" später zu weniger „interventionistischen" Positionen hin entwickelt hat, was die hier geäußerte Übereinstimmung mit Chaulieus Thesen nicht vermuten läßt, wobei sich nicht genau klären läßt, ob es sich um eine theoretische Position handelt oder um einen der geringen Zahl der Mitglieder geschuldeten politischen Realismus.

Die Arbeiterklasse kann sich die nötigen Fähigkeiten nur in einem Kampf aneignen, in dem sie zunehmend die gesellschaftlichen Macht erobert. Alles, was man für die Arbeiterklasse tut, tötet deren Initiative.
Die Opposition, auf die sie stößt, ist geradezu notwendig, um ihr die Größe ihrer Aufgabe nahe zu bringen. Die ist die Dialektik des Prozesses.
Die Partei muß eine Kraft der Klasse sein. Ihre Aufgabe ist es, die Arbeiter zu überzeugen, alles selbst zu machen, jede Aktion in ihren Händen zu behalten und jede aktive Führung oder Intervention irgendeiner Partei, die zudem ihre Einheit zerbrechen würde, abzulehnen.
Der Prozeß ist keine Sache von ein paar Jahren. Über Höhen und Tiefen hinweg dauert er vielleicht ein Jahrhundert, bevor der Staat abgestorben sein wird. Die Klasse kann an einem Tag vielleicht eine bestimmte Form des Staates zerstören, aber sie kann an einem Tag nicht den ganzen Staat zerstören.
Letzterer wird unter der Führung verschiedener Organisationen noch lange eine Rolle spielen.
‚Socialisme ou Barbarie' muß aufpassen, nicht zu den letzteren zu gehören, denn die Gruppe wäre dann unvermeidlich in Opposition zum militanten Proletariat.
Genossen von ‚Socialisme ou Barbarie', eure Antwort wird uns freuen..."
Trotz dieser Aufforderung kam nie eine Antwort, weder auf diesen Brief von Theo Maassen noch auf den von Pannekoek, auch nicht, als der Aufstand in Ungarn die Organisationsform der Arbeiterräte in den Vordergrund rückte.
Niemand sprach mehr von dieser „Affäre", bis zum Mai 1971. Insbesondere kannten im Mai 1968 diejenigen, die sich aus der Nähe oder Ferne für „Socialisme ou Barbarie" interessierten, wie auch diejenigen, die sich wieder für die Arbeiterräte interessierten, von dieser Debatte nur die beiden in der Zeitschrift (Heft 14 vom April-Juni 1954) veröffentlichten Briefe.

8. Der Lauf der Geschichte, die Entwicklung der Ideen und der Menschen... Die Schleier beginnen sich zu lüften

Zu dieser Zeit, im Mai 1971, war viel Wasser unter den Brücken hindurchgeflossen. Bis zum Mai 1958, dem Quasi-Staatsstreich von General de Gaulle, äußerten sich die Differenzen zu dieser „Frage der Organisation" innerhalb von „Socialisme ou Barbarie" nur in der Form theoretischer Debatten (den Widerschein davon findet man in vielen Heften der Zeitschrift), mit Manipulationen in der Art wie dieser, die wir gerade ins Gedächtnis gerufen haben; sie hatten, wie wir gesehen haben, dazu geführt, daß ein ganzer Teil europäischer sozialer Bewegung verdrängt und letztendlich totgeschwiegen wurde: die der deutschen Räte der zwanziger Jahre und der darauffolgenden theoretischen Beschäftigung in Deutschland wie in Holland. Diese Strömung hatte übrigens Auswirkungen in anderen Ländern, vor allem in Frankreich, Auswirkungen, die der Krieg zwar unterbrochen hatte, die aber dennoch in Form persönlicher Kontakte weiter existierten.[48]

48 Kleine Gruppen oder Individuen aus Frankreich hatten seit den dreißiger Jahren Kontakt zu deutschen oder holländischen Rätekommunisten aufgenommen und versucht, auf Ereignisse hinzuweisen und Ideen zu propagieren, doch, so muß man feststellen, angesichts der Vorherr-

Die Bedeutung wichtiger historischer Ereignisse besteht darin, denjenigen ihren Platz zuzuweisen, denen es gelang, angesichts der Realitäten und der sich aus diesen ergebenden Schwierigkeiten, die das in einem Eklat auffliegen lassen, was nur Ergebnis von gutem Willen und von Routine war, mit getrübtem Blick künstliche Verbindungen aufrechtzuerhalten. Wieder einmal bestätigte sich, daß man sich auf politischem Gebiet in einer Opposition gegen eine herrschenden Mehrheit wiederfinden kann, gezwungen, kollektiv auszutreten (zum Beispiel die Tendenz Chaulieu-Montal, die sich in der PCI [Parti communiste internationaliste] herausgebildet hatte, schließlich kollektiv aus dieser Partei ausgetreten war und in der Gründung von „Socialisme ou Barbarie" ihre Einheit bewahrt hatte), um sich schließlich an Fragen zu entzweien, die während der Spaltung als unwichtig erschienen und später wesentlich geworden sind.
Im Mai 1958 erlebte „Socialisme ou Barbarie" einen - übrigens relativen - Zustrom neuer Mitglieder, vor allem von jungen Menschen, mehrheitlich Studenten, die sich mehr oder weniger wegen der Einberufung der vom Wehrdienst Zurückgestellten gegen den Algerienkrieg engagierten. Dies brachte vor allem praktische Probleme mit sich; bis dahin hatte die Gruppe mit sehr wenigen Mitgliedern in Paris existiert, die sich alle in einem kleinen Hinterzimmer eines Bistros trafen und einige Kontakte in der Provinz hatten. Es stellte sich ein praktisches organisatorisches Problem und alle versuchten, das umzusetzen, was vorher nur Gegenstand ideologischer Auseinandersetzungen war. Die früheren Divergenzen konkretisierten sich in solch unversöhnlichen Auseinandersetzungen, daß eine Spaltung zu einer Mehrheit führte, die die Zeitschrift (und noch wichtiger, ihre Kartei) übernahm, und einer Minderheit, die mehr oder weniger zum Austritt gedrängt wurde, mit Überzeugungen als einzigem Gepäck, die denen der Rätekommunisten nahestanden. Diese Minderheit gründete die Gruppe „Informations Liaisons Ouvrières" (ILO), die später zu „Informations Correspondance Ouvrières" (ICO) wurde.[49]

---

schaft des Leninismus in Gestalt des Bolschewismus und später des Stalinismus oder des Trotzkismus, ohne großartige Ergebnisse. Dennoch waren diese Kontakte stabil genug, um nach dem Zweiten Weltkrieg wiederaufgenommen zu werden, zuerst durch Individuen, dann durch Gruppen; sie führten dazu, daß im Mai '68 die Rezeption der rätekommunistischen Ideen und der Werke der Deutschen und Holländer einen nie zuvor gekannten Aufschwung erlebte - einschließlich direkter oder indirekter Gegenoffensiven der Eiferer des Leninismus. Eine ganze Geschichte dieser Strömungen in Frankreich bliebe noch zu schreiben.
Den Anspruch, eine solche Geschichte zu schreiben, verfolgt Christophe Bourseiller mit seinem Buch „Histoire générale de ‚l'ultra-gauche'. Situationnistes, conseillistes, communistes de conseils, luxemburgistes, communistes de gauche, marxistes libertaires, communistes libertaires, anarchistes-communistes, néo-anarchistes, gauches communistes..." (Paris 2003), das jedoch auf entschiedene Kritik stieß. S. z.B. die Beiträge in der Zeitschrift „A contretemps" 16/April 2004: Redaktion A contretemps, Cet étrange Monsieur Bourseiller; Pierre Sommermeyer/Freddy Gomez, L'"ultra-gauche", histoire et confusion; Enrique Escobar, Christophe Bourseiller et les „sociaux-barbares" - diese Kritik des früheren Mitgliedes der Gruppe „Socialisme ou Barbarie" wurde von Helen Arnold, Daniel Blanchard, Daniel Ferrand, Georges Petit und Jacques Signorelli - ebenfalls frühere Mitglieder von „Socialisme ou Barbarie" - unterzeichnet; s. auch Loren Goldner, Review of: Histoire générale de „l'ultra-gauche": http://home.earthlink.net/~lrgoldner (AdÜ).

49 Im Laufe des Sommers 1958 wurde die „Minderheit" der Gruppe „Socialisme ou Barbarie", die angesichts des Zustroms von aktiven Mitgliedern nach dem gaullistischen Quasi-Staatsstreich gegen die Bildung einer mehr oder weniger leninistischen Partei war, praktisch dazu gedrängt, die Gruppe zu verlassen und eine andere Organisation zu gründen, „Informations Liaisons Ouvrières" (ILO), die parallel einen „überbetrieblichen Zusammenschluß" anregte, in dem Arbeiter und Betriebsaktivisten über ihre Kampferfahrungen, vor allem in ihren Auseinandersetzungen

Es war in der Folge konsequent, daß sich die bis dahin mehr oder weniger persönlichen Kontakte zur holländischen „Spartacus"-Gruppe (die später zu „Daad en Gedachte" wurde) zu engeren Verbindungen von Gruppe zu Gruppe entwickelten.
Aber all das bezieht sich mehr auf die Geschichte dieser verschiedenen Gruppen als auf die spezifische Frage, die uns interessiert, die nach der Korrespondenz zwischen Chaulieu und Pannekoek. Denn es gab ein Nachspiel, mehr als zehn Jahre später, in der Zeit nach 1968, als ein neues Interesse an den Ereignissen und Werken der rätekommunistischen Bewegung herrschte.
Im Mai 1971 grub eine der ICO (die zu einer Art lockerer Föderation sehr verschiedener Gruppen geworden war) nahestehende Publikation, die „Cahiers du Communisme de Conseils",[50] Pannekoeks zweiten Brief vom 15. Juni 1954 aus, der im Mittelpunkt der Diskussionen in „Socialisme ou Barbarie" und dem von uns dargestellten Ausweichmanöver stand. In Heft 8 der „Cahiers du Communisme de Conseils" wurden die ersten drei Briefe der Korrespondenz Chaulieu-Pannekoek (die einzigen damals bekannten) veröffentlicht, denen folgende Einleitung von Cajo Brendel vorausging:
„Die drei Briefe, die nachfolgend in chronologischer Reihenfolge veröffentlicht werden, wurden 1954 geschrieben. Von den beiden Autoren ist einer schon seit mehr als zehn Jahren tot. Anton Pannekoek, holländischer marxistischer Theoretiker, der bereits vor 1914 durch seine theoretischen Schriften und seinen Kampf gegen den Opportunismus und Reformismus in der II. Internationale in mehreren Ländern gut bekannt war, und noch berühmter wurde durch seine grundsätzliche Kritik der Praxis und des Wesens des Leninismus, verstarb am 28. April 1960 in Wageningen in Holland.
Auf den ersten Blick ist das Thema, das diese Briefe behandeln, bei Kenntnis der politischen und theoretischen Position der Gruppe ‚Socialisme ou Barbarie' (S ou B) in Frankreich (eine Position, die von Pannekoek kritisiert und von Chaulieu verteidigt wurde), definitiv Vergangenheit geworden. Die Gruppe ‚S ou B' existiert nicht mehr; die gleichnamige Zeitschrift hat ihr Erscheinen eingestellt. Warum also, so wird man sich fragen, haben diese drei Briefe, obwohl sie auf ein vorübergehendes Ereignis beschränkt zu sein scheinen, einen wichtigen aktuellen Charakter bewahrt?
Pannekoek hat, wie man sehen wird, nicht ohne Grund von einer ‚Diskussion über Grundsatzfragen' gesprochen. Die Probleme, die diese Briefe behandeln, haben von

---

mit den Gewerkschaften, diskutierten. 1962 verschwand ILO und der überbetriebliche Zusammenschluß wurde zu „Informations Correspondance Ouvriéres" (ICO), eine Gruppe, die bis 1974 bestand. Die Geschichte dieser Gruppen wird nachgezeichnet in einem Gespräch mit Henri Simon, das 1974 geführt wurde und in Heft 6 von „L'Anti-mythes" unter dem Titel „De la scission avec Socialisme ou Barbarie à la rupture avec ICO" erschien (deutsche Übersetzung: „Von der Spaltung von ‚Socialisme ou Barbarie' zum Bruch mit ICO. Eine Kritik des Avantgardismus. Gespräch mit Henri Simon", in: Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit 16/2001, S. 379-406, AdÜ), in Henri Simons Text „ICO, un point de vue" und in Diskussionen im Anschluß an die Veröffentlichung des letzten Texte. (Alle Texte sind erhältlich bei: „Échanges et Mouvement", BP 241, 75866 Paris Cedex 18).

50 Robert Camois, der Gründer der „Cahiers du Communisme de Conseils", auf den weiter unten noch eingegangen wird, war damals im Mai '68 einer der Mitarbeiter von ICO. Die Mitglieder und Kontakte dieser Gruppe trugen teilweise zum Inhalt der „Cahiers du Communisme de Conseils" bei; daraus resultierte die Veröffentlichung des Briefwechsels zwischen Pannekoek und Chaulieu und des folgenden Textes von Cajo Brendel von der holländischen Gruppe „Daad en Gedachte", der in engem Kontakt zur ICO stand.

Beginn an bis heute - jeweils in einer anderen Form - einen wesentlichen Platz in der Arbeiterbewegung und im Klassenkampf eingenommen. Man braucht zum Beispiel in Pannekoeks Kritik nur den Namen ‚Socialisme ou Barbarie' durch die Begriffe ‚Maoisten' oder ‚Gauche prolétarienne' zu ersetzen, um sich direkt in den Kulissen der Bühne von heute wiederzufinden.

Natürlich brachten ‚Socialisme ou Barbarie' und ihre Zeit (1949-1965) etwas anderes zum Ausdruck als das, was die später gegründeten sogenannten ‚revolutionären' Gruppen repräsentieren oder diejenigen, die - wie die traditionellen Trotzkisten - aus dem einzigen Grund noch existieren, weil der politische Tod sie noch nicht ereilt hat. Aber es gibt dennoch etwas Gemeinsames, was alle diese in Frage kommenden Tendenzen charakterisiert: ihre Zweideutigkeit gegenüber dem autonomen Arbeiterkampf, den sie mehr oder weniger verbal anspornen (und in manchen Fällen nicht einmal das!), den sie aber in Wirklichkeit durch ihre ideologischen Konzepte und ihre Avantgardestrukturen behindern.

Wir glauben, daß bestimmte prinzipielle Aspekte dieser Zweideutigkeit angesichts des Schicksals von ‚S ou B' klar hervortreten und daß man sie in diesem speziellen Fall in allen ihren Dimension hervorheben kann, weil es sich hier um eine neuere Geschichte mit weitgehend bekannten Ergebnissen handelt.

Die Gruppe ‚S ou B' hatte sich ab 1946 im Kontext des französischen Trotzkismus herausgebildet. Einige Zeit später löst sie sich von ihm, um sich 1949 mit einer deutlich abweichenden Plattform in einer unabhängigen Zeitschrift zu präsentieren. Von da an unterschied sie sich vom Trotzkismus, in erster Linie durch ihre grundsätzliche und detaillierte Kritik der Gewerkschaftsbewegung, deren wichtige Funktion für die bestehende Ordnung sie immer wieder aufzeigte. ‚S ou B' hat mehrmals die feindliche Rolle der Gewerkschaften gegenüber jedweden Konflikten zwischen Arbeitern und Unternehmern offengelegt. Vor allem in dieser Hinsicht haben ihre Publikationen ein bestimmtes Niveau erreicht, das vom Stalinismus oder vom Trotzkismus niemals erreicht wurde und unaufhörlich die Aufmerksamkeit auf sich zog.

Doch um dieser Tendenz bis zu den letzten Konsequenzen zu folgen, fehlte ihr, wie wir gleich in voller Klarheit sehen werden, vor allem eine Basis unter Arbeitern. Zu einem bestimmten Zeitpunkt hat dieser Mangel eine Art Sterilität nach sich gezogen, die zu einem Hindernis wurde, das sie aus dem Rhythmus brachte. Daß Daniel Mothé,[51] *der Autor von ‚Militant chez Renault', der im Umfeld von ‚S ou B' politisiert wurde, sich*

---

51 Daniel Mothé (Pseudonym von Jacques Gautrat) war in den 1950er Jahren Fräser bei Renault in Billancourt und hat seine Karriere als Arbeitssoziologe beim CNRS (Centre national de la Recherche scientifique) beendet. Vom Gewerkschaftsoppositionellen und einem der Initiatoren der „Tribune Ouvrière Renault" wurde er nach einer kurzen Episode bei „Force Ouvrière" zu einem Verantwortlichen bei der CFDT (Confédération Française Démocratique du Travail). Ausgehend von der Analyse der Lage der Arbeiter kam er schließlich dazu, den Unternehmern zu empfehlen, die Selbstverwaltung einzuführen, weil *„die Forderung nach Selbstverwaltung den Vorteil hat, nicht nur den industriellen Katechismus nicht zu beeinträchtigen, sondern im Gegenteil im Sinne der Reduzierung der Selbstkostenpreise zu funktionieren..."* (Daniel Mothé, Militant chez Renault, Paris 1965.) Vom Bordigismus herkommend trat er nach seiner Zeit bei „Socialisme ou Barbarie" 1976 der Sozialistischen Partei bei, in der er eine politische Alternative sah. Genauere Angaben zu seiner Entwicklung und eine Bibliographie finden sich in dem in Heft 18 von „L'Anti-mythes" 1976 veröffentlichten „Entretien avec D. Mothé" (deutsche Übersetzung: „Gespräch mit Daniel Mothé", in: Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit 16/2001, S. 407-416, AdÜ).

später einfach der Gewerkschaft CFDT anschloß, ist - nachträglich - weniger erstaunlich, als es den damaligen Mitgliedern der Gruppe erschien, die seine Haltung nur als einen vollkommenen Bruch mit ihren Ideen betrachten konnten.
Mit ihrem Namen bezog sich die Gruppe ‚S ou B' auf die Position ehemaliger Organisationen der Arbeiterbewegung. Diese wollten auf die proletarischen Massen einen geistigen Einfluß ausüben, demzufolge eine neue und andere Arbeiterbewegung nur dann entstehen könne, wenn das Arbeiterbewußtsein durch historische und erschütternde Ereignisse ‚aufgeweckt' würde. Dieses Ereignis, so glaubte die Gruppe vor allem, sei der Dritte Weltkrieg. Sie glaubte, daß er drohend heranrückte, die Perspektive der gesellschaftlichen und politischen Entwicklung bildete und, in ihrer Vorstellung, jede Initiative der Arbeiterklasse blockierte. In dem Moment jedoch, in dem der Krieg ausbräche, würden gleichzeitig mit den destruktiven Kräften die Kräfte eines proletarischen Widerstands auftauchen. Die Menschheit würde also in diesem Moment vor zwei Möglichkeiten stehen: der Umsetzung des Sozialismus oder dem Abstieg in die Barbarei.
In unseren Augen berücksichtigt diese Konzeption nicht genügend die Entwicklung und die Widersprüche der kapitalistischen Produktion im allgemeinen. Sie leitet sich zu einseitig und zu absolut von der Betrachtung einer besonderen Entwicklung der kapitalistischen Gesellschaft ab, die man im Wort ‚Krieg' zusammenfassen kann. Selbst wenn sich das Proletariat zu Beginn eines Kriegs erheben würde, könnte seine Revolte an sich, und vor allem der Inhalt und die gesellschaftliche Bedeutung einer solchen Aktion, nicht durch den zufälligen Umstand erklärt werden, daß die Arbeiterklasse - wie übrigens alle - durch den Krieg erschüttert werden würde. Es darf nicht vergessen werden, daß der ‚Kapitalismus in Kriegszeiten' und der ‚Kapitalismus in Friedenszeiten' beide derselbe Kapitalismus sind, der immer noch durch dieselben sozialen Widersprüche gekennzeichnet ist; es stimmt zwar, daß diese Widersprüche in Kriegszeiten schärfer werden, aber dennoch werden sie nicht durch andere ersetzt.
Auch der Kampf der Arbeiter gegen das Kapital in Kriegszeiten resultiert aus den Produktionsverhältnissen in der bürgerlichen Gesellschaft.
Wie die Gruppe ‚S ou B' im Zusammenhang mit dem Krieg von ‚revolutionären Möglichkeiten' zu sprechen, heißt zu denken, daß sich im Laufe dieser Ereignisse das Problem der Macht stellt, und daß gleichzeitig das proletarische Bewußtsein in seiner ganzen Reife zum Vorschein kommt. Doch das Bewußtsein reift nicht von einem auf den anderen Tag, zum Beispiel durch die Tatsache, daß man vom Ausbruch des Kriegs erschüttert wird. Das Heranreifen des Arbeiterbewußtseins ist ein Prozeß, der sich im alltäglichen harten Kampf im Laufe einer ganzen Reihe von Konflikten vollzieht, in denen das wichtige ist, wie das Sprichwort sagt, daß man durch Schaden klug wird. Das Problem der Macht kann nur in dem Maße gelöst werden, in dem die Arbeiter lernen, sie auszuüben. Sie lernen dies nur durch eigene Erfahrung; das heißt durch ihr eigenes Handeln. Ihr eigenes Handeln verlangt, daß sie selbst denken, daß sie selbst wissen. Sie tun dies nicht durch ein Wunder. Ihr Handeln setzt die Praxis voraus.
Über die Erneuerung der Arbeiterbewegung muß dasselbe gesagt werden. Es gibt keinen größeren Fehler als zu glauben, daß sich eine neue Arbeiterbewegung relativ schnell unter irgendwelchem äußeren Druck bilden würde oder weil die Massen sich plötzlich von den alten Organisationen im Stich gelassen fühlten. Die Erneuerung der

Arbeiterbewegung ist ebenfalls ein Prozeß, ist ebenso eine Sache der Praxis. Sie entsteht nicht aus einer einfachen Entscheidung heraus. Die neue Arbeiterbewegung wird nicht gegründet, sie entsteht aus dem Arbeiterkampf. Denn jedem einzelnen Problem der zukünftigen Arbeiterbewegung liegt der heutige Klassenkampf zugrunde.
Dieser Klassenkampf, der in der Fabrik geführt wird, wurde von ‚S ou B' besonders vernachlässigt. Mehr noch: Diese Gruppe erklärte ihn in der Nachkriegssituation für ganz und gar unmöglich, insbesondere in Frankreich wegen des riesigen Einflusses der KP. Als ob der politische Einfluß irgendeiner Partei den wahren Charakter der kapitalistischen Widersprüche, aus denen der Klassenkampf resultiert, ändern könnte!
Hier muß ein wichtiges Detail eingebracht werden; sicherlich rechnete ‚S ou B' mit dem Krieg als eine der ‚großen revolutionären Möglichkeiten', weil dann die Massen bewaffnet wären. Dieser Gruppe entging jedoch, daß das zentrale Problem der proletarischen Revolution nicht die Bewaffnung der Arbeiter ist, sondern die Abschaffung der Lohnarbeit und die Wiederaufnahme der Produktion durch die Massen selbst. Selbst wenn die Arbeiterklasse bis an die Zähne bewaffnet wäre, aber keine Selbstverwaltung praktizierte, könnte man nicht von einer sozialen Revolution sprechen. Eine Demonstration oder eine Auseinandersetzung auf der Straße, selbst von bewaffneten Arbeitern, stellt alles andere dar als einen Kampf, der den Kapitalismus umstürzt, ein Kampf, der sich auf die Fabriken stützen muß und der als großes Ziel die Leitung dieser Fabriken hat.
Das Mißverständnis, das die Gruppe ‚S ou B' auszeichnete, betrifft in dieser Hinsicht nicht nur diese Gruppe. Tatsächlich traf man im Sommer 1969 bei einem internationalen Treffen in Brüssel auf dasselbe Mißverständnis. Daniel Cohn-Bendit wurde dort von einem amerikanischen Teilnehmer und einem französischen Arbeiter des Citroën-Aktionskomitees stark kritisiert, weil er mehr oder weniger für die Revolte mit dem Gewehr in der Hand nach dem Modell der Black Panther in den Vereinigten Staaten eintrat. Ihm wurde ohne Umschweife gesagt, daß der Kampf der Black Panther, so spektakulär er auch sein mag, vom Gesichtspunkt der sozialen Veränderung weniger wichtig ist als das, was in Detroit am Fließband der Fordwerke geschehen kann.
Beide Diskussionen - die von Brüssel im Jahre 1969 und die im Kontext der Zeitschrift ‚Socialisme ou Barbarie' zu Beginn der fünfziger Jahre - resultieren bei allen Unterschieden - zuviel Romantik bei Cohn-Bendit, düstere Perspektive auf Seiten der Gruppe ‚S ou B' - aus genau denselben Wurzeln: es sind Positionen, die sich beide einerseits gegenüber den früheren traditionellen Organisationen, andererseits gegenüber der ansteigenden Welle des Arbeiterkampfs gleichgültig zeigen; dieser äußert sich zunehmend stärker und widerspricht so den sehr düsteren Vorhersagen der Aktivisten von ‚Socialisme ou Barbarie', von denen wir gerade gesprochen haben.
Im März 1953 erkundigte sich der Autor dieser Zeilen bei Pierre Chaulieu - dem Publizisten, der als Chefideologe mehr als jeder andere die Meinungen von ‚S ou B' beeinflußte, - ob er in der kommenden Zeit in Frankreich bedeutende Streiks erwarte. Chaulieu antwortete nicht nur mit Nein, er leugnete ebenso strikt ihre objektive Möglichkeit. Fünf Monate später, im August 1953, fand ‚das Unmögliche' dennoch statt: PTT, SNCF, öffentlicher Dienst und viele andere Industriebranchen legten die Arbeit

nieder; das Land war mit einer Welle von Kampfbereitschaft konfrontiert.[52] *Wenn es stimmt, daß diese Welle die kapitalistische Ordnung angriff, so stimmt es ebenso, daß sie gleichzeitig die politische Perspektive von S ou B' zerstörte. Auf einen Schlag hatte das französische Proletariat die totale Divergenz zwischen dieser Perspektive und der gesellschaftlichen Realität sichtbar gemacht.*

Die Mehrheit der Gruppe ,S ou B' - das heißt diejenigen, die später als ,das Zentrum' oder ,die Rechte' bezeichnet werden - hatte nicht das geringste Bedürfnis, ihren Ausgangspunkt zu ändern. Um einen Kampf zu erklären, der ihren anfänglichen Thesen widersprach, stellte sie eine ,Theorie' auf, die - obwohl sie nicht aus der gesellschaftlichen Situation in Frankreich herrührte - sich dennoch durch eine zwar wenig überzeugende, aber sehr logische Originalität auszeichnete, vorausgesetzt man dachte in der Perspektive des Krieges. Nach dieser ,Theorie' sei die Kampfbereitschaft des französischen Proletariats die direkte Folge (!) einer gewissen politischen Entspannung, die durch einen Richtungswechsel der russischen Verantwortlichen nach Stalins Tod verursacht worden sei. Man sprach von einer Ruhepause, die den Druck auf die Stimmung der Arbeiter gemildert und als Folge die Lähmung der Arbeiter aufgehoben habe. Es war dies eine rein politische Theorie, die kein anderes Ergebnis hatte, als jegliches Verständnis der tatsächlichen Realität zu unterbinden.

Das ist keineswegs erstaunlich für denjenigen, dem klar ist, in welchem Maße die Lage des Proletariats und der Arbeiterkampf, also genau das, was ,S ou B' falsch verstanden hatte, einen integralen Bestandteil dieser Realität bilden. Von Anfang an könnte man diese Gruppe als eine Gemeinschaft junger Intellektueller bezeichnen, trotz der Gegenwart einiger Lohnabhängiger, die aber in der Gruppe eine Minderheit darstellten. Und das, obwohl man unter ersteren manche fand, deren Aktivität sich eher als bürokratische Praxis denn als Tätigkeit des Denkens erwies. Aufgrund dieser Tatsache entstand innerhalb der Gruppe ein Kampf anläßlich eines heftigen und permanenten Problems: der eigenen Position der Gruppe gegenüber der Arbeiterklasse. Es ist allzu verständlich, daß nach den Streiks von 1953 - im Verlauf dieser Streiks und derjenigen, die folgen sollten - die Diskussion innerhalb der Gruppe ,S ou B' sich hin zur Bildung verschiedener sehr entgegengesetzter Tendenzen orientierten. Im Prinzip existierten diese Tendenzen bereits seit langen, doch waren sie weniger klar.

Auf diesen Seiten schreiben wir nicht die Geschichte der Gruppe ,S ou B', eine Geschichte, die in unseren Augen von den entscheidenden Ereignissen, die wir im folgenden aufzählen, endgültig beendet wurde:

1. der Divergenz zwischen der theoretischen Plattform und der realen Entwicklung der Arbeiterkämpfe;

2. der Unfähigkeit - gerade als intellektuelle Gruppe -, den direkten Zusammenhang zwischen dieser Divergenz und dem Leben innerhalb der Gruppe richtig zu verstehen.

Innerhalb von ,S ou B' wurden die sich stellenden Fragen - die Frage der Partei, der Avantgarde, der Selbstverwaltung usw. - fast immer auf abstrakte Weise diskutiert, und folglich blieb das direkte Verhältnis zwischen den verschiedenen Positionen und der gesellschaftlichen Erfahrung mehr oder weniger verdeckt. Wir glauben, daß es,

---

52 PTT: Postes, télégraphes et téléphones (Post und Fernmeldewesen); SNCF: Société nationale des chemins de fer français (Staatliche französische Eisenbahngesellschaft) (AdÜ).

indem man die in der Zeitschrift veröffentlichten Analysen untersucht, nicht allzu schwierig wäre zu zeigen, daß sich in den Widersprüchen, die schließlich die Gruppe gesprengt haben, genau die tieferliegenden Widersprüche widerspiegelten, die schon immer in der kapitalistischen Welt draußen existierten. Doch wir halten es für überflüssig, dies detailliert über die Jahre hinweg nachzuvollziehen. Um den wirklichen Kontext der Korrespondenz von 1954 besser verständlich zu machen, die den wahren Charakter von ‚S ou B' und ihres historischen Schicksals schlagartig erhellt, genügt es, das nachzuzeichnen, was sich damals und in der Zeit davor innerhalb dieser Gruppe abspielte.

Sehr bald zeigten sich drei unterschiedliche Strömungen in ‚S ou B'. Neben einer fast einhelligen Übereinkunft über das Gewerkschaftsproblem konnte man unterschiedliche Meinungen über das Problem der Partei erkennen:

1. Es gab eine kleine Minderheit, die die Partei als überholte Organisation ansah, die im Arbeiterkampf nur eine bremsende Rolle spielen konnte. Zu dieser Minderheit - die praktisch dem Rätekommunismus nahestand und sich ihm immer mehr annäherte - gehörten ein paar Personen, die durch ihre Lebensumstände dem Proletariat sehr nahe standen oder selbst Proletarier waren, und die sich nach der ersten Spaltung von ‚S ou B' im Jahre 1958 in der Gruppe ICO (zuerst ILO) wieder fanden. Zu dieser Minderheit gehörte auch der Philosophiedozent Claude Lefort, der in einer sehr intellektuellen Sprache mal dieselben Gedanken,[53] mal ‚fortschrittliche' Gedanken äußerte, die sich kaum von den Gedanken der gebildetsten Köpfe des Landes unterschieden und keinerlei marxistische Handschrift trugen.[54] Obwohl Lefort sich 1958 an der Gründung von ILO beteiligt hatte, sollte er 1961 seinen eigenen Weg zu einem „Cercle Saint-Juste"[55] gehen, dessen Gründung man nicht getrennt von der Gesamtgeschichte von ‚S ou B' sehen kann, dessen Schicksal uns hier aber nicht weiter interessiert.

2. Dieser Minderheit entgegengesetzt, aber auf der anderen Seite des mehrheitlichen Zentrums, stand eine Strömung, die weder stalinistisch noch trotzkistisch war, sich aber dennoch als ‚leninistisch' definierte; diese Strömung betrachtete die traditionelle Partei als natürliche Organisation der Arbeiterklasse auf dem Gebiet der Politik. Mehr noch als die Mehrheit der Gruppe tendierte diese Strömung dazu, alle Phänomene von einem rein politischen Standpunkt aus zu betrachten, wobei sie alle sozialen Facetten vernachlässigte. Ihr wichtigster Repräsentant war ein spanischer Emigrant, in seiner Jugend Mitglied des POUM (Partido Obrero de Unificación Marxista = Ar-

---

53 Die „Cahiers du Communisme de Conseils" schrieben in einer Anmerkung: *„Siehe den damals von C. Lefort gegen J.P. Sartre veröffentlichten Artikel in einer der Ausgaben von ‚Temps modernes'."* Wahrscheinlich handelt es sich um den Artikel „Le marxisme et Sartre", in: Temps modernes 90/Mai 1953.
S. Claude Lefort, Le marxisme et Sartre, in: Temps modernes 90/Mai 1953 (8. Jg.), S. 1541-1570; Jean-Paul Sartre, Réponse à Lefort, in: ebd., S. 1571-1629; Claude Lefort; De la réponse à la question, in: ebd., 104/Juli 1954 (10. Jg.), S. 157-184 (AdÜ).

54 Anmerkung der „Cahiers du Communisme de Conseils": *„Siehe C. Leforts Artikel über die Außenpolitik des Kreml, der 1953 oder 1954 in ‚Les Temps modernes' veröffentlicht wurde."* Wir haben keine Angaben zu diesem Artikel gefunden.

55 Cercle Saint-Just: Einer der zahlreichen in den 1960er Jahren gegründeten Zirkel, in denen sich politische Oppositionelle, Gewerkschafter und verschiedene Intellektuelle trafen und die jeweiligen Alternativideologien im Hinblick auf eine Nachfolge des Gaullismus und des Stalinismus diskutierten. Castoriadis, Lefort und Mothé nahmen neben anderen zukünftigen Persönlichkeiten, die sich schon damals im System gut eingerichtet hatten, an diesem Zirkel teil.

beiterpartei der marxistischen Einigung, AdÜ), ein Detail, das begreiflich macht, warum ein alter Kämpfer des Rätekommunismus in Frankreich eines Tages sagte, wenn der rechte Flügel von ‚S ou B' sich äußerte, dann schien es ihm, als hörte er die Wortführer dieser Partei des republikanischen Spanien.

3. Zwischen den beiden eben beschriebenen Flügeln befand sich das große Zentrum von ‚S ou B', das zusammen mit der Rechten energisch die Partei als notwendige und unverzichtbare Organisationsform verteidigte, das sich von dieser aber dadurch unterschied, daß es - mit allen Varianten, die man sich vorstellen kann - von einer ‚Partei neues Typus' sprach, die völlig anders als die Partei traditionellen Typus sei. Der führende Theoretiker dieses Zentrums war Pierre Chaulieu, ein ebenso intellektueller wie bürokratischer Mensch, der die Gewohnheit hatte, sich in einem komplizierten und wenig präzisen Stil zu äußern, eine Eigenschaft, die ihn in seiner Rolle als Wächter der Einheit der Organisation um jeden Preis extrem wertvoll machte. Gerade in dieser Rolle hätte ihn eine politische oder soziale Offenheit, wie sie die Rechte und die Linke kennzeichnete, mehr gestört als sie ihm hätte nützen können. Deshalb hoben sich Chaulieus brillante Erklärungen - und noch mehr die seines Adjutanten Philippe Guillaume[56] *- durch ihre Ungenauigkeit ab. Diese Ungenauigkeit hatte vor allem die Funktion, daß man ihre Vorstellungen auf organisatorischem Gebiet nicht erahnen sollte; diese waren an Vorstellungen von Klassenkampf gebunden, die ohne Bezug zum autonomen Kampf der Arbeiter waren, der sich damals gerade in Frankreich zu verbreiten begann.*

Der linke Flügel von ‚S ou B' solidarisierte sich natürlich offen mit dieser Autonomie des Kampfes als einziger von der sozialen Entwicklung angebotenen Möglichkeit. Die Rechte war ohne jeden Zweifel dagegen und präsentierte den Arbeitern die Notwendigkeit einer Partei. Und was machte das Zentrum? Es sprach seltener von Partei und öfter von Avantgarde. Doch was sollte dieser Begriff besonderes bedeuten? Ganz bestimmt meinte er eine spezifische Schicht, die sich von der Masse nur dadurch unterschied, daß ihre Existenzweise es ihnen verwehrt, sich spontan zu erheben, die aber,

---

56 Man darf den Auschwitzleugner Pierre Guillaume (sein richtiger Name) nicht mit Philippe Guillaume, einem Pseudonym von Cyrille de Beauplan, verwechseln (die Erwähnung von P. Guillaume in den ersten Nummern von „Socialisme ou Barbarie" vor 1958 im Redaktionskomitee oder in den Artikeln kann zur Verwirrung beitragen). Letzterer war mit der Gruppe um Chaulieu-Montal aus der PCI ausgetreten (er sollte übrigens zu mehreren Mitgliedern der PCI persönliche Beziehungen aufrechterhalten und ein Bindeglied in den erwähnten Diskussionen darstellen). Wie Castoriadis war er Ökonom bei der OECD (Organisation for Economic Co-operation and Development)und trat 1958 von diesem Posten zurück, weil er wie die Mehrheit von „Socialisme ou Barbarie" dachte, die Unruhe unter den Arbeitern würde Perspektiven für eine Intervention eröffnen. Doch er gab sich nicht mit einer Position im Hintergrund zufrieden, sondern wollte seine Praxis mit der Theorie in Einklang bringen. Er ging als Bandarbeiter zu Renault Billancourt, hielt diese Arbeit aber körperlich nicht durch und landete bei der Post, in einem Verteilzentrum am Bahnhof, wo er es ebenfalls nicht aushielt. Zunächst arbeitslos, wurde er schließlich Journalist für Lokales bei „Paris Jour". 1968 machte er bei ICO mit. Er starb Anfang der 1970er Jahre. Pierre Guillaume gehörte einer anderen Generation an: 1960 wurde er Mitglied von „Socialisme ou Barbarie" und folgte 1963 der Abspaltung von „Pouvoir Ouvrier", aus der er 1965 aufgrund obskurer Manöver zur Übernahme der Kontrolle der Gruppe ausgeschlossen wurde. Danach begann er seine Karriere in der Buchhandlung „La Vieille Taupe" in einem informellen Kreis von Aktivisten, war im Mai 1968 in den Arbeiter-Studentenkomitees von Censier sehr aktiv und endete als Auschwitzleugner und in der Bewegung der extremen Rechten. Weitere Einzelheiten zu Philippe und Pierre Guillaume finden sich in dem Werk von Philippe Gottraux, „Socialisme ou Barbarie", a.a.O.

sofern sie trotzdem die soziale Logik ihrer eigenen Aktion anerkennt, gleichwohl deren Richtung und Abfolge bestimmen will. Doch wie hätte nach Pierre Chaulieu und denjenigen, die wie er dachten, diese Avantgarde funktionieren sollen? Und was war ihre politische Aufgabe, von der sie häufig sprachen, als hätte die nächste Revolution nicht vor allem einen sozialen Charakter?

Die Antwort auf diese brennenden Fragen gab Chaulieu zum ersten Mal und ohne jede Zurückhaltung in seiner Replik auf einen Brief von Pannekoek. Chaulieu erklärte ausdrücklich folgendes: Angesichts der Bedrohung durch irgendeine neostalinistische Partei, die sich bereit mache, sich der gerade erst gebildeten Arbeiterräte zu bemächtigen, das heißt am darauffolgenden Tag die Macht zu ergreifen, müsse eine minoritäre Avantgarde sofort genau dasselbe tun.

Und Chaulieu fügte noch gleich für Pannekoek hinzu: ‚Ich denke nicht, daß Sie mit all dem nicht übereinstimmen.' Doch Pannekoek protestierte sogleich. Er ließ wissen, daß der Kampf der Partei, so wie ihn Chaulieu vorschlug, ein Schritt hin zu neuer Unterdrückung sei.

Diesen Protest von Pannekoek bekamen die damaligen Leser der Zeitschrift ‚S ou B' nie zu lesen. Obwohl Chaulieu am Ende seines Briefes verkündete, seine Gruppe würde freudig alles in ihrer Zeitschrift aufnehmen, was Pannekoek ihm schicken würde, und obwohl er ständig seine Hoffnung äußerte, daß die Diskussion fortgesetzt und vertieft (!) würde, wurde der Brief nie veröffentlicht.[57]

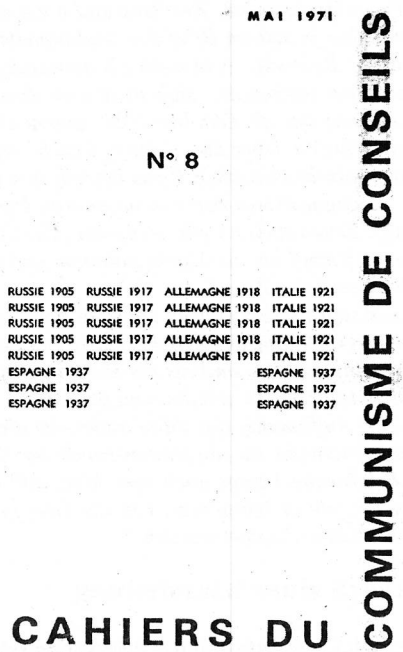
Ungefähr sechs Monate, nachdem Pannekoek seinen zweiten Brief abgeschickt hatte, verlangten wir mit seinem Einverständnis eine Erklärung von ‚S ou B'. Uns wurde wieder seine Veröffentlichung versprochen. Doch dieses Versprechen wurde nie gehalten. Der betreffende Brief wurde - im Rahmen der vollständigen Korrespondenz zwischen Pannekoek und Chaulieu - zum ersten Mal in einer holländischen Zeitschrift[58] *veröffentlicht, sorgfältig aus dem englischen Original übersetzt, das Pannekoek zur Verfügung gestellt hatte. Der oben abgedruckte Text (s. S. 38ff.) ist also die erste französische Ausgabe. Er ist eine Rückübersetzung aus dem Holländischen, denn das englische Original ist nicht mehr in unseren Händen. Vielleicht befindet es sich nach Pannekoeks Tod mit seinen ganzen Papieren im Internationalen Institut für Sozialgeschichte in Amsterdam.*

---

57 Anmerkung von Cajo Brendel in den „Cahiers du Communisme de Conseils": *„Bei einem internationalen Treffen in Taverny (im Umland von Paris) im Sommer 1967 diskutierte der Autor dieser Zeilen mit einem Vertreter des GLAT (Groupe de liaison pour l'action des travailleurs) (Verbindungsgruppe für die Arbeiteraktion, AdÜ) über die Gefahren, die den Arbeiterräten von Seiten einer politischen Avantgarde drohten. Um mich besser verständlich zu machen, bezog ich mich auf die Korrespondenz, die Thema dieses Textes ist. Zu meiner Überraschung antwortete er mir, daß sich das von mir zitierte Beispiel nicht in diesen Briefen befände. Ich begriff erst später, daß seine Reaktion nur zu verständlich und richtig war. Ich hatte einfach vergessen, daß ihm durch Chaulieus ‚Sorgfalt' der Text, der meine Absichten illustrieren sollte, völlig unbekannt war. Andererseits beweist die Tatsache, daß dieser Text für die Klärung der Positionen nützlich gewesen wäre, nur seine Aktualität."*

58 Anmerkung der „Cahiers du Communisme de Conseils": *„Daad en Gedachte, Oktober 1954. Die Zeitschrift dieses Namens wurde damals von der Gruppe ‚Spartacus' herausgegeben. Man darf sie nicht mit einer anderen Zeitschrift gleichen Namens verwechseln, die seit 1965 in Holland von einer anderen Gruppe herausgegeben wird, die nach einer Spaltung aus ersterer hervorging."*

Der Grund, warum Chaulieu Pannekoeks zweiten Brief unterschlagen hat, so wie dies Stalin mit Lenins Testament getan hat, springt dem Leser ins Auge.[59] *Es ging in erster Linie nicht um die grundsätzliche Kritik seiner avantgardistischen Absichten. Da war noch etwas anderes. Was Pannekoek unter anderem gezeigt hatte, war, daß die charakteristischen Positionen der Gruppe ‚S ou B' über die politischen Aufgaben einer Avantgarde in der Entwicklung des Klassenkampfs sich auf eine besondere Position über den Klassenkampf selbst bezogen. Diese Position entsprach nicht der seinen. Vielmehr führte diese Position zu einer anderen Vorstellung vom Charakter der proletarischen Revolution und - folglich - zu einer anderen Interpretation zum Beispiel der russischen Revolution. Diese komplexe Gemengelage von wesentlichen Problemen gibt der Korrespondenz zwischen Pannekoek und Chaulieu ihre Bedeutung.*



Wenn man sie liest, muß man feststellen, daß auch Pannekoek den Begriff ‚Partei' benutzt. Wir denken, daß wir uns nicht zu sehr auf diesen Ausdruck fixieren sollten, und zwar aus zwei Gründen. Erstens ist doch klar, daß Pannekoek, auch wenn er von Par-

59 Anspielung auf ein historisches Ereignis, auf das in zahlreichen Werken über diese Zeit eingegangen wird. Es ist sicher, daß Lenin vor seinem Tod vor allem Stalin mißtraute. Kritische Bemerkungen über die Partei und ihre Führer, die besonders auf Stalin abzielten (Vor allem: *„Stalin ist zu grob, und dieser Mangel, der in unserer Mitte und im Verkehr zwischen uns Kommunisten durchaus erträglich ist, kann in der Funktion des Generalsekretärs nicht geduldet werden. Deshalb schlage ich den Genossen vor, sich zu überlegen, wie man Stalin ablösen könnte...*" [s. Alfred Rosmer, Moskau zu Lenins Zeiten, Frankfurt a.M. 1989, Anhang I: Lenins Testament, S. 206-207, hier S. 207, AdÜ]), wurden als „Testament" bezeichnet und von seinen Nachfolgern lange geheim gehalten, bis es in Bruchstücken im Ausland verbreitet wurde. Lenins Tod im Jahre 1924 beschleunigte eine bereits begonnene Entwicklung und verstärkte Stalins totale Herrschaft, die Lenin sehr verspätet, als er zudem körperlich sehr geschwächt war, zu verhindern versucht hatte. Die Anschuldigung gegen Castoriadis mag deplaziert erscheinen, doch der Autor des Textes kannte Castoriadis wegen seiner glänzenden Eigenschaften als Manipulator und Verschleierer in politischen Debatten.

tei spricht, damit etwas ganz andere meint als Chaulieu, auch wenn dieser eine Partei neuen Typus im Auge hat. Zweitens und noch wichtiger: Obwohl Pannekoek der Einfachheit halber in seinem Brief den traditionellen Begriff benutzt, betrachtet er in diesem Moment die Partei nicht mehr als notwendige Organisation des Klassenkampfes.
Es ist ziemlich interessant, sich in diesem Zusammenhang auf das zu beziehen, was Pannekoek uns am 30. Oktober 1953, genau eine Woche vor seinem ersten Brief an Chaulieu, schreibt. Über die Gruppe ‚S ou B' äußert er sich folgendermaßen: ‚Sie sind nicht vom bolschewistischen Virus befreit, den ihnen Trotzki eingeimpft hat. Dem Virus des Avantgardismus der revolutionären Partei, die die Revolution machen muß.' Und einige Zeilen später stellt er diesem ‚Virus' seine Vorstellung gegenüber, daß ‚die Arbeiter im Kampf um die Macht autonom und ihre eigenen Herren sein und ihren eigenen Weg suchen müssen'.
Pannekoek sagt im selben eben zitierten Brief auch: ‚Im Kampf um die Macht werden sich autonome Organe der Arbeiterklasse herausbilden und man wird sehen, daß diese Organe nichts anderes sind als die sich entwickelnden Arbeiterräte, damit beschäftigt ihre ersten Aufgaben zu erfüllen und ihre ersten Funktionen auszuüben.'
Das ist eine Auffassung, die völlig anders ist als die von Chaulieu; hier ist eine Divergenz der Meinungen, die die Hintergründe der Korrespondenz erklärt.
Dieser Briefwechsel zeigt auch sehr klar, daß die Ereignisse des Mai '68 in Frankreich weder, wie zu hören war, von der Gruppe ‚S ou B' als solcher noch von Chaulieu persönlich antizipiert wurden."

9. Versuch einer Klarstellung

1973 begann Castoriadis mit der Publikation seiner früheren Schriften in der Taschenbuchreihe „10/18". Diese Publikation verteilte sich mit der Zeit auf mehrere Bände, in denen seine Schriften nach allgemeinen Themen geordnet waren. In dem 1974 erschienenen Band mit dem Titel „L'expérience du mouvement ouvrier 1. Comment lutter" veröffentlichte Castoriadis unter dem Titel „Réponse au camarade Pannekoek" den Text des zweiten Briefes der Korrespondenz, seiner Antwort, *„einer entschiedenen und brillanten Kritik"* an Pannekoeks erstem Brief. Obwohl er tatsächlich von Chaulieu unterschrieben war, handelte es sich dennoch, wie Castoriadis bekennen wird, um seine Position zu diesem Briefwechsel zu rechtfertigen, nicht um seine persönliche Angelegenheit, sondern um die der Gruppe „Socialisme ou Barbarie". Zudem hatte er losgelöst von seinem Kontext und dem Rest der Korrespondenz keinen Sinn. Castoriadis sah sich also gezwungen, dem, was er als sein Werk geltend machte, die beiden anderen Briefe von Pannekoek folgen zu lassen, die seinen einrahmten. Und gleichzeitig fühlte er sich verpflichtet, eine Erklärung dafür zu geben - ein Plädoyer pro domo -, die er vor den beiden Briefen Pannekoeks in einem „Postface à la réponse au camarade Pannekoek" präsentierte. Dieses „Postface" liest sich wie folgt:[60]

60 Alle hier erwähnten Texte - der Brief von Castoriadis, die beiden Briefe Pannekoeks und das „Nachwort" von Castoriadis - finden sich in: Cornelius Castoriadis, L'expérience du mouvement ouvrier 1. Comment lutter, Paris 1974, S. 249-277.

„Der oben zu lesenden Antwort war in Heft 14 von ‚Socialisme ou Barbarie' ein Brief Pannekoeks und eine einleitende Anmerkung vorausgegangen, die beide im folgenden abgedruckt sind.
In der Zwischenzeit habe ich amüsiert erfahren, ich hätte einen zweiten Brief Pannekoeks ‚unterschlagen', ‚so wie dies Stalin mit Lenins Testament getan hat' (sic!), dies aus Gründen, die mir selbst nach der Lektüre dieses zweiten Briefes rätselhaft bleiben, und die der interessierte Leser in einer in Heft 8 (Mai 1971) der ‚Cahiers du Communisme des Conseils' (sic, AdH) veröffentlichten Schmähschrift zu entwirren versuchen kann (wo er auch erfahren wird, wenn er es nicht schon weiß, daß Lüge, Andeutung, Unterstellung und Gehässigkeit nicht nur das Privileg der Stalinisten sind, und daß Leute, die sich bereit erklären, für die Wahrheit und die Autonomie der Arbeiterklasse zu sterben, ebenso wie andere dazu fähig sind, sich dieser Verhaltensweisen zu bedienen und von ihnen motiviert zu werden). Über die einzige Frage, die von meiner Seite eine Klarstellung erfordert, die der Nichtveröffentlichung dieses zweiten Briefs, gibt es nur folgendes anzumerken:
1. Es war sachlich unmöglich, daß ich (der die Post der Zeitschrift nie persönlich erhalten hat) oder wer auch immer diesen Brief - oder irgendeinen anderen - unterschlagen hätte, denn dieser Brief wurde zur Gruppensitzung mitgebracht und sein Inhalt der Gruppe mitgeteilt (wie der Autor der betreffenden Schmähschrift genau weiß, da er selbst an zahlreichen dieser Sitzungen teilgenommen hat).[61]
2. Eine solche ‚Unterschlagung' hätte also die Komplizenschaft aller Genossen der Gruppe verlangt, besonders die von Mothé, Vivier, Lefort, Guillaume, Véga, Garros, Simon, René Neuvil, G. Pétro usw.[62] *Da die ‚Organisationsfrage', die Thema dieser Korrespondenz war, ständig lebhafte Diskussionen, Spannungen und zwei Spaltungen innerhalb der Gruppe hervorgerufen hat, wäre eine solche Komplizenschaft unmöglich gewesen. Außer der willkürlichen Beleidigung dieser Genossen (von den einige in der Organisationsfrage viel näher an Pannekoeks Position als an der meinen waren) liefert der Verfasser der Schmähschrift auch ein verleumderisches Bild der Funktionsweise der Gruppe ‚Socialisme ou Barbarie', die zwar kein Organisationsmodell war, aber stets sehr auf ihre Unabhängigkeit bedacht und extrem empfindlich gegenüber allem war, was als Keim einer sich in ihr herauskristallisierenden ‚Macht' erscheinen*

---

61 Anstatt sich dieser polemischen Übung hinzugeben, wäre es für Castoriadis einfacher gewesen, sich in der Rekonstruktion der Wahrheit auf die Protokolle zu beziehen, die damals nach jeder Sitzung angefertigt wurden, und die er leicht in seinen Archiven oder bei anderen Genossen der Gruppe hätte wiederfinden können. So hätte er erklären können, daß tatsächlich eine Gruppensitzung vom 9. September 1954 beschlossen hatte, auf die frühere Verpflichtung betreffs der Veröffentlichung von Pannekoeks zweiten Brief zurückzukommen. Der Irrtum und die falsche Interpretation von Cajo Brendel bezüglich dieser Frage kommen daher, daß diese Protokolle, die ihm durch seine damaligen politischen Beziehungen zugänglich gewesen wären, von einem italienischen Genossen ausgeliehen waren und erst 1982 zurückgegeben wurden. Als Cajo Brendel seinen Irrtum feststellte, schrieb er einen Entschuldigungsbrief an Castoriadis, in dem er diesen Irrtum bestätigte.

62 Um sich gegen den Vorwurf der Manipulation zu verteidigen fabriziert Castoriadis, indem er sich hinter die Gruppe zurückzieht, ein Durcheinander, indem er alle Genossen der Gruppe in die Sache hineinzieht, von denen einige auf dieser Veröffentlichung bestanden haben (oder bestanden hätten, wenn sie an dieser Sitzung teilgenommen hätten). In den Sitzungen setzte sich die Mehrheit durch. Doch unabhängig von diesen rein formalen Umständen wird der Hintergrund des Problems nicht angesprochen.

konnte. (Wie wenig ich die Gruppe ‚beherrschte' zeigt zum Beispiel die Tatsache, daß zwei meiner in meinen Augen wichtigsten Texte ‚Sur le contenu du socialisme' und ‚Le mouvement révolutionaire sous le capitalisme moderne' erst nach Kontroversen und mit der Bemerkung veröffentlicht worden sind, daß sie ‚eine Diskussion eröffnen' und daß die darin geäußerten Gedanken ‚nicht notwendig von der gesamten Gruppe geteilt wurden').[63]

3. Schließlich kommt es einem seltsam vor, daß ich Pannekoeks Brief ‚unterschlagen' haben soll und daß ich, wo ich doch schon dabei war, den Brief von Theo Maassen, eines anderen holländischen Genossen der ‚Spartacus'-Gruppe, der Pannekoeks Argumente aufgreift (veröffentlicht in Heft 18 von ‚S ou B', Januar-März 1956), nicht unterschlagen habe.[64]

Ich meinerseits erinnere mich zwanzig Jahre später nicht mehr an die Umstände der Nichtveröffentlichung dieses Briefes. Doch einer Sache bin ich mir sicher: daß eine solche Nichtveröffentlichung nur von unserer gesamten Gruppe entschieden worden sein konnte (und man kann auch feststellen, daß Pannekoek selbst am Schluß dieses zweiten Briefs bemerkt, daß er ‚keine neuen Argumente enthalten mag'). Auf jeden Fall ist er hier ohne die Erlaubnis der „Cahiers du Comunisme des Conseils" (sic!) abgedruckt (wieder eine Äußerung meiner bürokratischen Willkür) und in der Übersetzung, die sie in der oben zitierten Nummer liefern. Wenn man ihn liest, kann man vielleicht verstehen, warum ich, da ich mich nicht in der Lage fühlte, darauf zu antworten, beschlossen haben könnte, ihn zu ‚unterschlagen'."[65]

Ohne allzu sehr auf dem unbestreitbaren Talent von Chaulieu-Castoriadis zu insistieren, innerhalb der Gruppe „Socialisme ou Barbarie" manipulativ zu wirken, was meiner Meinung nach das Ausweichen vor der Debatte mit Pannekoek und das spätere Schweigen über die gesamte rätekommunistische Strömung erklärt, können wir doch eine Ausflucht und einen Widerspruch feststellen. Die Ausflucht besteht darin, sich mit einer einfachen Beteuerung von Prinzipien hinter der ganzen Gruppe zu verstecken; er erinnert sich „*nicht mehr an die Umstände*" - was für ihn einfach gewesen wäre, entweder durch eine Vertiefung in die Archive, die er zweifellos besaß, oder durch die Mithilfe von Überlebenden der Gruppe. Wenn er sich wirklich nicht mehr erinnert, wie kann er sich dann erinnern, ob die erwähnten Mitglieder bei dieser Sitzung anwesend waren und ob sie über die Ablehnung einer Veröffentlichung dieses

---

63 Castoriadis zeigt hier eine falsche Bescheidenheit. Seine Vorrangstellung in der Gruppe, die Vehemenz, mit der er seine Positionen vertrat und sein wichtiger materieller Beitrag zur Zeitschrift führten dazu, daß seine Texte unweigerlich nur mit geringen Veränderungen und eventuell mit einem ‚Vorspann' veröffentlicht wurden, um Rücksicht auf die Oppositionen zu nehmen. Wie wir bereits betont haben, zog diese unnachgiebige Haltung mehrmals Spaltungen nach sich, wobei Castoriadis der ‚Herr' des Namens und der Zeitschrift blieb.

64 Die Veröffentlichung des Textes von Theo Maassen erfolgte aufgrund des besonderen Beharrens der ‚Minderheit', wahrscheinlich, um in der Gruppe einen gewissen Konsens aufrechtzuerhalten. Doch gleichzeitig setzte diese Veröffentlichung eine Art Schlußstrich unter die Grundsatzdiskussion. Wäre sie mit Pannekoek geführt worden, hätte diese Diskussion ein ganz anderes Gewicht gehabt. Der ‚Vorspann' des Textes schloß ihn von vorneherein aus, da er vor jeglicher Debatte feststellte, daß die Mitglieder von ‚Socialisme ou Barbarie' (die Mehrheit) sich in keiner Weise in Theo Maassens Argumentation wiedererkannten.

65 Hier ist die Manipulation von Castoriadis offensichtlich. Er erklärt, daß er sich „*nicht in der Lage fühlte, darauf zu antworten*", während später noch verschiedene Briefe zwischen ihm und Pannekoek gewechselt wurden.

Briefes entschieden haben oder nicht? Der Widerspruch besteht darin, daß er erwähnt, selbst seine eigenen Texte seien erst nach Kontroversen bei den Sitzungen veröffentlicht worden - mit der Bemerkung, daß sie *„eine Diskussion eröffnen"*. Warum konnte dann statt der Nichtveröffentlichung der Korrespondenz mit Pannekoek diese nicht auch veröffentlicht werden - mit einer Bemerkung? Das Problem liegt übrigens nicht in diesen relativ unwichtigen Punkten, die den Willen einer stark von Chaulieu-Castoriadis unterstützten Mehrheit der damaligen Gruppe zum Ausdruck bringen, nicht nur jeden Kontakt mit Pannekoek zu meiden, sondern eine bedeutende historische Bewegung, die der deutschen Räte, auf Eis zu legen, weil sie schlicht und einfach den grundlegenden Theorien von „Socialisme ou Barbarie" widersprach, Theorien, die Castoriadis auch nach dem Verschwinden von „Socialisme ou Barbarie" aufrechterhielt.

Es lohnt sich, an dieser Stelle die Einschätzung von Philippe Gottraux zu dieser Episode zwischen Chaulieu und Pannekoek aus seinem Buch über „Socialisme ou Barbarie" zu zitieren: *„Die internationalen Beziehungen von S ou B nehmen keine ebenso lakonische Wendung, da sie einen im wesentlichen symbolischen Nutzen für die Gruppe bringen konnten. In diesem Sinne kann man die Diskussion interpretieren, die 1954 zwischen Castoriadis im Namen von S ou B und Anton Pannekoek, der emblematischen Figur der revolutionären Strömung namens ‚Rätekommunismus' aufgenommen wird... Das Prestige, das aus einer solchen Korrespondenz herrührt, wird übrigens von Castoriadis in seiner ‚Réponse au Camarade Pannekoek' anerkannt. Er betont auf Anhieb die Befriedigung, die ihm diese Korrespondenz verschafft, und daß die Arbeit von S ou B ‚von einem geehrten Genossen wie Ihnen geschätzt wird, einem, der sein ganzes Leben dem Proletariat und dem Sozialismus gewidmet hat'. Castoriadis erklärt sich ebenfalls zufrieden, daß ‚eine grundlegende Übereinstimmung zwischen Ihnen und uns über die wichtigsten Punkte' besteht, wie zum Beispiel über die Auffassung des Sozialismus als Macht der in Räten organisierten Arbeiter. Doch diese Übereinstimmung bleibt sehr allgemein, so daß ihre Erwähnung gar einem stilistischen Ausweichmanöver ähnelt. Die behauptete Übereinstimmung über die Prinzipien verflüchtigt sich tatsächlich sehr bald, als es um den Entwurf einer Strategie geht: In diesem Briefwechsel divergieren Pannekoek und Castoriadis völlig in der Frage der Partei. Ersterer negiert deren Notwendigkeit, während letzterer diese sehr stark verteidigt."*[66]

10. Die Ablehnung der rätekommunistischen Strömung durch S ou B (Chaulieu)

Wie kann man sich erklären, daß die Gruppe „Socialisme ou Barbarie" (Chaulieu/Castoriadis) jeden Bezug auf die historische rätekommunistische Bewegung ablehnte. Das ist die Frage, die man sich am Ende dieser Darstellung stellen kann, die zwar klar zeigt, daß es nach einem kurzem Austausch tatsächlich einen (übrigens kaum eingestandenen) Bruch gab, aber letztlich überhaupt keine Hinweise liefert, die

66 Philippe Gottraux, „Socialisme ou Barbarie", a.a.O., S. 241. Dieses Buch, auf das wir uns bereits bezogen haben, bietet einen solide dokumentierten Zugang für all jene, die mehr über die Aktivitäten von „Socialisme ou Barbarie" und alle Mitglieder dieser Gruppe wissen wollen.

es erlauben, den Grund einer solchen Haltung zu erklären. Stellen wir klar, daß es keineswegs darum geht, die Überzeugungen zu verurteilen, die hinter dieser Haltung stehen, sondern zu begreifen, was genau, ausgehend von diesen Grundpositionen, es zu verstehen ermöglicht, was auf diese Weise zur politischen Linie wurde.
Die weiter oben zitierte Auffassung des holländischen „Spartacus"-Genossen bringt, einige Jahre nach dem plötzlichen Bruch mit Pannekoek, ebenfalls keine wirkliche Antwort auf diese Frage. Die Haltung von Chaulieu/Castoriadis und von „Socialisme ou Barbarie" und die Nichtbeschäftigung mit der gesamten deutsch-holländischen Rätebewegung erscheint um so paradoxer, als „Socialisme ou Barbarie" Ende 1956, kurze Zeit nach dieser Polemik und diesem Bruch, anläßlich des Aufstandes in Ungarn und der Ereignisse in Polen dieser *„proletarischen Revolution gegen die Bürokratie"* lange Ausführungen widmete und außerdem eine Broschüre herausgab, in der Artikel zusammengestellt wurden, die den *„ungarischen Aufstand"* behandelten.[67]
Diese plötzliche Verteidigung der ungarischen Räte erscheint um so verwunderlicher, als die betreffenden Artikel keinen Bezug auf jene Rätebewegung nahmen, die zuerst 1905 in Rußland aufgetaucht war, sich danach 1917 in Rußland weiter entwickelte, um in den 1920er Jahren in Deutschland eine charakteristischere Bedeutung anzunehmen. Den Artikeln über Ungarn folgte ein von Chaulieu/Castoriadis verfaßter abschließender Beitrag, dessen letzte Zeilen eine erste Antwort auf unsere Frage geben: *„Die proletarische Revolution gegen die Bürokratie hat gerade begonnen. Zum ersten Mal seit der spanischen Revolution von 1936 schafft die Arbeiterklasse in Ungarn wieder ihre autonomen Massenorgane. Vom ersten Tag an bewegt sich diese Revolution auf einer höheren Ebene als die vorherigen Revolutionen. Das bürokratische Regime wird von innen bekämpft, von den Arbeitern, die zu vertreten es auf betrügerische Weise behauptet, und im Namen des wirklichen Sozialismus, den es so lange prostituiert hat. Die Macht der bürokratischen Organisationen über die Arbeiterbewegung der westlichen kapitalistischen Länder wird sich niemals von dem Schlag erholen, den sie gerade erlitten hat."*[68]
Nur ein einziger Bezug auf die spanischen Kollektive - ohne sie zu benennen - und kein einziger auf die ungarische Kommune, die immerhin von März bis August 1919 dauerte,[69] und natürlich wieder keiner auf die deutschen Räte. Diese wenigen Zeilen sind der erste Versuch zu einer Antwort: der ungarische Aufstand *„bewegt sich auf ei-*

---

67 L'insurrection hongroise [Introduction], in: Socialisme ou Barbarie 20/Dezember 1956-Februar 1957, S. 65; Questions aux militants du P.C.F., in: ebd., S. 66-84; Claude Lefort, L'insurrection hongroise, in: ebd., S. 85-116 (deutsche Übersetzung [Claude Lefort, Der ungarische Aufstand] in: Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit 16/2001, S. 319-348); Philippe Guillaume, Comment ils se sont battus, in: ebd., S. 117-123; D. Mothé, Chez Renault on parle de la Hongrie, in: ebd., S. 124-133. Die Broschüre erschien unter dem Titel „L'Insurrection Hongroise. Questions aux militants du P.C.F. Publié par Socialisme ou Barbarie. Supplément au No. 20 de Socialisme ou Barbarie" (Paris o.J.) und enthielt die Texte „Questions aux militants du P.C.F." und „Claude Lefort, L'insurrection hongroise", wobei dieser um drei kurze Kapitel gekürzt war (AdÜ).

68 Pierre Chaulieu, La révolution prolétarienne contre la bureaucratie, in: Socialisme ou Barbarie 20/Dezember 1956-Februar 1957, S. 134-171, hier S. 170-171.

69 Zwei Werke auf französisch beschäftigen sich mit den ungarischen Räte von 1919: Roland Bardy, 1919, la Commune de Budapest, Paris 1973 und Achille Dauphin-Meunier, La Commune Hongroise et les Anarchistes (21 Mars 1919 - 7 Août 1919), Paris 1926 (eine Kopie des letzteren ist bei „Échanges et Mouvement", BP 241, 75866 Paris Cedex 18, erhältlich).

ner höheren Ebene als die vorherigen Revolutionen". Man darf raten, warum: weil er sich gegen die Bürokratie richtet. Hier findet sich der Schlüssel zur Antwort und sie resultiert direkt aus den damaligen Auffassungen von Castoriadis und „Socialisme ou Barbarie": Die UdSSR und die Länder des Ostens, alle staatskapitalistischen Gesellschaften sind die fortgeschrittenste Form des Kapitalismus, in deren Richtung sich die Gesellschaften des westlichen markwirtschaftlichen Kapitalismus weiter entwickeln. Deshalb sind die Kämpfe, die sich in diesen *„fortgeschrittenen bürokratischen Gesellschaften"* entwickeln können, ein Modell für den Klassenkampf in den Gesellschaften, die noch nicht dieses äußerste Stadium erreicht haben. Was dort entsteht, wird nicht nur exemplarisch, sondern völlig neu und kann mit keiner anderen ähnlich erscheinenden Bewegung der Vergangenheit in Verbindung gebracht werden.

In einem zehn Jahre nach dem Ende von „Socialisme ou Barbarie" in der amerikanischen Zeitschrift „Telos" unter seinem wirklichen Namen erschienenen Text, der in der Zeitschrift „Libre" nachgedruckt wurde, entwickelte Castoriadis in aller Klarheit folgende Auffassung: *„Die moderne Gesellschaft ist eine Gesellschaft des bürokratischen Kapitalismus. In Rußland, in China und in den anderen Ländern, die sich als ‚sozialistisch' ausgeben, verwirklicht sich die reinste, die extremste Form - die totale Form - des bürokratischen Kapitalismus. Die ungarische Revolution von 1956 war die erste und bis heute die einzige totale Revolution gegen den totalen bürokratischen Kapitalismus - die erste, die den Inhalt und die Ausrichtung der zukünftigen Revolutionen in Rußland, in China und anderswo ankündigte."*[70]

Wir sind nicht so unerbittlich, auf dem russischen Modell für die *„zukünftigen Revolutionen"* herumzureiten, und wir lassen uns auch nicht durch die Benutzung der ungarischen Revolution verwirren, die *„im Prinzip organisatorische Formen und eine soziale Bedeutung mit sich gebracht"* habe, *„die eine sozialhistorische institutionelle Schöpfung darstellen"*, um damit Castoriadis' Ausführungen über das *„Imaginäre"* zu rechtfertigen.

Wir wollen uns hier nur mit dem Versuch befassen, in der Kontinuität der Polemik zwischen Chaulieu und Pannekoek sowie ihrer Entsorgung jene Denkkonstanten zu umreißen, die Castoriadis dazu führen konnten, an diesem Weg und an seinen Auffassungen über die revolutionäre Organisation festzuhalten.

Einige Seiten weiter im selben Artikel gibt Castoriadis zu, daß *„die von den ungarischen Arbeitern geschaffenen Organisationsformen - die Räte - vom gleichen Typus sind wie diejenigen, die früher und anderswo von den Arbeiterrevolutionen geschaffen wurden. Die von diesen Räten proklamierten Ziele und Forderungen bewegen sich auf der Linie derjenigen, die in der gesamten Geschichte der Arbeiterbewegung vorge-*

---

70 Cornelius Castoriadis, The Hungarian Source, in: Telos, 29/1976, S. 4-22; ders., La source hongroise, in: Libre 1/1977, S. 51-85, hier S. 53. „Telos" ist eine amerikanische Universitätszeitschrift, die dazu beitrug, bei u.a. den Intellektuellen, die bei „Socialisme ou Barbarie" tätig waren, die Ideen von Castoriadis zu verbreiten, besonders durch David Ames Curtis, den Übersetzer seiner wichtigsten Texte. Wir weisen darauf hin, daß viele der in „Socialisme ou Barbarie" veröffentlichten Texte von der englischen Gruppe „Solidarity" übersetzt und in Broschürenform veröffentlicht wurden (Kopien sind bei „Échanges et Mouvement", BP 241, 75866 Paris Cedex 18, erhältlich). „Libre" war eine im Taschenbuchformat erscheinende Universitätszeitschrift, die seit 1977 von Miguel Abensour, Cornelius Castoriadis, Pierre Clastres, Marcel Gauchet, Claude Lefort und Maurice Luciani herausgegeben wurde und von der bis 1980 acht Ausgaben in Paris in der „petite bibliothèque payot" erschienen.

bracht wurden..." Um dann hinzuzufügen, daß es „*in der modernen Welt eine* Einheit *des revolutionären Projektes gibt*" (wir werden uns hier nicht über diesen Begriff des „*revolutionären Projektes*" auslassen). Aber einige Zeilen weiter nennt er Daten für diese „*historische Erbschaft und Kontinuität*": „*1871, 1905, 1917, 1915, 1936-1937, 1956*" (1915? Ein Irrtum oder etwa wieder ein Verschweigen der ganzen deutschen Rätebewegung?).[71] Es gibt keine Antwort darauf, aber statt dessen können wir auf den Widerspruch zwischen dem „*Imaginären*" der ungarischen Räte und der historischen Kontinuität verweisen, die ganz und gar nicht imaginär ist. Ebenso wenig werden wir die Verlagerung von den ungarischen *Räten* hin zur „*Forderung nach Selbstverwaltung* der ungarischen Arbeiterräte" (Betonung von uns, AdH) im selben Artikel behandeln,[72] was uns zu Castoriadis' Positionen zum Mai 1968 führen würde, wie er sie unter dem Pseudonym Jean-Marc Coudray in „Mai 1968: la Brèche" dargelegt hat, wo er die revolutionären Aktivisten dazu auffordert, sich der CFDT anzuschließen, um dort die den Gewerkschaften gemäße Selbstverwaltung zu fördern.[73]

Wenn man sich an einer Zusammenfassung der verschiedenen Etappen von Castoriadis' Denken versucht, sowohl im Kontext von „Socialisme ou Barbarie" bis zum Ende dieser Gruppe im Jahre 1967 als auch im Laufe seiner Universitätskarriere, kann man nur erstaunt sein hinsichtlich der Kontinuität seiner Grundgedanken über die Spaltung der kapitalistischen Gesellschaft nicht in Klassen, sondern in Leitende und Ausführende, Gedanken, die er etliche Male in seinen älteren oder jüngeren Schriften entwickelt hat. Auch wenn das sehr schematisch erscheinen mag, so denken wir, daß sich Castoriadis von seinem früheren Trotzkismus mehrere Grundlinien bewahrt hat, die die Entwicklung seiner Ideen erklären können:

- die russische Revolution von 1917 hat ein gegenüber den alten kapitalistischen Staaten „fortschrittliches" System eingeführt. Man kann dieses Konzept auf das des „degenerierten" sozialistischen Staats der Trotzkisten zurückführen;
- in der Linie dieses Gedankens der „Degeneration" und der von Beginn an geltenden Weigerung von „Socialisme ou Barbarie", auf das „neue sowjetische System" die traditionellen Klassenbegriffe anzuwenden, erfindet Castoriadis das, was als einziger „Gegensatz" bleibt: den zwischen „Leitenden und Ausführenden", der bis zu seinem Tod der rote Faden seiner Analysen bleibt und den er sehr bald auf alle kapitalistischen Länder überträgt, da er davon ausgeht, daß diese der „fortschrittlichen" Tendenz der sowjetischen Gesellschaft folgen werden;
- da die Begriffe der Klasse und des Klassenkampfes obsolet geworden sind, und infolge der Preisgabe der marxistischen Theorien die Entwicklungen und Errungenschaften der Arbeiterkämpfe nicht aus dem Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit resultieren und sich in dieser Dialektik konkretisieren können, muß er den Voluntaris-

---

71 Cornelius Castoriadis, La source hongroise, a.a.O., S. 65.

72 Ebd., S. 71.

73 Jean-Marc Coudray, La révolution anticipée, in: Edgar Morin/Claude Lefort/Jean-Marc Coudray. Mai 68: la brèche. Premières réflexions sur les événements, Paris 1968, S. 89-142, hier S. 111-112. In seinem unter einem neuen Pseudonym verfaßten Beitrag zu diesem kollektiven Werk, das zudem Texte von Edgar Morin und Claude Lefort enthält, beweist Castoriadis mit seinen „*Ratschlägen an die Aktivisten*" wieder einmal die Zweideutigkeit seiner Positionen bezüglich des kapitalistischen Systems. Eine Neuauflage des Buches erschien unter dem Titel: Edgar Morin/Claude Lefort/Cornelius Castoriadis, Mai 68: la brèche *suivi de* Vingt Ans après. Paris 1988.

mus neu erfinden (wobei er sich darin dem ansonsten abgelehnten Militantismus der bewußten Revolutionäre des Leninismus anschließt) und den Kämpfen vom Himmel gefallene Organisationsformen verpassen, die alle im individuellen und kollektiven *„Imaginären"* ausgerüstet wurden. Castoriadis ist in diesem Punkt selbst am eindeutigsten: *„Jede Gesellschaft weist, in allen ihren Manifestationen, eine unendliche Fülle von Elementen auf, die weder mit dem Reellen noch mit dem Rationalen und auch nicht mit dem Symbolischen zu tun haben, und die sich als das erweisen, was ich das Imaginierte oder das Imaginäre genannt habe..."*;[74]
- der ungarische Aufstand erscheint ihm von da an gar als das *„Modell"* der *„modernen"* revolutionären Aktion, weil er sich in einem *„fortgeschrittenen bürokratischen Kapitalismus"* abspielt, aber ohne Verbindung zu allem, was ihm vorangegangen sein mag, selbst unter dem Etikett „Arbeiterräte", weil letztere kein Kampf in einer bürokratischen Gesellschaft waren. Man kann also die *„alten Wolkenkuckucksheime"* von Pannekoek und anderen dem Vergessen anheimstellen und alle Aktionen, alle Errungenschaften und alle Analysen dieser revolutionären Strömung als völlig uninteressant betrachten, die zweifellos die Konstruktionen von Castoriadis völlig unterminieren. Man kann sich übrigens fragen, was der zaghafte Verweis auf die spanische Revolution von 1936 hier zu suchen hat, denn genau betrachtet spielt sie sich nicht in einem *„modernen bürokratischen Staat"* ab.
Auf diesem Hintergrund kann man verstehen, warum dieser kurze Austausch mit dem Repräsentanten des deutsch-holländischen Rätekommunismus plötzlich unterbrochen wurde. Dennoch blieb ein wesentliches Problem bestehen, nämlich eines, das Castoriadis (und die Mehrheit von „Socialisme ou Barbarie") mit der Zurückweisung Pannekoeks zugleich unter den Tisch gekehrt hatte, und das über das Problem der deutschen Räte hinausging. Es war jenes Problem, das Pannekoek schon in seinem ersten Brief aufgeworfen hatte, das der Beziehungen zwischen der Organisation revolutionärer Aktivisten und der von den Arbeitern im Kampf geschaffenen Basisorganisationen.

11. Castoriadis und die Frage der revolutionären Organisation

Ob die Konstruktion aus dem Klassenkampf oder aus Castoriadis' Imaginärem stammt, ob die Aktivisten aus der Auseinandersetzung zwischen Kapital und Arbeit oder aus ihrer bewußten individuellen Revolte gegen die „Sache" herkommen, ist letztlich nicht so wichtig, denn in allen theoretisch denkbaren Fällen, die sich trotz allem unter verschiedenen historischen Umständen in der Praxis ergaben, blieb die zentrale Frage die der Beziehungen zwischen der „revolutionären" Organisation und dieser „bewußten Revolutionäre", wo immer sie auch herkommen, und den von den Arbeitern in ihrem Kampf geschaffenen Basisorganisationen, die in ihrer Dynamik die Selbstverwaltungsorgane einer kommunistischen Gesellschaft werden können.
Castoriadis blieb, selbst nachdem er wegen diesem Thema mit Pannekoek gebrochen hatte, dieses „Problem" ganz und gar bewußt, und er umschrieb es, ohne es lösen zu

74 Cornelius Castoriadis, Introduction, in: ders., La société bureaucratique 1. Les rapports de production en Russie, Paris 1973, S. 11-61, hier S. 52.

können, in seinem Vorwort zu Band 1 von „La société bureaucratique" (ich habe die Prämissen dieses Zitats weggelassen, denn sie erklären nur, was bereits bekannt ist, den russischen „*bürokratischen Kapitalismus*" und die Spaltung in „*Leitende und Ausführende*"): „*Daß die Erfahrung der Ausbeutung und der Unterdrückung durch die Bürokratie, die auf die des Privatkapitalismus folgt, den aufständischen Massen keinen anderen Weg als die Forderung nach Arbeiterverwaltung der Produktion läßt, war eine einfache logische Ableitung, die schon 1947 formuliert und von der ungarischen Revolution von 1956 vollauf bestätigt wurde. Daß die Verwaltung der Produktion durch die Produzenten und die kollektive Leitung ihrer Angelegenheiten durch die Betroffenen in allen Bereichen des öffentlichen Lebens ohne eine beispiellose Entfaltung der autonomen Massenaktivität unmöglich und unvorstellbar waren, bedeutet, daß die sozialistische Revolution nichts mehr und nichts weniger ist als der Ausbruch dieser autonomen Aktivität, die neue Formen kollektiven Lebens begründet und im Verlauf ihrer Entwicklung nicht nur die Manifestationen, sondern auch die Grundlagen der alten Ordnung eliminiert, besonders jeder gesonderten Kategorie oder Organisation von ‚Leitenden' (deren Existenz ipso facto die sichere Rückkehr zur alten Ordnung bedeutet oder vielmehr aus sich selbst heraus bezeugt, daß die alte Ordnung immer doch besteht), wobei sie bei jeder Etappe Fixpunkte für ihre weitere Entwicklung schafft, indem sie sie in der gesellschaftlichen Realität verankert.*"[75]

„*Wenn der Sozialismus die Entfaltung der autonomen Massenaktivität ist und wenn die Ziele dieser Aktivität und ihre Formen nur aus der eigenen Erfahrung der Arbeiter mit der Ausbeutung und Unterdrückung resultieren können, kann es weder darum gehen, ihnen ein durch eine Theorie geschaffenes ‚sozialistisches Bewußtsein' einzubleuen, noch an ihrer Stelle die Leitung der Revolution oder den Aufbau des Sozialismus durchzuführen.*"[76]

„*Zwei Faktoren scheinen mir in meiner damaligen Haltung entscheidend gewesen zu sein. Erstens, daß ich die Tragweite des Problems der Zentralisierung in der modernen Gesellschaft in seiner ganzen Breite ermessen habe - und ich glaube immer noch, daß es von denen in der Gruppe unterschätzt wurde, die mit mir in dieser Frage nicht übereinstimmten - und daß es mir, zu Unrecht, schien, daß die Partei Teil einer Antwort darauf liefere... Zweitens der Widerspruch, der im Gedanken der Organisation und der revolutionären Aktivität impliziert ist: zu wissen, oder glauben zu wissen, daß das Proletariat zu einer Auffassung der Revolution und des Sozialismus kommen sollte, die es nur aus sich selbst heraus erlangen kann, und dennoch nicht die Arme in den Schoß zu legen.*"[77]

Einige Seiten weiter in derselben Einleitung stellt Castoriadis fest, daß „*das einzige politische Problem genau das ist: wie können die Menschen fähig werden, ihre Probleme selbst zu lösen. Alles hängt also von dieser Fähigkeit ab, wobei es nicht nur sinnlos, sondern wahrlich widersinnig ist, nach einem Ersatz (Bolschewismus) oder einer ‚objektive Garantie' (fast alle heutigen Marxisten) zu suchen.*"[78]

---

75 Ebd., S. 21/22.
76 Ebd., S. 22.
77 Ebd., S. 22/23.
78 Ebd., S. 38.

Nebenbei sei bemerkt, daß Castoriadis sich die doppelte Frage des „Wie?“ und der „Fähigkeit“ (der Menschen, ihre Probleme zu lösen) stellt. Diese Fähigkeit resultiert laut Castoriadis weder aus der objektiven Lage im Produktionsprozeß noch aus den daraus herrührenden Kämpfen. Das öffnet die Tür für den Gedanken einer *„Steigerung des Bewußtseins“*; damit verweigert er den *„heutigen Marxisten“* und allen anderen die Möglichkeit, diese Frage zu lösen, wobei er sich selbst für fähig hält, dies zu tun. Man kann die Art, diese Frage aufzuwerfen, mit einem kleinen Satz in Verbindung bringen, den er im bereist zitierten Artikel aus „Libre“ über die ungarischen Räte fallen ließ: *„Darin liegt die Bedeutung der* Forderung *nach Selbstverwaltung der ungarischen Arbeiterräte und der* Forderung *nach Gründung von Räten in allen Bereichen des nationalen Lebens.“* (Hervorhebung von uns, AdH).[79] Der Begriff *„Forderung“* wird einige Zeilen später aufgegriffen, um ein Verlangen nach *„Beteiligung an der politischen Macht“* zu unterstützen. Wir sind überrascht angesichts einer solchen Formulierung, denn eine *„Forderung“* und eine *„Beteiligung“* setzen voraus, daß eine Macht außerhalb der Räte übrigbleibt; wenn diese aber in vollem Ausmaß existieren, wenn sie die Macht sind, dann haben sie nichts zu *„fordern“* und dann gibt es keine anderen Organe, an denen sie sich *„beteiligen“* können.[80]

Was in der „Einleitung“ zu „La société bureaucratique“ im Anschluß an das letzte Zitat folgt, erhellt unsere Feststellung: *„Die Frage des Statuts einer revolutionären Organisation war abermals gestellt. Es wurde definitiv klar, und es wurde klar bestätigt, daß zu keinem Moment und in keinem Namen eine* solche Organisation, die unentbehrlich blieb und bleibt *(*Hervorhebung von uns, A.d.H.*) irgendeine ‚führende Rolle' beanspruchen kann, ohne aufzuhören, das zu sein, was sie sein wollte. Das bedeutete nicht, daß sie überflüssig werden würde, ganz im Gegenteil, sondern daß ihre Funktion, ihre Aktivität, ihre Struktur radikal anders als in der Vergangenheit definiert werden mußte... Die einzige kohärente Position war, und ist es für mich immer noch, die, daß die Funktion der revolutionären Organisation darin besteht, sowohl die alltäglichen Kämpfe von Arbeitern zu erleichtern als auch ihr Bewußtsein von universellen Problemen der Gesellschaft zu fördern - da deren Organisation alles tut, um dies zu verunmöglich - und daß sie das nur im Krieg gegen die reaktionären und bürokratischen ideologischen Mystifikationen verwirklichen kann, und vor allem durch den exemplarischen Charakter ihrer Art der Intervention, die stets an der Kontrolle der Kämpfe durch die Arbeiter und ihres eigenen Lebens als selbstverwalteter Gemeinschaft orientiert ist.“*[81]

Jeder kann nach einer solchen Erklärung und allem, was wir vorher ausgeführt haben, die Beharrlichkeit von Castoriadis' Positionen hinsichtlich der von Pannekoek aufgeworfenen und allesamt umgangenen Fragen beurteilen. Die Begriffe sind - mit einigen Varianten - allesamt dieselben, die 1958 bei der ersten großen Krise von „Socialisme ou Barbarie“ vorgebracht wurden und damals die Bildung einer mehr oder weniger le-

---

79 Cornelius Castoriadis, La source hongroise, a.a.O., S. 71.

80 Ebd. Es ist schwer zu sagen, ob das hier benutzte Vokabular Castoriadis' Auffassungen entstammt. Wenn die Worte überhaupt einen Sinn haben, dann bedeutet „Forderung“ die „Bitte an jemand anderen“, im vorliegenden Fall an Führer, die über Macht verfügen. Man kann diese Zweideutigkeit mit Mothés Positionen über die Selbstverwaltung in Verbindung bringen (näheres s. Anm. 51).

81 Cornelius Castoriadis, Introduction, a.a.O., S. 38/39.

ninistischen zentralisierten Organisation rechtfertigten. Es wird alles andere als erklärt, warum eine solche Organisation, selbst wenn sie durch Betrachtungen über das, *„was sie nicht sein sollte"*, entschärft wird, *„unentbehrlich blieb und bleibt"*. Ebenso wenig wird die zentrale Frage der Beziehungen dieser *„unentbehrlichen Organisation"* zu den von den Arbeitern selbst gegründeten Kampforganen (und eventuell denen der gesellschaftlichen Macht) angeschnitten.
Um so mehr muß man sich fragen, was sich, wenn die *„Mission"* dieser unentbehrlichen Organisation nur im *„Krieg gegen die Mystifikationen... und durch den exemplarischen Charakter ihrer Art der Intervention"* erfüllt werden kann, hinter diesen Worten verbergen mag und man muß an Pannekoeks Frage zurückdenken, was eine solche Organisation machen wird, wenn die Räte oder eine andere Basisstruktur dabei sind, von einer anderen „revolutionären" Organisation erobert zu werden.
Die Antwort von Chaulieu/Castoriadis war unzweideutig: Man muß dieser Eroberung zuvor kommen, indem man sie selbst erobert. Die Phraseologie, die die Definition dieser *„unentbehrlichen revolutionären Organisation"* umgibt, erlaubt es keineswegs, den diesbezüglichen Zweifel zu beseitigen. Nicht nur, weil die alte Diskussion nicht einmal erwähnt wird, sondern weil das Problem dieser Beziehung zwischen der Organisation der Revolutionäre und den Basisorganismen nicht einmal untersucht wird, außer um die Organisation der Revolutionäre zu Trägern eines Bewußtseins zu machen, im Namen dessen sie auf exemplarische Weise intervenieren sollen. Wenn das „Imaginäre" der Arbeiter, wie im Falle Ungarns, wie *„eine sozialhistorische institutionelle Schöpfung"* wirkt, inwieweit ist dann eine von dieser Schöpfung unterschiedliche Organisation notwendig, um eine Art Tribunal der Geschichte zu bilden? Oder sind dann, um Orwell zu paraphrasieren, wenn alle dasselbe und gleiche „Bewußtsein" besitzen, manche dennoch „bewußter" als andere?

Übersetzung aus dem Französischen: Andreas Löhrer

Loren Goldner

„Facing Reality": Fünfzig Jahre später

I. Die „Johnson-Forest-Tendency"

Während die Beschäftigung mit C.L.R. James („Johnson") (1901-1989) in den USA im Laufe der letzten fünfzehn Jahre zur akademischen Mode geworden[1] und James in Großbritannien sowie der Karibik in weiten Kreisen bekannt ist, stößt sein Name in weiten Kreisen des kontinentalen Europa auf wenig Kenntnis, außer vielleicht als Autor der klassischen Geschichte der haitianischen Revolution, die zuerst 1938 unter dem Titel „The Black Jacobins" erschien.[2] Raya Dunayevskaya („Forest") (1910-1987), die James von etwa 1940 bis 1955 eng verbunden war, ist noch weniger bekannt, abgesehen von Übersetzungen ihrer Bücher „Philosophy and Revolution", „Rosa Luxemburg. Women's Liberation and Marx's Philosophy of Revolution" und „The Power of Negativity. Selected Writings on the Dialectic in Hegel and Marx".[3] Am wenigsten bekannt von allen ist Grace Lee Boggs (geb. 1915),[4] eine Amerikanerin chinesischer Abstammung und dritte Gründerin und Theoretikerin der aus der „Workers' Party" und der „Socialist Workers' Party" hervorgegangenen und als „Johnson-Forest-Tendency" bekannt gewordenen Strömung, deren Einfluß weit über ihre ursprünglich geringen Kräfte in zwei amerikanischen trotzkistischen Organisationen vor, während und nach dem Zweiten Weltkrieg hinaus Wellen geschlagen hat.

Während der Hochphase der Konsolidierung der stalinistischen Konterrevolution in der Sowjetunion verfügte die internationale „Linke Opposition" um Trotzki in den USA über mehr Einfluß als in irgendeinem anderen entwickelten kapitalistischen Land. Während die Ereignisse in den dreißiger Jahren mit zunehmender Geschwindigkeit auf einen scheinbar unvermeidlichen Zweiten Weltkrieg zusteuerten und Faschis-

---

1 Die neue akademische Beschäftigung mit James hat seit den achtziger Jahren eine Reihe von Arbeiten unterschiedlicher Qualität über ihn hervorgebracht: Farrukh Dhondy, C.L.R. James. Cricket, the Caribbeans, and world revolution, London 2001; Anthony Bogues, Caliban's Freedom. The early political thought of C.L.R. James, Chicago 1997; Paul Buhle, C.L.R. James. The artist as revolutionary, London/New York 1988; Kent Worcester, West Indian politics and cricket. C.L.R. James and Trinidad, 1958-1963, San German, Puerto Rico 1982; ders., C.L.R. James and the American Century, 1938-1953, San German, Puerto Rico 1986; ders., C.L.R. James. A Political Biography, Albany 1996. S. auch A.L. Nielsen, C.L.R. James. A Critical Overview, Albany, 1997. Einführungstexte zu James, weitere Hinweise und Links zu weiterführenden Informationen finden sich auf der website des C.L.R. James Institute: www. clrjamesinstitute.org.

2 C.L.R. James, The Black Jacobins, New York 1938. Eine deutsche Übersetzung erschien unter dem Titel: Die schwarzen Jakobiner. Toussaint L'Ouverture und die San-Domingo-Revolution, Berlin 1984 und mit leicht verändertem Untertitel: Die schwarzen Jakobiner. Toussaint L'Ouverture und die Unabhängigkeitsrevolution in Haiti, Köln 1984.

3 Raya Dunayevskaya, Algebra der Revolution. Philosophie der Befreiung von Hegel bis Sartre, Wien 1981; dies., Rosa Luxemburg. Frauenbefreiung und Marx' Philosophie der Revolution, Hamburg 1998; dies., Die Macht der Negativität. Schriften zur Philosophie der Revolution, Münster 2008.

4 In der „tageszeitung" (taz) vom 20. Juli 2005 veröffentlichte Heike Haarhoff unter dem Titel „Radieschen ernten in Detroit" eine kurze biographische Skizze zu Grace Lee Boggs.

mus, Stalinismus und die nationalsozialistischen Okkupationen die kleinen Gruppen der internationalen linken Opposition in den meisten Teilen Europas auslöschten oder in den Untergrund bzw. das Exil zwangen, hatte es die amerikanische trotzkistische Bewegung, obwohl von geringer Größe (1938 zählte sie vermutlich nicht mehr als 2000 Militante), geschafft, in solch wichtigen Kämpfen wie dem Streik bei „Auto-Lite" in Toledo, Ohio oder dem Streik der Lastwagenfahrer in Minneapolis im Jahre 1934 eine Rolle zu spielen, die in keinem Verhältnis zu ihrer Zahl stand, sowie einen Kern von wichtigen Intellektuellen anzuziehen, wie jenen, welche die frühe „Partisan Review" belebten.[5] Der Hitler-Stalin-Pakt von 1939 führte im internationalen trotzkistischen Milieu zu einer fast ähnlichen Krise wie in den viel größeren stalinistischen Parteien und unter deren Mitläufern. Ende der dreißiger Jahre begannen kleine trotzkistische Minderheiten rund um die Welt Trotzkis Charakterisierung der Sowjetunion als *„degenerierter Arbeiterstaat"* und seine programmatische Folgerung, die *„bedingungslose Verteidigung der UdSSR"*, abzulehnen. Zu diesen Kreisen gehörten der bemerkenswerte griechische Revolutionär Agis Stinas (Mentor von Cornelius Castoriadis),[6] Max Shachtman, C.L.R. James und Raya Dunayevskaya. Diese Spannungen führten in den Jahren 1939/1940 zu erbitterten fraktionellen Auseinandersetzungen in der wichtigsten amerikanischen trotzkistischen Organisation, der „Socialist Workers' Party", und 1940 fanden sich Shachtman, James und Dunayevskaya in der neu gegründeten „Workers' Party" wieder.[7] Alle drei stimmten darin überein, daß eine neu konstituierte herrschende Klasse den proletarischen Charakter der Sowjetunion zerstört hatte - auch wenn sie über deren genaue Natur nicht einig waren -, und daß Staatseigentum, Planwirtschaft und staatliches Monopol des Außenhandels, die für die Trotzkisten bleibende *„Errungenschaften der Revolution"* waren, nur Mechanismen eines Systems der Klassenausbeutung waren. Die „Workers' Party" hatte ihren größten Einfluß während des Zweiten Weltkrieges, als viele ihrer ungefähr 1000 Mitglieder in der Kriegsindustrie beschäftigt waren, wo sie an wilden Streiks teilnahmen und in vorderster Reihe gegen den infamen Antistreik-Beschluß kämpften, dem die AFL, der CIO[8] und die Kommunistische Partei der USA 1942 zugestimmt hatten und an den diese sich bis zum Ende des Krieges hielten.

C.L.R. James wurde im Jahre 1901 in Trinidad in einer mittelständischen Familie mit bescheidenem Einkommen geboren. Er erhielt eine solide Ausbildung, las ausschweifend - er bestand immer darauf, daß William M. Thackeray für ihn so wichtig gewesen

---

5 Eine außergewöhnliche Zahl wichtiger amerikanischer Intellektueller und Autoren der Jahre nach 1945 durchlief eine oder mehrere Varianten des Trotzkismus, darunter u.a. Daniel Bell, Seymour Martin Lipset, Norman Mailer, Irving Howe, Dwight Macdonald, James T. Farrell, Mary McCarthy und James Burnham. Eine Darstellung dieser Entwicklung findet sich bei Alan M. Wald, The New York Intellectuals. The Rise and Decline of the Anti-Stalinist Left from the 1930s to the 1980s, Chapel Hill/London 1987.

6 Stinas' Geschichte sowie eine Darstellung des griechischen revolutionären Milieus der 1920er und 1930er Jahre, aus dem er hervorging, finden sich in seiner Autobiographie, die in einer französischen Übersetzung vorliegt: Agis Stinas, Mémoires. Un revolutionnaire dans la Grece du XXe siecle, Montreuil 1990.

7 Grace Lee Boggs war in den späten dreißiger Jahren politische Aktivistin und eine von Kant und Hegel, die sie in deutsch las, beeindruckte Philosophiestudentin. Sie schloß sich 1940 der „Workers' Party" an und fand schnell zu der Fraktion um James und Dunayevskaya.

8 Die „American Federation of Labor" (AFL; gegründet 1886) und der „Congress of Industrial Organizations" (CIO; gegründet 1935) schlossen sich erst 1955 zur AFL-CIO zusammen.

sei wie Marx[9] - und war ein perfekter Cricketspieler. Neben und jenseits seinen Aktivitäten als marxistischer Revolutionär war er im Laufe seines Lebens Romanautor, Sportjournalist, Schauspieler[10] und ein Freund farbiger amerikanischer Schriftsteller wie Richard Wright und James Baldwin. 1932 verließ er Trinidad und ging nach England, wo er ein gut bekannter öffentlicher Agitator der „Independent Labour Party" wurde. Nachdem er Trotzkist geworden war, ging er 1938 in die USA, wo er bis zu seiner Ausweisung aus diesem Land im Jahre 1953 blieb. Im Rahmen und später an den Rändern der trotzkistischen Bewegung schrieb James viele seiner wichtigen politischen Bücher, abgesehen von „Facing Reality": „World Revolution, 1917-1936", „The Black Jacobins", „Notes on Dialectics" und (zusammen mit Raya Dunayevskaya und Grace C. Lee) „State Capitalism and World Revolution".[11] Zynische und historisch ignorante Postmoderne, die James nach seinem Tod in eine akademische kulturelle Ikone verwandelt haben, „überschreiben" - um einmal den ihnen eigenen internen Jargon zu benutzen, mit dem sie so prätentiös um sich werfen - sorgfältig alle diese Bücher außer „The Black Jacobins", dessen meisterhaft erzählte Dialektik zwischen haitianischen Sklaven und französischen Sansculotten auf ähnliche Weise „zum Schweigen" gebracht wird.

Raya Dunayevskaya wurde 1910 in der Ukraine geboren, kam aber 1920 in die USA und schaffte es, im Alter von vierzehn Jahren wegen Trotzkismus aus der Kommunistischen Partei der USA ausgeschlossen zu werden. 1937 war sie kurzfristig Trotzkis Sekretärin. Einer ihrer frühesten selbständigen Beiträge nach dem Bruch mit Trotzki im Jahre 1940 bestand in zwei 1944 und 1945 veröffentlichten Artikeln, in denen sie die kapitalistische Natur der Sowjetökonomie nachwies (zuvor hatten sowjetische Ökonomen selbst verkündet, daß die Gültigkeit des Wertgesetzes ein bleibendes Kennzeichen des „Sozialismus" sei).[12]

Grace Lee schließlich (die später den farbigen Aktivisten und militanten Automobilarbeiter James Boggs heiratete) wurde 1915 in einer chinesisch-amerikanischen mittelständischen Familie geboren. In den späten dreißiger Jahren wurde sie zur politischen Aktivistin, während sie in Philosophie promovierte, wobei sie Kant und Hegel im

---

9 S. die Autobiographie: C.L.R. James, Beyond a Boundary, London 1963 (mehrere Neuauflagen, zuletzt London 2000).

10 James schrieb ein Theaterstück - „Toussaint L'Ouverture" -, das auf seinem Buch „The Black Jacobins" basierte und wechselte sich in der Hauptrolle mit dem Sänger Paul Robeson ab.

11 C.L.R. James, The Black Jacobins, New York 1938; ders., World Revolution, 1917-1936. The Rise and Fall of the Communist International, London 1937; ders. (zusammen mit Raya Dunayevsakaya), State Capitalism and World Revolution, New York 1950 (diese drei Bücher wurden in späteren Jahren wieder veröffentlicht); ders., Notes on Dialectics. Hegel, Marx, Lenin, London 1980 (geschrieben 1948).

12 Raya Dunayevskaya, A New Revision of Marxian Economics, in: The American Economic Review 3/1944 (Vol. 34), S. 531-537. Dieser Artikel ist ein Kommentar zu dem von Raya Dunayevskaya aus dem Russischen übersetzten und in der gleichen Ausgabe der „American Economic Review" (S. 501-530) erschienen unsignierten Artikel „Teaching of Economics in the Soviet Union", der zuerst in Heft 7-8/1943 der sowjetischen Zeitschrift „Pod Znamenem Marxizma" („Unter dem Banner des Marxismus") erschienen war. Es folgten Beiträge von Paul A. Baran („New Trends in Russian Economic Thinking?", in: ebd., 4/1944 [Vol. 34], S. 863-871), Oscar Lange („Marxian Economics in the Soviet Union", in: ebd., 1/1945 [Vol. 35], S. 127-133), Brooks Otis („The Communists and the Labor Theory of Value", in: ebd., S. 134-137), Leo Rogin („Marx and Engels on Distribution in a Socialist Society", in: ebd., S. 137-143) sowie - die Diskussion abschließend - Raya Dunayevskaya („Revision or Reaffirmation of Marxism? A Rejoinder", in: ebd., 3/1945 [Vol. 35], S. 660-664).

deutschen Original studierte. Sie stieß kurz nach der Gründung im Jahre 1940 zur „Workers' Party" und fühlte sich schnell zu der minoritären Fraktion um James und Dunayevskaya hingezogen; sie ist heute noch in Detroit politisch aktiv.[13]

Es ist wichtig, sich das Gefühl einer sich rapide entwickelnden Weltkrise in Erinnerung zu rufen, in deren Kontext sich die „Johnson-Forest-Tendency" herauskristallisierte und neuen Boden zu gewinnen suchte. Die Mehrheit der „Workers' Party" um Max Shachtman[14] und James Burnham[15] berief sich hinsichtlich der Charakterisierung der Klassennatur der UdSSR eher auf eine Spielart von Bruno Rizzis Theorie des *„bürokratischen Kollektivismus"*[16] (eine von Managern bestimmte und von Marx nicht vorhergesehene Produktionsweise) als auf die staatskapitalistische Analyse von James, Dunayevskaya und Lee.

Aber die Unzufriedenheit der Minderheit mit der Mehrheit der „Workers' Party" war nicht nur eine Auseinandersetzung um Begriffe und ging weit über die „russische Frage" hinaus. Trotz ihres Bruchs mit Trotzki hielten die Anhänger Shachtmans („Shachtmanites") an jener Manier des atheoretischen Pragmatismus und des philisterhaften Agnostizismus fest, die Trotzki in seinem letzen Buch „Verteidigung des Marxismus" bei ihnen wahrgenommen hatte.[17] Die „Johnson-Forest Tendency" entwickelte sich dagegen in Richtung einer radikalen und innovativen Wiederentdeckung des hegelianischen Hintergrundes von Marx, die James' und Dunayevskayas spätere

---

13 Ihre Erinnerungen „Living for Change" (Minneapolis 1998) sind sowohl im Hinblick auf ein Porträt der „Johnson-Forest Tendency" als auch im Hinblick auf das Innenleben der „Workers' Party" und der „Socialist Workers Party" in den vierziger Jahren äußerst wertvoll.

14 Eine Darstellung von Max Shachtmans Leben findet sich bei Peter Drucker, Max Shachtman and his Left. A Socialist's Odyssey through the „American Century", Atlantic Highlands, NJ 1994.

15 James Burnham brach mit der „Workers' Party" fast unmittelbar nach deren Abspaltung von der „Socialist Workers' Party" im Jahre 1940. Er benutzte Bruno Rizzis Ideen für seinen eigenen Bruch mit dem Marxismus in „The Managerial Revolution. What is happening in the World" (New York 1941; dt. Übersetzung: Das Regime der Manager, Stuttgart 1948). Burnham schloß sich der antikommunistischen Rechten des Kalten Krieges an und wurde 1980 von Ronald Reagan selbst als intellektueller Architekt der „Reagan Revolution" gelobt. Eine Darstellung von Burnhams Lebensgeschichte findet sich bei George Nash, The Conservative Intellectual Movement in America since 1945, New York 1976 (Neuauflage New York 1999).

16 Bruno Rizzis Buch „La bureaucratisation du monde" erschien zuerst 1939 in Paris. Eine weitere französische Ausgabe erschien 1976 in Paris, eine englische Übersetzung in New York sowie in London 1985; zuletzt erschien eine wissenschaftlich edierte italienische Ausgabe: La burocratizzazione del mondo. Prima edizione integrale a cura di Paolo Sensini, Paderno Dugnano 2002. Rizzi ist eine höchst zwiespältige Person; nach der Veröffentlichung des Buches brach er mit dem Trotzkismus und näherte sich dem Faschismus an. Er betrachtete den *„bürokratischen Kollektivismus"* als eine unvermeidliche und weltweite Entwicklungsstufe der Geschichte, die sich im amerikanischen New Deal, in Hitlers Deutschland und Mussolinis Italien manifestierte, und den die Arbeiterklasse als gegenüber dem Kapitalismus fortschrittlich akzeptieren sollte. Shachtman (1903-1972) übernahm das Konzept des bürokratischen Kollektivismus, ohne Rizzis andere Ansichten zu akzeptieren, und interpretierte ihn eher als welthistorischen Rivalen des Sozialismus, jedoch nicht als unvermeidlich. Shachtman gab diese Sichtweise nie auf, entwickelte sich nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges jedoch zunehmend nach rechts, wurde ein rechter Sozialdemokrat und unterstützte den amerikanischen Krieg in Vietnam als legitimen Kampf gegen bürokratischen Kollektivismus.

17 Leo Trotzkis „Verteidigung des Marxismus" (Berlin 1973; zuerst unter dem Titel „In Defense of Marxism", New York 1940; Neuauflage: New York 1973) enthält eine Sammlung seiner Polemiken gegen die Burnham-Shachtman Fraktion der „Socialist Workers' Party", die die Abspaltung der „Workers' Party" nach sich zogen.

Beiträge,[18] sowohl während ihrer fünfzehnjährigen Zusammenarbeit als auch nach ihrer Trennung im Jahre 1955, beeinflussen sollte.
1943 beteiligte sich die „Workers' Party" an einer Reihe von wilden Streiks, die die amerikanische Autoindustrie in Detroit erschütterten,[19] während zur gleichen Zeit die „United Mine Workers" unter der Führung von John L. Lewis einen langen gesetzwidrigen Streik in den Bergbaugebieten der Appalachen führten. Diese Streiks waren große Herausforderungen des kriegsbedingten Antistreikbeschlusses und der Bergarbeiterstreik brachte Lewis den von der Kommunistischen Partei der USA verbreiteten schmachvollen Ruf eines „Agenten Hitlers" ein. Aber für die „Johnson-Forest-Tendency" waren die wilden Streiks während des Krieges sowie die umfassende Nachkriegsstreikwelle in den Jahren 1945/1946 ein Ansporn zu einer vertiefenden Beschäftigung mit den selbstbestimmten Aktivitäten der Arbeiterklasse auf der Basis der Marxschen Theorie. Dunayevskayas Kenntnis der russischen Sprache verschaffte ihr Zugang zu Lenins „Philosophischen Heften" aus dem Jahre 1914[20] (die zu dieser Zeit in der englischsprachigen Welt nahezu unbekannt waren) und Lees Kenntnis der deutschen Sprache öffnete ihr den Weg zu Hegels „Logik" und den fast unbekannten „Ökonomisch-philosophischen Manuskripten" von Marx aus dem Jahre 1844. Es ist höchst bezeichnend und wenig bekannt, daß die erste englischsprachige Teilübersetzung des letztgenannten Textes, der eine solch wichtige Rolle in der Renaissance des Marxismus in den fünfziger und sechziger Jahren spielte, zuerst im Jahre 1947 in der Presse der „Johnson-Forest Tendency" erschien.[21] Solche vertiefenden Beschäftigungen stießen bei der starrköpfigen Mehrheit der „Workers' Party" um Shachtman auf wenig Interesse. Ähnlich wie der Zusammenbruch der deutschen Sozialdemokratie im Jahre 1914 Lenin zu einem intensiven Studium von Hegels „Logik" geführt hatte, um das Debakel der Kautskyanischen Orthodoxie zu verstehen, zwangen die Rebellionen der amerikanischen Arbeiter während und nach dem Krieg die „Johnson-Forest-Tendency" dazu, die Beschränktheiten der Orthodoxie der „Workers' Party" in Frage zu stellen. Hegels Philosophie war und bleibt schließlich das, was Alexander Herzen die *„Algebra der Revolution"* genannt hat. Keine revolutionäre Strömung in der Welt nahm zu dieser Zeit die Idee, daß *„die Philosophie sich nicht verwirklichen (kann) ohne die Aufhebung des Proletaritas"* und *„das Proletariat sich nicht aufheben (kann) ohne die Verwirklichung der Philosophie"*, so ernst wie die „Johnson-Forest-Tendency".[22] Die selbst bestimmten Aktivitäten der wild streikenden Arbeiter führten Ja-

18 Raya Dunayevskayas wichtigste Bücher sind: Marxism and Freedom. From 1776 until today, New York 1958; Philosophy and Revolution. From Hegel to Sartre and from Marx to Mao, New York 1973; Rosa Luxemburg. Women's Liberation and Marx's Philosophy of Revolution, Atlantic Highlands, NJ/Brighton 1982 (diese drei Bücher wurden in späteren Jahren wieder veröffentlicht).

19 Eine Darstellung dieser Streiks findet sich bei Martin Glaberman, Wartime Strikes. The struggle against the nostrike pledge in the UAW during World War II, Detroit 1980.

20 Lenins „Philosophische Hefte" finden sich in: W.I. Lenin, Werke Band 38, Berlin 1964. Kevin Anderson, aktuelles Mitglied der von Dunayevskaya gegründeten Gruppe „News and Letters" hat diese Wende in Bezug auf Lenins Verständnis von Marx in seinem Buch „Lenin, Hegel and Western Marxism. A Critical Study" (Urbana 1995) beschrieben.

21 Essays by Karl Marx Selected from the Economic-Philosophic MSS, New York 1947.

22 Karl Marx, Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung, in: Karl Marx/Friedrich Engels, Werke Band 1, Berlin 1970, S. 378-391, hier S. 391.

mes, Dunayevskaya und Lee zu dem philosophischen Verständnis von Selbsttätigkeit in Hegels Gedankenwelt.

In der letzten Zeit vor seiner Ermordung hatte Trotzki eine dem Zweiten Weltkrieg folgende neue weltrevolutionäre Welle vorhergesagt, ähnlich den weltweiten Ereignissen der Jahre 1917-1921. Er verwies auch darauf, daß, falls die stalinistische Bürokratie den Krieg überleben sollte, es nötig wäre, seine Behauptung des proletarischen Charakters der UdSSR zu überdenken, ein Aufruf, den seine orthodoxen trotzkistischen Anhänger nie aufgriffen. Alle von Trotzki beeinflußten Strömungen, nicht nur in den USA, nahmen die Vorhersage einer auf den Krieg folgenden Weltrevolution als eine Art Dekret und gerieten in eine Krise als die Revolution nicht eintrat. Ihre Verstimmungen mit der Mehrheit um Shachtman führten dazu, daß sich die „Johnson-Forest-Tendency" 1947 wieder der „Socialist Workers' Party" anschloß. Sie verblieben dort bis 1950, als sie sich mit dem von James in Zusammenarbeit mit Dunayevskaya und Lee verfaßten Buch „State Capitalism and World Revolution" verabschiedeten. In diesen drei Jahren beteiligte sich James auch an Parteidiskussionen über die amerikanische *„Negerfrage"* (wie dies damals genannt wurde), und sprach sich für die Unterstützung der eigenen Kämpfe der Farbigen aus, da diese das Potential hätten, die gesamte politische Situation in den USA zu entzünden, wie dies dann tatsächlich in den fünfziger und sechziger Jahren der Fall war.

Die „Johnson-Forest-Tendency" wurden erneut von den bemerkenswerten Streiks in den Bergbaugebieten der Appalachen ermutigt, den ersten wilden Streiks gegen die Automatisierung.[23] Dunayevskaya, die damals in Pittsburgh lebte, organisierte eine Studiengruppe von streikenden Bergarbeitern, die sich mit Texten von Marx und dem neuen, auf Hegel basierenden Verständnis von selbst bestimmten Aktivitäten beschäftigte. Ebenfalls während des Bergarbeiterstreiks traten zum erstenmal die Spannungen zwischen Dunayevskaya und James zu Tage, die im Jahre 1955 zu ihrer Trennung führten.[24]

James hatte zu dieser Zeit bereits einen längeren Aufenthalt in Nevada dazu benutzt, „Notes on Dialectics" zu schreiben, die erst 1980 veröffentlicht wurden und sein Lieblingsbuch waren. In diesem Buch brachte James das zu Papier, was er zum einen aus den Streiks während und nach dem Krieg, und zum anderen aus der von diesen Streiks inspirierten Wiederentdeckung Hegels gelernt hatte. Der eigentliche historische Schwerpunkt liegt auf einer Untersuchung der Rolle des Kleinbürgertums von der englischen Revolution in den 1640er Jahren über die Französische Revolution (1789-1794) bis zum Triumph des Stalinismus; abgerundet wird diese historische Erzählung von ausführlichen Zitaten aus und Kommentaren zu Hegels „Logik". Man kann darüber streiten, wie zwingend die Zitate für James' historische Darstellung sind, aber es

---

23 Peter Hudis, aktuelles Mitglied der von Dunayevskaya gegründeten Gruppe „News and Letters", erzählt die Geschichte der Entwicklung von James, Dunayevskaya und Lee während dieses Streiks in seinem Beitrag „Workers as Reason: The Development of a New Relation of Workers and Intellectuel in American Marxist Humanism", in: Historical Materialism, 4/2003 (Vol. 11), S. 267-293, bes. S. 275-288.

24 In einem auf den 17. September 1951 datierten und von Hudis zitierten Brief (Peter Hudis, Workers as Reason, a.a.O., S. 283) charakterisiert James Dunayevskayas Strategie bezüglich einer Intervention in den Streik als *„Plan, Führer dorthin zu schicken, die wie Führer der SWP arbeiten, organisieren und allgemein leiten sollten"*.

ist eine bemerkenswerte tour de force, in der die Entwicklung des Kleinbürgertums von der radikalen Demokratie im Fall der englischen Revolution über die protostalinistische Herrschaft der Jakobiner (abgerundet durch eine straff organisierte Wirtschaft während des Terrors, der auf unheimliche Weise den Stalinismus antizipierte) bis schließlich zum Stalinismus aufgezeigt wird. An dieser Stelle hebt James den großen Einfluß hervor, den menschewistische Militante und menschewistische Theorie auf den stalinistischen Parteiapparat hatten, in dem das Kleinbürgertum sozusagen zu sich selbst fand.[25]

Nachdem sie die „Socialist Workers' Party" verlassen hatten, gründete die „Johnson-Forest-Tendency" erstmals ihre eigene Organisation - „Correspondence", benannt nach der gleichnamigen, seit 1953 erscheinenden Zeitung. Aber die während der wilden Bergarbeiterstreiks 1949-1951 zutage getretenen Spannungen liefen auf eine Trennung zu, die 1955 erfolgte. Im Kontext seiner theoretischen und politischen Arbeit in den späten vierziger Jahren war James zu dem Schluß gekommen, daß eine revolutionäre Partei nicht länger von Nutzen sei - wie dies vor 1917 der Fall gewesen war -, da das, was einmal ihre Notwendigkeit ausgemacht hatte, von den Massen aufgenommen worden war. (1956 sollte er die ungarische Revolution, wie „Facing Reality" deutlich zeigt, als Bestätigung dieser Schlußfolgerung ansehen). Er war sich jedoch nicht sicher, was sie ersetzen würde. Dunayevskaya hatte mit ihm darin übereingestimmt, daß die leninistische Avantgardepartei überholt war, sah aber, im Gegensatz zu James, die Notwendigkeit einer neuen Form von revolutionärer Organisation. 1953 wurde James aus den USA nach England ausgewiesen, während die Auseinandersetzungen weitergingen. Die Trennung wurde 1955 vollzogen, als Dunayevskaya und ihre Fraktion die heute noch existierende Gruppe „News and Letters" gründeten. Grace Lee blieb bei den Anhängern von James („Johnsonites"), die später ein in Detroit herausgegebenes Zirkular namens „Facing Reality" gründeten. Als sich Lee in den frü-

---

25 Eines der wichtigsten polemischen Anliegen von James in „Notes on Dialectics" zielt auf die trotzkistische Interpretation des Stalinismus als eine Macht, die die Arbeiterklasse *„betrügt"*. James interpretiert den Stalinismus als Teil einer weltweiten Transformation in Richtung Staatskapitalismus: *„Was immer ihre soziale Herkunft sein mag, was immer ihre sozialen Motive sein mögen, Fakt bleibt, daß der Stalinismus überall auf der Welt, in China, in Korea, in Spanien, in Brasilien, einfach überall, diese Kaste von Arbeiterführern findet, Intellektuelle, Arbeiterführer, aufgestiegene Arbeiter - die Kaste wächst, ändert ihre Zusammensetzung, aber sie bleibt als Ganzheit. Sie sieht sich dem Tod gegenüber, sie durchlebt Folter, entfaltet Energien, Einfallsreichtum, Hingabe, etabliert eine Tradition, an der sie festhält und die sie entwickelt und begeht die größten Verbrechen mit einer Dreistigkeit und einer Überzeugung, die nur von Männern kommen kann, die sich ihrer historischen Mission sicher sind."* (C.L.R. James, Notes on Dialectics. Hegel, Marx, Lenin, Westport, Ct. 1980, S. 208); *„Wenn ich mir Trotzkis Schriften durch den Kopf gehen lasse, stoße ich in unendlicher Wiederholung auf diese Aneinanderreihung von Ursache und Wirkung. Es geschah dies, dann das Gegenteil, dann tat die stalinistische Bürokratie dies, dann...; und so bietet er eine endlose Anhäufung von Erklärungen, faszinierend, brilliant, voller Einblicke und Erleuchtungen, um schließlich mit seinen katastrophalen Fehleinschätzungen hereinzuplatzen... Wir jedoch, die wir aufzeigen, daß die stalinistische Sache eine mächtige weltweite Auswirkung haben konnte, weil sie Klassenkräfte ans Licht brachte, die dem Proletariat feindlich gesinnt und der kapitalistischen Gesellschaft im gegenwärtigen Stadium ihrer Entwicklung inhärent sind, ordnen den proletarischen Kampf in den historischen Kampf der Klassen auf der Basis sozialer Ursachen ein. Wir schließen ab mit der demoralisierenden, tatsächlich selbstzerstörerischen Theorie, das alles, außer dem Einbruch der stalinistischen Korruption, in Ordnung gewesen sein soll."* (ebd., S. 212). Zu „Notes on Dialectics" s. jetzt: John H. McClendon III, C.L.R. James *Notes on Dialectics*: Left Hegelianism or Marxism-Leninism?, Lanham, MD 2004.

hen sechziger Jahren von der Gruppe trennte, wurde die Kontinuität der Anhänger von James von Martin Glaberman bis zu seinem Tod im Jahre 2001 aufrecht erhalten.[26] Es gibt eine ganze Reihe von Erklärungen für die Ursachen der Trennung, einige davon sind eher unpolitisch, wie z.B. ein Persönlichkeitskonflikt zwischen James und Dunayevskaya. Wie auch immer, die beiden Fraktionen entwickelten sich später in ziemlich unterschiedliche Richtungen.

1955 war auch das Jahr des ersten großen wilden Nachkriegsstreiks der „United Auto Workers", ein Wendepunkt für die Bewegung der amerikanischen Arbeiterklasse, der eine Serie von wilden Streiks auslöste, die auf einzigartige Weise bis 1973 an Intensität zunahmen. Ähnliche Entwicklungen in Frankreich, wie z.B. der wilde Streik der Arbeiter der Flugzeugfabrik in Nantes wurden von der französischen Gruppe „Socialisme ou Barbarie" theoretisiert, die ebenfalls Ende der vierziger Jahre mit dem Trotzkismus gebrochen hatte und die von solchen Personen wie Cornelius Castoriadis, Claude Lefort und Daniel Mothé dominiert wurde. „S ou B", wie die Gruppe allgemein genannt wurde, hatte seit den ersten Ausgaben ihrer gleichnamigen Zeitschrift Materialien zu den neuen Kampfformen in den USA veröffentlicht. Erste Kontakte zwischen der „Johnson-Forest-Tendency" und „Socialisme ou Barbarie" datierten aus den späten vierziger Jahren.[27]

In den Jahren 1945-1946 erlebten die USA die letzte große, von der offiziellen Führung des CIO ausgerufene Streikwelle und die letzte, in der die Führung sich noch dazu in der Lage fühlte, die Basis zu kontrollieren. In dem Durcheinander der durch das Kriegsende verursachten „Rückkehr zur Normalität" mit zwanzig Millionen entlassenen Militärpersonen und Rüstungsarbeitern, die in einer Situation, die in weiten Kreisen als eine zu erwartende Wiederkehr der Verhältnisse der Depression der dreißiger Jahre empfunden wurde, in den zivilen Arbeitsmarkt zurückkehren sollten, waren die Streiks ein Versuch, verlorenes Terrain wiederzugewinnen, das man im Zuge der gewerkschaftlichen Durchsetzung des kriegsbedingten Antistreikbeschlusses verloren hatte. Von diesem Zeitpunkt an entwickelte sich das berühmte „Nachkriegsübereinkommen", in dessen Zentrum vor allem die „United Auto Workers" als diesbezüglichem Flaggschiff des CIO standen und bei dem der Handel darin bestand, daß es im Austausch gegen von den Unternehmensführungen angebotene und von der von Walter Reuther[28] geführten „United Auto Workers" unterstützte Lohn- und Gewinnstei-

---

26 Kurz vor seinem Tod gab Martin Glaberman eine Sammlung von James' Schriften heraus: C.L.R. James, Marxism for our Times. C.L.R. James on Revolutionary Organization. Edited and with an Introduction by Martin Glaberman, Jackson 1999.

27 Grace C. Lee hatte sich 1947/1948 vor und während des Zweiten Weltkongresses der IV. Internationale, der vom 2. bis 21. April 1948 in Paris stattfand, über ein halbes Jahr in Paris aufgehalten und dabei u.a. die Bekanntschaft von Cornelius Castoriadis gemacht. In den Heften 1 (März/April 1949) - 8 (Januar/Februar 1951) von „Socialisme ou Barbarie" erschien eine Übersetzung der 1947 in New York von Paul Romano (Pseudonym von Phil Singer) und Ria Stone (Pseudonym von Grace C. Lee) veröffentlichten Broschüre „The American Worker", die einen Bericht über seine Erfahrungen als Fabrikarbeiter bei General Motors von Romano („Life in the Factory") und einen diesen interpretierenden theoretischen Text von Lee („The Reconstruction of Society") enthielt.

28 Walter Reuther gehörte seit Gründung der „United Auto Workers" im Jahre 1936 zu deren Führung und war nach 1945 bis zu seinem Tod im Jahre 1970 ihr unangefochtener alleiniger Führer. James bezeichnete die „United Auto Workers" unter Reuther einmal als *„amerikanischer Einparteienstaat im Wartestand"*. Eine übertrieben lobende Biographie von Reuther bietet Nel-

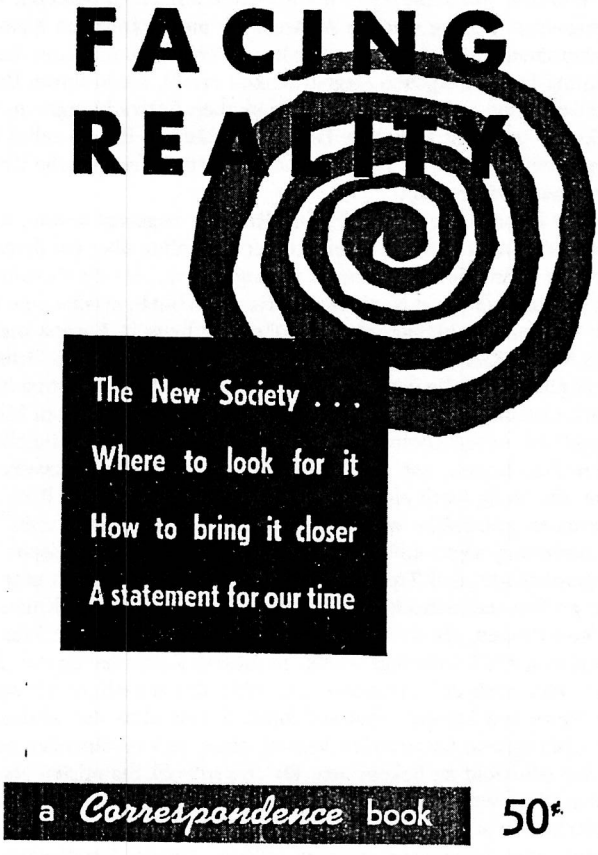
gerungen eine völlige Hegemonie der Unternehmensführungen über die Arbeitsbedingungen der Belegschaften in den Fabriken gab. Die Intensität des wilden Streiks der „United Auto Workers" im Jahre 1955 als Reaktion auf einen weiteren solchen von Reuther angepriesenen Vertrag war die Antwort der amerikanischen Autoarbeiter auf dieses Übereinkommen. Es ist das große Verdienst von James und Lee, die Bedeutung dieser Entwicklung in ihrer eigenen Begrifflichkeit erfaßt, sie in ihrem Buch „Facing Reality" theoretisiert und in Verbindung mit ähnlichen Entwicklungen in Großbritannien und Frankreich gebracht zu haben. Dieses Verständnis für die selbst bestimmten Aktivitäten der Arbeiter wurde im folgenden Jahr durch die ungarische Revolution offensichtlich entscheidend bestätigt.

Um den gesamten Kontext, von dem „Facing Reality" angeregt wurde, in jeder Hinsicht richtig einschätzen zu können, ist ein kurzer Überblick über die damals sich herauskristallisierende internationale Situation unumgänglich. Als die Revolution der Arbeiterklasse in der unmittelbaren Nachkriegsperiode ausblieb, erfaßte eine tiefe Demoralisierung die meisten der kleinen revolutionären Milieus in Europa und den USA. Der Beginn des Kalten Krieges forderte einen weiteren Tribut und der Dritte Weltkrieg schien vielen möglich. Anstelle der von Trotzki prophezeiten Revolution hatte sich der Stalinismus nach Osteuropa, China und Korea ausgedehnt. Unter jenen Militanten, die nicht einfach jegliche Arbeiterpolitik aufgaben, schlugen sich die offiziellen Trotzkisten mit dem Problem herum, wie man sich jenen neuen „Arbeiterstaaten" gegenüber verhalten sollte, die nicht durch eine Revolution, sondern durch die Rote Armee oder durch Bauernarmeen geschaffen worden waren. Eine von Michel Pablo[29] dominierte trotzkistische Strömung sagte eine Jahrhunderte dauernde stalinistische Hegemonie voraus und argumentierte, daß Trotzkisten diese Jahrhunderte durch eine klandestine Infiltration der großen stalinistischen Parteien zu überleben hätten. Kaum hatte Pablo seine Theorie vorgetragen, als sie durch den jedoch schnell unterdrückten Ostberliner Arbeiteraufstand von 1953 widerlegt wurde. In diesem Klima hatten die „Johnson-Forest-Tendency", und nach der Trennung von 1955 die jeweiligen Gruppen „Facing Reality" und „News and Letters", den auf ihrem Verständnis der wilden Streiks der Kriegs- und Nachkriegszeit basierenden Vorteil, einen sich eröffnenden neuen historischen Aspekt ins Blickfeld zu bekommen, für den sowohl Stalinisten als auch orthodoxe Trotzkisten blind waren: den Aspekt der autonomen, selbst bestimmten Aktivitäten der Arbeiterklasse außerhalb und gegen politische Parteien und Gewerkschaften, die über nahezu zwei Jahrzehnte anhalten sollten. Dieses Verständnis hatte seine Grenzen, wie der folgende Text zeigen wird, aber es schien von bestechender Klarheit, als die ungarischen Arbeiter ohne eine Avantgardepartei in Sicht im Herbst 1956 eine Republik der Arbeiterräte errichteten. 1956 war natürlich auch das Jahr, in dem Chruschtschow seine Rede vor dem 20. Parteitag der KPdSU hielt, das Jahr des Aufruhrs der polnischen Arbeiter in Poznan und das Jahr der Demütigung Großbritanniens und Frankreichs in der Suez-Krise im Nahen Osten. Das Zusammentreffen dieser drei

---

son Lichtenstein, Walter Reuther. The Most Dangerous Man in Detroit, Urbana 1997. Ein Korrektiv zu Lichtenstein findet sich in Martin Glabermans Besprechung des Buches: Walter Reuther: „Social Unionist", in: Monthly Review, 6/November 1996 (Vol. 48), auch zu finden unter www.monthlyreview.org/1196glab.htm.

29 Eine Darstellung zu Michel Pablos Einfluß auf den internationalen Trotzkismus findet sich bei Christophe Nick, Les trotskistes, Paris 2002.



Ereignisse zeigte ein Tauwetter an, das eine aufsteigende Kurve von Kämpfen bis zur Mitte der siebziger Jahre ankündigte.[30] Es war dieses Verständnis mit seinen Stärken und Schwächen, das „Facing Reality" zu einem Klassiker macht.

30 Diese Periode endete mit den Arbeiteraufständen in Portugal und Spanien in den Jahren 1974 bis 1976 und mit dem *„schleichenden Mai"* in Italien bis 1977. Zu Italien s. Nanni Balestrini/Primo Moroni, L'orda d'oro 1968-1977. La grande ondata rivoluzionaria e creativa, politica ed esistenziale, Milano 1997; dabei handelt es sich um eine erweiterte Neuausgabe des zuerst 1988 veröffentlichten Buches, von dem 1994 eine deutsche Übersetzung erschien: Nanni Balestrini/Primo Moroni, Die goldene Horde. Arbeiterautonomie, Jugendrevolte und bewaffneter Kampf in Italien, Berlin 1994.

Zu der Zeit, als James zusammen mit Lee und Castoriadis[31] „Facing Reality" schrieb, war er zu der Einsicht gekommen, daß die Aufgabe der Revolutionäre im Gegensatz zu Lenins Zeit darin bestand, den Fortschritt der *„neuen Gesellschaft"* im Rahmen der alten *„zu erkennen und aufzuzeichnen"*. Seine Sicht der Dinge stand in striktem Gegensatz zu den Formulierungen des frühen Lenin in „Was tun?" (1903), denen zufolge revolutionäre Intellektuelle den Arbeitern das Klassenbewußtsein beibringen, da die letzteren unfähig sind, ohne eine solche Intervention über ein gewerkschaftliches Bewußtsein hinauszugelangen. (Lenin verwarf diese Sichtweise nach der russischen Revolution von 1905). James argumentierte später, daß Lenin selbst die Erfahrungen der russischen Räte von 1905 *„erkannt und aufgezeichnet"* hatte, und daß die Aufgabe der Revolutionäre in der Gegenwart in ähnlicher Weise darin bestand, Kampf- und Organisationsformen zu erkennen und eine Presse zur Verfügung zu stellen, in der die aktuellen Verhältnisse von unterschiedlichen Strömungen unter den Arbeitern ausdiskutiert werden können.
Was folgt ist ein 2002 geschriebener Versuch, die - meinem Verständnis entsprechend - Erfolge und Fehler des in „Facing Reality" präsentierten Ansatzes ausgewogen zu bilanzieren.

II. „Facing Reality"

> *„Wir treten dann nicht der Welt doctrinär mit einem neuen Princip entgegen: Hier ist die Wahrheit, hier kniee nieder!... Wir zeigen ihr nur, warum sie eigentlich kämpft, und das Bewusstsein ist eine Sache, die sie sich aneignen muss, wenn sie auch nicht will."*[32]

1958 war „Facing Reality" ein wichtiges Buch, das auf geradezu unheimliche Weise die Periode, die sich über die folgenden fünfzehn Jahre erstrecken sollte, vorwegnahm. Die wichtigsten in ihm aufgestellten Behauptungen werden immer noch diskutiert. Auch wenn ich ernsthafte Zweifel an ihnen anzumelden habe, ist das folgende geschrieben, um weitere Debatten anzuregen. Am interessantesten an „Facing Reality" scheinen mir nicht die angebotenen Antworten, sondern die aufgeworfenen Fragen.

---

31 Grace C. Lee/Pierre Chaulieu/J.R. Johnson, Facing Reality. The New Society... Where to look for it. How to bring it closer. A statement for our time, Detroit 1958. Ein Nachdruck dieser Ausgabe erschien mit den leicht veränderten Autorenangaben „C.L.R. James/Grace C. Lee/Pierre Chaulieu" 1974 in Detroit. 2006 erschien eine dritte Ausgabe: C.L.R. James & Grace C. Lee with the collaboration of Cornelius Castoriadis, Facing Reality. The New Society: Where to look for it & How to bring it closer. With a new Introduction by John H. Bracey, Chicago 2006. Cornelius Castoriadis war offenbar sehr darüber verärgert, daß sein Beitrag zu dem Buch ohne seine Zustimmung verändert wurde. Details dazu finden sich bei Kent Worcester, C.L.R. James. A Political Biography, Albany 1996, S. 139-142.

32 Karl Marx an Arnold Ruge in Paris, Kreuznach, September 1843, in: Karl Marx/Friedrich Engels, Gesamtausgabe (MEGA), Dritte Abteilung, Briefwechsel, Band 1, Briefwechsel bis April 1846, Berlin 1975, S. 54-57, hier S. 56.

Diese Fragen drehen sich um die Rolle der revolutionären marxistischen Partei in der Gegenwart.
Viele Aspekte des Buches sind zweifellos überholt. Man kann leicht nachvollziehen, daß im Jahre 1958 Revolutionäre eine solche Inspiration aus der ungarischen Revolution ziehen konnten, die in der Tat anregend war, aber nahezu fünfzig Jahre später muß man danach fragen, was seither - auch in Ungarn - geschah. Das Buch wurde auf dem Höhepunkt des Kalten Krieges geschrieben, d.h. in einer längst verschwundenen bipolaren Welt. Es ist im Schatten einer „Bürokratie" geschrieben, ein Begriff, der für James u.a. austauschbar mit dem Begriff Staatskapitalismus ist, zu einer Zeit, als die fortschrittliche Planwirtschaft, gleich ob in der Form des Wohlfahrtsstaates, des Stalinismus oder der Staaten der Dritten Welt, allgegenwärtig und dauerhaft zu sein schien, eine Situation, die durch den Aufstieg des Neoliberalismus im Verlauf der letzten 25 Jahre hinweggefegt wurde. Das Buch bringt den Staatskapitalismus oder, genauer gesagt, irgendeines der sonstigen diskutierten Phänomene nie in Zusammenhang mit dem Marxschen Wertgesetz. Es ist ein reines Produkt jener Ära, die alles als Kampf zwischen „Bürokratie" und „Demokratie", zwischen *„Befehlserteilern und Befehlsempfängern"* ausgab. Das Buch konzentriert sich fast ausschließlich (mit der Ausnahme von Ungarn) auf Arbeiterkämpfe und Arbeitermacht auf der Fabrikebene, mit einer manchmal fast syndikalistisch erscheinenden übertriebenen Konzentration auf die Produktion und kann sich deshalb zurecht den Vorwurf einer Fokusierung auf die Arbeitswelt (*„workerism"*) zuziehen. Die Beispiele, die für die Macht auf Fabrikebene aus den USA, Frankreich und Großbritannien geboten werden, wurden ebenfalls von der nach 1970 einsetzenden kapitalistischen Gegenoffensive hinweggefegt oder - um es milde auszudrücken - zumindest entscheidend modifiziert.
Dies sind in meinen Augen einige der Mängel des Buches. Was aber sind seine Stärken bzw. wenigstens einige der Fragen, die sich nach gut 45 Jahren nicht durch die historischen Erfahrungen erledigt haben?
James u.a. argumentieren, daß die bolschewistische Avantgardepartei den Bedingungen in Rußland zwischen 1903 und 1923, also von der Spaltung in Bolschewiki und Menschewiki bis zum Ende von Lenins politischen Aktivitäten, angemessen war. Aber, so argumentieren sie weiter, nach dem Triumph des Einparteienstaates in seiner wohlfahrtsstaatlichen, stalinistischen und faschistischen Form nach 1930 war die Übertragung dieses Modells auf die neue Situation, sowohl in Rußland als auch im Westen, ein Anachronismus. Der Stalinismus war in ihrer Sicht symptomatisch für die Grausamkeit, mit der der Staat das zu unterdrücken hatte, was die Autoren die bereits existierende *„neue Gesellschaft"* nennen, und daraus schließen sie, daß für die Revolution eine Avantgardepartei nicht länger notwendig ist. Die ungarische Revolution sehen sie als Bestätigung dieser Einschätzung. In ihren Augen stürzten die ungarischen Arbeiter den stalinistischen Staat ohne eine Avantgardepartei ins Auge zu fassen, und sie kämpften auf ähnliche Weise sehr kreativ trotz überwältigender Chancenlosigkeit gegen die spätere sowjetische Invasion.
Einmal abgesehen von der Genauigkeit dieser Darstellung (und sie enthält zweifellos viel Wahrheit), gelangen James u.a. zu der fesselnden Einsicht, daß die Gewaltförmigkeit der Staatskontrolle in der Periode nach 1933 zum ersten die „Unmittelbarkeit" der Revolution in unserer Epoche erklärt, d.h. das hohe Niveau der in der heutigen Arbei-

terklasse gegenwärtigen allgemeinen Erfahrungen, die vom Kapital unterdrückt werden müssen, und zweitens jene kollektive Erfahrung bestimmt, die eine Revolution jenseits einer Avantgardehaltung vorbereitet. Die Autoren liegen völlig richtig, wenn sie - im Gegensatz zu vielen anderen aus der libertären Strömung - schreiben, daß sich in Ungarn nichts „spontan" abspielte, sondern daß die Ereignisse im Laufe von jahrelangen Diskussionen unter Arbeitern als Antwort auf ihre Erfahrung mit der stalinistischen „Planung" vorbereitet wurden.

Ein anderer, in meiner Sicht einzigartiger Aspekt des Buches, wieder im Gegensatz zu vielen libertären Theorien, ist seine Bejahung der Idee der Führung bei gleichzeitiger Ablehnung einer Reduzierung von Führung auf irgendeine formale Avantgardegruppe. Die meisten libertären antiavantgardistischen Formulierungen reduzieren etwaige „Führer" immer und sofort auf „Bürokraten". Was James u.a. ablehnen, ist die formale Beziehung zwischen selbsternannten Avantgarden zu der historischen Erfahrung der Klasse, zu deren voller Erkenntnis die letztere vielfach nicht in der Lage ist. In ihrer Sicht - und hier stimme ich voll mit ihnen überein - werden die Führer der verschiedenen Kämpfe nicht durch die formale Zugehörigkeit zu einer Avantgardeorganisation ausgewählt, sondern aus denen, die über jene speziellen Talente und Fähigkeiten von Führern verfügen, die den Aufgaben der wirklichen Bewegung entsprechen - oder auch nicht. Eine große Stärke dieses Textes besteht meiner Ansicht nach darin, daß er sowohl die konventionelle, zur Beschwörungsformel geronnene libertäre Zurückweisung von „Führern" ablehnt, als auch das formale Verständnis von Führerschaft, das dem konventionellen, fleischgewordenen christlichen Konzept des trotzkistischen Milieus entstammt, aus dem alle Autoren hervorgegangen sind.

Jene unter uns, die von „1968" geprägt worden sind, haben seitdem eine dermaßen lange und düstere historische Epoche durchlebt - in noch nie da gewesener Länge in der Geschichte der Bewegung seit 1848 -, daß die Darstellung der Probleme des Avantgardismus in dem Buch einen Beigeschmack von Wahrheit erlangt, den sie für viele in der Zeit zwischen 1968 und 1973 nicht gehabt hätte, in der eine historische „Wiederentdeckung" des Avantgardekonzeptes mit einer Ausbreitung von Sekten, die die Hülle des Bolschewismus für sich beanspruchten (von James u.a. *„proletarische Jesuiten"* genannt), stattzufinden schien.

Es sind in meiner Sicht vier Aspekte, denen sich die Einzigartigkeit und die außergewöhnliche Bedeutung dieses Buches verdankt: 1) die Umsetzung der Lektüre Hegels von James u.a. für revolutionäre Zwecke und dies in einer zugänglichen und nicht gönnerhaften Sprache; 2) die Idee, daß der um 1933 global triumphierende „Einparteienstaat" (Faschismus, Stalinismus, New Deal) das bolschewistische Parteienmodell für gegenwärtige und zukünftige Zwecke diskreditiert; 3) die Vorhersage, daß die Automatisierung „jedes" Problem für die Arbeiterklasse auf eine früheren Generationen von Marxisten unbekannte Weise stellt. Fünfundzwanzig Jahre bevor die Konzepte des „Fordismus" und „Postfordismus" in Mode kamen, schrieben James u.a.: *„Das Stadium der Massenproduktion durch Fließbandarbeiter wird zu einem Ende kommen."*[33] Ich selbst bezeichne dieses neue Stadium als „‚Grundrisse'-Stadium des Kapitalis-

33 C.L.R. James/Grace C. Lee/Pierre Chaulieu, Facing Reality. The New Society... Where to look for it. How to bring it closer. A statement for our time, Detroit 1974, S. 24.

mus", als Stadium, in dem die wissenschaftliche Arbeit, die unter anderem die Automatisierung mit sich bringt, als wichtige Quelle des Werts direkt vom Kapital angeeignet wird. Es sei an dieser Stelle noch einmal darauf hingewiesen, daß der Begriff „Wert" in dem Text von James u.a. durch totale Abwesenheit auffällt.
Für sich genommen sind diese drei Aspekte, auch wenn sie zu dieser Zeit neu waren, nicht absolut einzigartig für James u.a. Was aber, so weit mir bekannt ist, einzigartig ist und was heute das ausmacht, was man „Johnsonism" nennen könnte, ist die Behauptung, daß 4) die *„neue Gesellschaft"* in den alltäglichen Beziehungen der Arbeiterklasse allgegenwärtig ist, und daß Sozialismus mehr oder weniger in nichts anderem besteht als darin, alle Aspekte der offiziellen Gesellschaft, die ihn zurückdrängen, beiseite zu schieben, bis zur Herausbildung einer Republik der Arbeiterräte.
Der Gedanke einer tagtäglich zum Vorschein kommenden und sich verfestigenden *„neuen Gesellschaft"* beruht auf der möglicherweise einzigartigen Idee der „Johnson-Forets-Tendency" von der Irrelevanz des zu einem bestimmten Zeitpunkt deutlich werdenden und zum Ausdruck kommenden Bewußtseins der Arbeiter (oder jeder anderen Gruppe), wenn man dieses in Beziehung zu dem setzt, was die Arbeiter (und andere) tun, sogar oder gerade dann, wenn das, was sie „tun", dem widerspricht, was sie „sagen". Paradigmatisch für diese Formulierung ist Martin Glabermans Erfahrung während des wilden Streiks der Detroiter Automobilarbeiter gegen den Antistreikbeschluß im Jahre 1943, der von Arbeitern durchgeführt wurde, die oft Roosevelt (und manchmal sogar Willkie[34]) unterstützten und die kurz zuvor auf einer Versammlung der „United Auto Workers" für den Antistreikbeschluß gestimmt hatten.[35] James u.a. geben in ihrem Buch viele weitere Beispiele für diese Beziehung zwischen explizitem Bewußtsein und der Aktivität der Klasse. Ich werde auf diese zentrale These zurückkommen, nachdem ich die Hauptpunkte des Buches vorgestellt habe.
Zusammengenommen scheinen diese vier Aspekte auf einen ernsthaften, wenn nicht vollständigen Bruch mit der Praxis der klassischen Arbeiterbewegung hinzuweisen, jener Bewegung, die in den weltweiten Aufständen der Jahre zwischen 1917 und 1927, d.h. von den revolutionären Aufständen am Ende des Ersten Weltkrieges bis zum Massaker an der chinesischen Arbeiterklasse in Kanton und Schanghai, kulminierte, eine Zeit, in der die meisten der „brennenden Fragen" (das Wesen der Sozialdemokratie, des Stalinismus, der Gewerkschaften, der nationalen Selbstbestimmung, der Einheitsfront), um die herum sich Avantgardegruppen und Sekten noch heute selbst definieren, ihre definitive Ausgestaltung erfuhren.
Wenn man den theoretischen Fortschritt des historischen Moments der Rückkehr der Revolution im Westen im Verlaufe der 1960er Jahre sowie den großen Fortschritt im Verständnis von Marx, der zum einen aufgrund der Kämpfe dieser Zeit und zum anderen durch die beispiellose Verbreitung der Texte des „frühen" Marx der 1840er Jahre, der „Grundrisse", des unveröffentlichten sechsten Kapitels des „Kapital" und - später - von Marx' Studien über die russische Bauernkommune und primitive Gesellschaften möglich wurde, charakterisieren will, könnte man diesen Fortschritt zwangsläufig kurz

34 Wendell L. Willkie trat 1940 als republikanischer Präsidentschaftskandidat gegen Franklin D. Roosevelt an.
35 Martin Glaberman, Wartime Strikes. The struggle against the no-strike pledge in the UAW during World War II, Detroit 1980.

und bündig in dem Begriff „Selbstreflexivität" zusammenfassen.[36] Es ist unmöglich, den Bruch zu unterschätzen, den dies mit der Theorie und Praxis der klassischen Arbeiterbewegung bedeutet; man muß nur an die Armut von Lenins erstem philosophischem Versuch „Materialismus und Empiriokritizismus" aus dem Jahre 1908 denken.[37] Ein großes Verdienst des Buches von James u.a. liegt in der Betonung der Tatsache, daß wir die Vergangenheit nur auf dem Hintergrund der Kämpfe der Gegenwart in neuem Licht sehen, d.h. daß wir die Bedeutung der Leveller in England, der Enragés in Frankreich und der amerikanischen Sklaven im amerikanischen Bürgerkrieg wegen solcher Ereignisse wie der ungarischen Revolution, nicht zu erwähnen die Aufstände der sechziger Jahre, mit neuen Augen sehen.

Die Revolten der sechziger Jahre gegen die „Bürokratie", d.h. gegen den „angewandten Rationalismus" sozusagen, waren der unmittelbare Hintergrund der Entdeckung der „Selbstreflexivität" in den Anschauungen von Marx, so z.B. seiner Definition des Kapitals als *„sich selbst verwertender Wert"*.[38]

Was meint „Selbstreflexivität"? Es ist mein eigener Ausdruck; James u.a. gebrauchen den Ausdruck *„selbstbestimmte Bewegung"*. Selbstreflexivität ist der Schlüssel zum Bruch mit der Vergangenheit; sie bezieht sich auf die spezifische selbst bestimmte Entwicklung der Menschen und vor allem kämpfender sozialer Klassen und entsteht aus dem Kontext von Subjekten, deren eigenes Handeln ihre Entwicklung bestimmt. Dies entstammt direkt aus Hegels Verständnis vom Bewußtsein „an und für sich" und Marx' Verständnis der „Klasse für sich" - der revolutionären Klasse - im Gegensatz zur „Klasse an sich", dem zersplitterten Proletariat in seiner tagtäglichen Existenz als variables Kapital. Man könnte auf diese Weise den von James u.a. theoretisierten fundamentalen historischen Bruch ganz einfach zusammenfassen: dem Rationalismus (eine zentrale Strömung des westlichen Denkens von Descartes bis zum frühen Lenin) entsprechen Avantgardismus und Eliten, die andere organisieren; der selbst bestimmten Aktivität (Subjekte, die auf sich selbst einwirken, die „Algebra der Revolution" von Hegel bis Marx) entspricht die Republik der Arbeiterräte, die Selbstorganisation der Klasse.

---

36 Karl Marx, Ökonomisch-philosophische Manuskripte aus dem Jahre 1844, in: Karl Marx/Friedrich Engels, Werke. Ergänzungsband. Schriften-Manuskripte-Briefe bis 1844. Erster Teil, Berlin 1968, S. 465-588; Karl Marx, Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie (Rohentwurf) 1857-1858. Anhang 1850-1859, Berlin 1953 (Nachdruck der zweibändigen Ausgabe Moskau 1939/1941); Karl Marx, Resultate des unmittelbaren Produktionsprozesses. Das Kapital. I. Buch. Der Produktionsprozeß des Kapitals. VI. Kapitel, Frankfurt 1969; Karl Marx/Friedrich Engels, Die russische Kommune. Kritik eines Mythos. Herausgegeben von Maximilian Rubel, München 1972; Karl Marx, Die ethnologischen Exzerpthefte. Herausgegeben von Lawrence Krader, Frankfurt am Main 1976.

37 W.I. Lenin, Materialismus und Empiriokritizismus, in: Ders., Werke Band 14, Berlin 1970; S. auch Anton Pannekoek, Lenin als Philosoph. Herausgegeben von Alfred Schmidt. Mit einer Rezension von Karl Korsch und einem Vorwort von Paul Mattick, Frankfurt am Main/Wien 1969; jetzt in: Anton Pannekoek, Arbeiterräte. Texte zur sozialen Revolution, Fernwald (Annerod), 2008, S. 297-368.

38 *„Es ist nicht mehr der Arbeiter, der die Produktionsmittel anwendet, sondern es sind die Produktionsmittel, die den Arbeiter anwenden. Statt von ihm als stoffliche Elemente seiner produktiven Tätigkeit verzehrt zu werden, verzehren sie ihn als Ferment ihres eignen Lebensprozesses, und der Lebensprozeß des Kapitals besteht nur in seiner Bewegung als sich selbst verwertender Wert."* (Karl Marx, Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band, Buch 1: Der Produktionsprozeß des Kapitals, in: Karl Marx/Friedrich Engels, Werke Band 23, Berlin 1971, S. 329)

Es ist kein Zufall, wenn alle heute noch weltweit existierenden Avantgardegruppen (insbesondere Trotzkisten) eine totale Gleichgültigkeit, wenn nicht sogar eine völlige philisterhafte Verachtung gegenüber der „Wiederentdeckung" Hegels, des Marx der 1840er Jahre, der „Grundrisse" und des „unveröffentlichten Sechsten Kapitels" des ersten Bandes des „Kapital" in den 1950er und 1960er Jahren zeigen und diese gleichgültige Haltung sogar gegenüber Lenins später Entdeckung Hegels und seiner seit 1914 („Philosophische Hefte") einsetzenden Verwerfung der schülerhaften, reduktionistischen und stereotypen Weltanschauung in dem 1908 erschienenen „Materialismus und Empiriokritizismus" einnehmen.[39] Für diese Gruppen sind solche Überlegungen „nur Theorie", bestenfalls ein nachträglicher Einfall, nützlich zur Beschwichtigung einiger intellektueller Kontakte, die im Sinne von Lenin an der kurzen Leine gehalten werden müssen. Die Avantgardisten verhalten sich den Fragen der Philosophie gegenüber gleichgültig (während sie im allgemeinen natürlich am schamlosesten und unausgesprochenen Reduktionismus festhalten), so auch gegenüber der Annahme von James u.a., daß *„die Philosophie sich nicht verwirklichen (kann) ohne die Aufhebung des Proletariats"*,[40] weil sie sich früher oder später der alten Weltanschauung verhaftet zeigen, der gemäß sie in Bezug „auf Objekte handeln", entsprechend der in das System des bürgerlichen Denkens und der bürgerlichen Wissenschaft eingebundenen rationalistischen Tradition vom 16. bis zum 19. Jahrhundert, die ihre Fortsetzung in der klassischen Arbeiterbewegung von Lassalle bis zu Lenin in der Zeit vor 1914 fand.

Aber weiter mit der erwähnten vierfach begründeten Einzigartigkeit des Buches von James u.a., den Konsequenzen aus der Konsolidierung des „Einparteienstaates" im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts. In der Sicht der Autoren war in den 1950er Jahren - einer Zeit, in der eine Milliarde Menschen in einem totalitären System lebten, das einige Jahrzehnte zuvor nur in den Notizen einiger Verrückter existierte - eine große Mehrheit von Marxisten, die von avantgardistischen Haltungen geprägt worden waren, in Staats- oder staatsnahe Apparate eingebunden, von der „British Labour Party" bis zu den „United Auto Workers", die James an anderer Stelle einmal als einen Einparteienstaat im Wartestand charakterisierte.

Es bedarf heute eines wirklichen Akts historischer Einbildungskraft, um sich die „Stimmung" in der klassischen Arbeiterbewegung (1840 - 1945) ins Gedächtnis zurückzurufen, als die in den 1950er und 1960er Jahren wiederentdeckten wichtigen Texte allenfalls einigen Spezialisten bekannt waren und ein oberflächlich als „dialektischer Materialismus" aufgewärmter unverfrorener Aufklärungsmaterialismus die tägliche Kost sowohl der sozialistischen Intellektuellen als auch der Militanten war. Eine ähnliche Einbildungskraft ist vonnöten, um sich die Situation von vor 1914 ins Gedächtnis zurückzurufen, als der englisch-französische liberale und demokratische Kapitalismus noch eine wirkliche Anziehungskraft auf Reformer und prämarxistische Möchtegernrevolutionäre ausübte, die in Monarchien, Kaiserreichen, Autarkien, Tyranneien, Grundbesitzer-Oligarchien oder Militärregimen lebten, abgesehen von den

---

39 *„Man kann das ‚Kapital' von Marx und besonders das I. Kapitel nicht vollständig begreifen, ohne die* ganze *Logik von Hegel durchstudiert und begriffen zu haben. Folglich hat nach einem halben Jahrhundert nicht ein Marxist Marx begriffen!!"* (W.I. Lenin, Philosophische Hefte, a.a.O., S. 170). Man darf vermuten, daß diese Erkenntnis auch für Lenin selbst zutrifft.

40 Karl Marx, Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung, a.a.O.

direkten kolonialen oder halbkolonialen Herrschaftsgebieten Großbritanniens und Frankreichs. In den meisten Teilen der Welt betrachteten dem Mittelstand entstammende Personen, die ernsthafte Veränderungen anstrebten, London und Paris als Vorbilder und sie lasen zwecks Inspiration und Belehrung Voltaire, Diderot, Bentham, Comte, Saint-Simon, Mill, Balzac, Hugo, Zola, Shaw und die Webbs. Man sollte nie vergessen, in welchem Maß eine solche Person wie Eduard Bernstein, der vor der Revisionismusdebatte von 1898 noch als „orthodoxer Marxist" galt, die englischen Institutionen und die englische Kultur bewunderte; ausgehend von dieser Tatsache kann man verstehen, in welchem Ausmaß die Hauptströmung der deutschen Sozialdemokratie, der Eckpfeiler der klassischen Arbeiterbewegung, ein Ersatz für einen in der deutschen Gesellschaft nicht existierenden mittelständischen Liberalismus war. Man sollte nie vergessen, daß in Ländern wie Frankreich, Italien, Spanien und Portugal die Arbeiterbewegung im allgemeinen noch bis 1900 wegen des Projekts einer weltlichen Erziehung, d.h. einem Projekt der bürgerlichen Aufklärung, in große Auseinandersetzungen mit dem Staat und der katholischen Kirche eingebunden war, und Freimaurer, die wichtigsten rationalistischen Reformer, aus ihren Reihen zu verbannen hatte, wobei sie dies in einigen Fällen nicht tat.

Seit 1848 und insbesondere seit 1871 und der Pariser Kommune untergrub und überschritt ein gewisser popularisierter „Marxismus" natürlich das Denken und die Kultur der englisch-französischen Aufklärung. Aber was war dieser „Marxismus"? Er wurde der Welt im wesentlichen durch die lassalleanische Sozialdemokratie vermittelt, deren bemerkenswerte Besonderheit eben jene abgetrennte elitäre Gruppe von Berufsorganisatoren war (eine für Marx völlig fremde Vorstellung), die die Arbeiterklasse so organisierte wie dies rationalistisches Denken mit Dingen tut, und nicht von ungefähr jenen heiß gestrickten reduktionistischen Marxismus propagierte, der Marx zu der Erklärung veranlaßte, daß er *„kein Marxist"* sei.[41] Diese Strömung kulminierte in der bolschewistischen Partei, deren Festhalten an dieser Einstellung (trotz des wenig bekannten späten Lenin) vom Stalinismus, Maoismus und Trotzkismus bis weit in das 20. Jahrhundert hinein fortgesetzt wurde.

In anderen Worten heißt dies, daß der von Deutschland nach Rußland und nach 1917 über den Rest der Welt sich ausbreitende „Marxismus" im wesentlichen eine aufgewärmte Version des rationalistischen Denkens der Aufklärung war, in der die ganze dem Werk von Hegel und Marx zugrundeliegende begriffliche Revolution von „Selbstorganisation" völlig unbekannt, vergessen und - im Stalinismus - sogar verleumdet war. Dieser „Marxismus" wurde erst durch die Ereignisse und Unruhen der 1950er und 1960er Jahre ernsthaft unterminiert, auch wenn mehr als dreißig Jahre später den Avantgardisten immer noch nicht die Implikationen der begrifflichen Revolution zu Bewußtsein gekommen sind, die jene Erkenntnistheorie - wie verschwommen sie ihnen auch immer bewußt sein mag - unterminiert, die ihre Annäherung an die Arbeiterklasse beherrscht.

---

41 Eduard Bernstein berichtet, daß Marx *„einmal zu Lafargue das berühmt gewordene Wort sprach: ‚Ce qu'il y a de certain, c'est que moi je ne suis pas marxiste'"*. Eduard Bernstein, Aus den Jahren meines Exils (Völker zu Hause). Erinnerungen eines Sozialisten, Berlin 1918, S. 228.

Was James u.a. also, um es in anderen Worten zu sagen, im Gegensatz zu fast allen anderen mir bekannten Texten getan haben, besteht darin, eine soziale Erklärung, und zwar in Begriffen, die sich sowohl auf die Wandlung des Staates als auch der Produktivkräfte beziehen, für den „erkenntnistheoretischen Bruch" zu liefern, der durch die Wiederentdeckung der „selbstreflexiven" „selbst bestimmten Bewegung" bei Hegel und in den vorher unbekannten Texten von Marx ausgelöst wurde

Was im Kontext dieser Veränderungen letzten Endes auf dem Spiel steht, ist das Problem der Kommunikation. Ist diese einseitig: *„Hier ist die Wahrheit* (die von „uns", den Marxisten, „verkörpert" wird), *hier kniee nieder!"* Oder verläuft sie beidseitig, zwischen marxistischer Organisation und Arbeiterklasse, meint sie also das, was James u.a. als Aufgabe der ersteren bezeichnen, nämlich *„zu erkennen und aufzuzeichnen"*, so wie Lenin im Jahre 1905 die Räte erkannte? Wenn James u.a. Recht haben, und es tatsächlich keine weiteren Differenzen zwischen Theorie und Praxis gibt, dann muß es Aufgabe der letzteren sein, die marxistische Organisation offensichtlich auf ein der Arbeiterklasse als ganze angepaßtes Niveau zu bringen.

Was sich, nach dem Höhepunkt des etwa 1870 einsetzenden und vor allem nach 1914 wirksam werdenden Einflusses des liberalen englisch-französischen Vorbildes, änderte, war, seit 1933 allgegenwärtig, das, was James u.a. den „Einparteienstaat" nennen, sei er stalinistisch, faschistisch oder wohlfahrtsstaatlich. Die Bedeutung dieses neuen Staates, des Planstaates (wie wenig er auch immer „plante") bestand darin, Zehnmillionen von Arbeitern den eigentlichen Sinn des alten Rationalismus vor Augen zu führen, die Bevölkerung als Objekt und an Stelle von Sachen zu verwalten. Der Hinweis auf die weltweite Vorherrschaft dieses Staates seit den 1930er Jahren war eine vage Verallgemeinerung, aber eine, die zugleich die Grenzen der alten Weltanschauung aufzeigte, in deren Kontinuität sich nahezu alle „Marxismen" bewegten.

Auf diesem Hintergrund ist es, so argumentieren James u.a., wahrlich ein Anachronismus, sich eine Avantgarde der Arbeiterklasse als lebensfähiges Vorbild zu nehmen, die sich in einem autokratischen Staat entwickelt hatte, in dessen Kontext eine sich noch im Rahmen des alten Rationalismus bewegende Art von Politik nichtsdestotrotz neu und befreiend sein konnte, und dieses Modell dann in den Rest der Welt zu exportieren, wo alle Entwicklungsmöglichkeiten des Rationalismus längst weit über alles hinaus, was im zaristischen Rußland bekannt gewesen ist, ausgeschöpft worden waren und, für alle sichtbar, bereits in ein Stadium des Verfalls übergegangen waren.

So weit zum zweiten der vier innovativen Aspekte des Buches von James u.a.

Der dritte Aspekt bezieht sich auf das Problem der Automatisierung. Die Überholtheit von „Facing Reality" und sein Mangel an Aufmerksamkeit für die marxistische Werttheorie werden vielleicht an keiner anderen Stelle so deutlich wie bei diesem Aspekt des Buches. Die Erörterungen gehen von einer unbarmherzigen Ausdehnung der Automatisierung in eine unbegrenzte Zukunft im Rahmen des Wohlfahrts- bzw. Einparteienstaates aus, eine Annahme, die die Autoren mit zahllosen anderen Stellungnahmen aus den 1950er und 1960er Jahren zu dem Thema teilen, angefangen von den Theoretikern der „Triple Revolution" („dreifachen Revolution") bis zu Murray Bookchins Konzept eines auf das Zeitalter der Knappheit folgenden Anarchismus (*„post-*

scarcity anarchism").[42] James u.a. scheinen völlig zu vergessen (wie dies zu dieser Zeit praktisch alle taten), daß das Kapital ohne lebendige Arbeit nicht existieren kann und daß es, wenn es durch den Entzug von allzu viel lebendiger Arbeit aus dem Produktionsprozeß bedroht ist, wieder Arbeiter in arbeitsintensiven Tätigkeiten beschäftigen muß, um seine ausbeuterische Beziehung zur lebendigen Arbeit fortzusetzen.
Nichtsdestotrotz ist es richtig, wenn die Autoren darauf verweisen, daß die Automatisierung, im Gegensatz zu jeder früheren technologischen Innovation, zum ersten mal in der Geschichte des Kapitalismus nicht die Schaffung, sondern die dauerhafte Abschaffung zahlloser Arbeitsstellen nach sich zog und somit die Frage nach dem Schicksal der zunehmenden Zahl der ständig Arbeitslosen aufwarf. Dieses Problem hat sich seit 1958 durch Hochtechnologie, Nanotechnologie, Outsourcing, kanben, Entindustrialisierung, MacJobs im Dienstleistungssektor, Industrialisierung in der Dritten Welt und Globalisierung in einer Weise weiterentwickelt, die für James u.a. tatsächlich so gut wie nicht vorhersehbar war, die ihr Buch zu einer Zeit schrieben, als es selbstverständlich zu sein schien, sich - zweifellos inspiriert durch die Ereignisse in Ungarn - auf die Fabrikkämpfe in den USA, in Großbritannien und in Frankreich zu konzentrieren. Kein Leser wird heute irgendeine Schwierigkeit haben, die Relevanz folgender Zeilen aus dem Jahre 1958 zu erkennen: *„Mit der Automatisierung beraubt der Kapitalismus die Mehrheit der Bevölkerung der einzigen Funktion, die ihr zugestanden wird. Wenn Millionen junger Leute keine Vorstellung davon haben, ob sie jemals eine Arbeit finden werden und den halben Tag im Bett verbringen, weil sie nicht wissen, was sie mit sich anfangen sollen, dann ist dies ein System, das Selbstmord begeht."*[43]
Wenn man diese vier Argumentationsstränge zusammenzieht, erkennt man, daß die alte Erkenntnistheorie der klassischen Arbeiterbewegung in einer fragwürdigen Übereinkunft mit dem Rationalismus im Planstaat umgesetzt wurde, dessen Entstehung dadurch bedingt war, daß er die Massen der Arbeiter am Fließband zu verwalten hatte, und daß die Automatisierung, die (in einer sozialistischen Gesellschaft) die Emanzipation der Arbeiterklasse (und der Menschheit) von jeglicher repetitiver Schinderei mit sich bringt, auch die Notwendigkeit von Avantgarden unterminiert, indem sie die Möglichkeit einer anderen Art von Aktivität jenseits des kapitalistischen Widerspruchs zwischen Arbeit und Freizeit eröffnet, die bereits in der *„neuen Gesellschaft"* der alltäglichen Beziehungen innerhalb der Arbeiterklasse präsent ist. Dies letztere verweist auf die Bedeutung von Marx' Idee, daß erst mit dem Kommunismus die Vorgeschichte zu einem Ende kommt und die wirkliche menschliche Geschichte ihren Anfang nimmt.[44]

---

42 „Triple Revolution" war die Losung einer Gruppe „utopischer" bürgerlicher Ökonomen und Techniker, die Anfang der sechziger Jahre ein automatisiertes Paradies ankündigten und dabei nicht begriffen, daß Technologie in der kapitalistischen Gesellschaft Kapital ist und dessen Gesetzen unterworfen bleibt. In der damaligen Zeit fanden ihre Behauptungen einen großen Nachhall bei gewissen Strömungen der Neuen Linken. Texte und Kommentare zur „Triple Revolution" finden sich in dem Band: Michael Shuman/Julia Sweig (eds.), Technology for the common good, Washington, D.C. 1993. S. auch Murray Bookchin, Post-scarcity anarchism, Berkeley, Cal. 1971 (das Buch wurde mehrfach nachgedruckt).

43 C.L.R. James/Grace C. Lee/Pierre Chaulieu, Facing Reality, a.a.O., S. 26.

44 *„Die bürgerlichen Produktionsverhältnisse sind die letzte antagonistische Form des gesellschaftlichen Produktionsprozesses, antagonistisch nicht im Sinn von individuellem Antagonis-*

Diese vier Argumentationsstränge - 1) der zentrale Aspekt der selbst bestimmten Aktivität bzw. der selbst bestimmten Bewegung von Hegel zu Marx (den „späten Lenin" beeinflussend); 2) die „Erkenntnis", daß die rationalistische Weltanschauung den Einparteien- bzw. Planstaat nach 1933 bestimmt; 3) die völlig neue Situation, die sich aus dem Verschwinden des Fließbandes im Kontext der Automatisierung ergibt und 4) die *„neue Gesellschaft"*, die aus ihrer Eindämmung durch die *„offizielle Gesellschaft"* befreit und von der marxistischen Organisation *„erkannt und aufgezeichnet"* werden muß - summieren sich in meiner Sicht zum wirklich radikalen (besonders in dieser Zeit) Fundament von „Facing Reality". Dies ist um so bemerkenswerter, wenn man feststellt, wie viel der folgenden fünfzehn Jahre in „Facing Reality" vorweggenommen wurde, so z.B., um nur ein besonders zwingendes Beispiel zu zitieren, in der folgenden Bemerkung: *„Die französischen Arbeiter werden in Bewegung geraten und wenn dies geschieht, werden sie die französische Kommunistische Partei in der Luft hängen lassen."*[45]

Es liegt auf der Hand, daß ich mich auf die Themen konzentriere, die mir ins Auge stechen und dabei nicht auf die fruchtbare Diskussion eingehe, die sich mit dem totalen Bankrott der *„offiziellen Gesellschaft"* seit dem Ersten Weltkrieg beschäftigt, wie in folgender Bemerkung: *„Jede Elite muß notwendigerweise die Informationen, die sie den Massen gibt, bewußt fälschen... Die offizielle Gesellschaft weiß nichts - ihr fehlen die Mittel für das Wissen oder auch nur das Verständnis - von den aktuellen Tatsachen, die ihre Existenz bestimmen."*[46] Oder die folgende kurze brillante Nebenbemerkung über das Schicksal der Kunst zu dieser Zeit, die zugleich eine vorgezogene vernichtende Kritik des postmodernen Anschlags auf den „Kanon" ist: *„So kommt es, daß im gegenwärtigen Stadium der Gesellschaft Kunst entweder eine zeitgenössische Fehlgeburt ist, die die Nerven reizt und anregt ohne zu befriedigen; oder sie ist ein Rückzug auf die anerkannten Klassiker, wobei diese als Schutzschild benutzt werden, wo sie doch ursprünglich Sprengstoff waren."*[47] Man wünscht sich einen einzigen Postmodernen zu finden, der zu der Erkenntnis fähig ist, daß die „toten weißen männlichen" Klassiker einst Sprengstoff enthielten.

Ähnlich vorweggenommen werden in dem Buch die bevorstehende weltweite und bis 1973 anhaltende Bewegung von wilden Streiks, wobei die Autoren von den direkten Erfahrungen in Großbritannien, Frankreich und den USA in der Mitte der 1950er Jahre profitierten; das in den 1960er Jahren gesteigert einsetzende Interesse an Rätebewegungen, Arbeiterräten und Arbeiterkontrolle; der weltweite Einfluß von Hegel, der „Ökonomisch-philosophischen Manuskripte" von 1844, der „Grundrisse", des damals unveröffentlichten sechsten Kapitels des „Kapital"; all die neuen Geschichten zur klassischen Arbeiterbewegung mit ihrer Betonung von Fabrikkomitees, Arbeiterräten so-

---

mus, sondern eines aus den gesellschaftlichen Lebensbedingungen der Individuen hervorwachsenden Antagonismus, aber die im Schoß der bürgerlichen Gesellschaft sich entwickelnden Produktivkräfte schaffen zugleich die materiellen Bedingungen zur Lösung dieses Antagonismus. Mit dieser Gesellschaftsformation schließt daher die Vorgeschichte der menschlichen Gesellschaft ab." (Karl Marx, Zur Kritik der Politischen Ökonomie, in: Karl Marx/Friedrich Engels, Werke Band 13, Berlin 1971, S. 3-160, hier S. 9).

45 C.L.R. James/Grace C. Lee/Pierre Chaulieu, Facing Reality, a.a.O., S. 156.

46 Ebd., S. 96.

47 Ebd., S. 85.

wie den Räten in Rußland, Deutschland, Italien und Spanien; die Wiederentdeckung der Rätekommunisten Anton Pannekoek, Herman Gorter und der „Kommunistischen Arbeiter Partei Deutschlands"; die Geschichten der bürgerlichen Revolutionen, wobei solche Strömungen wie die Leveller, Digger, Muggletonians, Fifth Monarchy Men und Enragés „wiederentdeckt" wurden; die Kritik der Situationisten an der Kunst; die internationale Debatte über Lenin sowie „Partei und Klasse" in der Zeit von 1968 bis 1975; einige Aspekte der neuen „Geschichtsschreibung von unten", die den Schwerpunkt weg von Führern, Organisationen und Ideologien verlagerte; die explosive Entwicklung der Bewegung der Schwarzen in den USA, die ihren Höhepunkt möglicherweise in der „League of Black Revolutionary Workers" fand, mehr oder weniger genau entsprechend der Richtung, die James u.a. zehn Jahre zuvor vorgegeben hatten. Man kann ein Buch schließlich auch nach dem „Forschungsprogramm" (hier verstanden im weitesten Sinne des Begriffs) beurteilen, das es inspiriert oder sogar vorwegnimmt. Wenn man dieses Kriterium anlegt, muß „Facing Reality" als seiner Zeit weit voraus anerkannt werden.

Aber das Interesse an „Facing Reality", nahezu fünfzig Jahre nachdem das Buch geschrieben wurde, basiert natürlich auf dem, was es zur Erhellung der Gegenwart und Zukunft beitragen kann, zur Erhellung der wirklich wichtigen Fragen (für die, die nicht nur am Vergangenen interessiert sind) nach dem, was zu tun ist. Unabhängig von dem, was man über die oben erwähnten Verdienste des Buches denken mag, ist es dieser Punkt, an dem James u.a. das höchst kontroverse Problem einer neuen Konzeption marxistischer Organisation in der neuen Epoche der Selbstorganisation, des Einparteienstaates, der Automatisierung und des endgültigen Endes des Avantgardismus im Kontext der Entwicklung der *„neuen Gesellschaft"* im alltäglichen Leben aufwerfen.

1958 verweisen die Autoren auf eine seit dreißig Jahren anhaltende Nutzlosigkeit kleiner marxistischer Organisationen, wobei sie, sich auf den trotzkistischen Zeitplan beziehend, von dem definitiven Triumph des Stalinismus in Rußland im Jahre 1928 ausgehen; heute blicken wir diesbezüglich auf mehr als 70 Jahre zurück, wobei die Aufbrüche der 1960er und frühen 1970er Jahre keineswegs verunglimpft werden sollen, die vielen von uns erst jene Perspektive eröffnet haben, die das Buch von James u.a. heute mit Interesse zu lesen erst ermöglicht.

Wer kann ernsthaft behaupten, daß ihre Beschreibung des Sektendaseins, von, wie die Autoren es nennen, *„kleinen Organisationen, die sich als große kostümieren"*, nicht einen hohen Grad von Wahrheit beanspruchen kann. Jeder, der die späten 1960er und frühen 1970er Jahre als militanter Aktivist erlebt hat, mußte erkennen, wie die kleinen Avantgardegruppen von den großen Umbrüchen der Zeit vorwiegend wie ein Korken auf dem Wasser hin- und hergeworfen wurden und daß auch bei Aufbietung aller Phantasie nicht behauptet werden kann, sie hätten an deren „Spitze" gestanden. Dies stimmt insbesondere dann, wenn man die Bewegung der wilden Streiks in der Industrie fast aller großen kapitalistischen Länder von der Mitte der 1950er Jahre bis ins Jahr 1973 berücksichtigt.

Aber gerade weil die Bewegung der wilden Streiks auf Fabrikebene das ist, was in dem Buch am stärksten theoretisiert wird, stellt sich die Frage nach dem - ähnlich wie man dies im Hinblick auf die ungarischen Ereignisse fragen kann - was falsch lief. Was war das Resultat all dieser wunderbaren selbst bestimmten Aktivitäten? Es ist

dieser Punkt, so glaube ich, an dem die Schwächen des Buches deutlicher ins Blickfeld zu geraten beginnen. James u.a. porträtieren die Arbeiterklasse - wie dies James in großen Teilen seines Werkes, insbesondere in „Notes on Dialectics" tut - als einen vor Ungeduld strotzenden Tiger, der von jener offiziellen Gesellschaft kaum gezügelt werden kann, die von den Parteien der Arbeiterklasse und den mit der Durchsetzung von Verträgen beschäftigten Gewerkschaften und deren Führern einschließlich der amerikanischen gewerkschaftlichen Vertrauensleute bestimmt wird.
Auch in Anbetracht eines Risikos größter Häresie möchte ich „Facing Reality" mit Ansichten der italienischen bordigistischen Strömung konfrontieren, die am anderen Ende des Spektrums der Frage von „Partei und Klasse" zu stehen scheinen und eine beachtenswerte Kritik der Bordigisten an Gramsci beinhalten. Es ist müßig bei der Behauptung der Bordigisten zu verweilen, der zufolge in der Arbeiterklasse ohne die Partei nichts von Interesse geschieht. Der springende Punkt ihrer Kritik an Gramsci, vor allem in Bezug auf die Frage von Arbeiterräten in einem kapitalistischen Kontext, zielt darauf ab, daß jede oppositionelle Kraft, die sich zu einer „Macht" entwickelt, außerhalb des Kontextes der Revolution sehr schnell Teil der offiziellen Gesellschaft wird.[48]
Auch James u.a. treten natürlich nicht für einen solchen Reformismus ein. Sie führen die Beispiele der ungarischen Arbeiterräte und der frühen russischen Fabrikräte von 1917 an, bevor diese von den Bolschewiki durch die von ihnen bevorzugten Gewerkschaften ersetzt wurden. Weder James u.a. noch die Bordigisten sind Verfechter irgendeiner stufenförmigen Eroberung der Macht durch die Arbeiterklasse; beide sehen die Revolution als ein „ganzheitliches" Geschehen, das sich bis zu einem gewissen Grad gegen alle Aspekte der offiziellen Gesellschaft richtet. Dies ist allerdings auch der Punkt, an dem sich ihre Wege radikal trennen.
Die Bordigisten gewannen ihre Stärke aus einer bedingungslosen Kritik einer Politik der unmittelbaren Nahziele, wobei sie auf Marx' Polemik gegen Proudhon in „Das Elend der Philosophie" (1847) zurückgriffen. Sie entdecken eine solche Politik der Nahziele, worunter sie, ohne dies immer zu sagen, jede nicht von der Avantgardepartei angeführte Aktion der Arbeiterklasse verstehen, in unterschiedlichen „linken" und „rechten" Strömungen, die sich seit der Zeit von Marx herauskristallisiert haben und die sich mit der Lage der Arbeiterklasse in der jeweiligen Fabrik oder punktuell auch mit dem Gesamtproduktionsprozeß auseinandersetzen, mit dem, was Marx im ersten Band des „Kapital" als *„Sphäre der unmittelbaren Produktion"* bezeichnete. Sie betrachten dies als den gemeinsamen Nenner, der unterschiedlichste Strömungen verbindet: den Anarchismus von Proudhon und Bakunin mit dessen historischer Berufung auf die Bedürfnisse der Handwerker nach Kontrolle ihres eigenen Produktionsprozesses, den Reformismus Bernsteins, der seine Weiterentwicklung in den deutschen Arbeiter- bzw. Betriebsräten fand, die offiziell zum erstenmal während der Weimarer Republik und schließlich gänzlich nach dem Zweiten Weltkrieg anerkannt wurden, die Vielfalt der anarchosyndikalistischen, der revolutionären syndikalistischen und der von Sorels Konzept der direkten Aktion geprägten syndikalistischen Strömungen um

48 S. Loren Goldner, Der Kommunismus ist die materielle menschliche Gemeinschaft. Amadeo Bordiga heute, Beilage zu Wildcat-Zirkular 46/47, Februar 1999.

1900, die deutsch-holländische Rätebewegung der zwanziger Jahre und schließlich die Gruppe „Socialisme ou Barbarie" in der Zeit nach 1945, zu deren wichtigsten Theoretikern einer der Autoren von „Facing Reality" - Pierre Chaulieu/Cornelius Castoriadis - gehörte. Niemand anderes als Lenin hatte im Kontext der syndikalistisch geprägten Aufstände und Streikwellen der britischen Arbeiter gegen die „Labour Party" und deren Gewerkschaften vor 1914 beobachtet, daß der Reformismus Syndikalismus hervorbringt und daß beide auf einer miteinander zusammenhängenden Zurückweisung des Marxismus und insbesondere, basierend auf der syndikalistischen Ablehnung von Politik, einer direkten politischen Konfrontation mit dem kapitalistischen Staat basieren.

In den Augen der Bordigisten ist diese auf Nahziele und den Arbeitsplatz zentrierte Sicht der Arbeiterklasse (die sowohl in ihrer reformistischen als auch scheinbar radikalen Gestalt den Marxismus - unter dem die Bordigisten natürlich die „Partei" verstehen - von „rechts" oder von „links" angreift) nichts anderes als eine Kopie des Wesens des Kapitalismus selbst innerhalb der Arbeiterklasse, eine Entfremdung unterschiedlicher Gruppen von Arbeitern im Kontext der im eigentlichen Sinne kapitalistischen Kategorien des Unternehmens und des Individuums. Die Hölle des Kapitalismus ist in der Sicht der Bordigisten das Unternehmen, nicht die Tatsache, daß das Unternehmen einen Chef hat. Dies heißt (im Anschluß an Marx' Darstellung des Kapitals vorwiegend aus der Sicht des einzelnen Unternehmens, d.h. der *„Sphäre der unmittelbaren Produktion"* im ersten Band des „Kapital"), daß die aus der Zerstreuung in eine Unzahl von konkurrierenden Unternehmen resultierende „Heteronomie" der Gesellschaft einer der wesentlichen Aspekte der zu überwindenden kapitalistischen Entfremdung ist. In seiner radikalsten Tendenz geht diese Politik der Nahziele in Richtung einer „Republik der Produzenten" (wie es besonders in vielen Strömungen des Anarchismus und Syndikalismus befürwortet wurde), mit dem Ziel einer Kontrolle des unmittelbaren Arbeitsplatzes. In den Augen der Bordigisten beinhaltet diese problematische Konzeption - in meinen Augen zurecht - eine Mystifizierung der am Ort der Produktion im Rahmen des alltäglichen Kapitalismus existierenden Arbeiterklasse als „schon" oder zumindest fast revolutionär. Eine solche Sichtweise leugnet den radikalen Bruch, durch den die vor Ort Arbeitenden zusammen mit den Arbeitslosen und sonstigen von der Produktion Ausgeschlossenen zur „Klasse für sich", zu *„einer Klasse mit* radikalen Ketten"[49] werden, die mit ihrem Status als „Produzenten" in diesem oder jenem Unternehmen brechen und sich selbst in der Gesellschaft als ganzer als die praktische und universale Verkörperung der „Menschheit" (die einzige konkrete Bedeutung, die ein solches Wort haben kann), als allumfassend in ihrer Produktion und ihrer Konsumtion darstellen, wie Marx in den „Grundrissen" bemerkt.[50] Die Arbeiterklasse wird revolutionär dadurch, daß sie ihren fragmentierten Status als „Klasse an sich", d.h. als Klasse für das Kapital, wie sie in der einzelnen oder in der Gesamtheit aller Fabriken, als bloße „Negation", existiert, von sich abwirft und dabei die entfremdete, durch das Kapital bedingte Arbeitsteilung aufhebt und sich somit als

49 Karl Marx, Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung, in: Karl Marx/Friedrich Engels, Werke, Band 1, Berlin 1970, S. 378-391, hier S. 390.

50 Karl Marx, Ökonomische Manuskripte 1857/1858, in: Karl Marx/Friedrich Engels, Werke, Band 42, Berlin 1983, S. 24-29.

eine total alternative Macht, als eine Klasse der Menschlichkeit präsentiert. D.h., um Hegel zu paraphrasieren, daß das, was anfänglich im alltäglichen Bewußtsein von großer Bedeutung zu sein scheint, jetzt als einzelnes Ereignis in den Hintergrund getreten ist.

Ich behaupte, daß die meisten der in „Facing Reality" erwähnten Beispiele einer *„neuen Gesellschaft"* einer Politik der Nahziele verhaftet bleiben, auch wenn die Vision der Autoren (z.B. im Hinblick auf Ungarn) vom letztlichen Triumph der neuen Gesellschaft natürlich auf einem Bruch und einer umfassenden und alternativen Selbstorganisation der Arbeiterklasse als bestimmender Macht in der Gesellschaft basiert. Dies letztere ist der Sinn ihrer Ansicht, daß *„die Philosophie sich nicht verwirklichen (kann) ohne die Aufhebung des Proletaritas".*[51] Sie stimmen mit den Bordigisten in der Ablehnung jeder Macht, die Teil der offiziellen Gesellschaft wird, überein, aber die beiden Strömungen unterscheiden sich drastisch im Hinblick auf die Rolle der marxistischen Organisation beim Zustandekommen dieses Bruchs.

Die Autoren von „Facing Reality" würden natürlich unverzüglich auf die ungarische Republik der Arbeiterräte als praktische Widerlegung jeglichen Vorwurfs einer Politik der Nahziele verweisen, da diese sich tatsächlich über die einzelne Fabrik oder alle Fabriken zusammengenommen hinaus orientierte, um die Gesellschaft als ganze zu regieren - wenigstens für dreizehn Tage. Niemand, ich als letzter, würde die Macht dieses Experiments, oder der Experimente von 1905 und 1917 in Rußland, einiger Aufstände in Deutschland und Italien unmittelbar nach dem Ende des Ersten Weltkrieges, einiger Aspekte in Spanien in den Jahren 1936/37 und schließlich des Mai 1968 in Frankreich leugnen. Alle diese Experimente sind Widerlegungen der abgenutzten Behauptung des frühen Lenin in „Was tun?", daß die Arbeiterklasse selbst, d.h. ohne eine Partei, nur ein gewerkschaftliches Bewußtsein entwickeln kann, was heute noch dem Glauben der meisten Avantgardegruppen entspricht. James u.a. verweisen darauf, daß dann, *„wenn die Organisation das* Subjekt *der Geschichte war, das Proletariat das* Objekt *war. In einer solchen Konzeption war die Organisation, in einem philosophischen Begriff, das Universale. Diese Konzeption der Organisation ist den extremen Ansichten inhärent, die Lenin in ‚Was tun?' entwickelte. Er verwarf sie später, aber nicht mit der Kraft und Gründlichkeit, die nötig gewesen wäre, um zu verhindern, daß sie unendliches Unheil anrichteten."*[52]

Angesichts der umfassenden Zurückdrängung der Macht der Arbeiterklasse nahezu allerorten seit etwa 1973 muß man sich nichtsdestotrotz darüber wundern, wie effektiv die informellen Netzwerke der gewerkschaftlichen Vertrauensleute z.B. in den Londoner Hafenanlagen oder andernorts dagegen ankämpften oder sie sogar verlangsamten.

Trotz allem ist „Facing Reality" eine der wenigen Arbeiten aus den Jahren 1956 bis 1973, von denen tatsächlich gesagt werden kann, daß sie das, was in dieser Periode neu war, vorweggenommen haben. Die Frage, die sich uns stellt, ist, um es zu wiederholen, die, ob das Buch uns heute noch etwas zu sagen hat.

Eine ernsthafte Beschäftigung mit dem Problem ökonomischer Krisen findet sich an keiner Stelle des Buches. Es finden sich einige höhnische Nebenbemerkungen zu den

---

51 Karl Marx, Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung, a.a.O.

52 C.L.R. James/Grace C. Lee/Pierre Chaulieu, Facing Reality, a.a.O., S. 93/94.

üblichen Debatten über Inflation, Zahlungsbilanzen, Lebensstandard, gefolgt von zutreffenden Erklärungen, daß die Arbeiterklasse nach Errichtung einer Republik der Arbeiterräte diese Probleme in kurzer Frist lösen könne. Man fragt sich, was James u.a. heute über die Ausfaserung des Kapitalismus in den drei von ihnen diskutierten Kernländern zu sagen hätten, über völlig entindustrialisierte Regionen, über Millionen von Personen, die an Dienstleistungsjobs mit minimalen Löhnen und ohne Zukunft gebunden sind, über einen zehn- bis zwanzigprozentigen Rückgang des Realeinkommens bei gleichzeitigem zehn- bis zwanzigprozentigem Anstieg der wöchentlichen Arbeitszeit, über „flexible Arbeitszeiten", die sowohl Überstunden als auch einen berechenbaren Arbeitsplan zunichte machen, über das Sterben der großen Fabriken, über das „outsourcing" von Arbeit sogar in Kernbereichen wie der Autoindustrie, die in ihren Analysen eine so herausragende Rolle spielt, über die Verteilung der verbleibenden Industrie auf gewerkschaftsfreie Grüngürtel im Sunbelt[53] und außerhalb des Landes gänzlich auf maquiladores[54] und Exportzentren rund um die Welt; über das damit zusammenhängende Ende der Zusammenballung der Arbeiterklasse in den alten Industriestädten und die große Zerstreuung der Bevölkerung in Vorstädten und Außenbezirken; über die drei oder vier gering bezahlten jobs, die ehemalige Fabrikarbeiterfamilien bei Wal-mart, in Call Centers oder in den neuen Spielkasinos haben, die die Industrie ersetzt haben; über das Wiederauftauchen von sweatshops, von Kinderarbeit und von Schuldarbeit, d. h. von praktischer Sklaverei; über den Aufschwung von Gefängnisbauten und Gefängnisarbeit; über die Immigration aus der Dritten Welt und deren Ablehnung sowohl durch weiße als auch farbige Amerikaner; über die wachsende Sympathie für Protektionismus innerhalb der Arbeiterklasse; über verwüstete Innenstädte, in denen alle Fabriken vor zwanzig Jahren geschlossen wurden (paradigmatisch sind South Central Los Angeles und Cincinnati; dabei wurden die letzten Spuren der farbigen Arbeiterklasse ausgelöscht, die in den 1960er Jahren an vielen Orten bei den aufständischen wilden Streiks an vorderster Front stand); über den Aufstieg weit rechts stehender Parteien in Europa, mit einer aus der Thematisierung der Einwanderung resultierenden bedeutenden Basis in der Arbeiterklasse. All dies ist weit entfernt von der Zeit um die Mitte der 1950er Jahre, als die Gewerkschaften der Kernindustrien über ständig wachsende Löhne und Leistungen verhandelten, um zu versuchen, die Rebellionen auf Fabrikebene gegen den Verlust der Kontrolle über den Arbeitsprozeß zu stoppen. Und was geschah mit der wunderbaren *„neuen Gesellschaft"* der Autoren während dieser Entwicklung, außer daß sie diese über sich ergehen ließ? Wenn die amerikanischen Arbeiter im Jahre 1958 tatsächlich *„alle Karten in den Händen hatten"*, wie die Autoren schreiben, dann verloren sie das Spiel in den nächsten drei Jahrzehnten mit Sicherheit. James u.a. konnten sich Kämpfe der Art, die die Zeit nach 1980 charakterisierten, kaum vorstellen, als kein Zugeständnis die Firmen davon abhalten konnte, Städte und Innenstädte im Nordosten stillzulegen. Man könnte den Eindruck haben, daß auch die Kapitalisten „Facing Reality" gelesen und alles in ihrer

53 Der „Sunbelt" umfasst die südöstlichen Bundesstaaten Alabama, Georgia, Florida, Mississippi, Tennessee, Virginia sowie North und South Carolina.

54 Maquiladores sind zumeist von großen amerikanischen Unternehmen an der mexikanisch-amerikanischen Grenze errichtete Fabriken, in denen vorwiegend Frauen als Akkordarbeiterinnen beschäftigt werden.

Macht stehende dafür getan haben, die unmittelbare Ursache des Problems, die großen Fabriken und die großen städtischen Konzentrationen von Arbeitern in Fabriken zu zerstören.

Aber wir haben den Reichtum der Ausführungen von James u.a. über das Leben der zeitgenössischen Arbeiterklasse und die Aufgaben der marxistischen Organisation noch nicht erschöpfend behandelt. Diese Aufgabe ist präzise zusammengefaßt in der Bemerkung, daß es darauf ankommt, die Gegenwart der neuen Gesellschaft *„zu erkennen und aufzuzeichnen"*, was den Autoren zufolge bereits einer der wesentlichen Beiträge Lenins war, als er die Wichtigkeit der Räte erkannte (ein Durchbruch, der in der Folge von keinem Theoretiker begriffen wurde). Die erste Bedingung besteht dann darin, *„der Arbeiterklasse alle möglichen Mittel zur Verfügung zu stellen, sowohl materielle als auch intellektuelle, sich selbst, ihre eigenen Lebensbedingungen und ihre eigenen Ziele zum Ausdruck zu bringen"*.[55] Während sie hinsichtlich von zur Verfügung stehenden Mitteln und deren Reichweite der offiziellen Gesellschaft unterlegen ist, hat die marxistische Organisation gegenüber ihren Feinden den großen Vorteil ihrer Fähigkeit, *„nicht nur den Verfall und die Unordnung der offiziellen Gesellschaft zu erkennen, sondern auch, damit zusammenhängend, die Elemente der sozialistischen Lösung"*.[56] Die *„sich ausbreitende sozialistische Gesellschaft"* (um eine von James in einer anderen Publikation benutzte weitere Formulierung zu gebrauchen) ist,[57] so wird gezeigt, in der Art und Weise präsent, in der sich die Arbeiter mit den konkreten Problemen der Produktion auseinandersetzen, wobei sie ständig die Einmischung des Managements zu bekämpfen haben. Die Autoren verweisen auf bemerkenswerte Beispiele wie z.B. die wilden Streiks in Frankreich, bei denen die Gewerkschaften bereits an die Seite gedrängt wurden, sowie die informellen Gruppen unter den britischen Hafen- und Textilarbeitern, die eine effektivere Macht ausübten als das Management oder die Gewerkschaften. Sie zeigen im Hinblick auf die Erfahrungen in Großbritannien auf, wie die Arbeiter die Kommunisten für ihre Zwecke benutzen und sie fallen lassen, wenn sie sich von ihnen manipuliert fühlen; die Autoren argumentieren unter Verweis auf die große Zwanglosigkeit bei der Auswahl von Führern in wirklichen Arbeiterversammlungen, daß *„das Problem der Führerschaft ein falsches Problem ist"*.[58] Aus ihrer Auseinandersetzung mit dem Problem der Beziehung zwischen der Wahlpolitik und der direkten Aktion am Arbeitsplatz kristallisiert sich die Schlüsselidee des Buches heraus: die Frage nach dem Verhältnis zwischen der Strategie der Arbeiter in jedem gegebenen Augenblick und dem Gebrauch, den sie von dem politischen System der offiziellen Gesellschaft machen oder auch nicht machen, wobei diese Frage schwerpunktmäßig mit Blick auf die französische Kommunistische Partei, die britische Labour Party und die amerikanischen Demokraten gestellt wird. Sie verweisen darauf, daß Avantgardegruppen sich in zunehmender Sterilität verfangen, wenn sie sich endlos damit beschäftigen, wie sie sich bei Wahlen zu verhalten haben, ein Verhalten, das von dem Problem herrührt, daß sich *„kleine Organisationen als große kostümieren"*. Sie

55 C.L.R. James/Grace C. Lee/Pierre Chaulieu, Facing Reality, a.a.O., S. 94.
56 Ebd., S. 97.
57 C.L.R. James,/F. Forest/Ria Stone, The Invading Socialist Society, New York 1947 (Nachdruck: Detroit 1972).
58 C.L.R. James/Grace C. Lee/Pierre Chaulieu, Facing Reality, a.a.O., S. 93.

verweisen weiter darauf, daß große Teile der Bevölkerung heute Vorstellungen haben, die denen der marxistischen Organisation ähnlich sind, aber eine eigene Form annehmen; eben daraus folgt die Notwendigkeit *„zu erkennen und aufzuzeichnen"*. Was die Arbeiter von der marxistischen Organisation brauchen, sind „Informationen" über solche Durchbrüche einer neuen Gesellschaft wie bei den russischen Fabrikräten 1917 sowie den Arbeiterräten in Ungarn und Polen 1956. Was sie darüber hinaus brauchen, ist ein Zugang zu den vielen Aspekten der zeitgenössischen Kultur und Wissenschaft, die in stummer Weise auf die Sackgassen der offiziellen Gesellschaft verweisen und James u.a. werfen die sehr wichtige Idee auf, daß nur diejenigen, die die zentrale Bedeutung dessen erkennen, was die großen Massen der Bevölkerung in der Gegenwart und Zukunft tun, in der Lage sind, ein solches Wissen zu organisieren.
Wie stellen sich James u.a. auf dem Hintergrund dieser Formulierungen die Rolle der marxistischen Organisation vor, wenn sie nicht wie eine kleine politische Partei handeln soll, d.h. *„Arbeiter für die Revolution rekrutiert und schult"*, wie sie es ausdrücken würden? Um es noch einmal zu sagen: Eine solche Organisation müßte versuchen zu *„erkennen und aufzuzeichnen"*, so wie Lenin die Räte als eine noch nie da gewesene praktische Erneuerung erkannte, die von der Arbeiterklasse und nicht von irgendeiner Partei eingeführt wurde; Lenin tat natürlich viel mehr als das, worüber die Autoren jedoch nicht viel zu sagen haben. Sie müßte versuchen, jenen Spannungen innerhalb der Arbeiterklasse einen Ausdruck zu verleihen, wie sie in „Facing Reality" beispielhaft in dem Beharren auf der entscheidenden Differenz zwischen dem, was Arbeiter sagen und denken (z.B. wenn sie reformistische Parteien wählen) und dem was sie tun (wenn sie Fabriken besetzen, wie in Frankreich nach der Wahl der Volksfront im Jahre 1936) zum Ausdruck gebracht werden. Wenn dieses Buch ein vorrangiges polemisches Ziel hat, dann die Konzentration auf die Voreingenommenheit der Avantgarden, ihre festgefügten politischen Ansichten und die äußerlichen Zeichen ihres politischen Bewußtseins, an die ihr Geisteszustand und ihre Lebensweise sie gewöhnen. Wenn das Buch ein ausschlaggebendes Argument hat, dann seine Einschätzung davon, wie die arbeitende Bevölkerung Wahlen, Gewerkschaften, bürgerliche Zeitungen und andere Organisations- und Kommunikationsformen als Teil eines breiten übergreifenden Kampfes benutzt, um die *„neue Gesellschaft"* voranzutreiben und alle Hindernisse ihres vollen Triumphes aus dem Weg zu räumen. Am interessantesten sind die angeführten Beispiele - von Frankreich im Jahre 1936 bis zu Frankreich, Großbritannien und den USA in der Mitte der 1950er Jahre - in denen Arbeiter in der Sicht von James u.a. Kämpfe führen, deren unterschiedliche Dimensionen eine ausschließliche Fokusierung auf ein explizites politisches Bewußtsein, wie es sich in Wahlen, Mitgliedschaft in Parteien oder den von den Arbeitern gelesenen Zeitungen ausdrückt, nicht zulassen.
Die Rolle der marxistischen Organisation besteht für James u.a. nicht darin, sich als Kern einer Partei zu präsentieren, die die Sozialdemokraten und die Stalinisten beiseite fegen wird, so wie die Bolschewiki die Menschewiki beiseite gefegt haben, denn in der Sicht der Autoren stellen sich die Arbeiter die Zukunft nicht in den Begriffen einer neuen politischen Partei vor; sie hat den Arbeitern Informationen zu vermitteln, die diese zur Errichtung einer Republik der Arbeiterräte benötigen. Die Autoren insistieren darauf, daß die Schriften aus Ungarn und Polen aus dem Jahre 1956 zu den wert-

vollsten Materialien gehören, die sich mit dem aktiven Aufbau der neuen Gesellschaft beschäftigen und sie verweisen darauf, daß es Ausdruck der Ideenarmut der kleinen marxistischen Parteien ist, daß keine von ihnen sie übersetzt und für Leser aus der Arbeiterklasse herausgegeben hat.

Die Schlüsselpassage des ganzen Buches ist meines Erachtens die folgende: *„Worin liegt heute der Unterschied zwischen Theorie und Praxis, zwischen Theorie für die Intellektuellen und Theorie für die Massen? Es gibt keinen. Wie wir an anderer Stelle geschrieben haben, sind auf allen Gebieten des modernen intellektuellen und wissenschaftlichen Lebens enorme Entdeckungen gemacht worden, die die Voraussetzungen, auf den unsere Gesellschaft beruht, in Stücke zerschlagen und den Weg zu einer neuen Gesellschaft zeigen... Wir wiederholen: Was bei all diesen wissenschaftlichen Entdeckungen fehlt, ist ein integrierendes Prinzip, ein zusammenfassendes Allgemeines, das sie zueinander und zur Gesellschaft in Beziehung setzt und allen ihren Möglichkeiten den Weg frei macht. Diese Integration wird nicht zu einem einzigen Zeitpunkt stattfinden, sie wird auch nicht das Werk eines Einzelnen oder einer einzelnen Menschengruppe sein. Aber so viel ist sicher, daß sie nur von Personen ausgehen kann, die die Rolle der großen Masse der Bevölkerung in der neuen Gesellschaft begriffen und verstanden haben, daß die Bevölkerung heute bereit ist, die gewaltigen Veränderungen in der Gesellschaft durchzuführen, die von den ungarischen Arbeitern ausgehen. Die marxistischen Organisationen und insbesondere die Intellektuellen müssen verstehen, daß es ihre Aufgabe ist, all dieses Wissen der Bevölkerung in einer Begrifflichkeit zur Kenntnis zu bringen, die ihr verständlich ist. Dies bedeutet keine Popularisierung. Es ist bewiesen worden, daß die schwierigsten sozialen, politischen, künstlerischen und philosophischen Konzeptionen der Bevölkerung ohne Vulgarisierung in aller Einfachheit präsentiert werden können. Aber um dies zu tun, bedarf es einer Beherrschung des Gegenstandes sowie eines Verständnisses für die Bevölkerung und die Ausdrucksformen von deren eigenen Erfahrungen. Es ist dies letztere, das so schwer zu verstehen ist. Wir haben den Weg aufgezeigt."*[59]

Auf dem Hintergrund dieser Einschätzung ist die Ansicht von James u.a. darüber, wie eine solche marxistische Organisation im Unterschied zu Avantgarden eine Zeitung *„von Arbeitern, nicht für Arbeiter"* konzipiert, höchst aufschlußreich. Man könnte es kurz so zusammenfassen, daß die Presse der Avantgarden immer noch einen „kantianischen" Standpunkt des „Urteilens" zum Ausdruck bringt: sie entlarvt und verurteilt die Verbrechen der offiziellen Gesellschaft und macht dann einen „kategorischen Imperativ" geltend, demzufolge „die Arbeiter dies und jenes zu tun haben", was unvermeidlicherweise in einer langen Liste von Forderungen am Ende eines jeden Artikels endet. *„Die Avantgardeorganisationen ersetzen die menschlichen Beziehungen und Empfindungen ihrer Mitglieder im Umgang mit gewöhnlichen Menschen durch politische Theorie und ein organisationsinternes politisches Leben. Es ist für sie dann sehr schwierig geworden, in das Leben der Gemeinschaft zurückzufinden."*[60]

Im Gegensatz dazu scheint die Konzeption von James u.a. auf einen Versuch hinauszulaufen, in der Presse die Spannungen einer Art „hegelianischer" Dialektik zum Vor-

59 Ebd., S. 140.
60 Ebd., S. 131.

schein kommen zu lassen, wobei unterschiedliche und gegensätzliche Ansichten von Arbeitern zum Zuge kommen, die den „Stand der Dinge" zum Ausdruck bringen und dabei auf bestmöglichste Weise die innerhalb der Klasse und zwischen dem, was die Arbeiter „sagen" und dem was sie als Klasse „tun" existierenden Spannungen einzufangen versuchen; wie z. B. die Arbeiter in Großbritannien, die die Labour Party wählen (oder auch nicht) und am nächsten Tag die Hafenanlagen durch wilde Streiks lahm legen oder die französischen Arbeiter, die am einen Tag die Volksfront wählen und am nächsten Tag die Fabriken besetzen. Von größtem Interesse ist die Diskussion darüber, wie eine solche Presse in den USA funktionieren könnte, wo *„derjenige, der in der Negerfrage versagt, in allem schwach ist"*.[61] James u.a. treten für eine Zeitung ein, in deren Rahmen sowohl weiße als auch farbige Arbeiter dazu ermutigt würden, ihre Ansichten über die Rassenfrage darzustellen. *„Wenn ein weißer Arbeiter oder eine Gruppe von weißen Arbeitern, nachdem er die Zeitung ständig gelesen und zu ihr beigetragen hat, der Meinung ist, daß für ihn Artikel oder Briefe, die von Seiten der Neger eine Aggressivität im Hinblick auf Rassenfragen zum Ausdruck bringen, zur Folge haben, daß die Zeitung beleidigend auf ihn wirkt, dann heißt dies, daß er es ist, der seine Vorurteile in der Rassenfrage über die Interessen der Klasse als ganze stellt. Mit ihm muß geredet und gestritten werden, wenn nötig bis zu einer Entscheidung."*[62]
Der große Unterschied zu einer typischen trotzkistischen Avantgardepublikation läßt sich aus folgender Formulierung ersehen: *„Wie muß mit ihm, wenn nötig bis zu einer Entscheidung, geredet und gestritten werden? Zuerst einmal, indem man ihm klarmacht, daß auch seine Ideen, seine Gründe, seine Ängste und seine Vorurteile jedes Recht haben, in der Zeitung zum Ausdruck gebracht zu werden. Jeder weiße Arbeiter, der im täglichen Kontakt mit Negern steht, weiß von deren Aggressivität im Hinblick auf die Rassenfrage. Es ist ihm kein Geheimnis. Zudem beschäftigen ihn, jenseits des grundsätzlichen Konflikts mit dem Management, wenige Fragen so stark. Unabhängig davon, ob er darüber spricht oder nicht, hat sie sich in seinem Bewußtsein wie ein Knoten festgesetzt - wie im Bewußtsein jedes Amerikaners heute -, wo sie zunehmend zu einem Quälgeist wird, von dem er sich nicht selbst befreien kann. Eine offene und freie Diskussion in der Öffentlichkeit über die verschiedenen sich ergebenden Schwierigkeiten ist der sicherste Weg, sich auf jene engere Einheit vorzubereiten, die aus der gemeinsamen Teilnahme an großen Aktionen resultiert."*[63]
Aber fast unmittelbar im Anschluß an diesen provokativen Vorschlag für eine kontrovers ausgerichtete Zeitung für die Arbeiterklasse fügen James u.a. eine beiläufige Zeile ein, die allem, was sie bis dahin geschrieben haben, widerspricht und deren Inhalt an keiner weiteren Stelle ausgearbeitet wird. Just an der Stelle, an der sie die Idee thematisieren, ausgehend von *„der Erkenntnis, daß die neue Gesellschaft existiert und viele Leiden und Krankheiten der alten in sich trägt"*, alle Spannungen innerhalb der Klasse zur Sprache zu bringen, schreiben die Autoren: *„Die marxistische Organisation wird für ihre eigene Position zu kämpfen haben... sie wird das fortzuführen haben, was für*

61 Ebd., S. 152.
62 Ebd.
63 Ebd., S. 153.

lange Zeiten eine verlorene Schlacht gewesen zu sein scheint. Sie wird einen festen Standpunkt einzunehmen haben."[64]

Was ist dann diese *„eigene Position"*, auf deren Basis die marxistische Organisation *„einen festen Standpunkt einzunehmen haben (wird)"*? Ein solcher Wechsel der Blickrichtung scheint aus dem Kontext zu fallen; davon ist im Text weder vorher noch nachher jemals die Rede. Einen festen Standpunkt auf der Basis von was? Hat die marxistische Organisation somit irgendetwas besonderes zu sagen, das in den gegensätzlichen Ansichten der Arbeiter nicht zum Ausdruck kommt? Und von wem kann angenommen werden, daß er dies artikuliert, wenn es doch eine Zeitung *„von Arbeitern und nicht für Arbeiter"* ist? Und führt dies nicht in bestimmten Punkten zu einer gewissen von der „Praxis" der Masse der Bevölkerung getrennten „Theorie"?

Was genau erübrigt unter den modernen Bedingungen des „Einparteienstaates" die Erkenntnis aus dem „Kommunistischen Manifest", der zufolge *„die Kommunisten also praktisch der entschiedenste, immer weitertreibende Teil der Arbeiterparteien aller Länder (sind); sie haben theoretisch vor der übrigen Masse des Proletariats die Einsicht in die Bedingungen, den Gang und die allgemeinen Resultate der proletarischen Bewegung voraus"*.[65]

Es scheint einen krassen Widerspruch im Zentrum des von James u.a. vorgeschlagenen Projektes zu geben. Auf der einen Seite bestehen sie darauf, daß die Aufgabe der marxistischen Organisation darin besteht *„zu erkennen und aufzuzeichnen"*, zu lernen und nicht zu lehren, nicht anzuwerben und zu schulen; sie veröffentlicht ihre Presse nicht so sehr mit dem Ziel eigenen Wachstums, sondern um der Arbeiterklasse Informationen zur Verfügung zu stellen, so daß die Arbeiter selbst entscheiden können „was zu tun ist". Wenn in der Zeitung steht, was die Arbeiter tun sollten, dann nur auf Initiative von Arbeitergruppen, die eben dies fordern. Auf der anderen Seite beziehen sich James u.a., etwas versteckt in einigen Zeilen, auf die marxistische Organisation, die *„für ihre eigene Position zu kämpfen"* hat und dabei *„einen festen Standpunkt"* einnimmt. Was gilt? Wenn man das Buch als ganzes betrachtet, so scheinen die Autoren in die Richtung zu argumentieren, daß die marxistische Organisation Tinte und Papier für eine Zeitung *„von Arbeitern, nicht für Arbeiter"* zur Verfügung zu stellen hat (ist dies nicht ein letztes Aufflackern von Avantgardismus, denn warum können die Arbeiter nicht selbst darauf kommen, eine solche Zeitung herauszugeben und ihre eigene Tinte und ihr eigenes Papier organisieren?).

Es geht nicht darum, einige wenige Formulierungen zu einem großen Problem aufzubauschen. Man kann zweifellos das umfassende Projekt von James u.a. würdigen, demzufolge die Aufgabe marxistischer Intellektueller darin besteht, den Arbeitern Materialien zur Verfügung zu stellen, so daß sie selbst entscheiden können, was zu tun ist.

Sie verweisen sogar darauf, daß solch eine Rolle im Sozialismus von denen fortgeführt werden kann, die dazu *„intellektuell neigen"*. Aber wer sind diejenigen, die dazu in einer Gesellschaft *„intellektuell neigen"*, in der, wie die Autoren zurecht vorschlagen, die Trennung zwischen Erziehung und Produktion aufgehoben ist?

---

64 Ebd., S. 154.

65 Karl Marx/Friedrich Engels, Manifest der „Kommunistischen Partei", in: Dies., Werke Band 4, Berlin 1972, S. 459-493, hier S. 474.

Aber dies ist nebensächlich. Es ist sekundär im Verhältnis zu der erheblich wichtigeren Frage, die ich angesichts des Ansatzes von James u.a. stellen möchte: Was wurde aus der „neuen Gesellschaft" in jenen gut 45 Jahren, die vergangen sind seit jener Zeit, in der es plausibel erschien, über Arbeiter in den Fabriken in Großbritannien, Frankreich und den USA zu schreiben, über ihre vielschichtigen „Strategien", mit denen sie dem Vorbild der ungarischen Arbeiter folgten um die Republik der Arbeiterräte zu etablieren.

James u.a. schreiben über Arbeiter, die reformistische Parteien der Arbeiterklasse wählen. Was ist mit Arbeitern, die George Wallace und Ronald Reagan wählen? Was ist mit Arbeitern, die Jean-Marie LePen, Jörg Haider und ein halbes Dutzende andere zeitgenössische, weit rechts stehende und gegen Einwanderer auftretende Parteien in Europa wählen? Was ist mit Arbeitern, die sich gegen Einwanderung aussprechen und Protektionismus einfordern, d.h. Arbeitern, deren Haltung mit einiger Nachsicht als „Eigeninteresse" und „Desinteresse am anderen" zusammengefaßt werden könnte? Arbeitern, die für die kalifornische „Proposition 187" stimmen und Sozialleistungen für illegale Einwanderer ablehnen?[66]

James u.a. sind in einer Zeit verwurzelt, in der der Wohlfahrtsstaat und die stalinistischen Parteien und Gewerkschaften, die die Unruhen auf Fabrikebene in Griff bekommen wollten, der „Hauptfeind" zu sein schienen, aber was bedeuten ihre Ansichten in der neoliberalen Ära, in der all diese Kräfte weitgehend geschwächt sind, und vielen Arbeitern die ärmeren Gruppen der Arbeiterklasse aus anderen Ländern, sei es als Einwanderer oder als Konkurrenten in überseeischen Ländern, als „Hauptfeind" erscheinen. Zahlreiche amerikanische Arbeiter glauben heute, oder könnten leicht davon überzeugt werden, daß chinesische Arbeiter und Bauern, deren Billigprodukte auf den amerikanischen Markt verschifft werden und dort Fabriken stillegen, oder die in die USA einwandern, um dort in sweatshops zu arbeiten, ihr Feind sind. Sie denken ähnlich, oder könnten dazu gebracht werden, so zu denken, von den aus lateinamerikanischen, durch eine jahrzehntelange Politik der USA verwüsteten Ländern vertriebenen Arbeitern und Bauern. Was würden James u.a. oder jene, die heute an ihren Konzeptionen festhalten, angesichts solcher Zwangslagen zu sagen haben? Würde ihre marxistische Organisation, wenn keine Arbeiter vortreten und einen solchen Chauvinismus kritisieren würden, *„für ihren Standpunkt kämpfen"*? Und was würde dieser Standpunkt sein? Und würde die Einnahme eines solchen Standpunktes nicht die erste Voraussetzung, der zufolge die Aufgabe darin besteht, *„zu erkennen und aufzuzeichnen"*, verletzen?

James u.a. verweisen an keiner Stelle darauf, daß eine Aufgabe der marxistischen Organisation darin besteht, die Arbeiterklasse zu vereinen. Dies ist seit dem „Kommunistischen Manifest" die Perspektive von Marxisten gewesen. Jede Entwicklung ist im Hinblick auf die Frage zu beurteilen, ob sie der Einigung der Arbeiterklasse nützt oder sie behindert. In der Sicht von James u.a. ist die Arbeiterklasse bereits in der *„neuen Gesellschaft"* vereinigt.

---

66 Die kalifornische „Proposition 187" vom November 1994 untersagt öffentliche Sozialleistungen für diejenigen, die sich nicht als Bürger der USA ausweisen können bzw. über keine dauerhafte oder zeitlich begrenzte Aufenthaltserlaubnis verfügen.

Bei dem Streik bei „Auto-Lite“ in Toledo, Ohio im Jahre 1934, auf dem Höhepunkt der Depression, intervenierten trotzkistische Kräfte um A.J. Muste in einem aussichtslosen Streik von Autozubehörlieferanten, wobei sie davon ausgingen, daß man, um den Streik zu gewinnen und Streikbrecher davon abzuhalten in das Werk zu gelangen, eine Strategie zur Organisation der Arbeitslosen haben muß. Eine „Unemployed League“ half den „Auto-Lite“-Arbeitern bei der Bekämpfung der National Guard und im Rahmen der Beilegung des Streiks wurden einige arbeitslose Arbeiter eingestellt. Die Idee, daß die marxistische Organisation den Vorschlag machen könnte, den Kampf auf eine isolierte Gruppe von Arbeitern auszudehnen, findet sich an keiner Stelle in „Facing Reality“; die Autoren gehen davon aus, daß die Klasse bereits grundsätzlich vereint ist. In ihrer Vorstellung hören Hafenarbeiter in London von einem Streik in einer Autofabrik, schreiben den dortigen Arbeitern eine kurze Mitteilung und bereiten sich darauf vor, alle Frachten von Autos zu bestreiken, auch die aus Fabriken, die sich nicht im Streik befinden. Tatsächlich wurde Großbritannien, nachdem Margret Thatcher an die Macht gekommen war, Zeuge einer Serie von Niederlagen der Arbeiterklasse, die zum Teil durch die Unfähigkeit der *„neuen Gesellschaft“* ermöglicht wurden, gegen ein stattliches Aufgebot von gegen Arbeiter gerichteten Gesetzen, deren Anlaß das eher untergeordnete Problem von Streikposten war, anzugehen; Gesetze, die von den Gewerkschaften natürlich begrüßt wurden. Wo war die *„neue Gesellschaft“* damals? Als Thatcher gegen die Bergarbeiter vorging, Zechen schloß, die nicht mehr profitabel waren, und die Bergarbeiter von Arthur Scargill und der Führung der Bergarbeitergewerkschaft davon abgehalten wurden, ihre alten Taktiken anzuwenden - wo war die *„neue Gesellschaft“*, die darauf verwiesen hätte, daß die Aufgabe nicht darin bestand, sterbende Zechen zu verteidigen (wie wichtig es auch immer gewesen sein mag, die Arbeitsplätze der Bergarbeiter zu verteidigen), sondern neue Energiequellen zu entwickeln, die die Leute nicht dazu zwingen, ihr Arbeitsleben auf dem Grund eines Bergwerksschachts zu verbringen.

James u.a. schreiben nichts über ein Programm. All dies wird sich für sie klären, wenn die Republik der Arbeiterräte etabliert ist. Tatsächlich besteht ein Eckpfeiler der zeitgenössischen Ideologie in der vorgeblichen „Komplexität“ der Welt, in der uns einfache Vorstellungen von zwei grundlegenden Klassen in der Gesellschaft nicht sehr weit bringen. Und es ist sicherlich richtig, daß eine Hauptrolle der marxistischen Organisation, wenn einmal eine solche Republik der Arbeiterräte etabliert ist, darin bestehen würde, den Arbeitern Materialien zur Verfügung zu stellen, die sie dazu befähigen, Entscheidungen zu allen Arten von Problemen zu fällen, ob komplex oder nicht.

Aber wenn die Arbeiter, wie James u.a. schreiben, weder die Zeit noch die Neigung haben, solche für die Arbeiterbewegung wichtigen Probleme zu studieren, während die marxistischen Organisationen Zeit und Neigung haben, warum sollten diese sich dann nicht, so wie sie sich damit beschäftigen *„zu erkennen und aufzuzeichnen“*, auf gleiche Weise auch mit den programmatischen Problemen beschäftigen, die sich stellen, wenn man „von hier nach da gelangen“ will?

Übersetzung aus dem Amerikanischen: Pia Schmitt

Jan Wacław Machajski

Sozialismus und Intelligenz[1]

Sozialistische Wissenschaft als neue Religion (1905)

Die Veröffentlichung dieses Werkes,[2] dessen zweite Folge dem Leser unter dem Titel „Sozialistische Wissenschaft als neue Religion" präsentiert wird, hat sich aus terminlichen, aber auch aus anderen Gründen ziemlich verzögert. Dies deswegen, weil der Autor beschlossen hat, die zwei Referate, die als Grundlage dieses Buches dienen, neu zu bearbeiten und zu vervollständigen.

---

1 In den Jahren 1904/1905 veröffentlichte Jan Wacław Machajski unter dem Pseudonym A. Vol'skii in Genf in drei Teilen sein Hauptwerk „Umstvennyi rabochii" („Der geistige Arbeiter"): Teil 1: „Evoliutsiia sotsialdemokratii: Novoe isdanie s prdisloviem i prilozheniem" („Die Entwicklung der Sozialdemokratie"); Teil 2: „Nauchnyi sotsializm" („Wissenschaftlicher Sozialismus"); Teil 3, Folge 1: „Sotsializm i rabochee dvizhenie v Rossii" („Sozialismus und Arbeiterbewegung"); Teil 3, Folge 2: „Sotsialisticheskaia nauka, kak novaia religiia" („Sozialistische Wissenschaft als neue Religion"). Es folgten die Broschüren bzw. Zeitschriften: „Bankrotstvo sotsializma XIX stoletiia" („Der Bankrott des Sozialismus des 19. Jahrhunderts", Genf 1905); „Burzhuaznaia revoliutsiia i rabochee delo" („Die bürgerliche Revolution und die Sache der Arbeiter", Genf 1905); „Rabochii zagovor" („Die Arbeiterverschwörung", Heft 1, Genf 1908); „Rabochaia revoliutsiia" („Die Arbeiterrevolution", Heft 1, Moskau 1918). Eine vollständige Ausgabe von „Umstvennyi rabochii" („Der geistige Arbeiter") wurde zusammen mit „Rabochaia revoliutsiia" („Die Arbeiterrevolution") und mit je einem Vorwort in englischer Sprache von Albert Parry und in russischer Sprache von R. N. Redlikh 1968 von Mezhdunarodnoe Literaturnoe Sodruzhestvo/Inter-Language Literary Associates, New York/Baltimore mit dem Hinweis „Printed in Germany" neu aufgelegt. Kurze Auszüge aus „Umstvennyi rabochii" („Der geistige Arbeiter") erschienen in englischer Übersetzung in dem von V. F. Calverton herausgegebenen Band „The Making of Society. An Outline of Sociology", New York 1937, S. 427-436. Verwiesen sei zudem auf eine französische Auswahlausgabe: Jan Waclav Makhaïski, Le socialisme des intellectuels. Textes choisis, traduits et présentés par Alexandre Skirda, Paris 1979; eine um ein Vorwort des Herausgebers und Texte von Machajski selbst erweiterte Neuausgabe erschien Paris 2001. Die bisher einzige Monographie zu Machajski stammt von Marshall S. Shatz: Jan Wacław Machajski. A Radical Critic of the Russian Intelligentsia and Socialism, Pittsburgh, PA 1989. Ergänzend sei hingewiesen auf folgende Veröffentlichungen: Marshall Shatz, Jan Waclaw Machajski. The 'Conspiracy' of the Intellectuals, in: Survey. A Journal of Soviet and East European Studies, 62/January 1967, S. 45-57; Marshall S. Shatz, The Makhaevists and the Russian Revolutionary Movement, in: International Review of Social History, 2/1970 (Vol. 15), S. 235-265; Anthony D'Agostino, Intelligentsia Socialism and the "Workers' Revolution": The Views of J. W. Machajski, in: ebd., 1/1969 (Vol. 14), S. 54-89; Paul Avrich, What is 'Makhaevism'?, in: Soviet Studies, 1/July 1965 (Vol. XVII), S. 66-75; Paul Flewers, Socialism and the Intelligentsia. The Ideas of Jan Machajski in Historical Retrospect: http://geocities.com/CapitolHill/Lobby/2379/flewers.htm. Im deutschen Sprachbereich ist Jan Wacław Machajski - wie bei der Staats- und akademischen Wissenschaftsgläubigkeit der dortigen Linken nicht anders zu erwarten - bisher weder übersetzt noch zur Kenntnis genommen worden; auch im akademischen Milieu der deutschsprachigen Slavistik scheint Machajski unbekannt zu sein. Im folgenden veröffentlichen wir unter dem redaktionellen Titel „Sozialismus und Intelligenz" Teil 3, Folge 2 - „Sozialistische Wissenschaft als neue Religion" - von „Der geistige Arbeiter" sowie Auszüge aus „Die Arbeiterrevolution".
Die Fußnoten werden durchgehend numeriert, diejenigen der Redaktion mit AdÜ versehen; Machajski hat Zitate teilweise gar nicht nachgewiesen, teilweise mit knappen Hinweisen im Text versehen, einige konnten in deutschen Übersetzungen nachgewiesen werden, andere nicht.

2 Gemeint ist hier der in zwei Folgen erschienene Teil 3 von „Umstvennyi rabochii" („Der geistige Arbeiter"). (AdÜ)

Die zweite Folge ist nicht weniger als die erste umgearbeitet worden. Zu dem ursprünglichen Inhalt des zweiten Referats - „Die historisch-philosophischen Grundlagen des Marxismus“ - wurde die neu geschriebene Kritik „des wissenschaftlichen Anarchismus“ hinzugefügt, und die Zusammenfügung dieser Texte hatte das Thema zum Ergebnis, das im Titel dieser Ausgabe steht. Das Thema erfordert eine umfangreiche Ausarbeitung. Da der Autor in naher Zukunft keine Möglichkeit sieht, sich längere Zeit mit einer solchen zu beschäftigen, veröffentlicht er schon jetzt den vorbereiteten Stoff und die bis jetzt vorliegenden Schlußfolgerungen. „Sozialistische Wissenschaft als Religion“ wird, wie auch die erste Folge, veröffentlicht als

Der geistige Arbeiter

Teil III

Folge II.

Dies aus dem Grund, weil das ganze Werk in seiner ursprünglichen, aber auch in der endgültig überarbeiteten Form eine direkte Fortsetzung und Entwicklung von Thesen darstellt, die schon in den ersten beiden Teilen von „Der geistige Arbeiter“ entwickelt wurden.

Genf, Mai 1905

Sozialistische Wissenschaft als neue Religion

I

Der Sozialismus des 19. Jahrhunderts ist trotz der Überzeugung aller, die daran glauben, kein Angriff auf die Grundlagen des Systems der Unfreiheit, das seit Jahrhunderten in Form verschiedener zivilisierter Gesellschaften und des Staates existiert. Er greift nur eine Form dieser Unfreiheit an, die Herrschaft der Klasse der Kapitalisten. Sogar im Falle seines Sieges hebt er die jahrhundertelange Ausbeutung nicht auf; er zerstört nur das Privateigentum an den materiellen Produktionsmitteln, an Grundbesitz und Fabriken; er zerstört nur die kapitalistische Ausbeutung.
Die Abschaffung des kapitalistischen Eigentums, das heißt des Privateigentums an den Produktionsmitteln, bedeutet nicht die Abschaffung des Privateigentums im Allgemeinen. Aber genau diese Einrichtung garantiert die jahrhundertelange Ausbeutung und sorgt dafür, daß nur die vermögende Minderheit und ihre Nachkommen in den Besitz aller Reichtümer der Vergangenheit sowie des kulturellen und zivilisatorischen Erbes der Menschheit gelangen. Und genau diese Einrichtung verurteilt die Mehrheit der Menschheit dazu, als besitzlose Sklaven geboren zu werden und zu einer lebenslangen körperlichen Arbeit gezwungen zu sein. Die Enteignung der kapitalistischen Klasse bedeutet keineswegs die Abschaffung der ganzen bürgerlichen Gesellschaft. Die Enteignung der privaten Unternehmer ändert nichts daran, daß die modernen Sklaven, die

A. Vol'skij

А. Вольскій

Umstvennyj Rabočij

Умственный рабочій

Часть III. Část' III

Ženeva 1904

ЖЕНЕВА

1904.

heutige Arbeiterklasse, Sklaven bleiben, die zu lebenslanger körperlicher Arbeit verurteilt sind; der von ihnen geschaffene nationale Mehrwert verschwindet nicht, sondern geht als Guthaben zur Sicherung der parasitären Existenz aller Ausbeuter, der ganzen bürgerlichen Gesellschaft, in die Hände des demokratischen Staates über. Die bürgerliche Gesellschaft bleibt auch nach der Abschaffung der Kapitalisten eine Gesellschaft, in der es wie zuvor Herrschende gibt, mit gebildeten Führern und einer Welt von Nichtstuern; diese bleiben im Besitz des nationalen Mehrwerts, der, wie auch heute üblich, in Form einer entsprechenden „Vergütung" unter den „geistigen Arbeitern" verteilt wird und im Rahmen und gemäß den Modalitäten des Privatbesitzes bewahrt und von den Nachkommen reproduziert wird.
Die Vergesellschaftung der Produktionsmittel bedeutet nur die Abschaffung des Rechts auf Privatbesitz und der privaten Verfügungsgewalt über Fabriken und Grundbesitz. Mit seinem Angriff auf den Fabrikbesitzer berührt der Sozialist in keiner Weise die „Vergütung" von dessen Direktor oder Ingenieur. Der Sozialismus des vergangenen Jahrhunderts läßt die Gewinne derjenigen, die keine körperliche Arbeit leisten, als „Arbeitslohn des geistigen Arbeiters" unberührt, und erklärt, die Intelligenz sei „nicht interessiert und nicht beteiligt an der kapitalistischen Ausbeutung" (Kautsky).
Der moderne Sozialist kann und will die jahrhundertelange Ausbeutung und Knechtschaft nicht aufheben.

*

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erklärt sich der Sozialismus offiziell zur Gesellschaftswissenschaft. Im Anschluß an die proletarische politische Ökonomie wird eine proletarische Soziologie und eine sozialistische Geschichtswissenschaft geschaffen.
Aber eine Gesellschaftswissenschaft kann kein Feind des Systems der Unterdrückung sein, das während der ganzen historischen Entwicklung der Zivilisation existiert hat. Sie möchte ein unvoreingenommener Kommentator dieser historischen Entwicklung sein - also ist sie kein Feind dieser Entwicklung, sondern deren Fürsprecher.
Inzwischen verspürt der Sozialismus eine starke Neigung, eine wirkliche Gesellschaftswissenschaft zu werden. Die sozialistischen Wissenschaftler entfernen sich immer weiter von dem Gedanken, daß die ganze bisherige Geschichte der zivilisierten Gesellschaften eine Geschichte der Unterdrückung der Mehrheit der Menschen ist, daß die historischen Gesetze der vergangenen Jahrhunderte bis zu unserer Zeit Gesetze der Ausraubung und Plünderung und Ausdruck des Willens der herrschenden Minderheit sind. Diese sozialistischen Wissenschaftler interpretieren diese Gesetze als objektive Gesetze der menschlichen Gesellschaftsentwicklung, sie maßen sich an, „diese Gesetze zu entdecken und im Voraus zu erahnen, nur um sich ihnen unterzuordnen".
Dank der Verbreitung des sozialistischen Glaubens gelingt es den sozialistischen Wissenschaftlern, die Arbeitermassen davon zu überzeugen, daß sie sich, indem sie sich der objektiv-historischen Entwicklung unterordnen, gleichzeitig auch den Gesetzen der Natur unterordnen, die sich der Generation des 19. Jahrhunderts ohne Zweifel gnädig gezeigt und ihr den Ausblick auf ein sozialistisches Paradies bereitet haben.

Auf diese Weise entpuppt sich die sozialistische Wissenschaft unweigerlich als ein einfaches Mittel zum Einschläfern der aufständischen Arbeitermassen; sie wird trotz ihres Atheismus zu einem einfachen religiösen Traum und einem Bittgebet für die Heraufkunft eines sozialistischen Paradieses, zu einer Religion, die den Verstand und den Willen der Sklaven des bürgerlichen Systems bändigt.
Die marxistische sozialistische Wissenschaft hat eine ganze Vorsehung geschaffen, derzufolge „die kapitalistische Produktion sich selbst ein Grab schaufelt" und sich im Laufe der eigenen Entwicklung selbst vernichtet; dabei führen die unabwendbaren ökonomischen Gesetze, unabhängig von dem Willen der Menschen, diese direkt „in das Reich der Gleichheit und Freiheit".
Im Laufe der Jahre wird sich erweisen, daß die marxistische Vorsehung der wissenschaftlichen Sozialisten mit der Vorsehung aller anderer Priester und Geistlichen völlig übereinstimmt. Den Sklaven der bürgerlichen Gesellschaft verspricht diese Vorsehung Glück nach ihrem Tode; ihren Nachkommen garantiert sie ein sozialistisches Paradies. Die unerschütterliche Sicherheit und der Glaube der marxistischen wissenschaftlichen Religion an die unabwendbare Heraufkunft des sozialistischen Reichs der Freiheit segnet damit die bürgerliche Entwicklung, „die Zweckmäßigkeit", „die Gesetzlichkeit" und „die Fortschrittlichkeit" des modernen Systems der Ausbeutung ab. Der marxistische Glaube an den unvermeidlichen Übergang des Kapitalismus zum Sozialismus, der Glaube an den Kapitalismus als notwendiger Vorstufe zum Sozialismus entwickelt sich zu einer großen Liebe zum bürgerlichen Fortschritt, zur Entwicklung der vollständigen Herrschaft der Bourgeoisie, zur vollendeten bürgerlichen Ausbeutung. Die Gläubigen, die echten proletarischen Sozialisten, die von der marxistischen Revolution überzeugt sind, sind die besten Kämpfer für den bürgerlichen Fortschritt, die eifrigsten Apostel und glühendsten Verfechter der bürgerlichen Revolution.
Aber die ursprüngliche „Reinheit" des sozialistischen Evangeliums kann trotz aller Entstellungen durch die falschen sozialdemokratischen Lehrer nicht verloren gehen und nicht vergessen werden. Die moderne Lehre des Anarchismus will die unerschütterlichen Prinzipien des Sozialismus des vergangenen Jahrhunderts in all ihrer Reinheit neu erschaffen. Im Gegensatz zum sozialdemokratischen Opportunismus, der die Massen mit seinem Bestreben, die moderne Gesellschaft zu reformieren und weiter zu entwickeln, demoralisiert und bei ihnen Widerspruch hervorgerufen hat, erinnert die Lehre des Anarchismus die Massen an die reine Sehnsucht nach einem „Ideal", an eine Bewegung, die unmittelbar und ohne Zwischenetappen auf ein „Endziel" verweist.
Die Anarchisten sollten jedoch wissen, daß sie in dieser Hinsicht nichts neues erfunden haben und in dem Ideenkreis der orthodoxen Marxisten verbleiben, die in jeglicher Variante ihrer Orthodoxie nie das „Endziel" vergessen haben, auch wenn sie zweifellos vor der Praxis der Revisionisten kapitulieren mußten, bis sich im Verlauf der Bernstein-Debatte herausstellte, daß ihr Streben nach einem „Endziel" mit dem Reformismus von Bernstein übereinstimmte, für den die Bewegung selbst das „Endziel" war - das heißt nichts.
Die Anarchisten selbst können, da sie in letzter Zeit ihre eigenen „Praktiker" haben (der französische Anarchosyndikalismus), den Satz von Bernstein nicht abstreiten, demzufolge jeder Schritt eines Sozialisten im wahren Leben und im praktischen Kampf ein Kompromiß und ein Sündenfall ist. Ein Anarchist sieht schon die Teil-

nahme an einem Streik als einen Sündenfall und einen Verrat an den Prinzipien an - weil er dabei nicht für das „Endziel" kämpft, sondern für ein „Nachgeben" und für „Reformen".
Offensichtlich bietet der Sozialismus des vergangenen Jahrhunderts keinen Weg ohne Kompromiß mit der existierenden bürgerlichen Ordnung.
Einen solchen Weg bietet allein und ausschließlich der Kampf im Untergrund gegen das moderne bürgerliche System. Der Sozialismus des 19. Jahrhunderts wird sogar in seiner den stärksten Schrecken hervorrufenden Variante, dem Anarchismus, in einer demokratischen Republik als Syndikalismus und als Predigt des „anarchistischen Ideals" zu einer vollkommen legalen Angelegenheit; und die unversöhnlichen Anarchisten werden, genau wie die Sozialdemokraten der gegenwärtigen Gesellschaft, zu regierungstreuen Bürgern und können jetzt nicht mehr gegen die demokratische „Freiheit des Wortes", der „Presse" und die „Versammlungsfreiheit" konspirieren, da diese Freiheiten nach ihrer Überzeugung, die in dieser Angelegenheit mit derjenigen der Sozialdemokraten übereinstimmt, eine legale Vorbereitung einer sozialen Revolution ermöglicht.
Eine verschwörerische Untergrundtätigkeit in einem demokratischen Staat wird für die Anarchisten genauso utopisch und genauso blanquistisch-verbrecherisch wie für jeden Sozialdemokraten.
Folglich liegt der einzige direkte Weg zum Sturz des existierenden Unterdrückungssystems, der einzige Weg, der frei von jeglichem Kompromiß mit dem bürgerlichen Gesetz ist - die geheime Verschwörung zur Umwandlung der zahlreichen und gewaltsamen Arbeiterstreiks in einen Aufstand und eine weltweite Arbeiterrevolution - ganz außerhalb der Lehre des modernen Sozialismus.

II

Die Sozialisten des 19. Jahrhunderts erklären einen Krieg; sie sind jedoch keine unversöhnlichen Gegner der modernen Klassengesellschaft und der bürgerlichen Herrschaft insgesamt, sondern nur der entarteten Form der zivilisierten Gesellschaft, die mit dem Entstehen der kapitalistischen Produktion einsetzt, weil diese nach Meinung der Marxisten ihre fortschrittliche Funktion noch nicht hat offenbaren und bisher nur ihre dunklen Seiten hat zeigen können. In dem Maße, in dem der Sozialismus sich zu einer Wissenschaft entwickelt, wächst und festigt sich bei den Sozialisten das Bewußtsein einer unversöhnlichen Feindschaft nur gegenüber jener entarteten Form der gegenwärtigen Gesellschaft, die ihr die kapitalistische Ausbeutung verliehen hat.
Wie im folgenden gezeigt wird, kann der Sozialismus als Wissenschaft nichts anderes zum Ausdruck bringen, als den Willen zum Aufstand gegen die „krankhafte Anomalität" der gegenwärtigen Gesellschaft, nicht jedoch gegen die zivilisierte Gesellschaft im allgemeinen.
Welches sind dann, der Lehre des Sozialismus zufolge, die tatsächlichen Gründe für die Angriffe auf das gegenwärtige System?
An erster Stelle die Verschlechterung der Lage der Bevölkerung im Vergleich mit früheren Gesellschaftsformen seit Beginn der kapitalistischen Produktion; dann das maßlose Gebaren in der Wirtschaft, die „Anarchie" in der Produktion und die Unfä-

higkeit der gegenwärtigen Gesellschaft, eine gerechte und dauerhafte Wirtschaftsentwicklung des jeweiligen Landes zu sichern.
Die marxistische Lehre sagt den Sturz des Kapitalismus voraus, unabhängig vom Willen der Menschen, und sie sagt auch die objektive Notwendigkeit des Sozialismus für den Fortbestand der Gesellschaft voraus; der marxistische Objektivismus basiert auf einem ganzen System ausschließlich solcher Argumente.
Das sozialistische System wird eine Notwendigkeit für alle, weil Krisen die Existenz der Gesellschaft in ihrer bisherigen Form bedrohen. Die Sozialisten begehren gegen das kapitalistische System auf, um es von den Krisen zu heilen, nicht um das gegenwärtige Gesellschaftssystem zu stürzen. Das bedeutet also nicht den Sturz des jahrhundertelangen Systems der Unfreiheit, sondern seine Festigung.
Des weiteren erklären die wissenschaftlichen Sozialisten das kapitalistische System für unbrauchbar, weil es nicht zu leisten in der Lage ist, was schon in früheren Epochen geleistet wurde - die Arbeitskräfte zu beschäftigen und sie nicht in die Arbeitslosigkeit zu entlassen.
Im Gegensatz zur Vergangenheit konzentriert der Kapitalismus, als schlechteste Form der zivilisierten Gesellschaft, alle Reichtümer in den Händen einiger weniger Magnaten. Er bietet den besonders befähigten Menschen aus den niedrigen Klassen keine Hoffnung auf Besserung ihrer Lage, er bedroht vielmehr ihre Existenz. Der Kapitalismus enteignet selbst die Kapitalisten. Er verringert die Zahl der Vermögenden. Also lautet die allbekannte Schlußfolgerung des wissenschaftlichen Sozialisten: im Mittelalter standen Landwirtschaft und Handwerk in voller Blüte; besonders fleißige Gesellen hatten gute Möglichkeiten, den Status eines Meisters zu erlangen; und besonders begabte Persönlichkeiten hatten die Möglichkeit, eine privilegierte Position zu erreichen. Die früheren Gesellschaftsformen ließen den Unterdrückten die Hoffnung, daß besonders gewandte und geschickte unter ihnen, einer von Hundert, einer von Tausend - zu Herren aufsteigen konnten. Der Kapitalismus hat diese Hoffnung zunichte gemacht und sich damit selbst zum Untergang verurteilt. Er ist nicht imstande, die Zahl der Herren zu vergrößern.
Die Sozialisten sind Gegner des gegenwärtigen Systems, weil dieses nicht imstande ist, die Wirtschaft rational zu organisieren, weil es unfähig zum Fortschritt ist, weil die Herrscher ungebildet und unfähig sind, mit den neu aufkommenden und sich entwickelnden Problemen des Lebens Schritt zu halten.
All das versucht das „Kommunistische Manifest" möglichst deutlich herauszustellen: „Es tritt hiermit offen hervor, daß die Bourgeoisie unfähig ist, noch länger die herrschende Klasse der Gesellschaft zu bleiben und die Lebensbedingungen ihrer Klasse der Gesellschaft als regelndes Gesetz aufzuzwingen. Sie ist unfähig zu herrschen, weil sie unfähig ist, ihrem Sklaven die Existenz selbst innerhalb seiner Sklaverei zu sichern, weil sie gezwungen ist, ihn in eine Lage herabsinken zu lassen, wo sie ihn ernähren muß, statt von ihm ernährt zu werden. Die Gesellschaft kann nicht mehr unter ihr leben, d.h., ihr Leben ist nicht mehr verträglich mit der Gesellschaft."[3]

---

3 Karl Marx/Friedrich Engels, Manifest der kommunistischen Partei, in: Karl Marx/Friedrich Engels, Werke Band 4, Berlin 1972, S. 459-493, hier S. 473 (AdÜ).

Es reicht schon aus, sich den Kern der Auseinandersetzung zwischen den Orthodoxen und Bernstein ins Gedächtnis zu rufen, um das oben Gesagte zu belegen.
Um den Nachweis zu führen, daß es keinen Sinn hat in Westeuropa ein Revolutionär zu sein und daß die Sozialdemokratie als Verteidigerin der Arbeitsklasse reformistisch zu sein hat, mußte Bernstein beweisen, daß der moderne Kapitalismus keine Verschlechterung des sozialen Systems im Vergleich mit früheren Zeiten darstellt. Alle Orthodoxen waren sich dessen bewußt, daß die Existenz des wissenschaftlichen Sozialismus eng mit der Lösung dieser Aufgabe, in welchem Sinn auch immer, verbunden ist. Der Sturz des gegenwärtigen Systems hat nur dann einen Sinn, wenn es als entartet und kraftlos angesehen wird.
Kautsky erkennt das in ganz naiver Weise. Wenn es wahr wäre was Bernstein behauptet, bemerkt er, wenn die Krise, die die ganze industrielle Welt bedroht, verschwinden würde, wenn der Kapitalismus die Mittelklassen nicht vernichten würde, wenn die Zahl der Vermögenden nicht immer geringer werden würde, dann hätte es keinen Sinn, das derzeitige System zu stürzen oder überhaupt ein Sozialist zu sein (Artikel gegen Bernstein im „Vorwärts").[4]
Die Degeneration der herrschenden Klassen ist für einen Marxisten und auch für jeden modernen Sozialisten eine notwendige Voraussetzung für die Vernichtung der Sklaverei. Wenn die bürgerliche Gesellschaft selbst imstande ist, sich weiter zu entwickeln, wird ihr Sturz sinnlos. Man kann einen gewaltsamen Umsturz nicht anstreben, wenn man selbst nicht glaubt und die anderen nicht davon überzeugt hat, daß die Bourgeoisie schwach ist und das bürgerliche System morgen zwangsläufig von „alleine zu Grunde geht".
Die Orthodoxen erachten es als notwendig, ihre Streitkraft in einer unversöhnlichen Haltung gegenüber jenen Gesetzen und Mächten zu bestärken, die den bürgerlichen Fortschritt aufhalten (in eine solche Lage wurde die russische Sozialdemokratie durch den Zarismus gebracht), und sind zugleich gezwungen, den Glauben an den unvermeidlichen und sofortigen Zusammenbruch der Bourgeoisie aufrechtzuerhalten. Und eben dies tun sie auch, gleich welche Taschenspielertricks sie dabei auch anwenden müssen. Parvus, für den, wie für jeden Anhänger von Bernstein, ein sozialistischer Umschwung so weit entfernt ist, daß sogar in Rußland zur Zeit nur eine bürgerliche Revolution möglich ist, wird ihnen jederzeit mit Zahlen beweisen, daß „die Wirtschaftskatastrophe und der endgültige Bankrott der Bourgeoisie zweifellos schon morgen eintreffen werden".
Der Marxismus hat seine revolutionäre Gesinnung und seine Unversöhnlichkeit nicht aufgrund seines unerbittlichen Kampfes gegen das System der Ausbeutung gewonnen. Er hat nur zu beweisen versucht, daß die Gesetze der menschlichen Gesellschaft, die von den Menschen unabhängig sind, die über ihnen stehen - dies ist die wahrhaft sozialistische Vorsehung - und die bürgerliche Gesellschaft zur Schwäche und zum Untergang verurteilen, ihm damit die Möglichkeit geben, in einem bestimmten historischen Augenblick die ganze Welt von der Sklaverei zu befreien.

---

4 Machajski bezieht sich wahrscheinlich auf folgende Artikel von Karl Kautsky: Bernsteins Streitschrift. 1. Die Zusammenbruchstheorie, 2. Liberalismus und Sozialismus, 3: Demokratie und Klassenkampf, in: Vorwärts, 64 - 66/16., 17., 18. März 1899 (AdÜ).

Aber es gibt keine sozialistische Vorsehung; keine gesellschaftlichen Entwicklungsgesetze, die vom Willen der Menschen unabhängig sind. Es gibt keine Naturgesetze, die die unterdrückten „Guten" für ihre schweren Prüfungen belohnen und die ungerechten Unterdrücker für ihre bösen Taten bestrafen. Die Sozialisten erheben sich und kämpfen gegen die Verschlechterung des Klassensystems, wobei ihr Kampf nur gegen diese Verschlechterung angeht, aber nicht das Klassensystem selbst vernichten kann.
Aus diesem Grunde hat der wissenschaftliche Sozialismus gegen alle Erwartungen der naiven Gläubigen die Entwicklung des bürgerlichen Fortschritts unterstützt. Eben dies wird immer stärker zu seiner eigenen tiefen Überzeugung. Die Sozialdemokratie zieht ihrer eigenen Überzeugung zufolge alle überlebensfähigen Elemente der bürgerlichen Gesellschaft an. In den „Interessen der Klassen" erklärt Kautsky:
„Ist aber die Sozialdemokratie heute die einzige Partei geworden, die noch den gesellschaftlichen Fortschritt verficht, so muß sie damit auch die Partei aller derjenigen werden, die eine Weiterentwicklung der Gesellschaft anstreben." (S. 30, Ausgabe von Kuklin).
„..., daß heute nur noch das Proletariat und seine Partei die Interessen des gesellschaftlichen Fortschritts vertreten, damit aber auch sie allein das Lebensinteresse der gesamten Gesellschaft." (S. 31)
daß „die proletarischen Interessen heute zusammenfallen mit denen der Nation." (S. 11)[5]
Analog zur christlichen Religion, die die Welt des Bösen verurteilt und zugleich deren Rettung verkörpert, sind die sozialistischen Parteien, die das existierende gesellschaftliche System zum Untergang verurteilt haben, zu Parteien des bürgerlichen Fortschritts geworden, obwohl die Orthodoxen dies vertuschen wollen.
Der sozialistische Glaube regte seine Anhänger zu einem Kampf für den bürgerlichen Fortschritt, für die Entwicklung und Stärkung des konstitutionellen bürgerlichen Staates an. Die industrielle und politische Demokratie sowie die kulturelle Arbeit in den Gemeinden, Kooperativen und Gewerkschaften sollen die Arbeiter auf ein sozialistisches Leben vorbereiten.
Die unversöhnlichen Anarchisten werden natürlich behaupten, daß die bürgerliche Welt des Bösen nur die Sozialdemokraten verdorben hat, daß deren Niedergang und Opportunismus die Folge ihrer Teilhabe an den bestehenden gesetzgeberischen Organen sind. Sie selbst jedoch, die eine Beteiligung an der Politik ablehnen, seien vor dieser Degeneration geschützt.
Das von uns zu Beginn über das Wesen der sozialistischen Lehre des 19. Jahrhunderts Gesagte beweist die Vergeblichkeit der Hoffnungen und Beteuerungen der Anarchisten. Die Grundlage der sozialistischen Lehre - die Formel von der Vergesellschaftung als Allheilmittel -, egal in welch reiner Form auch immer man sie versteht, ist für sich genommen nichts anderes als ein Angriff auf eine bestimmte Form der Ausbeutung, nicht aber auf die jahrhundertlange Ausbeutung überhaupt. Man kann von der Lehre des Anarchismus auch nichts anderes erwarten, weil sie ebenfalls das längst offenbarte

---

5 Karl Kautsky, Klasseninteresse - Sonderinteresse - Gemeininteresse, in: Die Neue Zeit. Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie, 1902/1903 (21. Jg.), 2. Band, Heft 34/S. 240-245, Heft 35/S. 261-274; hier S. 273 und 245. Machajski zitiert nach der von G.A. Kuklin 1903 in Genf herausgegebenen russischen Übersetzung von Kautskys Text (AdÜ).

sozialistische Evangelium zu bewahren versucht. Und tatsächlich ruft der Anführer des modernen Anarchismus aus den gleichen Gründen wie die wissenschaftlichen Sozialisten zu einer Revolution auf. In „Worte eines Rebellen" lesen wir:

„Wir werden dann zum Ergebnis kommen, daß sich zwei vorherrschende Tatsachen vom grauen Hintergrunde dieses Gemäldes hervorheben: Das Erwachen der Völker, Seite an Seite mit dem moralischen intellektuellen und wirtschaftlichen Bankerott der herrschenden Klassen; und die ohnmächtigen, versagenden Anstrengungen der wohlhabenden Klassen, um dieses Erwachen zu verhindern."

„Immer ängstlich, den Blick immerfort nach rückwärts gewandt, sind sie immer mehr und mehr unfähig, irgend etwas Dauerndes zu schaffen."

„Eine unheilbare Krankheit verzehrt sie alle: das Alter, der Niedergang."

„Wenn die herrschenden Klassen ihre Stellung fühlen könnten, würden sie sich beeilen, diesen Bestrebungen zuvor zu kommen. Aber gealtert in ihren Traditionen, ohne einen anderen Kultus als den des Geldsacks, widersetzen sie sich mit aller Kraft dieser neuen Strömung der Idee."

„Der Arbeiter fängt an, die Unfähigkeit aller Regierenden einzusehen, ihre Unfähigkeit, die neuen Bestrebungen der Arbeitenden zu verstehen; ihre Unfähigkeit, die Industrie zu leiten, die Produktion und den Austausch der Produkte zu organisieren."[6]

Im Namen des wissenschaftlichen Sozialismus und auch des Anarchismus „greifen die Arbeiter" die „herrschenden Klassen" an, weil diese nicht mehr „fähig" sind, die „Industrie zu leiten" und endgültig „gealtert" sind. Die Position des Anarchismus zum jahrhundertealten System der Ausbeutung ist, wie der Leser feststellen kann, nicht feindlicher als die der korrumpierten „parlamentarischen Sozialisten".[7] Im Gegenteil,

---

6 Peter Kropotkin, Worte eines Rebellen. Herausgegeben und eingeleitet von Dieter Marc Schneider, Reinbek 1972; die Zitate finden sich auf den S. 12, 13, 16, 16 und 15 (AdÜ).

7 Ein Gleichgesinnter von Kropotkin schreibt: „Auch wenn es unserem Ideal überhaupt nicht bestimmt wäre, Wirklichkeit zu werden, ist es für die gesellschaftliche Entwicklung trotzdem von Nutzen. Dieses Ideal ist der Leitstern des Fortschrittts; es zeigt ihm sowohl das Ziel, das er anstreben muß, als auch die Hindernisse, die ihn vom notwendigen Weg ablenken können; einer Persönlichkeit zeigt dieses Ideal, was sie machen muß, wenn sie so energisch ist, daß sie frei und glücklich werden will." (Jean Grave, Die zukünftige Gesellschaft, unvollständige russische Übersetzung, S. 84 [Jean Grave, La Société future, Paris 1895, AdÜ]).
Wenn der Leser aufgrund dieses Zitates den „sozialistischen" und „revolutionären" Anspruch des Anarchismus mit dem der bürgerlichen antirevolutionären Sozialdemokraten vergleichen will, so ergibt sich keine Möglichkeit, den anarchistischen Lehrer nicht in eine Reihe mit Berdjajew zu stellen, der es in seinem Buch „Der Subjektivismus und der Individualismus" (N.A. Berdjaev, Sub'ektivizm i individualzm v obscestvennoj filosofii. Kriticeskij etjud o N.K. Michajlovskom, Sankt Petersburg 1901, Nachdruck: Moskau 1999, AdÜ) für notwendig hält, den Anhängern von Bernstein Spießbürgertum vorzuwerfen, „weil sie den Gedanken zulassen, daß ‚das sozialistische Ideal nicht zu verwirklichen ist'". Eine Meinung über die Rolle „des sozialistischen Endziels", die der oben beschriebenen der bekannten Theoretiker des Anarchismus ähnlich ist, kann man auch bei den vertrauenswürdigsten bürgerlichen Philosophen finden. Wenn man das Buch von Stammler „Wirtschaft und Recht" (Rudolf Stammler, Wirtschaft und Recht nach der materialistischen Geschichtsauffassung, Leipzig 1896; eine Übersetzung von Stammlers Werk erschien unter dem Titel „Chozjajstvo i pravo s" točki zrěnĭja materĭalisticeskago ponimanĭja istorĭi: socĭal'no-filosofskoe islědovanĭe Rudol'fa Štammlera" 1899 in St. Petersburg, AdÜ) nimmt, so ist es möglich, das oben genannte Zitat des Anarchisten an einer beliebigen Stelle in die Predigt des deutschen Professors über „das soziale Ideal" einzufügen.
Die Ähnlichkeit der Anschauungen geht bis zur völligen Übereinstimmung in den Aussagen über „das Ideal als Leitstern" in „der gesellschaftlichen Entwicklung" und über die Persönlichkeit, die „Freiheit und Glück" verfolgt.

der Anführer des modernen Anarchismus zeigt, obwohl er ein Gegner jeder Regierung ist, im Hinblick auf „die herrschenden Klassen“ eine so kindliche Naivität, wie man sie nicht einmal bei den „korrumpierten“ Sozialdemokraten findet. Er denkt, daß „die herrschenden Klassen“, wenn sie nicht so „gealtert“ wären und „ihre Stellung fühlen könnten“, den neuen Bestrebungen entgegenkommen, dem Volk viel Brauchbares und Nutzliches bringen, den Arbeitern angesichts ihrer schweren Arbeit Wohlstand sichern und die Bedürfnisse des Volkes verstehen würden. Man ist einfach verwundert; aus welchem Grund erklärt Kropotkin, daß er selbst und seine Lehre jeder Regierung feindlich gesinnt sind, wenn doch gleichzeitig die Entrüstung in seiner Lehre nur gegen die „gealterte“ herrschende Klasse gerichtet ist. Alle fortschrittlichen Regierungen, die es in der Geschichte mehr als einmal gegeben hat und die die neuen Bestrebungen „erkannt“ haben, haben somit seiner Meinung nach auch die Bedürfnisse des Volkes verstanden und den Massen Wohlstand gesichert.

Und was geschieht, wenn die jetzigen „gealterten“ herrschenden Klassen gegen neue, junge Klassen ausgetauscht werden, die nicht hilflos und ungebildet sind? Dann verschwinden auch der Grund und die Möglichkeit einer Revolution und eines Sturzes der Regierung sowie der Grund, Anarchist zu sein. Dieses verhängnisvolle Ende droht dem Anarchismus genauso wie dem wissenschaftlichen Sozialismus und dem Sozia-

---

Bei Stammler wundert sich natürlich niemand über dessen Meinung, aber warum wundert die Lehre von Jean Grave nicht diejenigen seiner Anhänger, die es sich zur Gewohnheit gemacht haben, über den sozialdemokratischen Opportunismus herzufallen - das bleibt eine interessante Frage.

Die Sozialisten und die Anarchisten haben den Arbeitern mit ihrem sozialistischen Ideal die Befreiung aus der Unterdrückung versprochen. Und auf einmal rät der Lehrer des Anarchismus denselben Arbeitern, nicht zu sehr auf der Verwirklichung „des Ideals“ zu bestehen und ihr Ziel - die Befreiung von der Unterdrückung - in „einen Leitstern“ zu verwandeln, von dem sich die Seeleute auf ihren Fahrten leiten lassen, „aber den zu erreichen sie nur in ihren wahnsinnigen Träumen können wollen“ (Stammler).

Als Bernstein die oben genannte Anschauung von Jean Grave im Lager der antirevolutionären Sozialdemokraten äußerte, sind „die Anhänger des Staates“ wenigstens laut geworden und haben sich entschlossen, Bernstein zu bändigen. Im Lager der unversöhnlichen Anarchisten vollzieht sich eine Entwicklung wie bei den Sozialdemokraten - eine Verrechtlichung und eine Versöhnung mit dem gegenwärtigen System -, aber das geschieht ohne jeden Lärm und ohne jeden Skandal, und Jean Grave, der Anhänger von Bernstein, wird immer noch zu den Predigern der extremsten anarchistischen Unversöhnlichkeit gezählt.

Die Schüler von Jean Grave werden sagen, daß ihr Lehrer einen Vorzug vor Bernstein hat: Er hört nicht auf, über die Revolution zu reden. So lesen wir gleich im Anschluß an die zitierte Stelle: „Nach dem jetzigen Sachverhalt wird die Revolution als Evolution geboren; sie ist eine schicksalhafte Phase, die wir durchleben müssen.“ Aber man sollte nicht vergessen, daß gegenwärtig sogar Bernstein dank dem Protest der Orthodoxen verstanden hat: „Man darf die Revolution nicht aus dem Auge verlieren.“ Alle Anhänger Bernsteins drohen der Bourgeoisie mit der Revolution, auch Jean Grave. Wenn man an der zitierten Stelle weiter liest, sieht man, daß die „revolutionäre Gesinnung“ von Jean Grave, wie bei allen „Opportunisten, auf Sand gebaut ist. „*Wir können hinzufügen, daß sie (die Revolution) noch aus dem Grund notwendig ist, um die Menschen vor dem Rückschritt zu retten, zu dem sie von der Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft gezwungen werden.*“ (Kursivschrift von uns).

Wenn also der anarchistische Lehrer am Anfang gesagt hat, daß das sozialistische Ideal für die Entwicklung der gegenwärtigen Gesellschaft notwendig ist, so sagt er jetzt, daß die Revolution notwendig ist, um die gegenwärtige Gesellschaft vor der Entartung zu retten.

Das Wesen und der Sinn des Sozialismus, den wir in unserem Artikel enthüllen wollen, wird bei Jean Grave ganz offensichtlich. Er ist Revolutionär, weil die bürgerliche Gesellschaft degeneriert ist. Wenn aber die Gesellschaft sich weiter entwickelt, denkt er nicht an ihren Sturz; er will dann selbst an ihrer Entwicklung teilnehmen, mit Hilfe seines „Leitsterns“ - dem sozialistischen Ideal.

lismus des vergangenen Jahrhunderts insgesamt. Schon oft wurden in der Geschichte die „gealterten“ herrschenden Klassen durch Revolutionen gestürzt, um Platz für neue zu schaffen. Wo ist dann die Garantie, daß die herrschenden Klassen überhaupt aufhören zu existieren?
Nur das bewußte Streben der unterdrückten Massen zum Sturz aller herrschenden Klassen, egal ob sie rückschrittlich oder fortschrittlich sind, kann eine solche Garantie sein.
Aber der Aufstand der heutigen Sklaven ist, so die Erklärung der Sozialisten, nicht entstanden, weil es herrschende Klassen überhaupt gibt, sondern wegen deren Degeneration; demzufolge gibt es zur Zeit nur eine reale Kraft der Empörung und des Kampfes gegen den Stillstand und die Degeneration der herrschenden Gesellschaft. Aber wo ist die Kraft, die die herrschende Gesellschaft in Gänze stürzt und die Existenz der herrschenden Klassen negiert? Dies ist eine Kraft jenseits der Menschen, eine Vorsehung, die verspricht, den Protest gegen die Entartung und Schwäche des gegenwärtigen Systems in unserem Jahrhundert in einen Kampf gegen die Herrschaft überhaupt umzuwandeln. Der Marxismus versucht diesen Glauben auf der Basis von „wissenschaftlichen“ und „ökonomischen“ Erfindungen und Versprechungen zu entwickeln, die Anarchisten auf der Basis einer einfachen religiösen Propaganda des anarchistischen Ideals.
Genauso wie der christliche Glaube nicht einmal im Ansatz ein Himmelreich auf Erden schafft, sondern nur das System der Ausbeutung befestig und absegnet, so erschafft auch das sozialistische Glaubensbekenntnis kein sozialistisches Paradies, sondern fördert nur den bürgerlichen Fortschritt und die Entstehung von neuen, jungen herrschenden Klassen, deren Fehlen den Kampf ausgelöst hat.
Der Sozialismus des 19. Jahrhunderts ergründet nur die Schwäche und die Entwicklung des Zerfallsprozesses der gegenwärtigen Herrschaftsform. Aber damit wird das Geheimnis der Herrschaft im allgemeinen natürlich weder erkannt noch gelüftet. Der Sozialismus zeigt nur die „Unzulänglichkeit“ der gegenwärtig herrschenden Gesellschaft auf - aber dadurch ist nicht die „Unzulänglichkeit“, das „Parasitentum“ und die „Ausbeutung“ aller in der Geschichte auftretenden Herrschaft bewiesen. Ganz im Gegenteil sieht der Marxismus seine Hauptaufgabe in dem Nachweis der Notwendigkeit der in der Geschichte vorkommenden herrschenden Klassen für das menschliche Zusammenleben. Der Anführer der Anarchisten ist dem Gedanken nicht abgeneigt, daß die herrschende Gesellschaft „die Bedürfnisse des Volkes verstehen“ und „dem Volk seinen Wohlstand sichern könnte“.
Folglich kann und will der Sozialismus des 19. Jahrhunderts die Grundlagen jeglicher Herrschaft überhaupt, sei sie schwach oder stark, nicht aufdecken. Er will weder erkennen noch verstehen, daß im Verlauf der ganzen geschichtlichen Entwicklung die ständige Ausbeutung Bestandteil der Herrschaft ist.
Er hat nicht die Kraft, noch ist es sein Wunsch, wirkliche und wahrhaftig menschliche Voraussetzungen für den Sturz des jahrhundertenlangen Systems der Ausbeutung und Gewalt zu schaffen. Seine wesentliche Aufgabe besteht darin, das Vertrauen der Massen zu gewinnen und ihnen den unerschütterlichen Glauben zu vermitteln, daß ausschließlich der Sozialismus der Weg zum Sturz des Systems der Unterdrückung ist. Daraus folgt seine spezielle Aufgabe: von der Heraufkunft des sozialistischen Paradie-

ses zu überzeugen, „unabhängig vom Willen der Menschen", vom Gang der Geschichte vorherbestimmt und Folge von objektiven historischen Gesetzen.
Das ist die übliche Aufgabe jeder Religion und die sozialistische Religion hat diese Aufgabe ausgezeichnet erfüllt. Die positivistische und atheistische Wissenschaft des 19. Jahrhunderts hat die Sozialisten nicht davor bewahrt, ein übernatürliches Wesen und eine neue Art der Vorsehung zu erfinden. Im Gegenteil, in dem Moment, als der Sozialismus von dem entschiedenen Bedürfnis erfaßt wurde, eine Wissenschaft zu werden, die die Gesetze der gesellschaftlichen Entwicklung aufdeckt und vorhersagt, in demselben Moment hat er sich dazu entschieden, eine religiöse Fiktion zu erschaffen. Die sozialistische Wissenschaft hat dieselben Früchte hervorgebracht, wie die der heidnischen Priester und der christlichen Theologen.
Die Anarchisten bemühen sich um den Nachweis, daß die Wissenschaft der Marxisten für den revolutionären Sozialismus deswegen so verhängnisvoll geworden ist, weil sie nicht auf die wirklichen Grundlagen der modernen Wissenschaft zurückgegriffen haben, sondern auf die einer überlebten Metaphysik und insbesondere die der abgedroschenen Lehre der Anhänger Hegels. Die Anarchisten dagegen haben den strengen Positivismus zum Grundstein ihrer Lehre gemacht, die wirkliche wissenschaftliche Methode der Naturwissenschaften, die induktiv-deduktive Methode, die vor jeder Metaphysik bewahrt und eine Fehlerlosigkeit der sozialistischen Lehre garantiert.
Also sehen wir uns noch einmal die wesentlichen Schlußfolgerungen des „wissenschaftlichen Anarchismus" an. Dabei können wir uns davon überzeugen, daß die Methode der Naturwissenschaften auf eine fatale Weise ins Reich der Träume, Fiktionen und leeren Aussagen führt; sie kommt zu denselben einschläfernden und bezähmenden Schlußfolgerungen wie der Marxismus und sie versetzt uns in eine noch verschwommenere Sphäre als dieser. Wir werden sehen, daß die revolutionäre Unversöhnlichkeit der anarchistischen Doktrin auf einem unglaublichen Mißverständnis basiert. Wir werden uns davon überzeugen, daß der Sozialismus, gleich ob bei Anarchisten oder Marxisten, mit seinem Streben nach „Wissenschaftlichkeit" die Grenzen des Glaubens nicht überschreitet, im Gegenteil: Die sozialistische Wissenschaft erfüllt mit ihrem Streben nach Wissenschaftlichkeit, Objektivität und Allgemeinverbindlichkeit die für alle Religionen charakteristische Funktion. Wir werden es dabei mit Kropotkin zu tun haben, der als einer der wichtigsten Vertreter der anarchistischen Wissenschaft gilt.

III

Der ganze anarchistische Anspruch Kropotkins, der angeblich den Sturz der jahrhundertelangen Unterdrückung anstrebt, basiert auf den Träumen vom wundertätigen Wirken des Volkes, das eines Tages aufgrund der menschlichen Solidarität und gemäß den anarchistischen Prinzipien das sozialistische Paradies errichtet - man muß dann nur noch die gegenwärtig herrschenden Regierungen stürzen und verhindern, daß eine „machtgierige Minderheit" deren Platz einnimmt.
„Wie der Sozialismus im allgemeinen und wie jede andere soziale Bewegung, so wurde auch der Anarchismus aus dem Volk geboren, und er wird nur so lange seine Vitalität und seine schöpferische Kraft bewahren, wie er eine Volksbewegung bleibt."

Dieser wesentliche Punkt eines wahrscheinlich von Plechanow stammenden und auf die bäuerliche Gesellschaft zielenden Programms bildet bis heute die Grundlage der von Kropotkin nicht nur auf Rußland, sondern auf alle zivilisierten Länder angewandten Lehre.
Wie die praktische Erfahrung der russischen Revolutionäre gezeigt hat, können diese volkstümlichen Träume keine revolutionäre Bewegung auslösen. In der anarchistischen Lehre von Kropotkin spielen sie jedoch eine bestimmende Rolle und sie vollbringen eine reale Tat; sie idealisieren die ganze bisherige Geschichte und damit auch das gegenwärtige System der Unfreiheit.
Tatsache ist, daß das Wirken des Volkes hinsichtlich der Errichtung eines idealen gesellschaftlichen Systems nur dann als wundertätig erscheinen kann, wenn es im Laufe der ganzen Geschichte nicht untätig war. Und tatsächlich:
„Von jeher... schufen die Massen in der Form von Gebräuchen eine Menge von Institutionen, die ein gesellschaftliches Zusammenleben erst ermöglichten... Es ist auch diese schöpferische und konstruktive Kraft des Volkes, mit Hilfe derer... der heutige Anarchismus die nötigen Einrichtungen zu schaffen sucht, welche eine freie Entwicklung der Gesellschaft gewährleisten... (und die) ursprünglich zur Wahrung der Gleichheit, des Friedens und der gegenseitigen Hilfe geschaffen wurden...; ... daß der Genius des Volkes in aller Freiheit die Einrichtungen der gegenseitigen Hilfe und des gegenseitigen Schutzes in Übereinstimmung mit den neuen Bedürfnissen und den neuen Lebensbedingungen wieder aufbauen könne.“[8]
Demzufolge strebte das Volk zu jeder Zeit die Gleichheit an und dank seiner schöpferischen Tätigkeit zielte es in allen bekannten historischen Formen des gesellschaftlichen Zusammenlebens darauf ab, die Bedürfnisse der Mitglieder der jeweiligen Gesellschaft zu befriedigen.
Um diese historische Perspektive der anarchistischen Lehre zu verstehen, darf man als Leser die Tatsache nicht aus dem Auge verlieren, daß es dabei nicht um wirkliche Geschehnisse geht, sondern um die edlen Träume aller Jahrhunderte - und daß es von Nutzen ist, diese Träume um die gegenwärtigen anzureichern. Dies ist notwendig, um das Unternehmen nicht sinnlos werden zu lassen. Wenn wir tatsächlich die Formen des gesellschaftlichen Zusammenlebens betrachten, die jahrtausendelang die Grundlage der Zivilisation und der Altertums waren, dann ergibt sich zum Beispiel, daß die schöpferische Tätigkeit des griechischen Volkes darin bestand, Ketten für die Sklaven zu schaffen, um die Gleichheit zu sichern.
Der Idealismus, der für den ganzen Sozialismus des 19. Jahrhunderts charakteristisch ist, zeigt sich in der anarchistischen Doktrin in konzentrierter Form. Sie propagiert ein ganzes System von Selbstbetrug und Selbsteinschläferung, um das sozialistische Paradies schneller erreichen zu können. In dieser Hinsicht bleiben andere Anarchisten wie Jean Grave oder Errico Malatesta Kropotkin nichts schuldig. Die anarchistische Lehre setzt sich als Ziel, aus der ganzen Geschichte das reine Element der Gesellschaftlichkeit, der Solidarität und der gegenseitigen Hilfe herauszufiltern, und dessen Ursprung nicht nur in den Tiefen der menschlichen Psyche, sondern auch in den Instinkten des

8 Peter Kropotkin, Moderne Wissenschaft und Anarchismus, in: ders., Der Anarchismus. Ursprung, Ideal und Philosophie. Herausgegeben von Heinz Hug, Wien/Grafenau 1993, S. 23-120, hier S. 27-30 (AdÜ).

Tierlebens zu finden. Die Anarchisten wollen beweisen, daß im Gegensatz zu der Ansicht der Darwinisten der dominante Faktor im Tierreich und auch in der Geschichte der menschlichen Gesellschaft nicht der „Kampf", sondern das „Zusammenwirken" ist.[9] Die Ausbeutung und die Unfreiheit verschwinden demzufolge deswegen nicht, weil die Menschen nicht glauben wollen, daß eine Gesellschaft auf einer Grundlage existieren kann, die dem modernen Individualismus entgegengesetzt ist. Die anarchistische Predigt hat das Ziel, diesen Glauben zu erwecken. Dabei merken die anarchistischen Theoretiker nicht, wie sie zu wahren Moralisten und Predigern werden. Ihr frommer sozialistischer Glaube erlaubt ihnen nicht, das ganze Ausmaß der Unfreiheit der unterjochten Masse und den vollen Umfang der Herrschaft der Ausbeuter zu sehen. Die letztere ist ihnen zufolge eine krankhafte Entstellung der menschlichen Natur, eine zufällige Verirrung der ganzen Menschheit.[10]

Das religiöse Verhältnis der anarchistischen Denker zur „Solidarität" zwingt sie dazu, diese Kostbarkeit der menschlichen Seele anzubeten, sogar dann, wenn es um die Brüderlichkeit der Herrscher und Ausbeuter geht. Wie ein ganz gewöhnlicher Demokrat begeistert sich Kropotkin als Republikaner für die „Kommune" der Kaufleute des großen Nowgorod und der „Handwerkergilden und (der) Städte des Mittelalters", vergißt jedoch, daß es sich dabei um die Solidarität von Sklavenhaltern handelte, deren republikanische Staaten er als herrschaftslose Gesellschaften ansieht. Letztendlich werden in seinem kindlichen Schema der historischen Entwicklung, wie sie z.B. in „Moderne Wissenschaft und Anarchismus" dargestellt ist, alle sozialistischen und anarchistischen Anschauungen zu einer gewöhnlichen demokratischen Überzeugung. In der Sichtweise des Anarchisten existierte zu allen Zeiten, wie für jeden Demokraten, nur der Widerspruch zwischen Regierung und Volk. Das Volk setzte sich für Gleichheit ein, die Macht wiederum, die die Gesellschaft unterdrückte, machte diese gute Tat zunichte, jedoch nicht immer, sondern nur in Augenblicken der Reaktion vor einer Revolution.

„Überdies war es immer wieder der Fall, daß die Institutionen - selbst die besten, welche ursprünglich zur Wahrung der Gleichheit, des Friedens und der gegenseitigen Hilfe geschaffen wurden - in dem Maße, wie sie alterten auch erstarrten. Sie verloren

---

9 In seiner Broschüre „Die Anarchie" schreibt Malatesta, daß „es genügt, festzustellen, daß in der Menschheit das - *freiwillige oder unfreiwillige* - Zusammenwirken das einzige Mittel für den Fortschritt, zur Vervollkommnung, zur Sicherheit geworden ist; der Kampf hingegen - als ein Überbleibsel der Urzeiten - ist ganz unfähig, das Wohlsein der Menschen zu fördern, im Gegenteil, der Kampf bringt allen Siegern wie Besiegten nur Schaden." (Kursivschrift von uns; s. Errico Malatesta, Anarchie. Einleitung Bernd Kramer, Berlin 1975, S. 44 [AdÜ]).
Ungeachtet aller frommen Bemühungen des Anarchisten, den Niedergang des Guten in der Geschichte der Menschheit zu verhindern, triumphiert die Welt des Bösen auf fatalistische Weise und reißt sogar einen sentimental-idealistischen Prediger mit. Der Anarchist zählt „den Kampf" und „den Zwang" zum absolut Bösen. Aber weil er gleichzeitig Anhänger jedes, sogar des „unfreiwilligen" Zusammenwirkens ist, welches „das einzige Mittel für den Fortschritt" darstellt, preist und verherrlicht er, trotz des gewalttätigen Charakters, den Kampf und den Zwang, deren Ergebnis das erzwungene Zusammenwirken ist.

10 „Zum gegenwärtigen Zeitpunkt... muß der Menschen anerkennen, daß seine Vorfahren einen falschen Weg gegangen sind, als sie einander verprügelten, ausplünderten und ausbeuteten; er muß zur Solidarität zurückkehren, deren Keime nicht einmal in tausenden von Jahren durch inneren gegenseitigen Kampf vernichtet wurden." (Jean Grave, Die zukünftige Gesellschaft, unvollständige russische Übersetzung, S. 26 [Jean Grave, La Société future, Paris 1895, AdÜ]).

ihre ursprüngliche Bedeutung, gerieten unter den Einfluß einer ehrgeizigen Minorität und wurden schließlich ein Hemmnis für die Weiterentwicklung der Gesellschaft."[11]
Dann kommt die Zeit der Revolutionen. Der Leser, der mit dem Vorwort von „Zur Kritik der Politischen Ökonomie" von Karl Marx vertraut ist, wird sich an die Aussage des Gründers des wissenschaftlichen Sozialismus erinnern, daß kurz vor einem politischen Umsturz die jeweiligen Produktionsverhältnisse aus Entwicklungsformen der Produktivkräfte in deren Fesseln umschlagen.[12] Es ist allgemein bekannt, welche große Bedeutung die modernen wissenschaftlichen Sozialisten dieser Aussage beimessen, indem sie ihre ganze Theorie des ökonomischen Materialismus mit der Lehre einer gesetzlichen Übereinstimmung der historischen Entwicklung der Produktivkräfte und der Bedürfnisse der Produktion der zivilisierten Gesellschaft verbinden. Das Buch von Beltov über die monistische Geschichtsauffassung hat das Ziel zu beweisen, daß diese Aussage als materialistische und realistische Ergänzung von Hegels Behauptung, daß jede Zeit ihre Ordnung und ihre Wahrheit hat, die Hauptweisheit der marxistischen Philosophie darstellt.[13] Und dieses scheinbare Allheilmittel eines realistischen Denkens, diese scheinbare Garantie gegen jeden Utopismus findet sich in voller Gänze bei einem Denker, den die Marxisten selbst als einen Idealisten und Utopisten ansehen. Kropotkin hat es nicht nötig, die historische Entwicklung der menschlichen Gesellschaft als ökonomischen Klassenkampf um den Besitz von Reichtümern zu verstehen, wovon er, wie die ersten Seiten seiner oben erwähnten Broschüre beweisen, bis heute keinerlei Ahnung hat. Um mit den modernen materialistischen und wissenschaftlichen Sozialisten übereinzustimmen, brauchte er nur ein wenig mehr in den marxistischen Jargon zu verfallen, und zwar im Hinblick darauf, daß es sich mit allen bisher existierenden gesellschaftlichen Systemen so verhält wie mit benutzten Sachen: sie sind gut, solange sie neu sind, aber schlecht, wenn sie alt sind.
Im Anschluß an solche Werke wie das von Beltov übernahm die ganze volkstümliche und subjektivistische Intelligenz diese Anschauungen und verstand sich nun als marxistisch; auf diese Weise traten eine ganze Reihe von proletarischen Ideologen wie Struwe, Tugan-Baranovskij, Bulgakow und Berdjajew hervor, die an die Orthodoxen (Plechanow, Tulin) anknüpften.[14] Bald jedoch schon, sich den Zeitumständen anpassend, erklärten sie, daß die orthodoxe Anschauung der Klassenauseinandersetzungen subjektiv und utopisch sei. Sie stimmten mit Beltov nicht im Hinblick auf Klassenauseinandersetzungen überein, sondern wegen der von diesem gepredigten, den Klassen-

---

11 Peter Kropotkin, Moderne Wissenschaft und Anarchismus, a.a.O., S. 27-29 (AdÜ).
12 Karl Marx, Zur Kritik der Politischen Ökonomie, in: Karl Marx/Friedrich Engels, Werke Band 13, Berlin 1971, S. 3-160, hier S. 9 (AdÜ).
13 G.W. Plechanow (N. Beltow), Zur Frage der Entwicklung der monistischen Geschichtsauffassung, Berlin 1956 (das Buch erschien zuerst 1895 unter dem Pseudonym N. Beltow und unter dem Titel „K voprosu o razviti monisticeskogo vzgljada na istoriju") (AdÜ).
14 Peter B. Struwe (26.1.1870-26.2.1944, Historiker und Politiker, in seiner Jugend Marxist, später als Gegner der Oktoberrevolution in der Emigration); Michail Tugan-Baranovskij (8.1.1865-21.1.1919, Nationalökonom und Politiker, in seiner Jugend vom Marxismus beeinflußt, seit 1905 Mitglieder der „Konstitutionell-Demokratischen Partei"); Sergej N. Bulgakov (16.6.1871-13.7.1944, Philosoph und Theologie, in seiner Jugend Marxist, nach der Oktoberrevolution in der Emigration); Nikolaj A. Berdjajew (6.3.1874-24.3.1948, Philosoph, in seiner Jugend Marxist, seit 1922 in der Emigration); Georgii V. Plechanow (11.12.1856-30.5.1918, erster bedeutender russischer Marxist, von 1880-1917 in der Emigration, Kritiker Lenins und der Bolschewisten); Tulin ist eines der vielen Pseudonyme Lenins, das er ca. 1893 benutzte (AdÜ).

kampf zähmenden Theorie, die eine marxistische Theorie des Objektivismus, der industriellen Bedürfnisse und Gesetze ist.
Die Tatsache, daß die wichtigste Schlußfolgerung dieser Theorie von einem Denker übernommen wird, der nicht einmal versucht die Geschichte als tatsächlich ökonomischen Kampf zu sehen, beruht darauf, daß die Grundlage der materialistischen Theorie der industriellen Bedürfnisse auf derselben idealistischen Fiktion basiert, auf der auch das historische Schema von Kropotkin aufbaut. Sowohl Marx als auch Kropotkin lehren uns im Hinblick auf alle bisher existierenden Gesellschaftsformen, daß diese gestürzt wurden, als sie veraltet (Marx) bzw. „erstarrt" waren (Kropotkin). Aber zum Zeitpunkt ihrer Entstehung waren alle diese Gesellschaftsformen solche, die der Befriedigung der Bedürfnisse der Produktion dienten (Marx) und sie wurden als Garantie der Gleichheit, des Friedens und der gegenseitigen Hilfe geschaffen (Kropotkin).
Die Zivilisation kennt im Laufe der jahrhundertelangen Entwicklung keine Form des gesellschaftlichen Zusammenlebens jenseits der mittelalterlichen Sklaverei, der Leibeigenschaft oder der modernen Sklaverei der Arbeiter. Sowohl die marxistische als auch die anarchistische Wissenschaft versteht es, aus den verschiedenen Formen der Unterdrückung im Laufe der Zivilisation eine für sie notwendige Fiktion einer einheitlichen Gesellschaft zu entwickeln, die sich nur dank der gesellschaftlichen Bedürfnisse, der Bedürfnisse aller Mitglieder dieser Gesellschaft entwickelt; sie versteht es, die Fiktion einer einheitlichen Menschheit zu erzeugen, die sich dank der menschlichen Bedürfnisse weiterentwickelt.
Wenn der fromme sozialistische Glaube mit seinen Märchen darüber, wie zu jeder Zeit das Volk alle Formen des gesellschaftlichen Zusammenlebens geschaffen hat, auf die Arbeiterbewegung trifft und diese davon zu überzeugen versucht - wird er aus Notwendigkeit marxistisch. Angesichts der aufständischen Sklaven der modernen Gesellschaft ist der Sozialismus gezwungen anzuerkennen, daß die zivilisierte Gesellschaft ein Klassenstaat ist. Aber dieses Geheimnis zu lüften war er nur einverstanden, als sich die Möglichkeit ergab, die Fiktion der einheitlichen Menschheit und der einheitlichen Gesellschaft nicht aufzugeben, sondern im Gegenteil ins Unbewußte zu verweisen und somit den Glauben an die Allmacht der von den Menschen unabhängigen Gesetze der gesellschaftliche Produktion und den unanfechtbaren Gang der Dinge noch zu festigen.
Die anarchistische Theorie legt es nicht darauf an, analog zum Marxismus die Geschichte mit Anspielungen darauf, daß jede ihrer Etappen eine Klassenherrschaft darstellt, zu kompromittieren. Aber die Entrüstung der Sklaven der modernen Gesellschaft einer wissenschaftlichen Kontrolle - den historischen Gesetzen -, unterzuordnen, zählt auch für die anarchistische Theorie zu den notwendigen und nützlichen Sachen, obwohl sie ein Gegner jedes Gesetzes ist. Das süße Lied von der großen Solidarität entwickelt sich dadurch, daß es eine wissenschaftliche Tiefe gewinnt und zu einer gesellschaftlichen Wissenschaft wird, in dieselbe Richtung wie der Marxismus und die ganze moderne Soziologie.
Und dies sind die Ergebnisse dieser ganzen wissenschaftlichen Arbeit: Die zivilisierte Gesellschaft - der Staat - wird aus einer Organisation der Unfreiheit zu einer Form des gesellschaftlichen Zusammenlebens, die das Ziel hat, die Bedürfnisse jedes Mitgliedes der Gesellschaft zu befriedigen. Die historische Entwicklung wird als Ausdruck der

menschlichen Bedürfnisse und des menschlichen Willens zu einem unanfechtbaren Gerichtsverfahren, vor dem alle niederknien müssen.
Die anarchistische Theorie hat, genauso wie der wissenschaftliche Sozialismus, in den Aufständen der Sklaven aller Epochen nie eine Empörung gegen die historische Entwicklung gesehen, die die Mehrheit der Menschen zur Sklaverei verurteilt, obwohl viele im Anarchismus die Verkörperung einer unversöhnlichen Empörung gegen jede Unterdrückung sehen. Die anarchistische Theorie wollte, genau wie der Marxismus, nie sehen, daß das unterdrückte Leben der großen Mehrheit der menschlichen Wesen, die in jeder bis jetzt existierenden Generation geboren wurden, im Widerspruch zur historischen Entwicklung steht. Den Anarchisten und Marxisten ist es nie in den Sinn gekommen, daß man die existierende Unfreiheit nur durch eine Empörung und eine Unzufriedenheit beheben kann, die einen Aufruhr gegen die historische Entwicklung bedeuten, nach deren Gesetzen die Unfreiheit von Generation zu Generation nur weitergegeben und befestigt wurde.
Die Arbeiterrevolution ist etwas, das sich vom wissenschaftlichen Sozialismus und Anarchismus total unterscheidet. Die Arbeiterrevolution ist die unaufhaltsame Folge der Tatsache, daß die historische Entwicklung Ausdruck des Willens einer Minderheit ist, die sich alle Reichtümer und Herrschaft angeeignet hat; diese historische Entwicklung verurteilt die Mehrheit der Menschheit dazu als Sklaven geboren zu werden, als eine niedrige Rasse. Die Arbeiterrevolution ist ein Aufstand der Sklaven der modernen Gesellschaft gegen die historischen Gesetze, die den ganzen Erdball bis heute in ein Gefängnis für sie umwandeln.
Ein anarchistischer oder marxistischer und jeder andere Gelehrte bemüht sich, „durch die Analyse der Gesellschaft die Tendenzen bloßzulegen, die ihr in einem gegebenen Augenblick ihrer Entwicklung zu eigen sind und sie zur Geltung zu bringen".[15] „Der Anarchismus stellt den Versuch dar, aufgrund der durch die induktiv-deduktiv Methode der Naturwissenschaften gewonnenen Verallgemeinerungen zu einer Wertung der menschlichen Institutionen zu gelangen. Er ist auch der Versuch, auf der Grundlage dieser Wertung den Weg der Menschheit in die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zu finden, um so das größtmögliche Glück für jede Einheit in der menschlichen Gesellschaft zu gewinnen."[16]
Das Sklavendasein der Arbeitermassen der ganzen Welt, die Lebensinteressen und das menschliche Dasein der unterdrückten Mehrheit - all dies genügt den gelehrten Verwaltern der historischen Entwicklung nicht, um ihren Verstand damit zu beschäftigen, all dies ist ein unzureichendes und unwürdiges Motiv für ihre Gedanken und Taten. Sie suchen heutzutage genauso unermüdlich wie in den vergangenen Jahrhunderten nach einem würdigeren Gegenstand für ihre Forschungen. Sie suchen nach göttlichen Gesetzen, nach Naturgesetzen und solchen des Weltalls, die auch für die menschliche Gesellschaft gelten sollen. Dieses große Unternehmen endet, wie schon zu den Zeiten der heidnischen Priester und christlichen Theologen, in einem leeren Gerede von Parasiten, die sich der Sklaven der modernen Zwangsarbeit bedienen, in einer Stärkung der

15 Peter Kropotkin, Der Anarchismus. Seine Philosophie/Sein Ideal, in: ders., Der Anarchismus. Mit einer Einführung in Kropotkins Leben und Werk, Siegen-Eiserfeld 1983, S. 57-101, hier S. 94 (AdÜ).
16 Peter Kropotkin, Moderne Wissenschaft und Anarchismus, a.a.O., S. 118 (AdÜ).

existierenden Sklaverei und einer Zähmung des Willens und der Gedanken der Massen durch die scheinbare Größe und Autorität der Kaste der gelehrten Übermenschen.

IV

Einen besonderen Verdienst, den sich der marxistische Sozialismus zuschreiben will, besteht in der Entdeckung des utopischen Charakters des frühen Sozialismus, in der Aufdeckung von dessen Ursachen und in der Warnung der Arbeitermassen vor den utopischen Irrwegen der frühen Sozialisten. Es hat sich aber gezeigt, daß dieser Anspruch verfrüht ist. Die Marxisten erklären den Utopien, durch die sich jeder anarchistische Theoretiker von ihnen unterscheidet, zwar den Krieg, sind aber nicht imstande, diese Utopien in der Wurzel zu vernichten. Keinem Marxisten ist es gelungen, die Ursachen der Utopie aufzudecken, und alle Versuche der wissenschaftlichen Sozialisten in dieser Richtung können keine Erfolge aufweisen.

Plechanow, der so viel über die Utopie geschrieben hat - so z. B. in seiner polemischen Broschüre gegen den Anarchismus und in seinem legal erschienenen Buch über „die Narodniki" (Volkstümler) -, versucht nicht ohne Grund, den Anarchismus und die Narodniki in einen Zusammenhang mit den frühen Utopisten zu bringen.[17] Aber die gemeinsame Ursache aller utopischen Richtungen ist von ihm nur sehr oberflächlich erfaßt worden, und der Schlag, den er sowohl dem russischen volkstümlichen Sozialismus als auch dem Anarchismus versetzt, ist so belanglos, daß er die Utopie nur leicht beschädigt, sie aber nicht aufhebt. Dieser nur leicht beschädigten Utopie bleibt das Recht auf eine weitere Existenz erhalten, und das nicht nur bei Plechanow, sondern auch bei den Marxisten.

Die Ursache der Utopie basiert nach Meinung von Plechanow auf der Überzeugung, daß es für die Menschheit eine ideale Gesellschaftsordnung gäbe, die der Natur des Menschen entspreche. Diese Ordnung könne mit Hilfe des Verstandes entdeckt werden, was wegen menschlicher Irrungen bis jetzt nicht geschehen sei. Einer solchen Utopie könne nur der wissenschaftliche Sozialismus seine einzig wahre Lehre entgegenstellen, die besagt, daß es für die sich ständig ändernde menschliche Natur keine ideale Ordnung gibt und daß jede Ordnung ihre Berechtigung zu ihrer Zeit und an ihrem Ort hat.

Der von Plechanow formulierte Vorwurf trifft zwar auf die Enzyklopädisten zu, aber nicht auf die Anarchisten und die russischen Narodniki. Alle Narodniki und Anhänger der Ideen der siebziger Jahre, nicht nur die revolutionären Narodniki, sondern auch friedliche liberale Herren, haben sich seinerzeit mit der „Geschichte" und der „Abfolge historischer Ereignisse" beschäftigt, nachdem Beltov ihnen Hegels Wahrheiten als Grundlage der proletarischen Lehre verkündet hatte. Sie bemühten sich zu zeigen, daß sie die Weisheiten der Lehre von den Klassen nicht schlechter kannten als „die echten Schüler", wenn man dies von ihnen erwartete.

---

17 Georg Plechanow, Anarchismus und Sozialismus, Berlin 1894 (2. Aufl.: 1904, Nachdruck der 2. Aufl.: Graz 1973). Mit dem Buch über die Narodniki kann Plechanows zuerst 1884 erschienene Schrift „Unsere Meinungsverschiedenheiten" oder die zuerst 1895 unter dem Pseudonym N. Beltow erschienene Schrift „Zur Frage der Entwicklung der monistischen Geschichtsauffassung" gemeint sein (AdÜ).

Was die Anarchisten und Kropotkin betrifft, so sehen wir, daß dieser selbst die philosophischen Grundlagen der proletarischen Geschichtswissenschaft kennt. Er lehrt uns, daß alle Strukturen des Zusammenlebens zu allen Zeiten vom Volk geschaffen wurden, um Frieden, gegenseitige Hilfe, Gleichheit und Freiheit zu garantieren. So gut diese Strukturen jedoch zum Zeitpunkt ihrer Entstehung auch waren, mit der Zeit wurden sie alt, erstarrten und entwickelten sich zum Hindernis für den weiteren Fortschritt und wurden von Revolutionen umgewälzt.
Mit solchen Worten artikuliert der Utopist Kropotkin die historisch-philosophischen Grundlagen des wissenschaftlichen Sozialismus, die in vollem Ausmaß nur für den proletarischen Marxismus verständlich sind; der Feind der Dialektik formuliert den zentralen Aspekt des dialektischen Materialismus. Dies bedeutet zum ersten, daß alle zeitgenössischen gelehrten Sozialisten diese von sämtlichen Schattierungen des Sozialismus anerkannte Wahrheit nicht aus Hegel als der einzigen Quelle schöpfen, sondern aus sich selbst, aus ihrem Standpunkt zur zivilisierten Gesellschaft und deren Geschichte, wobei dieser Standpunkt mit dem des preußisch königlichen Patrioten überein stimmt. Zweitens bedeutet dies, daß der Anführer des Anarchismus die antiutopischen Grundlagen des realistischen Marxismus formuliert, ohne jedoch seinen eigenen Utopismus in Frage zu stellen, der trotz dieser Formulierung ganz rein bleibt. Er lehrt uns, daß alle Strukturen des Zusammenlebens in der Geschichte mit dem Ziel einer allgemeinen Freiheit und Gleichheit geschaffen wurden. Der Utopismus der anarchistischen Lehre ist für die weise marxistische Kritik nicht angreifbar; er ist imstande, sie zu überlisten und zugleich ihre strengen wissenschaftlichen Forderungen zu erfüllen. Er bleibt so lebendig und frei von Schaden wie je zuvor.
Wir haben bisher auf Aspekte verwiesen, bezüglich derer die anarchistische Wissenschaft und der Marxismus weitgehend übereinstimmen. In der Folge gehen wir ausführlicher auf Punkte ein, bei denen sich eine Nichtübereinstimmung und sogar eine volle Gegensätzlichkeit zeigt.

*

„Im Laufe der letzten drei Jahrhunderte entwickelte sich der Individualismus." „Die Mehrheit der Menschen dachte... wenn jeder einzelne sich versorgt hat, kann man sich auch vom Kapital befreien." „Das Geld gibt mir die Möglichkeit alles zu kaufen, was ich brauche, auch die Freiheit", dachten die Menschen und haben sich geirrt.
Die ganze Entwicklung der Geschichte und jegliche Form der Unterdrückung erfolgten demzufolge nur infolge menschlicher Kurzsichtigkeit.
„In dieser ganzen Periode des Blutvergießens, der Armut und der Ausbeutung, die man menschliche Geschichte nennt, hat der Mensch nur die von Unterdrückten zu leistende Arbeit gesehen, und dabei nicht daran gedacht, daß die Notwendigkeit, in der Zukunft immer wieder Arbeiteraufstände unterdrücken zu müssen, ebenfalls Arbeit erfordert. Es wäre vorteilhafter, zusammen zu arbeiten und einander zu helfen... Auf diese Weise wurde Macht und Eigentum festgelegt."[18]

---

18 Jean Grave, Die sterbende Gesellschaft und die Anarchie, S. 12-13 (Jean Grave, La Société mourante et l'Anarchie, Paris 1893, AdÜ).

Staat und Kapital existieren somit nur dank menschlicher Irrtümer und unzureichender Überlegungen.
„Seit Jahrhunderten in Anwendung, hat die Unterdrückung so wenig geholfen, daß wir uns in einer Sackgasse befinden, aus der wir nur heraus können, wenn wir die Fackel und die Axt an die Einrichtungen unserer Obrigkeitsgläubigkeit legen.“[19]
Also ist die ganze Geschichte ein großer Fehler. Alle Menschenwesen, Milliarden, die bis jetzt auf der Erde gelebt haben, haben sich in ihren zwischenmenschlichen Beziehungen geirrt und haben immer zum eigenen Schaden gehandelt.
Ein gewöhnlicher Mensch, der zufällig zu einer solchen Schlußfolgerung gelangt, wird sich die Augen reiben, sich umsehen und denken, daß er sich selbst und nicht gleich die ganze Menschheit in eine solch mißliche Lage gebracht hat.
Aber ein anarchistischer Denker ist viel zu erhaben für solche Gefühle. Er ist unerschütterlich davon überzeugt, daß zum erstenmal seit Jahrhunderten mit ihm ein Wesen auftaucht, das die Logik der Dinge erkennt und eine normale Sicht der Dinge hat.
Seine außergewöhnliche Lage versucht der anarchistische Denker dadurch glaubhafter zu gestalten, daß er die Fehler, derer er die Menschen überführt, nicht als Ergebnis menschlicher Kurzsichtigkeit ansieht, sondern als Ausdruck eines moralischen Verfalls. Ein grober und elementarer Egoismus erlaubt es den Menschen und insbesondere den Sklavenhaltern nicht, ihre eigentlichen Interesse zu sehen. Und ein Anarchist ist, wie wir sehen konnten, ernsthaft darüber betrübt, daß die Sklavenhalter aller Jahrhunderte ein unglückliches Leben geführt haben, daß sie so viele harte Arbeit dafür aufgewendet haben, „Aufsicht“ über die Unterdrückten führen und „Arbeiteraufstände unterdrücken zu müssen“.
Die Verfestigung seiner Anschauungen führt den Anarchisten dazu, den elementaren Egoismus der Menschen und die groben materiellen Interessen als Verursacher allen Unglücks der Menschheit zunehmend zu hassen. Diese sind nichts anderes als der von jedem religiösen System zu erfindende böse Geist, den jeder Mensch in sich unterdrücken muß, weil das Glück auf Erden ansonsten niemals siegen wird.
Die wirkliche Welt aber hört nicht auf niederträchtig zu sein, die Sterblichen sind stur in ihren Irrungen. In der realen Welt treten die Menschenmassen immer öfter für „einen Cent“, für ihre materiellen Interessen ein. Die Lehre des tugendhaften Grave und seiner Nachfolger beeinflußt den Kampf der Sklaven der gegenwärtigen Gesellschaft, der in seiner zukünftigen Entwicklung zu einem weltweiten Aufstand aller Sklaven führen wird, nur geringfügig.
Ein Anarchist sieht in einem ökonomischen Streik, wenn er sich daran beteiligt, nur eine Erziehungsmaßnahme für die Masse; er betrachtet den allgemeinen Streik als Akt der Solidarität, als Protest und als Demonstration, die dann von den Sozialdemokraten für ihre irdischen Ziele der Teilnahme an der Macht benutzt wird, wie es im vorigen Sommer in Italien geschah.
Wenn ein Anarchist seiner Doktrin und seinem Ideal treu und der Versuchung der niederträchtigen Welt gegenüber standhaft bleiben will, dann gesellt er sich bewußt und

19 Peter Kropotkin, Der Anarchismus. Seine Philosophie/Sein Ideal, a.a.O., S. 90 (AdÜ).

unverrückbar zu den Reihen jener Berufsprediger, die den Massen der eigenen Überzeugung zufolge noch lange erhalten bleiben werden.[20]
Die anarchistische Doktrin wird dann zu einer religiösen Predigt, die den einfachen Menschen beibringen will, nach hohen Idealen zu streben und sich nicht nach groben materiellen Interessen zu richten. Hier kommt die anarchistische Doktrin unmittelbar mit den Lehren von Tolstoi, Kant, dem Neokantianismus sowie Berdjajew in Berührung, die auf dem Weg „der reinen Wissenschaft" zu der Erkenntnis der Notwendigkeit von Metaphysik und Religion gelangt sind.
Wenn ein Prediger mit Worten der allgemeinen Liebe in ein Gefängnis tritt, das man die zivilisierte Gesellschaft nennt, unterstützt und festigt er dieses Gefängnis und ruft die Unterdrückten dazu auf, sich aus unfreiwilligen Sklaven in solche zu verwandeln, die ihrem Gewissen folgen.
Es gibt keinen Grund davon auszugehen, daß sich aufgrund der anarchistischen Predigt etwas an den Verhältnissen der Unfreiheit ändern wird - daß daraus Solidarität, Frieden, gegenseitige Hilfe und eine Verurteilung von Egoismus, Kampf und Zwang folgen.
Die anarchistische Doktrin bedroht die jahrhundertelangen Verhältnisse der Ausbeutung nicht, weil sie diese nicht als wesentlichen Faktor des zivilisierten Lebens betrachtet.
Sicher haben unsere Vorfahren „einander ausgeplündert und ausgebeutet". Aber das war ein Fehler und ein Irrtum, der ihnen selber geschadet hat. Ihre Plünderungen und die Ausbeutung waren nicht die Folgen ihrer Natur, sondern nur zufällige, fehlerhafte Erscheinungen der bösen Seite ihrer Seele.
Also sind Gewalt, Plünderungen und Ausbeutung in der menschlichen Entwicklung nicht von Bedeutung. Zugleich kommt etwas zum Vorschein, das viel bedeutender und wichtiger ist - die menschliche Solidarität, deren Folge eine gesellschaftliche Entwicklung auf der Basis einer Vervollkommnung der menschlichen Zusammenarbeit und des Fortschritts ist (Malatesta, s. oben S. 122). Nicht Plünderung und Ausbeutung, sondern die menschliche Zusammenarbeit steht am frühen Beginn der historischen Entwicklung. In der Folge zielen, ausgehend von der „Kraft des Volkes", alle Formen „des gesellschaftlichen Zusammenlebens" auf eine „Wahrung der Gleichheit" ab; von daher ist die ganze Geschichte eine unaufhaltsame Bewegung in Richtung „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" (Kropotkin, s. oben S. 121).
Unsere Vorfahren haben zwar geplündert und ausgebeutet. Aber das bedeutet nicht, daß Plünderung und Ausbeutung die Grundlage der von ihnen errichteten zivilisierten Gesellschaft sind. Im Gegenteil. Als Grundlage für die sich entwickelnde Gesellschaft diente ihnen im Gegensatz dazu die (Malatesta, s. oben S. 122) - Zusammenarbeit. Ja! Die Grundlage der bis jetzt existierenden Gesellschaft ist nicht der Kampf, sondern die „Kooperation"; diese ist das „einzige Mittel des Fortschritts, der Vervollkommnung und der Sicherheit".

---

20 Jean Grave stellt sich die Zeit, die man benötigt, um „unsere Ideale" in die Köpfe der Massen „einzupauken und sie ihnen einzuprägen" und diese auf das kommunistische Leben vorzubereiten, als nicht weniger langfristig vor, als dies ein ganz opportunistischer Anhänger von Bernstein tut (siehe unten).

Die anarchistische Doktrin wird vielleicht Zugeständnisse machen und diese Zusammenarbeit als „erzwungen" erklären. Aber es bleibt dabei, auch die erzwungene Zusammenarbeit dient dem Fortschritt, der Vervollkommnung und der Sicherheit, und nur der offene Kampf ist atavistisch und unnütz für alle.
Folglich erkennt die anarchistische Doktrin in der modernen Gesellschaft vor allem eine Bekundung von Solidarität. Die Träger dieser Solidarität und das Ergebnis dieser Zusammenarbeit sind für sie alle gegenwärtigen „Staaten" und „Nationen". Somit kann - wie wir in Folge 1 gesehen haben[21] - der vorgebliche Gegner eines jedes Staates vergessen, daß es sich dabei doch um Staaten handelt, denen er eigentlich den Krieg erklärt hat.
Mit seinen sozialistischen Forschungen ist Kropotkin auf fatale Weise zum Berater der europäischen Nationalstaaten geworden. Er gibt ihnen sozialistische Ratschläge in bezug auf die Frage, auf welchem Weg sie den größten Wohlstand und Erfolg erreichen können.[22]
Je mehr der Anarchismus sich zu einer Wissenschaft entwickelt, je mehr er sich in die Geheimnisse der „Solidarität" vertieft, dieses heiligen Anfangs und absoluten Wohls der menschlichen Natur, desto deutlicher erweist sich die zivilisierte Gesellschaft, dieses Gefängnis für die Sklaven aller Zeiten, als Modell der Zusammenarbeit. Er konzentriert seine Gedanken auf diese Gesellschaft und ihr Schicksal, und die Sorgen dieser Gesellschaft beschäftigen ihn zutiefst.
Ihre Krankheit macht auch ihn krank, und er macht sich Sorgen darüber, daß die Organisation der Herrschaft auf einen „falschen Weg" und in „eine Sackgasse" geraten ist; er sorgt sich um alle Mitglieder dieser Gesellschaft, sogar um die Fehler derer, die Geld anhäufen (Kropotkin, s. oben S. 128).
Ein anarchistischer Theoretiker kann sogar dann, wenn er zerstörerische Pläne entwickelt, seine Verbundenheit mit der modernen Gesellschaft nicht aufgeben; er kann sich zu keiner Zeit von denen loslösen, die diese errichtet haben und die sie aufrecht erhalten.
„Und wenn die bürgerliche Gesellschaft im Untergang begriffen ist; wenn wir uns heute in einer Sackgasse befinden, aus der wir nicht entrinnen können, ohne daß wir Säge und Axt an die Institutionen der Vergangenheit legen, so besteht die Schuld gerade darin, daß man zu viel gerechnet hat. Es ist unsere Schuld, daß wir uns zu dem Grundsatz haben hinreißen lassen, nur zu geben, um zu empfangen, d.h., daß wir aus der Gesellschaft eine Handelskompagnie, die auf dem Prinzip des Soll und Habens basiert, machen wollten."[23]

---

21 Machajski verweist hier auf Teil 3, Folge 1 („Sotsializm i rabochee dvizhenie v Rossii" [„Sozialismus und Arbeiterbewegung"]) seines Buches „Umstvennyi rabochii" („Der geistige Arbeiter") (AdÜ).

22 Peter Kropotkin, Landwirtschaft, Industrie und Handwerk, Berlin 1976 (Fields, factories and workshops, Boston 1899) (AdÜ).

23 Peter Kropotkin, Eroberung des Brotes. Über den anarchistischen Kommunismus, Berlin 1972, S. 163 (AdÜ). Wie die folgenden Zeilen zeigen, stimmt die Sprache des Anführers des modernen Anarchismus mit der Predigt der russischen Narodniki (Volkstümler) fast überein: „Wir haben die Entwicklung der kapitalistischen Produktionsformen nicht einmal verhindert, ungeachtet dessen, daß diese auf der Enteignung der Bauernschaft basiert, im Gegenteil - wir haben uns mit allen Kräften bemüht, die grundsätzliche Zerstörung unseres Wirtschaftslebens zu unterstützen, die Zerstörung, die zur Hungersnot von 1891 geführt hat." (Nik-on, Studien zur Ökonomie)

„Mit Säge und Axt“ will ein Anarchist also tätig werden, um die zivilisierte Gesellschaft wieder in ihren eigentlichen Zustand zu verwandeln. Es ist also eine Verleumdung, daß die Gesellschaft in ihrer Grundlage „kommerziell“ ist. Jeder Anarchist beschwört, daß die schlechte Lage der Arbeiter in der zivilisierten Gesellschaft zeitlich beschränkt bleibt, daß sie das Ergebnis einer vorübergehenden Entartung und einer zufälligen Verirrung der herrschenden Klassen ist.
Der Führer des modernen Anarchismus beansprucht auf jeder Seite, ein direkter Berater der modernen Gesellschaft zu sein. Er bemüht sich, in dieser Hinsicht radikaler als die Sozialdemokraten zu sein, aber er wird dadurch nur komischer.
„Doch verlieren wir nicht das Ziel der ganzen Produktion aus dem Auge: die Befriedigung der Bedürfnisse. Wenn aber die wichtigsten Bedürfnisse des Menschen unbefriedigt bleiben, - was muß man dann tun, um die Produktivität der Arbeit zu steigern? Welches sind die Gründe der Unproduktivität? Ist es nicht vor allen anderen die Tatsache, daß die Produktion, die Bedürfnisse des Menschen aus den Augen verlierend, eine absolut falsche Richtung angenommen hat, und daß ihre Organisation fehlerhaft ist? Und wenn wir dies konstatiert haben, so laßt uns die Mittel suchen, die Produktion derartig zu organisieren, daß sie wirklich allen Bedürfnissen genügt.“[24]
Dieses Zitat könnte aus dem Werk eines jeden Volkstümlers stammen, der die Gesellschaft dazu aufruft, sich zu schämen und ihren bis jetzt glücklichen Zustand nicht in eine kapitalistische, kommerzielle Gesellschaft zu verwandeln.
Der Führer des Anarchismus wirkt genauso naiv und komisch wie die russischen Volkstümler (Narodniki), wenn sie die Tatsache, daß die „Bedürfnisse des Menschen“ nicht befriedigt werden, als einen einfachen Fehler der existierenden Gesellschaft ansehen, die doch überhaupt nicht das Ziel hat, diese Bedürfnisse zu befriedigen, sondern die Arbeitermassen auszubeuten pflegt. Nur ein naiver und falscher Prediger kann Märchen darüber erzählen, daß das Ziel jeder Produktion die Befriedigung der Bedürfnisse ist, und daß dies ausgerechnet für eine zivilisierte Gesellschaft gilt, deren Produktion jahrhundertelang nur dem parasitären Konsum der herrschenden Klassen diente und die für die Sklaven nur die notwendigen Lebensmittel übrig hatte.
Noch in seinen schärfsten Angriffen auf die moderne zivilisierte Gesellschaft fühlt sich Kropotkin als deren Mitglied, das Verantwortung für alle ihre Taten und alle ihre Mitglieder trägt, sogar für die Regierenden. „Wir haben“, so schreibt er, „die Gesellschaft in ein kommerzielles Unternehmen umgewandelt, wir lieben die Macht, den Zwang und die Gewalt.“ Mit einem naiven Vertrauen versucht er die modernen Unternehmer davon zu überzeugen, „das Ziel der Produktion nicht aus den Augen zu verlieren“ - das Wohlergehen aller Mitglieder der Gemeinschaft. Jede Seite seiner Werke zeugt davon, daß er sich trotz seiner zerstörerischen Pläne nicht von den Sorgen und Aufgaben der herrschenden Klasse loslösen kann. Seine Psychologie und seine Seele sind die eines Predigers, der diese Gesellschaft trotz aller Verdammungen liebt - die Seele eines Moralisten, der die Untugenden der von ihm geliebten Gesellschaft anklagt. Diese Psychologie ist nicht die Psychologie eines aufständischen Sklaven - des Proletariats.

---

24 Ebd., S. 170 (AdÜ).

Eine solche Psychologie ist nicht nur für den Führer des modernen Anarchismus, für Kropotkin, charakteristisch, sondern für alle Theoretiker des Anarchismus. Aus dieser Psychologie - der Liebe zu den modernen Gesellschaften und den Nationalstaaten, die nur zeitlich beschränkte Phasen der zwischenmenschlichen Zusammenarbeit, des Zusammenlebens und der menschlichen Solidarität sind - resultiert die ganze anarchistische Philosophie, jener Utopismus, den die Marxisten entdecken wollten, aber nicht konnten.

Dieser Utopismus erhält seine Vollendung in den folgenden Sentenzen eines „wissenschaftlichen Anarchismus", in denen sich die anarchistische Doktrin zur „modernen Politik" und zu modernen Gesetze wie folgt äußert:

„Politik kann keine sinnvollen Ergebnisse haben, da sie jedem Verstand fremd bleibt. Als eine unlogische Methode kann sie nicht zur Festlegung von logischen Verhaltensregeln dienen."[25]

„Das Gesetz ist eine antiwissenschaftliche und willkürliche Formel..."[26] „...die moderne Gesellschaftsorganisation ist jeder Logik, jedem gesunden Verstand entgegengesetzt..."[27]

Eine solche sentimentale Moral erklärt alle Plünderer und ihr historisches Werk als frei von jedem „edlen Verstand", sie spricht ihnen Logik und gesunden Sinn ab. Der Moralist, der mit seinen Belehrungen die Natur des Menschen zu ändern verspricht, versperrt den Weg zum wirklichen Verständnis der realen Wirklichkeit; er zerstört jede Möglichkeit, die Geschichte offenen Auges zu betrachten und die Wahrheit über ihre unerbittliche und schreckliche Logik zu erkennen.

„Die zivilisierte Gesellschaft ist bar jeder Logik, bar jeden gesunden Verstandes!" Tatsächlich aber errichtet sie mit unerbittlicher Logik überall das gleiche Gefängnis für die Sklaven, wie hundert, tausend, zweitausend Jahre zuvor; sie verurteilt wie ehedem die Mehrheit der menschlichen Wesen noch vor ihrer Geburt zu einer lebenslangen Unfreiheit und zur Sklavenarbeit.

Und wie oft wurde dieses Gefängnis von den Unterdrückten scheinbar ein für allemal vernichtet! Mit eiserner Logik haben die „Taten des Volkes" es wieder aufgebaut; mit einem fehlerlos funktionierenden gesunden Verstand haben die neuen Ausbeuter unter Siegesjubel und in brüderlichen Umarmungen das Gefängnis noch größer und umfassender wieder errichtet.

Die moderne Gesellschaftsorganisation ist bar jeden gesunden Verstandes!

Mit einem teuflischen Sinn in ihren unzähligen Organen arbeitet sie seit Jahrhunderten jede Stunde und jede Minute an einem Ziel - dem Sklaven das Ergebnis seiner Arbeit zu entreißen.

Und währenddessen erzählt die Wissenschaft der Anarchisten ihre schönen Märchen von der Hilflosigkeit, den ewigen Fehlern und dem Mangel jeglicher Logik der Herrschenden!

Für die Auseinandersetzung mit der eisernen Logik der ewigen Unfreiheit und dem fehlerlos funktionierenden gesunden Verstand der Ausbeuter bewaffnet sie die Skla-

---

25 Mathias Georges Paraf-Javal, Libre Examen, Paris 1901, S. 7.
26 Ebd., S. 8.
27 Jean Grave, Die sterbende Gesellschaft und die Anarchie, S. 1 (Jean Grave, La Société mourante et l'Anarchie, Paris 1893, AdÜ).

ven mit Phantasien und Illusionen, mit Naivität, mit kindlichem Vertrauen und Träumen. Die Wissenschaft der Anarchisten lehrt die Sklaven nicht, ihre Ketten zu zerreißen, sondern sich einzuschläfern.

Die Arbeiterrevolution[28]

Die bolschewistische Diktatur und die Enteignung der Bourgeoisie

Hundert Jahre lang belehrten die Sozialisten die Arbeiter, wie man eine ausbeuterische bürgerliche Gesellschaftsordnung stürzen kann. Über dieses Thema wurden Berge von Büchern, wissenschaftlichen Arbeiten, Zeitschriften, Broschüren, Zeitungen und Aufrufe geschrieben. Trotz der riesigen Arbeit ganzer sozialistischer Generationen waren die russischen Bolschewiki, nachdem sie erfolgreich die Macht übernommen hatten, völlig ahnungslos gegenüber der Frage, wie man die Bourgeoisie vernichten und die bürgerliche Gesellschaftsordnung endgültig stürzen sollte. Sie bewegten sich genauso im Dunkeln wie die Pariser Kommunarden vor 47 Jahren und wie die Sozialisten in demselben Paris vor 70 Jahren, die die bürgerliche Monarchie gestürzt hatten und dann hilflos vor der Frage standen, wie man weiter mit den Arbeiteraufständen umgehen sollte. Die Bolschewiki können sich jetzt davon überzeugen und mit ihrer Hilflosigkeit auch bezeugen, daß die ganze sozialistische Wissenschaft, besonders die der letzten 50 Jahre, sich nur mit der Frage beschäftigt hat, wie man die Arbeiter für den Sozialismus vorbereitet, wie man demokratische bürgerliche Strukturen weiterentwickelt, daß man aber nicht daran gedacht hat, wie man die Bourgeoisie im Moment der Revolution stürzt.

Die Bolschewiki sahen sich gezwungen, Anleitungen zur Durchführung der „proletarischen" Revolution nicht aus der aktuellen Phase der Entwicklung des Marxismus zu gewinnen, sondern in der Epoche zu suchen, die 70 Jahre hinter uns liegt. Sie waren bemüht, die kleinsten Hinweise von Marx aus jener Zeit zu erfüllen, bis zu dem Punkt, daß sie sich von „Sozialisten" in „Kommunisten" umtauften.

Dann begannen sie mit der Durchführung von teilweisen Nationalisierungen und zwar genau in der Reihenfolge, wie Marx es geschrieben hat, können aber mit keinen guten Ergebnissen ihrer Experimente aufwarten, weil sie den Widerstand der bürgerlichen Gesellschaft nicht überwinden können. Die bürgerliche Gesellschaftsordnung existiert weiter. Eingeengt und verkrüppelt kann sie immer noch, wenn die Revolution schwächer wird, ihre Wunden heilen und zu neuem Leben erwachen.

Wie soll man die bürgerliche Gesellschaftsordnung endgültig zerschlagen? Soll man die teilweise Nationalisierung fortsetzen? Diese hat aber ihre Schwäche schon bewiesen. Wie soll man die Überlebenskraft der alten Gesellschaftsordnung überwinden und

28 Die Arbeiterrevolution, Heft 1/ Juni - Juli 1918. Diese einzige Ausgabe der Zeitschrift „Die Arbeiterrevolution" enthält drei kürzere - „An die Arbeiter", „Das zweite Jahr des Kampfes", „Arbeitslosigkeit" - und einen längeren Artikel - „Die bolschewistische Diktatur und die Enteignung der Bourgeoisie"; dieser wird hier bis auf den Schlußteil - „Der sozialistische Aufbau" - vollständig übersetzt.

die neuen Formen des Widerstandes der bürgerlichen gebildeten Gesellschaft ersticken?
Die wichtigsten Schritte der sozialen Revolution und die Hauptprobleme des sozialistischen Umsturzes müssen die Bolschewiki tastend und aufs Geratewohl angehen; sie sind gezwungen, dies nicht nur als erste, sondern auch unverzüglich und angesichts der Attacken ihrer eigenen und der ausländischen Bourgeoisie zu tun. Im Laufe der letzten 50 Jahre hat sich keiner von den vielen marxistischen Gelehrten die Aufgabe gestellt, die revolutionäre Formel von Marx, die dieser noch in den Jahren 1847 - 1850 formuliert hatte, zu vervollständigen.
Und dies ist auch kein Wunder. In der Epoche, die der Februarrevolution folgte, zielte der Sozialismus nicht auf die Arbeiterrevolution, sondern auf die Verbreitung des sozialistischen Glaubens an die Fortentwicklung der bürgerliche Gesellschaftsordnung, daran, daß die Kapitalisten sich selbst ein Grab schaufeln, daß die zukünftige Ordnung im Schoße der bürgerlichen Gesellschaft geboren wird und daß man den gesellschaftlichen Entwicklungsprozeß bloß nicht stören soll, indem man versucht „eine Frühgeburt" auszulösen - eine vorzeitige Arbeiterrevolution.

Der Umsturz im Oktober

In allen Perioden der Entwicklung des Marxismus blieb die Aussage, daß der erste Schritt zur Befreiung der Arbeiterklasse die Machteroberung ist, unverändert und unerschütterlich. Die Sozialdemokratie hat diese Aussage ihres tieferen Inhalts beraubt, indem sie mit ihrer Politik lehrte, daß die Arbeiterklasse einzig und allein mit Hilfe des friedlichen parlamentarischen Kampfes zur Macht gelangen kann. Mittlerweile erkennt jeder Bolschewik ohne Probleme, daß man auf diesem Weg „die Herrschaft des Proletariats" nicht erlangen kann, sondern daß die Sozialdemokratie selbst zu einer friedlichen und legalistischen Partei geworden ist, die zur Zeit überall den Regierungen hilft, einen Ausbeutungskrieg zu führen und die Arbeitermassen aller Länder dazu zu verführen, sich begeistert gegenseitig umzubringen. Der Bolschewismus hat die Formel der Machtergreifung von Marx in ihrer ursprünglichen revolutionären „Reinheit" nicht nur mit Worten, nicht nur in seiner Propaganda, sondern auch in der Tat wiederhergestellt.
Die Macht wird nicht auf friedlichem Wege, sondern mit Gewalt und Volksaufständen erkämpft. Das hat der Bolschewismus der ganzen sozialistischen Welt bewiesen; niemand wird bestreiten, daß er dies mit großer Sicherheit und Gewißheit getan hat. Aber die Behauptung der Bolschewiki, daß ihre Machtergreifung die Diktatur und die Herrschaft des Proletariats bedeute, ist eines der vielen Märchen, die vom Sozialismus im Laufe seiner gesamten Geschichte erdacht wurden.
Obwohl die Bolschewiki das Kompromißlertum der Sozialdemokratie abgelehnt haben, wird die Herrschaft der Arbeiterklasse bei ihnen vordergründig genauso schnell durchgesetzt wie die parlamentarische Herrschaft bei den Anhängern von Scheidemann. Sowohl die einen als auch die anderen versprechen der Arbeiterklasse die Herrschaft, ändern aber nichts an den Zwängen, denen sie unterworfen ist und dies bei andauernder Existenz der Bourgeoisie, die weiterhin über alle Reichtümer verfügt.

Vor dem Jahr 1903 beteuerten die späteren Bolschewiki in Übereinstimmung mit den sozialistischen und demokratischen Verbündeten, daß der Sturz der zaristischen Selbstherrschaft die Arbeiterklasse zum uneingeschränkten Herrn des Landes machen würde. Im Jahre 1917, wenige Tage nach dem Oktoberumsturz, nachdem die Bolschewiki in den Räten die Stellen der Sozialrevolutionäre und Menschewiki eingenommen hatten - Lenin die von Kerenski und Schlapnikow die von Gwosdew -, wurde die Arbeiterklasse schon allein deswegen zum unumstrittenen Besitzer aller Reichtümer des russischen Reiches. „Grund und Boden, Eisenbahnen, Fabriken - das alles gehört euch, Arbeiter" - so steht es in einem der ersten Aufrufe des Rats der Volkskommissare.
Der angeblich vom sozialdemokratischen Opportunismus gereinigte Marxismus zeigt die allen sozialistischen Schwätzern eigene alte Neigung, die Arbeiter mit Märchen statt mit Brot zu füttern. Der revolutionäre kommunistische Marxismus, hervorgekehrt unter dem Müllhaufen langer Jahrzehnte, verteidigt die immer gleiche demokratische Utopie von der Alleinherrschaft des Volkes, auch wenn dieses in Unfreiheit, in Unwissenheit und in ökonomischer Sklaverei gehalten wird.
Auch wenn der bolschewistische Marxismus seine Diktatur errichtet und beschlossen hat, ein sozialistisches Regime zu verwirklichen, ist er die alte marxistische Gewohnheit nicht losgeworden, die „ökonomischen Interessen" der Arbeiter mithilfe der „Politik" einzudämmen, die Arbeiter vom ökonomischen Kampf abzulenken und die ökonomischen Aufgaben durch politische Diskussionen zu ersetzen. Im Gegenteil, kaum hatten sie ihr Meisterwerk vollbracht, haben die Bolschewiki die Arbeitermassen unverzüglich mit ihrer unaufhörlichen Lobhudelei von einer „Arbeiter- und Bauernregierung" umgarnt.
Nur weil die Bolschewiki die Macht ergriffen haben, soll das bürgerliche Rußland unverzüglich verschwunden und ein neues sozialistisches Rußland, ein russisches „sozialistisches Vaterland" enstanden sein, und dies, obwohl die „proletarische Diktatur" bis jetzt noch nicht begonnen hat und nicht einmal daran denkt, die Fabriken und Industriebetriebe zu vergesellschaften?
Die Kapitalisten haben ihre Fabriken verloren, obwohl sie ihnen nicht weggenommen wurden; sie sind nicht mehr die Eigentümer ihres Kapitals, obwohl sie immer noch wie Herren leben. Seit Oktober soll der Arbeiter Eigentümer des ganzen Reichtums sein, der gleiche Arbeiter, dessen Lohn angesichts der wachsenden Preise ein Hungerlohn geworden ist; der gleiche „Fabrikeigentümer", der bei den kleinsten Transportschwierigkeit zu einer so schrecklichen Arbeitslosigkeit verurteilt ist, wie man sie in Rußland noch nie gesehen hatte.
Ja, die bolschewistische Diktatur ist wahrlich wundertätig! Sie gibt den Arbeitern Macht, sie gibt ihnen Herrschaft und Freiheit und läßt dabei die ganzen Reichtümer in den Händen der bürgerlichen Gesellschaft.
Aber, sagt die marxistische kommunistische Wissenschaft, die Geschichte kennt keinen anderen Weg der Befreiung: bis jetzt haben sich alle Klassen durch die Ergreifung der Staatsmacht befreit. Auf diesem Weg hat auch die Bourgeoisie ihre Alleinherrschaft in der Epoche der großen französischen Revolution erreicht.
Ein kleines Detail haben die kommunistischen Gelehrten vergessen: Alle Klassen, die sich im Laufe der Geschichte befreit haben, waren vermögende Klassen, während die

Arbeiterrevolution die Herrschaft der Besitzlosen gewährleisten soll. Die Bourgeoisie ergriff die Macht erst, nachdem sie im Laufe der Jahrhunderte Reichtümer angehäuft hatte, die nicht geringer waren als die ihrer Unterdrücker, der Adligen; und nur aus diesem Grund bedeutete die direkte Machtergreifung eine wirksame Institutionalisierung und Befestigung ihrer Herrschaft für sie.
Die Arbeiterklasse kann dem Weg der sich befreienden Bourgeoisie nicht folgen. Die Akkumulation von Reichtümern ist für sie nicht denkbar, auf diesem Weg kann sie die Bourgeoisie nicht bekämpfen. Die Arbeiterklasse kann nicht vor der Durchführung der Revolution in den Besitz der Reichtümer gelangen. Deswegen gibt die Eroberung der Staatsmacht, von welcher wie auch immer revolutionären und noch so kommunistischen Partei sie auch durchgeführt wurde, den Arbeitern selbst nichts außer einer scheinbaren Macht und einer illusorischen Herrschaft, wie sie die bolschewistische Diktatur bis heute darstellt.
Die Bolschewiki bewegen sich im Hinblick auf eine Lösung dieser Probleme nicht vorwärts, und die Arbeitermassen, die schon seit längerem ihre diesbezüglichen Illusionen zu verlieren beginnen, werden letztendlich die bolschewistische Diktatur als für sie nutzlos erkennen und sich von ihr entfernen, so wie sie sich auch bereits von den Menschewiki und den Sozialrevolutionären entfernt haben. Es wird offensichtlich werden, daß die jetzige Macht keine Macht der Arbeiterklasse ist und daß sie nichts anderes verteidigt als die Interessen der „Demokratie" und der unteren Schichten der bürgerlichen Gesellschaft: des städtischen und ländlichen Kleinbürgertums sowie der Intelligenz, die als „Intelligenz des Volkes" bezeichnet wird, sich aber aus Deklassierten der Bourgeoisie und der Arbeiterschaft zusammensetzt, die von der sowjetischen Republik dazu berufen worden sind, den Staat, die Industrie und das ganze Leben des Volkes zu bestimmen. Es wird sich herausstellen, daß die bolschewistische Diktatur nichts anderes als ein äußerst revolutionäres und unentbehrliches Mittel war, um die Konterrevolution zu unterdrücken und die demokratischen Errungenschaften zu beschützen. Es wird sich zudem herausstellen, daß die Bolschewiki den Oktoberaufstand gemacht haben, um die heruntergekommene Ruine des bürgerlichen Staates durch die Errichtung eines „Arbeiter- und Bauernstaates" vor dem völligen Untergang zu retten, und dabei nicht nur den herrschaftlichen Wohnbesitz, sondern ganze Städte und Regionen vor der Zerstörung zu bewahren, die zum einen von den hungernden Massen in den Städten und auf dem Land und zum anderen von Millionen Soldaten, die von der Front desertierten, bedroht waren.
Alles was von der bolschewistischen Revolution übrig bleibt, unterscheidet sich kaum von den bescheidenen Plänen, die die Bolschewiki zwei bis drei Monate vor dem Oktoberumsturz gemacht hatten. In der Broschüre „Die Lehren der Revolution" erklärt Lenin einige Male, die Aufgabe der Bolschewiki bestehe darin, das zu tun, was die sozialrevolutionären Minister zwar wollten, aber nicht konnten: Rußland vor dem Zerfall zu bewahren, und daß nur bürgerliche Verleumder den Bolschewiki das Streben nach einer sozialistischen Arbeiterdiktatur unterstellen können.[29]

---

29 W.I. Lenin, Die Lehren der Revolution, in: Ders., Ausgewählte Werke, Band II, Berlin 1970, S. 225-241 (AdÜ).

In zwei späteren Broschüren („Die drohende Katastrophe und wie man sie bekämpfen soll“ und „Werden die Bolschewiki die Staatsmacht behaupten?“) erklärt Lenin, die Aufgabe der bolschewistischen Diktatur und der Arbeiterkontrolle bestehe im Austausch des alten bürokratischen Apparates durch einen neuen volkstümlichen Staatsapparat; er befürwortet zudem verschiedene phantastische Methoden wie man z.B. die Bourgeoisie zwingen kann, dem neuen volkstümlichen Staat zu dienen ohne ihr ihre Reichtümer wegzunehmen.[30]

Die bolschewistische Diktatur wurde als demokratische Diktatur verstanden, die die Grundlagen der bürgerlichen Gesellschaftsordnung nicht zerstören sollte. Nach dem Oktoberumsturz wurden einige Betriebe durch ein Dekret als nationalisiert erklärt, ohne daß die Umsetzung, wie man weiß, garantiert ist. Einige Dutzend Bankiers haben ihre Reichtümer verloren, aber im allgemeinen bleiben die Reichtümer Rußlands in den Händen der Bourgeoisie, als Basis ihrer Kraft und Macht.

Indem sie sich in den errungenen Stellungen verschanzen, werden die neu konvertierten Kommunisten die Rolle der französischen bürgerlichen Demokraten aus der Zeit der großen Revolution, die Rolle der ruhmreichen Jakobiner spielen, deren Karriere die bolschewistischen Anführer so sehr begeistert, daß sie sie gerne kopieren würden, sei es als Person oder in einer amtlichen Funktion.

Die französischen Jakobiner haben zu ihrer Zeit eine ähnlich illusorische „Diktatur der Armen“ geschaffen wie die der russischen Bolschewiki. Um das Volk von der Unterdrückung der „Aristokraten“ und anderer „Konterrevolutionäre“ zu überzeugen und um zu zeigen, daß die Hauptstadt und der ganze Staat in den Händen der Armen sind, haben die Jakobiner die Reichen und die Aristokraten unter die Aufsicht der Masse gestellt und selbst blutige Repressionen gegen die Feinde des Volkes organisiert.

Die „revolutionären Tribunale“ der Pariser Sansculottes haben jeden Tag zahlreiche Feinde des Volkes zum Tode verurteilt; die Armen wurden mit dem Spektakel der vom Schafott rollenden Köpfe eingeschläfert, so daß sie dabei ihre Sklaverei und Not vergaßen; genauso werden in Rußland die Arbeitermassen mit den Verhaftungen von Bürgern und Saboteuren, der Beschlagnahme von Palästen, dem Verbot der bürgerlichen Presse und einem terroristischen Spektakel, das dem der Jakobiner gleicht, eingeschläfert.

Ungeachtet des jakobinischen Terrors hat die gebildete Bourgeoisie bald anerkannt, daß gerade diese extremen Maßnahmen sie gerettet, die Eroberungen der revolutionären Bourgeoisie gefestigt und die bürgerliche Revolution und den Staat vor dem konterrevolutionären Europa bewahrt haben, und zugleich eine grenzenlose Treue des Volkes gegenüber „dem Vaterland der Freiheit, der Gleichheit und der Brüderlichkeit“ begründeten.

Solange die Reichtümer in den Händen der Bourgeoisie bleiben, bleibt auch Rußland ein bürgerlicher Staat, egal wie oft die Bolschewiki ihn als „sozialistisches Vaterland“ verherrlichen und egal, welche noch so volkstümlichen Regierungsformen sie erfinden. Alles, was sie bis jetzt gemacht haben, ist die Arbeit von Jakobinern: die Festigung des demokratischen Staates, der Versuch, die Massen in dem Selbstbetrug zu

30 W.I. Lenin, Die drohende Katastrophe und wie man sie bekämpfen soll; ders., Werden die Bolschewiki die Staatsmacht behaupten?, in: Ders., Ausgewählte Werke, Band II, a.a.O., S. 261-306 und S. 443-490 (AdÜ).

überzeugen, daß seit Oktober die Herrschaft der Ausbeuter ein Ende gefunden hat und alle Reichtümer dem arbeitenden Volk gehören; zudem haben sie im demokratischen Rußland den Patriotismus der französischen Sansculottes wieder aufleben lassen.
Davon konnten die Bolschewiki vor dem Oktober, als sie noch in der Minderheit waren, aber bereits erklärten, daß nur sie den für die Verteidigung des Vaterlandes nötigen Enthusiasmus erwecken könnten, nur träumen.[31] Einmal an der Macht, haben sie nicht aufgehört eben daran zu denken, auch wenn es ihnen nicht gelang, in der „kranken" Armee ein patriotisches Feuer zu entflammen; sie denken jetzt noch daran, indem sie einen neuen „vaterländischen Krieg" ausrufen.

Die Herrschaft der Arbeiterklasse

Die Macht, die den Händen der Bourgeoisie entglitten ist, kann nicht in die Hände einer besitzlosen Klasse, wie es die Arbeiterklasse ist, übergehen und sich dort behaupten. Eine zugleich *besitzlose* und *herrschende* Klasse ist eine vollkommene Absurdität. Das ist die grundlegende Utopie des Marxismus, dank derer die bolschewistische Diktatur ebenso schnell wie einfach zu einer demokratischen Form der Vollendung und Befestigung der bürgerlichen Revolution, zu einer Art russischer Kopie der jakobinischen Diktatur wird.
Die Macht, die den Händen der Kapitalisten und Großgrundbesitzer entgleitet, kann nur von den unteren Schichten der bürgerlichen Gesellschaft erobert werden - vom Kleinbürgertum und von der Intelligenz als den Trägern des Wissens, das für die Organisation und Regelung des ganzen Lebens im Land notwendig ist -, die sich ein Recht auf hohe Gewinne, auf einen Teil der zusammengeraubten Reichtümer und einen Teil des nationalen Gewinns erkämpft und gesichert haben. Aber diese unteren Schichten der Bourgeoisie, die den Kapitalisten eine demokratische Ordnung abgetrotzt haben, kehren sehr schnell zu einer Übereinstimmung und Einheit mit diesen zurück. Die Macht verbündet sich wieder mit den Besitzenden; sie kann nicht auf lange Zeit von der Quelle aller Macht getrennt bleiben - der Akkumulation des Reichtums.
Muß man dann nicht zu dem Schluß kommen, daß die Arbeiter auf jeglichen Gedanken an eine Herrschaft verzichten sollen, und dies in jeder Situation? Nein, denn der Verzicht auf Herrschaft bedeutet nichts anderes als Verzicht auf Revolution. Die siegreiche Revolution der Arbeiterklasse bedeutet in der Tat nichts anderes als ihre Herrschaft.
Man muß ganz klar darauf verweisen, daß die Arbeiterklasse die bürgerliche Revolution nicht einfach kopieren kann, wie es ihr die sozialdemokratische Wissenschaft rät, und dies aus dem einfachen Grund, weil eine Klasse, die zu Hungerlöhnen verurteilt ist und von der Hand in den Mund lebt, im Gegensatz zur Bourgeoisie, die seit dem Mittelalter Reichtümer und Wissen ansammelte, nichts akkumuliert und auch gar keine Möglichkeit dazu hat. Die Arbeiter verfügen über ihren eigenen besonderen Weg, um sich aus der Sklaverei zu befreien. Um ihre Herrschaft zu ermöglichen, muß die Arbeiterklasse die Herrschaft der Bourgeoisie ein für allemal vernichten und sie mit einem Schlag von der Quelle ihrer Herrschaft, ihren Fabriken, ihren Industriebe-

31 W.I. Lenin, Die drohende Katastrophe und wie man sie bekämpfen soll, a.a.O. (AdÜ).

trieben und all ihren sonstigen angesammelten Besitztümern abtrennen, und sie muß die Reichen in eine Reihe mit den Menschen stellen, die arbeiten müssen um leben zu können.
Aus diesem Grunde ist die Enteignung der Bourgeoisie der erste unvermeidliche Schritt der Arbeiterrevolution. Aber die Enteignung ist gewiß nur der erste Schritt auf dem Weg der Befreiung der Arbeiterklasse; die Enteignung der Bourgeoisie bringt weder die vollständige Vernichtung der Klassen, noch die volle Gleichheit mit sich.
Nach der Enteignung des großen und mittleren Eigentums bleibt noch das kleine Eigentum in den Städten und auf dem Land, das zu vergesellschaften noch viele Jahre dauern wird. Es bleibt, was noch viel wichtiger ist, die Intelligenz. Obwohl ihre großen Einkommen im Rahmen der Enteignung der Bourgeoisie eingeschränkt werden, wird ihr nicht in jedem Fall die Möglichkeit genommen, einen höheren Arbeitslohn für sich zu erringen.
Da die Intelligenz weiterhin, wie zuvor, im Besitz des Wissens bleibt und die Regierung des Staates und der Produktion weiterhin in ihren Händen ruht, wird die Arbeiterklasse einen hartnäckigen Kampf mit ihr führen müssen, um den Arbeitslohn zu erhöhen und dem der Intelligenz anzugleichen.
Die volle Freiheit der Arbeiter läßt sich erst dann verwirklichen, wenn eine neue Generation von gleich gebildeten Menschen entstanden ist, als unweigerliche Folge einer gleichen Entlohnung von körperlicher und geistiger Arbeit, weil Angehörige der Intelligenz und Arbeiter dann die gleiche Möglichkeit zur Erziehung ihrer Kinder haben.
Die Herrschaft der Arbeiter kann der Enteignung der Reichen nicht vorangehen. Erst im Augenblick der Enteignung der Bourgeoisie kann die Herrschaft der Arbeiterklasse beginnen. Die Arbeiterrevolution wird die Staatsmacht zwingen, eine Enteignung der großen und mittleren Bourgeoisie durchzuführen und die Inbesitznahme der Industriebetriebe, der Fabriken und aller akkumulierten Reichtümer durch die Arbeiter zu legitimieren.

Die marxistische Diktatur

Da es bei dem Oktoberumsturz um die „Arbeiter und Bauern", um die bürgerliche Revolution und um die demokratische Diktatur ging, konnte der alte bolschewistische Wagen, wenn auch mit Schwierigkeiten, einen Weg aus dem Sumpf finden und einen neuen Weg einschlagen. Aber der weitere Weg führt steil nach oben. Es steht die „sofortige Einführung des Sozialismus" bevor, die von der auseinander gejagten Verfassungsgebenden Versammlung feierlich aufgerufen wurde. Der sozialdemokratische Leiterwagen kracht und knirscht auf dem ansteigenden Weg, die Passagiere werfen immer öfter traurige Blicke zurück in Richtung des Sumpfs. Dieser Verlockung kann auch der Kutscher nicht widerstehen. Die Kommunisten kehren mit lautem Geschrei um: Keine Aufstände mehr! Es lebe das Vaterland! Mehr Arbeit für die Arbeiter! Eine eiserne Disziplin in Fabriken und Betrieben!
Mit wildem Jubel werden sie von ihren alten Verwandten begrüßt, den Mitgenossen der bürgerlichen Revolution, den Menschewiki: „Ihr seid zurückgekehrt! Ihr wolltet ‚gegen den objektiven Gang der Dinge' rebellieren, gegen die ‚bürgerlichen Einsich-

ten'! Ihr wolltet eine sofortige Verwirklichung des Sozialismus! Ihr habt deren ‚Unmöglichkeit' selbst auf die beste Art bewiesen."
Aber umsonst jubeln die Bewohner des Sumpfes über alle Maßen. Der Verzicht der Bolschewiki auf weitere „sozialistische Experimente" beweist nur das Unvermögen der Sozialdemokratie, die bürgerliche Gesellschaftsordnung zu stürzen, aber nicht das objektive Unvermögen insgesamt und das Unvermögen der Arbeiterklasse, eine siegreiche Revolution gegen die räuberische Gesellschaftsordnung durchzuführen.
Die Bolschewiki haben eine Aufgabe auf sich genommen, die ihre Kräfte übersteigt. Sie glaubten, die bürgerliche Gesellschaftsordnung auf Basis der sozialdemokratischen Lehre stürzen zu können. Aber diese marxistische Lehre wird auch von den „Kompromißlern" der Menschewiki, von „den kaiserlichen Sozialdemokraten" in Deutschland und Österreich und von den „Sozialpatrioten" aller Länder gepredigt. Diese Lehre führt zur Niederlage der Revolution, zum Einschläfern der Arbeitermassen, sie ist ein festes Netz, das den Verstand der Arbeiter umwickelt, die gefährlichste Waffe der gebildeten Bourgeoisie in ihrem Kampf mit der Arbeiterrevolution.
Als die Sozialdemokratie der ganzen Welt soweit ging, Armeen von Arbeitern, die für die sozialistische Befreiung gebildet worden waren, dem räuberischen Militär zur Vernichtung zu übergeben, beschlossen einige Anführer des Bolschewismus, die Sozialdemokratie als faulenden Leichnam zu bezeichnen. Aber die Lehre der Sozialdemokratie, ihr marxistischer Sozialismus, der diesen „faulenden Leichnam" geboren hat, ist für die bolschewistischen Anführer heilig und unbefleckt geblieben. Die Sozialdemokratie hatte nur ihre Lehre „verraten". Aber die Verräter zählen Millionen, und treue „Anhänger" der Lehre zum Zeitpunkt der russischen Revolution sind nur Lenin und vielleicht Liebknecht. Trotzdem gilt: Es lebe der heilige marxistische Sozialismus, der wahre Sozialismus!
Das ist die übliche Geschichte der sozialistischen Spaltungen des vergangenen Jahrhunderts. Ein Erneuerer taucht aus dem sozialistischen Sumpf auf, aber nicht um einen Ausweg für sich und die anderen zu finden, sondern um das alte Vermächtnis zu verwirklichen, z.B. um die jakobinische Revolution durchzuführen. Deswegen weht nur ein laues Lüftchen über dem Sumpf und bald herrscht wieder eine wonnige Flaute. Das sozialistische Netz, das den Verstand der Arbeiter umgarnt und sie von der Revolution fern hält, wird durch die Erneuerungen „der revolutionären" Kommunisten nicht schwächer, sonder nur stärker.
Vor ungefähr zwanzig Jahren haben die Bolschewiki zusammen mit Plechanow, Guesde, Vandervelde und anderen Sozialpatrioten eine einheitliche solidarische Sozialdemokratie gebildet. Damals wurde für Rußland eine marxistische Lehre ausgearbeitet - eine marxistische Philosophie, Soziologie und politische Ökonomie -, derselbe marxistische Sozialismus, der die Sozialdemokratie in einen „faulenden Leichnam" umgewandelt hat, der aber als Bolschewismus wie ein Wunder die Bourgeoisie stürzen und die Arbeiterklasse befreien sollte. Mit vereinten Kräften von solchen Personen wie Plechanow, Martow und Lenin ausgearbeitet, hat der russische Marxismus nie einen sozialistischen Umsturz als seine Hauptaufgabe betrachtet. Er ging davon aus, daß der Sturz der bürgerlichen Gesellschaftsordnung zu unserer Zeit unmöglich sei und hat diese Aufgabe an zukünftige Generationen weitergegeben.

Der russische Marxismus hat sich, wie auch der westeuropäische, nicht mit der Frage des Sturzes der bürgerlichen Gesellschaft beschäftigt, sondern mit deren Entwicklung, Demokratisierung und Vervollkommnung. Aber in dem zurückgebliebenen sozialistischen Rußland hat die Liebe zur bürgerlichen Gesellschaft ihren Höhepunkt erreicht. Zu Anfang des neuen Jahrhunderts haben die Bolschewiki und die Menschewiki, noch bevor sie sich in zwei konkurrierende Lager spalteten, beschlossen, daß die Hauptaufgabe des Sozialismus in Rußland die Durchsetzung der bürgerlichen Revolution sei. Dieser Beschluß wurde von allen Sozialisten dieser Welt gutgeheißen. Das bedeutete: Die ganzen kraftvollen Anstrengungen, zu der russische Arbeiter fähig sind, das Blut, das sie vor dem Winterpalais und in den Straßen von Moskau vergossen haben, alle Opfer der Häscher von 1905/1906 hatten ein Ziel - die Erschaffung eines erneuerten, fortschrittlichen bürgerlichen Rußland.

Die von Lenin in der vorherigen Revolution ausgerufene „Diktatur der Arbeiter und Bauern" ist eine versöhnlerische Vereinigung des Marxismus mit der Sache der Sozialrevolutionäre und verstößt sicherlich nicht gegen den sozialdemokratischen Grundsatz über die Unzulässigkeit der sozialistischen Revolution. Eine Diktatur der Arbeiter und Bauern wurde ausgerufen, weil die alleinige Herrschaft der Arbeiterklasse als unmöglich empfunden wurde, und eine Diktatur der bürgerlichen Demokratie wurde ausgerufen, weil der Sturz der bürgerlichen Gesellschaftsordnung als unmöglich gefunden wurde.

So überlebte der Marxismus bis zu der Oktoberrevolution. Er bestimmte den Weg der Protagonisten der bürgerlichen Revolution von 1905/1906 wie auch den der Sozialpatrioten der Februarrevolution. Er stellte für sie ein unerschöpfliches Reservoir an Instruktionen dar. Aber es ist naiv, in der marxistischen Lehre Instruktionen für den Sturz der bürgerlichen Gesellschaftsordnung und für eine Arbeiterrevolution zu suchen. Man findet dort nur eine Aufzählung von Schwierigkeiten, Gefahren und Warnungen vor verfrühten sozialistischen Experimenten; daraus resultiert eine abergläubische Angst vor dem sozialistischen Umsturz als einer großen Weltkatastrophe; eine Angst, die von solchen Personen wie Plechanow, Potresow, Liber und Dan und ihren Anhängern so gut zum Ausdruck gebracht wurde, letztendlich aber auch von den Bolschewiki, die sich vor Lenin gefürchtet haben, als er dazu aufrief den Sozialismus sofort einzuführen.

Es hätte ein Wunder passieren müssen, damit das Unternehmen von Lenin hätte umgesetzt werden können und nicht zur größten Demagogie in der Geschichte der Revolutionen geworden wäre; es wäre dabei nötig gewesen, daß die bürgerliche Gesellschaftsordnung von Menschen gestürzt worden wäre, die sich selber und anderen eingeredet haben, daß ein solcher Sturz unmöglich ist. Es wäre nötig gewesen, daß die bolschewistischen Funktionäre, die den Sozialismus noch aus den Lehrbüchern von Plechanow, Kautsky und Bernstein gelernt haben und die eine vieljährige demokratische Erziehung der Arbeitermassen forderten, im Feuer der Revolution eine neue Lehre geschaffen hätten, die gezeigt hätte, daß eine solche Vorbereitung überflüssig ist. Es wäre nötig gewesen, daß vieljährige Anstrengungen, den Arbeiterkampf auf den politischen bürgerlichen Umsturz auszurichten und die Arbeiterrevolution abzuwenden, sich in das Bestreben, eine solche Revolution auszulösen, verwandelt hätten.

Aber die Geschichte kennt solche Wunder nicht. Der derzeitige Verrat der Bolschewiki an ihren eigenen Ideen und der von ihnen auf der Basis dieser Ideen ausgerufenen Oktoberrevolution ist für sie eine natürliche Sache.
Der siegreiche „wissenschaftliche Sozialismus", der alle anderen sozialistischen Schulen vereinnahmte, ist altersschwach geworden und hat als Ergebnis all seiner Kämpfe nichts als den Fortschritt und die Demokratisierung der bürgerlichen Gesellschaft erbracht. Der Bolschewismus wollte der kommunistischen Jugend mit seinem Marxismus neues Leben einhauchen, hat damit aber nur gezeigt, daß auch in dieser Ausgabe der Marxismus nichts neues mehr erschaffen kann. Das Gegenteil zu glauben, daß die Bolschewiki tatsächlich das ausbeuterisch bürgerliche Regime stürzen wollen, das ihre eigenen Brüder - die Sozialpatrioten der ganzen Welt - verteidigen, ist eine Naivität. Die Bolschewiki verlieren selbst den Glauben an ihr Rebellentum.
Was sind das für Feinde des bürgerlichen Regimes, die ihre Alleinherrschaft ausrufen und dann selbst freiwillig auf den Sturz der Bourgeoisie verzichten? Wie können sie, wenn sie die Vernichtung der Bourgeoisie als „objektive Unmöglichkeit" ansehen, auf dem eingenommenen Posten bleiben? Es ist ihnen also gleichgültig, ob sie Verkünder des Willens der Arbeiter sind oder Vollstrecker des Willens der am Leben gelassenen Bourgeoisie.
Das Verhalten der Bolschewiki nur mit ihrer politischen Nachlässigkeit zu erklären wäre sehr oberflächlich. Das Hauptziel, von dem sie sich nie lossagen, das sie nie verraten und um das zu erreichen sie sogar den Tod in Kauf nehmen, ist für die Marxisten, sogar für die bolschewistischen Kommunisten die Demokratisierung der bestehenden Gesellschaftsordnung und nicht ihre Zerstörung.
Die bolschewistischen und die versöhnlerischen Marxisten dienen einer gemeinsamen Sache. Es gibt nur einen Unterschied zwischen ihnen: die letzteren gehen den bekannten Weg der westeuropäischen konstitutionellen Staaten, die ersteren aber haben sich entschlossen, eine Revolution gegen das republikanische Regime vorzubereiten. Dieser Unterschied konnte nur in Rußland entstehen. Das größte Reich der Welt hat einen solchen Verfall erlitten, daß es im gegenwärtigen Krieg nicht einmal seine Existenz sichern kann. Hier war die von den versöhnlerischen Sozialisten erkämpfte Republik nicht fähig, sich vor dem äußeren Feind und der Konterrevolution zu schützen. Die Bolschewiki sahen sich der großen Aufgabe gegenüber, den Staat völlig umzubauen, als einen Staat des Volkes, damit eine Quelle der Kraft entsteht, die für den Schutz der Demokratie vor äußeren und inneren Feinden nötig ist.
Auf der Suche nach der stärksten Waffe für die Rettung der demokratischen Revolution durchsuchten die russischen Sozialdemokraten das ganze marxistische Waffenarsenal. Diese Waffe wurde in der Marxschen Idee der Diktatur aus der Zeit der Revolution der Jahre 1848-1850 gefunden.
Die sechsmonatige diktatorische Macht der Bolschewiki hat unwiderruflich bewiesen, daß die wiedergeborene kommunistische Diktatur, wie der hundert Jahre alte Sozialismus insgesamt, das ausbeuterische Regime weder stürzen kann noch will. Die bolschewistische Diktatur hat auf der Verfassungsgebenden Versammlung feierlich die sofortige Verwirklichung des Sozialismus erklärt und dem deutschen Kaiser eine kurze „Verschnaufpause" abgetrotzt. Jetzt ist sie ganz nahe an die „Enteignung der Bour-

geoisie“ herangekommen, aber sie weicht instinktiv vor dieser Aufgabe zurück, die ihrer ganzen Natur widerspricht.
Was eigentlich ist die bolschewistische Diktatur, die trotz ihres schlechten kommunistischen Rufs weiter existiert? Sie ist ein demokratisches Mittel, um die bürgerliche Gesellschaft vor dem Untergang unter den Trümmern des alten Staates zu retten; sie ist deren Wiedergeburt in einer anderen volkstümlichen Form, die nur die Revolution schaffen konnte. Diese Diktatur bedeutet einen revolutionären Wandel im russischen Staatsleben, einen Wandel in den untersten Volksschichten des bürgerlichen Vaterlandes, die jetzt als kleine Unternehmer, als Volks- und Arbeiterintelligenz in den Städten befreit werden.
Als ersten unvermeidlichen Schritt auf dem Weg der Befreiung der Arbeiterklasse, des endgültigen Sturzes der Jahrtausende alten ausbeuterischen Gesellschaft haben die Erfinder der kommunistischen Diktatur den Arbeitern ein Mittel untergeschoben, mit dessen Hilfe die bürgerlichen Demokraten der französischen Revolution, die Jakobiner, das ausbeuterische Regime gerettet und gefestigt haben. Die Tatsache, daß die Sozialisten das Mittel der Jakobiner einsetzen, wird zu einem Ergebniss führen, das bürgerliche Früchte tragen wird, weil die erste Aufgabe jedes Sozialisten darin besteht, den sofortigen Sturz der Bourgeoisie zu verhindern, statt eine Arbeiterrevolution zuzulassen.
Schon zu Beginn des dritten Monats der bolschewistischen Diktatur haben kluge Vertreter der russischen vermögenden Schichten (Rabuschinski in „Russischer Morgen“) erklärt, daß der Bolschewismus eine gefährliche Krankheit sei, die man aber mit viel Geduld heilen muß, weil sie ihrem geliebten ausbeuterischen Vaterland die rettende Wiedergeburt und Macht bringt. Dieselben klugen Vertreter der Bourgeoisie ziehen Lenin Kerenski vor, der sie vor den „aufständischen und aufrührerischen Sklaven“ verteidigt hat. Warum? Weil Kerenski die zerrüttete Macht mit seiner Politik der Konfliktvermeidung und seiner Unentschlossenheit noch mehr geschwächt hat. Lenin dagegen hat die alte schwache Macht, die sich selbst kompromittiert hat, vernichtet und die Quelle einer neuen stärkeren Kraft erschlossen, der der russische Arbeiter das Recht auf Alleinherrschaft zuerkannt hat.
Rabuschinski, der den Marxismus gut kennt und hoch schätzt, hat sich bald davon überzeugt, daß sich die Macht des Pöbels nicht „vom Weg der ehrenhaften sozialdemokratischen Lehre“ abwenden wird, und bald verstanden, daß eine starke bolschewistische Macht früher oder später übernommen werden kann, obwohl man dann mit den neu herangewachsenen Herrschern - den unteren Schichten der Bourgeoisie die Macht teilen muß.
Rabuschinski konnte schon längst bedenkenlos auf folgende erfreuliche Aspekte hinweisen: 1. In den Händen der bolschewistischen Diktatur bleibt der Sozialismus ein Versprechen, mit dem die Massen in den Kampf für die Wiedergeburt der bürgerlichen Heimat gehen. 2. Die sozialistische Diktatur ist nur ein demagogisches Agitationsmittel zwecks Durchführung einer demokratischen Diktatur; Ähnlichkeiten mit einer sozialistischen Diktatur wurden von den Kommunisten nur für einen kurzen Moment zugelassen, um die demokratische Diktatur zu festigen und sie mit den Träumen und Illusionen der Arbeiter auszuschmücken. 3. Der demokratischen Diktatur und dem neugeborenen russischen Staat wird ein Hauch der revolutionären Macht verliehen, die

von den Massen bei den Arbeiteraufständen angestrebt wird. Diese Schlußfolgerungen ergeben sich unweigerlich aus der Geschichte der bolschewistischen Diktatur der Arbeiter und Bauern.
Der Bolschewismus hat jahrelang, seit den Zeiten der letzten Revolution, seine Partei bewußt auf eine kleinbürgerliche Diktatur vorbereitet, in der Millionen Bauern, die Kleinbauern werden wollen, das Bestreben der Arbeiter nach einer sofortigen Arbeiterrevolution, einer Vernichtung jedes Privatunternehmens, lahm legen sollen. Diese kleinbürgerliche Diktatur haben die Bolschewiki mit dem Oktoberumsturz eingeleitet, indem sie nicht nur Arbeiterräte zur Machtübernahme aufforderten, sondern auch Bauern- und Soldatenräte, die genügend Vertreter des Kleinbürgertums in sich versammeln. Und selbst dann haben die Arbeiterräte die Macht erst bekommen, als sie sich in der Hand der Bolschewiki befanden, die die demokratische Diktatur bestätigten.
Die Bolschewiki haben die Sowjetmacht auf einer offensichtlich kleinbürgerlichen Grundlage erbaut, ähnlich allen anderen Demokraten. Jetzt wollen sie von den Arbeitern die Anerkennung dieser Macht mit Hilfe von Arbeiterherrschaft und Arbeiterdiktatur erhalten. Mit eben diesem Ziel werden in ganz Rußland Arbeiteraufstände zustande gebracht. Das ist jetzt, wie die Kommunisten selbst erklären, die „Agitationsperiode", einfacher gesagt, die demagogische Periode der bolschewistischen Diktatur. Erbarmungslos werden alle alten und neuen bürgerlichen Formen zerstört: die Kaste der Offiziere, die Armee, die Justiz, „die Selbstverwaltung", sogar die Verfassungsgebende Versammlung. Gemäß einer anarchistischen Methode und Seite an Seite mit den Anarchisten werden Enteignungen durchgeführt, Kontributionen auferlegt und die Bourgeoisie terrorisiert. Am Ende dieser „Agitationsperiode" werden die Bolschewiki an ihrer demokratischen Hütte das viel versprechende Schild anbringen: Sozialistisches Vaterland.
Die Arbeitermassen, die wochenlang heldenhaft in allen Ecken Rußlands gekämpft haben, konnten nicht ahnen, daß sie nur eine „Agitationsperiode" ihrer Diktatur erlebten, daß diese Periode sehr bald zur „sachlichen" Zusammenarbeit mit den Fabrikanten und Großindustriellen führen wird, daß man mit ihnen nur spielte und daß man ihnen nur einen „Spaziergang" erlaubt hat.
In den Arbeiteraufständen wurden das Streben nach völliger Unterdrückung der Bourgeoisie und der Wille nach Selbstbehauptung der Arbeiter geboren und gefestigt, der Wille, der in seiner Macht und seiner Alleinherrschaft die alte ausbeuterische Welt stürzt. Die kleinbürgerliche bolschewistische Diktatur hat sich die Allmacht und den Willen zur Alleinherrschaft der Arbeiter angeeignet und baut jetzt einen neuen starken „Volksstaat" für die bürgerlich gebildete Gesellschaft auf.
In diesem Moment wurde in Rußland der wahre Verkünder des Willens der Arbeiter geboren: der bolschewistische Kommunismus, der Eroberer der Staatsmacht, verkörpert in der zentralen Sowjetmacht.
Die Arbeitermassen brauchen sich nicht weiter zu sorgen: den Beteuerungen der Bolschewiki zufolge werden alle ihre erfüllbaren Forderungen und Wünsche von dem sowjetischen Staat sofort umgesetzt.
Aber von jetzt an muß jeder Kampf der Arbeiter gegen den Staat und seine Gesetze aufhören, weil der sowjetische Staat ein Arbeiterstaat ist. Der Kampf dagegen wäre ein verbrecherischer Aufstand gegen den Willen der gesamten Arbeiterklasse. Einen sol-

chen Kampf könnten nur randalierende, verbrecherische und bösartige Elemente der Arbeitermassen anfangen.
Da die Arbeiterkontrolle nach der Meinung der Bolschewiki den Arbeitern die volle Macht in den Fabriken übergibt, verlieren die Streiks ihren Sinn und werden verboten. Es wird überhaupt jeder Kampf gegen die Sklavenbelohnung der körperlichen Arbeit verboten.
Der Wille der Arbeiter, wenn er sich gegen die sowjetische Bürokratie äußert, ist verbrecherisch, weil er den in der Sowjetmacht verkörperten Willen der ganzen Arbeiterklasse nicht anerkennt. Alle Arbeiterschichten mit einem Hungerlohn werden, sollten sie die Sowjetmacht als die Macht der Satten bezeichnen, als Randalierer bezeichnet; Arbeitslose werden, wenn sie die Hungerqualen nicht länger ertragen und nicht auf einen Hungertod warten wollen, zu Verbrechern und haben schon jetzt kein Recht auf eine eigene Organisation.
Angesichts einerseits der Reichen, die ein sattes Leben führen, und andererseits der Arbeitslosen, die zu Hungerqualen verurteilt sind, bestätigt die Sowjetmacht ihre staatlichen Rechte, versucht die bedingungslose Unterordnung unter die existierenden Gesetzen durchzusetzen und verfolgt jede Störung der Gesellschaftsordnung und der Sicherheit. Alle Aufrufe und Aufstände werden zur Konterrevolution erklärt und schonungslos von den bewaffneten sowjetischen Kräften niedergeschlagen.
Die höchsten Rechte der kommunistischen Sowjetmacht werden sich schon bald von den höchsten Rechten einer beliebigen Staatsmacht in einer ausbeuterischen Gesellschaft kaum unterscheiden. Der Unterschied besteht nur im Namen: in allen „freien" Ländern nennt sich die Staatsmacht die Herrschaft des „Volkswillens", in Rußland nennt sie sich die Herrschaft des „des Willens der Arbeiter". Solange die bürgerliche Gesellschaft nicht zerstört ist, ist der kommunistische „Wille der Arbeiter" ein leerer Begriff, eine Lüge, genauso wie auch der demokratische „Wille des Volkes". Solange die Ausbeuter existieren, wird sich ihr Wille, der Wille der Besitzer und nicht der Wille der Arbeiter früher oder später in der bolschewistischen Staatsmacht verkörpern. Diese Entwicklung forcieren die Kommunisten schon jetzt; sie erklären ganz offen, daß die eiserne Diktatur nicht für die Zerstörung des Kapitalismus notwendig sei, sondern für die Disziplinierung der Arbeiter, um deren Schulung zu vollenden, die vom Kapitalismus begonnen, aber nicht abgeschlossen wurde, wahrscheinlich wegen des vorzeitigen Ausbruchs der sozialistischen Revolution. Jetzt, wo die bolschewistische Diktatur mit Hilfe der Arbeiter die Konterrevolution gebändigt hat, stellt sie sich gegen die Arbeitermassen.
Die höchsten Rechte, die sich im Besitz einer jeden Staatsmacht befinden, müssen über die absolute Macht der Gesetze verfügen, die sich auf die Militärkraft stützt. Die Demokratie, die aus der bolschewistischen Diktatur heranwächst, wird auch in dieser Hinsicht nicht hinter den anderen Staaten zurückbleiben. Sie wird genauso nicht nur über die Freiheit, sondern auch über das Leben ihrer Untergebenen verfügen und einzelne Aufständische sowie Massenaufstände unterdrücken.
Die von den Bolschewiki gegründete „sozialistische Armee" ist verpflichtet die Sowjetmacht zu beschützen, egal welche Wendungen die Anführer des bolschewistischen Zentrums vorzunehmen gedenken. Wird die Enteignung der Reichen aufhören, wie es im Moment beschlossen wurde, wird die bolschewistische Diktatur vorwärts zum So-

zialismus schreiten, wird eine noch engere Versöhnung mit der Bourgeoisie stattfinden, wird die bolschewistische Regierung zum Kapitalismus zurückkehren - egal was passiert, sie glaubt das Recht zu haben, der Arbeiterklasse eine Wehrpflicht aufzuerlegen.
Die Sklavenpflicht, die der Arbeiterklasse von allen ausbeuterischen Klassen auferlegt wurde - die Pflicht, in einem Krieg ihre Unterdrücker und deren Reichtümer zu verteidigen - ist in der Sowjetrepublik nicht verschwunden. Hier versucht man den Arbeitern einzureden, daß diese Pflicht Ausdruck eines besonderen Vertrauens ist, das der Arbeiterklasse erwiesen wird. Sie allein verdient die Ehre, Blut für ihr Vaterland zu vergießen, das mit dem leeren und falschen Namen „sozialistisches Vaterland" ausgeschmückt wird. Als Belohnung für die Ehre werden die Soldaten des Sozialismus, wie die Bolschewiki hoffen, in der nahen Zukunft ebenso tapfer kämpfen, wie es die Armeen des Konvents und des Direktoriums von Napoleon getan haben.
An der inneren Front sind die sozialistischen Militäreinheiten nicht nur dazu verpflichtet die Sowjetmacht vor der Konterrevolution zu verteidigen. Seit den ersten Tagen des Oktoberumsturzes lernen sie mit „Blut und Stahl" Eigentum zu verteidigen, indem sie Diebe und Plünderer auf der Stelle erschießen. Die kommunistischen Krieger üben jetzt, wie man Disziplin und Ordnung wieder herstellt, indem sie ihre gestrigen Genossen brutal niedermetzeln, die keine Zeit hatten zu verstehen, daß bei dem neuen Kurs die kommunistische Regierung die Ausschweifungen der Roten Armee nicht mehr braucht und Menschen deswegen erschießt, weswegen sie gestern noch belohnt wurden. Die sozialistischen Krieger, die so geschult werden und sich den sich ständig ändernden Befehlen ihrer Führer beugen, werden zweifellos die „revolutionäre Arbeitsdisziplin" durchsetzen, die Aufstände der Hungernden unterdrücken und den Aufruhr der Arbeiter und Arbeitslosen zähmen.
Solange die Arbeitermassen nicht zu einem neuen Kampf aufstehen und bestimmte Forderungen aufstellen, solange dem „neuen Kurs" und den Abschweifungen der Bolschewiki kein Ende gemacht wird, wird sich der bürgerliche demokratische Staat weiterentwickeln und dabei alle Mittel der Unterdrückung und der Gewalt gegen die Hungernden, Ausgebeuteten und Unterjochten vermehren.
Auf diese Weise erschafft die marxistische Diktatur in Rußland einen neuen starken Volksstaat der bürgerlichen Gesellschaft, nachdem sie vorher den alten hilflosen Staat gründlich vernichtet hat.
Alle revolutionären Versuche der russischen Marxisten haben bewiesen, daß der „wissenschaftliche Sozialismus" - der Anreger der sozialistischen Bewegung in der ganzen Welt - die bürgerliche Ordnung nicht stürzen kann und nicht stürzen will. Aber das ist noch nicht genug - in einer tiefgreifenden sozialen Revolution, die für Rußland unvermeidlich geworden ist und als Epilog des Weltkrieges auch für andere Länder unvermeidlich werden kann, zeigt der marxistische Sozialismus den bürgerlichen Demokratien der Welt einen beispielhaften Weg zur Rettung des ausbeuterischen Regimes und präsentiert ihnen ein unschätzbares Mittel als Schutz vor den Arbeiterrevolutionen.

Die Konterrevolution der Intelligenz

Die Eroberung des Staatsapparates ist für die sozialistische Demokratie einer der wichtigsten Momente der Arbeiterrevolution, schon allein mit diesem Akt wird ihr zufolge die bürgerliche Gesellschaftsordnung gestürzt. Wenn der bolschewistische Umsturz von den Arbeitern anerkannt ist und die Sowjetmacht sich überall behauptet hat, werden allein dadurch ganz Rußland und seine Reichtümer zum Eigentum der Arbeiter. Mit dem Auseinanderjagen der Verfassungsgebenden Versammlung und aller anderen demokratischen Institutionen, die von der ganzen Bevölkerung gewählt wurden, verlieren die Kapitalisten ihre elementaren Rechte und jede Möglichkeit zur Teilnahme an der gesetzgebenden Tätigkeit des Staates; also behaupten die Bolschewiki, daß die Bourgeoisie damit entwaffnet und jeder Kraft behoben ist, der Diktatur der Arbeiterklasse Widerstand leisten zu können.

Aber schon am zweiten Tag des Oktoberumsturzes hat die Bourgeoisie überzeugend bewiesen und daran erinnert, daß ihr nur ein Teil der Macht genommen wurde, daß kein politischer Umsturz die Kraft hat, ihr die Macht zu entziehen, daß keine Staatsmacht der Arbeiter mit welchen politischen Mitteln auch immer, mit keiner Verfolgung und keinem Terror sie überwältigen und ihr die Kraft und auch die Mittel entziehen kann, ihr erfolgreich den Widerstand zu leisten.

Der Schlag, den die Bolschewiki in den ersten Tagen der Diktatur erlitten haben, kam für sie ganz unerwartet. Das war umso schlimmer, als ihn nicht die Kapitalisten selbst ausgeführt haben, sondern jene besondere Klasse der bürgerlichen Gesellschaft, die von den Sozialisten und den Bolschewiki zum Lager der „Werktätigen" gezählt wurde; diese Klasse haben sie immer vor den bösartigen „verleumderischen" Beschuldigungen, sie sei bürgerlich, verteidigt.

Als Verteidiger des bürgerlichen Regimes, gegen die Drohungen von Lenin, dieses Regime zu stürzen, ist die Intelligenz aufgetreten. Sie ist als eine Armee von Werktätigen aufgetreten mit ihren Berufsgenossenschaften, mit einem Kampfmittel der Arbeiter - dem Streik - und hat in der ganzen Welt laut ihre Klage über die Bolschewiki, die sie unterdrücken und terrorisieren, verkündet.

Die Abwehr der Intelligenz war so stark, daß dadurch die bolschewistische Partei fast in zwei Lager gespalten wurde und die ganze bolschewistische Diktatur einer Gefahr aussetzte: die barmherzige bolschewistische Intelligenz wollte keine harten Mittel gegen die „werktätige Masse" der streikenden Beamten einsetzen, die ihr so ans Herz gewachsen war.

Die Arbeiter dagegen zeigten sich von dem Streik der Intelligenz nicht verwundert, weil sie diese zur Bourgeoisie gezählt haben. Die Arbeiter brauchen keine Beweise dafür, daß die Intelligenz eine bürgerliche Klasse ist. Sie sehen sehr gut, daß die privilegierten großen Einkommen der Intelligenz aus der Ausbeutung der körperlichen Arbeit stammen und sich auf die Sklavenrationen der Arbeiter stützen. Die Arbeiter wissen, daß die großen Einkommen der Intelligenz ein Teil des Gewinns sind, der ihnen vom Arbeitgeber und dem Staat als Steuer entrissen wurde, um den großzügigen Unterhalt der privilegierten Beamten zu sichern. Man sollte sich nicht wundern, daß diese ganze brüderliche Gemeinschaft zusammen mit den Kapitalisten und Gutsbesitzern gegen die Arbeiterrevolution rebelliert hat, deren erste Aufgabe die Vernichtung ihrer Einkom-

men ist. Was die Vertreter der unteren Schicht der Intelligenz betrifft, so sind sie denen der höheren Schicht aus Wichtigtuerei und bürgerlichen Vorurteilen gefolgt, so wie ein Kleinbauer dem Gutbesitzer folgt.
Eine ganz verblüffende Wirkung hatte die Sabotage der Intelligenz auf die bolschewistische Intelligenz. Diese hat ihr Leben lang zusammen mit anderen Sozialisten gelehrt, daß der Sozialismus die Befreiung des gesamten Proletariats bedeutet, nicht nur der Arbeiter, sondern auch der Intelligenz. Wie soll man jetzt den Sozialismus verwirklichen gegen den einstimmigen Willen der ganzen Intelligenz und ihr denselben Krieg erklären wie den Kapitalisten und Grundbesitzern?
Der Oktoberumsturz, der von den Bolschewiki mit einem Aufruf zur sofortigen Verwirklichung des Sozialismus verbunden worden war, hatte seinen Höhepunkt in einem mächtigen Volksaufstand und war für die Bourgeoisie eine tödliche Gefahr. Die Macht gelangte aber in die Hände der Marxisten, die wegen ihrer Fähigkeit bekannt sind, den Arbeiteraufstand in einem für die Bourgeoisie gefahrlosen Rahmen zu halten. Aber diese bolschewistischen Marxisten sind jetzt wie ausgewechselt; sie schüren das Feuer der Aufstände, ohne an die Schwierigkeiten zu denken, wie man es wieder löscht. Ihre nächsten Genossen, die Menschewiki, beteuern, daß die Anhänger Lenins von Marxisten zu Anarchisten geworden sind.
Die bolschewistischen Anführer haben die ersten Akte ihrer „Agitationsperiode" so mutig und vortrefflich gespielt, daß die bürgerliche Gesellschaft tatsächlich Angst bekommen hat. Es kam völlig unbeabsichtigt der Gedanke auf, daß die Diktatoren des revolutionären Sturmes die eroberte Macht wirklich zur Vernichtung des bürgerlichen Regimes nutzen könnten.
Die Sozialisten wissen es nicht, aber die Reichen fühlen instinktiv, daß ein Schlag möglich ist, der für das ausbeuterische Regime tödlich sein kann. Sich vor so einem Schlag zu schützen ist zur Überlebensaufgabe der Bourgeoisie geworden. Diese Aufgabe haben die Sabotage und die Streiks der Intelligenz voll erfüllt.
Einige Bolschewiki waren von dem revolutionären Elan der Arbeiterunruhen dermaßen begeistert, daß sie mit dem Gedanken spielten, aus dem marxistischen Milieu auszubrechen. Sie dachten über die Frage nach, wie man die Bourgeoisie vernichten könne, aber die Sabotage der Intelligenz hat dem ein Ende gesetzt und die Erinnerung an die auswendig gelernten Formeln geweckt, wie der von der Unmöglichkeit einer sofortigen Verwirklichung des Sozialismus, und sie somit wieder auf den Gedanken gebracht, daß man den Sozialismus nur allmählich aufbauen kann.
Die Bourgeoisie, die in den ersten Augenblicken der Oktoberrevolution sehr erschrocken war, bemerkte bald, daß es zum Verzweifeln keinen Grund gibt. Der Staatsmacht enthoben, vom Aufstand des ganzen Volkes betäubt, erwartete sie mit Schrecken ihr Ende; und auf einmal wurde ihr erklärt, daß ihr Ende auf keinen Fall sofort kommen wird, im Gegenteil, es wird allmählich und langsam kommen, nach allen sozialistischen Regeln, den fehlerlosen Methoden des wissenschaftlichen Sozialismus entsprechend; ihr Ende wird schmerzfrei in Form des allmählichen sozialistischen Aufbaues kommen. Und selbst dieser Aufbau wird nicht sofort beginnen; der fehlerfreien marxistischen Praxis entsprechend, ist eine vorangehende Vorbereitung in Form „einer Arbeiterkontrolle" nötig.

Ein moderner wissenschaftlicher Sozialist hat kein anderes Programm für den Sturz des bürgerlichen Regimes als die allmähliche Nationalisierung der Produktionsmittel. Man muß mit den Wirtschaftszweigen beginnen, die den Anforderungen einer hohen „Konzentration" entsprechen und für die Vergesellschaftung reif sind, damit Erfahrungen sammeln und so die Richtigkeit der sozialistischen Aufbaumethode überprüfen und beweisen und darf dann erst mit weiteren Nationalisierungen fortfahren. Dieses Programm, das von den versöhnlerischen Sozialisten ausgedacht wurde, damit die Aufhebung der kapitalistischen Produktion gewaltlos vor sich geht, ohne Aufstand, in Form eines „Hereinwachsens" des Kapitalismus in den Sozialismus, dieses wissenschaftliche Programm erweist sich im Augenblick der Revolution als auf kindliche Weise hilflos. Man nähert sich mit allen wissenschaftlichen Vorsichtsmaßnahmen dem gigantischen Organismus der kapitalistischen Produktion und nach langen Überlegungen wird nur ein Gelenk amputiert. Man wartet ab, bis die Wunde geheilt ist, um mit der Amputation weiterer Glieder zu beginnen. Aber die jahrhundertealte ausbeutende Gesellschaft ist sogar im Augenblick der Entwaffnung ihres Wächters - der Staatsmacht - keine Bühne für den sozialistischen Aufbau, kein Labor für wissenschaftliche Versuche. Sie ist eine Bühne des jahrhundertealten klassischen Kampfes, eines sozialen Krieges, und wenig erfolgreich ist der Sieger, der dem Besiegten nicht sofort die Quelle seiner Macht entzieht.

Das wissenschaftliche Programm des allmählichen sozialistischen Aufbaus ist ein Programm, um die Arbeitermassen zu umgarnen und zum Narren zu halten, ein sozialistischer roter Lappen, der die Arbeiter zur bürgerlichen und kleinbürgerlichen Diktatur treibt; es ist ein Einschläferungsmittel für die Massen, es verhindert die Revolution der Arbeiter. Dies ist die Rolle des Sozialismus in der ganzen Welt; dies ist die Rolle des bolschewistischen Kommunismus in der Oktoberrevolution.

Im dritten Monat der bolschewistischen Diktatur haben die Saboteure von der Intelligenz den Rückzug angetreten. Aber nur die ganz rechten Bolschewiki konnten deswegen laut über einen Sieg reden. Die Intelligenz hat aufgehört zu streiken, weil der Bolschewismus gar nicht so Furcht einflößend war, wie es in den Oktobertagen schien. Alle haben allmählich verstanden, daß die geforderte Angleichung des Einkommens der Intelligenz und der Arbeiter, daß alle derartigen Verfügungen und Androhungen nichts als Demagogie sind, um die Arbeitermassen zu beschwichtigen. Alle haben gesehen, daß die bolschewistischen Nationalisierungen keine feste und unbeugsame Tendenz zur Aufhebung des bürgerlichen Regimes darstellen; es sind nur „sozialistische Experimente", die von der Intelligenz mit ihrer vernünftigen Anerkennung der bolschewistischen Macht verlangsamt und sogar ganz gestoppt werden können. Deswegen hat die Bourgeoisie die weitere Bezahlung der Verweigerer als überflüssig angesehen, deswegen haben die Saboteure Bereitschaft gezeigt, mit der Sowjetmacht Frieden zu schließen.

Aber der Rückzug der Saboteure bedeutet nicht, daß sie nicht mehr streiken werden, sollten die bolschewistischen Nationalisierungen wieder anfangen, besonders die Nationalisierungen der wichtigsten Industriezweige, die die Grundlage der bürgerlichen Gesellschaft bilden. Jeder Bolschewik versteht, daß beim ersten Versuch einer Enteignung der Industriellen und einer Einschränkung des hohen Einkommens der Fachkräfte in einem beliebigen Industriezweig, bei jedem Versuch, das kapitalistische Re-

gime zu stürzen, zweifelsfrei ein neuer Streik der Beamten ausbrechen wird, mit dem einzigen Ziel, das komplette Scheitern „der Arbeiterwirtschaft" zu verursachen. Was soll man tun? Wie soll man mit der Nationalisierung angesichts solcher Gefahr beginnen?
Um die Sabotage der Intelligenz zu unterdrücken, kann sich das sozialdemokratische Programm nichts ausdenken. Die Obstruktion der Intelligenz kann man mit einem grausamen Terror oder mit der nicht umsetzbaren Androhung eines Entzugs der Lebensmittelkarten nicht brechen.
Der Sinn der Sache ist der, daß ein Kampf mit der Intelligenz jedem sozialistischen Programm widerspricht. Die Sozialisten müssen die Intelligenz beschützen und nicht gegen sie kämpfen. Egal wie feindlich sie gegen die Arbeiter auftritt, bei den Sozialisten und auch bei den Bolschewiki muß sie „ein Teil des Proletariats" bleiben, der von den bürgerlichen Vorurteilen demoralisiert und eingewickelt wurde.
Ungeachtet dessen, daß in den entscheidenden Augenblicken, wie z. B. in den Oktobertagen, die Intelligenz sich als ein nicht weniger grausamer und hartnäckiger Feind der Arbeiterrevolution erwies, als selbst die Kapitalisten, verrät sie nach Überzeugung der Sozialisten ihre proletarischen Interessen, irrt sich nur vorübergehend, kann aber nicht zum Feind der Arbeiter erklärt werden. Ein Bolschewik kann nur versuchen, sie zur Vernunft zu bringen, aber er traut sich nicht ihr einen unversöhnlichen Krieg zu erklären. Ein Bolschewik als „echter, wirklicher" Sozialist, als Verteidiger und Vertreter der Interessen der Intelligenz, wird nie zu ihrem Feind. Den Willen der Kapitalisten erlaubt er sich zu unterdrücken, aber den Willen der Intelligenz muß er akzeptieren. Wenn die ganze Intelligenz einstimmig gegen „die sozialistischen Experimente" protestiert, muß ein Bolschewik dieses beachten und den Kampf mit dem kapitalistischen Regime stoppen oder wenigstens verlangsamen.
Der marxistische Verstand der Bolschewiki, der einen Weg für weitere Nationalisierungen sucht, wird unter dem Druck der Sabotage der Intelligenz, die für ihn unüberwindbar ist, auf fatalistische Weise zum hilflosen Nachschlagen in den verschimmelten sozialistischen Utopien verurteilt.
Vielleicht sollte man alle Ingenieure und Techniker auf seine Seite ziehen? Oder soll man vielleicht in verschiedenen Arbeiterkursen das nötige Fachpersonal ausbilden, das für die Industrie notwendig ist? Aber die russische und ausländische Bourgeoisie zerschlägt die Revolution noch bevor dieses Unternehmen Früchte trägt.
Vielleicht sollte man warten, bis die Mitglieder der Betriebskomitees unter der Arbeiterkontrolle die Fachkenntnisse der Ingenieure erlernen? Aber auch dieses Märchen enthält nur leere Versprechungen, dient aber nicht der wirklichen Führung einer hoch entwickelten Produktion. Während der Oktoberrevolution haben die Bolschewiki gehofft, wie dies alle Sozialisten bei ihren „Angriffen" auf das Kapital tun, die Intelligenz von der Bourgeoisie zu trennen. Aber die Intelligenz war, zusammen mit all den Sozialrevolutionären und Menschewiki, entschieden für die bürgerliche Ordnung und gegen die Arbeiterrevolution. Im Ergebnis konnten die Bolschewiki die Intelligenz nicht auf ihre Seite ziehen, sondern sind vor ihr selbst und auch vor ihrem Erzeuger und Ernährer, der bürgerlichen Gesellschaft, zurückgeschreckt. Nach jeder neuen Abwehr von Seiten der Intelligenz wiederholten die Bolschewiki bestürzt, daß sie sich wahrscheinlich viel zu schnell vorwärts bewegen. Sie sahen die Garantie ihres Erfol-

ges schließlich in der Verlangsamung der Vorwärtsbewegung, in der Abschwächung des Drucks auf die Bourgeoisie. Sie dachten eine Lösung zu finden, indem sie sich immer weiter von ihr entfernten.
Auch wenn man die Enteignung der Bourgeoisie in die Länge zieht, wird bei jedem ernsthaften Schritt in diese Richtung aufgrund einer einfachen Bedingung - der naiven Art und Weise der Enteignung der Bourgeoisie auf Kredit - unvermeidlich ein Streik der Intelligenz ausbrechen. Die bolschewistischen Expropriateure enteignen immer nur eine Gruppe der Besitzer der Reichtümer, ohne an die Reichtümer der ganzen Bourgeoisie zu gehen. Diese Reichtümer dienen als Vorrat, um die sabotierende Intelligenz im Laufe ganzer Monate zu unterstützen.
Der Sozialist kann nicht begreifen, daß man mit einer Schritt für Schritt erfolgenden Enteignung der Bourgeoise die Intelligenz nicht von den Kapitalisten trennen kann. Statt nacheinander die einen oder die anderen anzugreifen, sollte man eine gleichzeitige allgemeine Enteignung durchführen, und so mit einem Schlag die Existenzbasis der Groß- und Mittelbourgeoisie vernichten, um auf diese Weise den Widerstand der Intelligenz und die andauernden Streiks zu unterbinden.
Somit stellt der Sturz der bürgerlichen Gesellschaftsordnung für einen Sozialdemokraten, der auf den Widerstand der Intelligenz stößt, eine unüberwindliche Schwierigkeit dar. Er wird wieder einmal mit den Menschewiki und Sozialrevolutionären einverstanden sein, denen zufolge „eine sofortige Verwirklichung des Sozialismus unmöglich ist". Der kommunistische Bolschewik muß zu dem vulgären sozialistischen Märchen zurückkehren, in dem erzählt wird, daß die Arbeitermassen ihr Leben lang der Unfreiheit der körperlichen Arbeit verhaftet bleiben, um irgendwann in der weiteren Zukunft dank der Hilfe kultureller Bildungsorganisationen und Volksuniversitäten, die einmal entstehen werden, die gleichen Kenntnisse wie die Intelligenz zu haben.
Der Bolschewismus hat die Bourgeoisie bedroht, konnte und wollte aber diese Bedrohung nicht verwirklichen. Er ist vor dem Willen der Intelligenz zurückgeschreckt.
Die russische Intelligenz, die wegen ihres Rebellentums bekannt und weitgehend sozialistisch orientiert ist, diese edle russische Intelligenz hat, angeleitet von den gestrigen Revolutionären mit Märtyrerkränzen auf ihren Köpfen, die Bourgeoisie vor dem Untergang gerettet - vor der Arbeiterrevolution.
Aber die Intelligenz will diesen Sieg nicht feiern und auch nicht bekannt machen. Sie möchte, daß die Arbeiter ihre Verdienste um die Bourgeoisie ganz schnell vergessen, weil sie auch weiterhin der beste Freund der Arbeiterklasse bleiben will und davon träumt, sie im Laufe der Jahrhunderte des bürgerlichen Fortschritts zum „vernünftigen Sozialismus" zu führen.
Genauso neigen auch die Bolschewiki dazu, nicht an die bürgerlichen Heldentaten der Intelligenz während der Oktoberrevolution zu denken. Auch für sie soll die Intelligenz offensichtlich ein Teil der proletarischen Armee bleiben. Egal wie viele Arbeiter von den weißen Garden der Intelligenz erschossen wurden, egal wie oft die Intelligenz gegen die Arbeiterklasse streikte, die Bolschewiki werden sie nie zur bürgerlichen Klasse zählen.
Die Bolschewiki werden mit den Unterstützern der Weißgardisten und den Saboteuren, mit all den Sozialrevolutionären, Menschewiki, mit der ganzen „sozialistischen

Front", enge Beziehungen pflegen, egal wieviel Blut die Arbeiterklasse für die Verteidigung derselben Bolschewiki vor ihren sozialistischen Gegnern vergießen wird.
Aufgrund einer unzertrennlichen Verbindung mit der Intelligenz haben sich die Bolschewiki eine Zurückhaltung auferlegt und ungeachtet des Streites mit den Menschewiki und den Sozialrevolutionären werden sie selbstverständlich in die sozialistische Familie zurückkehren und sich bemühen, aus eigener Kraft den Abgrund zuzuschütten, der sich am Ende des blutigen Kampfes zwischen den Versöhnlern und den bolschewistischen Massen im Lauf des vergangenen Winters gebildet hat.
Sie werden argumentieren: Warum soll man sich an den Haß und an die Grausamkeiten der Weißgardisten und Saboteure erinnern, wenn sie doch das ganze bereuen und jetzt der Arbeiter- und Bauernregierung dienen wollen? Warum soll man sich nicht bemühen, die boshaften Parolen der Intelligenz, wie „Weg mit dem Bauernsozialismus!", „Weg mit der Herrschaft der Arbeiter!", zu vergessen?
Andererseits - soll man wirklich auf den Forderungen bestehen, die im Eifer des Gefechtes sichtlich übertrieben wurden? Es ist ja unmöglich, an die sofortige Verwirklichung der Arbeiterrevolution in Rußland zu denken! Die Rede war von einer Arbeiter- und Bauerndiktatur, wird sich der Bolschewik erinnern, von einer demokratischen Diktatur, die auch von allen anderen „Internationalisten" anerkannt wird. Konnten die Arbeiter wirklich ein sofortiges Verschwinden der Bourgeoisie erwarten? Nein, die Rede war nur von einer Arbeiterkontrolle, die die Alleinherrschaft der Kapitalisten beschränkt. Es ist auch unmöglich, an die sofortige volle Verwirklichung des Sozialismus zu denken. Man muß die Möglichkeit verteidigen, über den von Lenin angesprochenen „Staatskapitalismus" ein sozialistisches Vaterland aufzubauen. Werden die Volkstümler und Menschewiki ein solches sozialistisches Vaterland ablehnen? Im Gegenteil, ein Aufbau auf der Basis eines Bündnisses zwischen Arbeitern und Bauern ist dem Bündnis zwischen Bauern und Bourgeoisie von Tschernow und dem zwischen Arbeitern und Bourgeoisie von Liber und Dan sehr ähnlich.
Wenn der Preis der Arbeiteraufstände und Siege in der falschen Münze ausgedrückt wird, die sich Sozialismus nennt, wird mit den Arbeitern zur Freude aller Parteien der Intelligenz immer falsch abgerechnet. Die Arbeiter schätzen in ihrem Glauben an die Intelligenz den Sozialismus als Goldwert, aber er ist bestenfalls nur Kupfer.

Enteignung der Bourgeoisie

Gleich zu Beginn der Arbeiterrevolution müssen Nichtstuer aus der Gesellschaft verschwinden, alle Gesellschaftsmitglieder müssen arbeiten. Die Arbeiterrevolution erreicht dies nicht mit Hilfe grober, primitiver Mittel, die die bolschewistische Regierung vorhat einzusetzen, nicht mit „einer allgemeinen Arbeitspflicht", deren Ausführung die eine oder andere Polizei kontrollieren soll, in diesem Fall die Rotgardisten.
Die Arbeiterrevolution wird die Reichen zur Arbeit zwingen, indem sie ihnen ihre Reichtümer wegnimmt, die ihnen die Möglichkeit geben, nichts zu tun.
Die Sowjetmacht spürt, daß die Arbeiter von „ihrer Arbeiterdiktatur" erwarten, daß die Reichen zur Arbeit gezwungen werden; aber sie findet kein anderes Mittel, als die Arbeitspflicht; sie kann es nur den Staaten nachmachen, die sich im Krieg befinden und die in einer schweren Stunde die Arbeitspflicht zum Schutz des bürgerlichen Vaterlan-

des eingeführt haben. Aber das beweist, daß die Sowjetmacht es nicht vorhatte und es auch in der nahen Zukunft nicht vorhat, der Bourgeoisie ihre Reichtümer wegzunehmen.
Der Kampf im Oktober hat gezeigt, daß der Feind der Arbeiterrevolution und Beschützer des ausbeutenden Regimes nicht nur der Kapitalist, der Inhaber der Fabrik ist, sondern auch die Intelligenz, die Kenntnisse besitzt und diese für ein herrschaftliches Einkommen verkauft. Die satte Intelligenz hat zum Schutz ihrer Lage beschlossen, die Herrschaft der Arbeiter nicht zuzulassen; sie hat die technische Leitung der Industrie abgelehnt, ohne die die Arbeiter die Revolution nicht weiterführen konnten.
Aber der Erfolg und die Ausdauer des Streiks der Intelligenz waren nur möglich dank der Unentschlossenheit der Sowjetmacht, alle angesammelten Reichtümer an sich zu nehmen.
Die Bolschewiki haben der Tatsache, daß die Streiks der Intelligenz von den Reichen finanziert wurden, wenig Beachtung geschenkt. Da die Streiks in den Banken, in den Räten und andernorts finanziert wurden, dachten die Saboteure, warum sollen wir uns nicht ausruhen, wo wir doch noch unseren Lohn bekommen. Und vor allem, wenn die Reichen zahlen können, wenn die Reichtümer immer noch in ihren Händen sind, dann sind sie immer noch eine Kraft, die es mit der bolschewistischen Diktatur aufnehmen kann und ihr Kapital kann stärker sein als die bolschewistische Macht. Wenn die Saboteure nicht bezahlt würden, würden alle Angehörige der niedrigen Intelligenz schon bald hungern. Aber sie werden von der Arbeiterrevolution, die nur das Einkommen der großen Herren einschränkt, nicht bedroht. Bei der kleinsten Not würde die ganze Masse von kleinen Beamten mit der Arbeit beginnen und alle Betriebe und Ämter würden weiter funktionieren.
Wenn man die Möglichkeit der Finanzierung der Streiks der Intelligenz durch die Reichen verhindert, werden diese entweder überhaupt nicht mehr ausbrechen oder nach ein oder zwei Wochen wieder aufhören. Aber diese Finanzierung kann man nur mit einer Maßnahme abwenden: der gleichzeitigen Konfiskation aller Produktionsmittel, des ganzen Kapitals und aller angesammelten Reichtümer. Die gleichzeitige allgemeine Enteignung der Bourgeoisie macht die Streiks der Intelligenz unmöglich, genauso andere Versuche der Intelligenz, die Produktion zu stören, die dann in die Hände der Arbeiter übergeht.
Die Beamten sind dann gezwungen, auf ihren Stellen zu bleiben und unter den neuen Bedingungen in den nationalisierten Betrieben weiter zu arbeiten. Es gibt auch keinen Ausweg für die höheren Beamten; auch sie sind gezwungen, sich mit der Angleichung ihres Gehaltes an eine Norm zufrieden zu geben, die bei einer allgemeinen Enteignung festgelegt wird, als Maximum, das kein Einkommen übersteigen darf.
Nur bei einer Enteignung, die gleichzeitig im ganzen Land durchgeführt wird, wird es keine Hindernisse geben, daß alle Fabriken und Industriebetriebe wie gewöhnlich weiter arbeiten.
Wenn man sich in der ersten Phase mit dem derzeitigen Ausmaß der Produktion zufrieden gibt, wird die Industrie in den meisten Fällen keinen Stillstand erleiden.
Nehmen wir an, daß die Sowjetmacht unter dem Druck der Arbeiter eine gleichzeitige allgemeine Enteignung durchführt. Dann werden die Arbeiter selbst, ohne spezielle Kommissare und Instrukteure, die Fabriken und Betriebe mit ihren Büros, Lagerhallen

und Kassen beschlagnahmen und in kürzester Zeit werden die Arbeiterkomitees die Produktion in jedem Betrieb in Gang setzen. Die Sowjetmacht selbst müßte dann die Enteignung nur in Großbetrieben durchführen, z. B. in Banken, Aktiengesellschaften, Genossenschaften - da, wo es wenige Arbeiter und viele Beamte gibt, die Gegner der Enteignung sind. Wenn man im Augenblick in Rußland alle Einkommen, die die Grenze von 10.000 Rubel pro Jahr übersteigen, als konfisziert erklärt, so müßten alle Fabriken und Betriebe, jedes Vermögen, das ein höheres Einkommen bringt, konfisziert werden und in die Hände der Arbeiter übergehen. An diese maximale Norm müßten alle Einkommen der höheren Intelligenz angeglichen werden.

Die allgemeine Enteignung, die auf diese Weise durchgeführt wird, vernichtet mit einem Schlag die Existenz der Groß- und Mittelbourgeoisie. Es ist klar, daß eine solche Enteignung einen noch größeren Kampfgeist bei der Bourgeoisie entflammen würde als „die sozialistischen Experimente" des Bolschewismus. Aber sie hätte nicht die Schutzmöglichkeiten, die sie jetzt im Kampf gegen die bolschewistische Diktatur besitzt. An jedem Ort würde bei der ersten Abwehr des bürgerlichen Widerstandes, bei dem ersten Sieg des Arbeiteraufstandes die Bourgeoisie ihre Reichtümer und damit jede Möglichkeit verlieren, weiter zu kämpfen. Auch wenn sie irgendwo weißgardistische Truppen organisieren könnte, hätte sie keine Mittel, um diese längere Zeit zu unterstützen; einen langen Bürgerkrieg im ganzen Land auszulösen wäre für die Bourgeoisie nach der Enteignung unmöglich. Die ganze Konterrevolution wird mit der Konfiskation der zusammengeraubten Reichtümer gelähmt.

Das sind die Vorzüge der Arbeiterrevolution vor der demokratischen und kleinbürgerlichen, auch vor der bolschewistischen Revolution. In einer bürgerlichen, demokratischen Revolution ist die Restauration früher oder später untervermeidlich, weil sie in ihrem Streben, die niedrigen Klassen an die Herrschaft der höheren Klassen anzuschließen, die alte ausbeuterische Klasse am Leben läßt und ihr die Möglichkeit gibt, die Restauration von innen, in der Revolution selbst zu organisieren. Diesem Schicksal können auch die Bolschewiki nicht entfliehen, weil sie sich endgültig von der Arbeiterrevolution abgewandt haben. Nur die Arbeiterrevolution, die die ausbeuterische Klasse enteignet und ihre Existenz beendet, ist in einem von der Revolution erfaßten Land vor einer Restauration von innen geschützt.

Die allgemeine und gleichzeitige Enteignung, die den Widerstand der Bourgeoisie an der Wurzel lähmt, die Sabotage und den Streik der Intelligenz abwendet, ist vor dem Scheitern gefeit, zu dem das bolschewistische und jedes sozialistische Programm einer allmählichen und schrittweisen Nationalisierung verurteilt ist. Die gleichzeitige Enteignung minimiert eine Krise und einen Zerfall der Industrie und kann unter günstigen Voraussetzungen einen solchen ganz verhindern, während das bolschewistische Programm einer auf Monate und Jahre verteilten Enteignung ihn unvermeidlich mit sich bringt.

Die Teilnationalisierungen, die von der bolschewistischen Macht durchgeführt werden, sind ein Signal für die ganze Bourgeoisie. Sie bemüht sich, den größten Teil ihres Vermögens in Geld umzuwandeln, die Produktion zu verringern und das Geld zu verstecken. Viele verlassen ihre Fabriken und Betriebe und nehmen das ganze Anlagekapital mit. Die bolschewistische Macht ist gezwungen, die verlassenen Betriebe aus der Staatskasse zu finanzieren, weil sie die Arbeiter nicht auf die Straße setzen lassen will.

Die Kapitalisten bringen es zustande, sich sogar die finanzielle Unterstützung anzueignen, die sich die Arbeiter von der Regierung verschafft haben.
Die Sowjetmacht hat das Schwert über die Köpfe aller Kapitalisten erhoben, aber bis sie sich traut es zu benutzen, wird die unvermeidliche Sabotage und ausbeuterische Wirtschaftsführung der Kapitalisten die Produktion ganz lähmen, noch grausamere Arbeitslosigkeit auslösen und den ökonomischen Zerfall, der vom langen Krieg, dann durch die Demoralisierung der Armee und der Industrie ausgelöst worden ist, bis zu den äußersten Grenzen ausdehnen. In Aussicht solcher Resultate ist es verbrecherisch und unsinnig auf dem Programm einer allmählichen Enteignung zu bestehen, das auf Monate und Jahre verteilt ist. Das bedeutet einen Mißerfolg aller Versuche zur Vorbereitung einer antikapitalistischen Wirtschaft.
Die Sowjetmacht ist gezwungen, viel Geld zur Finanzierung der Betriebe aufzutreiben, die konfisziert oder von Kapitalisten verlassen wurden. Das Budget erreicht phantastische Zahlen; die Gelddruckmaschinen arbeiten mit voller Kraft. Und jede neue Nationalisierung fordert die Kapitalisten zur Sabotage auf: Rette sich wer kann, entnehmt dem Umlauf so viel Geld wie möglich. Ungeachtet der Berge bedruckten Papiers gibt es kein Geld im Lande. Es wird hartnäckig und systematisch versteckt. Eine allgemeine und gleichzeitige Enteignung der Bourgeoisie setzt diesem systematischen Verschwinden des Geldes ein Ende.
Die Finanzierung der Fabriken und Betriebe wird gründlich vereinfacht. Um diese mit den nötigen Rohstoffen und Mitteln zu versorgen, braucht man kein großes Geld; alles wird aus den Lagerhallen und Einrichtungen zugestellt, die dem Staat gehören. Nur in seltenen Fällen wird das Nötige im Ausland bei Kleinunternehmern eingekauft.
Jedes Erzeugnis, jeder Stoff, der verschiedene Stufen der Bearbeitung durchlaufen muß, gelangt ohne Hilfe des Geldes von einer Fabrik in die andere, aufgrund von Schreiben und Quittungen, auf denen der wachsende Preis mit jeder Bearbeitungsstufe festgehalten wird. Auf diese Weise funktioniert die ganze Staatsindustrie, unabhängig vom Geldmarkt, und umgeht so die Hindernisse, die durch das Fehlen des Geldes verursacht werden.
Letztendlich ist die Erweiterung der Produktion für den sozialistischen Staat sogar in umfangreicherem Maße möglich als für den bürgerlichen, auch ohne Auslandskapital, ohne Anleihen u. a.
Der sozialistische Staat, der die Groß- und Mittelbourgeoisie enteignet, aber Millionen Kleinunternehmer weiter existieren läßt, wird natürlich viel Geld drucken, um die nationalen Arbeitskräfte zu bezahlen. Aber dieses Geld wird nicht mehr verschwinden und wird auch nicht mehr versteckt, es wird zum größten Teil in die Staatskasse zurückkehren. Die Ausgabe von Papiergeld wird den Kurs nicht senken, er wird einerseits durch das große Nationalvermögen, die Reichtümer des Landes, und nicht nur durch ein oder zwei Millionen in Gold, andererseits aufgrund der produktiven Ausgaben der nationalen Mittel für die Bezahlung der Arbeiter gesichert sein.
Das Programm der allmählichen Enteignung der Bourgeoisie hat sich selbst zum Mißerfolg verurteilt, indem es vor der neuen Methode der Wirtschaftsführung unnötige und unüberwindbare Hindernisse aufhäuft. Die nicht zu Ende geführte Enteignung löst einen nie da gewesenen und beispiellosen Zerfall der Wirtschaft im Lande aus. Die Existenz der Industrie kann von der bolschewistischen Macht nur mittels einer

Vergrößerung des Budgets in einem ungeheuerlichen Ausmaß gesichert werden. Neue teilweise Nationalisierungen durchzuführen bedeutet, das Budget mit neuen Ausgaben zur Finanzierung der Betriebe zu belasten und Milliarden Geldscheine für diesen Bedarf drucken zu lassen; bei einer gleichzeitigen und vollständigen Vergesellschaftung hätte man dazu kein Geld gebraucht. Die Erweiterung der sozialisierten Elemente der Wirtschaft vergrößert nur die Gefahr eines finanziellen Bankrotts, die für den kapitalistischen Staat charakteristisch ist, und man erreicht nicht einmal ansatzweise jene Einfachheit, Beständigkeit und Stärke, die von einer nationalen Produktion bei unverzüglicher Vergesellschaftung sofort erreicht wird.
Der bolschewistischen Wirtschaft bleiben nur zwei Alternativen; entweder mit der endgültigen allgemeinen Enteignung zu beginnen, oder jede weitere Nationalisierung abzubrechen und über die Zwischenetappe des „Staatskapitalismus" die alte kapitalistische Wirtschaft wieder herzustellen.
Warum haben sich die Bolschewiki nicht zu einer allgemeinen Enteignung der Bourgeoisie entschlossen? Sie sind diesem Umsturz ganz nahe gekommen, als sie davon redeten, daß man die Bourgeoisie „endgültig ersticken muß". Das könnte man bei der noch nie da gewesenen Einigkeit der Arbeitermassen ganz Rußlands leicht erreichen, leichter als das bolschewistische Vorhaben, eine geisterhafte Herrschaft der Arbeiter bei gleichzeitiger Existenz von Reichen zu erschaffen.
Die Bolschewiki haben keine Enteignung der Bourgeoisie vorgenommen, weil sie keine Arbeiterrevolution wollen, sondern eine demokratische, kleinbürgerliche Revolution. Sie sind keine Kämpfer für die Freiheit der Arbeiterklasse, sondern die Beschützer der unteren Schichten der existierenden bürgerlichen Gesellschaft und vor allem der Intelligenz. Als solche wollen sie einfach keine allgemeine Enteignung der Bourgeoisie. Aber nicht, weil ihnen die Kapitalisten leid tun. Nein, sie wollen keine allgemeine Enteignung, weil sie um das Schicksal der Intelligenz fürchten; eine allgemeine Enteignung wird gleichzeitig das herrschaftliche Einkommen der Intelligenz kürzen, wird dem Kampf der Arbeiter gegen die Nichtstuer einen Anschub geben, dem Kampf für die gleiche Bezahlung von geistiger und körperlicher Arbeit. Die bolschewistische Partei ist immer auch die Partei der Intelligenz, genauso wie alle anderen sozialistischen Parteien, die Menschewiki, die Sozialrevolutionäre u. a., die sozialistischen Parteien der ganzen Welt.
Jeder Sozialismus möchte in erster Linie die Intelligenz befreien und nicht die Arbeiter. Er lehrt, daß die Kapitalisten die einzigen Herrscher in der Gesellschaft sind, die nicht nur die Arbeiter, sondern auch die Intelligenz ausbeuten, und daß die einen wie die anderen im gleichen Ausmaß unterjocht werden.
Keine sozialistische Richtung, nicht einmal die ganz radikale wie der Anarchismus oder der revolutionären Syndikalismus, greift das Herrendasein der Vertreter der geistigen Arbeit an, obwohl die obersten Schichten der Intelligenz - große Gelehrte, hohe Staatsleiter, Industriefachkräfte - ein Einkommen haben, das dem der Großbourgeoisie gleich ist. Im Gegenteil, der Sozialismus bietet die Möglichkeit davon zu träumen, daß nach der Beseitigung der Kapitalisten und Einführung des sozialistischen Regimes das privilegierte Einkommen der Intelligenz unangetastet bleibt. Einige Vertreter des Sozialismus reden offen darüber. Es ist nicht schwer zu erraten, daß ein solches sozialistisches Vaterland sich durch nichts von einem bürgerlichen unterscheidet - der ganze

nationale Gewinn wird unter der Intelligenz verteilt, die Arbeiter aber verbleiben in der Unfreiheit der körperlichen Arbeit und werden zu Sklaven der gelehrten Welt.
Die Sorge aller Sozialisten und Kommunisten besteht also nicht darin, die Bourgeoisie insgesamt zu entfernen, sondern darin, daß der Intelligenz bei der Enteignung der Kapitalisten nicht geschadet wird. Das ist keine leichte Aufgabe. Die Sozialisten haben sich früh davon überzeugt, daß die Arbeiter, die „eine soziale Revolution" angefangen haben, sehr fordernd sind und mit dieser Revolution nichts anderes als eine sofortige Gleichstellung erreichen wollen. Die Sozialisten der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts haben beschlossen, daß die Arbeiter vorher „umerzogen", gedrillt und durch eine lange bürgerliche Schulung demoralisiert werden müssen, so daß die ungleiche Bezahlung der verschiedenen Arbeitsarten - geistig und körperlich - ihnen als notwendige Voraussetzung für die Existenz der menschlichen Gesellschaft erscheint und das herrschaftliche Einkommen der Intelligenz mit der höheren Bezahlung der qualifizierten Arbeiter gerechtfertigt wird; die privilegierte Lage der Intelligenz soll durch den Streit zwischen den qualifizierten und unqualifizierten Arbeitern gesichert werden, ohne den kein ausbeuterisches Regime existieren kann.
Da die Sozialisten aller Länder den Kampf der Arbeiter mit der Intelligenz fürchten, lassen sie, wenn auch unfreiwillig, die Kapitalisten in Ruhe, verschieben die Enteignung der Bourgeoisie und wandeln ihre zukünftige sozialistische Revolution in eine religiöses Märchen um, das vom Kommen des Gottesreiches auf Erden erzählt.
Die Enteignung der Bourgeoisie soll laut den sozialistischen Plänen erstens das hohe Einkommen der Intelligenz nicht verringern und zweitens keine übermäßigen Forderungen der Arbeiter verursachen und ihre Bezahlung aus dem nationalen Gewinn, der der Intelligenz zusteht, nicht vergrößern. Das sind die Sorgen der Sozialisten.
Die Arbeiter haben Sorgen, die diesen absolut entgegenstehen; sie wollen das hohe Einkommen der Intelligenz nach Möglichkeit verringern und den Gewinn, den die Kapitalisten beziehen, den aber nicht nur sie, sondern auch ihre Direktoren, Leiter und Fachkräfte bekommen, in ihr Einkommen zu verwandeln.
Die Sozialisten, die Beschützer der Intelligenz, brauchen für ihre Ziele eine allmähliche Nationalisierung der Fabriken und Betriebe und aller Produktionsmittel. Die Arbeiter aber brauchen eine gleichzeitige und allgemeine Enteignung.
Bei einer Teilnationalisierung können die Sozialisten ihre Ziele leichter umsetzen. Wie wird von der Sowjetmacht die Übergabe eines konfiszierten Betriebes in die Hände der Arbeiter durchgeführt, z. B. eines Metallbetriebes? Bis zur einfachen Beseitigung der Kapitalisten ist dies eine leichte Sache. Von der Bezahlung der Arbeiter ist nicht einmal die Rede. Die Arbeiter sind wie zuvor verpflichtet für einen Lohn weiterzuarbeiten, der durch einen Tarif festgelegt wird, der von den bolschewistischen Gewerkschaften für alle Betriebe dieses Wirtschaftszweiges ausgearbeitet und auch von privaten Unternehmern anerkannt wurde. Tariflöhne sind wie bekannt sehr bescheiden und gleichen nicht einmal die Teuerungen aus. Die bolschewistischen Tarife sind so, daß sie das Einkommen der Betriebsinhaber absolut nicht einschränken, das in den nationalisierten Betrieben vom Staat garantiert wird.
Wenn die Bolschewiki sich entschließen würden, einen ganzen Wirtschaftszweig zu nationalisieren, z. B. den metallverarbeitenden, würden alle dort beschäftigten Arbeiter in dieselbe Lage gebracht wie in einem einzelnen konfiszierten Betrieb. Die bolsche-

wistische Gewerkschaft und das Kommissariat für Arbeit würden keine Erhöhung der Arbeiterlöhne zulassen. Der Gewinn, den früher die Inhaber eingezogen haben, soll jetzt ihrer Meinung nach dem Staat und nicht den Arbeitern gehören; er soll somit zum Unterhalt privilegierter Staatsbeamter, Staatsführer und auch Aufklärer der Arbeiterklasse verwendet werden.
Die höheren Beamten und die Fachkräfte des Wirtschaftszweiges, der vergesellschaftet worden ist, würden sich bemühen, die vorherigen hohen Löhne zu bekommen, die ihnen zu zahlen die bolschewistische Macht jetzt auch bereit ist.
Eine solche Art und Weise der Abschaffung der Ausbeuter würde natürlich eine Empörung bei den Arbeitern auslösen. Wie kommt es, daß Ausbeuter aus einem ganzen Wirtschaftszweig verjagt werden und es keine Vorteile für die Arbeiter, keine Erhöhung ihrer Sklavenration gibt?
Deswegen entschließen sich Sozialisten nur in äußersten Fällen zur Enteignung. Im allgemeinen versuchen sie eine solche zu vermeiden und hinauszuzögern. Deshalb haben die Bolschewiki, nachdem sie im Oktober „den sofortigen Sozialismus" ausgerufen hatten, statt der Enteignung eine inhaltsleere utopische „Kontrolle" eingeführt. Jetzt versuchen sie zu beweisen, daß diese Kontrolle bis zur Vollkommenheit gebracht werden muß. Sie muß (nach Lenin) zur „genauesten" Berechnung und Kalkulation der Produktion und des Verbrauchs führen, was viel Zeit in Anspruch nehmen wird; ohne eine solche „genaueste" Kontrolle sei die Nationalisierung absolut unmöglich.
Wenn die Bolschewiki noch damit rechnen, daß man die Unzufriedenheit und Empörung der Arbeiter in einem Wirtschaftszweig mit Kleinigkeiten beruhigen kann, ist das bei einer allgemeinen Enteignung der Bourgeoisie unmöglich. Hier werden die Arbeiter ihr Ziel - Erhöhung ihrer Löhne - erreichen. Der ganze Gewinn, das ganze Einkommen der privilegierten höheren Beamten muß für die Erhöhung der Löhne der Arbeiter verwendet werden. Vor allem muß der Lohn der nicht qualifizierten Arbeiter erhöht werden, die momentan eine Hungerration bekommen.
Jeder Kampf der Arbeiter ist immer ein Kampf für eine bessere Bezahlung der körperlichen Arbeit, für die Erleichterung des Sklavendaseins der Arbeiter der niedrigsten Kategorie. So ist dieser Kampf auch im Laufe der letzten hundert Jahre geführt worden. Sozialisten aller Art haben sich dieses ganze Jahrhundert über bemüht, die Arbeiter von ihrem „niederträchtigen" Kampf für „einen Cent" abzulenken, und haben sie dazu aufgerufen, für „das hohe, saubere, lichte, sozialistische Ideal", manchmal auch für „alles" und „sofort" zu kämpfen. Aber die sozialistischen Aufrufe erweisen sich meistens als ein einfacher Betrug, ihre gelehrten Programme als leere Märchen.
Der einzige unwandelbare und fehlerlose Weg des Arbeiterkampfes in der ganzen Welt bleibt der Kampf für die höchste Belohnung der körperlichen Arbeit, genau das, was die Arbeitermassen immer und überall verteidigt haben, ihren sozialistischen Erziehern, Predigern und Betreuern zum Trotz.
In einer bürgerlichen Gesellschaft, in der das Einkommen der Besitzenden unantastbar ist, unter der Herrschaft des Kapitalisten, löst die Erhöhung des Arbeiterlohnes nur in seltenen Fällen keine Steigerung der Warenpreise aus und somit wird die Erhöhung des Lohnes oft durch die Preissteigerung der Konsumwaren zu Nichts gemacht.
Nach einer Enteignung der Bourgeoisie funktioniert die Erhöhung des Arbeiterlohnes ganz anders. Hier werden der ganze Gewinn und alle hohen Einkommen für die Ar-

beiter enteignet und bilden ihren Ertrag. Also kann und muß der Arbeiterlohn erhöht werden, ohne daß die Warenpreise steigen.
Die kommende Arbeiterrevolution wird auf dem Kampf für die höchste Belohnung der körperlichen Arbeit basieren. Wenn bei diesem letzten Ansturm die Bezahlung der körperlichen Arbeit mit der Bezahlung der geistigen Arbeit gleichgestellt wird - dann wird die jahrhundertelange Unfreiheit des arbeitenden Volkes unwiderruflich verschwinden. Schon am Ende der Revolution werden die Familien der Arbeiter und der Intelligenz über gleiche Mittel für die Kindererziehung verfügen; und in den kommenden Generationen wird man keine Millionen Menschen mehr finden, die noch vor ihrer Geburt beraubt wurden, die wie heutzutage ungebildet bleiben, nur zur körperlichen Arbeiter fähig sind und als Sklaven der bürgerlichen gebildeten Gesellschaft geboren werden.
Die Arbeiterevolution ist in ihrer ersten und letzten Phase und in ihrem gesamten Verlauf eine Enteignung der vermögenden Klassen zu Nutzen der Ausgebeuteten und für eine Erhöhung des Arbeiterlohnes. Zuerst müssen den Inhabern der Reichtümer, die über Jahrhunderte hinweg erschaffen wurden, ihre hohen Gewinne und privilegierten Einkommen entzogen werden, damit Reichtum und Zivilisation bei voller Vermögensgleichheit zum Eigentum aller Menschen werden.

Übersetzung aus dem Russischen: Erika König

Max Nomad

Weiße Kragen und schwielige Hände[1]

Tagtäglich werden in den Köpfen von politisch Unzufriedenen und „Spinnern" neue revolutionäre Theorien ausgebrütet. In Zeiten, die sich für ihre Verbreitung als günstig erweisen, finden diese neuen Evangelien, wenn sie von einer faszinierenden Persönlichkeit unterstützt werden, gelegentlich größere oder kleinere Gruppen von gläubigen Gewährsleuten. Dies ist besonders dann der Fall, wenn alte, ehrwürdige und angepaßte Parteien oder Protestbewegungen keine weiteren Anzeichen mehr zeigen, ihre Versprechen zu erfüllen. Aber noch öfter finden solche wenig bekannten Theorien ein ruhiges Grab in ungelesenen Büchern und Pamphleten. Als historische Kuriositäten werden ihre Ursachen in wissenschaftlichen Gesprächen erwähnt, aber nicht länger ernsthaft diskutiert. Aber auch das Ausbleiben der Anerkennung einer Idee während der Lebzeiten ihres Urhebers ist nicht immer ein Beweis dafür, daß sie keinen eigenständigen Wert hat. Denn sie kann das Schicksal mancher rein wissenschaftlichen Theorien teilen, die, nachdem sie hoffnungslos unter ungelesenen „Veröffentlichungen" begraben lagen, manchmal nach mehreren Jahrzehnten entdeckt und begrüßt werden.
Die russische revolutionäre Bewegung der letzten beiden Generationen hatte eben solche Nonkonformisten und Häretiker. Sie gingen ihren eigenen Weg jenseits der ausgetretenen Pfade der bekannten und „anerkannten" Strömungen des einheimischen „Populismus" (in seinen verschiedenen erfolgreichen Formen), der von den Bauern schwärmenden Intelligentsia und des westlichen Marxismus der gebildeten Unzufriedenen, die in den Industriearbeitern den Hebel zum Sturz des Zarismus und zur Europäisierung Rußlands sahen. Unter diesen „anerkannten" Strömungen kann auch der orthodoxe, „offizielle" kommunistische Anarchismus von Peter Kropotkin erwähnt werden, der die zukünftige russische Revolution als nichts anderes ansah als eine Wiederholung der großen Französischen Revolution.

---

1 Max Nomad, White Collars and Horny Hands, in: The Modern Quarterly, 3/Fall 1932 (Vol. VI), S. 68-76. Max Nomad (Max Nacht, 1881-1973), der zeitweise zu den Anhängern Machajskis gehörte, schildert seine diesbezüglichen Aktivitäten und Erfahrungen in seiner autobiographischen Schrift „Dreamers Dynamiters and Demagogues. Reminiscences" (New York 1964), insbesondere in dem Kapitel „Underground and After" (S. 103-150). Auch in anderen Büchern und Artikeln verweist Nomad immer wieder auf Machajski: Rebels and Renegades, New York 1932 (Neuauflage: Whitefish 2007), insbesondere S. 206-208; Apostles of Revolution, New York 1939 (revidierte Neuausgabe New York 1961); Aspects of Revolt, New York 1959 (Neuauflage: Whitefish 2007), insbesondere das Kapitel „The Saga of Waclaw Machajski" (S. 96-117); Political Heretics. From Plato to Mao Tse-Tung, Ann Arbor 1963, insbesondere das Kapitel „The ‚Workers' Conspiracy'" (S. 238-241); The Vicious Circle of a Champion of the „Know-Nots", in: The Anarchist Tradition and Other Essays, Typoskript 1967, S. 24-32; Machajski, Waclaw, in: Edwin R.A. Seligman/Alvin Johnson (eds.), Encyclopedia of the Social Sciences, Volume Nine, New York 1933, S. 654-655. Hingewiesen sei an dieser Stelle auch auf den Nachlaß Max Nomads im „Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis" (IISG) in Amsterdam („Max Nacht Papers 1892-1973"), der Materialien von und zu Machajski enthält, sowie in der Tamiment Library in New York („Max Nomad Papers 1902-1967"). Zur Biographie Max Nomads s. die vor kurzem erschienene Arbeit von Werner Portmann: Die wilden Schafe. Max und Siegfried Nacht. Zwei radikale, jüdische Existenzen. Mit einem Vorwort von Siegbert Wolf, Münster 2008.

Die angesprochenen Häresien entsprangen verschiedenen Quellen. Einige waren Ausläufer des erloschenen Anarchismus von Bakunin; andere entwickelten sich aus dem Populismus der Sozialrevolutionäre und wurden als „Maximalismus“ bekannt; und wieder andere hatten ihre Wurzeln in den Theorien von Karl Marx.
Allen diesen Häresien war, auch wenn sie theoretisch völlig unterschiedliche Wege gingen, eines gemeinsam: Sie lehnten die offizielle Annahme hinsichtlich des Charakters des zukünftigen russischen Aufstandes ab. In Bezug auf dieses bevorstehende Ereignis hatten sowohl die marxistischen Sozialdemokraten als auch die populistischen Sozialrevolutionäre ausschließlich die bürgerlich-demokratische Revolution im Sinn. Wenn die Sozialdemokraten manchmal von der „Revolution des Proletariats“ oder der „proletarischen Revolution“ sprachen, hieß das in einer gewissen Mischung aus Naivität und Ignoranz: die Kämpfer der Revolution sollten „Proletarier“ sein, aber das Ziel bestand darin, demokratisch zu werden, ein Begriff, der besser klang als „bürgerlich“. Die ursprünglichen „Populisten“ erkannten ebenfalls die Wichtigkeit der Handarbeiter im bevorstehenden Aufstand an, auch wenn sie sich hauptsächlich für die Bauern interessierten. In einer Diskussion zwischen Plechanow, dem Vater des russischen Marxismus, und Tikhomirov, damals noch der wichtigste Wortführer der terroristischen Gruppe „Volkswille“, fielen die bemerkenswerten Sätze, die, wie in einer Nußschale, den Standpunkt offenbaren, der von den naiven Populisten und ihren subtileren marxistischen Rivalen eingenommen wurde. Tikhomirov sagte: „Ich erkenne an, daß das Proletariat sehr wichtig für die Revolution ist.“ Plechanow antwortete darauf: „Nein, die Revolution ist sehr wichtig für das Proletariat.“ Dies war sehr scharfsinnig. Aber grundsätzlich stimmten die beiden Widersacher überein. Allerdings war der spätere Überläufer von den Populisten ins Lager des Zaren zynischer in seiner Bereitschaft, die Arbeiter offen als Werkzeug für seine, die bürgerliche Revolution zu benutzen; während der spätere marxistische Abtrünnige von den am Ende scheiternden Russen etwas vorsichtiger sagen wollte, daß die bürgerliche Revolution von überragender Bedeutung für die Arbeiter selbst sei. Die Arbeiter sollten ihre Wahl treffen...
Die Dissidenten bewegten sich jenseits der Idee einer nur bürgerlichen Revolution. Die unorthodoxen Anarchisten bestanden auf einem gnadenlosen terroristischen Kampf sowohl gegen die Bourgeoisie als auch gegen die Regierung, wobei das erhabene Ideal der „Anarchie“ ihr unmittelbares Ziel war, so unglaublich dies auch klingen mag. Sie waren die Romantiker der Revolution. Die nicht weniger heroischen, aber vernünftigeren „Maximalisten“ - die illegitimen Abkömmlinge der großen Partei der Sozialrevolutionäre - forderten die Nationalisierung der Industrien unmittelbar nach Eroberung der Macht. Dies forderte auch Trotzki, der frühere menschewistische Marxist, der während der ersten Revolution von 1905 viel weiter ging als die Bolschewiki.
Aber früher als all diese Häresien, die um die Zeit der ersten russischen Revolution (1905) entstanden, war in dem Milieu ein anderer Meister der Abweichung aufgetaucht, der - ursprünglich von Marx her kommend - schon bald einer ganz neuen revolutionären Theorie seinen Namen aufprägen sollte. Sein Name war Wacław Machajski - heute eine fast legendäre Person. In den Zirkeln der russischen Intelligentsia war er hauptsächlich als der böse „Makhayev“ bekannt, der versucht hatte, die Handarbeiter gegen ihre gebildeten Befreier aufzustacheln und einzunehmen. Bis zum heutigen Tag, mehr als zwei Jahrzehnte nachdem die mit seinem Namen verbundene Be-

wegung als organisatorisches Unternehmen verschwunden ist, wird der Begriff „Makhayevstchina" (die Ideologie Machajskis) in einem abwertenden Sinn gebraucht, um alle jene Tendenzen oder selbst Stimmungen innerhalb der sozialistischen Bewegung und der Arbeiterbewegung zu kennzeichnen, die auf die eine oder andere Weise auf einen gewissen Antagonismus zwischen Handarbeitern und Intellektuellen hinweisen.
Wacław Machajski, im russischen Teil Polens geboren, hatte seine revolutionäre Karriere als polnischer nationalistischer Student mit leicht sozialistischem Anstrich begonnen. Aber er sollte diese Ansichten im Laufe von fünf Jahren Haft in Warschau und Moskau sowie sechs Jahren Exil in einer der subarktischen Gegenden des nordöstlichsten Sibirien schon bald aufgeben. Einige Jahre vor seiner Haft hatte er die letzten Spuren seines jugendlichen Nationalismus abgeschüttelt und war revolutionärer Marxist geworden. 1892 veröffentlichte eine Gruppe von polnischen und russischen revolutionären Studenten in der Schweiz, beeindruckt von einem gewalttätigen Aufstand unter den Arbeitern von Lodz, dem polnischen Manchester, ein Manifest an die aufständischen Arbeiter. Machajski wollte die Schriften über die Grenze schmuggeln. Er wurde jedoch sogleich verhaftet und entwickelte während seiner Rückzugsjahre in der Subarktik, wohin von einem seiner Mitleidenden durch einen unglaublichen Glücksfall eine umfangreiche soziologische Bibliothek geschmuggelt worden war, seine eigenen Ansichten.
Der Ausgangspunkt seiner persönlichen Entwicklung war eine befremdliche Beobachtung. Alle sozialistischen Parteien in der Welt hatten lange vor dem Auftauchen der „revisionistischen" Abweichung von Bernstein angefangen, sich in respektable gesetzeshörige fortschrittliche Parteien zu verwandeln, die praktisch nichts anderes darstellten als der extreme linke Flügel der liberalen Bourgeoisie. Während sie mit revolutionären Tönen und proletarischen Parolen protzten und den Umsturz des kapitalistischen Systems versprachen, strebten sie tatsächlich kaum mehr an als die weitest mögliche Ausdehnung demokratischer Institutionen. Radikale oder revolutionäre Methoden erkannten sie immer dann an, wenn sie es für angebracht hielten, politische Rechte zu erringen. Aber diese Methoden wurden dann, wenn die Arbeiter auf ihren eigenen Lebensunterhalt zielende Forderungen aufstellten, als nicht geeignet angesehen. In den neunziger Jahren betrachteten die österreichischen Sozialisten den Generalstreik ernsthaft als Mittel zur Durchsetzung des allgemeinen Wahlrechts. Aber genauso ernsthaft lehnten sie die Idee ab, den gleichen Generalstreik zwecks Forderung des Achtstundentages einzusetzen. 1896, einige Jahre vor seinem Tod, sah der alte Wilhelm Liebknecht, Gründer der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, Freund und orthodoxer Anhänger von Marx, kein Problem darin zu sagen, daß „der Staat, der tatsächlich das allgemeine Wahlrecht eingeführt hat, somit gegen die Revolution geschützt ist" und daß „wir die einzige Partei der Ordnung in Deutschland" sind.[2] Dies war ein Jahr nach dem Tod des großen Lehrers Engels, der 1895 selbst zustimmend von den „pralle(n) Muskeln und rote(n) Backen" geschrieben hatte,[3] die die Sozial-

2 Das Zitat von Wilhelm Liebknecht konnte nicht nachgewiesen werden und wurde aus dem Amerikanischen rückübersetzt.

3 Friedrich Engels, Einleitung [zu Karl Marx' „Klassenkämpfe in Frankreich 1848 bis 1850" (1895)], in: Karl Marx/Friedrich Engels, Werke Band 22, Berlin 1972, S. 509-527, hier S. 525 (AdÜ).

demokratie aufgrund ihrer gesetzestreuen Taktik bekommen würde. Ähnliche Belege für linke bürgerlich-demokratische Tendenzen entdeckte Machajski auch in der Entwicklung des polnischen und russischen Sozialismus, dessen Repräsentanten jegliche Untergrundaktivitäten und alle revolutionären Energien der Arbeiter dazu benutzten, den Kampf ausschließlich auf das Erreichen des allgemeinen Ziels aller Schichten der fortschrittlichen Mittelklassen zu richten: den Sturz des Absolutismus und die Errichtung eines friedlichen kapitalistischen Systems nach westlichem Maßstab, unter dem die sozialistischen Parteien sich unweigerlich auf die gleiche Weise entwickeln würden wie ihre opportunistischen Ebenbilder im Rest Europas.
All diese Beobachtungen faßte Machajski in dem Text „Die Entwicklung der Sozialdemokratie" zusammen, der zum ersten Teil seines Buches „Der geistige Arbeiter" wurde. In diesen Jahren wurde mit Hilfe eines einfachen Hektographen eine kleine Anzahl von Kopien der „Entwicklung", die 1898/99 abgeschlossen wurde, hergestellt - wobei der Autor selbst zum ersten Opfer ihrer Verteilung wurde. 1900, als die Zeit seiner Verbannung abgelaufen war, machte er sich auf den Weg in das europäische Rußland, wurde aber unterwegs verhaftet. Da seine eigene illegale Schrift in seinem Besitz gefunden wurde, wurde er zu einer Verlängerung seines sibirischen Exils für weitere fünf Jahre verurteilt. 1903 gelang es seinen Freunden und Anhängern, seine Flucht nach Westeuropa zu organisieren.
Während der Zeit, in der Machajski seinen Standpunkt ausarbeitete, verwies seine Antwort auf den Opportunismus der sozialistischen Parteien, sowohl in ihrer offen zynischen „revisionistischen" als auch ihrer pseudorevolutionären „orthodoxen" Form, auf „eine Weltorganisation der Arbeiterklasse, ihre internationale Verschwörung und ihr gemeinsames Vorgehen" als den „einzigen Weg zu ihrer Herrschaft, ihrer revolutionären Diktatur und der Organisation der Eroberung der politischen Macht" (Die Entwicklung der Sozialdemokratie, S. 30). Indem er diesen Standpunkt einnahm, machte er einen kühnen Versuch, nicht nur den Opportunismus der sozialistischen Parteien der verschiedenen Länder zu überwinden, sondern auch die „Elemente von Opportunismus", die er bei den Lehrern selbst aufspürte. Seiner Meinung nach zeigten Marx und Engels „ein mangelhaftes Verständnis des Klassenwiderspruchs in der modernen Gesellschaft". Ein Widerspruch, dessen Dimension während des Pariser Aufstandes vom Juni 1848 vollständig offenbar geworden war, als die Arbeiter sich nicht nur „der monarchistischen Plutokratie, der oppositionellen ‚fortschrittlichen' Industriebourgeoisie, den ‚revolutionären' unteren Mittelschichten" gegenübersahen, „sondern auch der ganzen Masse der *privilegierten Angestellten* des kapitalistischen Staates, den Anwälten, Journalisten, Gelehrten - sogar denen, die ihnen nicht lange zuvor von der ‚Organisation der Arbeit' und von ‚Arbeiterassoziationen' vorgeschwärmt hatten". Die Dimension dieses Widerspruchs wurde von Marx und Engels ignoriert, die es in ihrem „Kommunistischen Manifest" für möglich hielten, daß Kommunisten „überall an der Verbindung und Verständigung der demokratischen Parteien aller Länder (arbeiten)" und „Demokratie" mit „Herrschaft des Proletariats" verwechselten, indem sie behaupteten, „daß der erste Schritt in der Arbeiterrevolution die Erhebung des Proletariats zur herrschenden Klasse, die Erkämpfung der Demokratie ist", und die während der deutschen Revolution von 1848 (nach der Veröffentlichung des „Manifests") sich selbst

tatsächlich in einem Ausmaß mit der Sache der liberalen Bourgeoisie identifizierten, das von ihren späteren Anhängern und Epigonen kaum übertroffen wurde.[4]
Dieser Standpunkt Machajskis, der eine Zusammenarbeit mit unterschiedlichen Schichten der Mittelklassen ablehnte und eine internationale geheime Organisation und ein gemeinsames Vorgehen zur „Eroberung der politischen Macht" forderte, war nur eine Übergangsphase in seiner Entwicklung. Im weiteren Verlauf seiner Analyse stellte er fest, daß das, was er nur für einen „Fehler" von Marx, nur für eine Unterschätzung der Dimension der Klassenwidersprüche durch den Lehrer und seine Anhänger gehalten hatte, etwas ganz anderes war. Tatsächlich handelte es sich um den bewußten oder unbewußten Ausdruck „einer sozialen Kraft, die sich sorgfältig im Kontext der sozialistischen Bewegung versteckt, für welche die Aussöhnung des Sozialismus mit der bestehenden Ordnung kein Fehler, sondern ein natürliches Interesse, ein unvermeidlicher Zwang ist". Diese soziale Kraft war „das wachsende Heer der geistigen Arbeiter, die neue Mittelklasse, die mit dem Fortschritt der Zivilisation die mittleren Schichten der Gesellschaft in sich vereinigt", und „das Konzept des Sozialismus des letzten Jahrhunderts wurde in Übereinstimmung mit den Klasseninteressen und den Plänen dieser Klasse ausgearbeitet". Mit anderen Worten heißt dies, daß die geistigen Arbeiter, eine zunehmende und privilegierte bürgerliche Schicht, deren Einkommen sich der den Handarbeitern abgezogenen „nationalen Überschußproduktion" verdankt, die Kämpfe der letzteren dazu benutzen um ihre eigenen bürgerlichen Klasseninteressen auszubauen. Ihre Aufnahme in das „Proletariat", gemeinsam mit den Handarbeitern, war ein irreführendes Konzept, so wie der Begriff „Volk" oder „Dritter Stand" von der aufstrebenden kapitalistischen Klasse benutzt wurde, um den Widerspruch zwischen ihr und den ausgebeuteten Schichten der Bevölkerung zu überdecken. Die Unterstützung, die den Arbeitern von dem unzufriedenen Teil der Intelligentsia in den frühen Kämpfen gegen die Kapitalisten gegeben wurde, erscheint somit nicht als ein Akt der Klassensolidarität und der selbstlosen Aufopferung, sondern als Mittel, um das Vertrauen und die Dankbarkeit der körperlich arbeitenden Verlierer sowie ihre Unterstützung für das Streben der Intellektuellen nach Herrschaft zu gewinnen. Der Kampf für mehr Demokratie im Rahmen des privatkapitalistischen Systems, ergänzt durch die Zunahme der Arbeitsplätze und anderer Möglichkeiten für die mittellosen Intellektuellen der unteren Mittelschicht, ist der erste Schritt in diesem Kampf. Als nächstes folgen die Bemühungen um einen schrittweisen[5] Übergang zum Staatskapitalismus (oder Staatssozialismus, was das selbe ist) - die zukünftige Form der Ausbeutung, in deren Rahmen die Privatkapitalisten den Weg für eine Bürokratie frei gemacht haben, in der sich die früheren Kapitalisten, die Intellektuellen und die autodidaktisch gebildeten und aufgestiegenen früheren Arbeiter zusammenfinden. Ein „Sozialismus",

---

4 Karl Marx/Friedrich Engels, Manifest der Kommunistischen Partei, in: dies., Werke Band 4, Berlin 1972, S. 459-493, hier S. 493 und 481 (AdÜ).

5 „Maximalistische" Tendenzen, die auf eine *unmittelbare* Revolution abzielen, existierten praktisch nicht mehr, seitdem die Schaffung demokratischer Institutionen in Westeuropa die große Masse von verzweifelten, *deklassierten* Intellektuellen einer früheren Zeit, die bereit waren, das existierende System mit Gewalt zu ändern, weitgehend eingebunden hatte. Eine erneute, von der späteren Entwicklung des Kapitalismus verursachte Überproduktion geistiger Arbeiter, verstärkt seit dem Großen Krieg, hat revolutionären Tendenzen zum Aufschwung verholfen, die auf die sofortige Einführung des Staatskapitalismus abzielen, basierend auf der Diktatur eines Teils der Intelligentsia.

in dem, kurz zusammengefaßt, Klassen nicht verschwunden sind und in dem Techniker, Sachbearbeiter, Verwaltungsbeamte, Erzieher, Journalisten usw., d.h. die Intellektuellen, die große Aktiengesellschaft bilden, die kollektiv - vermittelt durch den Staat - alle Reichtümer des Landes besitzt, und in der die „Besitzenden" sich so weit entfaltet haben, daß sie alle „Wissenden" in sich aufgenommen haben, während die „Unwissenden" die sich selbst reproduzierenden und niedrig bezahlten Roboter ihrer gebildeten Herren sind.
Nachdem Machajski einmal zu diesem Punkt vorgedrungen war, verlor die Eroberung der Macht durch die Arbeiterklasse jegliche Bedeutung. Denn eine solche Sache wie eine „Arbeiterregierung" konnte es einfach nicht geben. Die neuen politischen Machthaber würden, auch wenn man unterstellt, daß sie ursprünglich die uneigennützigsten Gefühle im Hinblick auf die körperlich arbeitenden Verlierer hegten, wenn sie einmal im Besitz der Macht sind, unweigerlich und unerbittlich ihre eigenen Klasseninteressen der gebildeten Verwalter des sozialistischen Staates durchsetzen, oder, in anderen Worten: Sie würden ihrem natürlichen Trieb folgen, sich als herrschende Klasse zu etablieren und sich an den dazu gehörenden Vorteilen erfreuen, die sich in einem höheren Einkommen und der Möglichkeit, diese Vorteile und die Möglichkeiten einer höheren Erziehung nur an ihre eigene Nachkommenschaft weiterzugeben, ausdrücken. Und unter dem neuen System würden die Handarbeiter, wie unter dem alten, ihren Kampf für höhere Löhne fortsetzen müssen, bis eine ökonomische Gleichheit erreicht wird.
Indem er auf den Kampf um die Macht verzichtete, begab sich Machajski automatisch in eine sehr schlechte Gesellschaft. Er wurde nun als „Anarchist" oder „Anarchosyndikalist" angesehen und zog mit diesem Etikett all jene Zuschreibungen von Utopismus, unpraktischem Idealismus und Sonstigem, was mit diesem Begriff verbunden wird, auf sich. Tatsächlich jedoch war seine Konzeption mit keinem dieser Attribute eines „anarchistischen Protestantismus" behaftet, wie er den instinktiven Protest der unduldsameren Elemente der Arbeiterklasse nannte, der seinen Ausdruck unglücklicherweise nur in extrem naiven Formulierungen fand.
Machajski predigte kein hochtrabendes Ideal, wie es die Anarchisten und ihre syndikalistischen Verwandten tun, die von einer langen - oder, wahrscheinlicher, nie endenden - Phase einer vorbereitenden „Erziehung" ausgehen, ehe das Ideal erreicht werden kann. Er forderte nicht die „Abschaffung des Staates am Tag nach der Revolution", wie es in den alten utopischen Phrasen der Anarchisten impliziert ist. Noch frönte er ihrem unschuldigen Zeitvertreib einer „Leugnung" oder „Verweigerung der Anerkennung" des Staates, der ihnen zufolge „ignoriert" werden sollte. Seine Sprache war grundverschieden von solchen, an Ghandi erinnernden Redeweisen. Indem er die Position des Handarbeiters einnahm, der an einem höheren Gewinnanteil in der Gegenwart und nicht an leeren Versprechungen für eine entfernte Zukunft interessiert ist, sprach er ausschließlich in Begriffen von Lohn oder unverzüglicher Barzahlung. Indem er sich in seiner Argumentation auf das Beispiel zahlloser spontaner Aufstände der hungernden Massen bezog, zeigte er auf, daß die Arbeiter bereit waren, jegliches Risiko für eine sofortige Verbesserung ihres Schicksals auf sich zu nehmen, wenn es sich um konkrete Dinge handelte - Löhne, Lebensmittel, Arbeit. Und er bestand darauf, daß das, was die Sozialisten der verschiedenen Richtungen taten, entweder darauf

hinauslief, solche Aufstände im Sande verlaufen zu lassen oder sie in einen politischen Kampf für mehr bürgerliche Demokratie umzubiegen, einen politischen Kampf, der in einer von der Wirtschaft beherrschten Welt nichts anderes als ein ökonomischer Kampf für alle Arten von einträglicher Arbeit für ihre gebildeten Führer mit ihren „sauberen Händen" war...

Von einigen als „Anarchist" angesehen, weil er den politischen Kampf um die Macht ablehnte, wurde Machajski von den Anarchisten manchmal als ein bloß revolutionärer Gewerkschafter angesehen, weil er alles Reden von einem „Ideal" ablehnte. Dem gleichen Argument folgte der Autor des Eintrages über Machajski (oder besser A. Volski, sein Pseudonym als Autor) in der Großen Sowjet-Enzyklopädie. Dort heißt es, daß Machajskis Aktivitäten „im wesentlichen gegen die revolutionäre Arbeiterbewegung, gegen ihren Kampf für den Sturz des Kapitalismus und die Diktatur des Proletariats gerichtet war. Statt für die Revolution sprach er sich für den Kampf um untergeordnete Teilforderungen aus." Bei allem fälligen Respekt für die Sowjet-Enzyklopädie scheint es fast, als ob der strenge Autor dieses Artikels zu starke Einwände erhebt. In jenen frühen Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts gab es keinen „Kampf für den Sturz des Kapitalismus und die Diktatur des Proletariats" in Rußland. Worauf die radikale Intelligentsia abzielte, war hauptsächlich ein Kampf für westliche Demokratie, für jene liberalen Freiheiten, die in der heutigen kommunistischen Konzeption nicht der Gipfel der proletarischen Bestrebungen zu sein scheinen. Auf der anderen Seite hatte die „revolutionäre Arbeiterbewegung" ihren eigenen Ausdruck in einem hohen Maße in dem spontanen wirtschaftlichen Generalstreik in Südrußland (1903) gefunden - eine Massenbewegung für „untergeordnete Teilforderungen" -, der von der radikalen Intelligentsia vollständig ignoriert worden war und der - wenn er Unterstützung von einer revolutionären Organisation erhalten hätte - sich zu einer unwiderstehlichen Revolte gegen das ganze bürgerliche System und nicht nur gegen das Zarenregime entwickelt hätte.

Tatsächlich waren diese verachteten „untergeordneten Teilforderungen" für höhere Löhne und kürzere Arbeitszeiten in Machajskis Konzeption der archimedische Punkt der Unterstützung, von dem aus er den Umsturz des bürgerlichen Systems ins Auge faßte. Im Grunde genommen, so seine Theorie, ist jeder wirtschaftliche Streik für höhere Löhne eine rudimentäre Revolte gegen den Parasitismus der privilegierten Klassen, der aber wegen dieses rudimentären Charakters meistens wirkungslos bleibt. Wenn sich der wirtschaftliche Streik für bessere Löhne, zusammen mit dem Kampf der Arbeitslosen für Arbeit, zu einem ausgedehnten und weit verbreiteten Generalstreik weiter entwickelt, stellt dies eine Herausforderung für die eigentlichen Grundlagen des bürgerlichen Systems dar, das auf der ökonomischen Ungleichheit und nicht nur auf dem Privatbesitz an den Produktionsmitteln basiert. Unfähig, den weit reichenden Lohnforderungen entgegenzutreten, die ihnen im Verlauf eines allgemeinen wirtschaftlichen Kampfes präsentiert werden, der zwangsläufig die Gestalt eines Massenaufstandes aller Enterbten annehmen kann, werden die Privatkapitalisten insgesamt gezwungen ihre Betriebe zu schließen. In der Folge wird der Staat dazu genötigt, deren Leitung zu übernehmen und somit zum einzigen Arbeitgeber - dem großen Supertrust,

der ein System verkörpert, das entweder „Staatskapitalismus“ oder „Staatssozialismus“ genannt wird.[6]

Unter einem System des Staatsbesitzes würden die Arbeiter Machajskis Meinung zufolge ihren revolutionären Kampf immer noch fortsetzen. Nicht um den „Staat abzuschaffen“, was kindisch wäre, denn der Staat als Instrument der Klassenherrschaft wird solange existieren, wie es eine eigenständige Klasse von gebildeten Verwaltern und Organisatoren aller Bereiche des wirtschaftlichen und öffentlichen Lebens gibt, die der Masse der ungebildeten Handarbeiter gegenüberstehen. Auch würde der Kampf nicht zum Ziel haben, die Regierung auszuwechseln, was ein nutzloser Zeitvertreib wäre, und nur zur Einsetzung einer neuen Gruppe von Intellektuellen oder autodidaktisch gebildeten früheren Arbeitern an Stelle der alten führen würde. Das einzige Ziel der Arbeiterkämpfe würde darin bestehen, den Staat dazu zu zwingen, die Löhne so lange zu erhöhen, bis die Handarbeiter ihren Lebensstandard dem ihrer gebildeten Herren angeglichen haben. Ein gleiches Einkommen würde sowohl für die Nachkommen der Techniker als auch derjenigen, die niedrige Arbeit leisten, eine Gleichheit in den Bildungsmöglichkeiten nach sich ziehen, und auf diese Weise eine klassenlose und konsequenterweise staatenlose Gesellschaft einleiten.

So viel zu Machajskis „Anarchismus“. Er selbst nannte seine Theorie weder Anarchismus noch Sozialismus. Einer seiner Anhänger schlug den Begriff „Egalitarismus“ vor. Seine Bewegung und seine Theorie blieben jedoch unter dem von seinem Namen hergeleiteten Begriff „Makhayevstchina“ bekannt, obwohl der offizielle Name seiner Organisation „Arbeiterverschwörung“ („Rabochi Zagovor“) lautete. Dies war vielleicht ein spätes Echo auf Babeufs „Verschwörung der Gleichen“; aber abgesehen von der Betonung der Einkommensgleichheit, die von den späteren sozialistischen Schulen abgelehnt wurde, gibt es wenig Ähnlichkeiten zwischen „Babouvismus“ und „Makhayevstchina“.

Nach seiner Flucht nach Westeuropa im Jahre 1903 hielt sich Machajski vorwiegend in der Schweiz auf, wo er die Druckversion der drei Teile seines Buches „Der geistige Arbeiter“, die Broschüre „Der Bankrott des Sozialismus des 19. Jahrhunderts“ und das eher populäre Propagandapamphlet „Die bürgerliche Revolution und die Sache der Arbeiter“ vorbereitete. Alle diese Schriften erschienen in russischer Sprache und die meisten von ihnen fertigte er selbst.

---

6 Die beiden Begriffe sind praktisch austauschbar, wobei der einzige Unterschied darin besteht, daß der Staatssozialismus ein „Sozialismus“ ist, der das kapitalistische Charakteristikum der Ungleichheit der Einkommen beibehält, während Staatskapitalismus ein Kapitalismus ist, der das „sozialistische“ Charakteristikum des Staatsbesitzes übernommen hat. Beides sind in der sozialistischen Terminologie abschätzige Begriffe, und werden nur dann benutzt, wenn von althergebrachten Politikern oder Konkurrenten aus dem radikalen Lager Versuche einer Sozialisierung unternommen werden. Denn dies würde zur Folge haben, daß die Verwaltungstätigkeiten der Regierungsmaschinerie in den Händen der jeweils anderen Genossen bleiben oder in diese übergehen würden, seien es normale Bürger oder ein irrender Bruder von der rot angehauchten oder roten Gruppe. Sozialisten - gleich ob extrem moderat oder radikal - sind sehr menschlich und jedes Projekt einer Reorganisierung, in dem ihre besondere Gruppe keine führende Rolle spielt, wird von ihnen als schlecht oder als Staatskapitalismus verdammt. Folglich ist das Sowjetsystem des Staatsbesitzes und der ökonomischen Ungleichheit, das von seinen Verteidigern unter Verwendung eines alten, von Karl Marx verwendeten Begriffs als „erstes Stadium des Kommunismus“ bezeichnet wird, von seinen marxistischen Widersachern von rechts und von links wiederholt als Staatskapitalismus tituliert worden.

Kaum hatte das letzte Blatt die Druckerpresse verlassen, als er Genf verließ und nach Rußland zurückkehrte, wo sich die Revolution von 1905 bereits im Stadium des Niedergangs befand. Mit einigen seiner Freunde aus dem sibirischen Exil begann er seine Untergrundaktivitäten unter den Arbeitern und Arbeitslosen in St. Petersburg. Seine Anhänger („Makhayevtzi" genannt) bekämpften die Absicht der revolutionären Intelligentsia, die Unzufriedenheit der Arbeiter in Richtung eines Kampfes für die bürgerliche Demokratie zu lenken. Trotz eines außerordentlich gewalttätigen Widerstandes seitens der sozialistischen Agitatoren aller Richtungen gelang es den „Makhayevtzi" auf den Versammlungen der Arbeitslosen ihre Resolutionen durchzubringen, in denen sie eine sofortige Unterstützung für die Arbeitslosen und eine umfassende Organisation öffentlicher Arbeiten forderten. Sie glaubten, daß eine Verbindung dieser Kampagne mit einem allgemeinen wirtschaftlichen Streik für höhere Löhne eine unwiderstehliche revolutionäre Front gegen die Bourgeoisie begründen und den Beginn einer weltweiten Arbeiterrevolution bilden würde.
Die Gruppe der Kämpfer wurde jedoch schon bald durch Verhaftungen zerschlagen und Ende 1907 mußte Machajski wieder flüchten. Er blieb bis zur Revolution von 1917 im Ausland, ehe er nach Rußland zurückkehrte.
Der Name seiner Gruppe „Arbeiterverschwörung" und der identische Titel der Schrift, die er 1908 veröffentlichte, brachten die Methode der von ihm befürworteten Organisation bestens zum Ausdruck. Noch bevor Lenin seine bekannte Entscheidung zugunsten einer strikt konspirativen Organisation aktiver Kämpfer und „Berufsrevolutionäre"[7] getroffen hatte - die einzig sichere Methode im zaristischen Rußland -, war Machajski mit der Idee einer weltweiten konspirativen Organisation hervorgetreten, unabhängig davon, ob die Länder sich einer politischen Demokratie erfreuten oder nicht. Er glaubte, daß die legale Form der Organisation der verschiedenen radikalen Parteien und Bewegungen ein Beweis für ihre gesetzestreuen und friedlichen Absichten hinsichtlich des existierenden status quo war oder zumindest der erste Schritt, eine solche Haltung anzunehmen. Ihr Sozialismus, so erklärte er, war nichts anderes als eine „Religion für die Sklaven der Handarbeit", ein müßiges Versprechen eines irdischen Himmels in einer entfernten Zukunft, weit jenseits der lebenden Generation, während die Prediger dieser Religion versuchten, möglichst komfortable Plätze in der gegenwärtigen kapitalistischen Hölle zu finden. Für Machajski war die Revolution der Arbeiterklasse eine allgegenwärtige Möglichkeit, die zu ihrer Verwirklichung einer gut durchdachten weltweiten geheimen Organisation bedurfte, die auschließlich damit befaßt ist, den Umfang der verstreuten spontanen Aufstände auszudehnen. Diese sollten zugunsten der Masse der Handarbeiter, insbesondere der angelernten und ungelernten, gegen die Bourgeoisie und ihren Staat gerichtet sein, wobei höhere Löhne und Arbeit für die Arbeitslosen entsprechend den von den streikenden Arbeitern aufgestellten Forderungen verlangt werden sollten. Dieser in Form von Generalstreiks und Aufständen einschließlich Fabrikbesetzungen und Beschlagnahme von Waren durch die Arbeiter vorangetriebene Kampf sollte so lange fortgesetzt werden, bis die höheren Ein-

7 Dieser Begriff wird nicht in dem abschätzigen Sinn verwendet, den er aus verschiedenen Gründen in der Gegenwart angenommen hat.

kommen aller privilegierten Klassen verschwunden und ökonomische Gleichheit durchgesetzt sein würde.
Machajski und seine Anhänger hatten bei ihren Versuchen, in St. Petersburg, Odessa, Warschau und anderen Orten eine von diesen Ideen inspirierte Bewegung zu schaffen, keinen Erfolg damit, eine größere Anzahl von führenden Kämpfern anzuziehen. Dies war im zaristischen Rußland in der Tat eine schwierige Aufgabe, wo all die Anhänger der verschiedenen Strömungen revolutionärer Ideen hauptsächlich daran interessiert waren, den Absolutismus zu stürzen und die Freuden der politischen Freiheit zu spüren, an denen man in Westeuropa Gefallen fand. In einer solchen Atmosphäre wurde das Argument, daß zivile Freiheiten und politische Demokratie für die große Masse und insbesondere für die ungelernten und arbeitslosen Arbeiter, die unabhängig von der Form der Regierung hungerten, nichts bedeuten, daß die Arbeiter ausschließlich an Massenkämpfen für höhere Löhne und Arbeit für die Arbeitslosen interessiert und daß die einzigen Nutznießer des Kampfes für Demokratie die arbeitshungrigen Intellektuellen sind, von dem oppositionellen Lager als Apologie des herrschenden absolutistischen Systems interpretiert. Da sie auf den zaristischen Unterdrücker und den kapitalistischen Parasiten fixiert waren, konnten nur wenige der revolutionären Kämpfer einen solchen Abstand davon gewinnen, daß sie den versteckten bürgerlichen und gegen die Arbeiterklasse gerichteten Charakter der kämpfenden sozialistischen Intelligentsia erkannten. In der gleichen Weise wäre es unter dem ancien régime in Frankreich ähnlich schwierig gewesen, eine große Anzahl von Kämpfern gegen die bürgerlichen kapitalistischen Privilegien zu einer Zeit anzuheuern, als die stärker werdende Bourgeoisie, der potentielle Herr der folgenden Zeitperiode, noch gegen den Adel und den Klerus kämpfte. Dies erklärt in gewisser Weise die Sinnlosigkeit der revolutionären Bemühungen der ersten Anhänger Machajskis. Entmutigt gelangten einige seiner Anhänger zu dem Glauben, daß der moderne Sozialismus in seinen verschiedenen Formen vielleicht erst nach einer langen Folge von Verrätereien, Betrügereien und Enttäuschungen allgemein als Ideologie der unzufriedenen geistigen Arbeiter und ihres Kampfes zwecks Übernahme des Erbes der parasitären Privatkapitalisten verstanden werden würde.
Erst dann werden ihrer Meinung nach die Massen, indem sie sich weigern, den alten Parolen zu folgen und stattdessen für ihre eigenen Forderungen nach einem Lebensunterhalt revoltieren, Teile der alten Führer dazu zwingen, einen neuen Kurs einzuschlagen und einige der kühneren und romantischeren Intellektuellen und autodidaktisch gebildeten Arbeiter für sich gewinnen, die sie dann vorwärts zu einem siegreichen Kampf für ökonomische Gleichheit führen.
Machajski wurde oft mit dem offensichtlichen Widerspruch konfrontiert, daß der Klassenkampf der Handarbeiter von Männern ausgefochten wurde, die nicht ihrer eigenen Klasse angehörten oder solchen, die ihr zwar angehörten, allerdings die Möglichkeit zu einem Aufstieg hatten. Er beantwortete dies mit dem Hinweis, daß es einen manifesten und fundamentalen Unterschied zwischen den rein materiellen Angelegenheiten des Klassenkampfes einer aufstrebenden sozialen Gruppe - seien es die Handarbeiter in ihrem Kampf für ökonomische Gleichheit oder die Intelligentsia in ihrem Kampf für Macht und Privilegien - und den rein persönlichen Motiven gibt, die das gänzlich selbstlose Eintreten derjenigen antreiben, die dabei eine heroischen Rolle

spielen. Diese Persönlichkeiten werden, auch wenn sie in der Regel von den Ungerechtigkeiten oder Bestrebungen ihrer eigenen Gruppe motiviert sind, nicht von dem prosaischen Wunsch nach Annehmlichkeiten oder den eher gewöhnlichen Aussichten auf Macht angetrieben. Ihr Wille zur Macht nimmt oft Züge von persönlicher Selbstverleugnung und Aufopferung zum Zwecke des Ruhms oder der Unsterblichkeit an. Und einige von ihnen mögen gelegentlich aus einer Vielfalt von Motiven - wenn einmal die eher primitive Form von Egoismus überwunden ist - die Führung von sozialen Gruppen übernehmen, die in sozialer Hinsicht unter ihnen stehen.
In der Novemberrevolution von 1917 sah Machajski die „große Revolte gegen die alte Welt der Ausbeutung und der grausamen Kriege". Er zögerte jedoch nicht, auch während der ersten Monate des Jahres 1918 die Schwäche zu attackieren, die seiner Meinung nach die Bolschewiki in der Führung des großen Aufstandes zu zeigen begannen. Er sah sie zu sehr schwanken und zögern, um die letzten und entscheidendsten Schritte gegen die konterrevolutionäre Bourgeoisie zu unternehmen, die nicht sofort enteignet und im Besitz ihrer Fabriken und privilegierten Einkommen gelassen worden war. In einer Monatsschrift mit dem Titel „Die Arbeiterrevolution" („Rabochaya Revolutsia"), die er im Juli 1918 veröffentlichte, legte er seinen Standpunkt dar.
„Die Arbeiter", so schrieb er, „werden ihre ‚Arbeiterregierung' auch dann nicht haben, nachdem die Kapitalisten verschwunden sind. So lange die Arbeiterklasse zur Unwissenheit verdammt ist, wird die Intelligentsia mit Hilfe der Arbeitervertreter regieren. Die Intelligentsia verteidigt ihre eigenen Interessen, nicht die der Arbeiter. Nach der Enteignung der Kapitalisten werden die Arbeiter ihre Einkommen dem der Intellektuellen anzugleichen haben, ansonsten sind sie zu Handarbeit, Unwissenheit und der Unfähigkeit, das Leben das Landes zu verwalten, verurteilt. Folglich werden die Arbeiter auch nach dem Zusammenbruch des kapitalistischen Systems nicht im Besitz der Macht sein und sie werden keinen ihnen dienlichen Regierungsapparat in ihren Händen haben.
Wenn die Arbeiterklasse nach ihrer eigenen Herrschaft strebt, heißt dies, daß sie nach der revolutionären Herrschaft *über* die Regierung strebt. Durch ihren revolutionären Druck, durch den Ausdruck des Willens von sich plagenden Millionen sollte die Arbeiterklasse das Gesetz der Regierung diktieren.
Die Arbeiter sind so verwirrt und später so enttäuscht worden, daß jeder Konterrevolutionär, jeder Menschewik sie leicht zurückstoßen und sich trauen kann, ihnen vorzuschreiben, den Ausbeutern ihre früheren Rechte wiederzugeben.
Die Aufgabe der arbeitenden Massen besteht nicht darin, die Sowjetregierung zur Freude aller Versöhnler und Konterrevolutionäre zu stürzen, sondern sie ausgehend von ihren ökonomischen, die Arbeiterklasse betreffenden Forderungen voranzutreiben, die nach der Machtergreifung durch die Sowjets nicht eingestellt, sondern im Gegenteil bis zum Punkt der Forderung nach Enteignung der Bourgeoisie im Interesse der Arbeiterklasse weiter erhoben werden sollen."
Das meint die vollständige Ausschaltung der Privatkapitalisten und die Reduzierung der höheren Einkommen der Intellektuellen. Von dieser Monatsschrift erschien nur eine Ausgabe.
Während des Bürgerkrieges und der Zeit der Interventionen, als sich für eine lange Zeit alle militanten revolutionären Kräfte des Landes in einem Kampf auf Leben und

Tod zwecks Verhinderung der Rückkehr der Großgrundbesitzer und Kapitalisten engagierten, und während der folgenden Jahre arbeitete Machajski, jetzt ein alter Mann, als technischer Herausgeber eines Wirtschaftsmagazins beim Obersten Wirtschaftsrat. In der weiteren Entwicklung der Sowjetrepublik mit ihren vielen politischen Kurswechseln in Richtung Staatskapitalismus sah er eine Bestätigung seiner frühen Vorhersagen.

Machajski starb im Alter von sechzig Jahren 1926 in Moskau. Als kompromißlose und unbeugsame Persönlichkeit, geleitet von einer Vision, die denen seiner Zeitgenossen weit voraus war, lebt er in der Erinnerung seiner Freunde, Schüler und Bewunderer als einer der großen Pioniere des revolutionären Denkens. Seine Anhänger sind überzeugt, daß sein Name zu gegebener Zeit seinen verdienten Platz als einer der prophetischen Vorkämpfer der Emanzipation der Arbeiterklasse erhalten wird.

Übersetzung aus dem Amerikanischen: Pia Schmitt

Hugo Velarde

„Bewußtsein als Verhängnis“. Alfred Seidels Leben und Denken in der frühen Weimarer Republik[1]

„Es gibt im gleichen Menschen Erkenntnisse, die bei völliger Verschiedenheit doch das gleiche Objekt haben, sodaß wieder nur auf verschiedene Subjekte im gleichen Menschen rückgeschlossen werden muß.“[2]

1. Geistige und gesellschaftliche Zeichen

Bedingt und verschärft durch den Ersten Weltkrieg und die Folgen der 1918 gescheiterten Novemberrevolution werden im Deutschland der zwanziger Jahre ideologische Gebilde und utopische Vorstellungen zum geistigen Spiegelbild der bürgerkriegsähnlich gespaltenen und ökonomisch, sozial und politisch zerrütteten Weimarer Republik. Was gesellschaftlich zerrissen ist, reproduziert sich geistig als unentrinnbare Fragmentierung ideologischer Bilder, die einen auch sonst noch zaghaften Verständigungswillen[3] von vornherein zerstört und zur Utopie werden läßt. Die unversöhnlich gegenüberstehenden Bilder werden schließlich zum Verhängnis, als die Nationalsozialisten 1933 die politische Macht an sich reißen und die haltlos depressive, „unvölkische“ und „deutschfeindliche Judenrepublik“ in Schutt und Asche legen.
Die eigene geistige Lage „nur“ als ein Moment einer umfassenderen Kulturkrise anzusehen, um eine Hermeneutik aus der Selbstdistanzierung zu entwickeln, die geistige Auseinandersetzungen vernünftiger machen könnte, erscheint im Kampf um diese vehement geführte *„öffentliche Auslegung des Seins“* (Heidegger) als Chimäre, als bloße Phantasie gegenüber dem kollektiv zersetzten *„Man“* [4] Heideggerscher Provenienz. Das Entweder-Oder, nicht der Wille zur Synthese, überschattet diese Republik, die sich ihrer geistigen Potenzen nicht bewußt werden kann und will. Da wo auf dem geistigen

1 Ich widme diesen Text meinem Leipziger Lehrer, Prof. Frank Fiedler.

2 Franz Kafka, Aphorismen-Zettelkonvolut (Frühjahr 1918, mit acht Zusätzen aus dem 2. Halbjahr 1920), in: Ders., Nachgelassene Schriften und Fragmente II. Herausgegeben von Jost Schillemeit, Frankfurt am Main 2002, S. 113-140, hier S. 129.

3 So das Programm des ungarischen Wissenssoziologen Karl Mannheim in seinem Hauptwerk „Ideologie und Utopie“ (1929), Frankfurt/M. 1978 (6. Aufl.).

4 Vgl. Karl Mannheim, Die Bedeutung der Konkurrenz im Gebiete des Geistigen, in: Der Streit um die Wissenssoziologie (2 Bde.). Erster Band. Die Entwicklung der deutschen Wissenssoziologie. Herausgegeben von Volker Meja und Nico Stehr, Frankfurt M. 1982, S. 325-370. Dieses *„Man“*, das Martin Heidegger als das öffentlich auslegende Subjekt bezeichnet (Vgl. Martin Heidegger, Sein und Zeit, Tübingen 1986 (16. Aufl.), S. 113 ff.), ist für Mannheim und Seidel das zersetzte Selbst, das die *„Entzauberung der Welt“* (Max Weber) mit sich gebracht habe. Daher lasse es sich, wenn überhaupt, nur soziologisch rekonstruieren. Mannheim führt allerdings das wissenssoziologische Experiment durch, Seidel scheitert an ihm und erreicht nur, mit Hegel gesprochen, *„das unglückliche Bewußtsein“*. *„Der Philosoph sichtet dieses ‚Man‘“*, bemerkt Mannheim, *„dieses geheimnisvolle Subjekt, es interessiert ihn aber nicht, wie dieses ‚Man‘ zustande kommt. Aber gerade hier, wo der Philosoph aufhört zu fragen, beginnt das soziologische Problem.“* (Karl Mannheim, Die Bedeutung der Konkurrenz im Gebiete des Geistigen, a.a.O., S. 335).

Kampffeld noch Erkennbares vorliegt, ziehen romantische Verdunkelungen auf, die Weimars Geist von Beginn an ersticken.

Die erste deutsche Republik steht im Zeichen eines ungewissen Ausgangs und eines immer konkreter werdenden Verhängnisses. Das ist Thema, Lebens- und Reflexionsmotiv des Sozialphilosophen Alfred Seidel (1895-1924).[5] Diesen Zeichen verpflichtet, die der Sozialphilosoph letztlich als pathologisch und selbstmörderisch betrachtet, bestimmt er sich selbst als suizidalen Typus, dem die *„teuflische Aufgabe"* zufalle,[6] den Nebel der Zeit aufzuklären, auch wenn er den fatalen Rausch des Nationalsozialismus, der 1933 Weimar mit sich reißen wird, nicht mehr wahrnehmen kann. Der Selbstzerstörung preisgegeben, bleibt Seidel als radikaler Aufklärer, als der er sich versteht, dennoch politisch mit den Traditionen linker Entfremdungskritik bzw. kritischer Theorie verbunden.[7] Und er wirft - wissenssoziologisch vorwegnehmend - die Frage von

---

5 Alfred Seidel, Bewußtsein als Verhängnis. Aus dem Nachlasse herausgegeben von Hans Prinzhorn, Bonn 1927. Ein Nachdruck, allerdings ohne das „vorgestellte Nachwort" von Hans Prinzhorn, dafür mit einem 35seitigen Vorwort von W. Meier (Helmut Höge), erschien 1979 im Verlag Impuls, Bremen. Die Erstausgabe wurde u.a. von Siegfried Kracauer (Ein Dokument der Zeit, in: Frankfurter Zeitung, 9.1.1927, Literaturblatt Nr. 2; jetzt in: Siegfried Kracauer, Schriften. Herausgegeben von Inka Mülder-Bach, Band 5.2, Aufsätze 1927-1931, Frankfurt/M. 1990, S. 11-13) und Margarete Susman (Alfred Seidel: Bewußtsein als Verhängnis, in: Der Morgen. Zweimonatsschrift, 3/August 1927 [III. Jg.], S. 338-341) besprochen. Ernst Bloch, dem Seidel auch in Heidelberg begegnet war, erinnerte in „'Bewußtsein als Verhängnis'" (1938; in: Ernst Bloch, Literarische Aufsätze. Gesamtausgabe 9, Frankfurt/M. 1977 [zuerst 1965], S. 66-71) an Seidel. Vorgestellt wird Seidels „Bewußtsein als Verhängnis" in: Bernd Wirkus, Deutsche Sozialphilosophie in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Darmstadt 1996, S. 231-235. Keine Erwähnung dagegen findet Seidel in zwei Büchern, in denen man dies hätte erwarten können: Hubert Treiber/Karol Sauerland (Hrsg.), Heidelberg im Schnittpunkt intellektueller Kreise. Zur Topographie der „geistigen Geselligkeit" eines „Weltdorfes": 1850-1950, Opladen 1995 und Reinhard Blomert, Intellektuelle im Aufbruch. Karl Mannheim, Alfred Weber, Norbert Elias und die Heidelberger Sozialwissenschaften der Zwischenkriegszeit, München/Wien 1999. Eingang gefunden hat Seidel dafür in die Literatur: Hartmut Lange, Seidel, in: Ders., Die Waldsteinsonate. Fünf Novellen, Zürich 2005 (zuerst 1984), S. 85-102. Hingewiesen sei schließlich noch auf das Kapitel über Alfred Seidel in: Georg Siegmund, Sein oder Nichtsein. Die Frage des Selbstmordes, Trier 1961, S. 143-164.

6 Alfred Seidel, Brief an Hans Prinzhorn vom 20.10.1924, in: Ders., Bewußtsein als Verhängnis, a.a.O., S. 45/46, hier S. 45.

7 Zum Verhältnis Seidels zu Alfred Sohn-Rethel vgl. Wolfgang Hagen, „Davor hatte ich eine instinktive Abzirkelung...", in: Bettina Wassmann/Joachim Müller (Hrsg.), L'Invitation au voyage zu Alfred Sohn-Rethel, Bremen 1979. Alfred Sohn-Rethel erinnerte immer wieder an Seidel: Alfred Sohn-Rethel, Geistige und körperliche Arbeit. Zur Theorie der gesellschaftlichen Synthesis, Frankfurt/M. 1970, S. 9; „Einige Unterbrechungen waren wirklich unnötig." Gespräch mit Alfred Sohn-Rethel, in: Die Zerstörung einer Zukunft. Gespräche mit emigrierten Sozialwissenschaftlern. Aufgezeichnet von Mathias Greffrath, Reinbek bei Hamburg 1979, S. 249-298, hier S. 253 und S. 288; Carl Freytag, „Kann man leben von seinem Genie?" Alfred Sohn-Rethel in Heidelberg, in: Reinhard Blomert/Hans Ulrich Esslinger/Norbert Giovannini (Hrsg.), Heidelberger Sozial- und Staatswissenschaften. Das Institut für Sozial- und Staatswissenschaften zwischen 1918 und 1958, Marburg 1997, S. 329-347, hier S. 332/333: *„Eng war die Beziehung zu Alfred Seidel: ‚Es gab eigentlich nur einen, mit dem ich wirklich im Gespräch war, das war Alfred Seidel. Obwohl er mir an und für sich in der Theorie nicht geholfen hat, war er doch ein außerordentlich guter Freund und sehr lebendiger geistiger Mensch, der selbst eine eigentümliche Position einnahm, ebenfalls vollkommen isoliert... Er sagte: >Leben kann man nicht mit Bewußtsein, sondern das Bewußtsein zerstört das Leben<'."* (Freytag zitiert Sohn-Rethel nach einem unveröffentlichten Gespräch Sohn-Rethels mit H.D. Müller); s. auch die Erinnerung von Bettina Wassmann, die in dessen späteren Lebensjahren mit Alfred Sohn-Rethel verheiratet war: *„... Alfred Seidel, das war ein alter Freund von Alfred (Sohn-Rethel) aus der Heidelberger Studienzeit, also aus den 20er Jahren, dieser Alfred gehörte schon damals in die Prinzhorn-Therapie, weil er unter schweren Depressionsattacken litt. Sohn-Rethel*

Ideologien als eine reflexive auf, um dem grundlegenden Problem verblendeter Polarisierungen und Entfremdungen, an dem er letztlich zugrunde ging, auf der Spur zu sein. Als Seidel 1924, nach Beendigung seines Hauptwerkes „Bewußtsein als Verhängnis", für sich selbst keine andere Wahl als den Selbstmord sieht, verfällt er keineswegs dem damals modischen, neuromantischen Irrationalismus.[8] Auch ist sein Suizid mehr als eine psychopathologische Folge. Dieser illustriert den inneren Zerfall der Weimarer Republik, wird in der Tat zum Bewußtwerden des Verhängnisses, zum Gewissen seiner Generation, die später im *„agonalen Extrem, den Widersacher zum Feind zu machen und den Feind vernichten zu wollen, indem seine Existenz der Lügenhaftigkeit verdächtigt und in Frage gestellt wird"*,[9] auf ihre eigene Agonie und Niederlage zurückblickte. *„Seidels Selbstkritik der sich durchschaut habenden Aufklärung macht vor sich selbst nicht Halt und läßt kein geschichtsphilosophisches Reservat für den kritischen Kritiker übrig: Auch Seidels Buch ist noch Symptom und Beschleunigungsmoment eines Verfallsprozesses - und nicht Herr seiner eigenen Wirkungen."*[10] Somit gilt auch für Seidel Max Webers kritisches Votum einer *„ungezwungenen"* und unparteiischen Auseinandersetzung mit der materialistischen Geschichtsauffassung, die bereits in seiner hier abgedruckten Dissertation zum Ausdruck kommt: *„Denn die materialistische Geschichtsdeutung ist auch kein beliebig zu besteigender Fiaker und macht vor den Trägern von Revolutionen nicht halt!"*[11]
Seidel geht es also keineswegs nur um die Bewältigung seiner eigenen Gebrechlichkeiten. Ein nicht therapierbares Zeitalter vollendeter Sündhaftigkeit und transzendentaler Obdachlosigkeit, eine Welt von Entzweiungen und Spaltungen, der er sich ausgeliefert fühlt, könne kein unversehrtes Leben ermöglichen. Und noch radikaler: Ihm zufolge stehen die Zeichen der Zeit auf Mord und Selbstmord. Er widmet sich daher einer Generalabrechnung mit der Zerfallsgeschichte von der Renaissance bis zur Gegenwart, um eine Fundamentalalternative zum *„entzauberten"* (Max Weber) Kapitalismus zu entwickeln. Zum anderen auch, um eine Gesellschaft zu begründen, die einer bisher noch nie gekannten revolutionären Umwälzung bedürfe, welche sich allerdings

---

sagte immer, er habe nie jemand Schlaueren kennen gelernt, und das ohne jede Sinnlichkeit. Und der schrieb mit 23 Jahren ein Werk, das hieß ‚Bewusstsein als Verhängnis'." (Gabriele Goettle, Hand- und Kopfarbeit. Besuch bei der Buchhändlerin Bettina Wassmann, in: die tageszeitung, 31.10.2005). Eine weitere Erinnerung an Seidel findet man bei Carl Zuckmayer: *„Die intelligentesten Persönlichkeiten der studentischen Jugend gehörten zu diesem Kreis (um Alfred Weber, H.V.), ich erinnere mich an Alfred Seidel, der sich später in einem Anfall von Weltverzweiflung das Leben nahm... und an den unheimlich gescheiten Alfred Sohn-Rethel, der mit kaum zwanzig an einem Werk über die Gnosis arbeitete."* (Als wär's ein Stück von mir. Horen der Freundschaft, o.O. 1972 (zuerst 1965), S. 344). Zum Verhältnis Seidels zur „Kritischen Theorie" vgl. Jürgen Frese, „Bewußtsein als Verhängnis". Alfred Seidels Bedeutung für fortwirkende Soziologische Theoriebildungen der 20er Jahre, in: Sechzehnte Etappe. Zeitschrift für Politik, Kultur und Wissenschaft, Dezember 2001/Januar 2002, S. 47-63, insb. S. 60f. Bei diesem Text handelt es sich um die Antrittsvorlesung als Privatdozent an der Ruhr-Universität Bochum vom 26. Juni 1975 des ehemaligen SDS-Mitgliedes Frese, die auf Umwegen in der „Etappe", dem Organ westdeutscher Schmittianer, zum Abdruck gelangte.

8 S. Jürgen Frese, „Bewußtsein als Verhängnis", a.a.O., S. 58.

9 Dirk Hoeges, Kontroverse am Abgrund: Ernst Robert Curtius und Karl Mannheim. Intellektuelle und „freischwebende Intelligenz" in der Weimarer Republik, Frankfurt/M. 1994, S. 226.

10 Jürgen Frese, „Bewußtsein als Verhängnis", a.a.O., S. 61.

11 Max Weber, Politik als Beruf, in: Ders., Gesammelte Politische Schriften. Herausgegeben von Johannes Winckelmann, Tübingen 1988 (5. Aufl.), S. 505-560, hier S. 557.

des rationalen Zugriffs entziehe. Die Gesellschaft könne daher *„nur zum Problem werden, wenn sie selbst problematisch geworden ist, wenn sich ihr organischer Zusammenhang aufzulösen beginnt. - Dies wäre der Grundgedanke zu einer ‚Soziologie der Soziologie'".*[12] Dieses Programm wird jedoch eher von Karl Mannheim und Siegfried Kracauer umgesetzt.[13] Seidel trägt nur zur Zeitdiagnose bei, ist selbst der untergehende Beweis für eine Zeit, die Verhängnisvolles bereithält. Die Richtung ist eine totale, radikale Kritik, die utopische, kompromißlose Begründung eines Neubeginns bzw. die Einbeziehung der eigenen Perspektive in den eigenen kritischen Argumentationszusammenhang. Das ist das Programm einer höheren Aufklärung.

Während einige noch auf Spengler oder kommende „Propheten" setzen, beharren andere, *„intellektuell redlich"*,[14] weiterhin auf Nietzsche oder Marx. Aber auch eine andere, geistesaristokratisch-kulturkonservative Fraktion ist in Weimar von Anfang an verwurzelt, die auf die typisch deutsche Trennung von „Kultur und Zivilisation" setzt.[15] 1932, als die Selbstbestimmung der deutschen Intellektuellen als *„ein Autodafé eigener Art"*[16] aufblitzt, wird selbst die abwägende, kulturkonservative Warnung klarer. Der Romanist Ernst Robert Curtius, ein Freund von Hans Prinzhorn, dem Psychiater, Übersetzer von André Gide und Herausgeber von Seidels „Bewußtsein als Verhängnis", schreibt sein „Deutscher Geist in Gefahr".[17] Ein Jahr davor bemerkt er bereits: *„Unsere nationalistischen Intellektuellen von heute... führen den Verrat des Geistigen bis zum logischen Ende seiner Selbstvernichtung."*[18] Curtius ist entsetzt. Hitler winkt schon. Jetzt sieht der große Romanist mehr: Nicht die linke Intelligenz war der wirkliche Feind, sie war „nur" ein Gegner. Was Seidel in seiner Ohnmacht bereits gesehen hat, reproduziert sich hier als intellektuelles Ethos einer humanistischen, kulturkonservativen Fraktion. Diese war trotz ihrer Hilflosigkeit gegenüber der kommenden Barbarei noch fähig, mit geistigen Widersachern, auch den mißliebigsten, allemal

---

12 Alfred Seidel, Bewußtsein als Verhängnis, a.a.O., S. 174.

13 Vgl. Karl Mannheim, Ideologie und Utopie, a.a.O. und Siegfried Kracauers früher Ansatz: Soziologie als Wissenschaft. Eine erkenntnistheoretische Untersuchung, Dresden 1922 (jetzt in: Siegfried Kracauer, Soziologie als Wissenschaft/Der Detektivroman [Gesammelte Schriften. Herausgegeben von Karsten Witte, Band 1], Frankfurt/M. 1971).

14 Max Weber, der auf Seidel einen zentralen Einfluß hatte, wird folgende Bemerkung aus dem Jahr 1920 zugeschrieben: *„Die Redlichkeit eines heutigen Gelehrten, und vor allem eines heutigen Philosophen, kann man daran messen, wie er sich zu Nietzsche und Marx stellt. Wer nicht zugibt, daß er gewichtigste Teile seiner eigenen Arbeit nicht leisten könnte, ohne die Arbeit, die diese beiden getan haben, beschwindelt sich selbst und andere. Die Welt, in der wir selber geistig existieren, ist weitgehend eine von Marx und Nietzsche geprägte Welt."* (Zit. nach: Max Weber. Werk und Person. Dokumente ausgewählt und kommentiert von Eduard Baumgarten, Tübingen 1964, S. 554/555, Fußnote 1).

15 Programmatisch dazu Thomas Manns „Betrachtungen eines Unpolitischen" (1918), in: Ders, Reden und Aufsätze 4 (Gesammelte Werke in dreizehn Bänden), Frankfurt/M., 1990, S. 7-589. Vgl. auch Norbert Elias, Notizen zum Lebenslauf, in: Macht und Zivilisation. Materialien zu Norbert Elias' Zivilisationstheorie, Band 2. Herausgegeben von Peter Gleichmann, Johan Goudsblom und Hermann Korte, Frankfurt/M. 1984, S. 9-82. Die ganze Problematik hatte zweifelsohne auch mit der zunehmenden *„Zersetzung des staatlichen Gewaltmonopols in der Weimarer Republik"* zu tun (vgl. Norbert Elias, Studien über die Deutschen. Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt/M. 1989, S. 282-294); dort konnte sich unverblümt *„Luzifer auf den Trümmern der Welt"* (ebd. S. 295-299) einnisten.

16 So die treffende Bezeichnung von Dirk Hoeges, Kontroverse am Abgrund, a.a.O., S. 227.

17 Ernst Robert Curtius, Deutscher Geist in Gefahr, Stuttgart/Berlin 1932.

18 Ernst Robert Curtius, Nationalismus und Kultur, in: Die Neue Rundschau 12/1931 (42. Jg.), S. 736-748, hier S. 745.

stärker zu sympathisieren als mit den Mächten der Welt. Doch die Zeit für versöhnliche Gespräche über das Schicksal der ersten deutschen Republik ist schon vorbei.

II. Bewußtwerden des Verhängnisses im Leben[19] und Werk

Alfred Seidel wird 1895 als Sohn eines Weinkaufmanns in Grünberg (Schlesien) geboren. Sein Vater und der ältere Bruder starben durch Selbsttötung. Das familiäre Umfeld ist antibürgerlich-aristokratisch, steht quer zur herrschenden Ordnung, ist künstlerisch und oppositionell. Während seiner Gymnasialzeit schließt Seidel sich der Wandervogelbewegung an. Bald wird er Anhänger von Gustav Wynecken und Kurt Hiller. *„Bei Kriegsbeginn legt er das Notabitur ab, meldet sich freiwillig, wird aber schon nach drei Monaten entlassen: wegen seiner rachitischen Veranlagung ist er nicht einmal im Sanitärdienst verwendbar... Der durch seine Krankheit erzwungene nahe Umgang mit Medizinern und das Vorbild eines Onkels motivieren die Studienwahl: im Winter 1914 beginnt Seidel in Leipzig ein Medizinstudium, wechselt aber schon nach einem Semester und beginnt in Freiburg Philosophie und Geschichte zu studieren."*
Erst Husserl, der 1916 nach Freiburg kommt, fesselt den Philosophie-Studenten. 1916 schließt er sich einer studentischen Gruppe um die Zeitschrift „Der Aufbruch" an, die Hans Blüher anführt. Insbesondere die Popularisierung der Psychoanalyse steht im Mittelpunkt ihrer Diskussionen. *„Blüher hatte seit 1912 apologetisch auf die Rolle homoerotischer Motive und Beziehungen in den Gruppen der Jugendbewegung hingewiesen. Seidel sah nun, daß die sozialen Wirkungen der primär in Legitimationsabsicht vorgetragenen Analysen Blühers ihren Intentionen direkt entgegenstanden: Waren einmal bisher verdeckt gebliebene Motive den Beteiligten bewußt geworden, so konnten sie umwillen ihrer vorgeblichen Kulturbedeutsamkeit auch uneingeschränkt bejaht werden. Folge dieser Bejahung war jedoch mit dem Wegfall der hemmenden Wirkungen jener christlich-bürgerlichen Moral, die bislang zu Sublimierungen gezwungen hatte, der Abbruch jener kulturellen Überhöhungen, die zuvor im Legitimationskontext eine so beherrschende Rolle gespielt hatten. Durch Bewußtmachen eines Motivs wird dieses seiner kulturproduktiven Nebenwirkungen beraubt und seine Träger ihrer unverhüllten und ungedämpften Triebhaftigkeit ausgeliefert. So weit Seidels Diagnose."*
Als Folge der Aneignung und Auseinandersetzung mit dem Marxismus verschiebt sich Seidels Aufmerksamkeit auf die Sozialwissenschaften: *„In Göttingen und Leipzig hört er neben Philosophie und Geschichte Nationalökonomie, in Berlin 1918/19 gilt sein Interesse ausschließlich der Soziologie, genauer: der Kultursoziologie von Ernst Troeltsch und der Sozial- und Wirtschaftstheorie Werner Sombarts. Die Novemberrevolution erlebt Seidel mit großer Intensität; er beteiligt sich an der revolutionären Be-*

19 Von Seidels Biographie ist nur relativ wenig bekannt. Hier wird hauptsächlich der biographische Umriß von Jürgen Frese übernommen, aus dessen Text auch die folgenden Zitate stammen (Jürgen Frese, „Bewußtsein als Verhängnis", a.a.O., S. 48-51). Frese bezieht sich auf Seidels Lebenslauf im Anhang seiner Dissertation (in diesem ARCHIV S. 234), auf Prinzhorns Vorwort zu „Bewußtsein als Verhängnis" und auf *„(Erinnerungen an) einen ausschließlich der Vergegenwärtigung der Gestalt Seidels gewidmeten Tag mit Alfred Sohn-Rethel in Bremen..., vermittelt durch Gustav v. Campe"* und vermerkt, daß *„es gut möglich (ist), daß das im Text kondensierte Seidel-Bild hochgradig durchsetzt ist mit historisch fragwürdigen Konfabulationen Sohn-Rethels (mythisch verstärkt durch meine sicher selektiven Erinnerungen)"*; insofern schreibt er wohl zurecht von einer *„dunkle(n) Quellen-Sachlage"* (ebd., S. 62, Fußnote 5).

wegung auf seiten der Kommunisten und läßt sich ‚krankheitshalber' beurlauben, nur um sich ganz auf Politik konzentrieren zu können."
Nach der Niederschlagung der Revolution wechselt Seidel über Frankfurt nach Heidelberg, *„wo er zwischen 1919 und 1922 bleibt und seine philosophischen, soziologischen und nationalökonomischen Studien bei Alfred Weber und Emil Lederer abschließt"*. Hier ist jedoch Max Weber weiterhin Vorbild, was dazu führte, daß Seidel zwar mit marxistischen Kategorien arbeitete, aber den marxistischen Organisationen skeptisch gegenüberstand. Dennoch: *„Die Skepsis des Außenseiters im Zentrum der linken Ideologen verbindet sich mit dem abstrakten dezisionistischen Enthusiasmus...: ‚Politik wird wild werden, Entscheidung; ich stehe auf seiten der rücksichtslosen Kommunisten und achte die gläubigen Fanatiker, wenn ich es selbst auch nicht sein kann.'"* Zu dieser Zeit lernt er Ernst Bloch kennen, den er als *„eines der wenigen Genies unserer Tage"* bezeichnet. *„Nach Berichten von Alfred Sohn-Rethel wurde Seidel im Sommer 1921 auch mit Walter Benjamin bekannt,*[20] *vermutlich hatten sich beide schon früher in Zusammenhängen der freistudentischen Bewegung kennengelernt, in Berlin und Frankfurt haben sie sich vielleicht auch später noch getroffen. Im Melancholie-Abschnitt des Trauerspielbuchs gibt Benjamin ein Bild der saturnischen Akedia, in dessen Typik neben Motiven der Tradition und der Selbstanalyse auch die Gestalt Seidels als Prototyp eingegangen sein könnte. Konkret stimmen Benjamin und Seidel in diesem Theoriezusammenhang überein in der geschichtsmetaphysischen Interpretation der Hamletfigur."* 1920/21 sind die Vorarbeiten zu seiner Dissertation beendet und die geistigen Vorbilder und Freundschaften scheinen klar definiert. *„Für Seidel selbst war jedoch die Freundschaft mit einem anderen Mann wichtiger. Fragen der Psychoanalyse und der Soziologie und Psychologie der Religion erörterte er in endlosen Debatten mit dem Frankfurter katholischen Studentenpfarrer, dem Jesuitenpater Peter Browe. Browe, der ein vorzüglicher Kenner der Geschichte der Liturgie, der religiösen Mystik, der Askese und der katholischen Sexualethik war, vertraut mit den psychologischen Techniken der Jesuiten und der Psychoanalyse, hat auf Seidels Theoriebildung den entscheidenden Einfluß genommen."* Doch durch Weimar gehen entweder das Gespenst des Nihilismus oder die Ekstasen mystischer Sublimierungen. Nicht das Rationale dominiert, sondern die seit Schelling einsetzende „Zerstörung der Vernunft",[21] allen Schlichtungsversuchen zum Trotz.[22] 1923 wechselt Seidel nach Freiburg. Dort und im Schwarzwald beendet er die Niederschrift von „Bewußtsein als Verhängnis".
Im Oktober 1921 schreibt der ungarische Emigrant Karl Mannheim seine „Heidelberger Briefe", die die damalige geistige Stimmung Deutschlands bestens illustrieren: *„Überall gibt es das Warten auf Propheten, die Luft ist voll von kleinen und großen Propheten. Der eine schwört auf Steiner, der andere auf Spengler. Es gibt Blüher, Kayserling, Zentren, die ganze Kulturen reformieren, es gibt die Apostel Wynekens und Georges. Eine unerhörte - geistige, aber nicht seelische - Bereitschaft der Menschen*

---

20 S. Carl Freytag, „Kann man leben von seinem Genie?" Alfred Sohn-Rethel in Heidelberg, a.a.O., S. 333: *„Walter Benjamin hatte im Sommer 1921 in Heidelberg wegen einer Habilitation vorgefühlt, Sohn-Rethel lernte ihn durch Seidel kennen."*

21 Georg Lukács, Die Zerstörung der Vernunft. Der Weg des Irrationalismus von Schelling zu Hitler (1954), Berlin/Weimar 1984.

22 Nach wie vor im grundlegenden Entwurf von Karl Mannheims „Ideologie und Utopie", a.a.O.

für irgendeine Erlösung ist vorhanden, eine gewisse Leere, ein Mangelgefühl, das es nicht gelingt auszufüllen. Eben deshalb ist der heutige deutsche Intellektuelle distanzlos, er sieht keine Unterschiede in kleinen und großen Dingen, weil er sich scheinbar immer zwischen großen Dingen bewegt."[23] Seidels Position ist zwar ambivalenter, aber die Beschreibung trifft im wesentlichen auch sein geistiges Interesse und Umfeld. Er geht dennoch auf Distanz zu solchen „Propheten", insbesondere bedingt durch sein Wirken innerhalb der *„sozialistischen Studentenbewegung Deutschlands"*.[24]

Im Jahr 1923 erfährt Seidel den Anfang vom Ende. Seine Depressionen, die besonders im Winter einsetzen, treiben ihn zum Wahn. In „Bewußtsein als Verhängnis" hat er den Sozialismus weit hinter sich gelassen - die Zeit der existenzphilosophischen Abrechnung beginnt. Die marxistische *„Dialektik ist... nicht die Philisterweisheit des ‚goldenen Mittelwegs', denn der Mittelweg wird erst möglich durch das vorübergehende Abweichen von ihm"*, schreibt er noch in seiner Dissertation. Damals scheint ein *„vorübergehende(s) Abweichen"* möglich. „Bewußtsein als Verhängnis" folgt jedoch nur der *„tiefe(n) Erkenntnis"* von der *„Überspannung des Zieles"*,[25] das nunmehr eine

---

23 Karl Mannheim, Heidelberger Briefe, in: Georg Lukács, Karl Mannheim und der Sonntagskreis. Herausgegeben von Éva Karádi und Erzsébet Vezér, Frankfurt/M. 1985, S. 73-91, hier S. 81.

24 Alfred Seidel, Die sozialistische Studentenbewegung Deutschlands, in: Die Neue Erziehung. Sozialistische Pädagogische Zwei-Wochenschrift (Berlin), 12/13-1919 (1. Jg.), S. 426-429. In diesem Artikel gibt Seidel einen Überblick über die Entwicklung der sozialistischen Studentenbewegung nach dem Umsturz von 1918. Erwähnung findet auch das von Vertretern sozialistischer Studentengruppen auf einem „Vertretertag" vom 19. bis 23. April 1919 unter dem Namen „Die Brücke" gegründete „Korrespondenzbüro der sozialistischen Studenten-Akademiker und geistigen Arbeitsgruppen Deutschlands und Deutsch-Österreichs" (entgegen dieser Schreibweise in der Satzung heißt es bei Seidel: „Korrespondenzbüro der sozialistischen Studenten-, Akademiker- und Geistesarbeitergruppen Deutschlands und DeutschÖsterreichs"); Seidel selbst war auf dem „Vertretertag" anwesend (eine Abschrift der dreiseitigen Satzung der „Brücke" und des zweiseitigen Adressenverzeichnisses der Anwesenden findet sich in: Staatsarchiv Münster, Oberpräsidium Münster, 5949). Das Korrespondenzbüro die „Brücke", so heißt es in der Satzung, *„ist eine überparteiliche Vermittlungsstelle für die ihm angeschlossenen Gruppen"* (§ 1) und *„als ordentliche Mitglieder (mit vollem Stimmrecht)"* gelten *„diejenigen sozialistischen Gruppen, die Studenten unter ihren Mitgliedern haben, an der Revolutionierung der Hochschule arbeiten und die Tatgemeinschaft mit dem Proletariat anstreben, indem sie mit ihren Kräften der proletarischen Bewegung dienen"* (§ 3). Laut Seidel war es auf dem „Vertretertag" *„durch die Opposition der zahlreich anwesenden Kommunisten... nicht möglich, einen organisatorischen Zusammenschluß aller sozialistischen Studenten- und Akademikergruppen herbeizuführen"*, so daß man sich auf *„eine neutrale Zentralstelle"* - die „Brücke" - einigte. *„Auch war es nicht möglich"*, so Seidel weiter, *„ein einheitliches Hochschulprogramm aufzustellen, da sich die Geister in Anhänger der Hochschulreform und in solche der Hochschulrevolution schieden... Der Gegensatz zwischen den einzelnen sozialistischen Richtungen, der von den Kommunisten auf die Spitze getrieben wurde, verhinderte das Zustandekommen eines Zusammenschlusses, so daß man das Resultat dieser ersten Tagung nur als kläglich bezeichnen kann."* (Alfred Seidel, Die sozialistische Studentenbewegung, a.a.O., S. 428-429). In den Augen von Seidel *„(will) die sozialistische Studentenbewegung keineswgs Eigenbrödelei von Intellektuellen sein, sondern sieht es als ihre Hauptaufgabe an, die Schichten der Intellektuellen zum Sozialismus und damit zu Mitkämpern des Proletariats zu erziehen... Dort, in den Reihen des Proletariats, ist das Feld für die aktive politische Tätigkeit auch der sozialistischen Studenten und nicht in Intellektuellenklüngeln, die nur einen ästhetisch-ethisch verbrämten anarchistelnden Ideologensozialismus zutage fördern und an Stelle soziologischer Einsicht idealistische Phrasen setzen."* (ebd., S. 429).

25 Alfred Seidel, Produktivität und Klassenkampf. Ein Beitrag zur Interpretation des historischen Materialismus von Karl Marx und Friedrich Engels, Diss. Phil Heidelberg 1922, S. 75 (in diesem ARCHIV S. 228/229).

absolute Haltlosigkeit zur Konsequenz hat. Aber dennoch: *„Die Eule der Minerva beginnt erst mit der einbrechenden Dunkelheit ihren Flug."*[26]
Während in Seidels Dissertation noch von einer sicheren Hegelschen geschichtsphilosophischen Grundlage die Rede ist, die den Marxismus aus seinen mechanistischen Vulgarisierungen und subjektivistischen Überhöhungen retten könnte,[27] wird in „Bewußtsein als Verhängnis" auf eine solch rationale, dialektische Geschichtsmetaphysik verzichtet. Leben und Geist scheinen definitiv voneinander geschieden. Der Geist schlägt in Mythos um - und der Mythos schließlich in den Tod.
Noch ein Rückblick: 1921 arbeitet Seidel mit Hilfe Alfred Webers und Mannheims an einer kultursoziologischen, historisch-wissenschaftlichen Begründung der Intelligenz und beschäftigt sich intensiv mit dem Problem der Ideologien. Seidel bleibt jedoch einer der „intellektuell Redlichen" im Heidelberger Milieu. Er bereitet seine Promotion unter der Betreuung Alfred Webers vor, wobei er von dem *„ihm besonders wohlgesinnten Soziologen K. Mannheim"*[28] und Emil Lederer kräftig unterstützt wurde. In dem Zusammenhang spielt der Gedanke, der Marxismus müßte die Leistung der Psychoanalyse in seinen wissenschaftlichen, ideologiekritischen Gesamtzusammenhang einbeziehen, eine wesentliche Rolle. Verzichte der historische Materialismus auf eine Theorie der libidinösen Struktur der Gesellschaft, die mit einer neuen Ideologie-Theorie einherginge, dann könne dieser nur eine der Zeit angemessene Theorie der Subjektivität verspielen.[29]
Seidel findet damit viel Zuspruch, findet überdies in Heidelberg Anerkennung und intellektuellen Anschluß. Noch scheint er nicht einsam und verzweifelt zu sein. Aber die Radikalität seiner Fragestellungen bringt ihm bald den Ruf eines Sonderlings ein, der anscheinend genialische Fähigkeiten, aber auch selbstdestruktive Tendenzen besitzt.

---

26 Seidel zitiert Hegel aus der Vorrede zu dessen Rechtsphilosophie; s. Alfred Seidel, Produktivität und Klassenkampf, a.a.O., S. 21 (in diesem ARCHIV S. 198). Bei Hegel heißt es statt „Dunkelheit" „Dämmerung"; s. Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Grundlinien der Philosophie des Rechts oder Naturrecht und Staatswissenschaft im Grundrisse. Mit Hegels eigenhändigen Notizen und den mündlichen Zusätzen, in: Ders., Werke 7, Frankfurt am Main 1970, S. 28.

27 Marx und Engels hätten sich zu Unrecht und inkonsequent von Hegel abgewandt, obgleich ihr Programm noch sehr viel Hegelianisches enthalte, behauptet Seidel. Vgl. Alfred Seidel, Produktivität und Klassenkampf, a.a.O., S. 2-3 (in diesem ARCHIV S. 187/188). Seine Marxismus-Kritik schwankt jedoch zwischen einem geschichtsphilosophischen „Objektivismus" und einem anarchistischen „Subjektivismus", was wiederum Seidels eigene Ambivalenzen (im Leben und Denken) zum Ausdruck bringt. *„Seidels Marxismus-Kritik wiederholt im wesentlichen die anarcho-syndikalistische von Georges Sorel... Wo die Marxsche Ideologie mobilisierend und gemeinschaftsbildend wirkt, ist sie Illusion, Religion, Mythos. Wo sich der Marxismus dagegen als realistische Wissenschaft behaupten kann, muß er notwendig jene Illusionen, die zur Umgestaltung einer Gesellschaft nötig sind, etwa die Fiktionen über die Möglichkeit gemeinschaftlicher Interessen, durch seine Generalisierung des Klassenkampfgedankens zerstören. Nicht durch die Wissenschaft, sondern nur durch einen neuen mystischen Glauben wird eine neue Kultureinheit entstehen. Im Bolschewismus glaubt Seidel wie Sorel einen zielerfüllten, gläubigen Utopismus zu erkennen, der durch Einseitigkeiten, Übertreibungen und ideologische Verhüllungen sich selbst zu kulturschöpferischer Tätigkeit befähigt."* (Jürgen Frese, „Bewußtsein als Verhängnis", a.a.O., S. 54).

28 Hans Prinzhorn, Vorgestelltes Nachwort des Herausgebers, in: Alfred Seidel, Bewußtsein als Verhängnis, a.a.O., S. 7-68, hier S. 20.

29 Vgl. Alfred Seidel, Produktivität und Klassenkampf, a.a.O., S. 16-17 (in diesem ARCHIV S. 196).

III. Zwischen Marxismus, Wissenssoziologie und Bewußtsein als Verhängnis

Alfred Seidels Auseinandersetzung mit dem Werk von Marx und Engels anhand seiner hier vorliegenden Dissertation aus dem Jahr 1922 nachzuvollziehen, stellt ein zeitgeschichtlich kompliziertes, aber interessantes Problem dar, das über das vorliegende Manuskript hinausgeht und so selbst eine wissenssoziologische Auslegung erfordert.
In die scheinbar unlösbaren Aporien seiner Zeit zutiefst verstrickt, von existentiellen und psychischen Krisen erschüttert, stellt Seidels Dissertationstext einen Selbstverständigungsversuch dar, der mit anderen Fragen ringt als es „textimmanent" zu vermuten wäre. Es geht hier bereits um Seidels Versuch, eine Soziologie der Soziologie zu umreißen, eine solche eben, die nichts beschönigt, geistigen Gebilden keine überperspektivische Dignität verleiht und auch nicht die kognitive Perspektive des (marxistisch) Fragenden selbst außer Acht läßt. Der kritische Marxismus soll zum Gegenstand der Kritik werden,[30] will dieser selbst nicht ein konstitutives Moment der entfremdeten Welt sein.
Wie dann aber erkennen, wenn die eigene Perspektive der fundamentalen Kritik unterzogen wird und sie zu einem verzerrten Bewußtsein führe? Sofern aber das Bewußtsein zum Objekt erhoben und das wirkliche Objekt der Umwälzung, die bürgerliche Gesellschaft selbst, verläßt, gerät es in einen aporetischen Zirkel, der es tragisch und verhängnisvoll macht. Seidel fragt hier noch absolut und erschöpft sich darin. Der produktive wissenssoziologische Ansatz wird damit untergraben und schlägt in einen neuen Idealismus um, in einen Idealismus ex nihilo. Nur aus der Negation denken und leben? Die negative Dialektik wird hier zur unentrinnbaren Scheidung von der Welt, die als Tribut den Verzicht auf systematisch-rational kontrollierbare Fragen oder selbst den Abschied von ihren entfremdeten Endlichkeiten, den geistigen wie auch den körperlichen, zu verlangen scheint.
Der Dissertationstext selbst ist dennoch per se nicht problematisch. Das gilt für Seidels „unakademische" und „unorthodoxe" Leseart des Marxismus, die ebenso die neukantianische Interpretation Max Adlers wie auch die „mechanistische" und „parteiorthodoxe" ablehnt,[31] aber dafür Georg Lukács' großangelegter, „totalisierender" hegeliani-

30 Hier ist schon gewissermaßen eine geistige Verwandtschaft zu einem Denker wie Karl Korsch erkennbar. S. Karl Korsch, Marxismus und Philosophie (1923), in: Ders., Marxismus und Philosophie. Schriften zur Theorie der Arbeiterbewegung (1920-1923). Herausgegeben und eingeleitet von Michael Buckmiller, Amsterdam 1993, S. 299-367. Seidel und Korsch (und ebenso Lukács) sehen, *„daß der neue revolutionäre Geist des Proletariats sich bisher von der kantianisch-revisionistischen Seite der Verbürgerlichung des Marxismus viel radikaler und konsequenter befreien konnte, als von der Verabsolutierung des Ökonomischen und der völligen Leugnung des ‚Geistigen'. Und seine (Korschs) Absicht geht dahin, auch dieses letzte, entscheidendste Moment der Verflachung des wahren Marxismus zu beseitigen."* (László Radványi, Korsch, Karl: Marxismus und Philosophie, in: Filozófia Oktatók. Továbbképzö és Információs Közpentja, Budapest 1981, S. 342). Programmatisch wird Seidels Fragestellung selbst eine wissenssoziologische, die in Karl Mannheims *„totalem Ideologiebegriff"* (Karl Mannheim, Ideologie und Utopie, a.a.O., insb. S. 60-75.) gipfelt. Zur Lage der deutschen Intelligenz in den zwanziger Jahren vgl. Wolfgang Schivelbusch, Intellektuellendämmerung. Zur Lage der Frankfurter Intelligenz in den zwanziger Jahren, Frankfurt/M. 1982, und Dirk Hoeges, Kontroverse am Abgrund, a.a.O.

31 *„Denn ich will nicht die so beliebte Marx-Scholastik treiben, sondern die innere, den Denkern selbst oft nicht bewußte Struktur ihrer Gedanken zu erforschen suchen, vor allem die still-*

scher Exegese folgt.[32] Dennoch anerkennt Seidel keine Partei des „neuen Typus'" - wie der Großmeister aus Ungarn -, der er die Potentialität des Weltgeistes überlassen kann. Aus immanenten Verdinglichungen werde kein transzendentales Subjekt.
Andererseits entwickelt aber Seidel auch keine pragmatische Perspektive, die eine lebensrettende Relativität anerkennt, zu leben und zu denken aus der Königsperspektive des permanenten Vergleichs, die je nach Lage und Situation zwischen den fragmentarischen Perspektiven einer säkularisierten Welt abwägend wechselt - wie bei seinem anderen ungarischen Lehrer, dem eher kühl argumentierenden, in soziologischen Fragen als sehr rational und rücksichtslos geltenden, der scheinbar erstarrten Welt noch Erkennbares abgewinnenden Wissenssoziologen Karl Mannheim.[33]
Zwischen beiden Perspektiven gab es keinen „goldenen" Mittelweg. Seidel schlug einen eigenen, in den Abgrund führenden Weg ein. Der Ansatz ging zu weit, um „rational" ausbaufähig zu werden, erstickte in sich selbst, selbst wenn man Seidel als *„Geheimtip"* der deutschen Wissenssoziologie betrachtete.[34] An Seidels Zeitdiagnose kann man - geradezu prototypisch - die Zeichen seiner Zeit ablesen. Mit ihm zeigt sich insbesondere jenes *„tragische Bewußtsein"*,[35] das die Weimarer Republik geprägt hat.
Wichtiger als Seidels Absicht, die Entfremdung der kapitalistischen Moderne nachzuvollziehen bzw. einen Beitrag zur Herausführung aus der Marxschen/Engelschen „objektivistischen Sackgasse" zu leisten, ist überdies die Erfassung jener wissenssoziologisch thematisierten *„Lebensverlegenheit"*,[36] die beim psychisch kranken Philosophen zu einer kulturphilosophischen Phänomenologie der Entzweiung führte, die u. a. an Georg Simmels *„Tragödie der Kultur"*[37] und Nietzsches folgenreichen Nihilismus

---

schweigenden ‚petitiones principii', deren es bei Marx eine Menge gibt." (Alfred Seidel, Produktivität und Klassenkampf, a.a.O., S. 1, in diesem ARCHIV S. 187). Andererseits ist Seidel hier bereits von Lukács tief beeinflußt, da es ihm um die Rekonstruktion einer (möglichen und notwendigen) Marxschen Ontologie geht, die nicht von neukantianischen Erkenntnistheorien angereichert werden könne. *„Es ist eben eine Unmöglichkeit, Kantische erkenntniskritische Fragen in Marx hineininterpretieren zu wollen, wie es Adler, Otto Bauer, Braunthal, Woltmann und viele andere kantianisierende Marxisten versuchen wollen."* (ebd., S. 9, in diesem ARCHIV S. 192).

32 Zur Zeit der Abfassung seiner Dissertation kannte Seidel insbesondere Lukács' „Rosa Luxemburg als Marxist", zuerst erschienen in: Kommunismus (Wien) 1-2/1921 (2. Jg.), S. 4-19. Der Aufsatz, der später in „Geschichte und Klassenbewußtsein. Studien über marxistische Dialektik" (Berlin 1923, S. 39-56; zahlreiche Neuauflagen, z.B.: Neuwied/Berlin 1970, S. 94-118) aufgenommen wird, ist für Seidel ein paradigmatischer Text.

33 Zum Verhältnis von Seidel und Mannheim vgl. Reinhard Laube, Karl Mannheim und die Krise des Historismus. Historismus als wissenssoziologischer Perspektivismus, Göttingen 2004, S. 418-422. Es lassen sich zwar, so Laube, *„übereinstimmende Denkfiguren"* bei Mannheim und Seidel finden, so *„etwa bei Seidels Kritik der ‚Neoromantik'"* (S. 420), aber *„Seidel bietet kritische Denkfiguren in destruierender und auswegloser Verwendung, wo sie Mannheim positiv entfaltet"*. (S. 419).

34 *„Quellen dieses Gerüchts: Peter Christian Ludz (†), Kurt Lenk (mündlich 1968). Adornos Fangfrage in Sachen Wissenssoziologie lautete angeblich stets: ‚Kennen Sie Seidel?'"* (Jürgen Frese, „Bewußtsein als Verhängnis", a.a.O., S. 62, Fußnote 3).

35 Kurt Lenk, Das tragische Bewußtsein in der deutschen Soziologie der zwanziger Jahre, in: Frankfurter Hefte. Zeitschrift für Kultur und Politik, 5/1963 (18. Jg.), S. 313-320.

36 *„Wir treffen hier auf die elementare ‚Lebensverlegenheit' unserer Zeit, die in der einzigen Frage zusammenfaßbar ist: Wie kann der Mensch in einer Zeit, in der das Problem der Ideologie und Utopie radikal gestellt und zu Ende gedacht wird, überhaupt noch denken und leben?"* (Karl Mannheim, Ideologie und Utopie, a.a.O., S. 38).

37 Georg Simmel, Der Begriff und die Tragödie der Kultur, in: Ders., Philosophische Kultur. Über das Abenteuer, die Geschlechter und die Krise der Moderne. Gesammelte Essais. Mit einem

erinnert.[38] Nicht nur Marx und Engels, sondern insbesondere Schopenhauer, Max Weber, Lukács, Troeltsch oder Emil Lederer bzw. die Wissenssoziologie Schelers und Mannheims stellen schließlich *die* lebensgeschichtlich bedeutenden Fragen, die zwei Jahre später zum letzten Manuskript „Bewußtsein als Verhängnis" führen.
Führte uns ein noch „vernünftiger" Seidel durch das Theoriegebäude des historischen Materialismus, vertraute er dazu der Hegelschen dialektischen triadischen Logik als Rationalitäts- und Entwicklungsprinzip, so stellt das letzte Manuskript eine totale Zäsur dar. Ein „Außerhalb" jenseits der Entfremdung scheint hier nicht mehr möglich.
Seidels Dissertation und „Bewußtsein als Verhängnis" unterscheiden sich vor allem durch die Hoffnung auf eine Dialektik, die auf Zukunft verweisen könnte, einerseits, und die Logik ontologischer Zäsuren, die eine „äußere" Zukunft unmöglich macht, andererseits. Die Utopie erstarrt im letzten Text zum unentrinnbaren „Gehäuse der Hörigkeit". Diesseits des - auch seines bisherigen - „herkömmlichen" Denkens scheint ihm nur die Irre, der „unentdeckte Kontinent" des Wahns zu liegen. Seidel verzweifelt nicht am Denken selbst, sondern nur an dessen bewußtseinsphilosophischer Ausweglosigkeit.[39] Aus dem Ganzen oder ganz Erstarrten wird zunehmend die „Peripherie" des Psychiatrischen erkennbar, das über verborgene Motive der Moderne Zeugnis ablegt. Das ist Seidels nachdrückliches Verdienst, das Foucault, in Unkenntnis dieses letzten Textes von Seidel, „negativ wissenssoziologisch" fortgeführt hat. Hatte Karl Mannheim seine Wissenssoziologie als Korrespondenzwissenschaft zu den Ablauf- und Aufbaugesetzlichkeiten des Sozialen in rationaler, komparativer und interdiskursiver Absicht entwickelt, so verweist Seidel bereits auf die *„Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft"*. Er spricht für sich, der Einsame, der „etwas" tragisch überschritten und antizipiert hat, fühlt sich aber nicht „ungerecht" behandelt: *„Die Gegenwart der Irren nimmt die Gestalt der Ungerechtigkeit an, aber* für die anderen. "[40]
Am 20. 10. 1924 schreibt der 29jährige, völlig erschöpfte und verzweifelte Seidel, der gerade sein Manuskript beendet hat, an seinen Psychiater und späteren Herausgeber Hans Prinzhorn: *„Wenn Sie diesen Brief erhalten, lebe ich nicht mehr. Das Buch ist*

Vorwort von Jürgen Habermas, Berlin 1986, S. 195-219. Als würde er Seidels Lage vorwegnehmen, bemerkt Simmel: *„Dies ist die eigentliche Tragödie der Kultur. Denn als ein tragisches Verhängnis - im Unterschied gegen ein trauriges oder von außen her zerstörendes - bezeichnen wir doch wohl dies: daß die gegen ein Wesen gerichteten vernichtenden Kräfte aus den tiefsten Schichten eben dieses Wesens selbst entspringen; daß sich mit seiner Zerstörung ein Schicksal vollzieht, das in ihm selbst angelegt und sozusagen die logische Entwicklung eben der Struktur ist, mit der das Wesen seine eigene Positivität aufgebaut hat."* (ebd., S. 215).

38 Dem Sozialphilosophen Seidel wird nicht entgangen sein, wie tief Simmel selbst (oder Max Weber) von Nietzsches Nihilismus beeinflußt war. Vgl. dazu Klaus Lichtblau, Das „Pathos der Distanz". Präliminarien zur Nietzsche-Rezeption bei Georg Simmel, in: Georg Simmel und die Moderne. Neue Interpretationen und Materialien. Herausgegeben von Heinz-Jürgen Dahme und Otthein Rammstedt, Frankfurt/M. 1984, S. 231-281.

39 Zur Kritik dieser entfremdungskritischen „Bewußtseinsphilosophie" vgl. Jürgen Habermas, Der philosophische Diskurs der Moderne. Zwölf Vorlesungen, Frankfurt am Main 1985. Dazu ist Helmuth Plessners bisher wenig beachtete Transformation der Bewußtseinsphilosophie als Philosophische Anthropologie aufschlußreich. Vgl. Helmuth Plessner, Die Stufen des Organischen und der Mensch. Einleitung in die philosophische Anthropologie (1928), in: Ders., Gesammelte Schriften IV, Frankfurt am Main 1980; ders., Ausdruck und menschliche Natur. Gesammelte Schriften VII, ebd.; ders., Die verspätete Nation. Über die politische Verführbarkeit bürgerlichen Geistes (1935/1959), in: Ders., Gesammelte Schriften VI, ebd., S. 7-223.

40 Michel Foucault, Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft, Frankfurt/M. 1969, S. 414.

vollständig fertig, mein Lebenssinn, für den ich seit Jahren unter größten Qualen lebe, ist erfüllt.--- Ich habe die Bitte an Sie - sollte es Ihnen möglich sein - an der Herausgabe mitzuarbeiten. --- Ich bitte Sie darum. Man wird mit allen Mitteln das Erscheinen des Buchs verhindern wollen. Das Kesseltreiben gegen mich beginnt jetzt schon. Ich habe zwar schreckliche Vergehen begangen. Der Tod ist die einzige Sühne. Aber ich mußte so handeln. Ich bereue es nicht. Nicht ich, sondern der Weltgeist, das Schicksal dachten in mir. Ich weiß, welche teuflische Aufgabe ich zu erfüllen hatte. Aber dies alles mußte gesagt werden in dieser Zeit, es ist der Beginn der großen Verzweiflung der abendländischen Kultur, wie es mit Schopenhauer und Max Weber eingesetzt hat. Nur durch sie wird der Weg gehen. Ist es Verrat, mein Werk so zu verlassen? Aber wer es gelesen hat, wird selbst sagen, daß damit kein Mensch mehr leben kann."[41]

Es ist die letzte Abrechnung des 29jährigen Philosophen mit seinem Leben. Dem Wahn ausgeliefert, folgt er der Stimme des Weltgeistes, die ihm den Tod befiehlt, nachdem das Werk vollendet ist. Zerrissen wie die Weimar Gesellschaft, findet er zu keiner rationalen Begründung des Lebens zurück, die in den Jahren und Monaten davor noch möglich erschien.[42] Der Tod als Sühne, das Leben als Schuld: *„Aber der Wahnsinn packt mich. Ich könnte ja in eine Anstalt, so viel habe ich immer noch. Aber ich will nicht, das würde das Werk viel mehr kompromittieren. So ist es in guten Händen, man wird es stilistisch verbessern und einige allzu deutliche Züge des Wahnsinns und der Groteskerien ausstreichen. Es ist letztlich die einzige Konsequenz, mich selbst zu nihilisieren. Sorgen Sie für die Herausgabe des Werkes. Ich lege es Ihnen ans Herz. Sie sind bei seiner Entstehung mitbeteiligt.*"[43]

Das Manuskript erscheint 1927 und bleibt - bis heute - nur wenigen „Eingeweihten" bekannt. Hans Prinzhorn erfüllt das Testament und veröffentlicht mit einer eigenen Einleitung das Buch des Selbstmörders. „Bewußtsein als Verhängnis" hält die Spannung von Rationalitätsformen, ihren Grenzen und dem Leben nicht aus. Seidel kann sie aufgrund seiner Gründlichkeit, mit der er theoretisch aufgebaut und sich selbst demontiert hat, nicht ertragen - nicht die Entzweiung von Leben und Geist. Radikal bleibt hier Seidels Spaltung, konsequent radikal ist der Selbstmord. *„Für den Radikalen gibt es nur ein Gesetz: Gründlichkeit. Wo es sich um Dinge des Lebens, des Zusammenlebens handelt, wird er durchaus nicht die Hände in den Schoß legen, alles laufen lassen, wie es will, sondern er wird von Grund aus beginnen und Prinzipien zu den allein gestaltenden Kräften zu erheben suchen: seine Gründlichkeit ist ein Ausdruck seiner Vorurteile gegen das Leben*"[44] Das ist eine neue Lebensverlegenheit. Da die geistigen Prinzipien, die einst noch Zukunft verhießen, versagen und zur unentrinnbaren Ideologie werden, stirbt Alfred Seidel und legt damit gleichzeitig Zeugnis ab von den tiefen Spaltungen der ersten deutschen Republik.

---

41 Alfred Seidel, Brief an Hans Prinzhorn vom 20. 10. 1924, in: Ders., Bewußtsein als Verhängnis, a.a.O., S. 45-46, hier S. 45.

42 In einem früheren Brief schreibt Seidel: *„Trotz meiner schlechten Monate kann ich glänzend arbeiten, sogar die einzige Rettung vor Depressionen. So werde ich diesen Winter durch den Zwang der Not möglicherweise besser ertragen, als alle früheren."* Alfred Seidel, Brief an Hans Prinzhorn vom 4. 10. 1924, in: Ders., Bewußtsein als Verhängnis, a.a.O., S. 45.

43 Alfred Seidel, Brief an Hans Prinzhorn vom 20. 10. 1924., a.a.O., S. 46.

44 Helmuth Plessner, Grenzen der Gemeinschaft. Eine Kritik des sozialen Radikalismus (1924), in: Ders.: Macht und menschliche Natur. Gesammelte Schriften V, a.a.O., S. 7-133, hier S. 15.

Alfred Seidel

Produktivität und Klassenkampf. Ein Beitrag zur Interpretation des historischen Materialismus von Karl Marx und Friedrich Engels[1]

Inhaltsverzeichnis

Vorwort.

Einleitung. Die Bedeutung der einzelnen geistigen Perioden von Karl Marx und Friedrich Engels für die Entstehung des historischen Materialismus.

Erster Hauptteil.

Die philosophische Struktur des historischen Materialismus.

a) Die Erkenntnistheorie des historischen Materialismus.

b) Die Verabsolutierung der Produktivkräfte und ihre Rolle in Marx' Geschichtsphilosophie.

1. Die Produktivkräfte als das die Geschichte bewegende Agens.
2. Entwicklung der Produktivkräfte und Klassenkampf.
3. Psychologie im historischen Materialismus.

c) Die metaphysische Teleologie des historischen Materialismus.

1. Steigerung der Produktivität der Arbeit durch Entwicklung der Produktivkräfte als Sinngebung der Geschichte.
2. Die Rolle des Bewußtseins für die Erreichung des Sozialismus.

d) Kritik von Interpretationen des historischen Materialismus.

1. als philosophischen Materialismus,
2. als Lehre vom sozialen Menschen. (Max Adler, Otto Bauer).

Zweiter Hauptteil.

Das System des historischen Materialismus.

a) Die Lehre von der Gesellschaft (soziale Statik).

1. Der Primat des Ökonomischen und das Beziehungsverhältnis der einzelnen Sphären der Gesellschaft.
2. Inhaltliche Ableitung und Darstellung der Sphären.
   aa) Ökonomischer Unterbau.
   bb) Begriff der Klasse und ideologischer Überbau.
3. Die Rolle des Bewußtseins im historischen Materialismus.

b) Die Lehre von der gesellschaftlichen Entwicklung (soziale Dynamik).

1. Das Phänomen der sozialen Revolution.
2. Widerspruchs- und Gegensatz-Dialektik.
3. Das Phänomen der politischen Revolution.
4. Die Verbindung der Lehre von der Entwicklung der Produktivkräfte und der Klassenkampftheorie in der Dynamik.

Schlußwort. Zusammenfassung.

---

1 INAUGURALDISSERTATION zur Erlangung der philosophischen Doktorwürde EINER HOHEN PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT DER UNIVERSITÄT HEIDELBERG vorgelegt von ALFRED SEIDEL aus Grünberg i. Schl., o.J. (1922).

Alfred Seidel
1895 - 1924

Vorwort.

Diese Studie ist hervorgegangen aus einer Arbeit über die Soziologie der modernen Revolutionen, deren geschichtsphilosophischen Teil ich nach dem historischen Materialismus zu bearbeiten versuchte. Bei der Behandlung dieser Aufgabe stieß ich auf eine mögliche, neue Interpretation des historischen Materialismus, die das Thema dieser Arbeit bildet. Die Interpretation des historischen Materialismus ist auf die mannigfachste und oft entgegengesetzte Art und Weise erfolgt, wie es die umfangreiche Literatur über dieses Problem zeigt. Die Gründe für diese verschiedenartigen Auffassungsmöglichkeiten liegen einesteils an der mangelnden Präzisierung und dem Schwanken der Begriffe bei Marx und Engels, wie es alle Marx-Kritiker betonen, andererseits daran, daß mannigfache Differenzen zwischen den beiden Begründern der Lehre wie zwischen ihren einzelnen geistigen Perioden selbst bestehen. Außerdem besteht keine eigene ausführlichere systematische Darstellung von Marx und Engels selbst, und so ist die Theorie des historischen Materialismus in allen ihren Werken nur gelegentlich behandelt.
Ich sagte ausdrücklich, daß meine Auffassung nur eine mögliche Interpretation des historischen Materialismus darstellt, die ich bewußt einseitig durchzuführen suche, um so das Problem von einer neuen Seite zu beleuchten. Ich gebe gern zu, daß viele Stellen von Marx dieser meiner Interpretation widersprechen und werde deshalb auch nicht jede meiner Behauptungen mit vielen Zitaten belegen, was mir wohl oft auch schwer möglich sein würde. Denn ich will nicht die so beliebte Marx-Scholastik treiben, sondern die innere, den Denkern selbst oft nicht bewußte Struktur ihrer Gedanken zu erforschen suchen, vor allem die stillschweigenden „petitiones principii", deren es bei Marx eine Menge gibt. Eine Darstellung, wie Kritik läßt sich bei einem so differenzierten Denker, wie Marx, und der Kompliziertheit seiner Probleme nur aus dem ganzen Zusammenhang und nicht von einem einzelnen Teilproblem aus geben, wie ja Marx' Standpunkt selbst stets der der Totalität war. So betont Georg Lukasz: „Die Kategorie der Totalität, die allseitige bestimmende Herrschaft des Ganzen über die Teile ist das Wesen der Methode, die Marx von Hegel übernommen hat und originell zur Grundlage einer ganz neuen Wissenschaft umgestaltet hat."[2]

Einleitung.

Zur allgemeinen Charakteristik meiner Auffassung sei gesagt, daß ich Marx' historischen Materialismus noch viel mehr von Hegel aus zu verstehen suche, als es bisher geschehen ist, und zwar, wie später gezeigt werden wird, mich hierbei nicht nur auf die Dialektik berufe, sondern den ganzen Aufbau und die Anlage des historischen Materialismus von Hegel ableite. Dieser Auffassung steht zwar Marx und Engels eigene Darstellung ihres Verhältnisses zu Hegel entgegen. Aber gewöhnlich wird das, was ein Denker über seine philosophischen Voraussetzungen, seine Methode und vor allem sein Verhältnis zu andern Denkern urteilt, von ihm selbst am wenigsten richtig

2 Georg Lukasz, Rosa Luxemburg als Marxist. Zschft. „Kommunismus", Wien. 2. Jahrg. Heft 1-2. S. 4.

eingeschätzt. Das ist schon bedingt durch die weltanschauliche Kampfstellung, die „Dialektik" der Polemik und die meist unbewußte Abhängigkeit. Es ist eben - um mit Marx selbst zu reden - „ideologischer Überbau", „falsches Bewußtsein". „Denn man kann das, was ein Individuum ist, nicht nach dem beurteilen, was es sich selbst dünkt."[3] Da Marx selbst von Hegel ausging und durch starke geistige Erlebnisse in einen innerlichen Gegensatz zu ihm geraten war, so war diese Übertreibung dieses seines Gegensatzes und damit die falsche Einschätzung seiner Abhängigkeit, in die er zudem später immer mehr geriet, geradezu notwendig. So erklärt sich auch, daß er aus diesem Gegensatz heraus sich dem philosophischen Materialismus viel verwandter fühlte, als er es de facto war, worauf später noch eingegangen wird.
Manche Marx-Darsteller und -kritiker, besonders Max Adler und Otto Bauer, haben nicht deutlich zwischen den einzelnen geistigen Perioden bei Marx und Engels unterschieden, so oft nur zwischen den einzelnen Epochen liegende Widersprüche als die des ausgebildeten Systems angesehen oder diese de facto vorhandenen Widersprüche zu einer Einheit zusammengefaßt. Ich unterscheide in Anlehnung an Mehring[4] in Marx' Lebenswerk fünf mehr oder minder deutlich abgrenzbare Epochen, in denen Engels ihm im Großen und Ganzen folgt. Als erste Periode kann man diejenige ansehen, in der Marx ausgesprochener Jung-Hegelianer war. Er hat in dieser Epoche wenig veröffentlicht, außer seiner Doktorarbeit die Artikel in der Rheinischen Zeitung. Aus der zweiten, der Feuerbach-Periode, stammen die Beiträge zu den deutsch-französischen Jahrbüchern, vor allem „Die Heilige Familie". Während dieser Zeit erfolgte die stärkste Abwendung von Hegel und die Hinwendung zum Materialismus. Es ist die Zeit des „realen Humanismus", wo ein Geist der Geschichte geleugnet und „die wirklichen Menschen" als einziges Agens der Geschichte bezeichnet werden. Noch deutlicher tritt dieses Moment in den „Thesen über Feuerbach" zu Tage, wo die sinnliche Praxis an Stelle der Anschauung und Spekulation gesetzt wird. Einen ausgesprochen voluntaristischen und subjektivistischen Charakter atmen diese Thesen, die m.A.n. in so entscheidendem Widerspruch zu dem objektiv deterministischen Charakter seiner spätern Ideen stehen. David Koigen stellt dies folgendermaßen fest: „Sahen wir oben in den Briefen an Ruge einen sogenannten, von Hegel stammenden Objektivismus walten, der einen wirklichen Ansatz zum Marxismus darbot, und dem am letzten Ende Marx und Engels sich zuwandten, so ist jetzt während ihres Hingerissenwerdens durch Feuerbach ein allerdings historischer Subjektivismus zu verzeichnen." - „In diesem Falle haben wir eine geschichtliche Teleologie, die sonst dem Sinne des Marxismus fremd ist,- durch das völlige Verwerfen Hegels. ..."[5] Gerade auf diese Zeit, u.z. fast ausschließlich, beruft sich Max Adler mit seiner Hineininterpretierung von Kant'schen Gedankengängen in den historischen Materialismus, den er als die Wissenschaft vom sozialen Menschen aufgefaßt haben will.
Während dieser Zeit tritt die Wendung zum Sozialismus ein, zuerst in der Form des utopischen oder „wahren Sozialismus", bis wahrscheinlich durch Lorenz von

3 Marx, Zur Kritik der politischen Ökonomie, Vorwort, S. LVI.
4 Franz Mehring, Karl Marx.
5 David Koigen: Zur Vorgeschichte des modernen philosophischen Sozialismus in Deutschland. Diss. 1900. S. 266, 267.

Stein's Buch[6] angeregt, in Anlehnung an die französischen utopistischen Sozialisten und Historiker die Klassenkampflehre rezipiert und durch Engels seine Aufmerksamkeit auf die grundlegende Bedeutung des wirtschaftlichen Faktors gelenkt wird. Die Ausarbeitung der Klassenkampftheorie und seine vorläufige ökonomische Grundlegung finden wir erst vom „Elend der Philosophie" an, wo zuerst der entscheidende Begriff der Produktivkräfte auftritt. Noch im „Kommunistischen Manifest" steht im Vordergrund die Klassenkampflehre, ebenso in den historisch-politischen Arbeiten über die französische und deutsche Revolution. Es ist dies also die dritte Periode, die wir als die Periode der Vorherrschaft der Klassenkampftheorie charakterisieren wollen.

Nachdem Marx sich gründlich mit der politischen Ökonomie beschäftigt hat, tritt auch in seiner Geschichtsphilosophie das ökonomische Element und seine Eigengesetzlichkeit immer stärker hervor, hinter der die zuerst rezipierte Klassenkampflehre zurücktritt und vollständig aus der Ökonomie erklärt wird, trotzdem man deutlich merken kann, daß beide Theorien zwei selbständige Elemente in Marx' Geschichtsphilosophie bilden.[7]

Während dieser entscheidenden Epoche finden wir die klassische Darlegung der reinen geschichtsphilosophischen Theorie in dem viel zitierten „Vorwort zur Kritik der politischen Ökonomie", in der charakteristischerweise vom Klassenkampf nicht die Rede ist. In diese Epoche, die den Höhepunkt der reinen geschichtsphilosophischen Theorie, wie auch den der ökonomischen darstellt, gehört neben der „Kritik der politischen Ökonomie" vor allem „Das Kapital" I. Band, aber auch bis zu einem gewissen Grade Engels' „Antidühring". Die späteren Schriften stellen schon Abwandlungen, wenn auch realistische Anpassungen, der reinen Theorie dar. So der dritte Band des „Kapital", vor allem aber Engels' wichtiger „Feuerbach", sein „Ursprung der Familie, des Privateigentum und des Staates" und seine Briefe aus den 90er Jahren. Ich möchte nun behaupten, daß für die ausgebildete Lehre des historischen Materialismus nur die beiden letzten Perioden von 1857 an in Betracht kommen, und nur mit Vorbehalt die Periode der Vorherrschaft der Klassenkampftheorie (also 47-57). Bestimmt aber fallen die beiden ersten, die Jung-Hegelianische und die Feuerbach-Periode aus, da sie, wie erwähnt, in Gegensatz zu den späteren stehen, was Max Adler scheinbar nicht sehen will. So wichtig sie auch für die Entstehung des historischen Materialismus sein mögen, zum ausgebildeten System gehören sie nicht, und nur das soll uns hier interessieren.

---

6 Lorenz von Stein, Geschichte d. Kommunismus und Sozialismus im heutigen Frankreich.

7 Dies versucht darzulegen Albert Penzias in seiner Schrift: „Die Metaphysik der materialistischen Geschichtsauffassung".

I. Hauptteil

Die philosophische Struktur des historischen Materialismus

a) Die Erkenntnistheorie des historischen Materialismus

Marx und Engels haben keine erkenntniskritische Fragestellung ebenso wenig wie Hegel, als auch die philosophischen Materialisten. Sie wollen die Phänomene selbst in ihrer Gesetzmäßigkeit aufzeigen. Ihre Philosophie ist Ontologismus oder Metaphysik von einem vernunftkritischen (z.B. neu-kantianischen) wie von einem empiriokritizistischen Standpunkte aus gesehen (z.B. Mach, Avenarius). Erkenntniskritisch gesprochen glauben sie nicht, nur Erscheinungen oder Empfindungszusammenhänge zu untersuchen, sondern die „Dinge an sich". Das zeigt z.B. Engels' naive, wenn nicht schon peinliche Polemik gegen Hume und Kant.[8]
Marx und Engels', wie auch Feuerbach's Erkenntnistheorie, wenn man bei ihnen überhaupt von einer solchen reden kann, ist die Abbild- oder Spiegelbildtheorie, wie sie Benno Erdmann nennt.[9] Die Phänomene, seien es solche der Natur oder der Gesellschaft, denen eine von uns unabhängige Realität zugesprochen wird, erscheinen in genau dieser Art in unserm Bewußtsein wieder, sie spiegeln sich in ihm ab. So sagt Engels in seinem Feuerbach-Buche (S. 38): „Wir faßten die Begriffe unseres Kopfes wieder materialistisch als die Abbilder der wirklichen Dinge, statt die wirklichen Dinge als Abbilder dieser oder jener Stufe des absoluten Begriffs." Diese Theorie der Abbildung wird bei Marx möglich durch die rein formale Übernahme der Hegel'schen Identität von Denken und Sein. Aber bei Hegel stellt das Sein selbst nur ein Denken dar und zwar ein Denken der Idee, die nach ihrer Selbstentfremdung in der Natur im Menschengeist wieder zu sich zurückkehrt und sich selbst erkennt. Bei Marx dagegen herrscht eine Prävalenz des Seins, das nicht als Entfaltung einer übersinnlichen Wesenheit, wie es bei Hegel die Idee ist und sich doch begrifflich entfalten kann, aufgefaßt wird, sondern als immanente Realität. Das Sein selbst aber erzeugt aus sich als eine seiner Funktionen das Denken und drückt diesem seine Gesetzmäßigkeit auf. So sagt Marx im Nachwort der zweiten Auflage des „Kapital" I. Bd. (S. XLVII): „Für Hegel ist der Denkprozeß, den er sogar unter dem Namen Idee in ein selbständiges Subjekt verwandelt, der Demiurg des Wirklichen, das nur seine äußere Erscheinung bildet. Bei mir ist umgekehrt das Ideelle nichts anderes als das im Menschenkopf umgesetzte und übersetzte Materielle." Man sieht, daß Marx, wie Hegel, jede erkenntnistheoretische Fragestellung in eine ontologische auflöst. Sogar Max Adler (Marx als Denker, S. 88) muß das zugeben. „Indem sie (Marx und Engels) in einer dem Materialismus nahestehenden Weise Denken und Sein derart gleichsetzten, daß das Denken als ein Stück des Seins selbst allen Gesetzen des-

8 Engels: Feuerbach, S. 16. „Wenn wir die Richtigkeit unserer Auffassung eines Naturvorganges beweisen können, indem wir ihn selbst machen, ihn aus seinen Bedingungen erzeugen, ihn obendrein unsern Zwecken dienstbar werden lassen, so ist es mit dem Kantschen unfaßbaren „Ding an sich" zu Ende." Plenge nennt ihn dafür auch mit Recht einen philosophischen Banausen.

9 Benno Erdmann, Die philosophischen Voraussetzungen der materialistischen Geschichtsauffassung. S. 47.

selben entsprechen, daher aber auch die Gesetze des Seins notwendig enthalten muß, fallen Denkgesetze und Seinsgesetze wieder zusammen: nur daß die Denkgesetze hier nichts anderes sind, als die bewußte Spiegelung der für sich bestehenden Seinsgesetze." Diese Umkehrung oder besser Verlagerung des Verhältnisses von Denken und Sein gegenüber Hegel veränderte auch vollkommen den Charakter seiner Dialektik. Engels fährt an der oben zitierten Stelle fort: „Damit reduzierte sich die Dialektik auf die Wissenschaft von den allgemeinen Gesetzen der Bewegung, sowohl der äußeren Welt wie des menschlichen Denkens"..„Dam it aber wurde die Begriffsdialektik selbst nur der bewußte Reflex der dialektischen Bewegung der wirklichen Welt, und damit wurde die Hegelsche Dialektik auf den Kopf, oder vielmehr vom Kopf, auf dem sie stand, wieder auf die Füße gestellt." Bei Hegel war die Dialektik als Bewegungsgesetz der Idee vor allem ein logischer Vorgang, weil aber die Idee als metaphysische Entität vermittelst der Selbstentfaltung des absoluten Begriffs sich nur als Sein entfalten kann, auch ein ontologischer Prozeß. Bei Marx dagegen wird die Dialektik zum immanenten Bewegungsgesetz des Seins selbst und zwar der Natur wie der Gesellschaft und deshalb zuerst und vor allem ein ontologischer Prozeß, und ein logischer nur insofern, weil das Denken nur das Abbild des Seins ist. Also ist unser Denken nur deshalb dialektisch, weil das Sein dialektisch ist, wie es folgendes Zitat von Engels zeigt.[10] „Die Verkehrung der Dialektik bei Hegel beruht darauf, daß sie „Selbstentwicklung des Gedankens" sein soll, und daher die Dialektik der Tatsachen nur ihr Abglanz, während die Dialektik in unserem Kopf doch nur die Wiederspiegelung der sich in der natürlichen und menschengeschichtlichen Welt vollziehenden, dialektischen Formen gehorchenden tatsächlichen Entwicklung ist." Ernst Troeltsch charakterisiert diese Umkehrung der Dialektik folgendermaßen.[11] „Diese Dialektik ging nicht mehr aus dem Geiste hervor und empfing nicht mehr von seiner logischen Selbstentfaltung das Gesetz, sondern sie erzeugte umgekehrt in ihrem Verlaufe selbst den Geist und drückte sich diesem als Abbild ihres realen Geschehens ein." „Damit ist.aber den Tatsachen selbst doch das dialektische Gesetz ihres Werdens, ihrer Entwicklung und Verknüpfung als selbstverständlich unterlegt. Freilich ist damit nicht nur der metaphysisch-logische Gehalt der Dialektik vernichtet und schwebt diese sozusagen als bloße Selbstverständlichkeit in der Luft"..

Max Adler behauptet in allen seinen Schriften, daß Marx die Dialektik Hegels vor allem als Methode übernommen habe. Und Plenge sagt sogar, daß „in der sogenannten realistischen Dialektik von Marx die Dialektik Hegels zur Methode degradiert ist."[12] Es ist zuzugeben, daß Marx sie oft nur als solche benutzt, so vor allem bei der Entwicklung der ökonomischen Theorie im Kapital. Aber neben jenen Zitaten von Engels, die möglicherweise nicht ganz authentisch für Marx' Auffassung sein mögen, werden wir noch später an der Lehre von der gesellschaftlichen Entwicklung sehen, daß die Dialektik ihm nicht nur Methode, sondern das Bewegungsgesetz der Gesellschaft selbst war. Max Adler möchte die Art der Dialektik als Antagonismus bezeichnet wissen; denn er muß selbst zugestehen, „daß die Dialektik, die erst nur Methode sein

10 Engels, Brief an Conrad Schmidt vom 1. Nov. 1891. Soz. Monatshefte. 1920. II. 22/23 Heft.
11 Troeltsch, Über d. Begriff einer historischen Dialektik. 3. Der Marxismus. - Histor. Zschrft. 120. Bd. 3. Heft. S. 403.
12 Johann Plenge, Marx u. Hegel. S. 105.

sollte, zugleich auch Universalgesetz der Natur wird."[13] Es ist eben eine Unmöglichkeit, Kantische erkenntniskritische Fragestellungen in Marx hineininterpretieren zu wollen, wie es Max Adler, Otto Bauer, Braunthal, Woltmann[14] und viele andere kantianisierende Marxisten versuchen wollen.

b) Die Verabsolutierung der Produktivkräfte und ihre Rolle in Marx' Geschichtsphilosophie.

1. Nach der Kennzeichnung ihres erkenntnistheoretischen Standpunktes will ich zeigen, wie Marx und Engels die Gesellschaft und ihre Entwicklung, d.h. also die Geschichte, betrachten. Denn nur diese Gebiete sind das Erkenntnisobjekt der Marx'schen Forschungen, im Unterschiede zu Hegel, der alle Gebiete des menschlichen Wissens in seinem System zu umfassen suchte. Gerade jene Verengung ihres Standpunktes gegenüber Hegel verschob vollkommen die von ihm übernommene Methode und Art ihre Erkenntnisobjekte zu sehen und darzustellen. So durchschnitten sie den Zusammenhang mit der Naturphilosophie, die Engels dann später analog der Geschichte, also auch dialektisch zu betrachten versuchte, um sie somit dem Marx'schen System einzugliedern. Wir werden bei der Auseinandersetzung mit der materialistischen Interpretation darauf zurückkommen, auch werden wir bei der inhaltlichen Darstellung auf die von Hegel übernommene Einteilung ihres Systems in eine Theorie der Gesellschaft, sie man als soziale Statik, und eine Theorie der historischen Entwicklung, die man als historische Dynamik bezeichnen könnte, eingehen. Jetzt will ich nur kurz die innere Struktur des historischen Materialismus, wie er sich mir darbietet, skizzieren, um so erst einmal den Grundgedanken meiner Interpretation klarzulegen, um ihn dann erst an der Darstellung des Systems zu erweisen.
Marx will wie Hegel die Gesetzmäßigkeit alles sozialen Geschehens aufzeigen, denn daß es gesetzmäßig ist, ist eine von Hegel übernommene petitio principii. „Seine Grundvorstellung von der unverbrüchlichen Notwendigkeit und Gesetzlichkeit alles sozialen Geschehens war von Hegel übernommen."[15] Da Marx nicht nur die äußeren Zusammenhänge darstellen will, muß er nach dem Faktor jener Gesetzmäßigkeit, also nach dem Prinzip der inneren Struktur der Gesellschaft und dem geheimen, hinter den Handlungen der Menschen waltenden Agens der Geschichte fragen. Er sieht diesen inneren Zusammenhang in der Wirtschaft und innerhalb ihrer in der Produktion. Diese Behauptung ist natürlich nicht aus der reinen Theorie gewonnen, sondern induktiv. Wir werden später bei der Statik sehen, welche verschiedenen Gründe Marx und Engels für den Primat des Ökonomischen angeben. Hier kommt es uns nur auf die Feststellung an, daß ihre ganze geschichtsphilosophische Fragestellung einen solchen Primat fordern, und zwar seine Frage nach einem die Geschichte bewegenden Agens und die Übernahme der Dialektik als Antagonismus für die Entwicklung der Gesellschaft. Jene Forderung eines Primates durch die Dialektik charakterisiert Troeltsch folgendermaßen: „Aber da kommt nun der strenge Monismus der rein logischen Dialektik und zwar der materialisierten und naturalisierten Dialektik..." „Da wird dann das

13 Max Adler, Marx als Denker. S. 88.
14 Siehe Literaturverzeichnis.
15 Plenge, a.a.O. S. 89.

Übergewicht und die Priorität der ökonomisch-sozialen Lebensformen sofort zur einzigen unabhängigen Variabeln in diesem System".. [16] Daß die Dialektik jenen strengen Monismus fordert, zeigt ja auch die ganze Hegelsche Philosophie, für die im Gebiete des Gesellschaftlichen dieser sich dialektisch entfaltende Faktor der objektive und absolute Geist ist. Zum Grundfaktor, wie es bei Hegel der Geist ist, wird die Arbeit, wie Marx ja die ganze Gesellschaft nur als Arbeitszusammenhang auffaßt, worauf Lederer hinweist.[17] Die Arbeit ist aber nur der formale Grundfaktor seiner Geschichtskonstruktion; erst die Faktoren, die die Produktivität der Arbeit hervorrufen, werden zu dem die Entwicklung der Gesellschaft bestimmenden Moment. Also: D i e P r o d u k t i v k r ä f t e. Wir werden später näher sehen, was Marx und Engels alles unter diesem Begriff verstehen, hier möchten wir nur betonen, daß sie alle die Produktivität der Arbeit hervorrufenden Faktoren, also nicht nur die Technik, wie gewöhnlich interpretiert wird, sondern Arbeitsteilung, Arbeitsvereinigung, ja sogar die Rasse und die Klassen selbst, wie die Naturwissenschaft, in diesen Begriff hineingeheimnissen, aber ihn doch als eine Einheit auffassen. Denn dieser Faktor, so realistisch seine einzelnen Elemente auch aussehen mögen, erhielt nun die für eine den inneren Zusammenhang der Gesellschaft und Geschichte aus einem Prinzip erklärende Geschichtsphilosophie notwendige metaphysische Funktion. So werden die Produktivkräfte zu dem Prinzip der inneren Struktur der Gesellschaft und zu dem geheimen, hinter den Menschen waltenden Agens der Geschichte. Sie sind es, die sich in der Geschichte entwickeln, oder wie der Hegelsche Geist dialektisch entfalten. Um jenen etwas gewaltsamen Vergleich mit Hegels Geschichtsphilosophie fortzuführen, übernehmen also bei Marx die Produktivkräfte, die die Art der Produktionsverhältnisse und damit die ganze Gesellschaft bestimmen, die Rolle der Hegelschen Volksgeister, die den geistigen Gehalt und die Form des Staates und dadurch die anderen Sphären, wie „bürgerliche Gesellschaft", Recht, Verfassung u.s.w. gestalten.[18]

Nur durch diese Verabsolutierung eines Faktors ist Marx überhaupt die einheitliche Konzeption einer Geschichtsphilosophie möglich. Warum Marx gerade die Produktivkräfte verabsolutiert, ist aus seiner, auf ökonomischen Studien fundierten Betrachtung der Gesellschaft zu erklären, worauf später noch näher einzugehen ist.

Der metaphysisch objektive Charakter der ökonomischen Seite von Marx' Geschichtsphilosophie zeigt sich auch in der Behauptung, daß die wirtschaftlichen Verhältnisse sich unabhängig vom Wollen der Menschen durchsetzen. So beginnt die berühmte Stelle im Vorwort zur Kritik der politischen Ökonomie folgendermaßen: „In der gesellschaftlichen Produktion ihres Lebens gehen die Menschen bestimmte, notwendige, v o n i h r e m W i l l e n u n a b h ä n g i g e (von mir gesperrt) Verhältnisse ein, Produktionsverhältnisse, die einer bestimmten Entwicklungsstufe ihrer materiellen Produktivkräfte entsprechen."[19]

Im Nachwort zur zweiten Auflage des „Kapitals" zitiert Marx einen russischen Kritiker, dem er ausdrücklich zustimmt: „Marx betrachtet die gesellschaftliche Bewegung als einen naturgeschichtlichen Prozeß, den Gesetze lenken, die nicht nur von dem

16 Troeltsch, a.a.O. S. 425.
17 Kolleg über die Sozialtheorie des Marxismus. Sommersemester 1920 Heidelberg.
18 Hegel, Einleitung in die Philosophie der Weltgeschichte. S. 89-128.
19 Marx. S. LV.

Willen, dem Bewußtsein und der Absicht der Menschen unabhängig sind, sondern vielmehr umgekehrt deren Wollen, Bewußtsein und Absichten bestimmen." So behauptet er auch, daß sich das Wertgesetz hinter dem Rücken der Produzenten durchsetze. Wir wollen aber das so wichtige Problem des Willens und Bewußtseins im historischen Materialismus erst am Ende des Systems betrachten, da wir es erst nach der Betrachtung der Dynamik werden verstehen können.

2. Wie entfalten sich nun die Produktivkräfte in der Gesellschaft? - Neue Produktivkräfte entstehen selbst innerhalb bestimmter Produktionsverhältnisse und des auf diesen beruhenden Überbaus, werden also von der ganzen gesellschaftlichen Struktur bedingt. Diese neuen Produktivkräfte gestalten ihrerseits die Produktionsverhältnisse als die Formen ihrer Entfaltung um. Auf Grund der neuen Produktivkräfte entstehen neue Klassen, die im gegenseitigen Interessenkampf, also im Klassenkampf, die ganze Gesellschaft in ihren sozialen, politisch-juristischen und ideellen Strukturen umwälzen. Die Art dieses Prozesses näher zu beschreiben wird die Aufgabe des Abschnittes über die Lehre von der Entwicklung sein.

Die Klassenkämpfe werden zum Mittel für die Entfaltung der Produktivkräfte. „Bis jetzt haben sich die Produktivkräfte auf Grund dieser Herrschaft des Klassengegensatzes entwickelt."[20] In der Verbindung dieser beiden Seiten von Marx' Geschichtsphilosophie, also einerseits der Lehre von der Entfaltung der Produktivkräfte, andrerseits der Klassenkampftheorie, die, wie wir oben betonten, als zwei selbständige Theorien konzipiert oder übernommen worden sind, sehen wir die Übernahme der Hegelschen Idee von der List der Vernunft. Wie bei Hegel der Geist in der Gestalt der Volksgeister sich nur entfalten kann durch die Leidenschaften der Menschen,[21] so können sich bei Marx die Produktivkräfte nur entfalten vermittelst des durch die gegenseitigen Klasseninteressen hervorgerufenen Klassenkampfes. Otto Bauer behauptet zwar in seiner Polemik gegen Plenge, der den Klassenkampf bei Marx als Mittel betrachtet, um das Reich der Vernunft zu verwirklichen: „Nach 1848 hat sich Marx von der spekulativen Idee von der „List der Vernunft" völlig befreit."[22] Aber Otto Bauer hat Unrecht, denn an die Stelle der Verwirklichung der Vernunft tritt seit 1847 (Elend der Philosophie) die Entfaltung der Produktivkräfte, für die die Klassenkämpfe nur das Mittel ihrer Entfaltung darstellen. Schon von mehreren Marxkritikern ist auf diese Übernahme des Hegelschen Gedankens von der List der Vernunft aufmerksam gemacht worden. So sagt Troeltsch: „Von da aus hat er dann völlig im Sinne der Hegelschen Lehre von der List der Vernunft, die die Leidenschaften und individuellen Interessen als Hebel und Hüllen der geistigen Entwicklung benutzte, die Klassenegoismen, -ideologien und -kämpfe samt den daraus entspringenden Revolutionen als das eigentliche Mittel des Fortschritts betrachtet."[23]

3. Engels, der in seinen letzten Schriften den historischen Materialismus realistisch psychologisch ergänzen wollte, damit ihm aber seine Einheitlichkeit und Stoßkraft, die in seiner metaphysischen Konzeption steckt, entzog, fügte noch eine dritte Reihe der treibenden Kräfte ein. So sind dies die bei Hegel in der Rolle der List der Vernunft

---

20 Marx, Das Elend der Philososphie. S. 36.
21 Hegel, Einleitung i.d. Philosophie d. Weltgeschichte. S. 56 ff.
22 Otto Bauer, Marx-Literatur, Rezension von Plenge, Marx u. Hegel. Kampf. VI. Jahrg. S. 189.
23 Troeltsch. a.a.O. S. 431.

auftretenden individual-psychischen Motive, „ideelle Beweggründe, Ehrgeiz, Begeistrung für Wahrheit und Recht, persönlicher Haß oder auch rein individuelle Schrullen aller Art."[24]
Hinter diesen Motiven stehen aber als bewegende Ursachen die Klassenkämpfe, die er als Triebkräfte der Triebkräfte bezeichnet, um diese selbst auf die objektive ökonomische Reihe, also auf die Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse zurückzuführen. Wir sehen hier also ganz deutlich die drei Reihen bewegender Ursachen:

1. Die objektiv-metaphysische = Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse,
2. Die soziologisch-sozialpsychologische = die Klassenkämpfe beruhend auf den Klassenkämpfen,
3. die subjektiv-individualpsychologische = die Leidenschaften usw.

Engels fügte diese letzte Reihe ein, weil er wohl selbst den Mangel einer individualpsychologischen Begründung spürte, wie er auch den Mangel einer psychologischen Verknüpfung der ideologischen mit den anderen Sphären in einem Briefe an Mehring gestand. „Nämlich wir alle haben zunächst das Hauptgewicht auf die Ableitung der politischen, rechtlichen und sonstigen ideologischen Vorstellungen und durch diese Vorstellungen vermittelten Handlungen aus den ökonomischen Grundtatsachen gelegt und legen müssen. Dabei haben wir dann die formelle Seite über der inhaltlichen vernachlässigt: die Art und Weise, wie diese Vorstellungen zustande kommen."[25]
Zwar führt Marx die Klassenkämpfe auf Interessen zurück, aber gemäß seinem ökonomischen Monismus gibt es nur materielle Interessen, die als Klasseninteressen auftreten. Wieder war es Engels, der diese unrealistische Einseitigkeit als störend empfand, und daher neben die Sorge für den Lebensunterhalt als gleichberechtigten Faktor die Sorge für die Fortpflanzung setzte. „Nach der materialistischen Auffassung ist das in letzter Instanz bestimmende Moment in der Geschichte: die Produktion und Reproduktion des unmittelbaren Lebens. Diese ist aber selbst wieder doppelter Art. Einerseits die Erzeugung von Lebensmitteln, von Gegenständen der Nahrung, Kleidung, Wohnung und den dazu erforderlichen Werkzeugen; andrerseits die Erzeugung von Menschen selbst, die Fortpflanzung der Gattung."[26]
Aber diese psychologische Ergänzung können wir wie die obenerwähnte durch die individualpsychologischen Motive als nicht zum eigentlichen System des historischen Materialismus gehörig betrachten.
Als psychologische Begründung kommt aber neben der durch die Interessentheorie, die, wie gezeigt, nur ökonomische, d.h. Klasseninteressen kennt, die durch die Bedürfnistheorie in Betracht, die eben auch nur materielle Bedürfnisse kennt.[27] Wie Hegel schon das, was er „bürgerliche Gesellschaft" nannte, auf die gemeinsame Befriedigung der Bedürfnisse zurückführte,[28] so sehen Marx und vor allem Engels als psychisch bestimmenden Faktor die Bedürfnisse an.[29] Wesentlich ist, daß die Entstehung neuer Produktivkräfte, vor allem einer neuen Technik, neben der Erklärung durch Klassen-

24 Engels, Feuerbach S. 44.
25 Engels, Brief vom 14. Juli 1893. cit. bei Mehring: Geschichte der deutschen Sozialdemokratie. I. Bd. S. 386.
26 Engels, Der Ursprung der Familie etc. Vorwort S. VIII.
27 Emil Hammacher, Das philosophisch-ökonomische System des Marxismus. S. 181 ff.
28 Hegel, Grundlinien der Philosophie des Rechts, 154 ff.
29 Engels, Brief an Starkenburg vom 25.I.94. Dokumente des Sozialismus Bd. II. S. 73.

interessen, durch die Bedürfnistheorie begründet wird, wenn auch der Begriff „Bedürfnis“ in einem ganz allgemeinen, fast bildlichen Sinne gebraucht wird. „Hat die Gesellschaft ein technisches Bedürfnis, so hilft das der Wissenschaft mehr voran, als zehn Universitäten.“[30]
Neben diesen psychologischen Begründungen durch die einseitige ökonomische Interessen- und Bedürfnistheorie fehlt dem eigentlichen historischen Materialismus von Karl Marx eine spezifizierte Psychologie, vor allem eine Sozial- und Massen- wie Völkerpsychologie, welche für eine Weiterbildung des historischen Materialismus in psychologischer Hinsicht ebenso in Betracht kommen, wie möglicherweise bei der Erklärung des ideologischen Überbaus eine Psychologie des Unbewußten, z.B. Freud's Lehre von der Verdrängung und Sublimierung. Dieses Fehlen der Psychologie bei Marx ist meiner Ansicht nach neben ideengeschichtlichen Gründen, vor allem aus der metaphysischen Art der Konzeption seiner Geschichtsphilosophie zu erklären, und scheint mir ein gewichtiges Argument für die hier vertretene Art der Interpretation zu sein. Hammacher, der stets den historischen Materialismus als naturalistischen Materialismus betrachtet haben will, muß selbst zugeben, daß der metaphysische Charakter der Hegelschen Geschichtsphilosophie bei Marx erhalten blieb. „Denn sobald er empirischer Psychologie den Eingang eröffnete und die Motivreihen der Menschen zu prüfen begann, mußte die dogmatische Behauptung, daß alle Bewußtseinstatsachen aller Menschen aller Zeiten durch das ökonomische Klasseninteresse notwendig bestimmt werden, als Induktionsschluß unmöglich erscheinen und vielmehr ihren metaphysischen Ursprung aus Hegels Selbstentfremdung und dem gemeinschaftlichen Gepräge seines Volksgeister verraten.“[31]

c) Die metaphysische Teleologie des historischen Materialismus.

1. Vor allem ersieht man den metaphysischen Charakter der Marx'schen Geschichtsphilosophie daraus, daß die Produktivkräfte nicht nur der die geschichtliche Entwicklung bestimmende Faktor sind, sondern daß ihre Entfaltung und die durch sie hervorgerufene Steigerung der Produktivität der Arbeit die Sinngebung der Geschichte darstellen. „Eine Selbstentwicklung der Produktivkräfte bleibt bestehen. Diese Annahme zieht aber noch eine weitere Konsequenz nach sich: man muß ein fortwährendes Wachstum der Produktivkräfte annehmen, denn wodurch sollten die Produktivkräfte geschwächt oder zugrunde gerichtet werden. So kommen wir zu einer sehr optimistisch gefärbten metaphysischen Teleologie.“[32] Eine solche Teleologie fordert die Dialektik wie jeder Entwicklungsbegriff. Es muß ein Telos gegeben sein, auf welches hin die Entwicklung vor sich geht. Die Dialektik ist demnach für Marx nicht leerläufig und relativistisch geworden, wie Troeltsch behauptet: „Der geistig-metaphysische Welthintergrund und die geistig-kulturelle Zwecksetzung sind verschwunden. Die Dialektik ist ohne Seinsgrund und ohne Zusammenhang von Sein und Wert lediglich relativistisch und positivistisch als Verbindungsregel beobachteter Tatsachen zu verste-

30 Marx: Elend S. 97.
31 Hammacher, a.a.O. S. 184.
32 Salomon Eugen Altschul: Die logische Struktur des historischen Materialismus. Archiv f. Soz. Wissenschaft. 1913 XXXVII. S. 66.

hen, die nach dem Grundsatz der Position, Negation und Negation der Negation oder Reaffirmation sich in unendlicher Kette bewegen."[33] Er muß selbst an späterer Stelle zugeben, daß Marx noch eine „teleologische Gerichtetheit und Wertsteigerung" annimmt[34] und zwar zeigt auch er diese Steigerung in der Entwicklung der Produktivkräfte auf. „Marx ist wie Hegel und fast alle Modernen von einer solchen ins Unbegrenzte aufsteigenden Entwicklung des Ganzen als Ganzem grundlegend überzeugt und er mißt sie nach der Steigerung der Produktionskraft:".. [35]
Daß die Entfaltung der Produktivkräfte jene metaphysische Teleologie darstellt, zeigt deutlich die für Marx selbstverständliche Annahme, daß stets die ökonomisch überlegene Klasse siegen muß, was ihn dazu führt, jede auf Grund neuer Produktivkräfte neuentstandene Klasse, z.B. für den Kapitalismus das Proletariat, eo ipso als die ökonomisch überlegene Klasse anzusehen, deren Sieg ebenso verbürgt ist, wie die durch ihren Sieg bewirkte Steigerung der Produktivität der Arbeit. Die sozialistische Gesellschaft, die nach der einmaligen Dialektik der Weltgeschichte die Synthesis darstellt, ist deshalb das Ziel der Weltgeschichte, weil nur in ihr durch Mechanisierung und Rationalisierung der Arbeit, also durch höchste Entfaltung der Produktivkräfte, die höchstmögliche Produktivität der Arbeit verwirklicht werden kann. Diese Teleologie der Produktivität ist nur die der objektiven wirtschaftlichen Entwicklung und deshalb nicht die im Bewußtsein der Menschen herrschende; es ist das den einzelnen Menschen nicht bewußte Ziel der gesellschaftlichen Entwicklung, das sich unabhängig von ihrem Willen durchsetzt. Das Telos in dem Bewußtsein der Menschen und damit das Ziel der zweiten Reihe, also der Klassenkämpfe, ist die klassenlose Gesellschaft, die zwar nicht aus ethischen Motiven gewollt wird, sondern vom Proletariat nur als notwendiges Mittel zu seiner Befreiung, also aus Klasseninteresse, erstrebt wird. Hierbei zeigt sich aber, wie sich ganz deutlich aus den frühen Schriften, besonders aus der „Heiligen Familie" ergibt, der Einfluß der naturrechtlich, rationalistisch demokratischen Teleologie der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. So behauptet Troeltsch: „Die dialektisch-realistische Kontemplation ist verkoppelt mit einem revolutionären Naturrecht." „Das erste ist die Verbindung der rein realistisch-deterministischen Entwicklung mit revolutionärer Prophetie und absoluter Forderung."[36]
Aber zu seiner objektivistischen ökonomischen Geschichtsphilosophie paßt diese absolute naturrechtliche Teleologie nicht und steht auch im Widerspruch zur Dialektik. Innerhalb dieser seiner ökonomischen Geschichtsphilosophie besteht der Fortschritt in der stets steigenden Produktivität der Arbeit vermittelst der Entwicklung der Produktivkräfte.
2. Vergleichen wir diese Art des Fortschrittsbegriffes, also der metaphysischen Teleologie, mit der Hegels, so werden wir auch die Rolle des menschlichen Bewußtseins innerhalb der geschichtsphilosophischen Konstruktion von Marx verstehen lernen. Bei Hegel besteht die metaphysische Teleologie in der Selbstbewußtwerdung des Geistes, was nach seiner Auffassung durch seine Philosophie auf ihrem Höhepunkt angelangt ist, weshalb er seiner Meinung nach am Ende der Weltgeschichte steht.

---

33 Troeltsch, a.a.O. S. 419.
34 Dito S. 421.
35 Dito S. 435.
36 Troeltsch, a.a.O. S. 412.

Bei Marx war der Sinn der Weltgeschichte die Entfaltung der Produktivkräfte, deren höchste Stufe aber nur durch die Erkenntnis der Menschen von den sie bis jetzt unbewußt leitenden Mächten, das sind die Produktivkraft und der Klassenkampf, ermöglicht werden kann. Denn erst durch jenen Bewußtwerdungsprozeß, dessen Herausarbeitung Marx sich selbst zuschreibt, wird erst die Beherrschung dieser den Menschen blindwütend leitenden Kräfte in der bewußten Regelung der Produktion und der Aufhebung der Klassen und damit des Klassenkampfes herbeigeführt. Insofern konnte Engels den Sozialismus als den „Sprung vom Reich der Notwendigkeit in das Reich der Freiheit" bezeichnen.[37]

Die Erkenntnis des Menschen über die ihn beherrschenden objektiven Mächte, damit des Sinnes der Weltgeschichte, spielt aber bei Marx eine ganz andere Rolle als bei Hegel. Für jenen ist sie der Hebel, um zur höchsten Stufe der Weltgeschichte, dem Sozialismus, aufzusteigen, also extrem rationalistisch, ja idealistisch gesehen. Für Hegel ist diese Erkenntnis des Sinnes der Geschichte das Ende, wie auch die Höhe und der Zielpunkt der Weltgeschichte, zum mindesten einer Kulturepoche, die keinen Aufstieg mehr kennt. Denn gerade die Möglichkeit der Erkenntnis von sich ist das Symptom ihres notwendigen Unterganges. So sagt Hegel in jener wunderbaren Stelle aus der Vorrede zu seiner Rechtsphilosophie. „Als der Gedanke der Welt erscheint sie (die Philosophie) erst in der Zeit, nachdem die Wirklichkeit ihren Bildungsprozeß vollendet und sich fertig gemacht hat." „Wenn die Philosophie ihr Grau in Grau malt, dann ist eine Gestalt des Lebens alt geworden und mit dem Grau in Grau läßt sie sich nicht verjüngen, sondern nur erkennen. Die Eule der Minerva beginnt erst mit der einbrechenden Dunkelheit ihren Flug."[38]

Ist das nicht - paradox ausgedrückt - beinahe Marx' Lehre vom ideologischen Überbau und damit Hegel ein besserer Marxist als Marx selbst, der hier auf einmal seiner Lehre eine Ausnahmestellung vor allen Ideologien gibt? Steckt nicht auch ein sehr tiefer Sinn in der Behauptung von Hegel, daß man den Sinn einer Epoche nur nach ihrem Abschluß erkennen kann und damit also nichts über den notwendigen Verlauf der zukünftigen Entwicklung, wie Marx es tut, aussagen kann? Ja, könnte man nicht sogar noch mehr behaupten, nämlich, daß die Möglichkeit der Erkenntnis nicht nur ein Symptom des Verfalls ist, sondern selbst diesen Verfall beschleunigt, daß also die Analyse einer Kultur auf ihre geheimen Triebkräfte, damit das Herabreißen des schützenden ideologischen Überbaus und die Zerstörung der zum Leben notwendigen Illusion selbst auflösend wirken. Damit wäre eine kulturpragmatische Kritik des Marxismus insofern gegeben, daß diese Lehre gerade dadurch, daß sie die wahre Erkenntnis lehrt, was hierbei angenommen wird, das Gegenteil von dem erreichen würde, was sie zu erreichen hofft? Spricht nicht auch die Ratlosigkeit der wissenschaftlichen Sozialisten, vor allem des marxistischen Zentrums für diese Behauptung? Aber die Beantwortung dieser Fragen gehört nicht in den Rahmen dieser Arbeit.

---

37 Engels, Anti-Dühring, Seite 306.
38 [Fußnotentext fehlt]

d) Kritik von Interpretationen des historischen Materialismus.

1. Nach dieser kurzen Darlegung meiner Interpretation des historischen Materialismus möchte ich nun die beiden von mir nicht acceptierten Haupttypen der bisherigen Interpretationen kritisch beleuchten und damit meine Auffassung zu rechtfertigen versuchen. Zuerst will ich mich mit der üblichen Aus- oder besser Umdeutung des historischen Materialismus als philosophisch-naturwissenschaftlichen Materialismus befassen, die, wenn sie von Gegnern aufgestellt wird, mit der Behauptung verbunden wird, daß der historische Materialismus mit der Widerlegung des philosophischen Materialismus auch falle.[39] Vor allem wird behauptet, daß die Erkenntnistheorie von Marx und Engels materialistisch sei. Wir wiesen eben darauf hin, daß Marx keine erkenntniskritische Fragestellung hat; aber auch Hegels Fragestellung wie die vieler Philosophen, besonders Soziologen, ist auch nicht erkenntniskritisch, sondern ontologisch, ohne deshalb philosophisch materialistisch zu sein. Troeltsch wendet sich folgendermaßen gegen jene Auslegungen:[40] „In alledem ist so gut wie nichts von eigentlichem Materialismus enthalten. Es ist äußerster Realismus und Empirismus auf dialektischer Grundlage..." „Ja die Feuerbach-Marxsche Erkenntnistheorie der Abbildung ist zwar äußerst roh, aber nicht materialistisch. Der Materialismus beginnt erst, wo auch diese Abbildung selbst als Fortsetzung materieller Gehirnprozesse bezeichnet wird und wo die realen Interessen nicht nur auf Gefühl und Willen, sondern Gefühl und Wille selber auf Bewegungen und Umformungen von Gehirnelementen begründet werden."
Nun ist wohl zuzugeben, daß Marx, vor allem aber Engels naturwissenschaftlich Materialisten waren; aber dieses Gebiet war nicht der Gegenstand ihrer Forschungen, denn gegenüber Hegel, der alle Gebiete in seinem System zu umfassen suchte, verengerten sie ihre Forschungen nur auf das Gebiet der Gesellschaft und Geschichte. Diese Verengerung ihres Blickpunktes ermöglichte es ihnen, diese Gebiete abgesehen von ihrer naturphilosophisch-materialistischen Einstellung doch nach Hegelschem Vorbild wenn auch nicht gerade idealistisch so doch realistisch, keineswegs aber materialistisch zu betrachten. Denn was hat ihr naturphilosophisch-materialistischer Standpunkt für ihre gesellschaftliche Geschichtsphilosophie zu bedeuten? Gelegentlich faßt Marx zwar die Arbeit, also den Grundbegriff der Gesellschaftslehre als Verausgabung von Hirn, Muskel, Nerv auf.[41] Aber er zieht daraus keine seine Gesellschaftslehre beeinflussenden Konsequenzen; denn er faßt die Arbeit nicht in ihrer körperlichen Qualität als Arbeitskraft, sondern in ihrer gesellschaftlichen Qualität auf. Das zeigt auch die Auffassung der Technik, also des Hauptelementes der Produktivkräfte. Abgesehen von seiner Behauptung, daß Marx die Produktivkräfte, also damit auch die Technik verabsolutiert, faßt er die Technik, z.B. die Maschinen, nicht in ihrer körperlichen, sondern in ihrer gesellschaftlichen, die Menschen vereinigenden Qualität auf. Wenn Marx' Geschichtsauffassung eine technologische wäre, wie sie z.B. von Barth[42] aufgefaßt wird,

---

39 Hauptvertreter der materialistischen Interpretation sind von Marxisten: Plechanow, Kautsky, - von Marxkritikern: besonders Hammacher, Erdmann, Barth, Masaryk (siehe Literaturverzeichnis).
40 Troeltsch, a.a.O., S. 404/05.
41 Marx, Kapital I S. 338.
42 [Fußnotentext fehlt].

so wäre sie damit noch lange keine materialistische im Sinne des philosophischen Materialismus.
Wie könnte man auch die komplizierten gesellschaftlichen Beziehungen zwischen den Menschen auf chemisch physikalische Prozesse ihrer Muskeln und ihres Gehirns zurückführen und was wäre damit für eine geschichtsphilosophische Erklärung gewonnen?
Das Stoffliche in der Natur, also auch die physische Arbeitskraft sieht Marx obendrein nur als bloße Bedingung der gesellschaftlichen Beziehungen vor allem der Wirtschaft und der diese bewegenden Faktoren, der Produktivkräfte an. Da diese außerdem noch verabsolutiert und zu einer metaphysischen Entität erhoben werden, wie ich in dieser Arbeit darzulegen versuche, so steht Marx' Geschichtsphilosophie geradezu im strikten Gegensatz zum philosophischen Materialismus und nähert sich einer metaphysischen Geschichtsauffassung wie der Hegels. Dieser Behauptung stehen dann aber wieder die eignen Beteuerungen von Marx und vor allem von Engels entgegen und die Drapierung ihrer Lehre mit naturwissenschaftlichen Ausdrücken und Analogien. Ich hatte schon erwähnt, daß Marx und Engels sich gerade aus dem überbetonten Gegensatz zu Hegel und der Nach Hegelschen Spekulation sich dem Materialismus anschlossen, wobei Marx und Engels sich selbst aber vor einer Identifizierung mit dem flachen Materialismus verwahrten.[43] Jener Anschluß und besonders die Bezeichnung ihrer Geschichtsauffassung als materialistische war eine weltanschaulich-politische Kampfnotwendigkeit „pour épater le bourgeois", als Sturmfahne gegen die alte bürgerliche Weltanschauung.[44] Nun bedeutet aber das Wort materialistisch und materiell bei Marx noch etwas anderes als im philosophischen Materialismus. Erstens ist bei Marx unter „materialistisch" die psychische Einstellung der Menschen auf die zu ihrem Lebensunterhalt notwendigen Güter, ihre Produktion und den Kampf um diese zu verstehn, wie ja für ihn als wesentlich die Geschichte bedingenden Motive nur die wirtschaftlichen Bedürfnisse und Interessen in Betracht kommen, worauf er die Lehre vom Klassenkampf psychologisch zu stützen versucht. Neben dieser ethisch-psychologischen Bedeutung ist unter „materiell" das alle Handlungen der Menschen und ihre Vorstellungen als gesellschaftliches Beziehungsverhältnis bedingende Wirtschaftliche zu verstehen. In diesem Sinne sind auch die gesellschaftlichen Produktivkräfte materielle Kräfte, was also keineswegs „materiell" im naturwissenschaftlich-philosophischen Sinne bedeutet. Es kann unter der Bezeichnung der Geschichtsauffassung als materialistischer auch gemeint sein, daß die Sinngebung der Welt, die wir in der Entwicklung der Produktivität der Arbeit sahen, eine ethisch-materialistische ist im Gegensatz zu einer idealistisch-geistigen Sinngebung wie bei Hegel und fast allen anderen Philosophen. Gerade in jener Bezeichnung seiner Geschichtsauffassung als materialistische drückt sich der nihilistisch-analytische „wahrheitssadistische" Zug von Marx aus, der mit diabolischer Freude alle Ideale und Ideologien herunterreißt und nüchtern entzaubernd auf materielle Umstände und materialistische Interessen zurückführt.

---

43 Marx, Einleitung zu einer Kritik der politischen Ökonomie in dritter Auflage der Kritik der politischen Ökonomie S. XLVII. 4. Vorwürfe über Materialismus dieser Auffassung. Verhältnis zum naturwissenschaftlichen Materialismus.
44 Plenge a.a.O. S. 83/84.

2. Schwieriger dürfte es schon sein, sich mit der Interpretation der kantianisierenden Wiener Jung-Marxisten Max Adler und Otto Bauer auseinanderzusetzen, da diese Interpretation viel schärfer und philosophisch exakter ist, als die an einzelnen Worten hängende der philosophischen Materialisten. Auf Unmöglichkeit der Hineininterpretation Kant'scher erkenntnis-kritischer Fragestellungen wies ich schon hin. Hier soll uns vor allem die Auffassung Max Adlers beschäftigen, daß Marx' Geschichtsphilosophie vom Menschen und zwar vom Gesellschaftsmenschen ausgeht, also seine Lehre eine Wissenschaft vom sozialen Menschen und seinen Beziehungen darstellt. Also dürfen jene Beziehungen wie Gesellschaftsklasse, Produktionsverhältnisse und die Faktoren, die diese Beziehungen herstellen, wie Arbeit und Produktivkräfte nicht verabsolutiert werden, wie es in dieser Arbeit geschieht.
Um seine Auffassung von Marx zu rechtfertigen, beruft sich Max Adler in allen seinen Schriften fast ausschließlich auf die frühen Schriften, besonders die Feuerbachperiode, die, wie ich schon erwähnte, durch ihren subjektivistischen Charakter und ihren ausgesprochenen Gegensatz zu Hegel im Widerspruch zu den späteren Perioden, auf die allein wir uns hier stützen, steht. In den frühen Schriften wendet sich zwar Marx selbst gegen die Verabsolutierung einzelner Begriffe, so z.B. des Begriffes Geschichte in der „Heiligen Familie". „Die Geschichte tut nichts, sie „besitzt keinen ungeheuren Reichtum", sie „kämpft keine Kämpfe"! Es ist vielmehr der Mensch, der wirkliche lebendige Mensch, der das alles tut, besitzt und kämpft; es ist nicht etwa die „Geschichte", die den Menschen zum Mittel braucht um ihre - als ob sie eine aparte Person wäre - Zwecke durchzuarbeiten, sondern sie ist Nichts, als die Tätigkeit des seine Zwecke verfolgenden Menschen."[45] „Die „wirklichen lebendigen Menschen" verschwinden im überindividuellen Zusammenhang",[46] was ja gerade das Charakteristikum der Marx'schen (wie auch der Hegelschen) Geschichtsauffassung ist, wie wir sie erst in seinen späteren Schriften finden. So spricht er in dem berühmten Vorwort zur Kritik der politischen Ökonomie „von der Menschheit, die sich immer nur Aufgaben stellt, die sie lösen kann." Wo sind denn die wirklichen lebendigen Menschen?! Schon die Abstraktion der Klasse stellt eine Verdrängung dieser wirklich lebendigen Menschen dar, wieviel mehr die Verabsolutierung der Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse, die die Menschen unabhängig von ihrem Wollen eingehen, und deren Entwicklung alle Handlungen der Menschen bestimmt.
Auch ist es gerade das Charakteristische der Marx'schen Gesellschafts- und Geschichtstheorie, daß er nicht vom Individuum wie der ganze Rationalismus und mit ihm Kant und die Neukantianer ausgeht, sondern wie Hegel von überindividuellen Zusammenhängen, also vom Gesichtspunkt der Totalität aus die gesellschaftlichen Entwicklungen aufrollt und den Einzelnen nur als Glied dieser Totalitäten, wie der Gesellschaft oder Klasse betrachtet und nicht diese als die Summe oder die Produkte dieser Einzelnen auffaßt. Erst jene Betrachtung vom überindividuellen Objektiven aus ermöglicht eine einheitliche Geschichtsphilosophie, die, von den Individuen ausgehend, nicht konstruiert werden kann. So rollt Marx gerade das Wesen der kapitalistischen Wirtschaft nicht wie die klassischen Nationalökonomen vom einzelnen Kapitalisten

45 Nachlaß Bd. II. S. 195.
46 Plenge, S. 80.

oder gar vom Homo oeconomicus aus auf, sondern von der überindividuellen Gesamtheit der Klasse, worauf auch Lukasz hinweist. „Die klassische Ökonomie und noch mehr ihre Vulgarisierer haben die kapitalistische Entwicklung stets vom Standpunkt des einzelnen Kapitalisten betrachtet und sich deshalb in eine Reihe von unlösbaren Widersprüchen und Scheinproblemen verwickelt. Marx bricht im „Kapital" radikal mit dieser Methode... Vielmehr, indem er die Probleme der ganzen kapitalistischen Gesellschaft als Probleme der sie aufbauenden Klassen, der Kapitalisten und der Proletarier als Gesamtheiten betrachtet."[47] Auch ist bei der Max Adlerschen Auffassung nicht recht verständlich, warum Marx die Dialektik nicht nur als Methode, sondern auch als Antagonismus, also als Bewegungsgesetz der Gesellschaft selbst auffassen konnte, was Max Adler selbst zugeben mußte, worauf wir oben hinwiesen. Diese Auffassung der Dialektik als Bewegungsgesetz der Gesellschaft ist aber nur möglich, wenn er aber individuelle verabsolutierte Faktoren annimmt, die sich dialektisch entwickeln, also die Produktivkräfte und die Klassen. Ich möchte aber ausdrücklich betonen, daß ich die Interpretation von Max Adler, Otto Bauer, Braunthal u.a. als eine neben anderen möglichen Interpretationen des historischen Materialismus besonders in seiner Entstehungsepoche ansehe und sie für die Weiterbildung des historischen Materialismus fruchtbar betrachte.

II. Hauptteil

Das System des historischen Materialismus

Ich hatte bisher nur die formalphilosophischen Grundzüge des historischen Materialismus gekennzeichnet und besonders das Problem der Verabsolutierung der Produktivkräfte herausgehoben, da sich dadurch die hier vertretene Auffassung von den übrigen Interpretationen unterscheidet. Ich will jetzt die systematische Ausgestaltung des historischen Materialismus darlegen, und dabei näher meine Interpellation klarzulegen versuchen.

a) Die Lehre von der Gesellschaft (Soziale Statik)

1. Schon mehrfach hatte ich angedeutet, daß der historische Materialismus nicht nur eine Theorie der geschichtlichen Entwicklung, sondern eine Lehre von der Struktur der Gesellschaft darstellt. In der Marx-Literatur ist die Bezeichnung dieser beiden Theorien als soziale Statik und soziale Dynamik gebräuchlich geworden. Es erscheint auf den ersten Blick paradox bei einem Denker wie Marx, der alles in Prozesse auflöst, überhaupt von statischer Betrachtung zu sprechen. So muß man wohl Hammacher beistimmen, wenn er sagt, „... auch ihm (Marx) gilt zeitweise die Statik als bloßes analysierendes Hilfsmittel in der geschichtlichen Erkenntnis, als Fiktion, die den wirklichen Verlauf der Geschichte in keiner Weise gibt."[48] So könnte man also die Statik als die Lehre von der Gesellschaft im Querschnitt der geschichtlichen Bewegung, die

47 Lukasz a.a.O. S. 5.
48 Hammacher S. 211.

Dynamik in ihrem Längsschnitt betrachten. Wenn man sich die berühmte Stelle im Vorwort zur Kritik der politischen Ökonomie betrachtet, so findet man, daß der erste Teil eine prinzipielle, statische Betrachtung der Gesellschaft in ihren einzelnen Sphären nach ihrer Abhängigkeit von der ökonomischen Grundlage gibt, also das, was in der Marxliteratur als die Sphärentheorie oder das System des Unter- und Überbaus bezeichnet wird. Deutlich hebt sich dann davon die dynamische Betrachtung besonders in der Behandlung des Problems der sozialen Revolution, also die Lehre von der Entwicklung der Gesellschaft ab.

Die Lehre von der Gesellschaft, also die soziale Statik, stellt bei Marx nicht nur eine genetische Ableitung der Sphären, sondern einen prinzipiell systematischen Aufbau dar, wie es z.B. folgende Stelle zeigt: „Was ist die Gesellschaft, wie immer auch ihre Form sein mag? Das Produkt der wechselseitigen Aktion der Menschen. Sind die Menschen frei, sich diese oder jene soziale Form zu wählen? Keineswegs. Unterstellen Sie einen bestimmten Stand der Entwicklung der Produktivkräfte der Menschen und Sie werden eine bestimmte Form des Verkehrs und der Konsumtion haben. Unterstellen sie eine bestimmte Entwicklungsstufe der Produktion, des Verkehrs und der Konsumtion, und Sie werden eine bestimmte soziale Ordnung, eine bestimmte Organisation der Familie, der Stände oder der Klassen haben, mit einem Wort - eine bestimmte bürgerliche Gesellschaft. Setzen Sie eine bestimmte bürgerliche Gesellschaft voraus, und Sie werden bestimmte politische Verhältnisse haben, die nun der offizielle Ausdruck der bürgerlichen Gesellschaft sind.“[49]

Also welche Gründe gibt nun Marx für die Art des systematischen Aufbaus, also die Aufeinanderfolge der Sphären an. Durch was versucht er also der Gesellschaftslehre das Prinzip der ökonomischen Sphäre, d.h. die Abhängigkeit der anderen gesellschaftlichen Sphären von dem ökonomischen Unterbau ganz allgemein zu begründen. Es werden dafür verschiedene Gründe angeführt. Als prinzipieller Grund wird vor allem festgestellt, daß die Wirtschaft und innerhalb ihrer die Produktion die conditio sine qua non, also die Grundlage alles gesellschaftlichen Lebens bildet. Deshalb auch die Bezeichnung der Wirtschaft als Unterbau und Basis der Gesellschaft. Engels begründet diese Behauptung durch die triviale Weisheit des primum vitere, deinde philosophare. So sagt er: „Die Geschichte war zum ersten Male auf ihre wirkliche Grundlage gestellt; die handgreifliche, aber bisher total übersehene Tatsache, daß die Menschen vor allem essen, trinken, wohnen und sich kleiden, also arbeiten müssen, ehe sie sich um die Herrschaft streiten, Politik, Religion, Philosophie usw. treiben können - diese handgreifliche Tatsache kam jetzt endlich zu ihrem geschichtlichen Recht.“[50] „Wie Darwin das Gesetz der Entwicklung der organischen Natur, so entdeckte Marx das Entwicklungsgesetz der menschlichen Geschichte: die bisher unter ideologischen Überwucherungen verdeckte einfache Tatsache, daß die Menschen vor allen Dingen essen, trinken, wohnen und sich kleiden müssen, ehe sie Politik, Wissenschaft, Kunst, Religion usw. treiben können, daß also die Produktion der unmittelbaren Lebensmittel und damit die jedesmalige ökonomische Entwicklungsstufe eines Volkes oder eines Zeitabschnittes die Grundlage bildet, aus der sich die Staatseinrichtungen, die Rechts-

49 Marx, Brief an Annenkoff (28. Sept. 1846) zit. Neue Zeit, 1912/13 I. 30. Jg. Bd. I. Seite 823.
50 Engels über Marx im Brake'schen Volkskalender f. 1878 zit. bei Hammacher S. 137.

anschauungen, die Kunst und selbst die religiösen Vorstellungen der betreffenden Menschen entwickelt haben und aus der sie daher auch erklärt werden müssen - nicht, wie bisher geschehen, umgekehrt."[51]
Oder Marx an der bekannten Stelle über die Anwendungsmöglichkeit des historischen Materialismus: „Soviel ist klar, daß das Mittelalter nicht vom Katholizismus und die antike Welt nicht von der Politik leben konnte. Die Art und Weise, wie sie ihr Leben gewannen, erklärt umgekehrt, warum dort die Politik, hier der Katholizismus die Hauptrolle spielte."[52]
Aber der historische Materialismus ist wahrlich mehr als diese so oft übersehene Philisterweisheit. So wird die Reihenfolge bei dem Aufbau der Sphären nicht nur systematisch, sondern historisch genetisch im Entstehen der Sphären selbst begründet, und dadurch auch das historische Primat des ökonomischen Unterbaus aufgezeigt. Ebenso wie bei Hegel systematische und historische Entwicklung der Begriffe einander entsprechen. Es handelt sich also nicht nur um Abhängigkeit der Inhalte der Überbausphären von der Wirtschaft, sondern auch um die Abhängigkeit der Entstehung dieser Sphären selbst von dem ökonomischen Unterbau. So leitet Engels die Entstehung dieser Sphären aus der Arbeitsteilung ab: „Es ist klar: so lange die menschliche Arbeit noch so wenig produktiv war, daß sie nur wenig Überschuß über die notwendigen Lebensmittel hinaus lieferte, war Steigerung der Produktivkräfte, Ausdehnung des Verkehrs, Entwicklung von Staat und Recht, Begründung von Kunst und Wissenschaft nur möglich vermittelst einer gesteigerten Arbeitsteilung zwischen den die einfache Handarbeit besorgenden Menschen, und den die Leitung der Arbeit, den Handel, die Staatsgeschäfte, und späterhin die Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft betreibenden wenigen Bevorrechteten."[53] „Die Sache faßt sich am leichtesten vom Standpunkt und der Teilung der Arbeit. Die Gesellschaft erzeugt gewisse gemeinsame Funktionen, deren sie nicht entraten kann. Die hierzu ernannten Leute bilden einen neuen Zweig der Teilung der Arbeit innerhalb der Gesellschaft. Sie erhalten damit besondere Interessen auch gegenüber ihren Mandataren, sie verselbständigen sich ihnen gegenüber und - der Staat ist da."[54] „Mit dem Recht ist es ähnlich: Sowie die neue Arbeitsteilung nötig wird, die Berufsjuristen schafft, ist wieder ein neues selbständiges Gebiet eröffnet, das bei aller seiner allgemeinen Abhängigkeit von der Produktion und dem Handel doch auch eine besondere Reaktionsfähigkeit gegen diese Gebiete besitzt."[55]
Hier wird also der ökonomische Primat begründet durch die Abhängigkeit der Existenz der Überbausphären selbst von dem ökonomischen Unterbau, während das Wesentliche des historischen Materialismus in der Behauptung der Abhängigkeit der Inhalte des Überbaus von den Inhalten des ökonomischen Unterbaus besteht. Und zwar wird besonders eine eindeutige inhaltliche Beziehung von den Produktivkräften über die Klassenstruktur bis zum ideologischen Überbau behauptet, und zwar besonders für die Perioden des „Consensus", d.h. der Übereinstimmung von Produktivkräften und Produktionsverhältnis. So sagt Hammacher: „daß der Consensus als Übereinstimmung

51 Engels, Am Grabe Marx' zit. bei Masaryk: Die philosophischen und soziologischen Grundlagen des Marxismus S. 103.
52 Marx, Kapital I. Bd. Anmerkung 33. S. 46.
53 Engels, Anti-Dühring S. 190.
54 Engels, Briefe an Konrad Schmidt 1890. Dokumente des Sozialismus II. Bd. S. 67 ff.
55 dito.

zwischen Produktivkraft und Produktionsverhältnis eine tatsächliche mehr oder weniger dauernde Etappe der historischen Entwicklung ist."[56] Wie weit hierbei die Einteilung von Saint-Simon in organische und kritische Epochen bei Marx nachwirkt, ist noch die Frage.[57] In jedem Fall betrachtet er unter dem Consensus die mehr oder weniger andauernde Zeit jeder Gesellschaftsepoche, in der die gleiche inhaltliche Erfülltheit aller gesellschaftlicher Sphären anzutreffen ist; also auch die Zeit des Höhepunktes der kapitalistischen Gesellschaft, so sehr diese Gesellschaft auch auf dem Widerspruch zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnis und dem Gegensatz der Klassen aufgebaut ist. Denn es ist nach Marx ja gerade das Charakteristikum der kapitalistischen Epoche, daß sie im Unterschied zur mittelalterlich feudalistischen vermöge dieses Widerspruches und Gegensatzes ausgesprochen dynamischen Charakter trägt, man also nicht die kapitalistische Gesellschaftsepoche als eine organische bezeichnen kann. Da Marx nun seine Gesellschaftslehre vor allem an der kapitalistischen, also einer ausgesprochen dynamischen Gesellschaftsepoche demonstriert, so ist das Verhältnis der Sphären zueinander erst bei der Lehre von der sozialen Dynamik zu verstehen. Die wesentliche Behauptung des historischen Materialismus macht es auch aus, daß eine durchgehend bestimmende Einwirkung eines wirtschaftlichen Faktors, z.B. einer neuen Technik, auf alle Sphären bis zum ideologischen Überbau behauptet wird, wobei natürlich die Frage offen bleibt, wodurch dieser wirtschaftliche Faktor selbst wieder bedingt wird und welche Kräfte außerdem noch eine Rolle in der gesellschaftlichen Entwicklung spielen - Probleme also, die noch zu behandeln sind.
Prinzipiell methodisch ist aber zu sagen, daß keine einseitige kausal mechanische Abhängigkeit von der Wirtschaft behauptet wird, sondern daß es gerade das Wesen der Dialektik ausmacht, die gegenseitige Durchdringung und Wechselwirkung aufzuzeigen. So sagt Engels: „Was den Herren allen fehlt, ist Dialektik. Sie sehen stets nur hier Ursache, dort nur Wirkung. Daß dies eine hohle Abstraktion ist, daß in der wirklichen Welt solche metaphysisch polaren Gegensätze nur in Krisen existieren, daß der ganze große Verlauf aber in der Form der Wechselwirkung (wenn auch sehr ungleicher Kräfte, wovon die ökonomische Bewegung weitaus die stärkste, ursprünglichste, entscheidendste) vor sich geht, daß hier nichts absolut und alles relativ ist, das sehen sie nun einmal nicht, für sie hat Hegel nicht existiert."[58] Insofern braucht man diese von Engels betonte Wechselwirkung nicht als eine Konzession an die Tatsachen zu bezeichnen, sondern muß sie als vollkommen mit jener dialektischen Konstruktion in Einklang stehend betrachten. Vielmehr muß man dagegen als Inkonsequenz und Rückfall in mechanistisch- kausale Betrachtungsweise die Versuche ansehen, die jedes einzelne gesellschaftliche Phänomen als Wirkung einer ökonomischen Ursache zurückführen will. Diese kausal-mechanistische Betrachtung wird so oft in den historischen Materialismus hineininterpretiert, so besonders von Masaryk, und von Hammacher.[59] Besonders aber von den Vulgär-Marxisten. An diesem Mißverständnis sind aber z.T. Marx und vor allem Engels selbst schuld. Achille Loria versucht die Verknüpfung der

56 Hammacher, a.a.O. S. 211.
57 Hammacher, a.a.O. S. 212.
58 Engels: Briefe an Conrad Schmidt, Dokumente des Sozialismus, II. Band, S. 70 (Brief vom 27. Oktober 1890).
59 „Die Verknüpfung zwischen Unter- und Überbau ist eine kausale Beziehung des Inhalts." Hammacher a.a.O. S. 170.

Sphären als funktionelle Abhängigkeit im Sinne des Empirio-Kritizismus zu deuten. So sagt er: „es wird betont, daß der historische Materialismus noch ganz im Bannkreis der Kausalität verharre, während die moderne Wissenschaft (zumal durch das Verdienst von Mach) bewiesen habe, daß zwischen den einzelnen Phänomenen keine Kausalitätsbeziehungen, sondern vielmehr lediglich eine rein funktionelle Abhängigkeit bestehe, sowie das etwa zwischen den einzelnen Ecken und Wänden eines Dreiecks der Fall sei. Demnach wäre es also nicht exakt, zu behaupten, daß der ökonomische Faktor die höheren Faktoren der Moral, des Rechts und der Politik bestimme. Man müßte vielmehr sich dahin fassen, daß die einzelnen Faktoren sich gegenseitig beeinflussen, formen und bestimmen; eine Fassung, die übrigens Engels in seinen letzten Lebensjahren ausdrücklich anerkannt hat.“[60]
Jene Verknüpfung der Sphären bei Marx ist weder kausal noch funktional, sondern dialektisch hergestellt, und es zeigt sich hierbei ein wesentlicher Zug der Dialektik, der eine Beziehung zwischen zwei Phänomenen nicht nach der Kategorie der Kausalität, sondern nach der der Totalität, d.h. des Ganzen und des Teiles fordert. So sagt Marx selbst in der „Einleitung zu einer Kritik der politischen Ökonomie“: „Das Resultat, wozu wir gelangen, ist nicht, daß Produktion, Distribution, Austausch, Konsumtion identisch sind, sondern daß sie alle Glieder einer Totalität bilden, Unterschiede innerhalb einer Einheit... Eine bestimmte Form der Produktion bestimmt also bestimmte Formen der Produktion, Distribution, des Austausches und bestimmte Verhältnisse dieser verschiedenen Elemente untereinander. Allerdings wird auch die Produktion, in ihrer einseitigen Form, ihrerseits bestimmt durch andere Momente; ... es findet Wechselwirkung zwischen den verschiedenen Momenten statt. Dies ist der Fall bei jedem organischen Ganzen.“[61] Hier zeigt sich deutlich, wie Marx den Zusammenhang, wenn auch bei diesem Beispiel nur zwischen den einzelnen Faktoren der Wirtschaft, unter den Gesichtspunkt der Totalität sieht. So charakterisiert Lukasz Marx Methode folgendermaßen: „Die Kategorie der Totalität, die allseitige, bestimmende Herrschaft des Ganzen über die Teile ist das Wesen der Methode, die Marx von Hegel übernommen und originell zur Grundlage einer ganz neuen Wissenschaft umgestaltet hat.... Die dialektische Methode bei Marx geht auf die Erkenntnis der gesellschaftlichen Totalität aus.“[62] So ist das Wesentliche, daß die einzelnen gesellschaftlichen Phänomene nicht als selbständige Elemente - wie bei der naturwissenschaftlichen mechanistischen Betrachtungsweise - angesehen werden und demnach kausal voneinander abzuleiten sind, sondern nur als Teile der Totalität der Gesellschaft aufzufassen sind.
2. Nach dieser prinzipiell methodischen Einleitung wollen wir nun den systematischen Aufbau der Gesellschaft betrachten. Der umfassendste Begriff, der alle Objekte enthält, die Marx untersuchen will, ist der Begriff der Gesellschaft. Aber zugleich ist er auch die Voraussetzung jeder Untersuchung, so sagt er: „Auch bei der theoretischen Methode (der politischen Ökonomie) muß daher das Subjekt, die Gesellschaft, als Voraussetzung stets der Vorstellung vorschweben.“[63]

---

60 Achille Loria: Alte und neue Einwände gegen den historischen Materialismus Archiv f. Soz.wiss. Bd. XXXV 1912. S. 600.
61 Marx, zitiert in d. 3. Auflage zur Kritik der politischen Ökonomie, 1909, S. XXXIV.
62 Lukasz, a.a.O. S. 4.
63 Marx, a.a.O. S. XXXVIII.

Marx faßt nun den Begriff der Gesellschaft, wie alle übernommenen sozialwissenschaftlichen Begriffe, sehr weit, u. z. in Anlehnung an die englisch-französischen Geschichtsphilosophen. Der entgegengesetzte Begriff ist demnach der der Natur und nicht der des Staates, wie bei Hegel, der den Begriff der Gesellschaft in einem engeren Sinne, u. z. im Gegensatz zu Staat gebraucht. Der Begriff der Gesellschaft ist für Marx der konkreteste Begriff, Hegelsch gesprochen, die Einheit des Mannigfaltigen, zu dem erst durch die Aufzeigung der Inhalte, die ihn erfüllen, aufgestiegen werden kann. Da Marx trotz aller Induktion deduktiv vorführt, also vom Abstrakten zum Konkreten vorschreitet, so muß er von dem abstraktesten Begriff ausgehen, und der ist für ihn derjenige der Arbeit. Und hier ist auch, wie Hilferding[64] und Hammacher[65] betonen, der Zusammenhang zwischen ökonomischer und geschichtsphilosophischer Theorie zu suchen. Da ihm aber der Gegenstand seiner Untersuchung die Gesellschaft in ihrem Zusammenhange und ihrer Entwicklung ist, so faßt er die Arbeit eo ipso als gesellschaftliche Arbeit auf, und nicht in ihrer körperlichen, naturhaften Qualität als Arbeitskraft. Dies ist auch ein Argument gegen die philosophisch-materialistische Interpretation des historischen Materialismus. Die natürliche Qualität der Arbeit wie die Natur überhaupt sind Marx nur Grundlage und Bedingung der gesellschaftlichen Arbeit und ihres Zusammenhanges, also der Gesellschaft überhaupt, aber nicht bestimmender, ausschlaggebender Faktor. Das Entscheidende an der gesellschaftlichen Arbeit ist ihre Produktivität, die wieder durch bestimmte Faktoren bedingt oder hervorgerufen wird, die Marx unter dem Begriff der Produktivkräfte zusammenfaßt. Ich deutete schon an, welche entscheidende Rolle dieser Begriff bei Marx und Engels spielt, und so ist über seine Interpretation ein heftiger Meinungsstreit in der Marx-Literatur entstanden. Wir müssen Altschul zustimmen, wenn er sagt: „Nun werden wir aber vergeblich bei Marx und Engels nach einer Definition dieses Grundbegriffes des historischen Materialismus suchen. Im Lauf der Entwicklung der Theorie änderte sich gar mannigfach der Inhalt dieses Begriffes. Im Allgemeinen kann man von einer Inhaltserweiterung desselben sprechen, immer mehr und mehr Elemente saugt er in sich auf, doch trifft das im Einzelnen nicht ganz zu."[66]

Aber gerade jene Begriffserweiterung ermöglichte Marx die einheitliche Konzeption seiner Geschichtsphilosophie, weil er so alle auf die Wirtschaft und Gesellschaft einwirkenden Elemente in einen Begriff zusammenfassen und so auf einen Nenner zurückführen konnte. Es ist derselbe logische Vorgang, wie er so oft in der Wissenschaft sich zeigt, daß verschiedenartige, aber ähnliche Erscheinungen durch die Erweiterung des Begriffes einer dieser Phänomene zu einer Einheit zusammengefaßt werden, z.B. bei Freud der Begriff der Sexualität. So wird es ermöglicht, eine einheitliche, aber auch einseitige Theorie zu konzipieren.

Welche verschiedenartigen Phänomene faßt Marx nun unter dem Begriff der Produktivkräfte zusammen? Sehen wir uns einige Stellen an, wo Marx und Engels bestimmte wirtschaftliche Faktoren als Produktivkräfte bezeichnen.

---

64 Hilferding: Böhm-Bawerk's Marx-Kritik, Marx: Studien, S. 16.
65 Hammacher, a.a.O. S. 149.
66 Salomon Eugen Altschul, a.a.O. S. 46.

„Die gesellschaftlichen Verhältnisse, worin die Individuen produzieren, die gesellschaftlichen Produktionsverhältnisse ändern sich also, verwandeln sich mit der Veränderung und Entwicklung der materiellen Produktionsmittel, der Produktionskräfte."[67]
„Mit der Erwerbung neuer Produktivkräfte ändern die Menschen ihre Produktionsweise, mit der Veränderung der Produktionsweise, der Art, ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, verändern sie alle ihre gesellschaftlichen Verhältnisse. Die Handmühle ergibt eine Gesellschaft mit Feudalherren, die Dampfmühle eine Gesellschaft mit industriellen Kapitalisten."[68]
„Die Maschinen sind ebensowenig eine ökonomische Kategorie, als der Ochse, der den Pflug zieht, sie sind nur eine Produktivkraft."[69]
„Die Bourgeoisie hat in ihrer kaum hundertjährigen Klassenherrschaft massenhaftere und kolossalere Produktionskräfte geschaffen, als alle vergangenen Generationen, Unterjochung der Naturkräfte, Maschinerien, Anwendung der Chemie auf Industrie und Ackerbau, Dampfschiffahrt, Eisenbahn, elektrische Telegraphen, Urbarmachung ganzer Weltteile, Schiffbarmachung der Flüsse, ganze, aus dem Boden hervorgestampfte Bevölkerungen - welches frühere Jahrhundert ahnte, daß solche Produktionskräfte im Schoße der gesellschaftlichen Arbeit schlummerten? Wir haben also gesehen: die Produktions- und Verkehrsverhältnisse, auf deren Grundlage sich die Bourgeoisie heranbildete, wurden in der feudalen Gesellschaft erzeugt..."[70]
Nach diesen Zitaten werden also vor allem die Technik und die durch sie geschaffenen Produktions- und Verkehrsmittel als Produktivkräfte bezeichnet, während schon in der Bezeichnung des Ochsen oder der Naturkräfte die Naturbedingungen unter den Begriff der Produktivkräfte subsumiert werden. Bemerkenswert ist, daß im letzten Zitat auch die Bevölkerung zu den Produktivkräften gezählt wird. Eine gute Definition des Wesens der Produktivkräfte bei Marx gibt Zetterbaum: „Nach Marx kommt also dem Menschen eine Produktivkraft zu, - d.h. einfach die Fähigkeit zu produzieren. Diese Produktivkraft betätigt sich jedoch stets in Abhängigkeit vom natürlichen Milieu unter Anwendung von Werkzeugen in bestimmten wirtschaftlichen Verhältnissen - Produktionsverhältnissen -, deren Gesamtheit den gesellschaftlichen Arbeitsprozeß, oder anders gesagt die Produktionsweise ergeben. Die menschliche Produktivkraft hat daher einen gesellschaftlichen Charakter, ist gesellschaftlicher Natur. Die Bedingungen ihrer Existenz und ihres Wirkens werden unabhängig vom menschlichen Willen durch die eigentümlichen Bedingungen des konkret bestimmten Arbeitsprozesses bestimmt, z.B. die Tatsache, daß die menschliche Produktivkraft als Sklaven- oder Hörigen- oder Lohnarbeit sich betätigt, ihr Produktivitätsgrad, die Wirkungen des ganzen auf dieser Basis aufgebauten Arbeitsprozesses sind unabhängig vom Willen der Produzenten."[71]
Außer den genannten Faktoren bezeichnet Engels die Teilung der Arbeit als Produktivkraft: „Auf einer gewissen Stufe wurden die von der Bourgeoisie in Bewegung gesetzten neuen Produktionskräfte - zunächst die Teilung der Arbeit und die Vereinigung vieler Teilarbeiter in einer Gesamtmanufaktur, - und die durch sie entwickelten Aus-

67 Marx: Lohnarbeit und Kapital, Leipzig, Reclam, S. 78.
68 Marx: Elend der Philosophie, S. 91.
69 Ebenda S. 117.
70 Marx - Engels, Komm. Manifest, Berlin 1912, S. 30.
71 Zetterbaum: „Neue Zeit". S. 526.

tauschbedingungen und Austauschbedürfnisse unverträglich mit der bestehenden, durch die Überlieferung und Gesetz geheiligten Produktionsordnung, d.h. den zünftigen und den zahllosen anderen persönlichen und lokalen Privilegien... der feudalen Gesellschaftsordnung."[72]
So bezeichnete auch Marx ganz allgemein die Art und Weise der Arbeit als Produktivkraft: „Es ist jedes Mal das unmittelbare Verhältnis der Eigentümer der Produktionsbedingungen zu den unmittelbaren Produzenten - ein Verhältnis, dessen jedesmalige Form stets naturgemäß einer bestimmten Entwicklungsstufe der Art und Weise der Arbeit und daher ihrer gesellschaftlichen Produktivkraft entspricht - worin wir das innerste Geheimnis, die verborgene Grundlage der ganzen gesellschaftlichen Konstruktion, und daher auch der politischen Form des Souveränitäts- und Abhängigkeitsverhältnisses, kurz der jedesmaligen spezifischen Staatsform finden. Dies hindert nicht, daß dieselbe ökonomische Basis - dieselbe den Hauptbedingungen nach - durch zahllose verschiedene empirische Umstände, Naturbedingungen, Rassenverhältnisse, von außen wirkende geschichtliche Einflüsse u.s.w. unendliche Variationen und Abstufungen in der Erscheinung zeigen kann, die nur durch Analyse dieser empirisch gegebenen Umstände zu begreifen sind."[73] Hierbei werden also alle möglichen außerökonomischen Faktoren eine Rolle auf die Wirtschaft zugeschrieben, und so die Theorie wesentlich modifiziert, was Engels dann in seinen Briefen an die sozialistischen Akademiker weiter ausführt. Im „Elend der Philosophie" hatte Marx den Begriff der Produktivkraft so sehr erweitert, daß er die „revolutionäre Klasse selbst als die größte Produktivkraft von allen Produktionsinstrumenten" bezeichnet.[74] Wenn dieser Ausdruck möglicherweise auch nur bildlich gemeint ist, so zeigt es doch, wie unscharf Marx selbst diesen Begriff gegen die andern ökonomischen und sozialen Begriffe abgrenzt. Zusammenfassend ist mit Altschul zu sagen: „Bald ist es die Technik, bald die Produktions- und Verkehrsmittel, bald die materiellen Bedingungen der Produktion, endlich Produktion und Austausch, die als ausschlaggebender Faktor der Entwicklung hingestellt werden. Als Hauptelemente der Produktivkräfte können wir die Technik und die Arbeitsteilung res. -vereinigung bezeichnen."[75] In welchem Verhältnis stehen nun diese nach Marx zueinander?
„Die Arbeit organisiert und teilt sich verschieden, je nach nach den Werkzeugen, über die sie verfügt. Die Handmühle setzt eine andere Arbeitsteilung voraus, als die Dampfmühle. Es heißt somit der Geschichte ins Gesicht schlagen, wenn man mit der Arbeitsteilung im Allgemeinen beginnt, um in der Folge zu einem speziellen Produktionsinstrument, den Maschinen, zu gelangen." - „In dem Maße, als die Konzentrierung der Werkzeuge sich entwickelt, entwickelt sich auch die Arbeitszeit und umgekehrt. Dies ist die Ursache, weshalb jede große Erfindung in der mechanischen Technik eine größere Arbeitsteilung zur Folge hat, und jede Steigerung der Arbeitsteilung ihrerseits neue mechanische Erfindungen hervorruft. Wir brauchen nicht daran zu erinnern, daß

72 Engels: Feuerbach, S. 48.
73 Marx: Kapital, III. 2 S. 324.
74 Marx: Elend, S. 163.
75 Altschul, a.a.O., S.50.

die großen Fortschritte der Arbeitsteilung in England nach der Erfindung der Maschinen begonnen haben."[76]
Aber nicht allein durch die Änderung der Mechanik wird die Arbeitsteilung entwickelt, sondern „auch bei gleichbleibender Arbeitsweise bedingt die gleichzeitige Abwendung einer größeren Arbeiteranzahl eine Revolution in den gegenständlichen Bedingungen des Arbeitsprozesses."[77] Also ist die Arbeitsteilung wie auch die Arbeitsvereinigung ein selbständiger Faktor der wirtschaftlichen Entwicklung, unabhängig von technischen Erfindungen, wie es das Aufkommen der Manufaktur zeigt, die ohne jede technische Umwälzung eine vollkommene Umwälzung der Produktionsweise und damit aller gesellschaftlichen Verhältnisse herbeiführte.
Es ist wohl überflüssig zu sagen, daß Marx die Technik, z.B. die Maschinen, nicht in ihrer natürlichen Qualität, sondern in ihrem gesellschaftlichen und in ihrem Einfluß auf die Gesellschaft allein betrachtet, wie er das mit allen wirtschaftlichen Gegenständen tut, worauf Engels hinweist: „Die Ökonomie handelt nicht von Dingen, sondern von Verhältnissen zwischen Personen und in letzter Instanz zwischen Klassen, diese Verhältnisse sind aber stets an Dinge gebunden und erscheinen als Dinge."[78]
Welche Rolle spielen aber hierbei die Naturbedingungen, wie weit gehen sie in den Begriff der Produktivkräfte ein? Tugan Baranowsky erklärt sich dieses Verhältnis folgendermaßen: „Die Menschengeschichte ist vom Standpunkte Marx' aus keine passive Wirkung der äußeren Natur, da der gesellschaftliche Mensch selbst die Natur verändert und seine Geschichte schafft. Der Marxismus leugnet nicht den Einfluß der äußeren Natur auf den Menschen, aber... (er) hebt... nicht die unmittelbare, sondern die mittelbare, durch Vermittlung der Wirtschaft ausgeübte Einwirkung auf die Menschen hervor. Alle Wirtschaft beruht auf wirtschaftlicher Grundlage, die durch die äußere Natur gegeben wird. Das Wesen der Wirtschaft besteht aber in der Veränderung dieser letzten; so wird durch wirtschaftliche Tätigkeit eine neue künstliche Umgebung geschaffen, deren Entwicklung die Menschengeschichte, dem historischen Materialismus zufolge, in Bewegung setzt." Auf Grund dieser Auffassung definiert Tugan die Produktivkräfte folgendermaßen: „Die rätselhaften materiellen Produktivkräfte, welche nach Marx'scher Auffassung das Leben beherrschen, sind nichts anderes, als der Inbegriff sämtlicher sachlicher Faktoren der Arbeit. Also nicht alles, was auf die wirtschaftliche Arbeit einen Einfluß ausübt, sondern nur ein Teil derselben, nämlich der sachliche Teil geht in den Begriff der materiellen Produktivkräfte ein. Eben darin hatte Engels vollkommen Recht, indem er die bezügliche geschichtsphilosophische Theorie materialistische Geschichtsauffassung genannt hat."[79]
Wo bleiben bei dieser Definition aber die Arbeitsteilung, res. Arbeitsvereinigung, wie viele andere, oben erwähnte Faktoren, die Marx und Engels zu den Produktivkräften zählen? Ähnlich wie Tugan definiert Otto Bauer den Begriff der Produktivkräfte: „Die Produktivkräfte dürfen nicht mit den Produktionsmitteln verwechselt werden. Sie sind der Inbegriff der Beziehungen zwischen den Menschen und der Natur als Arbeitsob-

76 Marx: Elend, S. 117, S. 124
77 Marx: Kapital, II. S. 288.
78 Engels: Über die Marx'sche Kritik der politischen Ökonomie. Aus der Londoner Zeitung „Das Volk", zitiert „Neue Zeit", 39. Jg., I. Band, S. 420.
79 Tugan-Baranowsky: Theoretische Grundlagen des Marxismus, S. 16-17, S. 15.

jekt, schließen also neben den technischen auch natürliche (Bodenbeschaffenheit, Klima, Rasse) und populationistische Faktoren (die Zahl der Menschen auf einer gegebenen Bodenfläche ist einer der wichtigsten Bestimmungsgründe der Produktivität der Arbeit) ein, und wenn ihre Veränderung die Wandlung der Produktionsverhältnisse (gesellschaftliche Arbeitsteilung, Betriebsorganisation u.s.w.) herbeiführt, so sind sie doch selbst durch die ihnen vorausgehenden Produktionsverhältnisse bestimmt."[80] Ich halte diese Interpretation für vollkommen verkehrt, besonders aber auch die Definition der Produktionsverhältnisse, die Bauer hier gleich mit Produktionsweise setzt, während Marx den ersteren Begriff viel weiter faßt, wie wir gleich sehen werden. Besonders scheinen mir aber Otto Bauer wie Tugan die Rolle der Natur in der Marxschen Geschichtstheorie bedeutend zu überschätzen; die ganze Anlage seiner Geschichtsphilosophie zeigt deutlich, daß er die Naturfaktoren als relativ unveränderliche Bedingung der ökonomischen Faktoren ansieht, und somit die Natur in eine untergeordnete Rolle zurückdrängt.[81]

Aber auch die Definition von Paul Barth, der die Produktivkräfte der Technik vollkommen gleichsetzt, halte ich für zu eng. Ebenso die von Hammacher[82]: „Produktivkraft ist hier nichts anderes als der Inbegriff sämtlicher produktiver Möglichkeiten, die innerhalb der Schranken des Naturgegebenen durch die Arbeitsmittel geboten werden... Dieser Begriff ist demnach ein rein technischer, er abstrahiert von dem gesellschaftlichen Stande und einer bestimmten Verwendung, wie denn der Sozialismus im Zukunftsstaate nichts anderes will, als durch allgemeine Kontrolle die Ergiebigkeit der heute bereits vorhandenen Produktivkräfte ausschöpfen." - Ich halte auch diese Definition für zu eng und zu sehr auf das Technische beschränkt. Besonders fehlen die Faktoren der Arbeitsteilung und Arbeitsvereinigung, z.B. auch die Bevölkerung. Meiner Ansicht nach ist es gerade das Wesentliche beim Begriff der Produktivkräfte, daß Marx ihn so weit faßt, daß er alle Elemente, die die Produktivität der Arbeit hervorrufen oder steigern, in sich schließt. Ja man könnte sogar behaupten, daß auch ideologische Elemente, wie die Naturwissenschaft, in den Begriff der Produktivkräfte eingehen, wie Marx ja auch in seiner Feuerbachperiode (in der „Heiligen Familie") als die beiden bestimmenden Faktoren der geschichtlichen Entwicklung die Naturwissenschaft und die Industrie bezeichnet.[83]

So definiert Brandenburg den Begriff der Produktivkräfte folgendermaßen: „Alle Kräfte in Natur und Menschenwelt, die zum Leben notwendige Güter hervorbringen, kann man zusammenfassen unter der Bezeichnung Produktivkräfte. Zu ihnen gehört ebenso der Acker, der Frucht bringt, wie der Ochse, der den Pflug zieht, wie die menschliche Arbeitskraft und die immer neue Werkzeuge und Arbeitsmethoden schaffende menschliche Intelligenz und Willenskraft. Ja, der Acker und der Ochse gehören zu den Produktivkräften eigentlich nur insofern, als sie vom Menschen ausgenutzt und in menschliche Arbeitswerkzeuge verwandelt werden."[84] So stellt er auch fest, daß

---

80 Otto Bauer, Rezension von Hammacher im „Kampf" II, S. 478.
81 Hammacher, a.a.O. S. 150 ff. besonders S. 155.
82 Paul Barth: Philosophie der Geschichte als Soziologie I., Hammacher, a.a.O. S. 160.
83 Marx-Engels, Gesammelte Schriften II S. 259.
84 Brandenburg: Die materialistische Geschichtsauffassung S. 25.

„Marx und Engels die Naturwissenschaft niemals zu dem ideologischen Überbau, sondern stets zu den Produktivkräften gerechnet haben."[85]
Ich schließe mich im allgemeinen dieser Definition an.
So sagt Marx im Kapital: „Die Produktivkraft der Arbeit wird durch mannigfache Umstände bestimmt. Unter anderem durch den Durchschnittsgrad des Geschickes der Arbeiter, die Entwicklungsstufe der Wissenschaft und ihrer technologischen Anwendbarkeit, die gesellschaftliche Organisation des Produktionsprozesses, den Umfang und die Wirkungsfähigkeit der Produktionsmittel, und durch Naturverhältnisse."[86] Und: „Jene Entwicklung der Produktivkraft führt sich in letzter Instanz immer zurück auf den gesellschaftlichen Charakter der in Tätigkeit gesetzten Arbeit, auf die Teilung der Arbeit innerhalb der Gesellschaft, auf die Entwicklung der geistigen Arbeit, namentlich der Naturwissenschaft."[87] Unter Produktivkraft der Arbeit ist hier die Produktivität der Arbeit zu verstehen, so daß also die Umstände, die diese Produktivität der Arbeit bestimmen, die gesellschaftlichen Produktivkräfte darstellen. Somit rechnet also Marx die Naturwissenschaft mit zu den Produktivkräften. Wir befinden uns hier in einem Circulus vitiosus, denn dadurch, daß die Naturwissenschaft, die wieder durch andere Ideologien selbst bedingt wird, zu einer Produktivkraft gestempelt wird, schließt sich der Kreis der Sphären der Gesellschaft.
Zusammenfassend ist also zu sagen, daß Marx dadurch, daß er unter dem Begriff der Produktivkräfte die verschiedenartigsten Faktoren in einem Begriff zusammenfaßte, er alle gesellschaftlichen Erscheinungen scheinbar auf einen Faktor zurückführen konntete, den er außerdem noch verabsolutierte und zu einer metaphysischen Entität erhob, der das geheime Agens der gesellschaftlichen Entwicklung darstellt.
Die wesentliche Behauptung besteht darin, daß eine durchgehende Bestimmung von den Produktivkräften bis zur Ideologie behauptet wird, so sehr die Überbausphäre einer Epoche selbst wieder die Produktivkräfte bedingen, die ihrerseits wieder den Charakter der Überbausphären der nachfolgenden Epoche bestimmen. Wie Marx dieses Wechselverhältnis sich denkt, zeigt eine in der Marx-Literatur noch nie erwähnte Stelle aus einem Briefe an Annenkoff vom Jahre 1846: „Es ist überflüssig, hinzuzufügen, daß die Menschen nicht frei ihre Produktivkräfte - welche die Grundlage ihrer ganzen Geschichte sind - wählen, denn jede Produktivkraft ist eine erworbene Kraft, das Produkt früherer Tätigkeit. Die Produktivkräfte sind also das Resultat angewandter menschlicher Energie, aber diese Energie selbst ist bedingt durch die Verhältnisse, in denen sich die Menschen befinden. Durch die schon erworbenen Produktivkräfte, durch die soziale Form, die vor ihnen existiert, die sie sich schaffen, die das Erzeugnis der vorhergehenden Generation ist. Durch diese einfache Tatsache, daß jede folgende Generation die von der früheren erworbenen Produktivkräfte vorfindet, die ihr als Rohmaterial zu neuer Produktion dienen, entsteht ein Zusammenhang in der menschlichen Geschichte, bildet sich eine Geschichte der Menschheit, die um so mehr Geschichte der Menschheit ist, als die Produktivkräfte der Menschen und damit auch ihre sozialen Beziehungen gewachsen sind."[88] Damit ist die Art aufgezeigt wie die

85 Brandenburg: a.a.O. S. 26.
86 Marx, Kapital, I. Volksausgabe 1914, S. 7-8.
87 Marx: Kapital, III.1, S. 56.
88 Marx über Proudhon, „Neue Zeit" 1912-13, I. S. 821ff.

Produktivkräfte und damit die ganze Gesellschaft sich entwickeln. Welche Faktoren treiben aber diese Entwicklung an? Auf Grund naturwissenschaftlicher Erfindungen wird erst dann eine neue Technik eingeführt, wenn das Bedürfnis der Gesellschaft oder das Interesse der beherrschenden Klasse es erfordert. Denn viele Erfindungen sind längst gemacht, ehe sie verwertet werden. Hierbei sehen wir also, wie die Klasse die Rolle der Hegelschen List der Vernunft innerhalb der Marxschen Geschichtsphilosophie übernimmt, denn erst durch das Stimulanz des Klasseninteresses wird auf Grund der relativ konstanten Naturbedingungen, wie Klima, Bodenbeschaffenheit, Rohstoffe einerseits, oder wie Rasse und ihre Arbeitsfähigkeit andererseits, aus den vorhandenen Produktivkräften innerhalb der bestehenden Produktionsverhältnisse eine neue Technik ermöglicht, damit also neue Produktivkräfte erzeugt. Insofern konnte Marx die Klasse als die größte Produktivkraft bezeichnen. Da aber neue Produktivkräfte sich nur aus alten Produktivkräften heraus entwickeln können, die Naturfaktoren, wie die Naturwissenschaft nur Bedingungen sind oder selbst zu den Produktivkräften gerechnet werden, die Klassen aber nur als Mittel ihrer Entstehung fungieren, entsteht die Möglichkeit einer Selbstentwicklung der Produktivkräfte, die vermöge der Hegelschen Dialektik und ihrer geheimnisvollen Struktur einen mystischen Charakter annimmt.
Die Produktivkräfte entstehen, wie wir sahen, in bestimmten gesellschaftlichen Formen, den Produktionsverhältnissen. Es ist darunter nicht eine technisch-ökonomische Kategorie zu verstehen, sondern ein gesellschaftliches Verhältnis, in dem sich die Produktion vollzieht. Denn Marx erweitert, wie alle bisher üblichen ökonomischen Begriffe, auch diesen, um so alle gesellschaftlichen Erscheinungen einheitlich fassen zu können. So sagt er: „Die Produktionsverhältnisse in ihrer Gesamtheit bilden das, was man die gesellschaftlichen Verhältnisse, die Gesellschaft nennt, u. z. eine Gesellschaft auf bestimmter geschichtlicher Entwicklungsstufe, eine Gesellschaft mit eigentümlichem, unterscheidendem Charakter.“[89] Oder: „In der gesellschaftlichen Produktion ihres Lebens gehen die Menschen bestimmte, notwendige, von ihrem Willen unabhängige Verhältnisse ein, Produktionsverhältnisse, die einer bestimmten Entwicklungsstufe ihrer materiellen Produktivkräfte entsprechen. Die Gesamtheit dieser Produktionsverhältnisse bildet die ökonomische Struktur der Gesellschaft.“ An derselben Stelle setzt er dann die Produktionsverhältnisse gleich den Eigentumsverhältnissen: „Auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung geraten die materiellen Produktivkräfte der Gesellschaft in Widerspruch mit den vorhandenen Produktionsverhältnissen, oder was nur ein juristischer Ausdruck dafür ist, mit den Eigentumsverhältnissen, innerhalb deren sie sich bewegt hatten.“[90] Es ist innerhalb der Marx-Literatur auf Grund des Stammler'schen Buches „Wirtschaft und Recht nach der materialistischen Geschichtsauffassung“ ein Streit entbrannt, welches das Verhältnis zu den Produktionsverhältnissen ist, und ob jene Stelle von Marx seiner Lehre vom juristischen Überbau widerspricht. Ich will hier auf die Stammlerschen Behauptungen nicht weiter eingehen, da sie schon genügend kritisiert sind, so besonders in Max Weber's grausamer Kritik „Rudolf Stammler's Überwindung der materialistischen Geschichtsauffassung“ (Archiv für Sozialwissenschaft, 24. Band). Nur soviel sei gesagt, daß dieser Widerspruch

89 Marx: Lohnarbeit und Kapital, Reclam S. 78.
90 Marx: Vorwort zur Kritik der politischen Ökonomie, S.L. 4.

nur scheinbar ist. Marx selbst klärt dieses Problem, wenn er im „Elend der Philosophie“ sagt: „Das, worum es sich für Proudhon eigentlich handelte, war das bestehende moderne bürgerliche Eigentum. Auf die Frage, was dies sei, konnte nur geantwortet werden durch eine kritische Analyse der „Politischen Ökonomie“, die das Ganze jener Eigentumsverhältnisse nicht in ihrem juristischen Ausdruck als Willensverhältnisse, sondern in ihrer realen Gestalt als Produktionsverhältnisse umfaßte.“[91] So schließe ich mich der Auffassung von Petry an: „Die Produktionsverhältnisse selbst sind aber von der technischen Grundlage als bestimmte Formen des gesellschaftlichen Lebens streng zu scheiden, als soziale Kategorien enthalten sie bestimmte Rechtsverhältnisse, aber in dem oben erörterten Sinne scheiden sie sich wieder streng von den Rechtsverhältnissen im engeren Sinne, als die in das Bewußtsein der Gesellschaft getretenen, das Wirtschaftsleben regelnden, zu einem Rechtssystem zusammengefaßten Rechtsnormen. Diese sind es, welche Marx als „juristischen Überbau“ bezeichnet.“[92]
Da Marx den Begriff der Produktionsverhältnisse so weit faßt, wie wir oben sahen, konnte er zwar als wesentlichste Bestimmung die Eigentumsverhältnisse kennzeichnen, u. z. das Eigentum an den Produktionsmitteln, sei es nun privates oder gesellschaftliches Eigentum. Die Produktionsverhältnisse sind demnach die Gesamtheit der Arbeitsbeziehungen auf Grund bestimmter Eigentumsverhältnisse. Wesentlich ist für uns die Unterscheidung von Produktionskräften und Produktionsverhältnissen, wovon Marx folgendes deutliches Beispiel gibt: „Die Maschinen sind ebensowenig eine ökonomische Kategorie als der Ochse, der den Pflug zieht, sie sind nur eine Produktivkraft. Die moderne Fabrik, die auf der Anwendung von Maschinen beruht, ist ein gesellschaftliches Produktionsverhältnis, eine ökonomische Kategorie.“[93] Hier ist deutlich ausgedrückt der Unterschied zwischen dem technischen Faktor als dem wesentlichen Element der Produktivkräfte und seiner sozialen Anwendung: den Produktionsverhältnissen. Und zwar ist ihr gegenseitiges Verhältnis so, daß innerhalb bestimmter Produktionsverhältnisse neue Produktionskräfte entstehen, die sich neue, ihnen entsprechende Produktionsverhältnisse schaffen. So verlangt nach Marx die Entwicklung der großen Industrie das gesellschaftliche Eigentum, was dann erst die volle Entfaltung der Produktivkräfte durch allseitige Arbeitsteilung und Kooperation ermöglicht.
Engels fügt zu den Produktionsverhältnissen, die Marx in ihrer Gesamtheit als ökonomische Struktur bezeichnet, die Austausch- und Verkehrsverhältnisse als relativ selbständige Faktoren hinzu: „Die materialistische Anschauung der Geschichte geht von dem Satz aus, daß die Produktion und nächst der Produktion der Austausch ihrer Produkte die Grundlage aller Gesellschaftsordnung ist.“ - „... da zeigte sich, daß alle bisherige Geschichte die Geschichte von Klassenkämpfen war, daß diese einander bekämpfenden Klassen der Gesellschaft jedesmal Erzeugnisse sind der Produktions- und Verkehrsverhältnisse, mit einem Wort der ökonomischen Verhältnisse ihrer Epoche.“[94]
Daß aber Marx alle wirtschaftlichen Funktionen in einer sich bedingenden Einheit auffaßt, zeigt das oben S. 34 [in diesem ARCHIV S. 206] dieser Arbeit angeführt Zitat aus der „Einleitung zu einer Kritik der politischen Ökonomie“. Aber die Produktion ist

91 Marx: Elend, S. XXVII. S. 27.
92 Petry: Der soziale Gehalt der Marx'schen Wertlehre, S. 14.
93 Marx: Elend, S. 117.
94 Engels: Anti-Dühring, S. 286, S. 12.

das bestimmende Element, das ja auch den Waren den Arbeitswert gibt, nach dem sie sich austauschen; so sagt Marx von dem Austausch: „Im Prinzip gibt es keinen Austausch von Produkten, sondern einen Austausch von Arbeiten, die zur Produktion zusammenwirken. Die Art, wie die Produktivkräfte ausgetauscht werden, ist für die Art des Austausches der Produkte maßgebend. Im Allgemeinen entspricht die Art des Austausches der Produkte der Produktionsweise. Man ändere die letztere, und die Folge wird die Veränderung der ersteren sein. So sehen wir auch in der Geschichte der Gesellschaft die Art des Austausches der Produkte nach dem Modus ihrer Herstellung regeln."[95] Und von dem Verkehr, der das technische Mittel zur Befriedigung des Austausches ist, sagt er: „Die Revolution in der Produktionsweise der Industrie und der Agrikultur ernötigte namentlich aber auch eine Revolution in den allgemeinen Bedingungen des gesellschaftlichen Produktionsprozesses, d.h. der Kommunikations- und Transportmittel."[96] Wesentlicher sind aber die Verteilungsverhältnisse, und zwar nicht die der Verteilung der Produktionsmittel, das wären ja die Produktionsverhältnisse, sondern die der Produkte, also die Konsumtionsverhältnisse. Jene Verteilungsverhältnisse leitet Marx, gemäß seiner prinzipiellen Ableitung aus der Produktion, vollkommen aus den Produktionsverhältnissen ab: „Das bestimmte Verteilungsverhältnis ist also nur Ausdruck des geschichtlich bestimmten Produktionsverhältnisses." – „die sogenannten Verteilungsverhältnisse entsprechen also, und entspringen aus historisch bestimmten, spezifisch gesellschaftlichen Formen des Produktionsprozesses und der Verhältnisse, welche die Menschen im Reproduktionsprozesse ihres menschlichen Lebens eingehen."[97]

Damit wäre der ökonomische Unterbau gegeben und das den Überbau bestimmende Klassenverhältnis insofern aufgezeichnet, als die Klasse bei Marx selbst vor allem aus der Stellung im Produktionsprozeß abgeleitet wird, denn das für die Konstituierung einer Klasse wesentliche Verteilungsverhältnis der Produkte, also das Konsumtionsverhältnis, leitet Marx - wie wir eben sahen - aus den Produktionsverhältnissen ab. Leider fehlt bei Marx eine genaue Definition des Klassenbegriffes, denn wie bekannt bricht mit dem diesen behandelnden Abschnitt der 3. Band des „Kapital" ab. Auf jeden Fall leitet er die Klasse nicht aus Machtverhältnissen ab, wie es z.B. Eugen Dühring oder die soziologische Schule von Gumplowitzsch tut. Engels wendet sich ausdrücklich gegen diese Dühring'sche Behauptung: „Es beweist, daß die Gewalt nur das Mittel ist, der ökonomische Vorteil dagegen der Zweck."[98]

Was bedeutet nun für Marx der Begriff der Klassen? Er führt die Klasse auf die Gemeinsamkeit die ökonomischen Interessen zurück, die fast allein seine ganze Psychologie ausmachen. „Sein Nachdenken als Kapitalist ist ausschließlich durch sein Interesse und seine interessierten Motive bestimmt."[99] Wir erwähnten schon, daß eine differenzierte Psychologie dem Marxismus fehlt, besonders ist von Macht-Psychologie nichts zu spüren, welche gerade für die Erklärung des Klassenkampfes und der politischen Revolutionen wesentlich ist. Je nach dem Bewußtsein von der Gemeinsamkeit

95 Marx: Elend, S. 55.
96 Marx: Kapital I. 347.
97 Marx: Kapital III.2 S. 419, 420.
98 Engels: Anti-Dühring, S. 165.
99 Marx: Kapital, III.2 S. 409.

ihrer Interessen unterscheidet Marx zwei Klassenbegriffe: „Die ökonomischen Verhältnisse haben zuerst die Massen der Bevölkerung in Arbeiter verwandelt. Die Herrschaft des Kapitals hat für diese Masse eine gemeinsame Situation, gemeinsame Interessen geschaffen. So ist diese Masse bereits eine Klasse gegenüber dem Kapital, aber noch nicht für sich selbst. In dem Kampf, den wir nur in einigen Phasen gekennzeichnet haben, findet sich die Masse zusammen, konstituiert sie sich als Klasse für sich selbst. Die Interessen, welche sie verteidigt, werden Klasseninteressen. Mit Bezug auf die Bourgeoisie haben wir zwei Phasen zu unterscheiden: die, während der sie sich unter der Herrschaft des Feudalismus und der absoluten Monarchie als Klasse konstituierte, und die, wo sie, bereits als Klasse konstituiert, die Feudalherrschaft und die Monarchie umstürzte, um die Gesellschaft zu einer Bourgeois-Herrschaft zu gestalten."[100] Diese beiden Begriffe sind deutlich zu unterscheiden. Wenn im kommunistischen Manifest gesagt wird, daß die Geschichte nur die Geschichte von Klassenkämpfen ist, so ist der erstere gemeint. Wenn aber von dem Klassenkampf des Proletariats zur Erringung seiner politischen Macht gesprochen wird, so kommt dafür nur der zweite Begriff in Betracht. Nun kann aber das Bewußtsein einer Klasse von der Gemeinsamkeit ihrer Interessen in noch so ideologischen Verhüllungen, z.B. einer gemeinsamen religiösen Opposition sich ausdrücken - wie in der Reformation. Der ganze Klassenkampf der Bourgeoisie gegen den Feudalismus vollzog sich unter solchen ideologischen Verhüllungen, seien es nun religiöse, ethische oder philosophisch-naturrechtliche. Erst das Proletariat bekam durch Marx das Bewußtsein von der Gemeinsamkeit ohne ideologische Verhüllung. Ob das ein Vorteil für den Klassenkampf des Proletariats war, ist aber die Frage.

Wir deuteten schon an, daß für die Konstituierung einer Klasse die Verteilungsverhältnisse bestimmend sind. „Mit den Unterschieden in der Verteilung aber treten die Klassenunterschiede auf."[101] Da aber diese Verteilungsverhältnisse trotz aller Rückwirkung auf die Produktion durch die Produktionsverhältnisse bestimmt sind, so sind letztlich die Produktionsverhältnisse und die diese gestaltenden Produktivkräfte auch der entscheidende Faktor für die Entstehung der Klassen. So sagt Engels: „Das Gesetz der Arbeitsteilung ist es also, was der Klassenteilung zu Grunde liegt."[102]

Wir sehen hier deutlich die beiden Seiten der Marxschen Geschichtsphilosophie, also der objektivistisch-ökonomischen und der subjektiv-psychologischen, auf der die selbständige Rolle der Klassen und des Klassenkampfes aufgebaut wird. So sehen wir auch die wechselseitige Verknüpfung von Unter- und Überbau in der Rolle, welche die Klassen in Marx' Geschichtsphilosophie spielen, d.h. daß sie einerseits aus der Ökonomie abgeleitet werden, andererseits den Überbau bestimmen, zugleich aber als Mittel der Entwicklung der Produktivkräfte betrachtet werden. „Man muß zeigen, wie die Produktivkräfte gleichzeitig mit dem Widerstreit der Klassen sich entwickelten, wie die eine dieser Klassen stets anwuchs, bis die materiellen Bedingungen ihrer Emanzipation zur Reife gediehen waren."[103] In diesem Sinne konnte Marx auch sagen, daß „von allen Produktionsinstrumenten die größte Produktivkraft die revolutionäre Klasse

100 Marx: Elend, S. 162.
101 Engels: Anti-Dühring, S. 151.
102 Ebenda, S. 303.
103 Marx: Elend, S. [Seitenangabe fehlt].

selbst ist.“ So sehr Marx selbst die Klasse und den Klassenkampf aus den Verteilungsverhältnissen und der Stellung der Produktion ableitet, so spielen sie doch eine wesentliche und selbständige Rolle in seiner Gesellschaftslehre und besonders in seiner Geschichtstheorie. So tritt in vielen Schriften von Marx und Engels die ökonomisch-objektivistische Seite seiner Geschichtsphilosophie hinter der Klassenkampftheorie zurück, so wenn er im kommunistischen Manifest sagt: „Die Geschichte der bisherigen Gesellschaft ist die Geschichte von Klassenkämpfen.“

Die Klassen und der Klassenkampf bilden das Bindeglied zwischen Unter- und Überbau. In dem schon zitierten Vorwort zur Kritik der politischen Ökonomie unterscheidet Marx Unter- und Überbau folgendermaßen: „Die Gesamtheit dieser Produktionsverhältnisse bildet die ökonomische Struktur der Gesellschaft, die ideale Basis, worauf sich ein politischer und juristischer Überbau erhebt, und welcher bestimmte gesellschaftliche Bewußtseinsformen entsprechen. Die Produktionsweise des materiellen Lebens bedingt den politischen, sozialen und geistigen Lebensprozeß überhaupt.“ Er unterscheidet also zwischen einem politisch-juristischen Überbau und dem ideologischen Überbau im engeren Sinne. Unter dem politischen Unterbau faßt Marx vor allem den Staat auf, aber auch die politischen Gruppen. Die Parteien sind nur die unter den mannigfachsten ideologischen Verschleierungen politisch organisierten Klassen, u. z. kommt hierbei der oben gekennzeichnete Begriff der Klasse als bewußter Zusammenfassung der Menschen von gemeinsamen ökonomischen Interessen in Betracht. Der Staat hingegen ist für Marx und Engels auch nur ein Instrument des Klassenkampfes.[104] „Die bisherige, sich in Klassengegensätzen bewegende Gesellschaft hatte den Staat nötig, d.h. eine Organisation der jedesmaligen ausbeutenden Klasse zur Aufrechterhaltung ihrer äußeren Produktionsbedingungen, also namentlich zur gewaltsamen Niederhaltung der ausgebeuteten Klasse in den durch die bestehende Produktionsweise gegebenen Bedingungen der Unterdrückung (Sklaverei, Leibeigenschaft oder Hörigkeit, Lohnarbeit). Der Staat war der offizielle Repräsentant der ganzen Gesellschaft, ihre Zusammenfassung in einer sichtbaren Körperschaft, aber er war dies nur insofern er der Staat derjenigen Klasse war, welche selbst für ihre Zeit die ganze Gesellschaft vertrat: im Altertum Staat der sklavenhaltenden Staatsbürger, im Mittelalter des Feudaladels, in unserer Zeit der Bourgeoisie.“[105]

Wie es das oben zitierte Zitat von Petry andeutete, sind unter dem juristischen Überbau nur die in das „Bewußtsein getretenen Rechtsverhältnisse“, also die zu einem Rechtssystem zusammengefaßten Rechtsnormen zu verstehen. Der Inhalt dieser Rechtsnormen entspricht den Produktionsverhältnissen, die ja in sich die Eigentumsverhältnisse einschließen, und besonders den von diesen abhängigen Klassenverhältnissen. Zu einem Rechtssystem werden diese Rechtsnormen als Normen der bestehenden Gesellschaft und ihrer Machtverhältnisse von der herrschenden Klasse vermittelst des Staates zusammengefaßt und der ganzen Gesellschaft aufgezwungen.

All diesen gesellschaftlichen Sphären entsprechen bestimmte gesellschaftliche Bewußtseinsformen, oder anders ausgedrückt: auf ihnen baut sich der ideologische Überbau auf, der selbst wieder eine gesellschaftliche Sphäre für sich darstellt, und dem be-

104 Siehe Hans Kelsen: Sozialismus und Staat, Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung, 1920 und Lenin: Staat und Revolution.

105 Engels: Anti-Dühring, S. 203.

stimmte gesellschaftliche Institutionen, wie Schule, Kirche, Vereine u.s.w. entsprechen. Der wirtschaftlichen Sphäre entsprechen die nationalökonomischen, der politisch juristischen die historischen und rechtswissenschaftlichen Anschauungen, und über allen diesen Sphären bauen sich die moralischen, philosophischen, religiösen und ästhetischen Anschauungen und Ausdrucksformen auf. Inhaltlich aber werden alle diese Bewußtseinsformen mehr oder minder durch Klasseninteressen bestimmt und nicht, wie viele orthodoxe Marxisten es zu behaupten versuchen, durch direkte Beeinflussung der wirtschaftlichen Verhältnisse.
So wird eine Verknüpfung der letzten ideologischen Gebilde mit den wirtschaftlichen Verhältnissen der Klassenstruktur von Marx und Engels nur gelegentlich behauptet, und gerade der Tradition eine für diese Sphären wesentliche Bedeutung eingeräumt. „Die Religion, einmal gebildet, enthält stets einen überlieferten Stoff, wie denn auf allen ideologischen Gebieten die Tradition eine große konservative Macht ist. Aber die Veränderungen, die in diesem Stoff vorgehen,, entspringen aus den Klassenverhältnissen, also aus den ökonomischen Verhältnissen der Menschen, die diese Veränderung vornehmen.“[106] Mit dem Aufzeigen des ideologischen Überbaus ist für Marx der systematische Aufbau der Sphären der Gesellschaft vollendet.
3. Im Anschluß an die Verknüpfung der Sphären und besonders zur Beleuchtung des ideologischen Überbaus wollen wir die Rolle des Bewußtseins nach dem historischen Materialismus betrachten. Über das Verhältnis von Denken und Sein sagten wir oben, daß bei Marx eine Prävalenz des Seins über das Denken herrscht und das Denken nur das Spiegelbild des Seins darstellt. Neben der oben geschilderten erkenntnistheoretischen Bedeutung hat dieses Problem für den historischen Materialismus eine wesentliche soziologische Bedeutung, besonders im Unterschied zu jeder idealistischen Geschichtsauffassung. Wir zeigten auf, daß alle Ideologien für Marx mehr oder minder Klassenideologien sind, u. z. als Waffen im Klassenkampf dienen. Sie sind deshalb nicht vollkommen unwirksam, denn als Klassenkampfmittel bestimmen sie mehr oder minder den Ausgang dieses Kampfes. Deshalb konnte Engels den Ideologien, ohne in Widerspruch mit der Spiegelbildtheorie zu geraten, eine Rückwirkung auf die andern Sphären der Gesellschaft einräumen, was zwar erst eine Bedeutung für die Lehre von der gesellschaftlichen Entwicklung, also der sozialen Dynamik hat, während diese Rückwirkung nicht wesentlich für die Lehre von der Gesellschaft als in der sozialen Statik ist, die die Sphären nur in ihrem prinzipiell systematischen Aufbau betrachten will. Engels kennzeichnet das Verhältnis der Ideologie zu den andern Sphären folgendermaßen: „Damit hängt auch die blödsinnige Vorstellung der Ideologen zusammen: weil wir den verschiedenen ideologischen Sphären, die in der Geschichte eine Rolle spielen, eine selbständige historische Entwicklung absprechen, so sprächen wir ihnen auch jede historische Wirksamkeit ab. Es liegt hier die ordinäre undialektische Vorstellung von Ursache und Wirkung als starr einander entgegengesetzter Pole zu Grunde, das absolute Übersehen der Wechselwirkung; daß ein historisches Moment, sobald es einmal durch andere, schließlich ökonomische Tatsachen in die Welt gesetzt ist, nun auch reagiert, auf seine Umgebung und selbst auf seine eigenen Ursachen zu-

106 Engels: Feuerbach, S. 56.

rückwirken kann, vergessen die Herren oft fast absichtlich."[107] Wie dieses dialektische Verhältnis aufzufassen ist, zeigt Lukasz folgendermaßen: „Für die dialektische Methode dreht es sich - was immer sie behandelt - stets um dasselbe Problem: um die Erkenntnis der Totalität des Geschichtsprozesses. Darum verlieren für sie „ideologische" und „ökonomische" Probleme ihre gegenseitige starre Fremdheit einander gegenüber und fließen ineinander über. Die Problemgeschichte wird tatsächlich zu einer Geschichte der Probleme."[108] So spielen die Bewußtseinsvorgänge eine keineswegs überflüssige Rolle nach der Marx'schen Geschichtsphilosophie, wie so oft behauptet wird,[109] sondern sie sind ein notwendiger Teil des Ganzen. Ihre Inhalte sind zwar bestimmt durch die ökonomische Grundlage und vor allem durch die durch diese bedingten Klassen, aber sie selbst sind unentbehrliche Glieder des Gesellschaftsganzen sowohl als notwendige Mittel zur Entfaltung der Produktivkräfte und noch mehr zum Klassenkampf, damit also zur Schaffung neuer Produktionsverhältnisse, vor allem eines neuen politischen Überbaus.

Aber das Bewußtsein der Menschen war nach Marx und Engels bisher ein falsches Bewußtsein. „Die Ideologie ist ein Prozeß, der zwar mit Bewußtsein vom sogenannten Denker vollzogen wird, aber mit einem falschen Bewußtsein. Die eigentlichen Triebkräfte, die ihn bewegen, bleiben ihm unbekannt; sonst wäre es eben kein ideologischer Prozeß. Er imaginiert sich also falsche oder scheinbare Triebkräfte."[110] Diese scheinbaren Triebkräfte werden bald in der Religion, in der Ethik, der Philosophie, in Staats- oder Rechtsanschauungen gesehen. Engels behauptet einmal sehr scharfsichtig: „daß die materiellen Lebensbedingungen der Menschen, in deren Köpfen dieser Gedankenprozeß vor sich geht, den Verlauf dieses Prozesses schließlich bestimmen, bleibt diesen Menschen notwendig unbewußt, denn sonst wäre es mit der ganzen Ideologie am Ende."[111] Er sieht also, daß durch das Bewußtwerden der bisher unbewußten, die Ideologie bestimmenden Faktoren, diese in sich zusammenfällt, durch Analyse aufgelöst wird - was ein sehr tiefer Gedanke ist und wofür die psycho-analytische Methode den Wahrheitsbeweis vielleicht antreten könnte.

Aber er sieht nicht die Rolle, die dieses falsche Bewußtsein der Menschen über ihre Kämpfe gerade durch diese Falschheit hatte, d.h. dadurch, daß es die gefährliche, erstarrende Erkenntnis der Realität verhinderte und so die zum Handeln notwendigen Illusionen aufrecht erhielt. Demgegenüber behaupteten Marx und Engels gerade, daß das Bewußtsein der Menschen deshalb bis jetzt so unwirksam war, weil es ein falsches, also Ideologie war. Erst seitdem durch die moderne Sozialwissenschaft, vor allem die Marxsche Lehre selbst, die Menschen die richtige Vorstellung von der ganzen Struktur der Gesellschaft und ihren Kräften bekommen haben, wird das Bewußtsein eine wesentlichere Rolle, und zwar nicht nur als Klassenkampfmittel, sondern bei der bewußten Organisation der Gesellschaft und der Rationalisierung der Wirtschaft spielen. Das ist der Sprung vom Reiche der Notwendigkeit in das Reich der Freiheit.

---

107 Engels: Briefe an Mehring von 1893. Abgedruckt bei Mehring, Geschichte der deutschen Sozialdemokratie, I. S. 387.
108 Lukasz, a.a.O. S. 10.
109 Hammacher, a.a.O. S. 208.
110 Engels: Briefe an Mehring, a.a.O. S. 386.
111 Engels: Feuerbach, S. 53.

Hier liegt möglicherweise gerade der springende Punkt, bei dem eine Kritik des Marxismus einzusetzen hätte. Es würde also eine Kritik sein, die nicht behaupten würde, daß er wissenschaftlich falsch wäre, sondern daß er wissenschaftlich zu richtig wäre; ja, daß er überhaupt Wissenschaft wäre, statt Religion zu sein. Diese Kritik soll nicht von ethischen oder religiösen Postulaten ausgehen, sondern selbst wissenschaftlich, u. z. psychologisch aufzeigen, daß die Wirkungen, die der Marxismus sich selbst zuschreibt, gerade die gegenteiligen sind, als er annimmt, das heißt, daß er durch das Bewußtsein, das er den Menschen von ihren sozialen Kämpfen gibt, nur zerstörend, weil analysierend, niemals aber aufbauend, gesellschaftsbildend wirken kann. So konnte er aber auch so eine große Rolle als Klassenkampfmittel durch die Zerstörung der bürgerlichen Ideologien haben, wird aber elendiglich versagen, sobald man auf Grund seiner Erkenntnisse - immer vorausgesetzt, daß sie richtig sind, ja gerade weil sie richtig sind - eine neue Gesellschaft gebildet werden soll. Also die Behauptung des Marxismus, daß der Mensch erst nach der Erkenntnis der Struktur der Gesellschaft diese selbst umgestalten kann, ist meiner Ansicht nach eine psychologisch unhaltbare Vorstellung. Die Umgestaltung der Gesellschaft ist nur möglich durch die stärksten Illusionen, wie sie z.B. die transzendent fundierten Religionen dem Menschen geben, wie die Entstehung aller Kulturen (im Spenglerschen Sinne dieses Wortes) zeigt. Das ist das Problem von Dostojewsky, wenn er Iwan Karamasoff sagen läßt: „Dann würde es überhaupt keine Kultur geben, wenn man sich nicht Gott ausgedacht hätte." Oder Voltaire's Ausspruch: „Sie dieu n'existait pas, il faudrait l'inventer." Sozialpsychologisch gesehen, bindet auch nur ein Glaube große Massen zu einer Kultureinheit zusammen, und nicht die analysierende, immer kritische Wissenschaft. Das könnte auch ein Erklärungsgrund zur Spaltung des Marxismus sein, der in Auflösung geraten mußte, sobald der kritisch analysierende Geist sich gegen ihn selbst wendete. Dies alles konnte hier nur angedeutet werden, da es eigentlich nicht in den Rahmen dieser Arbeit gehört. Doch erschien es mir wesentlich, das Problem auch von dieser Seite zu beleuchten und so meinen eigenen Standpunkt zu verraten.

Das vom Marxismus geforderte bewußte Eingreifen ist kein Widerspruch zu der Behauptung der notwendigen Entwicklung, sondern stellt selbst nur ein Glied jenes Prozesses dar. Wenn Marx behauptet, daß die Menschen unabhängig von ihrem Wollen Produktionsverhältnisse eingehen, oder daß die ökonomische Entwicklung unabhängig von dem Wollen der Menschen, die sie herbeiführen, sich durchsetze, ja dieses Wollen erst durch die ökonomischen Verhältnisse bestimmt wird, so erscheint die Marxsche Lehre als ökonomisch fatalistisch, besonders, wenn sie, wie es hier geschehen, als Metaphysik der Produktivkräfte interpretiert wird. Aber dem Einzelnen erscheint sein Wille als frei, wenn er auch positiv oder negativ durch die Zugehörigkeit zu seiner Klasse bestimmt wird. Dieser Wille stellt somit nur ein Glied, und zwar ein notwendiges Glied dar, in dem die Entwicklung der Produktivkräfte bewegenden Klassenkampf. Der Widerspruch scheint mir nur darin zu liegen, daß diese Notwendigkeit des sich subjektiv frei fühlenden Willens bewußt und erkannt wird als durch die Zugehörigkeit zur Klasse bestimmt und damit als abhängig von der ökonomischen Entwicklung. Das heißt also, daß durch diese Erkenntnis dem Menschen die zum Handeln notwendige Illusion der Freiheit ihres Willens genommen wird. Aber für den Marxismus ist das kein Widerspruch, da ja gerade für ihn wie bei Hegel die Freiheit in der

Erkenntnis der Notwendigkeit besteht, und der Wille sich desto stärker und freier fühlt, wenn er sich als wertvolles und zweckmäßiges Glied einer historischen Notwendigkeit begreift. So glaubt der Marxismus den Zusammenhang von Theorie und Praxis hergestellt zu haben, was Lukasz folgendermaßen charakterisiert: „Denn das Zerreißen der Totalitätsbetrachtung zerreißt die Einheit von Theorie und Praxis. Das Handeln, die Praxis - deren Forderung Marx seinen Thesen über Feuerbach an die Spitze gestellt hat - ist ihrem Wesen nach ein Durchdringen, ein Verwandeln der Wirklichkeit. Die Wirklichkeit kann aber nur als Totalität erfaßt und durchdrungen werden, und zu dieser Durchdringung ist nur ein Subjekt, das selbst Totalität ist, fähig... Erst Marx war es vorbehalten, indem er die Erfüllung der erkannten Totalität auf die Wirklichkeit des geschichtlichen Prozesses zentriert und beschränkt und dadurch die erkennbare und zu erkennende Totalität bestimmt hat, dieses „Wahre als Subjekt" konkret aufzufinden und damit die Einheit zwischen Theorie und Praxis herzustellen. Die wissenschaftlich methodische Überlegenheit des Gesichtspunktes der Klasse (im Gegensatz zu dem des Individuums) ist bereits im Vorhergehenden klar geworden. Nun ist auch der Grund der Überlegenheit klar: Nur die Klasse kann die gesellschaftliche Wirklichkeit handelnd durchdringen und sie in ihrer Totalität verändern. Darum ist die „Kritik", die von diesem Gesichtspunkte aus geübt wird, indem sie Totalitätsbetrachtung ist, die dialektische Einheit von Theorie und Praxis. Sie ist in unzertrennbarer dialektischer Einheit zugleich Grund und Folge, zugleich Spiegelung und Motor des geschichtlich-dialektischen Prozesses. Das Proletariat als Subjekt des Denkens der Gesellschaft zerreißt mit einem Schlage das Dilemma der Ohnmacht: das Dilemma vom Fatalismus der reinen Gesetze und Ethik der reinen Gesinnung."[112]

Damit ist auch das Problem der Ethik innerhalb der Marxschen Theorie und besonders in seinen Beziehungen zum Klassenkampf aufgerollt, u. z. das der subjektiven Teleologie im Unterschied zu der oben erwähnten objektiven Teleologie der Geschichte, das wir in der Steigerung der Produktivität durch die Entwicklung und Entfaltung der Produktivkräfte sahen. Und zwar tritt das Problem der Ethik nicht als ewig unnahbares „Sollen", als „bloße Norm des Handelns" auf, sondern „auch die Forderung hat hier ihre Wirklichkeit".[113] „Das Klassenbewußtsein ist die Ethik des Proletariats, die Einheit seiner Theorie und Praxis, der Punkt, wo die ökonomische Notwendigkeit seines Befreiungskampfes dialektisch in Freiheit umschlägt."[114] Die Ethik des Klassenbewußtseins drückt sich aus in der Klassensolidarität.

Dies ist auch zugleich eine Kritik zu der Forderung der Ergänzung der Marxschen Geschichtsphilosophie durch die Kantsche Ethik, wie sie von sozialistischen Kantianern wie Bernstein, Vorländer, Tugan Baranowsky u.a. gefordert wird. Ihr wesentlichstes Charakteristikum ist, daß sie von dem Individuum, also der Einzelheit, statt von einer Totalität, wie sie eine Klasse, ein Volk oder eine religiöse Kulturgemeinschaft darstellt, ausgeht. Es wird eine formale Ethik aufgestellt, von der aus die Revolution, der Hauptfaktor zur Bildung der proletarischen Ethik, das ist des Klassenbewußtseins, als unethisch abgelehnt wird. Von dieser ethischen Wertung aus wird die Notwendigkeit des dialektischen Ganges der Weltgeschichte geleugnet, da sie, ohne durch die Anti-

112 Lukasz, a.a.O. S. 15.
113 Lukasz, a.a.O. S. 16.
114 Ebenda, S. 17.

thesis der unethischen proletarischen Revolution zu gehen, zur Synthesis des Sozialismus zu kommen hofft. Sie kommt sogar so weit, daß die materiale Ethik des Sozialismus, die in der Forderung der sozialistischen Gesellschaft besteht, beiseitegeschoben wird: „Die Bewegung ist uns alles, das Endziel nichts."[115]
Einfügung der formalen Ethik und Reformismus einerseits, und Abschwören des Klassenkampfes, Ablehnung der Dialektik und Beiseiteschieben des Endziels andererseits gehören unlöslich zusammen.

b) Die Lehre von der gesellschaftlichen Entwicklung (Soziale Dynamik)

Da Marx jedes gesellschaftliche Phänomen stets in seiner Bewegung, nie aber statisch im engeren Sinne des Wortes betrachtet, so war seine Gesellschaftslehre, also das, was wir als soziale Statik bezeichnen, selbst schon dynamischen Charakters, so daß diese Probleme der sozialen Dynamik in dem Abschnitt über die soziale Statik abgehandelt wurden, so besonders die Entstehung neuer Produktivkräfte. Was aber den eigentlichen Kern der sozialen Dynamik ausmacht, ist weniger die Betrachtung des Beziehungsverhältnisses der einzelnen Sphären zueinander und ihre letztliche Bestimmung durch die ökonomische Sphäre, sondern die Veränderung der Totalität einer ganzen Gesellschaftsstruktur, also die Veränderung der Inhalte innerhalb aller einzelnen Sphären, was aber nur durch ihre gegenseitige Einwirkung aufeinander vor sich geht. Es ist die Lehre von der historischen Dialektik. Und zwar wird jene Entwicklung von einer Gesellschaftsepoche zu einer andern nicht nach der Kategorie der Kausalität, also nach Ursache und Wirkung gedeutet, sondern gemäß der Dialektik aus der Totalität der geschichtlichen Entwicklung überhaupt verstanden, wobei die einzelnen gesellschaftlichen Epochen nicht als selbständige Elemente, sondern als Glieder dieser Totalität verstanden werden. Gerade jener Blickpunkt von der Totalität der gesellschaftlichen Entwicklung aus ist wesentlich zum Verstehen einer Epoche, z.B. des Kapitalismus, da diese nicht hinausgehoben aus der Entwicklung, also an sich verstanden werden kann, sondern nur als Glied einer dialektischen Reihe; z.B. der Kapitalismus als die Antithesis zur Thesis des Feudalismus und zur Synthesis des Sozialismus.
Für Marx wird die Entwicklung der Gesellschaft durch Entstehung und Entfaltung der Produktivkräfte bewirkt, von denen, wie wir in der Statik feststellten, die Veränderung der Produktionsverhältnisse wie des ganzen Überbaues abhängt. Sehen wir uns die Art dieser Entwicklung an, welche das Problem der sozialen Revolution im weitesten Sinne dieses Wortes enthält. „Auf einer gewissen Stufe der Entwicklung dieser Produktions- und Verkehrsmittel entsprechen die Verhältnisse, worin die feudale Gesellschaft produzierte und austauschte, die feudale Organisation der Agrikultur und Manufaktur, mit einem Wort die feudalen Eigentumsverhältnisse, den schon entwickelten Produktivkräften nicht mehr. Sie hemmten die Produktion, statt sie zu fördern. Sie verwandelten sich in ebensoviele Fesseln, sie mußten gesprengt werden, sie wurden gesprengt." - „Seit Dezennien ist die Geschichte der Industrie und des Handels nur die Geschichte der Empörung der modernen Produktivkräfte gegen die modernen Produktionsverhältnisse, gegen die Eigentumsverhältnisse, gegen welche die Lebensbedin-

115 Bernstein, Voraussetzungen des Sozialismus.

gungen der Bourgeoisie und ihrer Herrschaft sind."[116] „Auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung geraten die materiellen Produktivkräfte der Gesellschaft in Widerspruch mit den vorhandenen Produktionsverhältnissen, oder, was nur ein juristischer Ausdruck dafür ist, mit den Eigentumsverhältnissen, innerhalb deren sie sich bisher bewegt hatten. Aus den Entwicklungsformen der Produktivkräfte schlagen diese Verhältnisse in Fesseln derselben um. Es tritt dann eine Epoche sozialer Revolution ein. Mit der Veränderung der ökonomischen Grundlage wälzt sich der ganze ungeheure Überbau langsamer oder rascher um."[117] - „Auf einer gewissen Stufe der Reife angelangt, wird die bestimmte historische Form abgestreift und macht einer höheren Platz. Daß der Moment einer solchen Krise gekommen, zeigt sich, sobald der Widerspruch und Gegensatz zwischen den Verteilungsverhältnissen, daher auch der bestimmten historischen Gestalt der ihnen entsprechenden Produktionsverhältnisse einerseits, und den Produktivkräften, der Produktionsfähigkeit und der Entwicklung ihrer Agentien andererseits, Breite und Tiefe gewinnen. Es tritt dann ein Konflikt zwischen der materiellen Entwicklung der Produktion und ihrer gesellschaftlichen Form ein."[118]
Fassen wir also zusammen: Es entstehen also innerhalb der alten Produktionsverhältnisse durch die oben angegebenen Faktoren neue Produktivkräfte. Erst wenn diese in Widerspruch mit den Produktionsverhältnissen, also vor allem den Eigentumsverhältnissen an den Produktionsmitteln und den diese schützenden, politischen und juristischen Überbau geraten, d.h. nicht mehr mit ihnen vereinbar sind, was sich in andauernden Krisen und den durch diese ausgelösten Klassenkämpfen ausdrückt, tritt die Epoche der sozialen Revolution im weitesten Sinne dieses Wortes ein. Kautsky interpretiert hier Marx insofern falsch, wenn er behauptet: „Marx bezeichnet in seiner „Vorrede zu einer Kritik der politischen Ökonomie" als soziale Revolution die langsamere oder raschere Umwälzung des ganzen ungeheuren politischen und juristischen Überbaus der Gesellschaft, die aus der Veränderung ihrer ökonomischen Grundlagen hervorgeht. Halten wir an dieser Definition fest, so scheidet aus dem Begriff der sozialen Revolution von vornherein die „Veränderung der ökonomischen Grundlagen" aus, wie sie etwa die Dampfmaschine oder die Entdeckung Amerikas hervorbrachte. Diese Veränderung ist die Ursache der Revolution, nicht die Revolution selbst."[119]
Marx aber behauptet, daß die soziale Revolution eintritt durch den Widerspruch der Produktivkräfte und der Produktionsverhältnisse, wie es obiges Zitat aus dem Vorwort zeigt. Er sieht das Phänomen der sozialen Revolution sowohl in der Veränderung der ökonomischen Grundlage, wie der Umwälzung des Überbaus, denn er fährt gleich darauf fort: „In der Betrachtung solcher Umwälzungen muß man stets unterscheiden zwischen der materiellen, naturwissenschaftlich treu zu konstatierenden Umwälzung in den ökonomischen Produktionsbedingungen, und den juristischen, politischen, religiösen, künstlerischen oder philosophischen, kurz ideologischen Formen, worin sich die Menschen dieses Konfliktes bewußt werden und ihn ausfechten."[120]

---

116 Marx + Engels: Kommun. Manifest, S. 30, S. 31.
117 Marx: Vorwort zur Kritik der pol. Ökonomie, S. LV.
118 Marx: Kapital III.2 S. 420-421.
119 Kautsky: Die soziale Revolution, I. S. 7.
120 Marx: Vorwort zur Kritik der pol. Ökonomie S. LV-LVI.

Die soziale Revolution in diesem umfassenden Sinne ist gleichbedeutend mit sozialer Evolution, da einerseits die Entwicklung der Wirtschaft stets evolutionär vor sich gehen muß, andererseits noch nichts über die Art der Umwälzung des politisch-juristischen Überbaus gesagt wird, außer daß er rascher oder langsamer sich vollziehen könne. Dies ist aber auch in einer Form möglich, die man als politische Evolution bezeichnen kann. Von Revolution kann man erst sprechen, wenn der politisch-juristische Überbau sich nicht allmählich der Umwälzung in den Produktionsbedingungen anpaßt, sondern gewaltsam verändert wird. Dieser Prozeß kann eine rasche und gewaltsame Umwälzung der Eigentumsverhältnisse nach sich ziehen, wie bei der großen französischen Revolution. Man kann diesen Prozeß als soziale Revolution im engeren Sinne bezeichnen, so sagt Kautsky: „Andererseits wird nur jene politische Revolution zu einer sozialen Revolution, die von einer bisher gesellschaftlich unterdrückten Klasse ausgeht, welche gezwungen ist, ihre politische Emanzipation durch ihre soziale zu vollenden, da ihre bisherige gesellschaftliche Stellung im unvereinbaren Gegensatz steht zu ihrer politischen Herrschaft."[121] Wie werden dieses Problem noch näher bei dem Phänomen der politischen Revolution betrachten.

Wenn wir uns die Art dieser Entwicklung ansehen, so sehen wir deutlich ihren dialektischen Charakter. Es ist nicht jener Darwinsche Evolutionsbegriff, der die Entwicklung in der unmerklichen Anhäufung und Veränderung einzelner Elemente auffaßt, sondern es ist die Entwicklung einer Ganzheit durch den Widerspruch und Gegensatz ihrer einzelnen Glieder und deren synthetischer Verschmelzung. Die Art der Dialektik, in der sich die Produktivkräfte entwickeln, ist die des Widerspruchs, während die Entwicklung der Klassenkämpfe nach der Dialektik des Gegensatzes vor sich geht. Bei der Entwicklung der objektiv ökonomischen Reihe besteht die Thesis in der Übereinstimmung der Produktivkräfte mit den Produktionsverhältnissen und dem auf diesen ruhenden Überbau, also das, was wir als Consensus bezeichnet haben. Innerhalb dieser Thesis entstehen zunächst widerspruchslos neue Produktivkräfte. Erst wenn die Entwicklung dieser durch die alten Produktionsverhältnisse und den sie schützenden Überbau gehemmt werden, d.h. also in Widerspruch mit ihnen geraten, tritt die Epoche der sozialen Revolution in dem oben erläuterten Sinne ein. Darin besteht die Antithesis zur Thesis des Consensus. Nachdem sich die Produktionsverhältnisse, also vor allem die Eigentumsverhältnisse an den Produktionsmitteln wie der Überbau den neuen Produktivkräften angepaßt haben, herrscht wieder die Übereinstimmung zwischen allen Inhalten der Sphären, also ein neuer Consensus, der die Synthesis dieses dialektischen Prozesses darstellt, gleichzeitig aber wieder die Thesis für eine weitere dialektische Reihe abgibt.

In der Widerspruchsdialektik wird also die Entwicklung der von uns als objektive Reihe der gesellschaftlichen Erscheinung bezeichneten ökonomischen Sphäre bei Marx gesehen und gerade vieler dieser Formulierungen tragen einen ausgesprochen metaphysisch-objektivistischen Charakter, der von den Menschen und ihrem Wollen abstrahiert; besonders die oben zitierten Stellen von Marx oder von Engels folgende Stelle: „Dieser Konflikt zwischen Produktivkräften und Produktionsweise ist nicht ein in den Köpfen der Menschen entstandener Konflikt, wie etwa der der menschlichen

121 Kautsky: Die soziale Revolution, S. 9.

Erbsünde mit der göttlichen Gerechtigkeit, sondern er besteht in den Tatsachen, objektiv außer uns, unabhängig vom Wollen oder Laufen selbst derjenigen Menschen, die ihn herbeigeführt."[122] Dieser Charakter hat sich auch in der orthodox-marxistischen Literatur erhalten, so wenn Trotzky sagt: „Der Kern des gegenwärtigen Krieges ist der Aufruhr der Produktionskräfte, die den Kapitalismus erzeugten, gegen ihre nationalstaatliche Ausbeutungsform."[123]

Für die Entwicklung der Klassen und die Entfaltung des Klassenkampfes, also für die von uns als subjektiv-soziale Seite der gesellschaftlichen Erscheinungen bezeichneten Phänomene nimmt Marx die Gegensatzdialektik an. Dies sollen einige Stellen aus dem „Elend" beweisen, also einer Schrift aus der Periode, in der die Klassenkampflehre vorherrschend war. „Ohne Gegensatz kein Fortschritt: das ist das Gesetz, dem die Zivilisation bis heute gefolgt ist. Bisher haben sich die Produktivkräfte auf Grund dieser Herrschaft des Klassengegensatzes entwickelt." - „Was die dialektische Bewegung ausmacht, ist gerade das Nebeneinanderbestehen der beiden entgegengesetzten Seiten, ihr Widerstreit und ihr Aufgehen in einer neuen Kategorie."[124]

Eine neue Klasse entsteht auf Grund der Entwicklung neuer Produktivkräfte und im Gegensatz zu anderen Klassen. „Bourgeoisie und Proletariat waren beide entstanden durch eine Veränderung der ökonomischen Verhältnisse, genauer gesprochen der Produktionsweise. Der Übergang vom zünftigen Handwerk zur Manufaktur, dann von der Manufaktur zur großen Industrie mit Dampf- und Maschinenbetrieb, hatte diese beiden Klassen entwickelt."[125]

Der Gegensatz zwischen den Klassen wird aber dadurch immer stärker, daß die herrschende Klasse neben dem Eigentum an den Produktionsmitteln den ganzen Überbau, also den Staat, das Justizwesen und die offizielle Ideologie durch Kirche, Schule und Presse auf ihrer Seite hat und diese gegen die unterdrückten Klassen anwendet. Diesen aber ergeht es durch immer stärkere Entfaltung der Produktivkräfte, rapide Vermehrung und dadurch immer stärker anwachsende Konkurrenz unter ihren eigenen Gliedern immer elender, während es der herrschenden Klasse immer besser ergeht. Der Gegensatz zwischen den Klassen wird also immer stärker. Wir sehen also, daß die Verelendungstheorie nach der Gegensatzdialektik konzipiert ist. Aber die unterdrückte Klasse wächst an Zahl immer mehr, besonders auch durch das Versinken immer weiterer Mittelschichten in das Proletariat, bis nach der dialektischen Formel der Umschlag der Quantität in die Qualität erfolgt, dadurch daß die unterdrückte Klasse, also die Quantität, die Herrschaft an sich reißt und den politisch-juristischen Überbau umwälzt und eine den neuen Produktivkräften und ihrer Produktionsweise entsprechende Eigentumsordnung einführt, also eine andere Qualität der Gesellschaft herbeiführt. Die Verelendungstheorie ist aus der Beobachtung der Pauperisierung des Proletariats beim Entstehen des Hochkapitalismus, vor allem in England, gewonnen und trifft nach Marx selbst nur für den Übergang vom Kapitalismus zum Sozialismus zu. Zu untersuchen, wie weit sie irrig ist, und daß man nur von einer relativen Verelendung sprechen könnte, ist hier nicht unsere Aufgabe.

---

122 Engels: Anti-Dühring, S. 287.
123 Trotzky: Der Krieg und die Internationale, S. III.
124 Marx: Elend, S. 36, S. 94.
125 Feuerbach von Engels, S. 47-48.

So mystisch der Umschlag von der Quantität in die Qualität bei der Verelendungstheorie auch erscheinen mag, da nicht einzusehen, wie ein so verelendetes Proletariat die neue Gesellschaft aufbauen kann, so realistisch und induktiv gewonnen sind die Lehren von der gewaltsamen Ergreifung der politischen Macht durch die unterdrückte Klasse und die gewaltsame Anpassung der Eigentumsordnung vermittels dieser Macht an die neuen Produktivkräfte und die neue Produktionsweise, also die Lehren von der politischen Revolution und der sozialen Revolution im engeren Sinne. Sie sind auf Grund der Betrachtung der großen französischen Revolution gewonnen, also bei dem Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus und einfach vermittelst eines Analogieschlusses für den vom Kapitalismus zum Sozialismus übernommen, wie es die Lehre von der Diktatur des Proletariats zeigt, die in Anlehnung an die Diktatur der Jacobiner konzipiert ist. Bloß hat Marx bei der Übernahme der Lehren der bisherigen Revolutionen übersehen, daß jene gewaltsame Ergreifung der politischen Macht durch die unterdrückte Klasse nur vorübergehend war und bald darauf eine Reaktion erfolgte, bis durch eine neue Revolution oder Reformen, die nur als Folgeerscheinung der ersten Revolution zu betrachten sind, die Herrschaft an die unterdrückte Klasse endgültig überging, oder - worauf es gewöhnlich hinauslief - diese neben den alten Klassen einen Anteil an der Herrschaft bekam; so in England nach der großen Revolution die Reaktion der Stuarts bis zur „glorious revolution" von 1688; in Frankreich nach der großen Revolution die Herrschaft Napoleons und die Restauration der Bourbonen bis zu deren Sturz in der Julirevolution von 1830; in Deutschland nach der Revolution von 1848 die Reaktionsepoche und der Verfassungskonflikt, bis zu den innenpolitischen Reformen von 1867-70.

Aber diese vorübergehende Herrschaft war, abgesehen von den eben erwähnten Nachwirkungen, in sozialer Beziehung nicht ergebnislos, denn durch sie geschah die gewaltsame Umwälzung der Eigentumsordnung, also für die klassische bürgerliche Revolution die Aufhebung des Feudalismus, also etwas, was nicht mehr rückgängig gemacht werden konnte trotz der Reaktion. Dieser gewaltsame Eingriff in das wirtschaftliche und soziale Leben, also die Zerstörung des Zunftwesens und die Auflösung des Großgrundbesitzes, wurde erst radikal durchgeführt durch die revolutionäre Diktatur der radikalsten Gruppen der früher unterdrückten Klassen, wobei der Massenterror gegen den Landadel möglicherweise mit die Wirkung hatte, daß die Aufteilung des Großgrundbesitzes nicht rückgängig gemacht werden konnte. Aus dieser Diktatur, wie aus der unter Cromwell, zieht Engels eine Lehre, die man als die Lehre von der Notwendigkeit einer vorübergehenden Herrschaft der radikalen Gruppen bezeichnen kann: „Nach dem ersten großen Erfolg spaltete sich in der Regel die siegreiche Minorität; die eine Hälfte war mit dem Erlangten zufrieden, die andere wollte noch weiter gehen, stellte neue Forderungen, die wenigstens teilweise auch im wirklichen oder scheinbaren Interesse der großen Volksmenge waren. Diese radikaleren Forderungen wurden auch in einzelnen Fällen durchgesetzt, häufig aber nur für den Augenblick, die gemäßigte Partei gewann wieder die Oberhand, das zuletzt Gewonnene ging ganz oder teilweise wieder verloren. Die Besiegten schrieen dann über Verrat, oder schoben die Niederlage auf den Zufall. In Wirklichkeit aber lag die Sache meist so, die Errungenschaften des ersten Sieges wurden erst sichergestellt durch den zweiten Sieg der radikaleren Partei; war dies und damit das augenblicklich Nötige erreicht, so verschwan-

den die Radikalen und ihre Erfolge wieder vom Schauplatz."[126] Wie weit diese Lehre auf die proletarisch-sozialistische Revolution angewendet werden kann - was Marx und Engels gerade nicht tun -, und zu einer soziologischen Rechtfertigung des Bolschewismus herangezogen werden kann, ist ein Problem für sich.
Die Ergreifung der politischen Macht und die Umwälzung der Eigentumsordnung braucht nicht vermittelst einer politischen Revolution, sondern kann auch unter einer Form geschehen, die man als politische Evolution bezeichnen kann, also auf dem Wege der Reformen. Wir sehen diesen Prozeß nur bei dem Übergang vom Spätfeudalismus und der Manufakturepoche zur großen Industrie in England, während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in der die Entwicklung zum reinen Parlamentarismus und damit der Herrschaft der Bourgeoisie (neben der des Feudaladels) sich ohne Revolution vollzog. Möglicherweise ist dieser Prozeß nur möglich gewesen als Nachwirkung der Revolutionen des 17. Jahrhunderts, als Einwirkung der französischen Revolutionen und späterhin des revolutionären Chartismus.
Ob es zu einer politischen Revolution kommt oder nicht, hängt vor allem von der psychischen Struktur der herrschenden Klasse ab. Diese wird wieder bedingt durch das Vorhandensein genügender militärischer Machtmittel, um dem Ansturm der aufkommenden Klassen so lange wie nur möglich sich widersetzen zu können. Es ist ein macht- und völkerpsychologisches Problem, und hier zeigt sich, wie sehr dem Marxismus völker- und sozialpsychologische Gesichtspunkte fehlen, von denen aus dieses Problem nur erklärt werden kann. Ein Versuch in dieser Richtung ist folgende Stelle von Marx: „Alt und historisch ist die Lehre, daß überlebte gesellschaftliche Mächte, nominell noch im Besitz aller Attribute der Gewalt - nachdem ihr Daseinsgrund längst unter ihren Füßen weggemodert - fortvegetierend, weil unter den Erben schon der Hader über den Antritt der Hinterlassenschaft ausgebrochen, bevor der Totenzettel gedruckt und das Testament eröffnet ist - sich vor dem letzten Todeskampf noch einmal zusammenfassen, aus der Defensive in die Offensive übergehen, herausfordern, statt auszuweichen, und extremste Schlüsse aus Prämissen zu ziehen suchen, die nicht nur in Frage gestellt, sondern schon verurteilt sind."[127]
Für den Übergang vom Kapitalismus zum Sozialismus versteift sich Marx keineswegs auf die Notwendigkeit einer politischen Revolution für alle Länder. So sagt er nach dem Haager Kongreß der ersten Internationale i. J. 1872 in Amsterdam: „Der Arbeiter muß eines Tages die politische Gewalt in der Hand haben, um die neue Organisation der Arbeit zu begründen. Er muß die alte Politik umstürzen, welche die alten Institutionen aufrecht erhält, wenn er nicht, wie die alten Christen, die solches vernachlässigt und verachtet hatten, auf das „Reich von dieser Welt" verzichten soll. Aber wir haben nicht behauptet, daß die Wege, um zu diesem Ziele zu gelangen, überall dieselben seien. Wir wissen, daß man die Institutionen, die Sitten und das Herkommen der verschiedenen Gegenden berücksichtigen muß, und wir leugnen nicht, daß es Länder gibt, wie Amerika, England und, wenn ich eure Einrichtungen besser kennte, würde ich vielleicht hinzufügen Holland, wo die Arbeiter auf friedlichem Wege zu ihrem Ziel gelangen können. Doch nicht in allen Ländern ist dies der Fall."[128] Warum es aber in

126 Engels: Einleitung zu den Klassenkämpfen in Frankreich von Marx, Berlin 1911, S. 12.
127 Marx: Neue Oderzeitung, 28.6.1855, zitiert Neue Zeit XXXI I. S. 6.
128 Zitiert bei Kautsky: Diktatur des Proletariats S. 7.

England und Amerika nicht zu einer Revolution zu kommen braucht, sagt er nicht und kann er auf Grund des historischen Materialismus nicht sagen, da das ein macht- und völkerpsychologisches Problem ist. Ich erkläre mir das folgendermaßen. England hat deshalb stets eine mehr evolutionäre Entwicklung gehabt, weil es vermöge seiner insularen Lage keine stehenden Heere brauchte, damit also die herrschenden Klassen nicht genügend Machtmittel besaßen, um dem Ansturm der hochkommenden Klassen zu trotzen, und deshalb nachgeben mußten. Ist es nicht jetzt, wo die englische Bourgeoisie durch den Weltkrieg gleichfalls militaristisch geworden ist, schon anders und damit die Möglichkeit einer politischen Revolution gegeben? Da aber die herrschenden Klassen in den Staaten des Festlandes aus gegenseitiger Rivalität stets größere militärische Machtmittel zur Verfügung hatten, so trotzten sie den anstürmenden Klassen so lange es irgend ging, und so kam es auch dort überall bei dem Übergang von einer Gesellschaftsform zu einer andern zu mehr oder minder geglückten Revolutionen, und erst nach diesen zu einer evolutionären Entwicklung. Erst von diesen macht- und völkerpsychologischen Gesichtspunkten aus ist meiner Ansicht nach die Streitfrage, ob Reform oder Revolution, richtig zu behandeln, was hier nur angedeutet werden konnte. Die Marxschen Lehren von der Notwendigkeit der politischen Revolutionen (in den meisten Ländern), und speziell die Lehre von der Diktatur des Proletariats stehen nicht im Widerspruch zu der Lehre von der evolutionären Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse, wie es von Sombart, Struve, Masaryk, Bernstein u.a. behauptet wird. Die politische Revolution ist nach Marx erst möglich und erfolgreich auf Grund einer evolutionären Entwicklung der Produktivkräfte, damit der Entstehung einer neuen Produktionsweise und neuer Klassen. Sie stellt selbst nur die Anpassung des politisch-juristischen Überbaues an diese evolutionäre Entwicklung, also nur ein Glied innerhalb des Phänomens der sozialen Revolution im weiteren Sinne des Wortes dar, ebenso wie die Anpassung der Eigentumsverhältnisse an die neue Produktionsweise vermittelst des neuen politisch-juristischen Überbaus - den Prozeß, den man als soziale Revolution im engeren Sinne bezeichnen kann. Die evolutionäre Entwicklung der Produktionsweisen sagt nichts über die Art der Umwälzung des politisch-juristischen Überbaus und der Eigentumsverhältnisse, die sowohl evolutionär, wie revolutionär vor sich gehen kann. Die Widerspruchsdialektik der ökonomischen Reihe stellt nur fest, daß ein Widerspruch zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen, und die Gegensatzdialektik, daß ein Gegensatz zwischen den Klassen besteht. Ob die Synthesis auf evolutionärem oder revolutionärem Wege vor sich geht, darüber sagt das dialektische Schema nichts. So kann auch die Evolution dialektisch erklärt werden. Nun kann man aber das Phänomen der politischen Revolution selbst dialektisch fassen, um es so begrifflich klarer zu gestalten. Die evolutionäre Entwicklung der Produktivkräfte und die durch sie bedingte Veränderung der ökonomischen und Klassenverhältnisse stellt die Thesis dar, die politische Revolution selbst die Antithesis, und die Zeit nach der Revolution, in der sich die Errungenschaften dieser auswirken, die Synthesis. Es ist dies die tiefe Erkenntnis, daß oft nur durch das Überspannen eines Zieles eine Entwicklung möglich ist, denn die Synthesis ist nur möglich, nachdem die Antithesis durchlaufen wurde. Diese Dialektik ist demnach nicht die Philisterweisheit des „goldenen Mittelwegs", denn der Mittelweg wird erst möglich durch das vorübergehende Abweichen von ihm. - Diese Lehre erscheint trotz aller mystisch-dialektischen Ver-

brämung viel realistischer als die politische Evolutionstheorie, die historisch betrachtet viel phantastischer ist und besonders aus formal ethischen Motiven, aus denen heraus sie die Revolution verabscheut, verteidigt wird, wie es das Beispiel vieler kantianisierender Revisionisten zeigt. Ja, ein zielerfüllter, gläubiger Utopismus ist, weil er durch die Überspannung des Zieles das Durchlaufen der Antithesis möglich macht, in seiner soziologischen Wirkung viel realistischer.

Fassen wir die Art der Entwicklung noch einmal zusammen. Während eines Consensus, also der gleichen inhaltlichen Erfülltheit aller Sphären, entstehen neue Produktivkräfte, die einerseits ermöglicht werden durch Erfindungen, andererseits hervorgerufen durch das Bedürfnis der Gesellschaft oder das Interesse der herrschenden Klassen. Durch diese neuen Produktivkräfte, sei es nun eine neue Technik oder eine neue Arbeitsteilung, entsteht neben der alten Produktionsweise eine neue, und dadurch auch neue Klassen oder die Vermehrung schon vorhandener, und zwar innerhalb der alten Eigentumsverhältnisse. So entstand durch das Aufkommen des Handels und der Manufaktur die Bourgeoisie innerhalb der feudalen Eigentumsverhältnisse. Die Produktivkräfte und die von ihr geschaffene Produktionsweise verdrängten die alte Produktionsweise immer mehr, so die Manufaktur das Handwerk, die Industrie die Manufaktur. Dadurch aber gerieten sie mit der Gesamtheit der Produktionsverhältnisse, also besonders den Eigentumsverhältnissen und den diese schützenden Überbau, also besonders der herrschenden Staatsform und ihrer Gesetzgebung in Widerspruch. Dieser Konflikt in der objektiv ökonomischen Reihe, der also nach der Widerspruchsdialektik verläuft, drückt sich in der sozialen Reihe aus in dem Gegensatz der herrschenden Klasse als Vertreterein der alten Produktionsweise und ihrer Eigentumsordnung, und der aufkommenden Klasse als der Vertreterin der neuen Produktivkräfte und ihrer Produktionsweise. So sagt Engels: „Die Produktionskräfte, vertreten durch die Bourgeoisie, rebellierten gegen die Produktionsordnung, vertreten durch die feudalen Grundbesitzer und die Zunftmeister."[129]

Die Entwicklung der neuen Produktivkräfte und die Entstehung neuer Produktionsweisen und neuer Klassen geht vollkommen evolutionär und unmerklich vor sich, bis zu dem Konflikt mit den Eigentumsverhältnissen. Aber jene Eigentumsverhältnisse werden durch den politisch-juristischen Überbau, also den Staat, der der der herrschenden Klasse ist, und dessen Gesetzgebung geschützt. Also muß die neue Klasse als die Verkörperung der neuen Produktivkräfte die Herrschaft im Staate an sich reißen, um so die den neuen Produktivkräften entsprechende Eigentumsordnung durchsetzen zu können. Denn nur durch diese Herrschaft, oder zum mindesten durch den Anteil an der Herrschaft, worauf es nach vorübergehender Alleinherrschaft stets hinausläuft, werden die alten Eigentumsverhältnisse, z.B. Feudaleigentum, und die alten rechtlich geschützten Produktionsverhältnisse, z.B. Zünfte oder staatlich subventionierte Monopolgesellschaften, abgeschafft und die der neuen Produktionsweise entsprechende Eigentumsordnung, z.B. freies Eigentum, eingeführt. Auch der ideologische Überbau gestaltet sich nach diesen Veränderungen rascher oder langsamer um (z.B. durch die Religions-, Vereins- und Pressefreiheit). Er paßt sich also den neuen Produktions-, den politischen und juristischen Verhältnissen an. Also objektivistisch gesprochen: Die

129 Engels: Feuerbach, S. 48.

Produktivkräfte können den Widerspruch mit den Produktionsverhältnissen nur überwinden vermittelst der auf ihrer Seite stehenden, ja durch sie erst geschaffenen Klassen. Diese müssen den auf Seite der alten Produktionsverhältnisse stehenden Klassen den politisch-juristischen Überbau entreißen, der den Stand der bisherigen Produktionsverhältnisse schützt, um dadurch die für die volle Entfaltung der neuen Produktivkräfte neuen Produktionsverhältnisse ins Leben zu rufen.
So sehen wir erst an der Entwicklungslehre, wie sich die objektiv-ökonomische und die subjektiv-soziale Seite der Marxschen Geschichtsphilosophie, also Metaphysik der Produktivkräfte und Wissenschaft vom sozialen Menschen verbinden, und wie der Klassenkampf die Rolle der Hegelschen List der Vernunft übernimmt.

Zusammenfassung.

Auf Grund der Hegelschen Konstruktion der Geschichte, und besonders dessen dialektischer Methode konzipierte Marx seine Geschichtsphilosophie. Um eine einheitliche Geschichtskonstruktion geben zu können, mußte er wie dieser von einem die Geschichte bewegenden Agens ausgehen. Die Hegelsche Metaphysik des Geistes mußte er ablehnen, da er realistisch sein wollte, denn er hatte die Bedeutung der Wirtschaft innerhalb des Aufbaus der Gesellschaft und ihrer Entwicklung gesehen. So konnte dieser die Geschichte bewegende Faktor nur ein wirtschaftlicher sein, u. z. die Faktoren, die die Produktivität der Arbeit hervorrufen oder steigern, also die Produktivkräfte. Unter diesem Begriff subsumierte er nun alle die die Produktion bestimmenden Faktoren und faßte sie dadurch zu einer Einheit zusammen. Aber dieser Faktor wurde, da er die Rolle des die Geschichte bewegenden Agens spielen sollte, verabsolutiert und zu einer metaphysischen Entität erhoben, in unbewußter Analogie mit den religiös-metaphysischen Geschichtsauffassungen vom alten Testament bis auf Hegel.[130] So wirken diese religiösen Geschichtskonstruktionen bis in die Lehren der krassesten Realisten und angeblich metaphysikfreien Positivisten nach, wie es auch das Beispiel von Comte zeigt, der der Intelligenz eine ähnliche Rolle zuschrieb. Dieser Verabsolutierungsprozeß wurde noch verstärkt, wenn nicht überhaupt erst ermöglicht durch die Übernahme der Dialektik, auf Grund deren es Marx erst möglich wurde, die vielgestaltigen sozialen Erscheinungen begrifflich fassen zu können. Denn mehr oder minder muß jeder Geschichtsphilosoph dialektisch denken, wie es wieder Comte zeigt. Da Marx auf diese Art einen Faktor verabsolutierte, mußte er alle andern die Gesellschaft bestimmenden Faktoren, deren Vorhandensein er nicht leugnen konnte, in die Rolle von Bedingungen oder Mitteln hinabdrücken, soweit sie nicht schon in den so weit gefaßten Begriff der Produktivkräfte eingegangen war. So wurden die Naturverhältnisse zu Bedingungen, und die Klassenkämpfe zu Mitteln der Entwicklung der Produktivkräfte. Damit wurden aber die Menschen selbst nur Mittel dieser Entwicklung. „Als Triebkräfte der Triebkräfte sind damit die ökonomischen Kräfte dem Wollen des Einzelnen in derselben Weise übergeordnet, wie bei Hegel der Einzelne nur ein Akzidenz des Allgemeinen ist. Der Empirismus der ökonomischen Produktionsbedingungen erhält

130 So spricht Ernst Bloch von „dem Gotte Produktionsprozeß“ bei Marx (in einer Diskussionsrede).

so den gleichen transzendenten Charakter, wie Hegels Vernunftprozeß."[131] So erklärt es sich auch, daß dem historischen Materialismus fast jede Psychologie fehlt. Wenn Marx' historischer Materialismus eine rein induktive Lehre analog den Naturwissenschaften oder gar nur eine Forschungsmethode wäre, so wäre absolut unerklärlich, wie damit der Monismus, die Dialektik und die psychologielose Betrachtung hätte verbunden werden können. Am deutlichsten zeigt sich aber der metaphysische Charakter der Marxschen Geschichtsphilosophie, den man wohl besser als metahistorisch bezeichnen könnte, darin, daß dieses seinswissenschaftlich sein wollende System eine immanente Teleologie hat, u. z. in der Steigerung der Produktivität der Arbeit durch die Entwicklung der Produktivkräfte, denn eine solche Teleologie ist untrennbar mit jedem Entwicklungsbegriff verbunden, wie es wieder Comte zeigt. So große Fehler und Mängel aus dieser metaphysischen Anlage der Marxschen Geschichtsphilosophie auch entspringen mögen, so ermöglichte erst sie es Marx, seine Geschichtsphilosophie zu konzipieren und nicht in den jetzt so beliebten Eklektizismus zu verfallen. Und gerade durch die Einseitigkeit und die Übertreibung des Versuches, die Produktion als allein die geschichtliche Entwicklung bestimmenden Faktor aufzuzeigen, lenkte er die Aufmerksamkeit aller auf die entscheidende Rolle der Wirtschaft im geschichtlichen Leben.

Literatur.

Adler, Friedrich: Ernst Machs Überwindung des mechanischen Materialismus. Wien 1918

Adler, Max: Marxistische Probleme. Stuttgart 1913

Marx als Denker. Berlin 1908

Wegweiser. Studien zur Geistesgeschichte d. Sozialismus. Stuttgart

Die sozialistische Idee der Befreiung bei Karl Marx. Marxstudien IV. Bd. Wien 1918 S. VII ff.

Kausalität und Teleologie im Streite um die Wissenschaft. Marxstudien I. Band Wien

Der soziologische Sinn der Lehre von Karl Marx. Leipzig 1916

Altschul, Salomon Eugen: Die logische Struktur des historischen Materialismus. Arch. f. Soz.wiss. 1913 XXXVII

Barth, Paul: Die Geschichtsphilosophie Hegels und der Hegelianer bis auf Marx und Hartmann. Leipzig 1890

Die Philosophie der Geschichte als Soziologie. I. 2. Auflage Leipzig 1915

Zu Hegels und Marx' Geschichtsphilosophie. Arch. f. Geschichte d. Phil. VIII 1895

Bernstein, Eduard: Politik und Ökonomie im Briefwechsel von Marx - Engels. Arch. f. Soz.wiss. XXXVIII. 1914

Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie. Stuttgart 1899

131 Bückling: Die Elemente der Hegelschen Rechts- und Geschichtsphilosophie im Marxismus. Schmoller's Jahrbücher XLIII. 3-4 S. 173.

Bloch, Ernst: Geist der Utopie (Karl Marx, der Tod und die Apokalypse) München 1916
Brandenburg, Erich: Die materialistische Geschichtsauffassung. Leipzig, 1920
Braunthal, Alfred: Karl Marx als Geschichtsphilosoph. Berlin 1920
Bückling: Die Elemente der Hegelschen Geschichts- und Rechtsphilosophie im Marxismus. Schmollers Jahrbücher für Gesetz und Verwaltung XLIII. 3-4 1919
Charasoff, Dr. Georg: Das System des Marxismus. Darstellung und Kritik. Berlin 1910
Erdmann, Benno: Die philosophischen Voraussetzungen der materialistischen Geschichtsauffassung. Schmollers Jahrbücher XXXI. 1907. II
Gorter, H.: Der historische Materialismus. Stuttgart
Hammacher, Emil: Das philosophisch-ökonomische System des Marxismus. Leipzig 1909
v. Hartmann, Eduard: Über die dialektische Methode. Historisch-kritische Untersuchungen. Berlin 1868
Hegel, G.W.F.: Phänomenologie des Geistes. Leipzig 1909
Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundriß. Leipzig 1905
Wissenschaft der Logik. Nürnberg 1912
Grundlinien der Philosophie des Rechts. Leipzig 1911
Vorlesungen über die Philosophie der Weltgeschichte. Herausgegeben von Georg Lasson. Leipzig 1917.
Kautsky, Karl: Die Diktatur des Proletariats. 3. Aufl. Wien 1918
Ethik und materialistische Geschichtsauffassung. Stuttgart
Der Weg zur Macht. Berlin 1910
Das Erfurter Programm. 12. Aufl. 1914
Vermehrung und Entwicklung in Natur und Gesellschaft. Stuttgart 1910
Die Soziale Revolution. 3. Auflage Berlin
Kelsen, Hans: Sozialismus und Staat. Arch. f. d. Gesch. d. Arbeiterbewegung. Leipzig 1920
Koigen, David: Zur Vorgeschichte des modernen philosophischen Sozialismus in Deutschland. Bern 1901
Labriola, Antonio: Essais sur la conception materialiste de l'histoire (traduit par Alfred Bonnet). Paris 1902
Lafargue, Paul: Der wirtschaftliche Materialismus. Sozialdemokratische Bibliothek IX. 1886. Zürich
Lenin: Staat und Revolution. Berlin 1918
Loria, Achille: Friedrich Engels und der historische Materialismus. Arch. f. Soz.wiss. XXXVI, 1913
Die wirtschaftlichen Grundlagen der herrschenden Gesellschaftsordnung. Freiburg u. Leipzig. 1895
Lukasz, Georg: Rosa Luxemburg als Marxist. Kommunismus. II. Jahrg. 1921. Heft 1/2
Luxemburg, Rosa: Sozialreform oder Revolution. Leipzig 1908
Masaryk, Th. G.: Zur russischen Geschichts- und Religionsphilosophie. II. Bd. Jena 1913
Die philosophischen und soziologischen Grundlagen des Marxismus. 1899

Mayer, Gustav: Friedrich Engels. I. Band. Berlin 1920
Mehring, Franz: Geschichte der deutschen Sozialdemokratie. I. Band. Stuttgart 1919
Muckle, Friedrich: Die Geschichte der sozialistischen Ideen im 19. Jahrhundert. II. Leipzig 1909
Onken, Hermann: Lassalle. Eine politische Biographie. Stuttgart Berlin 1920
Penzias, Albert: Die Metaphysik der materialistischen Geschichtsauffassung. Wien 1905
Petry, Franz: Der soziale Gehalt der Marx'schen Werttheorie. Jena 1915
Plechanow, G.: Beiträge zur Geschichte des Materialismus. Stuttgart 1896
Die Grundprobleme des Marxismus. Stuttgart 1910
Plenge, Johann: Zur Vertiefung des Sozialismus. Leipzig 1919
Marx und Hegel. Tübingen 1911
Die Revolutionierung der Revolutionäre. Leipzig 1918
Ramus, Pierre: Die Irrlehre und Wissenschaftslosigkeit des Marxismus im Bereich des Sozialismus. Wien 1919
Renner, Karl: Marxismus, Krieg und Internationale. Stuttgart 1918
Seligmann, Edwin: L'interpretation économique de l'histoire. Paris 1911
Sombart, Werner: Sozialismus und Soziale Bewegung. Jena 1919
Grundlagen und Kritik des Sozialismus. Berlin 1919
Stammler, Rudolf: Wirtschaft und Recht nach der materialistischen Geschichtsauffassung. 2. verb. Aufl. Leipzig 1906
v. Stein, Lorenz: Die soziale Bewegung in Frankreich. Bd. 1-3 1848-50
v. Struve, Peter: Die Theorie der sozialen Entwicklung bei Karl Marx. Arch. f. Soz.wiss. Bd. XIV
Sulzbach: Anfänge der materialistischen Geschichtsauffassung. Karlsruhe 1911
Tönnies: Neuere Philosophie der Geschichte. Hegel, Marx, Comte. Arch. f. d. Geschichte d. Phil. VII. 1894
Troeltsch, Ernst: Die Dynamik der Geschichte nach der Geschichtsphilosophie des Positivismus. Berlin 1919
Über den Begriff einer historischen Dialektik. 3. Der Marxismus. Historische Zeitschrift 120 Bd. 1919
Trotzky, Leo R.: Der Krieg und die Internationale. Lichtenfeld 1919
Tugan-Baranowsky, Michael: Theoretische Grundlagen des Marxismus. München 1910
Untermann, Ernst: Die logischen Mängel des engeren Marxismus. München 1910
Vorländer, Karl: Kant und Marx. Ein Beitrag zur Philosophie des Sozialismus. Tübingen 1911
Marx, Engels und Lassalle als Philosophen. Stuttgart 1920
Weber, Max: Rudolf Stammlers „Überwindung der materialistischen Geschichtsauffassung." Arch. f. Soz.wiss. 24. Bd.
Wenckstern, Adolf v.: Marx. Leipzig 1896
Woltmann, Ludwig: Der historische Materialismus. Düsseldorf 1900
Die Darwinsche Theorie und der Sozialismus. Düsseldorf
Wilbrandt, Robert: Karl Marx. Leipzig . Berlin 1919
Von Karl Marx und Friedrich Engels sämtliche Veröffentlichungen.

Außer den im Literaturverzeichnis erwähnten Zeitschriften:
Die Neue Zeit - Stuttgart. Der Kampf - Wien. Sozialistische Monatshefte - Berlin. Sozialistische Auslandspolitik - Berlin. Der Sozialist - Berlin. Die Internationale - Berlin. Die seit dem 1. Febr. 1921 erschienenen Veröffentlichungen über Marx sind nicht mehr benutzt worden.

Lebenslauf

Am 19. April 1895 wurde ich als Sohn des Weinkaufmanns Paul Seidel zu Grünberg i. Schl. geboren. In meiner Heimatstadt besuchte ich das Realgymnasium von meinem 6.-19. Lebensjahr. Nach bestandenem Notabitur trat ich als Kriegsfreiwilliger beim 58. Infanterieregiment zu Glogau i. Schl. ein, wurde dort nach drei Monaten wegen Körperschwäche entlassen. Darauf studierte ich im Wintersemester 1914/15 in Leipzig Medizin, vom Sommersemester 1915 bis Sommersemester 1916 Philosophie und Geschichte in Freiburg i. Br., W.S. 1916/17 bis S.S. 1917 in Göttingen Philosophie, Geschichte und Nationalökonomie, ebenso im W.S. 1917/18 in Leipzig. Das S.S. 1918 war ich krankheitshalber beurlaubt, das W.S. 1918/19 studierte ich in Berlin besonders Soziologie, das S.S. 1919 war ich wieder krankheitshalber beurlaubt, von W.S. 1919/20 bis W.S. 1920/21 studierte ich in Heidelberg besonders Nationalökonomie und Soziologie. Anfang Sommersemester 1921 wurde ich exmatrikuliert.

Editorische Anmerkung:
Als Vorlage für den Nachdruck diente das maschinenschriftliche Manuskript der Dissertation mit den von Seidel eingefügten handschriftlichen Korrekturen; der Text wird entsprechend der Vorlage - inklusive Zitaten und Nachweisen sowie stilistischer bzw. sprachlicher Eigenheiten - originalgetreu wiedergegeben. Die Fußnoten wurden durchgehend nummeriert, Umlaute wurden modernisiert (ae zu ä etc.). Offensichtliche Tippfehler sowie sprachliche bzw. grammatikalische Fehler wurden korrigiert; das im Originalmanuskript vorangestellte Literaturverzeichnis wurde nachgestellt.

Gianpiero Landi

Die Bürokratisierung der Welt[1]

„Hier ist das am meisten unbekannte Buch des Jahrhunderts, und dabei handelt es sich ausgerechnet um das Buch, das, seit 1939, eines der Hauptprobleme gelöst hat, die dieses Jahrhundert aufgeworfen hat." (Guy Debord)[2]

Die weltweit erste vollständige Ausgabe des wichtigsten Werkes von Bruno Rizzi, „Die Bürokratisierung der Welt", erschien 2002 in den Edizioni Colibri.[3] Vor über sechzig Jahren geschrieben, ist es nun den italienischen Lesern dank des Einsatzes von Paolo Sensini zugänglich, des jungen, leidenschaftlichen und sorgfältigen Herausgebers des Bandes, der auch eine umfangreiche und informative Einleitung verfaßt hat, die mit ihren etwa 125 Seiten fast einen eigenen Text, ein richtiges Buch im Buch darstellt.[4]

Ende Dezember 1939 erschien auf Kosten des Verfassers in Paris ein in französischer Sprache geschriebenes Buch, dem ein eigenartiges Schicksal beschieden war. Es hieß „La Bureaucratisation du Monde", und auf dem Titelblatt trat als Verfasser ein geheimnisvoller „Bruno R." in Erscheinung. Ursprünglich aus drei Teilen bestehend und bereits im August desselben Jahres beendet, kam das Buch dennoch unvollständig heraus, da nur der erste („L'URSS: collectivismo burocratico") und dritte Teil („Quo vadis America?") zur Veröffentlichung gelangten, wobei sich der Verfasser vorbehielt, den zweiten Teil („Lo Stato totalitario e il fascismo") so bald wie möglich in einem anderen Band zu veröffentlichen, welcher aber tatsächlich bis zuletzt unveröffentlicht geblieben ist.

Ohne falsche Beschönigung

Wenige Tage nach seinem Erscheinen wurde das Buch im Januar 1940 von den französischen Behörden eingezogen. Begründet wurde diese Aktion mit einer Anschuldigung wegen *„Rassenverleumdung"*, die sich auf das Kapitel IV des Anhangs bezog, welcher der „jüdischen Frage" gewidmet war. Diese Beschuldigung ist meines Erach-

1 Gianpiero Landi, La burocratizzazione del mondo, in: A. Rivista Anarchica, 286/Dicembre 2002-Gennaio 2003 (32. Jg.), S. 24-28.

2 Das Zitat von Guy Debord ist dem Umschlagtext entnommen, den dieser für die französische Ausgabe von Rizzis Buch verfaßt hatte: Bruno Rizzi, L'URSS. Collectivisme Bureaucratique (La Bureaucratisation du Monde, première partie), Paris 1976

3 Bruno Rizzi, La Burocratizzazione del mondo, Prima edizione integrale a cura di Paolo Sensini, Edizioni Colibri, Paderno Dugnano 2002 (AdÜ).

4 Vgl. auch Paolo Sensini, Oltre il marxismo, l'anarchismo e il liberalismo. Il percorso scientifico e rivoluzionario de Bruno Rizzi, in: Rivista Storica Dell'Anarchismo, 2 (16)/2001, S. 61-82. Übersetzung in diesem ARCHIV: Jenseits von Marxismus, Anarchismus und Liberalismus: Der wissenschaftliche und revolutionäre Werdegang des Bruno Rizzi, S. 245-270 (AdÜ).

tens tatsächlich nicht unbegründet, da der fragliche Abschnitt als Äußerung eines blinden Antisemitismus, der sich vernünftig und als notwendiges Produkt des Klassenkampfes gebärdet, eindeutig beängstigend und nicht hinzunehmen ist. Er beruht auf der zudem historisch schwer nachzuweisenden Gleichsetzung von Juden und Kapitalisten, deren Ursprung offenbar in den tiefsitzenden und irrationalen Instinkten des Verfassers zu suchen ist. Es fällt schwer, Äußerungen zu rechtfertigen, wie die folgenden: *„In der überwiegenden Mehrheit sind eure jüdischen Brüder entartet"*;[5] *„unter der Liebenswürdigkeit, Höflichkeit und Unterwürfigkeit der Juden verbirgt sich alles, was ein Volk von Dieben und Geldgierigen fortwährend auf unsaubere Weise anhäufen konnte"*; *„die Juden verkörpern u. E. einen mißratenen historischen Charakter, der aus atavistischen Gründen entartet ist"*; *„es wachsen zwar vereinzelt manche sehr schöne Blumen auf dem Dung, aber in seiner Gesamtheit ist das jüdische Volk ein kapitalistischer Dunghaufen geworden"*. Das ganze Kapitel läuft letztlich auf einen Rat des Verfassers an das Proletariat hinaus, mit den Nationalsozialisten und den Faschisten ein obszönes Bündnis gegen die Juden und die Kapitalisten zu schließen: *„Der Rassenkampf des Nationalsozialismus und des Faschismus ist im Grunde nichts anderes als ein von dem neuen gesellschaftlichen Zusammenhang geführter, theoretisch zwar falscher, aber praktisch richtiger, antikapitalistischer Kampf... Hitler hat recht und wir nicht. Wir müssen uns korrigieren und als Antikapitalisten antijüdisch werden"*; *„wir haben uns zwar über die Rassentheorie lustig gemacht, Hitler hatte aber dennoch recht"*. Von geringer Bedeutung ist es, daß der Autor bemüht ist, den Arbeitern klarzumachen, daß er nicht an Pogrome denkt: unter solchen Voraussetzungen sind alle Chancen gegeben, wahllose Massaker herbeizuführen.

Auch der unstreitige Umstand, daß Elemente des Antisemitismus in den Texten einiger der berühmtesten europäischen Theoretiker der äußersten Linken aus dem neunzehnten Jahrhundert vorkommen, von Fourier bis zu Proudhon, von Bakunin bis selbst hin zu Marx, obschon dieser sogar jüdischer Herkunft war, kann nicht als Entschuldigung oder Verharmlosung dienen. Früher oder später wird man mit dieser Tradition vollständig und unnachsichtig abrechnen müssen. Dennoch ist hier wohl die Bemerkung angebracht, daß uns die Verantwortung der erwähnten sozialistischen Theoretiker des neunzehnten Jahrhunderts unbedingt geringer vorkommt, vergleicht man sie mit der des Verfassers, über den wir gerade sprechen; denn als Fourier, Proudhon, Bakunin und Marx gelebt und gewirkt haben, hatte es weder in Frankreich den Fall Dreyfus, noch in Osteuropa und Rußland die Pogrome gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts und auch nicht den Aufstieg des Nationalsozialismus in Deutschland gegeben, mit allem, was er mit sich bringen sollte (nicht nur gegen die Juden gerichtete „Verwaltungsmaßnahmen", sondern echte Verfolgungen und Demütigungen, die Massaker der sogenannten *Kristallnacht*, die Errichtung des Dachauer Konzentrationslagers usw.). Für jemanden hingegen, der 1939 schrieb, war all dies bereits Geschichte oder Wirklichkeit. Das einzige Zugeständnis, das wir machen können, ist, daß die „Endlösung" der Judenfrage mit der systematischen Auslöschung der Kinder Israels von den

5 *„eure jüdischen Brüder"*: Rizzi wendet sich im Kapitel „La Questione Ebraica" an die *„Genossen Arbeiter"*; s. Bruno Rizzi, La Burocratizzazione del Mondo, a.a.O., S. 253-258 (AdÜ).

Nationalsozialisten noch nicht in Gang gesetzt worden war. Für jemanden, der noch einen Funken Moral in sich hatte, gab es aber bereits Grund genug, sich zu empören.[6] Daher können wir nicht umhin festzuhalten, daß wir mit den unserer Ansicht nach allzu entschuldigenden Betrachtungen, die Sensini in seiner Einleitung zu Rizzis Werk anstellt, nicht recht einverstanden sind. Wir haben den Eindruck, daß sein kritisches Urteil, das viel härter hätte ausfallen müssen, von der Sympathie für seinen Autor getrübt war. Nachdem dies nun gesagt ist, fahren wir in unserer Analyse fort, da auch beachtet werden muß, daß das Kapitel über die „Judenfrage" nur aus wenigen Seiten besteht und zudem in den Anhang verbannt ist; es ist im Aufbau des Buches völlig marginal und hat mit den wesentlichen Ideen, die im Buch erörtert werden, kaum etwas zu tun. Zulässig ist auch der von Sensini gehegte Verdacht, der Entscheidung zur Beschlagnahme des Buches liege über die Anschuldigung einer *„Rassenverleumdung"* hinaus noch anderes zugrunde, das sich im wesentlichen auf das durch den Kriegsausbruch zwischen dem nationalsozialistischen Deutschland und der französisch-englischen Koalition geschaffene Klima zurückführen läßt, das unvermeidlich zu Einschränkungen der Meinungs- und Pressefreiheit geführt hat.

Von der Gründung der Kommunistischen Partei in Livorno im Jahre 1921 zum Trotzkismus

Soviel steht fest, daß das Buch, von dem 500 Stück gedruckt wurden, nach jener Polizei- und Justizaktion eingstampft wurde und praktisch nicht mehr erhältlich war. Es sind nur wenige Exemplare gerettet worden, die der Verfasser direkt an seine Briefpartner sandte (namentlich an Leo Trotzki und Guglielmo Ferrero) oder die in den wenigen Tagen, in denen sie erhältlich waren, in den Buchhandlungen erstanden wurden. Ein einziges, regulär erworbenes Exemplar wurde in die Vereinigten Staaten versandt, und dies sollte - wie man sehen wird - unabsehbare Folgen zeitigen. Dieses unauffindbare Buch eines geheimnisvollen und unbekannten Verfassers gab in mitunter wirrer und widersprüchlicher Weise (man sollte jedoch die Umstände, unter denen es geschrieben wurde, gebührend berücksichtigen) einige revolutionäre Ansichten wieder, und es war ihm beschieden, auf seine Art ein grundlegender Text des soziologischen und politischen Denkens im zwanzigsten Jahrhundert zu werden. Ein Text, von dem man jahrelang sagen konnte, daß ihn nur sehr wenige gelesen hatten - und zudem bis zuletzt niemand in seiner vollständigen Version -, dessen Grundideen hingegen auf unterschiedlichsten Wegen zirkulierten und oft aufgegriffen und verbreitet wurden, um

6 Wir bitten unsere Leser um Entschuldigung, daß wir gegenüber anderen in diesem Artikel behandelten Argumenten vielleicht etwas zu ausführlich auf jenes Thema des Kapitels über die „Judenfrage" eingegangen sind. Tatsächlich rührt der Antisemitismus, was den Autor dieser Anmerkung anbelangt, an einen besonders empfindsamen Punkt. Gerade nach Auschwitz ist er zudem ein Thema, das eine besondere Aufmerksamkeit erfordert. Sowohl aus historischer Sicht - es wurde bereits auf die Notwendigkeit hingewiesen, diesbezüglich vor allem mit unserer Geschichte, nämlich der Geschichte der europäischen Linken, abzurechnen - als auch hinsichtlich der gegenwärtigen Politik. Es ist zu vermeiden, daß sich heute etwa die rechte und billige Verurteilung der Politik des Staates Israel gegenüber dem palästinensischen Volk nicht insgeheim in eine pauschale Verurteilung aller israelischen Bürger und gar des gesamten jüdischen Volkes verwandelt, das heißt in eine neue Manifestation des Rassismus.

ihnen zu widersprechen (wie dies bei Trotzki der Fall war), und die noch viel öfter ohne Quellenangabe plagiiert wurden.
Aber wer war der geheimnisvolle „Bruno R."? Und was beabsichtigte er mit seinem Buch zu beweisen? Hinter der Abkürzung verbarg sich ein Italiener, Bruno Rizzi, der in seiner Jugend ein Aktivist der Sozialistischen Partei („Partito Socialista Italiano") gewesen war und 1921 zu den Gründern des Kommunistischen Partei Italiens („Partito Comunista Italiano") gehörte, der anschließend aus der Partei ausgeschlossen wurde und sich in den dreißiger Jahren dem Trotzkismus angenähert hatte. Das Buch setzte sich mit einem der verwickeltsten Rätsel des zwanzigsten Jahrhunderts auseinander, nämlich mit der gesellschaftlichen Natur der UdSSR, und löste es erstmals. Und dies, indem es Vergleiche anstellte zwischen dem in Rußland geschaffenen Wirtschafts- und Gesellschaftssystem und dem, was sich in den totalitären, von der Rechten beherrschten Ländern (zuallererst im faschistischen Italien und im nationalsozialistischen Deutschland) anbahnte.
Die Problemlage läßt sich kurz folgendermaßen zusammenfassen. In der marxistischen Interpretation führt die gesellschaftliche Entwicklung der auf dem Privatbesitz der Produktionsmittel beruhenden kapitalistischen Gesellschaft zur sozialistischen Gesellschaft, die sich durch den kollektiven Besitz an besagten Produktionsmitteln auszeichnet. Dieser Interpretation liegt eine progressive Auffassung des Geschichtsverlaufs zugrunde, ein Fortschrittsglaube, der mindestens bis auf die Aufklärung zurückgeht und dem nahezu die gesamte Linke bis in die jüngste Zeit hinein verhaftet gewesen ist. Den „amtlichen" marxistischen Theoretikern der dreißiger Jahre zufolge verkörperte die aus der Oktoberrevolution hervorgegangene UdSSR eine Übergangsgesellschaft zwischen dem Kapitalismus und dem Sozialismus. Aber bereits seit der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre stimmte diese Anschauung nicht mit der Wirklichkeit überein. Jeder, der Augen im Kopf hatte und sich nicht von den Propagandalügen täuschen ließ, konnte feststellen, daß die Arbeiter in Rußland, das der Selbstherrschaft Stalin unterworfen war, stärker beherrscht und ausgebeutet waren als unter der kapitalistischen Herrschaft. Die linken Gegner des Stalinismus fragten sich daher nach der Bedeutung dessen, was sich in der UdSSR vollzog, doch die Antworten schienen alle unangemessen zu sein. Obwohl manche so weit gingen, von „Staatskapitalismus" zu sprechen, hatte sich der namhafteste Gegner, der exilierte Trotzki, auf die Theorie des *„entarteten Arbeiterstaates"* versteift, welche behauptete, das System sei zwar an seiner Basis sozialistisch, aber von bürokratischen Auswüchsen verseucht.

Der bürokratische Kollektivismus

Rizzi stellte mit seinem Buch erstmals die Theorie des *bürokratischen Kollektivismus* auf, die für das Verständnis des Problems einen gewaltigen Schritt nach vorne bedeutete. Rizzi behauptete das Entstehen einer neuen, weder sozialistischen, noch kapitalistischen Gesellschaftsformation - einer eigenen Produktionsweise -, die auch von einer eigenen Gesellschaftsklasse, eben der Bürokratie, beherrscht sei. In dieser neuen Formation, die durch *Klasseneigentum* gekennzeichnet ist (und nicht mehr, wie im Kapitalismus, durch Privateigentum), das von den Bürokraten und Technikern kollektiv wahrgenommen wird, äußerte sich etwas, was die eigentliche Negation des Sozia-

lismus war, nämlich das Wuchern des Staatsapparates und die vollständige Militarisierung der Gesellschaft, einhergehend mit der völligen Verneinung jeglicher individueller oder kollektiver Selbständigkeit und Freiheit.
Wie schon erwähnt stellte Rizzi fest, daß in den von der Rechten beherrschten totalitären Ländern gerade etwas ähnliches vor sich ging; in Ländern also, in denen die Privatwirtschaft zunehmend der Kontrolle des Staates und seiner Bürokratie untergeordnet war, etwa im faschistischen Italien oder im nationalsozialistischen Deutschland - abgesehen von den verschiedenen Ideologien, zu denen man sich dort bekannte, welche diese Regimes mit der UdSSR scheinbar unvereinbar machten, als deren historische Widersacher sondergleichen sie sich sogar darstellten. Mit Roosevelts *New Deal* kamen Erscheinungen wie Planung und staatliche Bürokratisierung sogar in einem der führenden Länder des Kapitalismus vor. Daraus ließ sich folgern, daß die Welt ihrer vollständigen Bürokratisierung entgegengehe und die kapitalistische Produktionsweise von einer neuen Gesellschaftsformation verdrängt werde, die aber kein Sozialismus war. Es muß eigens gesagt werden, daß Rizzis Haltung gegenüber dieser neuen Formation, die er als *„bürokratischen Kollektivismus"* definierte, nicht eindeutig gewesen ist und daß in seinem Buch aus dem Jahr 1939 Unstimmigkeiten auftraten. Anfangs, als er mit dem Schreiben des Buches begann und während er es schrieb, neigte er zur Annahme, daß es sich um eine nicht bloß unvermeidliche, sondern fortschrittliche Phase in der Geschichtsentwicklung handele. Rizzi kam zur Einsicht, daß es, bevor man zur Vergesellschaftung des Eigentums gelangen könnte, erforderlich sei - selbst wenn Marx das nicht vorhergesehen hatte -, eine Zwischenproduktionsweise zu durchlaufen, eben den *„bürokratischen Kollektivismus"*, dessen historische Aufgabe darin bestünde, die der kapitalistischen Produktionsweise innewohnenden Widersprüche zu überwinden und die Produktion soweit zu steigern, bis die erforderlichen wirtschaftlichen Grundlagen für den Übergang zum Sozialismus geschaffen wären, der von ihm noch immer als das Endstadium der Menschheitsgeschichte angesehen wurde. Im Kampf zwischen dem sich in der Auflösung befindenden Kapitalismus und der neuen Produktionsweise muß sich, Rizzi zufolge, das Proletariat (das nicht imstande gewesen ist, im Westen seine eigene Revolution zu machen und dort, wo sie, wie in Rußland, geglückt war, nachher von der neuen bürokratischen Klasse entmachtet worden war) gegen ersteren auf die Seite der zweiten stellen und dadurch den geschichtlichen Fortschritt unterstützen. Gemäß dieser Logik gelangte Rizzi zu der für einen Sozialisten wie ihn verstörenden Folgerung, die totalitären faschistischen Herrschaftsformen (Italien, Frankreich, Japan) für fortschrittlich zu halten und den Arbeitern ein Bündnis mit diesen Regimes gegen den Kapitalismus der liberaldemokratischen Länder (Frankreich, England, Vereinigte Staaten von Amerika) vorzuschlagen. Während er das Buch abschloß und weiter seinen Überlegungen nachging (dem *„Film seiner Gedanken"*, wie er es selbst bezeichnete), hatte er dann eine Erleuchtung. Er begriff, daß der einzige Grund, weswegen er bis zu diesem Augenblick den *„bürokratischen Kollektivismus"* als fortschrittlich erachtet hatte, darin lag, sich nicht eingestehen zu können, daß die Vorgänge in der Welt auch auf einen Rückschritt hinauslaufen könnten. Er wurde sich bewußt, ein Opfer des Mythos vom unbegrenzten Fortschritt der Menschheit gewesen zu sein, der aufklärerischen Ursprungs und in der demokratischen und sozialistischen Gedankenwelt des neunzehnten Jahrhunderts allgemein ver-

breitet war. Als er dann die Gesellschaften, in denen sich der *„bürokratische Kollektivismus"* durchgesetzt hatte oder sich soeben durchsetzte, vorurteilsfrei analysierte, kam Rizzi, entgegen seiner ursprünglichen Annahmen, zu der Einsicht, daß diese zutiefst rückschrittliche Merkmale aufwiesen und geradezu den Rückfall der Massen in die Sklaverei beinhalteten. Er begriff, daß das Buch an diesem Punkt noch einmal neu geschrieben werden mußte, aber dafür war keine Zeit. Das Proletariat mußte vor der drohenden Gefahr gewarnt und der Kampf für den wahren Sozialismus mußte auf neuen Grundlagen wieder aufgenommen werden, die sich von den in der Vergangenheit geltenden unterscheiden. Er veröffentlichte das Buch so, wie es war, und beschränkte sich darauf, ihm ein Vorwort voranzustellen, in dem er seine letzte und endgültige theoretische Errungenschaft erläuterte.

In Verbindung mit den Trotzkisten

Um aber den Hintergrund des Buches und seine Entstehung besser zu verstehen, ist es vorteilhaft, sich etwas eingehender mit seinem Verfasser zu beschäftigen. 1901 in Poggio Rusco geboren, hatte Rizzi seine Jugend in der Umgebung von Mantua verbracht. Ende 1917 zog er nach Mailand, um sich an der Fakultät für Ingenieurwissenschaften des Polytechnikums einzuschreiben. Als Aktivist des sozialistischen Jugendverbandes widmete er sich in den Jahren des „Biennio Rosso"[7] und des Aufstiegs der Faschisten zur Macht mit Leidenschaft der politischen Aktivität. Er brach sein Studium bald ab und begann zur Sicherung seines Lebensunterhalts eine Tätigkeit als Schuhvertreter, ein Beruf, den er mit einem gewissen Erfolg und mit der Ausnahme einer Unterbrechung, die mit dem Exil in Frankreich Ende der dreißiger Jahre und während des Zweiten Weltkrieges zusammenhängt, sein ganzes Leben lang ausüben wird.

Auch nach Mussolinis Machtergreifung war er einige Jahre lang politisch tätig, was ihm Verhaftungen, Durchsuchungen und gleich drei Strafexpeditionen faschistischer Schlägertrupps einbrachte, bis er 1928/29 aufgrund seiner intellektuellen Ruhelosigkeit aus dem PCI ausgeschlossen wurde. Der Ausschluß war für ihn zwar sehr schmerzhaft, ersparte ihm aber weitere Konsequenzen auf juristischer Ebene; im Jahr 1934 erhielt er seinen Paß zurück[8] und konnte sich seiner Arbeit wegen ins Ausland begeben. Das nützte er aus, um in Paris (Pierre Naville, Jean Rous) und London Verbindungen mit Vertretern der Linksopposition gegen den Stalinismus, namentlich mit den Trotzkisten, aufzunehmen. 1937 veröffentlichte er in Italien sein erstes Buch, „Dove va l'URSS" (Milano, La Prora), in gewissem Maß eine Wiederholung der Grundmotive aus Trotzkis Buch „Die Verratene Revolution". Anfangs durch den Zuschnitt des Buches getäuscht, das ohne Umschweife Stalins Machenschaften als konterrevolutionär sowie ihn selbst als Auftraggeber des Mordes an Kirow angriff und offen als Tyrannen auswies, versäumte es die faschistische Zensur nicht, die wahren Ab-

7 „Biennio Rosso" („Zwei Rote Jahre") werden die beiden Jahre 1919/1920 genannt, in denen die italienische Arbeiterklasse insbesondere im industrialisierten Norditalien vor der Machtübernahme auf der Basis selbstverwalteter Räte zu stehen schien (AdÜ).

8 Der Paß war ihm mehr als zehn Jahre zuvor von den faschistischen Behörden entzogen worden (AdÜ).

sichten des Buches zu verstehen; sie veranlaßte, daß es nach einigen Wochen aus dem Handel gezogen wurde und ordnete seine Einstampfung an.
Als Rizzi im Juni 1939 die geheimen Winkelzüge zwischen Hitler und Stalin bewußt wurden, die später in den Pakt zwischen Molotow und Ribbentrop münden sollten, ging er ins freiwillige Exil nach Paris, um zu versuchen, die Intrige der beiden Diktatoren der Öffentlichkeit anzuzeigen. Er suchte die Bekanntschaft einiger Persönlichkeiten, die er für einflußreich genug hielt, die Arbeiter darüber in Kenntnis zu setzen, und machte sie auf die Gefahr aufmerksam, wurde aber nicht ernst genommen und als eine überspannte Person abgetan. Um seine Befürchtungen über die Richtung, die der Lauf der Geschichte annahm, öffentlich bekannt zu machen, beendete er deshalb Anfang August 1939 „La Bureaucratisation du Monde", das Buch, über dessen Schicksal wir schon gesprochen haben, und versuchte es auf eigene Kosten zu veröffentlichen.
Im von den Nationalsozialisten besetzten Paris verbrachte er, harten wirtschaftlichen Schwierigkeiten ausgesetzt und ohne eine Beschäftigung, die ihn ernährte, viel Zeit in den Bibliotheken; er studierte dort und sammelte Notizen für zwei groß angelegte Arbeiten, welche die mit dem vorausgegangenen Werk begonnene Recherche auf ideale Weise fortsetzen. Die erste Arbeit widmet sich dem Versuch eines geschichtlichen Vergleichs zwischen dem Verfall der Welt des Altertums, von der Krise des römischen Imperiums ausgehend, und der zeitgenössischen Welt. In der zweiten Arbeit versucht Rizzi, die eigentlichen Voraussetzungen des Sozialismus im Lichte der neuen soziologischen Errungenschaften theoretisch zu überdenken und neu zu formulieren. Erst in der Nachkriegszeit sollten diese beiden Studien in mehreren Bänden erscheinen und auf eigene Kosten in der eigens dafür von ihm gegründeten Editrice Razionalista herausgegeben werden: „Il socialismo dalle Religione alla scienzia" (1947-1950) und „La Rovina antica e l'età feudale" (1969-1975).

Über „Umanità Nova" und „A"

Nach dem 25. Juli 1943 kehrte Rizzi nach Italien zurück und verbrachte, unter strenger Überwachung durch die deutsche SS, die Zeit bis zur Befreiung mit seiner Familie in Gargnano am Gardasee in einem Haus nahe der Villa Feltrinelli, dem Aufenthalt Mussolinis. Nach dem Krieg begann er seine Zusammenarbeit mit den Anarchisten und veröffentlichte verschiedene Artikel in der libertären Presse („L'Èra Nuova", „Il Libertario", „Volontà", „Palingenesi", „Anarchismo" und in den folgenden Jahren in „Previsioni", „Controcorrente", „Umanità Nova" und „A rivista anarchica"). Obwohl er seine hauptsächlichen Gesprächspartner bei den Anarchisten fand, hörte er nie auf, sich für einen Marxisten zu halten und sich so zu bezeichnen. Er nahm wieder seinen Beruf als Schuhvertreter auf und trachtete danach, sich wieder eine wirtschaftliche Stellung zu verschaffen und die Familie aus der Armut zu befreien, in die sie während des Krieges gefallen war.
1948 gründete er in Mailand, gemeinsam mit dem Schriftsteller Mario Mariani und anderen, die Gruppe „Controcorrente" („Gegen die Strömung") und anschließend den „Movimento di Unità Proletaria" („Proletarische Einheitsbewegung"), die linke Standpunkte vertreten, aber an der italienischen Kommunistischen Partei harsche Kritik üben. Das Experiment scheiterte in kurzer Zeit. Rizzi setzte seine einsame theoretische

Forschungsarbeit fort und war bestrebt, zum Aufbau eines freiheitlichen Sozialismus beizutragen, der letztlich von solchen Elementen frei ist, die er als *infantil* einstufte und die seines Erachtens jede echte Entwicklungsmöglichkeit verhindern. Außer in den anarchistischen Zeitungen fanden seine Schriften inzwischen auch Aufnahme in Zeitschriften, die sich an andere kulturelle und politische Kreise richteten. Insbesondere intensivierten sich seine Verbindungen mit dem sozialistischen Milieu („Critica Sociale"), auch dank der mit solchen Persönlichkeiten wie Giulio Senigo und Giorgio Galli geknüpften Kontakte.
Seit den frühen sechziger Jahren war Rizzi in Bussolengo (Verona) seßhaft, und allmählich begann die „Verschwörung des Schweigens" aufzubrechen, die ihn seit vielen Jahren umgab. Auf Einladung des Soziologen Camillo Pellizzi publizierte er in der „Rivista Italiana di Sociologia" einige Schriften theoretischen Charakters. Außer mit Pellizzi stand er noch mit Max Shachtman, Pierre Rimbert, Lucien Laurat, Pierre Naville, Walter Kendall, Isaac Deutscher, Karl A. Wittfogel unter anderen im Briefwechsel.
1962 veröffentlichte er „La lezione dello stalinismo. Socialismo e colletivismo burocratico", mit einem Vorwort von Giorgio Galli. 1967 erschien, erstmals in italienischer Übersetzung, der erste Teil von „La Bureaucratisation du monde", mit dem Titel „Il collettivismo burocratico" (Imola, Galeati) und einem Vorwort von A. Rossi Raccagni und G. Galli (eine zweite Ausgabe wurde 1976 in der Editrice Razionalista veröffentlicht). Zwischen 1969 und 1970 veröffentlicht er, wieder bei der Editrice Razionalista, ein vierbändiges Werk mit dem Titel „Socialismo Infantile".
Der französische Mai nährte bei Rizzi Erwartungen auf eine revolutionäre Gesellschaftsveränderung, und er begann wieder, Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften zu publizieren. Er hielt sich noch immer für einen Marxisten, aber in seinen letzten Lebensjahren standen ihm die jugendlichen Libertären besonders nahe, gerade das damalige Milieu um die „Gruppi Anarchici Federati" (GAF) und die „A rivista anarchica", das namentlich aus Rizzis Analysen wesentliche Elemente der eigenen theoretischen Beschäftigung mit der Technobürokratie ableitet (siehe diesbezüglich vor allem das Heft Nr. 3 des Verlags Antistato: *Anarchismo '70. Un 'analisi nuova per la strategia di sempre*, Cesena, L'Antistato, 1973). Er erfreute sich auch im Milieu der Situationisten einer gewissen Sympathie, wie ein Text von Guy Debord belegt, den Sensini auf der Rückseite des Schutzumschlags des von ihm herausgegebenen Buches abgedruckt hat. Am 13. Januar 1977 starb Rizzi in Bussolengo.
Abschließend möchten wir gerne auf die sogenannte „Plagiats"geschichte eingehen. Bekanntlich haben viele Rizzis Ideen geplündert, sich diese angeeignet und so verwendet, als wären es ihre eigenen Ideen gewesen, den Umstand ausnutzend, daß fast niemand sein Buch aus dem Jahre 1939 kannte. Zu den „Plünderern" muß wohl besonders der ehemalige amerikanische Trotzkist James Burnham, der später beim radikalsten Konservativismus gelandet ist, gezählt werden, der sich anscheinend der Grundgedanken aus Rizzis Buch bedient hat - passend für ein amerikanisches Publikum neu formuliert und ihrer sozialistischen Tendenz beraubt -, um sein Buch „The Managerial Revolution" (1941) zu schreiben, auf dem seine spätere Laufbahn als Akademiker und Regierungsberater aufbaute; natürlich, ohne in seinem Buch jemals den Namen Rizzis zu erwähnen. Die in der Vergangenheit auch von Pierre Naville und anderen aufge-

worfene Plagiatsgeschichte - von Burnham, der bis zuletzt behauptet hat, Rizzis Werk nie gelesen zu haben, wurde sie stets ein Leben lang geleugnet - scheint nun von Sensini in seinem Vorwort endgültig aufgeklärt worden zu sein: das einzige Exemplar von „La Bureaucratisation du monde", von dessen Existenz in den Vereinigten Staaten man Kenntnis hat, befindet sich in der Bibliothek der „Hoover Institution on War, Revolution, and Peace" in Stanford, genau in dem Archiv, in dem der Nachlaß von James Burnham aufbewahrt wird!

Übersetzung aus dem Italienischen: Egon Günther

Bruno Rizzi in Paris (1936)

BRUNO R.

La Bureaucratisation du Monde

LE COLLECTIVISME BUREAUCRATIQUE

QUO VADIS AMÉRICA ?

1939

ÉDITÉ PAR L'AUTEUR

EN DÉPOT AUX MESSAGERIES HACHETTE

Paolo Sensini

Jenseits von Marxismus, Anarchismus und Liberalismus: Der wissenschaftliche und revolutionäre Werdegang des Bruno Rizzi[1]

„Der Glaube erkennt a priori. Die Wissenschaft ist eine Arbeit, *eine a posteriori errungene Erkenntnis. Den Glauben aufgeben, heißt, die Bärenhäuterei aufgeben.“*[2]

Auf den folgenden Seiten wollen wir einen kaum bekannten und bisher meist übergangenen Abschnitt des Werdeganges von Bruno Rizzi dokumentieren. Wir stützen uns dabei auf seine vielfältige Mitwirkung an verschiedenen anarchistischen Publikationen, die unmittelbar nach dem Kriegsende einsetzte und bis zu seinem Tod im Jahre 1977 währte. Außerdem beziehen wir uns auf die gelegentliche Gegenüberstellung traditionell anarchistischer Positionen mit „seinem“ Marxismus, obschon dieser ein Marxismus *sui generis* gewesen ist. Das kann unseres Erachtens auch heute gewinnbringend und hilfreich sein, um den Faden einer zwar unterbrochenen, aber trotzdem nicht uninteressanten Diskussion wieder aufzunehmen.

Sogleich nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges nahm Rizzi die Einladung der Freunde Randolfo Vella und Ugo Fedeli an, an der anarchistischen Presse mitzuwirken, und eine bestimmte Anzahl seiner Artikel erschien in libertären Zeitschriften wie „L'Èra Nuova“, „Volontà“, „Palingenesi“, „Anarchismo“ sowie in den Folgejahren in „Previsioni“, „Controcorrente“; „Umanità Nuova“ und „A Rivista Anarchica“. Die wichtigste Zusammenarbeit fand sicherlich mit „Il Libertario“ statt, dem Wochenblatt der „Federazione Anarchica Lombarda“. Zahlreich waren die in dieser Zeitschrift zwischen 1946 und 1950 von ihm veröffentlichten Artikel, obwohl man dort gegenüber den von Rizzi vorgetragenen Anregungen recht unempfänglich blieb: Die vorherrschende Haltung war von einer kühlen Distanz gegenüber allem geprägt, was sich auch nur vage als *marxistisch* ausgab.

Nicht, daß eine solche Haltung unbegründet gewesen ist. Sooft der Begriff „Marxismus“ bemüht wurde, wandte sich der Sinn - und er wendet sich immer noch - der UdSSR, ihrem Reich und ihren Schandtaten zu, die im Verlauf ihrer siebzigjährigen Geschichte verübt wurden.

Für die Anarchisten war und ist der Marxismus gleichbedeutend mit einem autoritären Regierungssystem, mit Tyrannei und der Verletzung elementarster Freiheiten. Und es ist gewiß wahr, daß die Anarchisten als erste das anprangerten, was sich mit dem

1 Paolo Sensini, Oltre il marxismo, l'anarchismo e il liberalismo. Il percorso scientifico e rivoluzionario de Bruno Rizzi, in: Rivista Dell'Anarchismo 16 (2)/2001 (8. Jg.), S. 61-82.

2 Joseph Dietzgen, Das Wesen der menschlichen Kopfarbeit, in: Ders., Das Wesen der menschlichen Kopfarbeit und andere Schriften. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Hellmut G. Haasis, Darmstadt/Neuwied 1973, S. 7-118, hier S. 58.

Machtantritt der Einheitspartei in der Sowjetunion abzeichnen sollte. Es stimmt aber auch, daß sich unter denen, die den sowjetischen Schwindel einige Jahre nach seiner Einführung unerbittlich bloßstellten, ebenfalls Marxisten befanden. Wahre Marxisten *sui generis*, oder Marxisten in dem Sinne, in dem sich auch Marx verstand, als er sagte: „moi je ne suis pas marxiste" - womöglich die monströsen Fälschungen und künftigen Entwicklungen seiner Lehre ahnend.
Unter diesen „kritischen Marxisten" befand sich auch Bruno Rizzi, der sich bereits 1927 als Gegner des Stalinismus betrachtete, der russischen Form also, die die marxistische Vulgata angenommen hatte. Eine Gesellschaftsform, die Rizzi einige Jahre später als *„bürokratischen Kollektivismus"* definierte, oder als Gesellschaftsformation, die weder sozialistisch noch kapitalistisch ist, sondern, genau genommen, von einer neuen Gesellschaftsklasse beherrscht wird, nämlich der Bürokratie.[3]
An dieser vom *Klasseneigentum* geprägten Gesellschaftsformation offenbarte sich alles, was Marx als die eigentliche Verneinung des Kommunismus angeführt hat: das übermäßige Wachstum des Staatsapparates und die vollständige Militarisierung der Gesellschaft. Die logische Folge davon konnte gar keine andere sein als die völlige Verneinung jeder Autonomie und Freiheit, ob individuell oder kollektiv.
Laut der Lehre von Marx hatte das organisierte Proletariat nach der erfolgten „Expropriation der Expropriateure", also der Kapitalisten, eine „Diktatur des Proletariats" zu errichten, in der *vorübergehend* die *gesamte* Macht beim Staat konzentriert werden mußte, der im Namen des Proletariats die Übergangsphase vom Sozialismus zum Kommunismus, dem Reich der Freiheit und Gleichheit aller Menschen, „leiten" soll. Markt und Privateigentum werden demnach im *poubelle de l'histoire* landen.
Die geschichtliche Erfahrung zeugt jedoch davon, daß sich für das Erreichen von Freiheit und Gleichheit der Weg des staatlichen Übergangs zum Kommunismus als gänzlich ungangbar erwiesen hat. Entweder in der Theorie oder aber in der Praxis, womöglich sogar in beiden, mußte also irgendwo ein Fehler enthalten sein.
Dennoch reduziert sich das Denken von Marx nicht nur auf seinen politischen Entwurf oder, besser gesagt, auf die *pars construens* seiner Lehre. Die Untersuchung von Marx hat den eigentlichen Grund sondiert, auf dem die Moderne beruht, nämlich die kapitalistische Produktionsweise. Und auf diesem Fundament konnte die Plattform errichtet

---

3 Zur Genese der Frage der „neuen Klasse" erlaube ich mir, auf meine „Einleitung" zu Bruno Rizzi, La Burocratizzazione del Mondo. Prima edizione integrale, hinzuweisen, die bei Editore Colibri (Paderno Dugnano, 2002) erschienen ist.
Die Erstausgabe des Werkes von Bruno Rizzi erschien unter dem Titel „La Bureaucratisation du Monde" 1939 in Paris. Es folgten weitere, zumeist gekürzte Ausgaben: Il colletivismo burocratico (Polemica L. Trotzki - P. Naville - Bruno R.), Imola 1967; Il Colletivismo Burocratico, 2. Edizione, Bussolengo 1976; L'U.R.S.S. Collectivisme bureaucratique. La Bureaucratisation du Monde. 1e partie, Paris 1976; Il collettivismo burocratico. Prefazione di Bettino Craxi. Introduzione di Luciano Pellicani, Milano 1977; La burocratización del mundo. Prefacio de Salvador Giner. Postfacio de Juan-Ramón Capella, Barcelona 1980; A burocratizaçao do mundo, Lisboa 1983; The bureaucratization of the World. The USSR. Bureaucratic Collectivism. Translated and with an introduction by Adam Westoby, London/New York 1985; De Sovjetunie: Bureaucratisch Collectivisme, Weesp 1985. Daneben sei noch verwiesen auf: La Crisi del colletivismo burocratico attualità di Bruno Rizzi. Atti del convegno di Mantova, Teatro Bibiena, 17 febbraio 1990. A Cura di Paola Rossi e Venanzio Mondadori, Milano 1990; Alessandro Orsini, L'eretico della sinistra. Bruno Rizzi élitista democratico. Introduzione di Umberto Cerroni, Milano 2004 (AdÜ).

werden, der sich die Anarchisten bei der Gründung der „Internationalen Arbeiterassoziation" (IAA) anschlossen.
Nach 1868 *„war die ganze anarchistische Strömung der Internationale, bei Bakunin angefangen, tatsächlich entschieden kollektivistisch, und das wird gerade dadurch bezeugt, daß der Kampf zwischen Marxismus und Anarchismus nicht auf diesem Gebiet ausgetragen wurde, sondern auf dem allgemeinen der Gegenüberstellung von Freiheits- und Autoritätsprinzip".*[4]
Auf anarchistischer Seite stimmte man mit Marx in einem wesentlichen Punkt überein, nämlich im gesellschaftlichen Primat der Ökonomie. *„Marx hat"*, schrieb Bakunin, *„im Gegensatz zu ihm (zu Proudhon) jene unbezweifelbare Wahrheit ausgesprochen und bewiesen, jene Wahrheit, die durch die ganze vergangene und gegenwärtige Geschichte der menschlichen Gesellschaft, der Völker und Staaten gestützt wird, daß nämlich das ökonomische Faktum immer dem juristischen und politischen Recht vorausgegangen ist. Gerade in der Darstellung und dem Nachweis dieser Wahrheit besteht eines der wesentlichsten wissenschaftlichen Verdienste von Marx."*[5]
Anders gesagt, konnten sich kraft der Überzeugung, daß *„es jedesmal das unmittelbare Verhältnis der Eigentümer der Produktionsbedingungen zu den unmittelbaren Produzenten (ist)..., worin wir das innerste Geheimnis, die verborgne Grundlage der ganzen gesellschaftlichen Konstruktion... finden"*,[6] zwischen den beiden revolutionären Komponenten Beziehungen, wenn auch schwankende, bilden. In seiner Polemik gegen die idealistische Auffassung Mazzinis hat der russische Revolutionär 1871 die Richtigkeit der Entdeckung von Marx bekräftigt, wonach *„die wahren Ursachen der Erscheinungen im Wachsen und Reifen der wirtschaftlichen Erfordernisse und der organisierten und tätigen Kräfte, nicht der idealen, sondern der wirklichen, gesucht werden müssen - das Ideal ist nur der mehr oder weniger getreue Ausdruck und gleichsam das letzte Ergebnis, ob positiv oder negativ, des Kampfes dieser Kräfte in der Wirklichkeit".*[7] Weil er diesen marxistischen Grundsatz teilte, arbeitete Bakunin vom Dezember 1869 bis zum Januar 1870 an der russischen Übersetzung von „Das Kapital".
Indes tat sich auf der Ebene der eigentlichen Politik und der revolutionären Aktion eine abgrundtiefe Kluft auf. In der „Inauguraladresse der Internationalen Arbeiter-Assoziation", die 1864 von Marx verfaßt wurde, stand geschrieben, *„politische Macht zu erobern ist daher jetzt die große Pflicht der Arbeiterklassen"*.[8] Laut Marx und Engels sollte also die Revolution damit zusammenfallen, *„alle Produktionsinstrumente in den*

---

4 Nico Berti, Marxismo e anarchismo nella Prima Internazionale: il significato di uno scontro, in: An.Archos, 3/Herbst 1979, S. 244.
5 Michail Bakunin, Staatlichkeit und Anarchie, in: Ders., Staatlichkeit und Anarchie und andere Schriften. Herausgegeben und eingeleitet von Horst Stuke, Frankfurt/M-Berlin-Wien 1972, S. 411-658, hier S. 571.
6 Karl Marx, Das Kapital. Kritik der Politischen Ökonomie. Dritter Band. Buch III: Der Gesamtprozeß der kapitalistischen Produktion, in: Karl Marx/Friedrich Engels, Werke Bd. 25, Berlin 1970, S. 799/800.
7 Michail Bakunin, L'Internazionale e Mazzini, in: Ders., Opere Complete Band 1: La polemica con Mazzini. Scritti e materiali. Introduzione di Alfredo M. Bonanno, Catania 1976, S. 77.
8 Karl Marx, Inauguraladresse der Internationalen Arbeiter-Assoziation, in: Karl Marx/Friedrich Engels, Werke Bd. 16, Berlin 1975, S. 5-13, hier S. 12.

Händen des Staats... zu zentralisieren" oder,[9] besser gesagt, in den Händen der Staatspartei, die sie der Bourgeoisie im Namen der Arbeiter entreißt. Aber mit einer derartigen zu neuen Erkenntnissen führenden Theorie geriet die revolutionäre Leidenschaft von Marx mit seiner wissenschaftlichen Passion in einen unversöhnlichen Widerstreit. Derlei politische Auffassung, merkte Merlino diesbezüglich an, war jedoch durch *„den grundlegenden Irrtum"* in Frage gestellt, *„der in dem Glauben besteht, die Macht könne tatsächlich von der Menge in Besitz genommen werden oder die Arbeiterklasse, oder jemand an ihrer Stelle, werde sie nach der Machtergreifung zerstören und zugunsten der gesamten Gesellschaft auf sie verzichten. Die ‚Diktatur des Proletariats', von der die sozialistischen Demokraten sprechen, wird in der Tat die Diktatur der Partei oder vielmehr der Parteiführung sein."*[10]

Bakunin vertrat gegenüber Marx eine Ansicht, die der des *„gelehrte(n) Deutschen"*, der *„in seiner dreifachen Eigenschaft als Hegelianer, Jude und Deutscher" „einen staatlichen Kommunismus"* verkündete,[11] entgegengesetzt war. *„Bemächtigt sich der Staat aller Fabriken"*, betonte Merlino weiter, *„dann hat sich der Arbeiter den Bedingungen zu fügen, die die Regierung zu diktieren beliebt, denn er wird außerhalb der staatlichen Fabriken keine Beschäftigung finden. Und dieser sogenannte Staatssozialismus, der in Wirklichkeit ein* Staatskapitalismus *ist, wird die politische und wirtschaftliche Abhängigkeit der Massen sogar noch erheblich steigern; der gesetzliche Zwang wird sich zu dem derzeit wirksamen wirtschaftlichen Zwang gesellen oder wie Liebknecht sagte, ‚zur Peitsche des Herren gesellen sich die Handschellen des Polizisten', und der Arbeiter wird nicht bloß keine Verbesserung seiner Bedingungen erleben, sondern sie materiell und moralisch verschlimmert sehen."*[12]

So steuerte die Geschichte mit unerbittlicher Logik auf das nicht ferne sowjetische Experiment zu. Die Anarchisten und freiheitlichen Sozialisten konnten vorhersehen, was sich mit der Machtergreifung seitens der bolschewistischen Partei in Rußland ereignen würde. Die anarchistische Kritik richtete sich also gegen jede Partei, in der sich die bürgerliche Zweiteilung zwischen *Führenden* und *Ausführenden*, zwischen *Berufsrevolutionären* und *Aktivisten der Basis* reproduzierte. Demnach bestimmt in der Praxis nicht das geschichtliche Subjekt über die Mittel, sondern es ist die Form des angewandten Mittels, die Folgen zeitigt. Aus dieser Sicht war es absurd, den Staat erst erobern und danach, im nächsten Augenblick, abschaffen zu wollen. Als Überwachungsorgan und Gewaltmonopol der herrschenden Klasse mußte er sofort, ohne irgendeine Vermittlung, zerstört werden. *„Solange es einen Staat gibt"*, schrieb Bakunin, *„muß es auch Herrschaft geben und folglich auch Sklaverei; ein Staat ohne offene*

---

9 Karl Marx/Friedrich Engels, Manifest der Kommunistischen Partei, in: Dies., Werke Bd. 4, Berlin 1972, S. 459-493, hier S. 481. Vom „Bund der Kommunisten" in Auftrag gegeben und vor allem unter dessen Mitgliedern und denen der Arbeiterbildungsgesellschaften verbreitet, wurde das „Kommunistische Manifest" von Marx und Engels geschrieben und, ohne sie eigens als Verfasser anzugeben, im Februar 1848 als „Manifest der Kommunistischen Partei" in London veröffentlicht, gedruckt in der Office der „Bildungs-Gesellschaft für Arbeiter" von J.E. Burghard, Liverpool Street, Bishopsgate (1848), 23 S.

10 Saverio Merlino, Pro e Contro il Socialismo. Esposizione critica dei principii dei sistemi socialisti, Milano 1897, S. 25.

11 Michail Bakunin, Staatlichkeit und Anarchie, a.a.O., S. 572

12 Saverio Merlino, Pro e Contro il Socialismo, a.a.O., S. 172.

oder verborgene Sklaverei ist undenkbar - das ist der Grund, warum wir Feinde des Staates sind."[13]

Während also die Gesamtheit der geschichtlichen Beziehungen zwischen Bourgeoisie und Proletariat, zwischen Kapital und Arbeitskraft der Gegenstand der marxistischen Wissenschaft war, nämlich der Wissenschaft einer besonderen und konkreten Geschichte, war der Gegenstand der anarchistischen Theorie die Gesamtheit der allgemeinen, neutralen und sich reproduzierenden Verhältnisse des Autoritätsprinzips, die Wissenschaft der existierenden Herrschaft, insofern diese als jeweils besondere Form aller möglichen Herrschaft, der eigentlichen Möglichkeit von Herrschaft gesehen wurde.[14]

Bekämpfe man das Autoritätsprinzip nicht an sich, könne es sich, beteuerten die Anarchisten, in anderen geschichtlichen Gestalten und in anderen gesellschaftlichen Funktionen stets neu bilden. Aus marxistischer Sicht machte man dagegen geltend, daß der Umsturz des Kapitalismus unvermeidlich den Weg zum Sozialismus eröffne und sich daraus schlicht und einfach die positive Verwirklichung von Freiheit und Gleichheit ergebe. Während also *„der Anarchismus dazu gelangt, die strukturelle Selbständigkeit der politischen Formen der Herrschaft auszumachen, dergestalt, daß diese als unabhängig vom historischen Subjekt, das sie verkörpert oder verkörpern könnte, erachtet werden, fährt der Marxismus fort, ihre absolute Abhängigkeit hinsichtlich der sozioökonomischen und sogar historischen Bedingungen des menschlichen Fortschritts geltend zu machen".*[15]

Darum kam in den Augen von Marx dem Industrieproletariat eine entscheidende Bedeutung zu, sowohl als Resultat des kapitalistischen Expansionsprozesses als auch als Träger der Vertiefung der im Schoß der kapitalistischen Gesellschaft gewachsenen Widersprüche und ihrer endgültigen Aufhebung. Für die Anarchisten hatte indes jedes beliebige gesellschaftliche Subjekt - Bauern, Subproletarier und andere - die gleiche politische und revolutionäre Würde wie die „Arbeiterklasse" *im engeren Sinn.* Für letztere gab es daher keine mehr oder weniger „bevorzugten" Orte, an denen die Revolution zu machen sei. Jede Revolte und jeder Aufstand trug zum Ausgang der sozialen Revolution ihren eigenen Anteil bei. Es war die *Macht*, die als unveränderliche geschichtliche Größe den Mittelpunkt der Kritik und revolutionären Aktivität der Anarchisten bildete.

Nach der Abschaffung des Staates - dem Werkzeug der „Klassenherrschaft" - wird sich eine sozialistische Gemeinschaft, die nicht mehr durch den Nimbus der Autorität zusammengehalten wird, sondern durch den sich spiralförmig von unten nach oben entfaltenden Föderalismus, in einer Genossenschaft von Gleichen auf freie Weise konstituieren. Die Macht wird sich nicht mehr von oben nach unten richten, sondern die Gesellschaft wird im Gegensatz dazu ihre eigenen Organismen selbst ausbilden und ihre eigenen Beschlüsse ohne jeden äußeren Zwang selbst fassen. Dies wird durch eine neue Organisation der sozialen Beziehungen zwischen den Einzelnen ermöglicht werden, denn wie Bakunin festgestellt hat, ist *„das ökonomische Faktum immer dem ju-*

---

13 Michail Bakunin, Staatlichkeit und Anarchie, a.a.O., S. 612.

14 Nico Berti, Marxismo e anarchismo nella Prima Internazionale: il significato di uno scontro, a.a.O., S. 248/249.

15 Ebd., S. 255.

ristischen und politischen Recht vorausgegangen". In diesem Punkt (dem einzigen) stimmte er mit Marx völlig überein, der in seinen Augen das Verdienst hatte, *„jene unbezweifelbare Wahrheit ausgesprochen und bewiesen"* zu haben.[16]
Wie erwähnt, erwies sich die anarchistische Diagnose angesichts der Tatsachen als äußerst zutreffend und weitsichtig. Ein Punkt von nicht geringer Bedeutung blieb dennoch ungelöst. Wie sollte die „Gestalt" der neuen gesellschaftlichen Beziehungen zwischen den Einzelnen beschaffen sein? Vielen, wenn nicht allen, war es selbstverständlich, daß die Beantwortung einer solchen Frage bedeutete, „das Pferd von hinten her aufzuzäumen", und daß das Problem durchaus „durch den schöpferischen Geist des Proletariats" gelöst werden würde. Nichtsdestotrotz lag hier weiterhin der entscheidende Punkt.
Es versteht sich, daß die Lösung der sozialen Frage *„nicht in der Anwendung einer doktrinären Formel, in der schematischen Konstruktion eines mit Winkel und Kompaß am Tisch entworfenen Systems besteht, sondern in einer vollständigen Umwandlung der gesellschaftlichen Organisation bis in ihre letzten Einzelheiten"*.[17]
Aber wie kann diese Umwandlung der Gesellschaft *„bis in ihre letzten Einzelheiten"* praktisch bewerkstelligt werden? Akzeptiert man, wie Bakunin und die Anarchisten, den Vorrang des *„ökonomischen Faktums"* vor der Politik und dem Recht, ist völlig klar, daß die *conditio sine qua non* jeder echten gesellschaftlichen Veränderung in der Übernahme der Produktionsmittel besteht und nicht in der Bemächtigung der Regierung oder des Staates. Hat man erst einmal diese Vorbedingung erfüllt, dann bleibt nur übrig, die Produktionsmittel in der Weise zu „organisieren", daß aus ihnen heraus nie mehr die Möglichkeit eines Monopols oder bevorrechtete gesellschaftliche Figuren oder Klassen hervorgehen können.
Nachdem die Berührungs- und Streitpunkte innerhalb der „Internationalen Arbeiter-Assoziation" knapp skizziert sind, wird man die von Bruno Rizzi vorgebrachte Kritik viel besser begreifen können.
Wie bereits anfangs erwähnt, hielt sich Rizzi stets für einen Marxisten, der mit der Sichtweise von Marx übereinstimmte, wonach nicht die Politik oder das Recht die Grundlage der Gesellschaft bilden, sondern die Ökonomie. Rizzi bestand also darauf, daß die Ökonomie der entscheidende Faktor im Verlauf der Geschichte und bei der Errichtung des Gesellschaftsgebäudes ist. Darin lag die *Essenz* seines Marxismus. Von Marx unterschied ihn jedoch, daß er es für ausgeschlossen hielt, auf dem Weg über die Eroberung des Staates zum Kommunismus zu gelangen. Im Wesentlichen meinte er sogar, gerade das sei der Weg, jede wahre Hoffnung auf Freiheit und Gleichheit endgültig zunichte zu machen.
„Wenn der philosophische und wissenschaftliche Grund des Marxismus", schrieb er, *„auf dem Vorrang des wirtschaftlichen Faktors beruht, der als originär erachtet wird, dann ist nahezu die gesamte Arbeit der Zweiten und Dritten Internationale antimarxistisch, denn in ihren Taten, wenn auch nicht in ihren Worten, hat sie immer dem poli-*

16 Michail Bakunin, Staatlichkeit und Anarchie, a.a.O., S. 571.
17 Saverio Merlino, L'Utopia Collettivista e la crisi del „Socialismo Scientifico", Milano 1898, S. 76.

tischen Faktor den Vorrang eingeräumt, selbst dort, wo die proletarische Revolution bereits siegreich gewesen ist."[18]

Dennoch bleibt der von dieser Vorgabe geläuterte „Marxismus" sein Leben lang an das soziologische Prinzip gebunden, das von Marx in der Theorie des *historischen* oder *dialektischen Materialismus* formuliert wurde.

In einer während seines Pariser Exils Anfang der vierziger Jahre zum Abschluß gebrachten Schrift behauptet Rizzi schlichtweg, ein berühmtes Werk von Engels paraphrasierend, *„den Sozialismus von der Religion zur Wissenschaft"* geführt zu haben.[19] Der kategorische Charakter dieser Behauptung entsprang der Überzeugung, historisch belegt zu haben, daß der Staat zugleich mit den ökonomischen Klassen entstanden sei und daher logischerweise nur mit deren Verschwinden ableben kann. Auf diesen Punkt sollte man seiner Ansicht nach den „Angriff" konzentrieren und nicht auf die direkte Zerstörung des Staates. Und eben darin lag der Unterschied zur anarchistischen Praxis, selbst wenn Bakunin diesen Gesichtspunkt ursprünglich gar nicht unlogisch gefunden hätte.

Zum Verständnis der eigentümlichen Entwicklung von Rizzis Theorie und zur Klärung seiner *démarche* gegenüber der sozialen Frage, werde ich nun versuchen, kurz seine Analyse hinsichtlich der *Ökonomie* und insbesondere des *Produktionsverhältnisses*, ihm zufolge die Krönung des gesamten Gesellschaftsgebäudes, zu umreißen.

In „La Rovina Antica e l'Età Feudale" („Der Verfall der Antike und das Feudalzeitalter"),[20] einer ebenfalls in der Absicht unternommenen Studie, das *soziale Werden* im Licht des historischen Materialismus zu erkunden, erklärte und dokumentierte Rizzi zum ersten Mal, wie die Handelsgesellschaft in ihrer bürgerlichen und noch nicht kapitalistischen Form reibungslos aus der Tatsache des Marktes hervorgegangen ist, einem Wirtschaftsinstrument, das es in der Feudalgesellschaft nicht gegeben hat und das am Ende dieser Epoche wieder zum Vorschein gekommen ist. Damit pflichtete er der Wahrheit von Marxens Behauptung einer Zentralität des *Produktionsverhältnisses* bei und belegte historisch, was bei Marx im Zustand einer bloßen theoretischen Aussage ohne tatsächlichen Beweis geblieben war. Als er den Beginn seiner Darlegung in die Geschichte der Antike legte, stimmte Rizzi selbstverständlich dennoch mit dem Urteil Schumpeters überein, wonach Marx *„der erste Ökonom von Spitzenrang (war), der sah und systematisch lehrte, wie ökonomische Theorie in historische Analyse und wie die historische Erzählung in* histoire raisonnée *verwandelt werden kann"*.[21] Der Unter-

---

18 Bruno Rizzi, Il Capitale (Il Socialismo dalla Religione alla Scienza, Bd. 4), Bussolengo 1970, S. 48.

19 Bruno Rizzi, Il Socialismo dalla Religione alla Scienza, 6 Bde., Milano 1947-1950 (geschrieben in den Jahren 1939-1943). Der erste Band dieser Arbeit („Potere e Proprietà") wurde sowohl in der anarchistischen Zeitschrift „La Battaglia" (1. Mai 1947) als auch in „Umanità Nuova" (9/2. März 1947) besprochen. Das Werk umfaßt folgende Einzelbände: Potere e Proprietà (Bd. 1, 104 S.); Lo Stato - Metamorfosi e Rivoluzione (Bd. 2, 84 S.); Critica Marxista (Bd. 3, 130 S.); Il Capitale (Bd. 4, 113 S.); Il Contratto Sociale (Bd. 5, 95 S.) Socialismo e Proletariato (Bd. 6, 79 S.).

20 Bruno Rizzi, La Rovina Antica e l'Età Feudale (Indagine marxista), 4 Bde., Bussolengo 1969-1975. Auch diese Arbeit wurde im Zeitraum 1939-1943 geschrieben. Das Werk umfaßt folgende Einzelbände: La Rovina Antica e l'Età Feudale (Bd. 1, 155 S.); Il Patronato (Bd. 2, 197 S.); La Scomparsa dello Stato (Bd. 3, 154 S.); Del Feudalesimo (Bd. 4, 142 S.).

21 Joseph A. Schumpeter, Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie. Einleitung von Edgar Salin. Zweite, erweiterte Auflage, München 1950, S. 78/79.

schied lag aber darin, daß Marx ausschließlich die kapitalistische Produktionsweise untersucht hat, und „Das Kapital" tatsächlich mit der Analyse der Ware beginnt, also der „Kernzelle" der Produktionsweise in der kapitalistischen Gesellschaft. Daraus resultiert die Idee der Verstaatlichung der Produktionsmittel und der Arbeitskraft sowie der relativen Abschaffung des Marktes und des Privateigentums als erste greifbare Verwirklichung auf dem Weg zum Kommunismus. Rizzi zufolge kam dies daher, daß *„Marx und Engels... die Feudalgesellschaft nicht (kannten) und (nicht) wußten..., daß das darin geltende Wirtschaftssystem ebenfalls auf einem identischen staatlichen Monopol der Produktionsmittel und der Arbeitskraft beruhte".*[22]

Indem Rizzi die wichtigsten Merkmale jenes weit zurückliegenden sozioökonomischen Zusammenhanges eingehend untersuchte, wurde ihm bewußt, daß man in der feudalen Welt nicht von Eigentum sprechen konnte, sondern von einer unterschiedslosen Gewalt über Menschen und Dinge, einer *Hochherrschaft* oder einer *Signorie*. Ein Beleg dafür ist, daß in der feudalen Welt Geld fast nicht vorhanden war und die Abgaben als *Frondienste*, also in unentgeltlicher Arbeit geleistet wurden. Da es also kein *Eigentum* gab, waren Menschen und Dinge in einer einzigen und unteilbaren *possessio* gleichgestellt.

Auf die Ausweitung des Marktes und des Kapitals folgte eine weitere *décalage* der gesellschaftlichen Macht: es fand eine Scheidung der über die Menschen ausgeübten Macht von derjenigen statt, die über die Produktionsmittel ausgeübt wurde. *„Das ganze System der kapitalistischen Produktion beruht darauf, daß der Arbeiter seine Arbeitskraft als Ware verkauft."*[23] Der Arbeiter konnte also mit dem Aufkommen des Marktes seine *Arbeitskraft wie eine beliebige Ware verkaufen*, da das Aufkommen eines *Dritten*, in diesem Fall des Geldes, eine Vermittlung ermöglichte, die in der Vergangenheit nicht möglich war. In diesem neuen sozialen Zusammenhang war daher das Eigentum *„eine tatsächliche Macht, und das Eigentumsrecht stellte einzig und allein die von der herrschenden Klasse zur Verteidigung ihrer besonderen Verfügungsgewalt über die Produktionsmittel geschaffene juristische Hülle dar".*[24] Oder, *„das* Eigentum *ist jener Teil der gesellschaftlichen Macht, der mit den Dingen in Zusammenhang steht, während die* öffentliche Gewalt *einen anderen Teil der gesellschaftlichen Macht darstellt, der die Menschen betrifft".*[25] Die auf Menschen und Dingen lastende *unterschiedslose Gewalt*, von der die gesamte feudale Epoche geprägt wurde, war somit geschieden und das eigentliche Konzept des *Eigentums* ermöglicht.

Nachdem er das Problem in seine Bestandteile zerlegt hatte, konzentrierte sich Rizzi auf die Untersuchung des *Produktionsverhältnisses* im allgemeinen und analysierte den *Zustand* der in den Erscheinungen von Produktion und Distribution zueinander in Beziehung gesetzten Elemente.

In dieser Sichtweise hat die *Ökonomie*, entgegen der üblichen Interpretation, nichts *Materielles*: Sie *„ist tatsächlich viel* immaterieller *und wandelbarer als dies der menschliche Geist bislang begriffen hat und... betrachtet die Dinge und die Menschen*

---

22 Bruno Rizzi, Ad uso d'un nuovo Manifesto Socialista, in: Ders., Il Capitale, a.a.O., S. 70.

23 Karl Marx, Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band. Buch I: Der Produktionsprozeß des Kapitals, in: Karl Marx/Friedrich Engels, Werke Bd. 23, Berlin 1971, S. 454.

24 Bruno Rizzi, Potere e Proprietà (Il Socialismo dalla Religione alla Scienza, Bd. 1), a.a.O., S. 32/33.

25 Bruno Rizzi, La Proprieta nell'Età Feudale, in: L'Èra Nuova, 2-3/Feb.-März 1947, S. 7/8.

aus einem rein immateriellen und dynamischen Blickwinkel: die Dinge an sich interessieren sie keinesfalls. Was die Ökonomie *erfassen will, ist der* Aspekt, *der Zustand der Menschen und Dinge innerhalb der veränderlichen Beziehungen, die sie in den produktiven-distributiven Phänomenen wechselseitig eingehen.*"[26]

Eine Definition, die mit dem übereinstimmt, was von Engels geltend gemacht wurde, wonach *„die Ökonomie nicht von Dingen (handelt), sondern von Verhältnissen zwischen Personen und in letzter Instanz zwischen Klassen; diese Verhältnisse sind aber stets* an Dinge gebunden *und* erscheinen als Dinge".[27] Das Kapital ist daher *„kein Ding, es ist immateriell,... es ist der ökonomische Aspekt des Vermögens in bestimmten und besonderen Umständen: sobald es nämlich in den produktiven oder distributiven Handelskreislauf eingeht"*,[28] oder, anders gesagt, *„ein geschichtliches, zwischen Menschen und Dingen festgelegtes Verhältnis von Produktion und Distribution, wobei das Vermögen eine besondere ökonomische Funktion annimmt"*.[29]

In Rizzis Theorie ist es die wirtschaftliche Produktionsweise, die eigene Wirtschaftssysteme erzeugt und auf die ebenso viele unverwechselbare gesellschaftliche Überbauten zurückzuführen sind. Genauer gesagt ist das *Produktionsverhältnis* der bestimmende Faktor der abgeleiteten und äußerlichen technischen, politischen, juridischen und moralischen Strukturen der menschlichen Gesellschaft. Jedem eigenen Produktionsverhältnis entspricht daher eine besondere Gesellschaftsordnung, ein bestimmter Gesellschaftstyp. Der Antrieb der sozialhistorischen Entwicklung ist folglich nicht die „Idee", sondern das *Produktionsverhältnis*, das zum Keim, zum Ursprung des Gesellschaftsgebäudes wird.[30] Die Idee *„kommt nach der Tat und nach dem Niederschlag derselben in einem neuen Wort neuer Prägung"*.[31] Sehen wir gründlicher nach, worum es sich dabei handelt.

Die Bestandteile eines jeden produktiven Prozesses sind vier: der Arbeiter, der Leiter, die Produktionsmittel und die Produkte. Doch die Geschichte zeigt, daß diese Elemente verschiedene Formen annehmen: Knecht, Lehnsherr, Lehen und Fron; oder beispielsweise die kapitalistische Reihung: Proletarier, Kapitalist, Kapital und Waren. Das beweist, daß die Elemente des produktiven Kreislaufs die Eigentümlichkeit haben, verschiedene Verbindungen zu einzugehen. Keine arithmetischen oder chemischen, sondern ökonomische. Die Änderung der Verbindung hängt nicht von den Elementen ab - ein Knecht oder ein Proletarier sind beides Arbeiter -, sondern von den Verhältnissen, worin die Elemente des Produktionskreislaufs miteinander in Zusammenhang stehen. Der Arbeiter wird Knecht, Sklave, Handwerker, Bauer oder Proletarier infolge des Verhältnisses, das ihn mit dem Lenker der Gesellschaft verbindet und infolge der Art und Weise seiner Bezahlung oder der Wirtschaftsweise, die ihm die Mehrarbeit abpreßt. Ist die Mehrarbeit Fron, dann ist er Knecht, verkauft er seine Arbeit wie eine beliebige Ware, dann ist er Proletarier. Gleichermaßen sind die Produkte entweder

---

26 Bruno Rizzi, Critica Marxista (Il Socialismo dalla Religione alla Scienza, Bd. 3), a.a.O., S. 17/18.

27 Friedrich Engels, Karl Marx, „Zur Kritik der politischen Ökonomie", in: Karl Marx/Friedrich Engels, Werke Bd. 13, Berlin 1971, S. 468-477, hier S. 476.

28 Bruno Rizzi, Il Capitale, a.a.O., S. 13.

29 Ebd., S. 29.

30 Bruno Rizzi, Del Feudalesimo (La Rovina Antica e L'Età Feudale, Bd. 4), a.a.O., S. 134/135.

31 Bruno Rizzi, Il Capitale, a.a.O., S. 11.

Abgaben oder Waren, je nachdem, ob sie feste Abnehmer haben oder den Markt beliefern sollen. Die Produktionsmittel sind Kapital, wenn sie in einen Handelskreislauf eingehen und Lehen, wenn sie, in Abwesenheit des Marktes, zum Zwecke der Ausbeutung durch verschärfte Abgaben zur Verfügung gestellt werden. Eben darum ist das Kapital die ökonomische Grundform der Handelsgesellschaft und das Lehen die ökonomische Grundform des Feudalismus. Gleichermaßen ist ein Lenker der Gesellschaft ein Kapitalist, wenn er sich, neben der Verfügung über die in einen Handelskreislauf eingegangenen Produktionsmittel, Arbeit wie eine beliebige Ware verschafft. Lehnsherr ist indes jener Lenker der Gesellschaft, der über die Produktionsmittel und über die Arbeiter zugleich verfügt und die ersten den letzten zur Verfügung stellt, um ihnen damit Frondienste abzupressen. *„Den harmonischen und konstanten Zusammenhang der Verhältnisse zwischen den Elementen eines produktiven Kreislaufs nennen wir Produktionsverhältnis, weil sich die ökonomischen Formen der Elemente mit der Veränderung ihrer Verhältnisse selbst harmonisch und konstant verändern. Niemals wird ein Arbeiter durch das Abpressen von Frondiensten ausgebeutet, wenn die Produktionsmittel Kapital sind. Niemals nehmen Produkte die ökonomische Form der* Ware *an, die aus einem Produktionskreislauf stammen, worin die Produktionsmittel die ökonomische Form des Lehens annehmen. Weil der* Zustand *der Elemente des produktiven Kreislaufs eben selbständig und konstant und nicht dem Zufall überlassen ist; er konstituiert ein ökonomisches Verhältnis.“*[32] Das ist, äußerst knapp gefaßt, die Weise, in der Rizzi das *Wirtschaftsverhältnis im allgemeinen* darstellt.[33]

Aufgrund dieser eigentümlichen wissenschaftlichen Untersuchungsmethode dem Staat und seinen Verzahnungen gegenüber radikal feindlich eingestellt, trachtete er danach, mit denen Kontakt aufzunehmen, die er seiner revolutionären Gesinnung als am nächsten stehend empfand: den Anarchisten. Auf dieser Basis stellte er bereits in seinem ersten Beitrag für „Il Libertario“ fest: *„In der Natur der Gesellschaft existiert eine ökonomische Ordnung, von der Marx nur den Schleier gehoben hat. Entweder enthüllt man sie, oder unsere Absichten sind zum Scheitern verurteilt.“* Er lud dazu ein, *„zum Studium und zu einer Definition des sozialistischen Produktionsverhältnisses zu schreiten“*.[34] Diesem Zweck widmete er einen langen Aufsatz, um den ihn Paolo Schicchi für seine Zeitschrift „L'Èra Nuova“ gebeten hatte, und worin er analytisch darauf zurückkam, was er für die grundlegenden Elemente des „Gesellschaftsvertrages“ hielt.[35] Seines Erachtens *„kann sich eine Gesellschaft als anarchistisch bezeichnen, sobald die Arbeit für ihre Mitglieder ein Genuß ist und über das in ihr vereinbarte kommunistische Wirtschaftsprinzip, jedem nach seinen Bedürfnissen und jeder nach seinen Fähigkeiten, hinausgeht; die anarchistische Gesellschaft verfügt über eine derartige Produktivkraft, daß sie ihren Kindern durchaus sagen kann: Arbeitet, soviel ihr wollt, wenn ihr es wollt und wofür ihr wollt.“* Und er fügte hinzu: *„Der*

32 Bruno Rizzi, Del Feudalesimo, a.a.O., S. 140.

33 Zu dieser Frage s. die gründliche Studie, die Nico Berti diesem wesentlichen Aspekt von Rizzis Theorie gewidmet hat: Nico Berti, Bruno Rizzi tra marxismo, anarchismo e liberalsocialismo, in: „MondOperaio“, 3/März 1991, S. 61-69, nun als Kap. XXV enthalten in: Ders., Il pensiero anarchico dal Settecento al Novecento, Manduria 1998, S. 987-1009.

34 Bruno Rizzi, Sintesi Rivoluzionaria in: Il Libertario, 3. April 1946, S. 2.

35 Bruno Rizzi, Il Contratto Sociale. Il „rapporto di produzione" è la matrice dell'ordinamento sociale, in: L'Èra Nuova, 11-12/Nov.-Dez. 1947, S. 13-18 und 1-2/Jan. - Feb. 1948, S. 17-22.

Mensch wird erst dann völlig frei sein, wenn er das Jahrtausende alte Joch der Arbeit von seinen tüchtigen Schultern geschüttelt hat. Aber die Voraussetzungen der künftigen Gesellschaft sind bereits in der unsrigen vorhanden, und unsere Aufgabe ist die progressive und schnellstmögliche Steigerung der Produktivkraft bis zu dem Augenblick, wo man sagen kann: ‚Jetzt reicht es', denn sie ist so außerordentlich, daß sie das frohe Schaffen der Einzelnen erlaubt."[36]

Aber um zu einem solchen Ergebnis zu gelangen, hatte man „*die Grundsätze des Wirtschaftsliberalismus bis zu den äußersten Konsequenzen*" zu treiben. Dazu schrieb Rizzi: „*Wir wollen den abgestandenen Liberalen unserer Zeit kein Ständchen darbringen. Wir wollen festhalten, daß nur wir und nicht sie den Liberalismus, den wahren nämlich, wieder aufrichten können. Nur wir haben den Mut, als Voraussetzung für den anschließenden sozialistischen Aufbau, einen einheitlichen internationalen Markt wiederherzustellen. Die mutlosen Liberalen unserer Zeit verfallen unweigerlich dem Dirigismus und dem Staatsmonopol, gerade weil in unseren Tagen Liberale auch Revolutionäre sein müssen. Von Männern, die den Protektionismus, die Monopole und den... Faschismus erschaffen haben, so drastische und schwerwiegende Maßnahmen zu erwarten, hieße auf den Messias zu warten.*"[37]

Er verlangte deshalb eine weltweite Ausdehnung des Marktes, weil „*der Sozialismus noch auf dem Markt (die Ware Arbeitskraft davon ausgenommen) beruhen wird und weil... die antike Zivilisation aufgrund des Todes des Marktes im Feudalismus der Priester und Vasallen versunken ist*".[38]

Diesem Grundsatz entsprechend stellte er fest, daß „*das Wirtschaftssystem im Gleichgewicht ist, solange die (nicht zersetzende) Produktion kontinuierlich ansteigt. Eigenartig, aber fatal. Dieses Wirtschaftsgesetz, das der Produktion ein ständiges Wachstum auferlegt, ist jedoch absolut logisch: es stellt, auf ökonomischem Gebiet, so etwas wie das biologische Gesetz von der Vermehrung der Individuen dar... Die Wirtschaft hat ihre eigenen Gesetze; sie verlangt, daß der Tausch mit immer vollkommeneren Wirtschaftsmethoden erzielt wird.*"[39]

Nicht viel anders hat Merlino einige Jahre zuvor ebenfalls bemerkt, daß „*die sozialistische Bewegung kein Kind des wachsenden Elends ist, sondern, wenn nicht des wachsenden Wohlstandes, dann doch der wachsenden Zahl der Menschen, die dieses Bedürfnis verspüren, der wachsenden Intelligenz und des wachsenden Bewußtseins der Massen... und der politische Umsturz ist nichts anderes als die explosive äußere Manifestation des inneren Wandels, der sich in den gesellschaftlichen Verhältnissen vollzieht.*"[40]

Damit wurde versucht, die Theorie zu entkräften, wonach der Wunsch nach einem gesellschaftlichen Wandel und die Revolte der Massen nichts anderes seien als das unweigerliche Ergebnis der zunehmenden Verarmung der Gesellschaft.

Rizzis Methode zum rechten Verständnis der *Ökonomie* bestand genau genommen darin, sie als wiederholte Bemühung um Anpassung an die Naturgesetze der Gesell-

---

36 Bruno Rizzi, Intermezzo sul „praticismo anarchico", in: Il Libertario, 15. Dez. 1948, S. 2.
37 Bruno Rizzi, Anarchismo e liberalismo, in: Il Libertario, 9. März 1949, S. 2.
38 Bruno Rizzi, Mercato e pupi, in: Volontà, 8/Feb. 1949, S. 446/447.
39 Bruno Rizzi, Ritorno al mercato, in: Volontà, 4-5/15. Nov. 1948, S. 259/260.
40 Saverio Merlino, L'Utopia Collettivista e la crisi del „Socialismo Scientifico", a.a.O., S. 103.

schaft aufzufassen, als eine ständige Vervollkommnung zu höheren Gesellschaftsformen. So aufgefaßt, wirkt die *Ökonomie* wie ein „offenes Buch", das nicht nur die kapitalistische Epoche behandelt, sondern vielleicht auch über die vorangegangenen Epochen Aufschluß gibt. Der Untersuchungsgegenstand ist weder die „Materie", noch sind es körperliche Dinge. Es handelt sich vielmehr um eine *„außersinnliche, aber reale Welt, von der die Natur der Gesellschaft getragen und ihre Bewegung gelenkt wird. Sie verändert die gesellschaftliche Natur der Dinge und der Menschen, ohne die Materie einer Veränderung zu unterziehen".*[41]

In rein soziologischer Sicht ist für Rizzi indes die Gesellschaft *„ein Wesen an sich, wovon der Mensch zwar integraler Bestandteil, aber nicht die bestimmende Zelle ist. Die heutige Soziologie ist als eine Sozialanthropologie anzusehen, denn sie untersucht das Verhalten des Menschen oder von Gruppen von Menschen in der Gesellschaft, aber nicht das Verhalten der Gesellschaft selbst, ihre Lebens- und Entwicklungsgesetze".*[42]

Im Bestreben, Arbeit, Studium und politische Aktivität miteinander in Einklang zu bringen, engagierte sich Rizzi von 1949 bis 1951 gemeinsam mit dem Schriftsteller Mario Mariani sowie mit Michele Concordia und anderen Genossen bei dem Entwurf für ein „Movimento di Unità Proletaria" („Proletarische Einheitsbewegung"). Die Idee war, eine Ansammlung von Kräften zu bilden, die vielleicht imstande sein könnte, als Alternative zu den Bestrebungen des PCI und seiner Ableger aufzutreten, die darin bestanden, die Hegemonie über das italienische Proletariat zu wahren. Im „Circolare", ihrem Einführungstext, der eine Art programmatische Plattform ihrer „Antiparteien"-Bewegung war, schrieben sie: *„Unsere Bewegung ist etwas so Neues und Aufrichtiges, daß sich ihrem Triumph, wie wir meinen, gar keine übermäßigen Hindernisse in den Weg stellen können. Keine Epoche hat die Zwecklosigkeit, den Zerfall, die Fäulnis der Parteien so bewiesen wie die unsrige, und in keiner Epoche zuvor sind Millionen Menschen des Politikantentums so überdrüssig geworden, dabei das verabscheuend, was redliche Denker für den Abschaum des Gesindels der Nationen halten."*[43]

Mit ihrem Aufruf erhofften sie sich deshalb, *„in diesem quälenden Moment der Ideen und Maßstäbe, der unverschämten Lügen, der Intrigen, der Apathie und der Resignation gutgläubige Menschen aufzurütteln, die keine Politik machen, um einem strahlenden Ideal menschlicher Emanzipation und menschlichen Glücks einen Posten oder ein Gehalt abzutrotzen; einem Ideal, das leicht zu gewinnen wäre, stellte man die der Natur abgerungenen Kräfte in den Dienst der Spezies, anstatt sie dem Tode zu weihen".*[44]

Die Aufgabe, die sie sich gestellt hatten, war die Schaffung einer Organisation, die imstande war, das Ziel zu erreichen, das die revolutionären Parteien, trotz ihrer anfänglich guten Absichten, nicht erreichen konnten. Entgegen allen bislang erprobten Orga-

---

41 Bruno Rizzi, Potere e Proprietà, a.a.O., S. 27.

42 Bruno Rizzi, Socialismo Infantile, Bde. 2-3, Bilanci e Sbilanci del Marxismo (Bilanci socialdemocratici), Bussolengo 1970, S. 53. „Socialismo Infantile (Bilanci e Sbilanci del Marxismo)" (Bussolengo 1969-1970) umfaßt folgende Bände: Socialismo Infantile (Bd, 1, 62 S.); Bilanci e Sbilanci del Marxismo (Bilanci socialdemocratici; Bilanci bordighisti) (Bd. 2-3, 122 S.); Il Deviazionismo sul Proscenio (Bd. 4, 123 S.).

43 Mario Mariani/Bruno Rizzi, Circolare, in: Anarchismo, Mai 1950-März 1951, S. 50-52, hier S. 50.

44 Ebd., S. 51.

nisationsmustern waren für sie in der Bewegung nicht *„ihre Programme, ihre Fahnen und Symbole"* vorrangig, *„sondern das sie tragende Organisationsprinzip. Und auch nicht die Männer, die von den Massen kindisch verehrt werden, sobald sie von ihnen an die Macht gebracht wurden. Man muß die Massen lehren, daß die Macht von ihnen ausgeht und daß sie sich diese niemals aus den Händen nehmen lassen oder an niemand dauerhaft delegieren dürfen. Niemals und in keinem Fall. Sobald sich nämlich die Abgeordneten der Massen in ihren Ämtern verewigen, enden sie stets damit, eine Kategorie für sich zu bilden, mit eigenen Interessen, die stets denen der Basis, von der sie gewählt wurden, widersprechen."*[45]

Doch wie kann diesem Stand der Dinge abgeholfen werden? *„Indem man das genaue Gegenteil von dem tut, was man bisher getan hat. Indem man das feste und besoldete Amt abschafft. Und das wird dann auch eine erzieherische Wirkung haben, denn es bietet den Massen die Gelegenheit, sich zur direkten Führung zu erziehen und eigenen Willen und eigenes Talent zu behaupten... Falls es nämlich stimmt, daß die Produktionsverhältnisse die Gesellschaftsverhältnisse modifizieren und der Evolution ihren Stempel aufprägen, müssen sie sich unter der Kontrolle der interessierten Massen spontan entfalten, und es darf sich kein Korps von Organisatoren bilden, das ihren freien Fortschritt hemmt und sie nach seinen kleinen Sonderinteressen formt."*[46]

Beabsichtigt war, gleichzeitig und auf radikale Weise auf zwei Registern zu spielen: es zum einen so einzurichten, daß die Organisation des Kampfes mit den Arbeitern selbst in eins fällt, und zum anderen zu verhindern, daß das Proletariat fortfährt, zu *„glauben, daß ein Kampfwerkzeug wie die* Partei, *von ihren Beherrschern zu eigenem Nutz und Frommen erschaffen, ihrer eigenen Emanzipation hilfreich sein könne"*.[47] Keineswegs zufällig wurde die Organisationsfrage als eine wesentliche aufgefaßt, auch weil dort, wo eine Organisation war, unweigerlich eine Autoritätshörigkeit entstand, ein *„Sproß des Funktionärwesens, des festen Amtes und der festen Stellung in der Partei"*.[48] Die Einführung der Ämterrotation bedeutete daher, *„dieser Organisationsform der Bewegung zumindest den Ansatz einer latenten und unsinnigerweise unterdrückten Genialität zu entlehnen. In den grundsätzlichen Fragen"*, folgerte Rizzi, *„*darf *man nicht nachgeben, wir müssen die* geeignetsten *Methoden und Kniffe zur Anwendung des anarchistischen Organisationsprinzips ersinnen und wir werden keine Anarchisten sein, wenn wir unfähig sind, diese lebenswichtigen Fragen zu lösen."*[49]

Trotz der momentan gegebenen Bedingungen und Erfordernisse gelang es dem „Movimento di Unità Proletaria" dennoch nicht, in die Gänge zu kommen. Der vorsorglich um sie herum errichtete *cordon sanitaire* und der gegen sie von der Kommunistischen Partei verhängte Boykott waren vernichtend. Sehr rasch begann die Bewegung zu bröckeln und löste sich faktisch in Nichts auf.[50] Im Juni 1951 kehrte Mario Mariani nach

---

45 Ebd.
46 Ebd.
47 Bruno Rizzi, Fisiologia del Partito, in: Palingenesi, Nov.-Dez. 1949, S. 2.
48 Ebd., S. 3.
49 Ebd.
50 Der Gruppe gelang es, eine einzige Nummer von „l'unità proletaria" (24. Mai 1951), ihrem Kommunikationsorgan zu erstellen, das von Mario Mariani geleitet wurde. Unter den verschiedenen Beiträgen befand sich auch ein Aufsatz von Rizzi mit dem Titel „Socialismo vecchio e nuovo" (l'unità proletaria, 1/24. Mai 1951, S. 2).

Brasilien zurück, wo er viele Jahre lang im antifaschistischen Exil gelebt hatte, und starb dort nach einigen Monaten. Rizzi verfolgte indes weiterhin seine Untersuchungen und feilte an seinen Studien.
Einige Jahre später wurde der Faden der Diskussion in den Spalten der freiheitlichen sizilianischen Zeitschrift „Previsioni" wieder aufgenommen. Die Gelegenheit für die erneute Eröffnung der Auseinandersetzung ergab sich aus der um die Mitte der fünfziger Jahre von dem PCI gestarteten politischen und kulturellen Kampagne, die den „italienischen Weg zum Sozialismus" pries. Das lieferte Rizzi den Vorwand, seine Argumentation über die „Grundsätze" des Sozialismus wieder aufzunehmen. Es ist überflüssig, daran zu erinnern, daß es für die Kommunistische Partei und ihre Anhänger außer Frage stand, in der Sowjetunion bestünde der Sozialismus tatsächlich und es ginge folglich darum, auch für die italienischen Kommunisten einen nationalen Weg zu finden.
Wie gesagt, war die UdSSR für Rizzi so weit wie möglich vom Sozialismus entfernt und stellte sogar die offenkundigste Verneinung desselben dar. Und er entgegnete den Befürwortern eines nationalen Weges zum Sozialismus, daß *„kein italienischer, russischer oder chinesischer Weg zum Sozialismus existiert. Es gibt nur einen Weg, nämlich den des Sozialismus, und den haben wir noch nicht gefunden. Sämtliche politischen Siege werden daher nichtig sein, wenn man danach nicht weiß, wie man es anfangen soll, die neue Gesellschaft zu errichten... Dennoch hat man weiterhin mehr Herz als Verstand und bildet sich ein, daß das einfache Verjagen der Kapitalisten oder die Zerstörung des Staates womöglich zu einer neuen fortschrittlichen Gesellschaftsordnung führen."*[51]
Seinen Standpunkt ausführend, beschloß er den Artikel mit der Bemerkung, daß das Gesellschaftsgebäude *„nicht auf dem Weg dieses oder jenes Volkes"* erbaut wird, *„sondern auf ökonomischem Weg, wie gerade Marx es vertrat und die gegenwärtigen Marxisten es leugnen, ohne dies zu wollen. Den vielgeliebten Massen erklärt man eben, daß ein italienischer Weg zum Sozialismus existiert. Aber jenes Produktions- und Distributionsverhältnis und insgesamt jenes Wirtschaftssystem zu suchen, auf dessen Grundlage sich das sozialistische Gebäude erheben könnte, ist unseren Marxisten noch nicht in den Sinn gekommen."*[52]
Auf den Artikel folgte eine redaktionelle Bemerkung, worin eine konstruktive Auseinandersetzung zwischen den Standpunkten des *„untypischen"* Marxisten Rizzi und denjenigen der Anarchisten als wünschenswert erachtet wurde. In der nächsten Nummer kehrte Rizzi zu seiner Lieblingsargumentation zurück und bemerkte: *„Während selbstverständlich alle der sozialistischen Gesellschaft vorausgehenden Gesellschaftsformen in soziologischer Unkenntnis der Menschen entstanden, ist dies dem Sozialismus nicht mehr gestattet. Es ist notwendig, daß der Mensch mit seinem Geist erkundet, wie das sozialistische Wirtschaftssystem beschaffen ist und wie er es dann zur Produktion und Distribution gebraucht... Die sozialistische Ordnung wird nicht mehr die Frucht unbewußter menschlicher Tätigkeit sein, wohl aber des eigenen menschlichen Willens, der, nach der Feststellung der Art und Weise wie die Gesellschaften ent-*

51 Bruno Rizzi, Socialismo italiano. La via degli asini, in: Previsioni, 1-2/Jan.-März 1957, S. 10/11, hier S. 10.
52 Ebd., S. 11.

stehen, sich befleißigt, nach den Gesetzmäßigkeiten der gesellschaftlichen Natur die nachfolgenden und fortschrittlichen Gesellschaftsformen aufzubauen, die uns vom Kapitalismus zur Anarchie führen werden, einer Gesellschaftsordnung, die auf dem produktiven Gebiet so stark ist, daß sie zur Folge hat, daß die Arbeit kein Zwang mehr ist, wohl aber ein freiwilliger Beitrag des Einzelnen zur Gemeinschaft."[53]

Ein Sinnbild dafür ist die Anschaulichkeit des sowjetischen Mißerfolges: „*Lenin und Genossen waren keine guten Marxisten. Statt auf die Ökonomie zu setzen, bedienten sie sich des Rechts. Das Land und die Fabriken übertrugen sie den Arbeitern juristisch, sie fragten nicht, aufgrund von welchem Produktionsverhältnis die Betriebe einen sozialistischen Charakter erworben hätten. Und als schlechte Marxisten, Marx bezeichnete sich mit Recht selbst als einen solchen, täuschten sie sich... Wir behaupten, daß die sozialistischen Experimente zum Scheitern verurteilt waren und sind, solange das sozialistische Wirtschaftssystem noch nicht gefunden ist.*" [54]

Es war klar, daß derlei Argumentationen innerhalb der Redaktion früher oder später Reaktionen hervorrufen würden. Gewiß war Rizzi gegen jede Form des Staates, doch in den Reihen der Anarchisten verblüffte dennoch sein Bekenntnis, Marxist zu sein, sei es auch wegen der schlichten Tatsache, daß für sie ein Marxist, der den Staat ablehnte, eigentlich ein Anarchist war.

Um viele unklar gebliebenen Punkte zu klären, wurde beschlossen, in der nächsten Nummer der Zeitschrift einen sehr langen Brief Rizzis an Renato Souvarine (der einen vorangegangenen Briefwechsel abschloß) vollständig wiederzugeben. Im „Vorspann" wurde sogleich der strittige Punkt benannt: „*Kollektivierung und Sozialisierung sind keine Synonyme und die schlichte Aufhebung des Privateigentums ist nicht gleichbedeutend mit der Sozialisierung der Unternehmen.*"[55] Rizzi bemerkte diesbezüglich, daß „*etliche anarchistische Genossen zwischen der gesellschaftlichen Gewalt und dem Staat, der nur ihr Wächter ist, keinen Unterschied machen. Die gesellschaftliche Gewalt beruht auf den Produktions- und Distributionsmitteln. Wer deren Eigner ist oder jedenfalls daraus Profite zieht, der hält die Macht, und der Staat kümmert sich darum, daß sie ihm nicht genommen wird. Aber ihr nehmt das für Haarspaltereien und macht aus Macht, Staat und Regierung eine einzige Abscheulichkeit und exkommuniziert den Unvorsichtigen, der das Wort Macht ausspricht.*"[56]

Dennoch erklärte er sich mit vielen anarchistischen Argumenten einverstanden, „*aber nicht mit der idealistischen Geschichtsauffassung, der auch Bakunin entgegentrat. Schließlich war ich, wegen meiner scharfen Kritik am gesamten Marxismus, ohne es zu wissen, unvermutet Bakunist, außer in der Frage des Dialektischen Materialismus, den ich, wie ich meine, erweitert, vervollkommnet, erklärt und historisch belegt habe... Autoritarismus, Fatalismus, Automatismus, Politik sowie sämtliche in 80 Jahren, gerade aufgrund des theoretischen Irrtums, den Marx zur Zeit der Spaltung der 1. Internationale beging, zutage getretenen marxistischen Schlacken habe ich seit zwei Jahr-*

---

53 Bruno Rizzi, Discorrendo di socialismo (e di marxismo), in: Previsioni, 3-4/Apr.-Sept. 1957, S. 25/26, hier S. 25.

54 Ebd., S. 26.

55 Bruno Rizzi, Il problema del socialismo (una lunga e interessante lettera inedita die Bruno Rizzi a Renato Souvarine), in: Previsioni, 8/Jan.-März 1958, S. 11-24, hier S. 11.

56 Ebd., S. 17.

zehnten zum Fenster hinausgeworfen und habe den Kommunismus attackiert, der heute Sachwalter des Marxismus ist."[57]

Den Argumentationsstrang in seinem Brief darlegend - und damit keinen nebensächlichen Aspekt seiner Persönlichkeit erhellend - äußerte er unvermutet: „*Aus eigenen Stücken nahm ich mir die Ökonomie vor, die mir nie gefallen hat und die mir noch zuwider ist, weil ich* sah, *daß genau dort der* Hase im Pfeffer *liegt. Ich versuche, auf die Köpfe, das Bewußtsein, die Ideen und die revolutionäre Gesinnung einzuwirken, damit die Menschen dazu gebracht werden, sich mit der Ökonomie befassen... Ich habe mich sehr bemüht, dahin zu gelangen, denn ich war mir ihrer großen Bedeutung sehr bewußt: sobald dir nämlich klar ist, wie es zur Entstehung der Gesellschaft in der Vergangenheit gekommen ist, kannst du bewußt und gewollt festlegen, wie sie in der Zukunft wird.*"[58]

Und er wagte es, eine Lösung zu umreißen: „*Es ist nötig, daß die Beziehungen zwischen den Elementen des Produktionsverhältnisses so beschaffen sind, daß nicht länger die Kapitalisten die Gesellschaft lenken, sondern die Gesellschaft sich selbst lenkt. Es ist nötig, daß die Arbeiter nicht länger Proletarier sind, sondern Produzenten, die den gesamten Ertrag ihrer Arbeit einstreichen; es ist nötig, daß die Produktionsmittel nicht länger Kapital sind, sondern eine andere ökonomische Gestalt annehmen, die frei ist von Entnahmen zu Lasten der Arbeit. Die Produkte werden Waren bleiben, denn in einer Ökonomie, die nicht die hinreichende Produktivkraft hat, den Konsumbedarf zu befriedigen, ist der Markt immer notwendig, aber die Arbeit wird nicht mehr wie heute eine Ware sein. Wir wollen die Lohnarbeit nicht blauäugig durch revolutionäre Dekrete abschaffen, wohl aber durch ein neues Produktions- und Distributionsverhältnis.*"[59]

Der Gedanke, die „*Zusammensetzung des Profits*" zu ändern, um ein sozialistisches Produktionsverhältnis in die Wege zu leiten, kam ihm Ende 1939 in Paris, als er sich anschickte, die Formelemente des *Produktionsverhältnisses* im feudalen Zeitalter zu erhellen: „*In der kapitalistischen Gesellschaft gibt es zwischen Preis und Gewinn eine durch einen Prozentsatz dargestellte Subtraktion. Für dich eine Lappalie, aber ich weiß, daß die Zusammensetzung des Profits ein Hauptmerkmal der Gesellschaft ist. Verändert sie sich, ändert sich das Produktionsverhältnis sowie die ökonomische Gestalt der Bestandteile, aus denen es sich zusammensetzt, und die menschliche Gesellschaft wird sich ändern. Sie wird sich im sozialistischen Sinne ändern, denn die Zusammensetzung des Unternehmensprofits mittels eines Prozentsatzes bewirkt zum Beispiel das Wunder, die Interessen der Verkäufer mit denen der Käufer aufeinander abzustimmen und jedem den vollen Ertrag seiner Arbeit zu geben.*"[60]

Obwohl Souvarine mit Bakunins Feststellung über den Vorrang des „*ökonomischen Faktums*" übereinstimmte, warf er Rizzi vor, den Einfluß der Ideen bei der Bestimmung der gesellschaftlichen Ereignisse in *toto* zu beseitigen.

„*Niemand verneint das Ideale, die Welt der intellektuellen und moralischen Anschauungen, der Ideen*", entgegnete Rizzi. „*Es bleibt abzuwarten, ob sie es sind, von der die*

57 Ebd., S. 18/19.
58 Ebd., S. 19.
59 Ebd., S. 15.
60 Ebd.

Maschine der Gesellschaft in ihrem Werden und bei ihren organischen Wandlungen angetrieben wird, oder ob es die Ökonomie ist. Aber Bakunin meinte, in der Philosophie Materialist zu sein, also wähle ich die Ökonomie und nicht die Ideen... Mit Marx meinte er zudem, daß das ökonomische Faktum die Gesellschaftsentwicklung bewirkt. Deshalb verteidige ich seinen Gegner vor den Angriffen von Idealisten gleich dir. Er war ein sozialer Positivist, der weder die Zeit, noch die Gelegenheit hatte, die materialistische Theorie weiterzuentwickeln."[61]

Obwohl sich Rizzi den Grundsatz zu eigen machte, daß das ökonomische Faktum, was die Gesellschaftsentwicklung anbelangt, der entscheidende Beweggrund ist, hielt er die Überzeugung von Marx und den Marxisten für verfehlt, *„die gesamte Geschichte und die gesamten Taten der Menschen zu erklären. Bakunin hat recht"*, räumte er ein, *„und ich bin nicht erst seit heute, sondern seit geraumer Zeit seiner Ansicht"*.[62] Die Ökonomie kann also die Leitlinie einer geschichtlichen Epoche und die allgemeine Richtung der Evolution erklären, aber nicht die Taten von Einzelnen oder von Gruppen. Worüber Rizzi allerdings mit Bakunin nicht übereinstimmte, war *„die relative Abweichung im Temperament und Charakter der Völker als wichtigem Tatbestand in der historischen Entwicklung der Menschheit"*.[63]

Abschließend betonte er den bislang spontanen Charakter der Gesellschaftsentwicklung und unterstrich, daß *„die Gesellschaftsklassen immer in völlig ruhiger und unbewußter Weise zutage treten. Jemand beginnt, einen Betrieb in einer anderen Weise zu bewirtschaften. Verallgemeinert sich das System, macht sich sein gesellschaftliches Gewicht bemerkbar und es wird zur Gewalt übergegangen, um es zu behaupten und auszuweiten... Wir müssen nicht nachweisen, wie sich ein Wirtschaftssystem festigt und ausdehnt, sondern wie es zutage trat... Unser Feudalismus kam absolut unwillkürlich zur Welt, als der Neuplatonismus und die christliche Ideologie herrschten. Zu erwarten war, daß sich diese Lehren dem Ereignis widersetzten. Es kam ganz anders: die politisch als Sieger hervorgegangenen Priester verwandelten sich in Lehnsherren im Priesterrock und ihre verlorenen Schafe in Leibeigene."*[64]

Souvarine wendete ein, daß die ganze ausführliche Untersuchung Rizzis bezüglich der ökonomischen Ordnung überflüssig war, da, wie er beteuerte, die Anarchisten das Problem schon seit geraumer Zeit theoretisch gelöst hatten.

„Aber lieber Souvarine", schloß Rizzi, *„seit Beginn dieser Polemik wiederhole ich dir, daß bislang niemand zu* sozialisieren *verstanden hat, auch du weißt es nicht und stellst dir nicht einmal die Frage: ‚Wie sozialisiert man eigentlich?' Du siehst jedoch, daß alle gefehlt haben. Sie haben zwar die Kapitalisten enteignet, aber überhaupt nichts sozialisiert, und du kommst mir nach einigen hundert Seiten Polemik plötzlich und unbeeindruckt damit, daß du die Produktionsmittel sozialisierst. Aber sag mir, wie und womit, mit welchem Produktionsverhältnis, auf welchem wirtschaftlichen Weg oder durch was für ein anarchistisches Wunder. Kurz und gut, du hast die von mir gestellte Frage nicht einmal begriffen, geschweige denn eine Lösung!"*[65]

---

61 Ebd., S. 20.
62 Ebd., S. 10.
63 Ebd.
64 Ebd., S. 21.
65 Ebd., S. 22

Trotz der Komplexität des Problems waren die strittigen Begriffe ziemlich klar. An diesem Punkt griff auch der „verantwortliche Direktor" der Zeitschrift, C.R. Viola (Espero), mit einer Reihe von kommentierenden Entgegnungen zu Rizzis Artikeln in die Polemik ein.[66] Man hat Rizzi im Grunde vorgeworfen, die Rolle des „Menschen" im Verlauf der gesellschaftlichen Transformation zu unterschätzen; aus Violas Entgegnungen ließ sich jedoch vor allem Mißmut und Unverständnis gegenüber der Bedeutung entnehmen, die Rizzi den Begriffen „Ökonomie" und „dialektischer Materialismus" beimaß.

„Materialismus bedeutet für dich Materie. Für uns nicht", erwiderte Rizzi. *„Der dialektische Materialismus ist die soziologische Theorie, die im ökonomischen Faktum den entscheidenden Beweggrund des äußerlichen politischen, juridischen und moralischen Überbaus der Gesellschaft wahrnimmt. Er ist der Kern des Marxismus und in diesem Punkt stimme ich zu, denn er ist fundamental und deshalb schäme ich mich nicht, mich Marxist zu nennen, auch wenn ich mit allen Marxisten von Marx bis Lenin, Trotzki usw. nicht übereinstimme, was deren Auffassung des Sozialismus angeht... Du siehst den ‚Weg' im Menschen, während ich genau angebe, daß der Mensch zuerst die ökonomische Lösung finden und dann umsetzen muß. Auf deine Psychologie und deine Ethik pfeife ich. Ich weiß sehr wohl, daß nur sozialistische Wirtschaftsverhältnisse die gleichnamige Gesellschaft ergeben werden. Mit Predigten erreichst du das, was die Kirche in 20 Jahrhunderten Propaganda erreicht hat."*[67]

Auf Rizzis Artikel folgte eine weitere Entgegnung Violas,[68] die alle im Begriff „Marxist" enthaltenen Aporien und Zweideutigkeiten hinsichtlich der Frage des Staates aufführte. Rizzi wurde deshalb gebeten, sich nicht mehr als Marxist zu bezeichnen, sondern sich besser bei einer der Strömungen der ebenfalls weitläufigen anarchistischen Bewegung einzuordnen. Laut Viola stellte die weitere Selbstbezeichnung Rizzis als „Marxist" ein Hindernis für das gegenseitige Verständnis dar und bot überdies Anlaß für künftige Mißverständnisse beim Begreifen seiner Theorie, die Viola als *„im Wesen anarchistisch"* empfand. Viola zufolge übernahm man Marx entweder pauschal oder man lehnte ihn pauschal ab, ein Drittes gab es nicht.[69]

In seinem letzten Beitrag verwies Rizzi, der die Antwort auf viele durch den Beitrag Violas aufgeworfene Fragen schuldig blieb, weil dies *„viel Platz und viel Geduld seitens der Leser"* erfordert hätte, dennoch erneut darauf hin, daß *„der dialektische Materialismus die Grundlage des Marxismus ist, beziehungsweise die soziologische Theorie, die ausschließlich das ökonomische Faktum, soweit es das Gesellschaftsgebäude und die Leitlinie einer Geschichtsepoche formt, für den bestimmenden Beweggrund hält. Sobald einer so denkt, wird er Marxist genannt, und genau aus diesem Grund muß ich mich für einen halten. Von dieser Methode der soziologischen und historischen Untersuchung ist nun nicht gesagt, daß alle Materialisten daraus dieselben Schlußfolgerungen oder dieselben wesentlichen Punkte der revolutionären Strategie ziehen müssen. Die von Marx gefolgerten sind meines Erachtens in Rauch aufgegan-*

66 C.R. Viola, In risposta a „discorrendo di socialismo (e di marxismo)", in: Previsioni, 3-4/Apr.-Sept. 1957, S. 26-28.
67 Bruno Rizzi, Marxismo e Socialismo, in: Previsioni, 9/Apr.-Juni 1958, S. 24/25.
68 Viola Espero, Per un incontro senza equivoci, in: Previsioni, 9/Apr.-Juni 1958, S. 25-28.
69 Ebd., S. 25.

gen. Nicht infolge meiner Kritik, sondern angesichts der geschichtlichen Erfahrung. Ich stimme daher mit Marx in der Methode überein und bin gegen Marx hinsichtlich der sozialistischen Thesen, die er aus seinen Studien zog. Das Leitmotiv von Viola und aller anarchistischen Genossen ist, daß der Mensch schlechthin die endgültige Instanz *der Gesellschaftsentwicklung ist. Daß der Mensch der gesellschaftliche Akteur sein muß, kann und will niemand leugnen. Hunde, Katzen und Affen können nicht an seine Stelle treten, sie bleiben in der Gesellschaft der Hunde, Katzen und Affen unter sich. Was ich unbedingt betonen will"*, fuhr Rizzi fort, *„ist, daß der Mensch nicht die Gesellschaft verändert, wenn er Jurisprudenz, Politik, Philosophie oder Religion betreibt. Wenn er indes auf das ökonomische Faktum einwirkt, verspürt der gesamte Gesellschaftskörper die Rückwirkungen und paßt sich den zuvor eingeführten ökonomischen Maßnahmen an. Deshalb ist das ökonomische Faktum ausschlaggebend und nicht der Mensch schlechthin, auch nicht in* letzter Instanz. *Alles in der Gesellschaft geht vom Menschen aus, das ist eine Binsenweisheit, aber Christus richtete mit der Moral nichts aus und Robespierre mit dem Recht und der Politik ebensowenig. Lenin und Stalin haben indes mit der Ökonomie etwas bewirkt, sie schufen eine neue Gesellschaft. Weil sie aber ausgerechnet in der Ökonomie Fehler machten, kam nichts Gutes dabei heraus."*[70]

Nachdem diese beiden Punkte festgelegt waren, wünschte er sich, daß die *„Polemik Rizzi-Viola" „ausgeglichener werden"* würde. Seine Feindschaft gegenüber der Ethik, Pädagogik und Psychologie blieb unverändert, denn als Soziologe interessierte er sich nur für die *„Gesellschaft an und für sich, deren Kernzelle nicht der Mensch, wohl aber der Betrieb"* ist,[71] das heißt, das in einer bestimmten Epoche wirksame *Produktionsverhältnis*. Ohne große Umschweife ergab sich aus Rizzis Ansatz zwar nicht gerade eine Ablehnung der Politik, aber doch zumindest eine starke Beschneidung ihrer Rolle im Prozeß der Gesellschaftsumwandlung. Seine weitere Haltung gegenüber der Ökonomie präzisierte er wie folgt: *„Es bedarf einer Aktion, sagen wir ruhig, einer politischen, nämlich der physischen Anstrengung einer Klasse, die ihre Ausbeuter niederschlägt. Taten also, kein Geschwätz. Doch sobald die Macht errungen ist, werden dieselben Kräfte, die das bewerkstelligt haben, sie den Organen der Verbraucher und Produzenten zurückgeben und sich ihnen ebenfalls zur Verfügung stellen müssen."*[72]

Das ist die Rolle, die Rizzi der sogenannten *Bedeutung* der Politik zuschreibt.[73]

In derselben Ausgabe der Zeitschrift erschien außerdem ein Artikel von Domenico Falco, der vom Verlauf einer Polemik berichtete, der sich die *„wichtigsten Namen der europäischen marxistischen Kritik"* widmeten. Sie hatte Rizzi und seine Kritik des „bürokratischen Kollektivismus" zum Gegenstand und entfaltete sich in eben jenen Monaten auf den Seiten der von Boris Souvarine geleiteten Zeitschrift, „Le Contrat Social". Diese Polemik wurde durch eine Schrift des Surrealisten Georges Henein aus-

70 Bruno Rizzi, Marxismo e Anarchismo, in: Previsioni, 12/Dez. 1959, S. 6/7.
71 Ebd., S. 7.
72 Bruno Rizzi, Potere e Proprietà, a.a.O., S. 23.
73 Es ist also kein politischer Weg gewesen, den Rizzi gesucht hat - wie Nico Berti behauptete -, sondern vielmehr ein auf einem sozialistischen Produktionsverhältnis beruhender Weg, der die Ausbeutung abschaffen und Freiheit und Wohlstand auf internationaler Stufenleiter ermöglichen sollte; vgl., Nico Berti, Bruno Rizzi tra marxismo, anarchismo e liberalsocialismo, a.a.O., S. 69.

gelöst,[74] auf die verschiedene Beiträge und Präzisierungen folgten.[75] Obwohl er seine Befriedigung darüber, daß eine so wichtige Debatte in einer angesehenen französischen Zeitschrift stattfand, nicht verhehlte, verkündete Falco abschließend seine *„tiefe Beschämung, daß in diesem Jahrhundert der Pygmäen selbst die sogenannten ‚freien' Publikationen von einer ähnlich eingehenden politisch-historischen Würdigung eines großen Mannes, dem die Bewegung und der echte Sozialismus bis heute so viel verdanken, willentlich"* absehen würden.[76]

Damit kam die Auseinandersetzung zwischen dem „Marxisten" Rizzi und den „Anarchisten" Viola und Renato Souvarine zum Abschluß. Mit einem Übermaß an Details erläutert die Diskussion die gegenseitigen Positionen: Jene des „untypischen" Marxisten, der zwar die Methode von Marx akzeptiert, aber die sozialistischen Thesen ablehnt, die dieser aus seinen Studien zog, und jene der Anarchisten, die den „Menschen" schlechthin, seine Impulse und seine revolutionäre Spontaneität in den Mittelpunkt ihrer Betrachtung und politischen Aktion stellen. Der Nutzen dieses Zusammentreffens und dieser Auseinandersetzung bestand auch in der Wiederaufnahme eines Diskussionsfadens und der Wiederherstellung eines Diskurses, der seit dem Ende der Ersten Internationale hoffnungslos unterbrochen war. Von da an hatte nämlich jede Richtung ihren eigenen Weg verfolgt und den Graben, der sich zwischen den beiden Strömungen aufgetan hatte, immer mehr vertieft: die marxistische Strömung, die immer mehr auf die Eroberung der politischen Macht und des Staates abzielte, und die anarchistische Strömung, die von ihrer Neigung her jeder staatlichen Macht und Autorität abhold war.

Über die ideologischen Zäune hinweg blitzte für einen Augenblick in all seiner kristallklaren Problematik der tiefe Sinn eines abgebrochenen, aber nicht beendeten Diskurses und Nachdenkens auf. Viel später, in einem völlig gewandelten kulturellen Klima, räumte Rizzi ein, daß *„Männer wie Proudhon, Bakunin, Cafiero, Merlino und viele andere mit verblüffender Genauigkeit vorhersagten, welche Sorte Sozialismus aus der marxistischen Realisierung der Diktatur des Proletariats und der Staatswirtschaft herauskommen wird. Diese Männer verfügten über eine Sehergabe, die heute noch verwundert. Als man sie danach fragte, wie sie das Gesellschaftsleben praktisch zu organisieren gedächten, hatten sie allerdings nichts zur Hand. ‚Organisation' war ihnen bereits ein Fluch, Quelle gerade der Autorität, die sie aufheben wollten... Schließlich stieß die soziologische und namentlich die ökonomische Lücke, die der*

---

74 Vgl. Georges Henein, Bruno R. et la „nouvelle classe", in: Le Contrat Social, 6/Nov. 1958, S. 365-368.

75 In „Le Contrat Social" erschien außerdem noch ein Artikel von Pierre Naville, worin er verkündete, *„daß die ‚Managerial Revolution' von James Burnham schlichtweg eine Kopie von Bruno Rizzis ‚La Bureaucratisation du Monde' war"* (James Burnham, Das Regime der Manager, Stuttgart 1948, AdÜ); vgl. Pierre Naville, Un revenant: Bruno R. (Le Contrat Social, 1/Jan. 1959, S. 60-61). In der folgenden Nummer (Le Contrat Social, 2/März 1959) wurde ein Artikel Rizzis (La nouvelle classe, S. 119-120) veröffentlicht, sowie ein „Lettre de Hal Draper" (S. 120/121) und ein Auszug aus einem „Lettre de René Selitrenny" (S. 121), auf den eine Anmerkung von Souvarine folgte. In der Mainummer (Le Contrat Social 3/Mai 1959) erschienen eine Präzisierung von Georges Henein (Un „nouvelle classe", S. 186) und ein kurzer Auszug eines von Rizzi eingesandten Briefes als Erwiderung auf den Brief von Hal Draper, den Souvarine für angebracht hielt, in seiner Gesamtheit zensieren zu müssen.

76 Domenico Falco, Polemica marxista, in: Previsioni, 12/Dez. 1959, S. 7.

Anarchismus aufwies, die Massen ausgerechnet von der sozialistischen Bewegung ab, die sehr wohl die verderbliche Rolle des Staates geahnt hatte."[77]
In den folgenden Jahren arbeitete Rizzi mit der italo-amerikanischen libertären Zeitschrift „Controcorrente" zusammen, in der er Ende der fünfziger bis Anfang der sechziger Jahre verschiedene Beiträge veröffentlichte und sich einige polemische Gefechte lieferte. Ende 1961 brach infolge der Veröffentlichung eines Aufsatzes in „Critica Sociale"[78] zeitweilig deren konformistische Haltung auf, die für gewöhnlich unter jenen herrschte, die die Zeitschrift von den Portici Settentrionali weiterführten,[79] und über mehrere Monate hinweg folgten aufeinander mehr als zwanzig durch Rizzis Text hervorgerufene Beiträge zu der Debatte. Darunter befand sich auch ein Artikel von Viola, der die Meinung äußerte, daß *„der traditionelle Anarchismus"* es dringend nötig habe, *„sich wieder aus der vitalen Quelle der Wissenschaft zu stärken"*, wolle er nicht *„in der Klausur eines absurden sentimentalen und harschen Puritanismus ersticken"*.[80]
Und unerwartet erklärte er sich zu einem Marxisten, *„falls Marxist zu sein heißt, eine möglichst rigorose wissenschaftliche Methode zur Interpretation der Geschichte in Anspruch zu nehmen"*, und er verkündete auch, *„die tatsächliche Substanz des Sozialismus von Rizzi"* zu teilen. Damit beendete er ein für allemal die *querelle*, die ihn unlängst zu Rizzis Widerpart gemacht hatte.[81]
Die sich auf den Seiten der „Critica Sociale" entfaltende Diskussion trat rasch über die beruhigenden Dämme, innerhalb derer sich die „sozialistische Theorie" seit langem bewegt hatte, und lief ernsthaft Gefahr, der Kontrolle zu entgleiten und die Eckpfeiler der marxistischen sozialen Vulgata in Frage zu stellen. Daher beschloß die Direktion *ex abrupto* und ohne große Vorreden eine Auseinandersetzung abzubrechen, die recht heikel werden konnte und zudem schwer zu steuern war. Wie sehr auch die von Filippo Turati gegründete Wochenschrift eine beträchtliche Freiheit in der Recherche genießen mochte, im Grunde war sie doch stets die theoretische Schule des „Partito Socialista Italiano".
Mit dem Ausbruch der '68er-Unruhen öffnete sich eine ganz neue und unerhoffte ereignisreiche Phase. Der französische Mai markierte für Rizzi tatsächlich den Beginn einer zweiten Jugend. Der über die französischen Alpen wehende Wind bewirkte auch, daß sein Verkehr und der Austausch mit dem libertären Milieu immer enger wurde, und von der zweiten Hälfte des Jahres 1968 an erschienen viele Beiträge von ihm in der „Umanità Nova". Viele Jahre waren vergangen, seitdem er mit seinen Diskussionspartnern das Florett gekreuzt hatte, doch die Leidenschaft, mit der er seine Argumente darlegte, war keineswegs geschmälert. Aus seiner Sicht war die Gefahr, die sich am Horizont des Studenten- und Arbeiterprotestes am ehesten abzeichnete, die einer Hinwendung der Bewegung zur „Politik". In einem Kaleidoskop der gegensätzlichsten

77 Bruno Rizzi, La contestazione marxista ed i suoi precursori, in: Rassegna Italiana di Sociologia, 1/Jan.-März 1969, S. 93-107, hier S. 95.
78 Bruno Rizzi, Socialismo e colletivismo burocratico, in: Critica Sociale, 22/20. Nov. 1961, S. 563-567.
79 Portici Settentrionali: 1873 auf der linken Seite des Mailänder Domplatzes erbauter Gebäudekomplex, in dem im 4. Stock der Hausnummer 23 der Führer der Sozialisten Filippo Turati mit seiner russischen Lebensgefährtin Anna Kuliscioff residierte und die „Critica Sociale" herausgab (AdÜ).
80 C. R. Viola, La costruzione del socialismo, in: Critica Sociale, 4/20. Febr. 1962, S. 97.
81 Ebd., S. 98.

Fahnen und Zeichen konnte eine solche Möglichkeit bei einer theoretisch kaum vorbereiteten Jugend, die deshalb für die „Berufsrevolutionäre" eine leichte Beute war, nicht übersehen werden. Im Überschwang der Gefühle bestand die größte Gefahr darin, eine Reihe von Irrtümern zu begehen, die von der Geschichte, oftmals auf tragische Weise, bereits widerlegt worden waren. In der Absicht, seine Erfahrungen den mehr oder minder Jugendlichen zur Verfügung zu stellen, versuchte er, in „La contestazione marxista ed i suoi precursori" („Der marxistische Protest und seine Vorläufer") eine Bilanz zu erstellen.[82] Seine Hoffnung war, aufgrund der Erfahrung der revolutionären Bewegung Grundelemente dafür zu liefern, daß die Bewegung ihre theoretische Plattform *ex novo* begründen könnte. Seines Erachtens waren die „Prioritäten" folgende:
Indem er sich auf die radikale Ablehnung der *„Berufspolitiker und Berufsgewerkschafter"* durch die Bewegung stützte, hielt er es erstens für fundamental wichtig, eine Methode zu finden, die das Fortbestehen eines festen Amtes vermeidet, das andernfalls mit der umgehenden Niederlage bestraft wird. Es war die *„äußerst dringende aktuelle Organisationsfrage"*, die sich der neuen Bewegung stellte, wollte sie nicht *„entarten wie die anderen"*. Um dies zu bewerkstelligen, reichte es nicht aus, es zu *wollen*, sondern man mußte *„die Rotation der Ämter einführen und das Organisationssystem in Schwung bringen"*.[83]
Um, zweitens, zu einer ernst zu nehmenden Angelegenheit zu werden, mußte die Protestbewegung *„sich selbst suchen"*, und dies konnte sie nicht dadurch tun, daß sie *„das Durcheinander der von ihren Vorläufern in fünfzig Jahren politischer Niederlagen und gesellschaftlicher Enttäuschungen erlebten Erfahrungen wiederholte"*.[84]
Drittens mußte man *„die alten und neuen proletarischen Idole entlarven oder herabsetzen"*, die *„die vierzigjährige kommunistische Mystifikation und die ebenso alte sozialistische Nichtigkeit dokumentieren"*. Und außerdem mußte man *„den Arbeitern der Welt verdeutlichen, daß man mit dem Staat nicht zum Sozialismus voranschreitet, sondern zurück in eine Art Staatssklaverei"*.[85] Ferner hielt er Bezeichnungen wie *„Konsumgesellschaft, Massengesellschaft oder Industriegesellschaft"*, die gerade in jenen Jahren in den politologischen und soziologischen Debatten auftauchten, für abwegig und sinnlos. Wir erinnern uns, daß laut Rizzi die menschliche Gesellschaft auf einem bestimmten Wirtschaftssystem, auf bestimmten Gesellschaftsklassen und auf einer entsprechenden politischen und juristischen Herrschaftsform beruht. Sich *„unbestimmt auf den Konsum, die Industrie oder die Masse"* zu beziehen, bedeutete deshalb nichts anderes, *„als gebrauche man soziologisches Gurgelwasser. Zudem hat sich die* Technik *seit der von Marx thematisierten ‚industriellen Revolution' fünf- oder sechsmal geändert, ohne daß die Gesellschaftsform im geringsten davon berührt wurde. Die* Technik *hat mit der* Ökonomie *überhaupt nichts zu schaffen"*,[86] oder besser, sie hat nichts zu tun mit der Vorstellung, die Rizzi von der *Ökonomie* hatte.
Im Positiven machte er sich die während des französischen Mai von den radikalsten Teilen der Protestbewegung ausgegebene Parole von der generalisierten Selbstver-

82 Bruno Rizzi, La contestazione marxista ed i suoi precursori, a.a.O..
83 Ebd., S. 97.
84 Ebd., S. 105.
85 Ebd., S. 103.
86 Ebd., S. 102.

waltung zu eigen, die in Italien nur am Rande aufgenommen wurde, und lancierte sie. Dazu kamen als Ergebnis seiner theoretischen Recherche eine Reihe von Punkten, die auf die Verdeutlichung der Bedeutung des *Produktionsverhältnisses* abzielten: *„Entweder zeigt sich die revolutionäre Protestbewegung der Situation gewachsen oder sie wird vom nationalistischen Protest überwältigt. Dem letzteren muß sofort begegnet werden: im ideologischen Wettstreit, falls man auf dem Boden der Demokratie verbleibt, mit Gewalt, sofern man zu ihr greifen will. Wie die Dinge stehen, kommt man sonst nicht weiter. Eine historische Epoche ist beendet. Entweder Sozialismus oder Barbarei."*[87]

Eine weitere dringende Priorität der Bewegung lag seines Erachtens darin, die Geschicke des Sozialismus von denen des Marxismus zu trennen und zwar nicht nur und ausschließlich auf semantischem Gebiet, sondern vielmehr auf inhaltlichem, denn Sozialismus und Marxismus als sinnverwandte Wörter zu gebrauchen, hatte *„tödliche Folgen für die Bewegung und das Proletariat"* gehabt.[88] Die schwere Verfehlung von Marx bestand seiner Meinung darin, zu wenig Marxist gewesen zu sein, und als er einem neuen soziologischen Prinzip Gestalt und Farbe verlieh, *„zog er übereilte Schlüsse, die vorschnell und notgedrungen verfehlt waren, da sie einer ziemlich unvollständigen Theorie entnommen wurden, aus der er nur das soziologische Leitprinzip herauskristallisiert hatte"*.[89]

Dies genügte jedoch, um seine Kritik systematisch zu unterdrücken, und für die *„Sozialisten der ganzen Welt wurde der Marxismus gleichbedeutend mit dem Sozialismus"*. So hatte man jahrelang für *„die bitteren Folgen dieses Schwindels"* zu büßen.[90] Die Feststellung, das marxistische Monopol habe zur *„Entartung und zum débacle geführt"*, verwies in aller Schärfe auf die *„theoretische und praktische Niederlage des Marxismus"*. Zugleich war Rizzi aber fest davon überzeugt, daß es ein schwerer Fehler sei, daraus die Niederlage des Sozialismus zu schlußfolgern, denn gerade *„den marxistischen Fehlern (hat man) den Hinweis auf den zu verfolgenden Weg zu entnehmen, um im Licht des soziologischen Prinzips des Marxismus, dem beinahe einzigen Überbleibsel aus dem Ruin all dessen, was Marx aus einem unschätzbaren, der Natur der menschlichen Gesellschaft abgerungenen Fundus vorausgesagt und abgeleitet hat, zu einer klassenlosen und fortschrittlichen Gesellschaft zu gelangen"*.[91]

Dies ist, in Kürze, das Raster, um das sich seine vielen militanten Einmischungen drehten, die auf den Seiten von „Umanità Nova" und anderen Zeitschriften der Bewegung Aufnahme fanden, neben den im eigentlichen Sinne wissenschaftlichen Interventionen, die sie ergänzten.[92]

Im Oktober 1971 erschien einer seiner Texte in „A Rivista anarchica", der dem wichtigsten Ereignis jenes Jahres gewidmet war, das einen starken Einfluß auf die künftige

---

87 Ebd., S. 106.
88 Bruno Rizzi, Socialismo e marxismo, in: Umanità Nova, 8. Aug. 1970, S. 3.
89 Ebd.
90 Ebd.
91 Ebd.
92 Zwischen 1963 und 1971 erschienen insgesamt zwölf „wissenschaftliche" Artikel Rizzis in der „Rassegna Italiana di Sociologia" und in „Il Mulino". Eine vollständige Liste der von Rizzi zwischen 1946 und 1975 verfaßten Artikel (über 90) ist im Anhang zur italienischen Ausgabe von „La Burocratizzazione del Mondo" enthalten (vgl. Fußnote 2).

politisch-ökonomische Weltordnung ausüben sollte, nämlich die Abkoppelung des Dollars vom *Goldstandard*. Die von Rizzi vertretene und *„von der Redaktion der Zeitschrift völlig geteilte"* These, die es vermied, sich auf den kontradiktorischen Nebel der Spezialistendispute einzulassen, führte den Vorfall auf die Eckdaten der allgemeinen Erscheinung zurück, von der die „Dollarkrise" bloß ein Aspekt war: das fortschreitende Absterben des freien Marktes und die parallele Durchsetzung eines neuen Produktionsverhältnisses, das nicht mehr kapitalistisch war, aber auch nicht sozialistisch. Mit der von Nixon ergriffenen Maßnahme, betonte Rizzi, erhielt das kapitalistische System *„einen weiteren kräftigen Schlag wie 1929"* mit den darauf folgenden Maßnahmen des Rooseveltschen *New Deal*.[93] Im Zusammenbruch der amerikanischen Währung sah er *„den Wendepunkt der Entartung des Währungssektors im kapitalistischen Wirtschaftssystem"*. Durch die Weigerung, Banknoten, wie es bislang in der ganzen Geschichte des kapitalistischen Systems der Fall war, in Edelmetalle zu wechseln, gestand man ein, daß das Geld nicht fähig ist, weiterhin *„die Rolle einer Tauschwährung zu spielen"* und folglich *„zu einem Konsumgut und, wie der Rubel in Rußland, zu einem Maß für Zeit und Arbeit wird. Das ist der Sinn der ‚Dollarkrise'"*.[94]
Die Unfähigkeit, das Ausmaß der Operation vollständig zu begreifen, liegt darin begründet, daß die Paarung Währung - Arbeit ein völlig neues Wirtschaftsinstrument war, denn *„niemals zuvor auf der Welt und in der Geschichte wurde die Verteilung der Produkte auf diese Weise gelöst"*. Wer gewährleistete sie nun? Nicht mehr das Gold, sondern der auf dem Markt vorhandene Warenbestand und in letzter Instanz die Produktion. Das seines Sachwertes entblößte Geld zwang deshalb zu einer Reihe von Maßnahmen, die zum Abbau des Marktes und zu einer immer mehr unmittelbar vom Staat gelenkten Wirtschaft führten. Dieser wurde somit zum Organismus, der die Macht hatte, den Geldwert und auch die Menge des im Umlauf befindlichen Geldes festzulegen.
Mit der Dollarschlappe begann Rizzi zufolge *„die weltweite Talfahrt des merkantilen Wirtschaftssystems"*, eine Phase, die nicht durch traumatische Ereignisse geprägt oder bewußt wahrgenommen wird: *„Wir haben uns bereits irgendwie an eine neue Welt gewöhnt, die ohne unser Dazutun vor unserer Nase entstanden ist. Bald werden die Staatsbonzen als Lehnsherren amtieren und die Staatsarbeiter als ihre Knechte."*[95]
Diese Analyse konnte beispielhaft durch eine Ökonomie wie die sowjetische bestätigt werden, in der die zyklischen Krisen ausgeschaltet worden waren. Bei dieser erlebte man eine endemische Unterproduktionskrise, die sogenannten Rezessionen nämlich, die in jenen Jahren bereits anfingen, sich auch in den westlichen Ländern bemerkbar zu machen, was gerade die Währungsschwierigkeiten in diesen Staaten offenbarten. Zum Abschluß des Artikels, worin er künftige Zusammenbrüche dieses „neuen" Wirtschaftsmodells prophezeite, machte er geltend, daß das einzige Heil in der Internationale liegt: *„Vor hundert Jahren schufen unsere Großeltern wenigstens das Emblem, wir haben sogar die Überbleibsel verloren: Proletarier aller Länder, was seid ihr uneins!"*[96]

---

93 Bruno Rizzi, Scacco al re, in: A Rivista anarchica, 7/Okt. 1971, S. 11/12, hier S. 11.
94 Ebd.
95 Ebd.
96 Ebd., S. 12.

Als sich die internationale Krise vertiefte, mehrten sich auch die Anzeichen, die in Rizzis Augen die Annahme einer beginnenden Gesellschaftsumwandlung im Westen wahrscheinlich werden ließen. Die Ölkrise von 1973, vor allem aber der Anstieg der Inflation, der sich in jenen Jahren in allen größeren Industrieländern vollzog, hielt er für *„den größten Agenten, den Motor im Rückwärtsgang"*, der *„die ökonomischen Gewässer in den großen Teich des Staates"* umleitet. Dieses Thema behandelte auch ein Text, der 1974 auf den Seiten der gleichen Zeitschrift erschienen ist.[97]
An die schon vor drei Jahren erstellte Diagnose wieder anknüpfend, bemerkte Rizzi darin, daß bei einer tatsächlichen *„Inflation von Geld und Arbeit"* unbedingt mehr konsumiert als produziert werde.[98] Sofern das Geld also das Maß der *Arbeit* war, mußte es, damit es Wert annahm, eine relative Entsprechung in *„verkäuflichen Produkten haben. Und sofern sich die Inflation"* als *„allgemeiner Tatbestand"* darstellte, bedeutete dies, daß die verkäuflichen Produkte sich nicht als hinreichend erwiesen. *„Folglich steigen die ‚Preise', und mit den gebührenden Folgen breitet sich die Inflation aus."*[99] Demnach war der gewaltige Anstieg des Inflationsprozesses auf der Bühne der westlichen Länder als ein Phänomen der Unterproduktion einzuschätzen, das ein Übergewicht des Konsums über die Produktion anzeigte, wobei das Manko der letzteren durch die Ausgabe von Papiergeld übertüncht wurde. Daraus folgerte Rizzi, daß man zum ersten Mal in der Geschichte *„allmählich und ohne es zu wissen zu einem Umkippen des Zirkulationssystems"* gelangte.[100] Seiner Ansicht nach waren gesellschaftliche Veränderungen langwierig, und jene durch diesen Prozeß in Gang gebrachte war erst am Anfang: *„Man muß die Richtung anzeigen, und dann läßt sich ahnen, wo es enden wird."* Die spürbaren Rückwirkungen dieser Änderung begannen sich indessen in den westlichen politischen Herrschaftsformen und namentlich in den Vereinigten Staaten zu offenbaren, und zwar in einer Zunahme des Autoritarismus und der an strategischen Punkten des Globus ausgeübten politischen und militärischen Zentralisierung, die den vollen *„ökonomischen Terror und sein Spektakel"* in offenkundiger Weise zur Entfaltung brachten. Inflation und Rezession waren daher, entgegen dem, was man gemeinhin von ihnen dachte, Rizzi zufolge nicht mehr *„Symptome für eine Krise des alten Kapitalismus, sondern für den bürokratischen Kollektivismus"*.[101]
Seine Analyse bekräftigte sozusagen, was er schon 1939 in „La Bureaucratisation du Monde" theoretisiert hatte, als er in der Übereinstimmung der totalitären Länder die erklärte Absicht erahnte, den weltweiten Kapitalismus niederzuschlagen, um ihn durch eigene Herrschaftsformen zu ersetzen, die auf dem *Klasseneigentum* beruhten. Das Phänomen der *Bürokratisierung* war zwar zeitweilig durch die Niederlage der totalitären Länder zu einem Halt gekommen, trotzdem - dachte Rizzi - setzte sich der Prozeß im Untergrund unaufhaltsam fort, selbst in den sogenannten bürgerlichen Demokra-

97 Bruno Rizzi, Il suicidio del capitalismo, in: A Rivista anarchica 8/Nov. 1974, S. 6-10. Der gleiche Artikel wurde, leicht erweitert und mit einem im Anhang wiedergegebenen Briefwechsel, von Howard Moss unter dem Titel „L'inedito di Bruno Rizzi ‚inflazione e controrivoluzione'" neu herausgegeben, in: Il Politico, 149/Jan.-März 1989, S. 19-41.
98 Ebd., S. 7.
99 Ebd., S. 8.
100 Ebd., S. 9.
101 Ebd., S. 10.

tien. Und das seit der Nachkriegszeit zunehmende Gewicht des Staates im Wirtschaftsleben aller westlichen Länder wurde von ihm als eine Bestätigung seiner Diagnose aufgefaßt.
In seinen letzten Lebensjahren legte Rizzi Hand an die Neuordnung seiner Schriften und die Vertiefung seiner früheren Untersuchungen, mit besonderer Berücksichtigung des *sozialistischen Produktionsverhältnisses.*[102] Er nahm auch die Neuauflage einiger während des Pariser Exils verfaßten Arbeiten in Angriff, insbesondere derjenigen, die er für die wichtigste hielt, „La Rovina Antica e L'Età Feudale". Ab und zu erschienen seine Artikel in Zeitschriften der Bewegung, und er verfolgte weiterhin aus der Nähe und mit unverändertem Interesse und mit Anteilnahme die politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen, die sich in jenen Jahren in Italien zutrugen.
Doch insgesamt wurden sein Denken und die Ergebnisse seiner vierzigjährigen Recherchen, die in anderen Ländern aufmerksam erörtert und reflektiert wurden, außer in seltenen Ausnahmen, in Italien im Grunde genommen ignoriert, denn, wie er selbst schrieb: *„Die politische Leidenschaft und die philosophische oder elementare Spekulation warfen und werfen mehr als einige unangenehme und grobe ökonomische Fragen auf. Sie passen eher zur Persönlichkeit der modernen Magier, die sich der politischen Karriere verschrieben haben, aber wir zahlen seit einem Jahrhundert für unsere Ignoranz und die Scharlatanen gewährte Ermächtigung."*[103]
Seine offene und unbeugsame Feindschaft gegenüber allem, was mit der traditionellen kommunistischen Politik und ihrem Abfall zusammenhing, war der Grund für jenen Boykott und jene *„Verschwörung des Schweigens"*, die nicht nur verhinderten, daß über ihn diskutiert wurde und seine Schriften zirkulierten, sondern auch dafür, daß er in den Bereich des „wissenschaftlich Unzeitgemäßen" verwiesen wurde, das wir heute mehr denn je als dringend und zeitgemäß empfinden.

Übersetzung aus dem Italienischen: Egon Günther

102 Bruno Rizzi, Socialismo infantile, 4 Bde., Bussolengo, 1969-1970, insbesondere Bd. 1 (Bilanci e sbilanci del marxismo), S. 7-62.
103 Bruno Rizzi, L'inedito di Bruno Rizzi „inflazione e controrivoluzione", a.a.O., S. 26.

Charles Jacquier

Das Exil des Julien Coffinet oder Ein häretischer Marxist in Montevideo

Vor dem Krieg

Am 3. September 1939, zehn Tag nach der Unterzeichnung des deutsch-sowjetischen Beistandspaktes und zwei Tage nach dem Überfall auf Polen, erklärten erst Großbritannien und dann Frankreich dem Deutschen Reich den Krieg. Seit dem Machtantritt Hitlers am 30. Januar 1933 hatte es zahlreiche Anzeichen für einen neuen Weltkrieg gegeben, insbesondere die Münchener Krise vom September 1938. Wenn man einmal für einen Moment von der Betrachtung der Geschichte internationaler Beziehungen und des Kräfteverhältnisses zwischen imperialistischen Staaten absieht und stattdessen den Standpunkt einer Arbeiterbewegung einnimmt, deren Existenzberechtigung in ihrer Klassenautonomie liegt, sollte man sich auf folgende Äußerung von Jean-Daniel Martinet besinnen: *„Natürlich besteht überhaupt kein Grund, stolz darauf zu sein, für (oder gegen) München gewesen zu sein: Die Ereignisse von 1938,* bei denen die Arbeiterbewegung im eigentlichen Sinne gar keine Rolle mehr spielte, *sind nichts als die bittere Konsequenz aus der großen Kapitulation von 1936: Die Fabrikbesetzungen in Frankreich und vor allem die spanische Revolution waren, im nachhinein betrachtet, die letzte Gelegenheit, das Schicksal der Arbeiterklasse zu wenden. Wir haben sie nicht nutzen können. So blieb uns nichts anderes übrig, als den Preis dafür zu bezahlen und der Welle des Krieges ihren Lauf zu lassen.* Die Stunde des Klassenkampfes war bis auf weiteres vorüber, *was die widersprüchlichen Optionen aufrichtiger Aktivisten erklärt: die einen entschieden sich fürs Abwarten, andere für den Widerstand, manche sogar für die Arbeitscharta Pétains!"*[1]

Das mag zum Verständnis für manches überraschende oder paradoxe Verhalten von Seiten engagierter Revolutionäre während der Zeit von 1939-1945 beitragen, aber auch zur Erklärung, warum die Gruppen der extremen Linken allesamt unfähig waren, selbst auf bescheidener Stufenleiter, mit der durch den Kriegsausbruch neu entstandenen Situation, die doch vorhersehbar war, fertig zu werden - ein Unvermögen, das bei der „Confédération Générale du Travail" (CGT) oder der „Section Française de l'Internationale Ouvrière" (SFIO) noch viel größere Dimensionen erreichte.[2] Gründe dafür gibt es viele, und der Wichtigste ist, daß diese Minderheiten eine lange Zeit der Konterrevolution durchstehen mußten, die die Gestalt des Faschismus und des Nationalsozialismus, aber auch des Stalinismus annahm. Am Vorabend des Krieges bereitete die tragische Niederlage des spanischen Anarchosyndikalismus der letzten großen revolutionären Arbeiterbewegung Westeuropas ein blutiges Ende. Auf theoretischer

1 Jean-Daniel Martinet, La revue „Esprit" au secours de l'impérialisme stalinien, in: La Révolution prolétarienne, 312 (Nouvelle série 11)/Februar 1948, S. 1-3 (321-323), hier S. 1 (321).

2 Vgl. Jean Rabaut, Tout est possible! Les „gauchistes" français 1927-1944, Paris 1974, S. 324. Victor Serge spricht von einer *„vollständige(n) Auflösung der Arbeiterorganisationen"* (Erinnerungen eines Revolutionärs 1901-1941, Hamburg 1990, S. 407).

Ebene mußten diese revolutionären Minderheiten eine Antwort auf die Frage nach dem Wesen der UdSSR finden - und sich folglich vom sozialistischen Charakter des Sowjetexperiments verabschieden, was für viele schwierig, für manche unmöglich war -, aber auch das Ausmaß der grundlegenden Veränderungen begreifen, die sich in den kapitalistischen Gesellschaftsstrukturen nach dem Krieg von 1914-1918 und der Krise von 1929 vollzogen hatten. Fügt man diesen strukturellen Problemen noch die Repression von Regierungsseite und schließlich das Fiasko vom Mai/Juni 1940 hinzu, kann man leicht verstehen, warum die Reaktionen der Aktivisten im Wesentlichen individueller Natur waren. Jeder handelte gemäß den Umständen, in denen er sich in diesen finsteren Tagen befand, als alle Gewißheiten verloren gingen und alles zusammenzubrechen schien. Es herrschte eine Atmosphäre der Entmutigung, ja der Verzweiflung. Wie Victor Serge am 13. November 1939 an Daniel Bénédite schrieb: *„Wir werden fortan auf einer Eisscholle leben, die von den Meeresströmungen wer weiß wohin getrieben wird und immer mehr Risse bekommt."*[3]

Unterschiedliche individuelle Lebensläufe

Das Schicksal dreier anarchistischer Aktivisten veranschaulicht das Auseinanderbrechen des libertären Milieus, was in ähnlicher Weise auch für die revolutionären Syndikalisten, die Trotzkisten und die revolutionären Sozialisten der „Parti Socialiste Ouvrier Paysan" (PSOP) gilt. Der erste, René Frémont, war Sekretär der „Union Anarchiste".[4] Am 13. März 1939 sprach er vor Mitgliedern aus der Pariser Region: *„Im Kriegsfall müssen die Aktiven ihre Haut retten und eine Untergrundorganisation aufbauen, die es ihnen ermöglicht, untereinander in Verbindung zu bleiben, auch wenn jede offene Propaganda ausgeschlossen ist; auf diese Weise werden sie, wenn die Zeit gekommen ist, im richtigen Moment koordiniert losschlagen können."*[5] Der zweite, André Prudhommeaux, war zusammen mit Voline treibende Kraft der „Fédération anarchiste de langue française". Er schrieb am 15. April 1939 in „L'Espagne nouvelle": *„Der Rückschritt seit Juli 1936 ist zu allgemein, als daß wir eine Chance hätten, wirkungsvoll für unsere eigene Sache zu kämpfen."* Und er fügte hinzu: *„Von wegen, sich für den Kapitalismus abknallen lassen, es sind schon zu viele von uns in Spanien und anderswo gefallen."*[6] Bei Kriegsausbruch ging René Frémont, in Erwartung eines revolutionären Erwachens im Verlauf des Krieges, zu seiner Einheit und wurde im Juni 1940 getötet, während André Prudhommeaux in die Schweiz übersiedelte, wo die Familie seiner Lebensgefährtin wohnte, und dort bis zur Befreiung blieb. Verweilen wir ein wenig länger beim letzten der drei, Charles Ridel, der am „Libertaire" und bei „La Révolution prolétarienne" mitarbeitete, bei der Gründung der Internationalen Gruppe der Durruti-Kolonne dabei war, die kleine Zeitschrift „Révision. Revue d'Études Révolutionnaires" mit herausgab und sich an der gewerkschaftlichen Gruppe

3 Zit. nach Jean Rabaut, Tout est possible!, a.a.O., S. 330.
4 Biographische Angaben zu allen im folgenden erwähnten französischsprachigen Aktivisten finden sich im „Dictionnaire biographique du mouvement ouvrier français. Publié sous la direction de Jean Maitron", Paris 1964ff., der auch auf einer CD-Rom vorliegt (Paris 1997).
5 Zit. nach Jean Maitron, Le mouvement anarchiste en France. II. De 1914 á nos jours, Paris 1983, S. 36/37.
6 Zit. ebd., S. 37.

„Lutte de classes" beteiligte. Ihm gelang es im Herbst 1939, Europa auf einem Schiff in Richtung Lateinamerika zu verlassen. Im November traf er in Argentinien ein und reiste im September des folgenden Jahres nach Chile weiter. Dort begegnete er André Germain wieder, einem französischen Anarchisten, der sich am Ende des spanischen Bürgerkrieges, nach zwei Jahrzehnten sozialer Kämpfe - Spartakusaufstand in Deutschland, Fabrikbesetzungen in Norditalien, spanische Revolution - in Santiago de Chile niedergelassen hatte.[7] In beiden Ländern fügte sich Ridel problemlos in die libertäre und anarchosyndikalistische Bewegung ein, während er gleichzeitig versuchte, die Verbindungen zwischen den Internationalisten wiederherzustellen. Er stand in Kontakt mit der Gruppe „War Commentary" um Marie-Louise Berneri und Vernon Richards in England,[8] für die er einige Artikel schrieb,[9] aber auch mit den italo-amerikanischen Anarchisten der „L'Adunata dei Refrattari" in New York.[10] Natürlich waren die Kontakte mit den nach Lateinamerika Emigrierten - jenem *„Treibgut, das die Flut der europäischen Kriege an diese Strände gespült hat"* - am einfachsten.[11] Der größte Kreis sammelte sich in Mexiko um Julian Gorkin,[12] Marceau Pivert[13] und Victor Serge. So brachte Ridel Marceau Pivert, den einstigen Führer der Revolutionären Linken innerhalb der SFIO, dann des PSOP, mit Julien Coffinet in Kontakt, einem von Marx beeinflußten Sozialisten mit untypischem Werdegang, der damals in Montevideo in Uruguay lebte. Am 24. Februar 1942 fragte letzterer brieflich bei Pivert an, ob dieser sich noch an ihn erinnern könne.[14] So begann seine Korrespondenz mit dem Sozialistenführer.

Julien Coffinet, ein vergessener Aktivist

Der heute vergessene Julien Coffinet war als Kunsthandwerker in der staatlichen Gobelinmanufaktur beschäftigt und Mitglied der Beamtengewerkschaft in der CGT. In seinen politischen Anfängen war er im „Cercle communiste démocratique" von Boris

---

7 Vgl. LM (Louis Mercier), Mort d'André Germain, in: Commission Internationale de Liaison Ouvrière (CILO), 30/November 1964, S. 38.

8 Vgl. Marie Louise Berneri 1918-1949. A Tribute. Published by the Marie Louise Berneri Memorial Committee (London 1949), sowie eine kurze Biographie unter: http://free-zg.hinet.hr/colosseum/anarchists/berneri marie.html. Zu Vernon Richards (alias Vero Recchioni, 1915-2001) vgl. Colin Ward, Ricordando Vernon Richards, in: A rivista anarchica 278/Februar 2002, zugänglich unter: http://www.anarca-bolo.ch/a-rivista/278/15.htm#2.

9 Vgl. die Anthologie The Left & World War II. Selections from War Commentary 1939-1943, London 1989.

10 Er veröffentlicht dort vor allem im Jahre 1941 eine Artikelserie „Al di là del capitalismo", die er in eine mit S. (Santiago) Parane gezeichnete Broschüre, Les anarchistes face à la technocratie, Paris o.J. (1950), wieder aufnahm.

11 Ricardo Piglia, Respiration artificielle, Marseille 2000, S. 16.

12 Vgl. Marc Ferri Ramirez, Julian Gorkin, la vida de un luchador, in: Julian Gorkin, Contro el estalinismo, Barcelona 2001, S. 11-28, und Juan Manuel Vera, Experiencia y pensiamiento antitotalitario en Julian Gorkin, in: ebd., S. 29-43.

13 Vgl. Jacques Kergoat, Marceau Pivert. „Socialiste de gauche", Paris 1994, S. 167-217 (Chapitre 15: Mexico).

14 Brief vom 24. Februar 1942, in: Archives Marceau Pivert, Centre d'histoire sociale du XXe siècle (Université Paris I/Panthéon Sorbonne). Eine Inventarisierung dieses sehr reichhaltigen Bestandes wurde von Gilles Morin durchgeführt. Man findet eine detaillierte Aufstellung in: Bulletin du Centre d'histoire sociale du XXe siècle, 18/1995, S. 106-120 und 21/1998, S. 108-121 sowie unter: http://histoire-social.univ-paris1.fr/Document/Pivert.htm.

Première année. N° 1 Paraît le 15 de chaque mois 15 octobre 1933

LE COMBAT MARXISTE

REDACTION ET ADMINISTRATION : 32, Rue Ménilmontant — Paris (20e)
Abonnements :
Un an ..... 10 frs
Etranger ..... 20 frs

Sommaire : *Pour la rénovation du Parti socialiste* (M. Pommera). — *La conférence de l'I.O.S.* (R. Michaud). — *Les controverses dans le Parti français* (J. Robert). — *Le budget* (J. Coffinet). — *La Vie internationale* (Belgique, Autriche). — *Coups de fleuret.* — *A la C.A.P.* — *Cercle d'études marxistes.*

NOTRE BUT

Crise mondiale, crise de régime, faillite du capitalisme : cette situation fait du socialisme la tâche de la génération présente et assigne aux travailleurs comme objectif concret la conquête du pouvoir.

Mais la révolution prolétarienne, mûre dans les faits, ne l'est pas encore dans les esprits. Le mouvement socialiste est en pleine transition idéologique, ballotté entre les nécessités de la situation nouvelle et ses méthodes de lutte traditionnelles, aujourd'hui périmées.

Le réformisme traditionnel, de moins en moins efficace, se mue en un « néo-socialisme » qui, faute d'une doctrine cohérente, s'inspire des variantes les plus diverses du socialisme utopique d'avant Marx et glisse vers un nationalisme étroit.

La gauche traditionnelle, jadis réaction salutaire contre l'opportunisme, a raison de s'opposer au participationnisme sans principes ni programme de la droite, mais sa politique de propogande abstraite du but final devient source d'inertie à l'époque où le socialisme devient un objectif d'actualité et où l'action du Parti doit entraîner des masses populaires de plus en plus larges vers des objectifs concrets jalonnant le chemin du pouvoir.

La nocivité du bolchevisme, devenu la succursale d'une dictature bureaucratico-policière (dont l'influence s'exerce jusque dans les rangs du Parti S.F.I.O.), n'a plus besoin d'être démontrée.

L'évolution et le heurt de ces tendances condamnent le Parit à l'inaction au moment où son action énergique est plus que jamais nécessaire et où il représente la seule organisation politique de masse du prolétariat.

Notre but n'est pas de concilier des points de vue inconciliables et dont aucun ne répond aux nécessités actuelles du mouvement ouvrier, ni d'ajouter une fraction nouvelle aux fractions déjà existantes pour leur faire une concurrence stérile.

Notre but est de contribuer à la clarification des idées et à la détermination des objectifs précis que le Parti doit s'assigner dans la période présente.

Nous nous adressons à toutes les tendances en les conviant à étudier les problèmes de l'heure à l'aide de la méthode marxiste. Il s'agit de fixer les mesures indispensables à la liquidation socialiste de la crise capitaliste, de les condenser en un programme d'action, et de faire de ce programme la volonté vivante des masses pour en préparer l'application par la conquête du pouvoir.

Un tel programme ne pourra s'inspirer que de la doctrine marxiste. Nous ferons remarquer aux « antidoctrinaires » de la droite que toutes les prévisions de Marx et de ses disciples se réalisent aujourd'hui et que le combat qu'ils prônent sera stérile, voire nocif, sans base marxiste. Nous dirons à la gauche qu'il ne suffit pas de se réclamer de Marx en paroles, mais qu'il faut combattre.

Voilà pourquoi nous créons le **Combat marxiste.**

Pour retrouver sa combativité, le Parti doit vaincre l'opportunisme, surmonter la somnolence de la gauche, secouer les velléités bolchevisantes de quelques jeunes, et se retremper dans le marxisme pour en appliquer, en combattant, les principes à la situation présente. Cette tâche exige le concours de tous les socialistes internationalistes restés fidèles à la conception et à la pratique de la lutte des classes. Elle doit être accomplie si le Parti veut reconquérir la confiance, aujourd'hui ébranlée, des travailleurs.

Cette tâche est urgente. Si le Parti n'engage pas à temps l'action nécessaire, il sera débordé par les menées fascistes et succombera aux coups impitoyables de la réaction. Le Parti a à choisir — que la débâcle allemande lui serve d'avertissement! — entre sa régénération marxiste-révolutionnaire et la reconstruction d'un parti nouveau sur les ruines de l'ancien, sous la terreur blanche et dans l'action illégale.

LE COMBAT MARXISTE.

Souvarine aktiv, den er zusammen mit den Freunden von Lucien Laurat wieder verließ, um der sozialistischen Partei SFIO beizutreten und dort eine neue Strömung, „Le Combat marxiste“, zu begründen, die von 1933-1936 die interessante gleichnamige Zeitschrift herausgab. Während Coffinet am „Bulletin communiste“ des „Cercle communiste démocratique“ ebenso wenig mitarbeitete wie an „La Critique sociale“,

schrieb er hingegen seit 1933 regelmäßig in „Le Combat marxiste" über ökonomische und politische Fragen.[15] Er nahm auch an den Kursen des „Cercle d'études marxistes" von Lucien Laurat und dessen Lebensgefährtin Marcelle Pommera teil, in denen erstmals in Frankreich das Werk von Rosa Luxemburg vorgestellt wurde.[16] Zudem war Coffinet an der Herausgabe einer Broschüre dieses Kreises beteiligt, in der, wie es im namentlich nicht gezeichneten Vorwort heißt, *„im Hinblick auf eine Gegenüberstellung der Hauptthesen des Marxismus mit der heutigen Realität"* eine Auswahl aus den Werken von Marx und Engels getroffen und gleichzeitig auf die Bedeutung von Rosa Luxemburg als *„größte Fortsetzerin ihres Werkes im 20. Jahrhundert"* verwiesen wurde.[17]

In seinem Brief vom 24. Februar 1942 verriet Coffinet Marceau Pivert, daß er nach der Trennung von „Combat marxiste" sein politisches Engagement beendet habe, um sich theoretischen Arbeiten zu widmen, aber dennoch zur gleichen Zeit wie die „Gauche révolutionnaire" aus der sozialistischen Partei ausgeschlossen worden sei. Er war nicht dem PSOP beigetreten, aber mit René Lefeuvre, einem seiner Führer, in Kontakt geblieben und hatte an dessen Zeitschrift „Masses" mitgearbeitet, in der er eine Besprechung von „L'Ere des tyrannies" von Elie Halévy sowie einen Artikel über die „Kriegsökonomie" veröffentlichte.[18] Ende 1937 antwortete er auf eine

Cercle d'Etudes Marxistes

L'Etat et la vie économique

(COURS DE J. COFFINET)

I. — *Le capitalisme mondial*

(Les principales lois du capitalisme; l'accumulation; les monopoles; l'expansion coloniale.)

II. — *L'Etat*

(Luttes de classes; luttes nationales; Etat arbitre et Etat interventionniste; institutions politiques et économie.)

III. — *Economie nationale et Etat*

(Etat producteur et acheteur; crédit public; fiscalité; législation commerciale, sociale, etc...; le mouvement ouvrier dans l'Etat.)

IV. — *Economie nationale et marché mondial*

(Production et commerce internationaux; les changes; guerres économiques.)

V. — *La crise économique*

(Répercussions nationales de la crise; économie dirigée et capitalisme.)

VI. — *L'expérience russe*

(Communisme de guerre; nep; collectivisation des campagnes; l'Etat et l'économie soviétique.)

VII. — *Révolution socialiste*

(Le pouvoir politique et économique; économie de transition.)

Ce cours, qui aura lieu tous les quinze jours, sera suivi d'un cours de notre ami V. Lenoir sur la STRUCTURE DE L'ÉCONOMIE FRANÇAISE, *dont nous publierons le programme détaillé dans le prochain numéro.*

15 S. z.B. Jules Coffinet, Le budget, in: Le Combat marxiste 1/15. Oktober 1933, S. 9/10; ders., Socialisation et Economie dirigée, in: ebd., 5/15. Februar 1934, S. 17/18; ders., Encore la devaluation. L'exemple anglais, in: ebd., 8/15. Mai 1934, S. 18-20; ders., Pour une action positive, in: ebd., 13/1. November 1934, S. 13/14; ders., La menace des Ligues, in: ebd., 25/November 1935, S. 5-7.

16 Lucien Laurat veröffentlichte insbesondere „L'Accumulation du Capital d'après Rosa Luxemburg", Paris 1930. Coffinet leitete auch selbst einen Kurs; s. Cercle d'études marxistes: L'état et la vie économique, Cours de J. Coffinet, in: Le Combat marxiste, 12/1. Oktober 1934, S. 26.

17 S. Albat/J. Coffinet/M. Pineau/R. Sibor, Faillité du marxisme?, Paris o.J. (1934).

18 Julien Coffinet, L'économie de guerre, in: Masses. Revue mensuelle, 1/Januar 1939, S. 26-29; ders., Elie Halévy, L'Ere des tyrannies (note de lecture), in: ebd., S. 43; ders., L'étatisme et le capitalisme, in: ebd., 2/Februar 1939, S. 74-77.

Douzième année. Nouvelle série N° 2. Mars 1937 Le Numéro : UN FRANC

Essais et Combats

ORGANE MENSUEL
DE LA FÉDÉRATION NATIONALE DES ÉTUDIANTS SOCIALISTES
SIÈGE CENTRAL : 11, Rue Jean-de-Beauvais, PARIS (V°)

Umfrage - „Muß der Marxismus einer Revision unterzogen werden?" - der Zeitschrift „Essais et Combat. Organe de la Fédération des étudiants révolutionnaires", in der sich aus der SFIO ausgeschlossene sozialistische Studenten, anarchistische Studenten, Mitglieder der „Front social" und Radikalpazifisten, die Michel Alexandre, einem Schüler von Alain, nahestanden, zusammengefunden hatten. Nach der Feststellung, daß Marx *„die kapitalistische Ökonomie auf eine Weise analysiert hat, deren Genauigkeit und Aktualität heute noch mehr Bewunderung einflößen als gestern oder vorgestern"*, kam er auf die historische Mission des Proletariats zu sprechen, die nicht nur ein *„intuitives Konzept"*, sondern auch *„Folge einer falschen Vorstellung von der Entwicklung der Produktivkräfte"* sei, derzufolge die kapitalistischen Produktionsverhältnisse den Fortschritt der Produktivkräfte hemmen würden.[19] Der Sozialismus würde dann quasi automatisch an die Stelle des Kapitalismus treten, um sie zu befreien und ihnen einen neuen Aufschwung zu geben. Coffinet machte sich die diesbezüglichen Analysen des österreichischen Marxisten Julius Dickmann zu eigen, indem er das Problem der gesellschaftlichen Reproduktion betonte. Dieser Punkt, der den Kern von Coffinets Argumentation bildet, soll hier zitiert werden: *„Wir sehen also, daß dieser (technische) Fortschritt nicht von sich aus einen ökonomischen Fortschritt bedeutet und nicht zwangsläufig zu einer Erweiterung unserer Existenzmöglichkeiten führt. Ganz im Gegenteil! Was das kapitalistische System in seiner gegenwärtigen Phase kennzeichnet, sind keineswegs die Fesseln, die es vermeintlich durch seine bloße Existenz den Produktivkräften anlegt, sondern ist vielmehr die Tatsache, daß es durch seine unbedachte Ausweitung der Produktivkräfte ohne Rücksichtnahme auf die Bedingungen ihrer ständigen Reproduktion faktisch zur Verschlechterung der menschlichen Lebensbedingungen geführt hat."*[20]

Coffinet zog daraus die Schlußfolgerung, daß *„der vom Kapitalismus vorangetriebene technische Fortschritt eine Riesenmenge menschlicher Arbeit vergeudet hat und daß die erste Aufgabe einer sozialistischen Gesellschaft sein muß, diese Verschwendung*

19 Zit. nach Jean Rabaut, Tout est possible!, a.a.O., S. 305/306.

20 Zit. ebd., S. 306. Dieses Zitat ist dem Artikel von Julius Dickmann, La véritable limite de la production capitaliste, in: La Critique Sociale 9/September 1933, S. 108-113 (hier S. 109) entnommen.

Avril 1938 n 3 le numéro : 2 fr.

REVISION

REVUE D'ÉTUDES REVOLUTIONNAIRES

durch Verlangsamung des Fortschritts aufzuhalten".[21] Einige Monate später vertiefte er die Frage nach der „*Mission des Proletariats*" in einem Artikel für „Révision. Revue d'Études révolutionnaires", einer kleinen Zeitschrift, die hauptsächlich von Marie-Louise Berneri, der Tochter des von der GPU in Barcelona ermordeten italienischen Anarchisten Camillo Berneri, Charles Ridel, Nicolas Lazaréwitsch u.a. herausgegeben wurde.[22] Er betonte darin die Notwendigkeit, im Sozialismus „*eine radikal andere Produktionstechnik zu finden*" und stellte die Frage nach den Gründen der Integration der Arbeiterbewegung in den modernen Staat. Er schlug vor zu untersuchen, „*welche Gemeinsamkeit (die Arbeiterbewegung) mit den Erfordernissen der Technik verbindet, die uns der Kapitalismus beschert hat und welcher Zusammenhang zwischen der militärisch organisierten Produktion und dem Niedergang der proletarischen Aufsässigkeit besteht*". Daraus resultiere, daß „*die Sache der Arbeiterbewegung nur noch die einer über ihre herrschenden Bürokratien vermittelten Auswahl von Technikern jeglicher Couleur (ist), die sich für Ordnung und (pseudo-)wissenschaftliche Organisation begeistert, aber auch eine nach dem Vorbild der Produktion hierarchisch durchstrukturierte Gesellschaft anstrebt*". Er schloß daraus nicht ohne Feierlichkeit, daß „*die einzige Hoffnung in dem ewigen und unwillkürlichen Streben nach Gerechtigkeit, Gleichheit und Wahrheit liegt, das allein noch von den Nonkonformisten jeglicher Herkunft verkörpert wird, die die deprimierende und vertrackte Situation von heute der schonungslosen Kritik des objektiven Geistes unterziehen, um in Erwartung der unvermeidlichen Katastrophen den Grundstein für die Zukunft zu legen*".

Julien Coffinet, Luce Fabbri und „Socialismo y Libertad"

Coffinet nahm einen einjährigen Urlaub und verließ Frankreich zusammen mit seiner Frau und seinem Sohn nur wenige Tage vor der Kriegserklärung. Auf der Durchreise

21 Ebd., S. 307.

22 Julien Coffinet, La mission du prolétariat, in: Révision. Revue d'Études révolutionnaires, 5/Juin -Juillet 1938, S. 3-9; s. die Übersetzung in diesem ARCHIV. S. 289-296. S. auch David Berry, Charles Ridel et la revue *Révision* (1938-1939), in: David Berry/Amedeo Bertolo/Sylvain Boulouque/Phil Casoar/Marianne Enckell/Charles Jacquier, Présence de Louis Mercier, Lyon 1999, S. 37-49.

wurde er in Dakar im Senegal zum Militär eingezogen, aber einen Monat später ausgemustert, so daß er seine Reise nach Lateinamerika fortsetzen konnte. Hinsichtlich seiner persönlichen Situation schrieb er an Pivert: *„Da ich meinen Militärdienst geleistet habe und nicht zur De-Gaulle-Bewegung gehöre, habe ich der aktuellen französischen Regierung gegenüber einen legalen Status, auch wenn ich selbstverständlich aus meinen antifaschistischen Überzeugungen keinen Hehl mache."*[23]
Nachdem somit der Kontakt hergestellt war, schickte Coffinet am 8. August 1942 eine handschriftliche Kopie des Artikels, den wir im Anhang abdrucken und der in spanischer Übersetzung in der von Pivert und Gorkin herausgegebenen Zeitschrift „Anàlisis. Revista de Hechos e Ideas" erscheinen sollte.[24] Zur Klarstellung seiner Standpunkts schrieb der Autor: *„Im Gegensatz zu den Planisten der jüngsten Vergangenheit und den Marxisten im allgemeinen denke ich, daß der Übergang vom Imperialismus zum Sozialismus nicht ohne eine radikale Veränderung des Produktionsapparates und der technischen Methoden vonstatten gehen kann. Ich erwarte keineswegs, daß der Sozialismus prinzipiell mit ausgeprägtem materiellen Wohlstand einhergehen muß. Im Gegenteil. Denn der Sozialismus ist vor allem eine menschlichere Art, die Produktion zu organisieren und eine gerechtere und ausgewogenere Art der Güterverteilung."*[25]
Abgesehen von seiner Originalität hat dieser Text das Verdienst, die Überlegungen Coffinets über die Ursprünge der Krise des Sozialismus im Kontext eines imperialistischen Weltkrieges zusammenzufassen. Was diesen Krieg vom vorhergehenden Konflikt unterscheide, sei die Unmöglichkeit einer Koexistenz rivalisierender Imperialismen und vor allem die Abwesenheit des lange vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten geschlagenen Proletariats als autonomer politisch-historischer Akteur. Coffinet hielt sich nicht bei oberflächlichen Ereignissen auf, sondern bezog sich auf die sozioökonomischen Wurzeln der Situation und stellte den theoretischen Paradigmen die Entwicklungen der kapitalistischen Gesellschaft gegenüber. In dem Wunsch, durch scho-

---

23 Brief vom 24. Februar 1942 in: Archives Marceau Pivert, a.a.O.

24 Ich danke Gilles Morin für die Abdruckerlaubnis; s. in diesem ARCHIV, S. 297-300.

25 Brief vom 8. August 1942, in: Archives Marceau Pivert, a.a.O. Auf der website des „Dictionnaire Maitron" (http://biosoc.univ-paris1.fr/histoire/textimage/gloss21.htm) findet sich folgende Erläuterung zum „Planismus": *„Während des Ersten Weltkrieges propagierte Walter Rathenau (1867-1922) die Idee eines ‚Plans', die schließlich durch den sowjetischen Fünfjahresplan populär wurde. Im Jahre 1933 nahm die belgische ‚Parti Ouvrier' den von Henri de Man inspirierten ‚Plan du travail' an, demzufolge durch die Sozialisierung des Bank- und Kreditwesens, der industriellen Monopole, des Verkehrswesens und des großen Grundeigentums eine staatliche Wirtschaft geschaffen werden sollte. Ein Wirtschaftsrat sollte den Staat autorisieren, im Bereich der Privatwirtschaft zu intervenieren und somit allgemeinen Interessen Geltung zu verschaffen, ohne jedoch die Mechanismen der Konkurrenz aufzuheben. Dazu bedurfte es bestimmter politischer Bedingungen: Die Macht sollte von einer Partei oder einer Koalition ausgeübt werden, die der Idee des ‚Plans' beipflichtet; dies alles mit dem Einverständnis derjenigen sozialen Schichten, die zwar nicht der Arbeiterklasse angehören, dem Kapitalismus gegenüber aber oppositionell eingestellt sind. Der belgische ‚Planismus' stieß in Frankreich auf ein lebhaftes Interesse, ohne jedoch praktische Resultate mit sich zu bringen. Lucien Laurat (1898-1973) trug seine an die Begrifflichkeit von de Man anknüpfenden Thesen zu strukturellen Reformen und Umverteilungen, wobei die letzteren auf den ersteren basieren sollten, in der Zeitschrift ‚Le Combat Marxiste' vor. Parallel dazu veröffentlichte im Jahre 1932 eine Gruppe junger Intellektueller, darunter Pierre Boivin, Georges Lefranc und Claude Lévi-Strauss, ein Manifest ‚Révolution constructive'. Auf die Frage ‚Sind wir für oder gegen den Staat?' antworteten sie: ‚Wir sind für seine Erneuerung; wir wollen die heute noch dominierende Herrschaft von Personen durch eine sich bereits entwickelnde Verwaltung von Sachen ersetzen, die wir kompetent und klar darstellen wollen.'"*

nungslose Überprüfung der Vergangenheit und scharfsichtige Analyse der Gegenwart zu einer Erneuerung des Sozialismus zu gelangen, appellierte Coffinet an alle wahren Antifaschisten, das ihre dazu beizutragen.
Eine solche Annäherung nahm in Mexiko in Form der Gruppierung „Socialismo y Libertad" um Julian Gorkin, Marceau Pivert und Victor Serge, die als Nachfolgerin von „Anàlisis" die Zeitschrift „Mundo. Socialismo y Libertad" heraugab, Gestalt an. Unter den Vorschlägen für eine Prinzipienerklärung der Bewegung „Socialismo y Libertad" fällt eine ausgesprochene Abneigung gegen jede Diktatur einer Kaste, Partei oder Gewerkschaft sowie gegen jedes vorgeschriebene Denken auf und die Versicherung, daß *„der Sozialismus die Verwirklichung der umfassendsten und vollständigsten Demokratie (ist)"*.[26]
In einem Brief vom 21. Juni 1943 teilte Julien Coffinet sein Einverständnis mit der allgemeinen Orientierung der Bewegung mit, kritisierte aber die mangelnde Präzision mancher Artikel und bedauerte das Fehlen eines speziellen Artikels zur Ökonomie. Allerdings würden diese Einwände nichts an seiner grundsätzlichen Übereinstimmung mit der Bewegung ändern in einem Augenblick, da *„die Lehren der Erfahrung im Tagesgeschehen deutlich genug vernehmbar sind, daß die große Mehrheit zu begreifen beginnt"*. In einem weiteren Brief vom 5. Juli 1943 ging er im Detail auf jeden Punkt der „Prinzipienerklärung" ein, um seine Einwände zu verdeutlichen. So äußerte er Vorbehalte gegen die Ungenauigkeit der Formulierung in Artikel 2, wo *„eine neue Ordnung der Dinge auf der Grundlage der Arbeitsorganisation, der gerechten Güterverteilung und der Zusammenarbeit der Völker"* gefordert wurde. Er stimmte Artikel 3 zu, mit der Anmerkung, daß *„die Ablehnung jeder Diktatur keineswegs den Verzicht auf jede Form des Handelns bedeutet"*. Er erklärte sich auch mit Artikel 4 einverstanden, hielt aber den Punkt f dieses Artikels für absolut fragwürdig, da nach seiner Meinung *„Demokratie überhaupt nichts mit Wahlen zu tun hat, sondern im kritischen und wachsamen Geist der Massen besteht"*. Weiter in Bezug auf Demokratie führte er aus: *„Das Wesentliche liegt nicht in der Suche nach perfekten Systemen - alle sind nur so viel wert wie die Massen - , sondern in der Wiederherstellung von individueller Tatkraft und persönlichem Urteilsvermögen."* Er betonte ferner, daß *„vom ökonomischen Standpunkt aus ein enger Zusammenhang zwischen Produktion und Verteilung der Güter besteht; eine gerechte Verteilung der Güter erfordert eine radikale Veränderung nicht nur des Eigentums an Produktionsmitteln, sondern auch der technischen Form."* Er schloß mit dem Hinweis, daß diese Aufzählung von Vorbehalten nicht sein Einverständnis mit der Gesamtausrichtung des Textes verhehlen solle.[27]
Eine von den gleichen Prinzipien beeinflußte und denselben Namen tragende, aber von der mexikanischen unabhängige Bewegung wurde im selben Jahr in Uruguay unter Beteiligung Coffinets begründet. Er schrieb für „Socialismo y Libertad" in Montevideo, die das interessante Experiment einer dreisprachigen Zeitschrift darstellte, an der Sozialisten, Anarchisten und Republikaner mitarbeiteten, vereint im gemeinsamen

26 Wir geben im Anhang die auf den 15. März 1943 datierte „Propositions pour une ‚déclaration de principes' du Mouvement Socialisme et Liberté" wieder, die einem Brief von Marceau Pivert an Coffinet beigegeben ist; in: Archives Marceau Pivert, a.a.O.

27 Die beiden Briefe Coffinets wurden in der Rubrik „Criticas y comentarios" in Mundo. Socialismo y Libertad, 2/15. Juli 1943, S. 26 und 3/August 1943, S. 28 veröffentlicht.

Kampf gegen den Faschismus und für ein föderales und sozialistisches Europa. Bei diesem originellen Unternehmen spielte Luce Fabbri (1908-2000) die Hauptrolle, die Tochter des italienischen Anarchisten Luigi Fabbri, die 1929 nach Uruguay geflüchtet war, wo sie sich in der anarchistischen Bewegung engagierte und mehrere libertäre Zeitschriften herausgab, darunter vor allem „Studi sociali. Rivista di Libero Esame", die nach ihrem Bekunden abwechselnd mit „Socialismo y Libertad" erscheinen sollte.[28] Letztere brachte es auf sechs Ausgaben, die erste erschien im September 1943 und die letzte im Juni 1944. Für die Anarchisten kümmerte sich Luce Fabbri, unterstützt von Torquato Gobbi, um den italienischen Teil, Julien Coffinet befaßte sich von einem sozialistischen Standpunkt aus mit französischen Fragen und Fernando und Pilar Cárdenas, zwei föderalistische Republikaner, beschäftigten sich mit spanischen Angelegenheiten. Jeder schrieb ausgehend von seinen eigenen Positionen und im Bemühen, den Standpunkt der internationalistischen und antikapitalistischen Strömungen innerhalb der Widerstandsbewegungen gegen den Faschismus darzulegen. Die gemeinsamen Ziele bestanden in der Verteidigung eines freien, antitotalitären Sozialismus, eines nicht-nationalistischen Antifaschismus, der Unterscheidung zwischen Völkern und Regierungen und damit der Verteidigung der Deutschen und Italiener, die von Nationalsozialismus und Faschismus unterdrückt wurden. Während der Krieg noch nicht beendet war, aber die Nachkriegszeit sich bereits in groben Zügen abzeichnete, wollte die Zeitschrift einen Beitrag dazu leisten, auf die doppelte Gefahr einer Wiederherstellung der alten kapitalistischen Welt und eines möglichen Abgleitens in den Totalitarismus hinzuweisen.[29] Coffinet betonte ausdrücklich, die Befreiung Frankreichs bedeute *„nicht nur den Willen, das bestehende Joch abzuschütteln, sondern auch den Willen, sich in der Zukunft keine neuen Fesseln anlegen zu lassen, weder von innen noch von außen"*; währenddessen dachte Marceau Pivert über eine „Dritte Front" nach, als Gegengewicht zu den angloamerikanischen Strömungen auf der einen, den prorussischen auf der anderen Seite, die versuchen würden, *„Einfluß auf die ökonomischen, politischen und sozialen Entwicklungen im vom Nazismus befreiten Europa zu nehmen"*.[30] In einem langen Editorial der „Studi sociali" vom April 1943 faßte Luce Fabbri alle diese Überlegungen, besonders im Hinblick auf Rußland, folgendermaßen zusammen: *„Man darf den Konterrevolutionären nicht das Monopol auf revolutionäre Propaganda überlassen. Der Kampf gegen den Faschismus ist eine Revolution. Alle, die einen Sozialismus in Freiheit anstreben, müssen sich darüber klar sein, es aussprechen und kämpfen, damit die unvermeidlichen Veränderungen von den Völkern, nicht von den Regierungen vorgenommen werden."*[31]

---

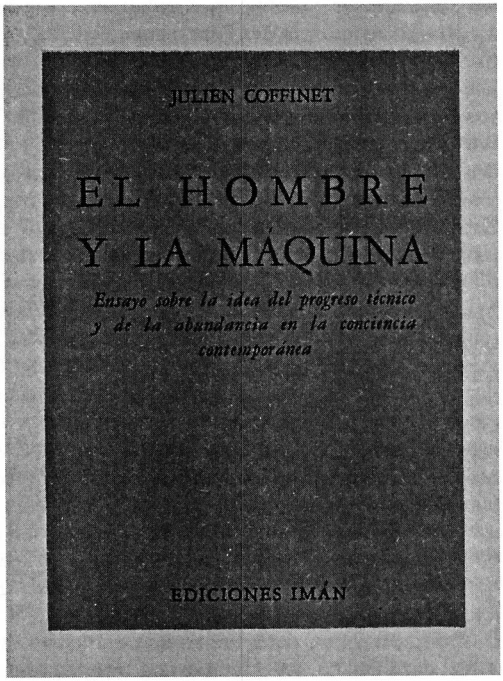
28 S. Margareth Rago, Entre a História e a Liberdade. Luce Fabbri e o Anarquismo Contemporâneo, São Paulo 2001; Margareth Rago, Luce Fabbri: una lezione di vita, in: Rivista Storica Dell'Anarchismo, 2 (14)/2000 (7. Jg.), S.5-20; dies., Per una bibliografia di Luce Fabbri, ebd., S. 21-32.

29 Vgl. El grupo editor, No somos un partido, in: Socialismo y Libertad, 3/10. Dezember 1943, S. 1.

30 Julien Coffinet, Le problème français, in: Socialismo y Libertad, 1/18. September 1943, S. 3; Marceau Pivert, Quelques réflexions à l'usage du troisième front, in: ebd., 3/10. Dezember 1943, S. 3.

31 Lucia Ferrari (Pseudonym von Luce Fabbri), Complicazioni della guerra profinda, in: Studi Sociali. Rivista de Libero Esame, 3/30. April 1943 (14. Jg., Serie III), S. 1-4, hier S. 4. Unter dem Titel „Point de vue anarchiste" erschien eine Übersetzung der Schlußfolgerung dieses langen Editorials in der Schweizer Untergrundschrift „Notre point de vue" 79/Décembre 1943.

Nach dem Ende von „Socialismo y Libertad“ druckten die „Studi sociali“ eine kurze Studie Coffinets ab, in der er vom rechtlichem Standpunkt aus die Beziehungen von Staat, Kapital und Arbeit im befreiten Frankreich analysierte und nachwies, daß innerhalb der Résistance eine Auffassung staatlich dominierter Sozialbeziehungen entstanden war, die nicht auf eine Organisation des Kampfes, sondern der Klassenkollaboration hinauslief.[32]



Parallel dazu hatte Coffinet seine theoretischen Arbeiten fortgeführt und einen bedeutenden Artikel in der ultralinken amerikanischen Zeitschrift „New Essays“ veröffentlicht,[33] die in der Nachfolge von „Living Marxism“ Texte von u.a. Karl Korsch, Paul Mattick und Anton Pannekoek publizierte. Außerdem konnte er in Buenos Aires ein Buch herausbringen, „El hombre y la máquina“.[34]

Die Nachkriegszeit

Im Januar 1946 befand sich Julien Coffinet immer noch in Montevideo und arbeitete im Informationsministerium als Ressortleiter in der Zentralabteilung für Südamerika. Er hatte faktisch den Posten eines stellvertretenden Direktors inne, aber trotz der Versprechungen seines ehemaligen Vorgesetzten, seinen Status offiziell zu bestätigen, blieb seine Ernennung aus, wahrscheinlich wegen seines politischen Engagements.
Im Jahr zuvor hatte er einen langen Artikel über Emile Durkheim veröffentlicht.[35] Anschließend arbeitete er bei der neuen Folge der Zeitschrift „Masses“ von René Lefeuvre mit, die jetzt den Untertitel „Socialisme et Liberté“ trug. Darin analysierte er

32 Julien Coffinet, L'organizzazione Professionale nella Francia liberata, in: Studi Sociali. Rivista de Libero Esame, 4/20. März 1944 (14. Jg., Serie III), S. 25-26.
33 Julien Coffinet, What Destroyed Democracy? An Analysis of Capitalist Technology, in: New Essays. A Quarterly Devoted to the Study of Modern Society, Vol. VI, No. 2 (Fall 1942), S. 35-43; s. die Übersetzung in diesem ARCHIV, S. 301-308.
34 Julien Coffinet, El hombre y la máquina. Ensayo sobre la idea del progreso técnico y de la abundancia en la conciencia contemporánea, Buenos Aires 1943.
35 Julien Coffinet, La solidarité et l'égalité humaines, in: Les Cahiers Français (Montevideo), 107/Februar 1945.

die Funktion der Technik im Kapitalismus, die Kapitalzirkulation zu beschleunigen, die Beziehungen zwischen Marxismus und Existenzialismus ausgehend von zwei Artikeln von Jean-Paul Sartre in „Les Temps modernes", und beschäftigte sich ausführlich mit dem bedeutenden Artikel von Victor Serge über „Socialisme et psychologie" sowie, aus Anlaß des hundertjährigen Jubiläums, mit dem „Kommunistischen Manifest".[36] Zur selben Zeit kam Charles Ridel, der 1942 unter dem Namen Louis Mercier den „Forces Françaises Libres" beigetreten war, in einem Brief an André Prudhommeaux, der zur Redaktion des „Libertaire" gehörte, zweimal auf Coffinet zu sprechen. Zunächst erwähnte er ihn im Zusammenhang mit einem anarchistischen Zeitschriftenprojekt als möglichen Mitarbeiter, an den er gedacht habe, um *„all jene zu erreichen, die zu einer libertären Auffassung tendieren - und ihrer gibt es viele -, sich aber vom Erscheinungsbild der Bewegung abgestoßen fühlen (da ist manchmal was dran)"*. Anschließend teilte er seinem Briefpartner mit, daß *„Coffinet 1941 ein gutes Buch geschrieben hat,* El Hombre y la maquina, *das eine Übersetzung lohnen würde"*.[37] Über den Autor und sein Buch äußerte sich Mercier an anderer Stelle folgendermaßen: *„In einem in spanischer Sprache erschienenen Essay hat ein marxistischer Genosse - aber einer von denen, die das Denken nicht eingestellt haben, und der über das moralisierende Geschwätz auf dem Niveau von Anfängerkursen erhaben ist -, Julien Coffinet, klar und deutlich aufgezeigt, daß der sogenannte technische Fortschritt keineswegs mit menschlichem Fortschritt einhergeht und daß die kapitalistische Konkurrenz, das heißt, eine Art der Konkurrenz, die keinerlei Rücksicht auf den Konsumenten und den rationalen Einsatz der geleisteten Arbeit nimmt - in den imperialistischen oder diktatorischen Regimen fortbesteht."*[38]

Coffinet, der gerne nach Frankreich zurückgekehrt wäre, dem aber die finanziellen Mittel dazu fehlten, drückte in einem Brief an Marceau Pivert den Wunsch aus, für das Wirtschaftsministerium zu arbeiten und führte seine Analysen, seinen Hochschulabschluß über „L'idée de progrès chez Marx", seine Artikel und sein Buch als Qualifikationsnachweis an.[39] Nicht ohne schwarzen Humor fügte er hinzu, *„daß eine marxistische Bildung nicht gerade eine Empfehlung für sozialistische Techniker ist"*. In einem späteren Brief an denselben Empfänger ging er auf die Frage politischer Schulungskurse für Aktivisten ein und vertrat die Ansicht, daß man *„die üblichen Fehler solcher Veranstaltungen"* vermeiden müsse - *„zum Beispiel darf man die Arbeitergeschichte nicht lehren, um diese oder jene vorab feststehende Theorie zu rechtfertigen"*.[40]

---

36 Julien Coffinet, Socialiser nos procédés techniques?, in: Masses. Socialisme et Liberté 4-5/November 1946, S. 13; der., Marxisme et Existentialistes, in: ebd., 7-8/Februar-März 1947, S. 24-26; ders., Des ‚négligences' de Marx à celles de M. Jean Domarchi, in: ebd., S. 26-27; ders., A propos de „Socialisme et psychologie", in: ebd., 12/Dezember 1947-Januar 1948, S. 22-24, 31 (der Artikel „Socialisme et Psychologie" von Victor Serge war in Heft 11/Oktober-November 1947, S. 17-22 und zuvor in der amerikanischen Zeitschrift „Modern World" erschienen); ders., Le Manifeste Communiste et la réalisation du Socialisme, in: ebd., 13/15. Februar 1948, S. 3-5.

37 Brief vom 10. April 1947, Archiv André Prudhommeaux, in: Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis (Amsterdam). Die Beschreibung dieses Bestands findet sich unter: http://www.iisg.nl/archives/html/p/10766675.html.

38 S. (Santiago) Parane, Les anarchistes face à la technocratie, a.a.O., S. 29.

39 Brief vom 29. Januar 1946, in: Archives Marceau Pivert, a.a.O.

40 Brief vom 7. Februar 1947, in: Archives Marceau Pivert, a.a.O.

masses
Socialisme et Liberté

15 FÉVRIER 1948 - 25 FR. - MENSUEL N° 13

Michel COLLINET

Il a cent ans le Manifeste !

Les bases de l'internationalisme marxiste

La plèbe et la tyrannie totalitaire

•

Julien COFFINET
Manifeste communiste et réalisation du socialisme

•

Aimé PATRI
Jaurès et le Manifeste communiste

•

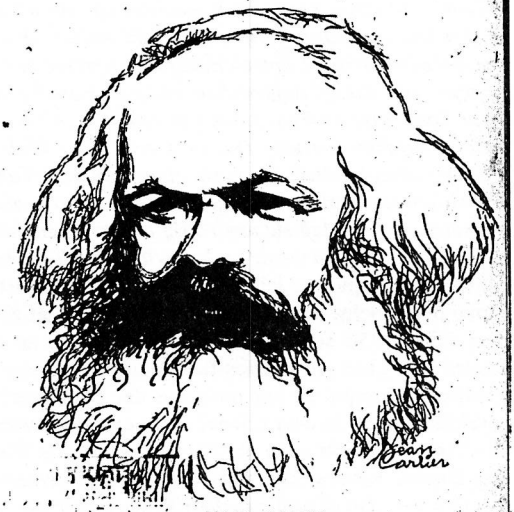
Karl KAUTSKY
Communisme et démocratie
(Préface inédite au Manifeste)

•

Maximilien RUBEL
Karl Marx et le premie parti ouvrier

•

Etienne BERNIER
La scission est faite



KARL MARX

Numéro spécial: LE MANIFESTE COMMUNISTE

Aus dem Artikel, den Coffinet zur letzten Nummer von „Masses" beisteuerte, sprach eine große Ratlosigkeit angesichts fehlender sozialistischer Perspektiven in einer vom „kalten Krieg" geprägten internationalen Lage.[41] Er schrieb, daß die Sozialisten vor einem *„doppelten Problem"* stünden: *„einerseits der Schwächung der alten kapitalistischen Systeme und ihr Verschwinden zugunsten des amerikanischen Kapitalismus; andererseits die schwerwiegende und allgegenwärtige Bedrohung durch den russischen Expansionsdrang"*. Der Marshall-Plan sei zugleich *„ein Kampfinstrument gegen Rußland und ein Mittel kapitalistischer Herrschaft"*, aber im Kampf für den Sozialismus müsse man auf *„das russische Vormachtstreben auf dem Kontinent"* reagieren. Man könne also wählen zwischen *„dem Anbruch des Managerzeitalters"*, das allerdings *„große Handlungsspielräume"* bestehen lasse und dem *„sofortigen und unvermittelten Eintritt in die Kommandogesellschaft ohne Widerstandsmöglichkeiten"*. *„Und wenn man den Stalinismus wirksam bekämpfen will"*, so Coffinet weiter, *„dann muß klar sein, daß dieser Kampf eine Etappe auf dem Weg zum Sozialismus ist, kein Anschluß an die Reaktion"*. Bevor er auf den Marshall-Plan einging, äußerte sich Coffinet sehr pessimistisch über die Chancen auf einen Neuanfang einer authentischen sozialen Emanzipationsbewegung, eine Stelle, die verdient, vollständig zitiert zu werden: *„Wenn man einen Augenblick innehält und an all die Genossen zurückdenkt, die sich in den letzten zwanzig Jahren bemüht haben, den Sozialismus gegen reformistische und bolschewistische Abweichungen zu verteidigen und die - entmutigt, demoralisiert, besiegt - den Kampf aufgegeben und sich zurückgezogen haben, um in Erwartung besserer Tage ihren Garten zu bearbeiten, wie soll man da nicht von Zweifeln und Pessimismus befallen werden? Da, wo soviel guter Wille, soviel Tatkraft gestützt auf soviel Wissen versagt haben, ist es da nicht schierer Wahnsinn, weitermachen zu wollen?... Waren uns nicht all jene an Urteilskraft voraus, die meinten, daß die Ereignisse stärker seien als wir, daß sie uns völlig beherrschen, und daß unser Wunsch, den Lauf der Geschichte ein klein wenig zu beeinflussen, bloße Anmaßung war?"*

Zurück in Europa trat Julien Coffinet in den Dienst der Vereinten Nationen und lebte fortan in der Schweiz. In einem undatierten Brief an Louis Mercier, der vermutlich aus dem Jahre 1950 stammt, als letzterer gerade an der französischen Ausgabe seines Textes über „Les anarchistes face à la technocratie" arbeitete, erwähnte er, daß er die politischen Ereignisse nur noch aus der Ferne verfolge und hauptsächlich mit Malen beschäftigt sei.[42] In einem Brief an Luce Fabbri vom 8. Januar 1955 erklärte er: *„Alles in allem erschreckt mich die Schwierigkeit, die Wahrheit über Rußland und das dortige Regime bekannt zu machen, und die allgemeine Leichtgläubigkeit der Leute (besonders der ‚Großintellektuellen') gegenüber der kommunistischen Propaganda. Da kann selbst die Hartgesottensten der Mut verlassen."*[43]

---

41 Julien Coffinet, Pour un socialisme démocratique ardent et fort, in: Masses. Socialisme et Liberté 14/April-Mai 1948, S. 4-5. Der Titel stand allerdings in einem absoluten Widerspruch zum Inhalt des Artikels und entsprang mehr einem frommen Wunsch, als daß er den sehr düsteren Grundtenor des Textes wiedergab. Coffinet veröffentlichte zur gleichen Zeit noch den Artikel „Économie marxiste et socialisme automatique" in: Esprit, 145/Mai-Juin 1948, S. 799-813.

42 Brief an Louis Mercier, in: Archiv Louis Mercier im „Centre International de Recherches sur l'Anarchisme" (CIRA) in Lausanne. Ich danke Marianne Enckell für die Überlassung des Briefes.

43 Brief vom 8. Januar 1955, in: Archiv Luce Fabbri, Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis (Amsterdam). Die Bestandsliste des Archivs Luce Fabbri ist unter http://www.iisg.nl/archives/html/f/10769524.html abrufbar.

Coffinet hat sich von seinem Geschichtspessimismus von 1948 nicht mehr erholt und - sicherlich schweren Herzens - sowohl dem politischen Engagement als auch der Erörterung theoretischer Fragen entsagt, um sich seinem „jardin secret", seinen tieferen Interessen, zu widmen. So veröffentlichte er während der siebziger Jahre mehrere Kunstbände über Wandteppiche, darunter einen in Zusammenarbeit mit Maurice Pianzola,[44] dem Verfasser von „Thomas Munzer ou la guerre des paysans",[45] der von der politischen Vergangenheit seines Koautors nichts wußte.[46]
Am Ende dieser sehr lückenhaften Rekonstruktion einer vergessenen Lebensgeschichte bleibt zu erwähnen, daß diese durchaus ihre Verdienste hat. Coffinet hat keine Karriere gemacht, keine Ehrungen eingeheimst oder Lorbeeren geerntet, nicht einmal eine symbolische Anerkennung für seine Arbeiten erhalten. Da er das Studium des Marxschen Werkes - in seinen zukunftsweisenden Aspekten wie in seinen blinden Flecken - ebenso ernst nahm wie den Sozialismus als wirkliche soziale Emanzipationsbewegung, steht ein Großteil der Überlegungen von Julien Coffinet im Einklang mit einigen der entscheidenden Fragestellungen unserer Gegenwart.

Anhang

Vorschläge für eine „PRINZIPIENERKLÄRUNG" der Bewegung: „SOZIALISMUS UND FREIHEIT"[47]

Nach einer Analyse der Grundprobleme der heutigen Welt stellen die versammelten Aktivisten der verschiedenen Tendenzen des demokratischen, des revolutionären und des libertären Sozialismus einen allgemeinen Konsens fest, der sich nicht nur auf taktische Gesichtspunkte bezieht, sondern auch auf die weiter unten dargelegten ideologischen Prinzipien. Infolge dieser Übereinstimmung erklären sie ihren gemeinsamen Entschluß, ihre Kräfte zu bündeln, um eine neue ideologische Bewegung, unabhängig von bestehenden Parteien und Organisationen, zu begründen, die, ohne eine einzige ihrer verschiedenen historischen Traditionen aufzugeben, die revolutionären Notwendigkeiten des Augenblicks im Hinblick auf sozialistische Veränderungen interpretiert.
Diese Bewegung wird sich auf folgende Prinzipien gründen:

I. Der zweite Weltkrieg erscheint uns als vollständige Umwälzung der internationalen sozialen Beziehungen und als Beweis für die Todeskrise der kapitalistischen Zivilisation, die keinen anderen fortschrittlichen Ausweg mehr zuläßt als die Errichtung einer neuen sozialistischen Welt in Freiheit.

---

44 Maurice Pianzola/Julien Coffinet, La tapisserie, Genève 1971 (dt.: Die Tapisserie, Genève 1971); Julien Coffinet, Arachné ou l'art de la tapisserie, Gnève 1971; ders., Pratique de la tapisserie, Genève 1977; ders., Métamorphose de la tapisserie, Genève 1977.

45 Maurice Pianzola, Thomas Munzer ou La guerre des paysans, Paris 1958 (Neuaufl. précédé de „Ils ont de pauvres mots plein la gueule, mais leur cœur est à cent mille milles de là..." par Raoul Vaneigem, Paris 1997 und Montreuil 2000).

46 Brief an den Verfasser, Genf, 19. Juli 2002.

47 Aus Gründen der Genauigkeit haben wir die Originaltypographie beibehalten. Archives Marceau Pivert, a.a.O.

II. Der Sozialismus ist eine Gesamtkonzeption des Lebens und daher bestrebt, die gesellschaftlichen Probleme und Widersprüche zu lösen, die heute die Menschen gegeneinander aufbringen. Der Sozialismus ist keine Diktatur oder Herrschaft einer Klasse, sondern die Verwirklichung einer klassenlosen Gesellschaft. Der Sozialismus zielt auf die Zerstörung des Unterdrückungsinstruments Staat ab, um ihn zu ersetzen durch eine neue Ordnung der Dinge auf der Grundlage der Arbeitsorganisation, der gerechten Güterverteilung und der Zusammenarbeit der Völker. Der Sozialismus zeichnet sich durch das Kollektiveigentum an Produktionsmitteln aus, die von der Gesellschaft selbst und zu ihrem Nutzen verwaltet werden.

III. SOZIALISMUS OHNE FREIHEIT IST UNMÖGLICH.
WIR SIND ENTSCHIEDEN GEGEN JEDE DIKTATUR EINER (militärischen oder bürokratischen) KASTE, EINER PARTEI ODER GEWERKSCHAFT, SELBST WENN DIESE DIKTATUR IM NAMEN EINER KLASSE AUSGEÜBT WERDEN SOLLTE, denn wir sind der Meinung, daß selbst jene Diktaturen, die als vorübergehende Notwendigkeit errichtet wurden, sich am Ende in das größte Hindernis für den Fortschritt und die Bedürfnisse der Massen verwandelt haben.
WIR SIND EBENSO ENTSCHIEDEN GEGEN JEDES VORGESCHRIEBENE DENKEN, das in Wirklichkeit eine Unterdrückung des Denkens ist, SOWIE GEGEN STAATSRÄSON UND FÜHRERKULT, DIE CHARAKTERISTISCHEN MERKMALE EINER PSYCHOLOGISCHEN VORBEREITUNG AUF NEUE FORMEN TOTALITÄRER AUSBEUTUNG UND UNTERDRÜCKUNG. UNSERE MORAL IST EINE MORAL DER BEFREIUNG: SIE BERUHT AUF DEM ABSOLUTEN RESPEKT VOR DEM MENSCHEN UND DER WAHRHEIT, DIE ALS GRUNDANFORDERUNG AN JEDE SOZIALISTISCHE PRAXIS ZU BETRACHTEN IST.

IV. DER SOZIALISMUS IST DIE UMFASSENDSTE UND VOLLSTÄNDIGSTE VERWIRKLICHUNG DER DEMOKRATIE. Seine beste Garantie liegt im SOZIALISTISCHEN BEWUSSTSEIN und in der FREIEN INITIATIVE DES VOLKES: Folglich sprechen wir uns für Organisationsformen und Institutionen aus, die die individuellen und kollektiven Rechte der Völker am besten gewährleisten:

a) RESPEKT VOR DEN RECHTEN UND FREIHEITEN DES INDIVIDUUMS.
b) GRUNDLEGENDE DEMOKRATISCHE FREIHEITEN.
c) GEWERKSCHAFTLICHE RECHTE EINSCHLIESSLICH DER KONTROLLE DER PRODUKTION ZUGUNSTEN DES KOLLEKTIVS.
d) FREIHEITEN FÜR STÄDTE UND GEMEINDEN.
e) FREIE SELBSTBESTIMMUNG DER VÖLKER.
f) KEINE WIEDERWAHL UND JEDERZEITIGE ABSETZBARKEIT VON VOLKSDELEGIERTEN INNERHALB VON VERTRETUNGSORGANEN.

V. Wie der tragische Verlauf des russischen Experiments gezeigt hat, ist die Verwirklichung des Sozialismus in einem lokalen oder nationalen Rahmen unmöglich: sie wird ihre volle Wirksamkeit nur auf internationaler Ebene entfalten

können. DIE REVOLUTION, DIE VERMITTELS DER KRISE DER BÜRGERLICHEN GESELLSCHAFT IM SCHOSS DES ALTEN EUROPA HERANREIFT - UND DER GEGENWÄRTIGE KRIEG IST NUR EINE IHRER ERSCHEINUNGSFORMEN -, WIRD ZUMINDEST EINE KONTINENTALE SEIN UND WELTWEITE AUSWIRKUNGEN HABEN.

Der Nationalstaat wird dabei eine geringere Rolle als in der Vergangenheit spielen und eine, die deutlich regressive Züge tragen wird. Die Zerstörung der Staatsapparate, die Notwendigkeit eines ökonomischen Wiederaufbaus Europas und der Welt, die psychologische Notwendigkeit, den Nationalhaß einzudämmen im Hinblick auf die Schaffung der Voraussetzungen für eine Zusammenarbeit der Völker WERDEN ZWANGSLÄUFIG EINEN TIEFGREIFENDEN WANDEL VON BEGRIFFEN WIE „STAAT", „POLITISCHE MACHT", „WIRTSCHAFTLICHE MACHT" UND „NATIONALITÄT" MIT SICH BRINGEN.

VI. DER SOZIALISMUS WIRD NUR DURCH REVOLUTIONÄRE MITTEL ERRICHTET WERDEN KÖNNEN.

Das neue Gesellschaftssystem kann weder auf Initiative noch durch die Zustimmung privilegierter Kasten, Klassen und Schichten entstehen, die noch rückwärts gewandt sind, wenn sie sich auf die Demokratie berufen. Es kann einzig aus der Initiative und dem revolutionären Handeln der Völker hervorgehen. DIE GRUNDLEGENDEN KRÄFTE DER NEUEN REVOLUTION WERDEN DIE ARBEITER DER FABRIKEN UND FELDER, DER TECHNIK UND DER INTELLIGENZ SEIN, DIE EIN KLARES SOZIALISTISCHES BEWUSSTSEIN BESITZEN.

Darüber hinaus und in Anbetracht der Entwicklung der Technik in der modernen Ökonomie sowie der durch die gesellschaftliche Krise und den Krieg hervorgerufenen Widersprüche, wird die sozialistische Bewegung im Kampf für eine sozialistische Veränderung der Welt folgende Kräfte mobilisieren müssen:

a) Die Techniker und Intellektuellen.
b) Die verarmten und ruinierten Mittelklassen.
c) Die Soldaten und Kombattanten.
d) Die unterdrückten Massen der Kolonien, die nach sozialistischer Befreiung streben.

Die Zusammenarbeit dieser verschiedenen Gruppen beim Aufbau einer Gesellschaftsordnung, die soziale Gerechtigkeit, dauerhaften Frieden und schöpferische Freiheit gewährleistet, wird den Hebel der zukünftigen Massenmobilisierung darstellen.

VII. Der libertäre Gehalt des Sozialismus ist keineswegs ein Zeichen von Schwäche gegenüber den Feinden des sozialen Wandels.

Der kapitalistischen Gewalt oder bürokratischen Elementen wird die sozialistische Bewegung in einer Übergangszeit mit revolutionärer Gewalt begegnen.

Während dieser Kampf- und Übergangszeit werden die Waffen, die Gerichte und generell alle Verteidigungsmittel der neuen Gesellschaft UNTER ABSOLUTER KONTROLLE DER BASISORGANE, GEWERKSCHAFTEN, FABRIKKOMITEES, GEMEINDERÄTE, von lokalen und regionalen Organisationen aller Art verbleiben.

WIR WEISEN JEDE MONOPOLISTISCHE AUFFASSUNG DER REVOLUTIONÄREN BEWEGUNG ZUGUNSTEN EINER IDEOLOGISCHEN ORTHODOXIE ODER EINER PARTEI ENTSCHIEDEN ZURÜCK. WIR HALTEN DAS KONKURRIERENDE NEBENEINANDER UND DIE ZUSAMMENARBEIT (auf der Grundlage brüderlicher Kritik) VERSCHIEDENER REVOLUTIONÄRER ORGANISATIONEN FÜR NORMAL UND NOTWENDIG, DA SICH IN IHNEN DIE BEDÜRFNISSE UND EINSTELLUNGEN DER ARBEITER AUSDRÜCKEN. DIE SOZIALISTISCHE BEWEGUNG MUSS DAS LEBENDE VORBILD EINER WIKRLICHEN SCHÖPFERISCHEN DEMOKRATIE SEIN.

WIR WEISEN EBENFALLS JEDE AUFFASSUNG UND TAKTIK ZURÜCK, DERZUFOLGE DER ZWECK DIE MITTEL HEILIGT UND HALTEN DAGEGEN, DASS DIE VON DER SOZIALISTISCHEN BEWEGUNG EINGESETZTEN MITTEL ABSOLUT IN EINKLANG MIT IHREM IDEAL INDIVIDUELLER UND KOLLEKTIVER BEFREIUNG STEHEN MÜSSEN.

In Anbetracht der internationalen Ausrichtung des revolutionären Kampfes und unter Berücksichtigung der unvermeidlichen Unterschiede im Entwicklungstempo des sozialistischen Bewußtseins in den verschiedenen Ländern, SIND WIR DER MEINUNG, DASS JEDES LAND SELBST ÜBER DIE KAMPFFORMEN, ÜBER WESEN UND STRUKTUR DER REVOLUTIONÄREN AKTIONSORGANE, DIE VERWIRKLICHUNG ALLER SCHÖPFERISCHEN INITIATIVEN IN ÜBEREINSTIMMUNG MIT SEINEN HISTORISCHEN TRADITIONEN UND SEINER JEWEILIGEN MENTALITÄT ENTSCHEIDEN MUSS.

Mexico, D.F., 15. März 1943

Die obigen Vorschläge stammen von Aktivisten, die nur für sich selbst sprechen und folgenden Organisationen angehören:
MEXIKANISCHE BEWEGUNG „Sozialismus und Freiheit“
NATIONALE KONFÖDERATION DER ARBEIT (CNT) Spaniens
ALLGEMEINE ARBEITERUNION (UGT) Spaniens
SOZIALISTISCHE ARBEITERPARTEI SPANIENS (PSOE)
ARBEITERPARTEI DER MARXISTISCHEN VEREINIGUNG (POUM) Spaniens
SOZIALISTISCHE ARBEITER- UND BAUERNPARTEI (PSOP) Frankreichs
SOWJETISCHE LINKSOPPOSITION (Rußland)
ANARCHISTISCHE FÖDERATION ITALIENS (FAI)
LIBERTÄRSOZIALISTISCHE BEWEGUNG ITALIENS
SOZIALISTSCHE ARBEITERPARTEI DEUTSCHLANDS (SAP)
REVOLUTIONÄRSOZIALISTISCHE PARTEI ÖSTERREICHS
DEUTSCHE GEWERKSCHAFTSGRUPPE
GRUPPE „Die proletarische Revolution“, Frankreich usw.

Übersetzung aus dem Französischen: Michael Halfbrodt

Julien Coffinet

Proletariat und kapitalistische Technologie[1]

Die Mission des Proletariats[2]

Das Konzept der Mission des Proletariats geht auf Marx zurück, der es verstanden hat, diesem etwas mystischen Konzept eine rationale Auslegung zu geben, die lange als unbestreitbar galt. Die gegenwärtige Gesellschaft sei in zwei sich heftig befehdende Hauptklassen, Bourgeoisie und Proletariat, gespalten, und deshalb habe die Entwicklung der ersteren auch die zahlenmäßige Zunahme und Vereinheitlichung der Proletarier zur Folge. *„Mit der beständig abnehmenden Zahl der Kapitalmagnaten... wächst die Masse des Elends, des Drucks, der Knechtschaft, der Entartung, der Ausbeutung, aber auch die Empörung der stets anschwellenden und durch den Mechanismus des kapitalistischen Produktionsprozesses selbst geschulten, vereinten und organisierten Arbeiterklasse."*[3] Zugleich hemme das Kapitalmonopol die Produktionsweise, die sich mit und unter ihm entfaltet habe und werde zur Fessel des technischen Fortschritts. Als Hegelianer leitet Marx aus diesen verschiedenen Feststellungen geradewegs ab, daß das Proletariat die Antithese des Kapitals sei und daß aus seiner Empörung die neue gesellschaftliche Synthese hervorgehen werde, mit anderen Worten, daß das Proletariat von der Bewegung der Gesellschaft beauftragt sei, die in ihrem Fortschritt gehemmten Produktivkräfte zu befreien: *„Die Expropriateurs werden expropriiert".*[4] Wie einst das Feudalregime hemme nunmehr die Bourgeoisie die Entwicklung der Produktivkräfte. Und wie die Bourgeoisie diese durch den Sturz des Feudalregimes befreite, so werde das Proletariat seinerseits durch den Sturz des kapitalistischen Regimes dem Fortschritt dienen.

Dieses Konzept setzt zunächst einen stillschweigenden, aber profunden Glauben an einen dauerhaften und unbegrenzten technischen Fortschritt sowie die Überzeugung voraus, daß die Interessen der Arbeiterbewegung identisch mit denen der menschlichen Kultur sind. Unter technischem Fortschritt sind technische Veränderungen zu verstehen, die die menschliche Leistung verbessern, es also ermöglichen, mit weniger Arbeit eine gleichbleibende oder größere Zahl nützlicher Objekte herzustellen. In diesem Sinne dient er unzweifelhaft den Interessen der Kultur, da diese sich nur insofern nachhaltig verbessern wird, als die Möglichkeiten jedes einzelnen, seine persönlichen Fähigkeiten zu erproben und zu entwickeln, zunehmen werden. Von der Vorstellung einer historischen Mission des Proletariats auszugehen, heißt also, der Meinung zu sein, daß das Proletariat aufgrund seiner gesellschaftlichen Funktion, seiner Größe,

---

1 Dieser Titel für die folgenden Texte stammt von der Redaktion.

2 Julien Coffinet, La mission du prolétariat, in: Révision. Revue d'Études révolutionnaires 5/Juin-Juillet 1938, S. 3-9.

3 Karl Marx, Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band. Buch 1: Der Produktionsprozeß des Kapitals, in: Karl Marx/Friedrich Engels, Werke Band 23, Berlin 1971, S. 790/791 (AdÜ).

4 Ebd., S. 791 (AdÜ).

seines Bewußtseins sich nicht nur die kapitalistische Produktionsweise aneignen wird, sondern diese, nachdem es sie von der Hypothek des Kapitalismus und seinen Rückständen befreit hat, auch zur Förderung der Freiheit und somit der menschlichen Kultur einsetzen kann. Marx stützte sich dabei auf die Tatsache, daß die von der Konzentration des Kapitals ruinierten ehemaligen Mittelklassen die Zahl der Proletarier erhöhten, während letztere gleichzeitig eine Verschlechterung ihres Lebensstandards erlitten. Wenn man unter Proletariern die politisch freien, aber gänzlich mittellosen Arbeiter versteht, die nichts als ihre Arbeitskraft besitzen, die sie verkaufen müssen, um an Subsistenzmittel zu gelangen, dann haben sich die Vorhersagen von Marx im Laufe der Zeit vollkommen bestätigt. Die Zahl der Lohnabhängigen ist im Steigen begreifen. Die Produktionsmittel sind im Besitz einer immer kleineren Zahl von Monopolen. Versteht man aber unter Proletariern allein die Industriearbeiter, wie das meist der Fall ist, dann muß man eingestehen, daß die Marxsche Vorhersage seit etlichen Jahren nicht mehr zutrifft und daß die Zahl der Proletarier stagniert oder abnimmt.
Denn dieselbe Konzentrationsbewegung des Kapitals entwickelte mit der Zunahme der Lohnabhängigen auch die Arbeitsteilung und erhöhte die Spezialisierung der Arbeiter. Die Vermehrung der Transportmittel, der Handelsunternehmen, des Kredit- und Versicherungswesens, des öffentlichen Sektors usw. folgte den Fortschritten der Industrie. Während die Zahl der individuellen Unternehmer abnahm, vervielfachte sich die der Angestellten, Techniker und Beamten aller Art. Im Gegensatz zu den Produktionsmittelbesitzern kann man von einem Stehkragenproletariat oder einem Landproletariat sprechen. Es wäre aber ein Fehler, diese mit dem Industrieproletariat zu vermischen, das weder unter den gleichen Verhältnissen lebt, noch sich in gleicher Weise verhält.
Das hat Henri de Man sehr gut aufgezeigt, der diese neuen Gruppen von Lohnempfängern „neue Mittelklassen" nennt. Nichtsdestoweniger hält er sie für antikapitalistische Klassen. Mag sein. Der Fehler ist wiederum der, Antikapitalismus mit Sozialismus zu verwechseln. Sozialismus ist keine Eigenschaft einer beliebigen Form kollektiver Organisation. Sozialismus ist, höchste Zeit, daran zu erinnern, eine Forderung nach sozialer Gerechtigkeit und eine Hoffnung auf menschliche Befreiung.
Marx hat die ersten Konsequenzen der rein technischen Arbeitsteilung wahrgenommen. *„Neben diese Hauptklassen* (von Arbeitern) *tritt ein numerisch unbedeutendes Personal, das mit der Kontrolle der gesamten Maschinerie und ihrer beständigen Reparatur beschäftigt ist, wie Ingenieure, Mechaniker, Schreiner usw. Es ist eine höhere, teils wissenschaftlich gebildete, teils handwerksmäßige Arbeiterklasse..."*[5] Er hat auch an mehreren Stellen im „Kapital" auf die Trennung von Funktion und Kapitalbesitz hingewiesen. Aber erst lange nach ihm ist es möglich geworden, sich über die Herausbildung eines vom proletarischen Denken gänzlich unterschiedenen technischen Geistes klar zu werden. In seinen „Réflexions sur l'économie dirigée" schreibt Henri de Man, daß *„derjenige, dessen Funktion darin besteht, die Produktion zu organisieren, natürlich dazu tendiert, die Bedeutung dieser Tätigkeit im Verhältnis zu der von ihm gerne als untergeordnet oder sogar parasitär betrachteten Rolle des Kapitalinhabers oder des Spekulanten hervorzuheben".*[6] Er tendiert sogar dazu, diese Tätigkeit über

5 Ebd., S. 443 (AdÜ).
6 Henri de Man, Réflexions sur l'économie dirigée, Paris/Bruxelles 1932 (AdÜ).

den Rahmen der Fabrik hinaus zu erweitern. Der Kongreß der „Taylor Society" (Dezember 1930) fordert in seinem neuen Programm *„die Anwendung der im Einzelunternehmen entwickelten und erprobten wissenschaftlichen Organisationsprinzipien auf die Gesamtwirtschaft, die als Großunternehmen zu betrachten ist, in dem alle Wirtschaftsakteure gemeinsam Arbeiter und Aktionäre sind"*. Aber diese Techniker unterscheiden sich nicht nur von den Kapitaleigentümern; als mit Organisations- und Leitungsaufgaben Betraute haben sie eine natürliche, funktionale Tendenz, die Arbeiter als Handlanger zu betrachten, die auf möglichst rationale Weise zu benutzen und einzusetzen nicht nur möglich, sondern auch, *„im Interesse aller"*, moralisch geboten ist, besteht das einzige Kriterium ihrer Arbeit doch in der *efficiency*. Sie unterliegen der Deformation aller derer, die ein Stückchen Macht innehaben. In ihren Planungs- und Leitungsbüros hantieren sie mit dem Menschenmaterial auf ebenso abstrakte und unmenschliche Weise herum wie der Offizier, der von seinem Kommandoposten aus die militärischen Operationen an einer entfernten Front leitet. Durch die Macht des Faktischen wird ihnen jeder andere Gesichtspunkt als der der Leistung fremd. Sie sind sogar bereit zuzugestehen, daß jeder, der Arbeiter und Handlanger ebenso wie der Techniker, eine nützliche Rolle in der Gesellschaft spielt, aber sie bestehen darauf, daß jeder nur diese Rolle spielt und auf seinem Platz bleibt. Niemand ist antidemokratischer als ein Techniker. *„Wie kann sich ein Handarbeiter erlauben, sich in Dinge einzumischen, von denen er nichts versteht, nichts verstehen kann, weil ihm das Studium, das lange Studium, das dafür notwendig ist, fehlt?"* Und man muß anerkennen, daß sich in der von der Produktionsweise entwickelten Arbeitsteilung die Trennung von Kopf- und Handarbeit immer mehr vertieft hat.

Die Beamten teilen diese Einstellung, je mehr sie sich ihrer Leiter- und Organisatorenrolle im modernen Staatswesen und der Überlegenheit, die ihnen ihr Wissen - ich sage nicht, ihre Bildung - über die Masse der einfachen Handarbeiter verleiht, bewußt werden.

Im Hinblick auf die Angestellten im Handel und die Landarbeiter bedürfte es einer eingehenderen und gründlicheren Untersuchung. An dieser Stelle mag die Feststellung genügen, daß diese neuen Lohnabhängigen sich durch ihre Neigungen, ihre Bedürfnisse, ihre Mentalität deutlich vom Industrieproletariat unterscheiden.

Innerhalb des Industrieproletariats selbst hat ein weiteres Phänomen für eine tief greifende Spaltung gesorgt: die Dauerarbeitslosigkeit. Solange die industrielle Reservearmee nur aus vorübergehend Arbeitslosen bestand, wie der Begriff schon sagt, da der Sinn einer Reserve ist, daß man sich nach Bedarf aus ihr bedient, führte die Arbeitslosigkeit zu nichts anderem als einer Senkung des Lohnniveaus durch die Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt. Doch sobald die Arbeitslosen zu einem Großteil auf Dauer und ohne Perspektiven beschäftigungslos bleiben, bildet sich neben der Arbeitermentalität eine ganz unterschiedliche und sogar entgegengesetzte Mentalität heraus. Und je mehr Zeit vergeht, um so weniger setzen sich die Arbeitslosen aus ehemaligen Arbeitern zusammen. Die ruinierten Angehörigen der ehemaligen Mittelklassen, beschäftigungslose Freiberufler, Intellektuelle oder Künstler, oder Techniker ohne Anstellung, proletarisieren sich nicht mehr: Sie vergrößern auf direktem Weg das Heer der Arbeitslosen. Junge Leute bleiben nach dem Abgang von der Schule häufig ohne Beschäftigung. Der Kapitalist, der noch vor hundert Jahren die Kinder zur Arbeit trieb, sobald

sie laufen konnten, kann ihnen heute keine Arbeit mehr geben, wenn sie ins Erwachsenenalter kommen. So entsteht eine Masse von Benachteiligten, die von Arbeit und Beschäftigung abgeschnitten ist und in ihrer ausweglosen Verzweiflung stets Gefahr läuft, sich dem erstbesten Rattenfänger auszuliefern, aber unfähig ist, ein fortschrittliches soziales Bewußtsein zu entwickeln.
Ein weiterer Unterschied tritt zwischen den Arbeitern der Monopolbetriebe und den Arbeitern kleiner und mittlerer Unternehmen zutage, die in den meisten Fällen die Sozialgesetze nicht einhalten können, ohne mit Verlust zu arbeiten. Da die großen Monopole die Hauptlieferanten der nationalen Verteidigung sind, wird die enorme Beschleunigung der Rüstungsproduktion diesen Unterschied noch vertiefen, indem sie Extraprofite schafft, die die Zahlung höherer Löhne ermöglichen.
Statt die Lebensbedingungen der Arbeiter einander anzugleichen, wie Marx vorhersah, hat der Kapitalismus im Laufe seiner Entwicklung unaufhörlich eine *organische* Teilung der gesellschaftlichen Arbeit vorangetrieben, d.h. die individuellen Unterschiede durch Spezialisierung erhöht.
Wenn auch das Proletariat nicht mehr zunimmt, sondern sich in gegensätzliche Gruppen spaltet, so scheint andererseits der Glaube an einen dauerhaften und unbegrenzten technischen Fortschritt durch die großartigen Errungenschaften der modernen Wissenschaft in seiner Berechtigung eher bestärkt worden zu sein. Man muß nur daran erinnern, was beide Welten auf industriellem Gebiet Immenses geleistet haben, um sich von der Macht des menschlichen Schöpfergeistes zu überzeugen, und an die zunehmende Geschwindigkeit denken, mit der Entdeckungen gemacht und angewendet werden, um der Meinung zu sein, daß es offenbar keinen Grund gibt, einen Stillstand vorherzusehen, es sei denn einer, der auf die vom kapitalistischen Chaos verursachten periodischen Krisen zurückginge. So liegt der Gedanke nahe, daß Marx Recht hatte, einen Konflikt zwischen der Entwicklung der Produktivkräfte und dem Kapitalismus zu prophezeien. *„Auf einer gewissen Stufe der Reife angelangt, wird die bestimmte historische Form* (des Produktionsprozesses) *abgestreift und macht einer höhern Platz. Daß der Moment einer solchen Krise gekommen, zeigt sich, sobald der Widerspruch und Gegensatz zwischen den Verteilungsverhältnissen, daher auch der bestimmten historischen Gestalt der ihnen entsprechenden Produktionsverhältnisse einerseits und den Produktivkräften, der Produktionsfähigkeit und der Entwicklung ihrer Agentien andrerseits, Breite und Tiefe gewinnt. Es tritt dann ein Konflikt zwischen der materiellen Entwicklung der Produktion und ihrer gesellschaftlichen Form ein.“*[7] Allerdings sind Zweifel angebracht, ob diese Auffassung stimmt.
Mit zunehmender Arbeitsproduktivität tendiert die Entwicklung der Produktivkräfte dazu, die Menge der in der gleichen Arbeitszeit produzierten nützlichen Objekte zu erhöhen. Daher die Forderung nach Arbeitszeitverkürzung. Bei genauerem Hinsehen zeigt sich jedoch, daß man sich über das Ausmaß der durch Einführung von automatischen Maschinen und elektrischer Energie erzielten Arbeitsersparnis getäuscht hat. Man hat nur den Rückgang der Arbeiter in der eigentlichen Produktion gesehen, nicht aber die entsprechende Zunahme von Technikern, Angestellten, Beamten, Mittels-

7 Karl Marx, Das Kapital. Dritter Band. Buch III: Der Gesamtprozeß der kapitalistischen Produktion, in: Karl Marx/Friedrich Engels, Werke Band 25, Berlin 1970, S. 891 (AdÜ).

männern auf allen Ebenen, in Betracht gezogen, was sich an den gesamtwirtschaftlichen Statistiken so schön ablesen läßt.
Ebenfalls unberücksichtigt blieb, daß die heutige Produktionsweise einen Bedarf nach Geschwindigkeit in den Beziehungen zwischen menschlichen Gruppierungen hat entstehen lassen. Im Hinblick auf menschliche Arbeit ist aber nichts kostspieliger als Geschwindigkeit. Um eine gegebene Geschwindigkeit zu verdoppeln, ist nicht zweimal, sondern viermal oder sogar achtmal soviel Arbeit vonnöten. Hinzu kommen persönliche oder nationale Prestigefragen. Einer Geschwindigkeitserhöhung wird der Vorzug gegeben vor vermehrtem Materialeinsatz, der, wenn er möglich ist, weniger menschliche Arbeitskraft verschwendet.
Zumal derselbe technische Fortschritt, indem er dafür gesorgt hat, daß eine immer kleinere Zahl von Personen in den Besitz von immer gigantischeren Unternehmen gelangt, die immer unverhältnismäßiger sind in Relation zu den menschlichen Fähigkeiten, neue Formen der Verschwendung hervorgerufen hat - durch die Unmöglichkeit, wahrhaft überwältigende Aufgaben zu vollbringen und den sorglosen Umgang mit Ressourcen, der menschliche Unternehmungen von einer bestimmten Größenordnung stets begleitet. Man vergißt zu leicht, daß jeder Kauf das Resultat von Arbeit irgendwo in der Gesellschaft darstellt und daß jede nutzlose Ausgabe völlig umsonst geleistete Arbeit ist, Arbeit, die in einer besser organisierten Gesellschaft besser unterblieben wäre, denn nutzlose Arbeit ist verlorene Mußezeit. Man müßte ein Loblied auf den Geiz schreiben.
Julius Dickmann hat in seinen interessanten Untersuchungen zur kapitalistischen Produktion darauf hingewiesen, daß die unbedachte Einführung neuer Erfindungen in der Produktion einen Verlust und keine Zeitersparnis für die Gesellschaft zur Folge haben könnte. Es genügt, daß die in den Produktionsmitteln der alten Ausrüstung verkörperte Arbeitsmenge die von den neuen Maschinen ersparte Arbeitsmenge während der theoretischen Restlaufzeit der nutz- und wertlos gewordenen Produktionsmittel übersteigt. *„Je fortgeschrittener die Technik ist, von der man ausgeht, mit anderen Worten, je höher die Investitionen in die Produktion von Maschinen alten Typs sind, umso länger dauert es natürlich, bevor die ökonomischere Funktionsweise der neuen Ausstattung, nach Ausgleich des durch ihre Einführung bedingten Verlusts, als Gewinn für die Gesamtproduktion angesehen werden kann. Und wenn man in der Zwischenzeit eine weitere Erfindung macht, die den neu eingeführten Maschinentyp durch einen noch produktiveren ersetzt, dann erfüllt die erste Erfindung niemals ihren Zweck, eine gesamtgesellschaftliche Zeitersparnis zu erzielen.“*[8] Wie Dickmann sagt, sind diese Überlegungen auf jeden Fall ein guter Dämpfer für den Enthusiasmus, den man gemeinhin dem technischen Fortschritt entgegenbringt, und eine nützliche Mahnung, daß dieser Fortschritt nicht per se auch ein ökonomischer ist und nicht zwangsläufig zu einer Erweiterung unsere Existenzmöglichkeiten führt. Viele scheinbar aus der kapitalistischen Produktionsweise resultierenden Probleme liegen in Wirklichkeit in den Innovationen moderner Technik selbst begründet, und würden sich in einem sozialistischen System sofort wieder stellen.

---

8 Julius Dickmann, La véritable limite de la production capitaliste, in: La Critique Sociale (Paris), 9/September 1933, S. 108-113 (hier S. 109) (AdÜ).

Selbst die Möglichkeit einer ständigen Zunahme der Arbeitsproduktivität ist fraglich. Je mehr die Arbeitsproduktivität zunimmt, umso mehr Arbeiter sind mit der Wartung, Reparatur und Wiederherstellung der Produktions- und Subsistenzmittel beschäftigt und umso weniger Arbeiter stehen zur Verfügung, die zusätzliche Produktions- und Subsistenzmittel produzieren könnten, um eine zukünftige Ausweitung der Produktion zu ermöglichen, die unerläßlich für eine weitere Verbesserung der Produktivität ist. Jeder neue Fortschritt verringert, von heute aus gesehen, die Möglichkeit eines zukünftigen Fortschritts. Von einem dauerhaften und unbegrenzten Fortschritt kann keine Rede sein, sondern im Gegenteil von einem immer schwierigeren, immer begrenzteren Fortschritt, der schließlich in einen Rückschritt umschlägt. Der technische Fortschritt zielte nicht darauf ab, dieselbe Zahl von Objekten mit weniger Arbeit zu produzieren, sondern mehr Objekte mit der gleichen Arbeit. Das bringt mich zu der Feststellung, daß die Erhöhung der Produktivität untrennbar mit der Erweiterung der Produktion verbunden ist; daher die Notwendigkeit von Außenmärkten. Die Produktion von vereinfachten und typisierten Objekten überschreitet das reale Aufnahmevermögen des Binnenmarktes. Dafür gibt es Gründe, die vom Kapitalismus herrühren, aber auch solche technischer Natur. Wenn der Sozialismus die technische Nachfolge des Kapitalismus anträte, stünde er vor der gleichen imperialistischen Notwendigkeit, um den Besitz von Außenmärkten kämpfen zu müssen. Marx sagt zu Recht, daß die Produktivkraft, je mehr sie sich entwickelt, in einen immer schärferen Konflikt mit den engen Grundlagen der Konsumverhältnisse tritt. Er ist natürlich der Überzeugung, daß es einen solchen Konflikt nicht gäbe, wenn der Konsum nicht durch das unerbittliche Wirken der kapitalistischen Gesetze beschränkt würde. Heutzutage ist allerdings nicht minder offensichtlich, daß es zwischen Produktivkräften und Konsum einen Konflikt gibt, der nicht kapitalistischen, sondern technischen Ursprungs ist. Er rührt daher, daß man nicht versucht hat, weniger zu arbeiten, sondern mehr zu produzieren.

Ist es möglich, sich eine bessere Nutzung des menschlichen Genius vorzustellen? Vielleicht, aber es bleibt dabei, daß wir vor einem enormen Produktionsapparat stehen, der ebenso belastend wie nutzlos ist, und daß wir die menschliche Lage nur noch durch eine radikale Veränderung der Konzepte und Methoden zur Erneuerung dieses Produktionsapparates verbessern können, im Gegensatz zu dem, was Marx vorhersah.

Der beträchtliche Vorsprung, der es den alten kapitalistischen Ländern ermöglicht hat, auf Kosten der weniger entwickelten Länder zu leben, hat einen falschen Eindruck entstehen lassen. Unsere arbeitenden Massen haben in einem gewissen Maß von der Ausbeutung der Völker in den Kolonien und den rückständigen Ländern profitiert. Die gesamte moderne Technik basiert auf dieser Ausbeutung. Aber was wird jetzt passieren, da manche Länder ihren Vorsprung eingebüßt haben und die Ausgebeuteten von einst als Konkurrenten auftreten?

Das marxistische Schema einer vom Kapitalismus blockierten, aber in der Zukunft vom Sozialismus freigesetzten kontinuierlichen Weiterentwicklung der Produktivkräfte hält der Prüfung durch den unvoreingenommenen Beobachter nicht stand. Die Technik, die den Sozialismus über ein halbes Jahrhundert hinweg so mit Neid erfüllte, daß er alles daransetzte, sie unter seine Kontrolle zu bringen, hat Raubbau an den natürlichen Ressourcen der Erde betrieben und die menschliche Arbeit vergeudet. Vom menschlichen Standpunkt, der immer auch der des Sozialismus sein sollte, kann der

kapitalistische Produktionsapparat nicht mehr als Grundlage für einen neuen Fortschritt dienen: um voranzukommen, müßte eine radikal andere Produktionstechnik erfunden werden.

Die zahlenmäßige Zunahme und Vereinheitlichung des Proletariats sind gestoppt und durch die Entwicklung der Produktionsmethoden in Frage gestellt worden. Der dauerhafte und unbegrenzte technische Fortschritt, der den Aufruhr des wachsenden Proletariats freisetzen sollte, hat sich selbst als illusorisch und als Ursache für die Verarmung der menschlichen Gemeinschaft erwiesen. Um die Mission des Proletariats zu rechtfertigen, bleibt nur der intuitivere Begriff der Übereinstimmung der Forderungen der Arbeiter mit der Sache der Kultur. Viele Genossen, darunter die besten, hängen gefühlsmäßig an den Arbeitern, sei es wegen der heroischen Vergangenheit des Industrieproletariats, aus natürlicher Sympathie für die Ausgebeuteten oder aus Verachtung für den Bourgeois, aus Empörung über alles, was selbstgefälligen Konformismus, grausame Dummheit und berechnende Unmenschlichkeit darstellt. Die Frage ist nur, ob die Arbeiter noch sind, was sie einmal waren, nämlich Repräsentanten des Nonkonformismus, das kritische Element in der Gesellschaft. Andere sind mit Jaurès und de Man der Meinung, daß der einzige Vorzug der Arbeiter, in Ermangelung eines sozialen Privilegs, darin bestünde, keine Lüge nötig zu haben und daß eben deshalb die Sache der Arbeiterklasse die der Kultur sei. Doch sind einige Arbeiterschichten anderen gegenüber privilegiert, die gesamte Arbeiterklasse der alten kapitalistischen Länder ist den Arbeitern der rückständigen Länder und der Kolonien gegenüber privilegiert, und die Lüge ist noch nie so massiv und systematisch praktiziert worden wie von den einflußreichsten Organisationen der Arbeiterklasse.

Je weniger notwendige Arbeit die Menschen brauchen, um unter normalen Umständen zu leben und sich fortzupflanzen, umso weniger werden sie auf die Lüge angewiesen sein und umso mehr Muße, Freiheit und Geschmack an uneigennütziger Forschung, unvoreingenommenem Lernen und persönlicher Teilhabe an der Förderung des gesellschaftlichen Lebens werden sie haben. Die Sache der Kultur und der physischen und moralischen Freiheit des Menschen hängen zusammen. Die Sache der Kultur ist von jeglicher Form von Macht vollkommen verschieden und mit ihr absolut unvereinbar. Es gibt einen unüberwindlichen Gegensatz zwischen Macht und Kultur. Die eine versucht zu regieren, die andere, die Menschen zu befreien. Es liegt ein wahrer Fluch auf den Regierungsfunktionen, der bereits in der Funktion selbst angelegt ist. Wie können Marxisten das übersehen?

Aufgrund ihrer normalen Eigendynamik, einem natürlichen Impuls folgend, integriert sich die Arbeiterbewegung immer mehr in den modernen Staat. Dem Korporatismus ist mit Propagandasprüchen allein nicht beizukommen; er reicht viel tiefer als gemeinhin angenommen, und es wäre von Nutzen, endlich einmal objektiv zu untersuchen, welche Gemeinsamkeit ihn mit den Erfordernissen der Technik verbindet, die uns der Kapitalismus beschert hat und welcher Zusammenhang zwischen der militärisch organisierten Produktion und dem Niedergang der proletarischen Aufsässigkeit besteht. Marx sagte, daß die Manufaktur den Arbeiter verkrüppele und ihn in eine Abnormität verwandele, *„indem sie sein Detailgeschick treibhausmäßig fördert durch Unterdrü-*

ckung einer Welt von produktiven Trieben und Anlagen".[9] *„Eine gewisse geistige und körperliche Verkrüppelung ist unzertrennlich selbst von der Teilung der Arbeit im ganzen und großen der Gesellschaft."*[10] Mit der Einführung automatischer Maschinen spitzt sich diese Entwicklung zu. *„Die Scheidung der geistigen Potenzen des Produktionsprozesses von der Handarbeit und die Verwandlung derselben in Mächte des Kapitals über die Arbeit vollendet sich... in der auf Grundlage der Maschinerie aufgebauten großen Industrie. Das Detailgeschick des individuellen, entleerten Maschinenarbeiters verschwindet als ein winzig Nebending vor der Wissenschaft, den ungeheuren Naturkräften und der gesellschaftlichen Massenarbeit, die im Maschinensystem verkörpert sind und mit ihm die Macht des ‚Meisters' (master) bilden."*[11] Die technische Unterwerfung des Arbeiters erzeugt eine durch und durch militärische Disziplin und unterdrückt die individuelle Initiative.

Diese Trennung zwischen geistigen und körperlichen Tätigkeiten im Produktionsprozeß hat sich über die Fabrik hinaus erweitert und auf die politischen und wirtschaftlichen Organisationen des Proletariats übergegriffen. Es hat sich eine Scheidung vollzogen zwischen einfachen Beitragszahlern und Technikern des politischen Kampfes, und die Methoden haben sich entsprechend verändert. Der Handlanger der Fabrik ist zum Handlager der Partei und der Gewerkschaft geworden, mit der Leitung hat er weder hier noch dort etwas zu tun. Die Demokratie stirbt in den Arbeiterorganisationen ebenso wie in der bürgerlichen Gesellschaft. Die Organisationen werden von Aktivisten geleitet, deren Interessen sich mit denen der Techniker in der Produktion decken. Vor 1936 konnte man noch die Hoffnung haben, daß eine mächtige Aufstandsbewegung die parasitären Bürokratien hinwegfegen würde. Heute ist das nicht mehr erlaubt. Wir sind weit entfernt von einer Arbeiterklasse, die aufgrund korrigierter und überwundener Irrtümer handelt, ohne Vorurteil und ohne Dogma, vergleichbar der kulturellen Produktion des uneigennützigen, nur der Liebe zur Wahrheit verpflichteten Gelehrten.

Die Sache der Arbeiterbewegung ist nur noch die einer über ihre herrschenden Bürokratien vermittelten Auswahl von Technikern jeglicher Couleur, die sich für Ordnung und (pseudo-)wissenschaftliche Organisation begeistern, aber auch eine nach dem Vorbild der Produktion hierarchisch durchstrukturierte Gesellschaft anstreben. Die Arbeiterklasse erweist sich nicht als kulturelle Erbin der Vergangenheit und Geburtshelferin der Zukunft, sondern als manuelles Anhängsel einer verfallenden und mit ihr zum Untergang verurteilten Gesellschaft. Ihre „Mission" verschwindet, und die einzige Hoffnung, die noch bleibt, liegt in dem ewigen und unwillkürlichen Streben nach Gerechtigkeit, Gleichheit und Wahrheit, das allein noch von den Nonkonformisten jeglicher Herkunft verkörpert wird, die die deprimierende und vertrackte Situation von heute der schonungslosen Kritik des objektiven Geistes unterziehen, um in Erwartung der unvermeidlichen Katastrophen den Grundstein für die Zukunft zu legen.

---

9 Karl Marx, Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band, a.a.O., S. 381 (AdÜ).
10 Ebd., S. 384 (AdÜ).
11 Ebd., S. 446 (AdÜ).

Krieg und Technologie[12]

Der zweite große imperialistische Krieg ist im Gange. Er unterscheidet sich vom ersten nicht nur in seinen technischen Wesenszügen, die durch ein Vierteljahrhundert enormer Fortschritte in der Luftfahrt und im Fahrzeugbau verändert worden sind, sondern auch in seinen gesellschaftspolitischen Eigenschaften. Mochte es zunächst den Anschein haben, als sei der wesentliche Aspekt dieses neuen Krieges die Spaltung zwischen „demokratischen" und totalitären Nationen, so ist heute klar, daß diese Spaltung weniger wichtig ist als der Interessengegensatz zwischen nationalen Imperialismen. In diesem Krieg geht es weniger um ein Aufeinanderprallen gegensätzlicher Ideologien - auch wenn diese eine Rolle spielen, zumindest in den Köpfen der Menschen, die sich gegenseitig abschlachten - als um einen Kampf der Imperialismen, die sich das Recht auf Ausbeutung der mineralischen, pflanzlichen, tierischen und menschlichen Ressourcen des Erdballs streitig machen. Ein Recht auf Ausbeutung, das unter den gegebenen Herrschafts- und Verwertungsbedingungen lebenswichtig für ihre Produktionsapparate ist. Das war bereits das Kennzeichen des ersten Weltkrieges; aber nach diesem konnten die verschiedenen Wirtschaftsmächte noch koexistieren. Heute ist nicht mehr genügend Platz auf der Welt für eine Koexistenz der verschiedenen gegeneinander kämpfenden Imperialismen. Der erste Weltkrieg leitete den Niedergang des alten europäischen Kapitalismus ein, der seine Profite mit einer seinerseits zur Großmacht aufgestiegenen ehemaligen Kolonie teilen mußte. Dieser zweite Krieg, wie immer er ausgehen mag, wird die Grundlage weit einschneidenderer Änderungen sein. Aber die zum jetzigen Zeitpunkt wichtigste Feststellung ist die, daß in diesem wie im letzten Krieg der erste und eigentliche Verlierer das Proletariat ist. Und dieses Mal war es schon lange vor der Kriegserklärung besiegt. Nach dem letzten Krieg hat die einzige sozialistische Bewegung, die an die Macht gelangte und diese behauptete - die der russischen Bolschewiki -, sich nur deshalb auf Dauer halten können, weil sie sich radikal veränderte und ein vom Sozialismus sehr weit entferntes politisches und gesellschaftliches System errichtete. Alle anderen Bewegungen haben ihre Interessen mit denen ihrer Bourgeoisie verbunden und nicht selten faschistische Gruppen gehätschelt, unterstützt und gefördert. Aus dem Rückblick wird immer offensichtlicher, daß individueller Verrat und opportunistische Praxis als Erklärung dafür nicht ausreichen. Tatsächlich hat es ganz den Anschein, als richte sich der Niedergang des Sozialismus nach dem der Bourgeoisie, und es stellt sich die Frage, was die beiden so eng miteinander verbindet.

Der Marxismus war stets der Überzeugung, daß die vom Kapitalismus entwickelte Technik die rationale Anwendung der Wissenschaft und folglich unabhängig von der Produktionsweise sei, mithin vom Sozialismus nutzbringend übernommen werden könne. Nun scheint es allerdings so zu sein, daß zwischen der Technik der modernen

12 Coffinet schickte eine handschriftliche Kopie des folgenden Textes, der keinen Titel hatte und in spanischer Übersetzung in der von Marceau Pivert und Julian Gorkin in Mexico herausgegebenen Zeitschrift „Anàlisis. Revista de Hechos e Ideas" erscheinen sollte, am 8. August 1942 an Pivert. Die Kopie befindet sich in den Archives de Marceau Pivert, Centre d'histoire sociale du XXe siècle (Université Paris I/Panthéon Sorbonne). Der hier gewählte Titel stammt von der Redaktion.

Großstaaten und der totalitären Tendenz ihres politischen und gesellschaftlichen Systems mehr als eine Beziehung der Gleichzeitigkeit besteht: Es drängt sich die Hypothese auf, daß vielleicht ein Kausalzusammenhang vorliegt. Die kapitalistische Technik ist im Hinblick auf stets erweiterbare Märkte konzipiert und entwickelt worden. Im letzten Jahrhundert war sie ein auf die Bedürfnisse des Imperialismus zugeschnittenes Instrument, das nach und nach jene besonderen Eigenschaften angenommen hat, die sie zunehmend einfacher für andere Bedürfnisse nutzbar hat werden lassen. Die alten kapitalistischen Länder belieferten die Welt mit Fertigprodukten, dies aber nur in dem Maße, wie die Weltmärkte sie mit Produkten aller Art versorgten. Die hohe Produktivität dieser Länder war mehr Schein als Realität. Die Importe Großbritanniens, Frankreichs, Belgiens, der Niederlande waren seit langem größer als ihre Exporte. Das heißt, daß die Binnenproduktion dieser Länder geringer war als ihr Konsum, und ihr Lebensstandard, der im Durchschnitt höher lag als anderswo, durch den Importüberschuß ermöglicht wurde, der sich aus imperialistischen Renten finanzierte (ich betrachte als Importüberschuß nur, was nicht durch Frachtgut und andere indirekte Exporte ausgeglichen wird).

Um die Arbeitsproduktivität zu messen, vergleicht man gewöhnlich den Ausstoß einer Fabrik zu zwei verschiedenen Zeitpunkten; man verzeichnet damit eine stark gewachsene Produktivität. Doch kann die Arbeitsproduktivität meiner Meinung nach nur auf gesellschaftlicher Ebene sinnvoll gemessen werden. Die scheinbare Produktivitätszunahme hatte die Arbeitsteilung innerhalb des Unternehmens wie innerhalb der Gesellschaft zur Voraussetzung. Innerhalb des Unternehmens sind die Aufgaben zerlegt worden, und neben den direkt in der Produktion beschäftigten Arbeitern ist ein Personal von Aufpassern, Kontrolleuren, Ingenieuren, Buchhaltern, Büroangestellten usw. entstanden, das im allgemeinen nicht zu den Produzenten gezählt wird, auch wenn seine Arbeit für die moderne Produktion unentbehrlich ist. Innerhalb der Gesellschaftsordnung hat sich der Handel von der Industrie getrennt, das Finanzwesen vom Handel usw. Man hat riesige Armeen von Beamten, Verkäufern, Eisenbahnern, Handelsreisenden usw. entstehen sehen. Ein Teil der Arbeiter, die früher in Kleinbetrieben direkt an der Produktion beteiligt waren, ist jetzt mit der Herstellung von Werkzeugmaschinen beschäftigt, mit der Produktion von Elektrizität, mit dem Addieren, Subtrahieren oder Multiplizieren von Zahlen, dem Zeichnen von Entwürfen, dem Verkauf in Warenhäusern, dem Gütertransport. Ein wirklicher Vergleich der Arbeitsproduktivität dürfte sich nur auf das Verhältnis des gesamtgesellschaftlich verausgabten Quantums an Arbeit zur Produktion von Konsumobjekten beziehen.

Die kapitalistische Technik ist eng mit der Ausbeutung nach außen verbunden. Würden die auszubeutenden Außenmärkte abgeschafft, wäre die heutige Technik nicht mehr geeignet, ihre nationalen Aufgaben wirtschaftlich zu erfüllen. Sie würde zu viel Arbeit kosten. Selbstverständlich kann ein sozialistisches System nicht auf imperialistischen Grundlagen errichtet werden. Es ist also unerläßlich, die technische Struktur dementsprechend zu verändern, daß sie einen sparsameren Umgang mit menschlicher Arbeit und den Ressourcen des Landes zuläßt, wobei dem Außenhandel nur noch die Funktion zukäme, die Produktion des Landes mit ausländischen Produkten zu versorgen oder solchen, die im Ausland wirklich wirtschaftlicher herzustellen sind. Der Fehler aller „Arbeitspläne“ war, nichts an der Produktionstechnik zu verändern. Ein

bloßer Austausch der juristischen Eigentumstitel ist absolut unzureichend, um den imperialistischen Charakter einer gegebenen Nationalökonomie zu verändern.
Die Unternehmenskonzentration und die begleitende Arbeitsteilung haben die Arbeiter in ein Heer geist- und antriebsloser Handlanger verwandelt, die mechanisch und ohne persönliche Initiative handeln. Aus Handlangern der Produktion sind sie zu Handlangern in den Gewerkschaften, den Parteien, im Zivilleben geworden, die auf Vorgaben und Anweisungen ihrer Führer, der Techniker der Politik, warten. Aus dem Kontrollpersonal hat sich nach und nach eine übergeordnete Schicht von Führungskräften herausgebildet, die sich, ohne eine gesellschaftlich nützliche Rolle zu spielen, von den kapitalistischen Eigentümern ebenso wie von den Handarbeitern unterscheiden. Mit Organisations- und Leitungsaufgaben betraut, haben die Techniker eine natürliche, funktionale Tendenz, die Arbeiter als Handlanger zu betrachten, die in rationaler Weise zu benutzen und einzusetzen im Sinne des Allgemeinwohls liegt, besteht doch das einzige Kriterium der Arbeit in ihrem Ertrag. Sie unterliegen der Deformation all derer, die ein Stückchen Macht innehaben. In ihren Planungsbüros hantieren sie genauso abstrakt mit dem Menschenmaterial herum, wie der Offizier, der von seinem fernen Kommandoposten aus militärische Operationen leitet. Wurden die Handlanger der Produktion zu Handlangern der Gewerkschaften und Parteien, so die Produktionstechniker, faktisch oder potentiell, zu solchen der Politik. Jedenfalls sind die Führer der Arbeiterorganisationen durch diesen entscheidenden Wandel der Mitgliedermasse in die Position von Technikern geraten, die als Initiatoren und Planer von Aktionen auftreten, und ihre Interessen gleichen sich tendenziell denen der Produktionstechniker an. Marx hatte sein Konzept der „Mission des Proletariats" auf die Beobachtung gestützt, daß die von der Entwicklung des Kapitalismus ruinierten ehemaligen Mittelklassen die Zahl der Proletarier erhöhen würden, während letztere gleichzeitig eine Verschlechterung ihrer Lebensbedingungen hinnehmen müßten. Versteht man unter Proletarier die in politischer Hinsicht freien, in sozialer Hinsicht eigentumslosen Arbeiter, dann haben sich Marx' Vorhersagen vollkommen bestätigt. Die Zahl der Lohnabhängigen ist im Steigen begriffen. Versteht man unter Proletarier hingegen nur die Industrie- oder Landarbeiter, dann hat Marx, dem Anschein zum Trotz, nicht gänzlich Recht behalten. Geht man von der allgemeinen Bedeutung des Wortes aus, dann sind die Techniker, ja sogar die Wirtschaftstechnokraten, ebenfalls Proletarier. Wie dem auch sei, jedenfalls wurde durch den Vormarsch des Kapitalismus keineswegs die Lage der Arbeiter vereinheitlicht, sondern unaufhörlich eine organische Arbeitsteilung vorangetrieben, die die individuellen Unterschiede durch Spezialisierung erhöht und Interessengegensätze zwischen den diversen Schichten von Lohnabhängigen geschaffen hat.
In seiner imperialistischen Form stärkt der kapitalistische Staat die Zentralmacht und schränkt die individuelle Freiheit ein. Doch im selben Prozeß bildet sich tendenziell eine starke Opposition gegen das Regime heraus, vereint durch den Zwang und zusammengehalten durch moralische Konzepte wie das der Freiheit und der Gleichheit. Der Klassenkampf besteht unvermindert fort, aber er hat eine andere Gestalt angenommen. Man muß gleichzeitig der Demokratie eine neue Grundlage geben, indem man auf eine weniger stumpfsinnige, den menschlichen Fähigkeiten besser gerecht werdende Technik umstellt und dem Sozialismus ein breites Verständnis der neuen

Kampfbedingungen eröffnen, um die Opposition gegen den Faschismus unter nicht weniger subversiven, aber unmittelbar einsichtigeren Konzepten als dem der „historischen Mission des Proletariats“ zu vereinen.
Der Begriff „Mission“ war schon immer ein wenig mystisch und irrational, im Gegensatz zum Rest der Theorie. Aber das Attribut „wissenschaftlich“, mit dem Marx den Sozialismus kennzeichnete, war ebenfalls nicht sonderlich glücklich gewählt. Unbemerkt, unabsichtlich und aufgrund einer falschen Interpretation, verleitete es die Marxisten allzu oft dazu, die gesellschaftlichen Erscheinungen als unabänderlich determiniert anzusehen und die Macht menschlichen Handelns zu unterschätzen. Wissenschaftlich ist der Marxismus zweifellos. Als Beweis genügt es, die außerordentliche Präzision anzuführen, mit der Marx die Ökonomie des kapitalistischen Produktionssystems analysierte und seine zukünftige Entwicklung vorhersagte. In den Sozialwissenschaften gibt es kein zweites Beispiel für eine solche Genauigkeit. Doch die Fehlinterpretation des historischen Materialismus als ökonomischer Determinismus hat die sozialistische Bewegung zu einer Haltung des passiven Abwartens gebracht. Determinismus bedeutete für Marx, das Handeln nicht auf utopische Konstrukte zu gründen, wie schön sie auch immer sein mögen, sondern sich danach zu richten, was im Rahmen der von den real existierenden Bedingungen eingeschränkten Möglichkeiten machbar ist; und Freiheit, daß dieser Rahmen nach dem jeweiligen Stand der Dinge unter Berücksichtigung menschlichen Handelns in eine gewünschte Richtung hin verändert werden kann. Das Handeln ist nicht determiniert, aber Bedingungen unterworfen. Man muß dem Willen und dem Unternehmungsgeist wieder eine größere Bedeutung geben, und das heißt, zum Marxismus zurückkehren, wie das Leben von Marx beweist. Dennoch ist Handeln allein nicht alles. Es muß außerdem bestimmten Regeln folgen. Der Fatalismus der einen wurde ergänzt durch die Amoralität der anderen. Und das war keineswegs besser. Im Gegenteil. Eine Bewegung, die sich die menschliche Emanzipation auf ihre Fahnen schreibt, kann sich keine Devise zu eigen machen, die ihrem Wesen nach antidemokratisch und elitär ist. Der Zweck heiligt die Mittel, das war zu allen Zeiten die Moral der absoluten Macht. Was die Moral einer sozialistischen Bewegung dem entgegenhalten kann, ist die Moral der Ausgebeuteten. Sie ist so alt wie die Menschheit, hat sich aber erst dank der immer neuen Anstrengungen der leidenden Menschheit langsam herausgebildet, eine Moral, die den Respekt vor der Würde des Individuums fordert, für sich selbst und für andere, und die zum Verlangen nach Freiheit und Gleichheit führt.
Dem Faschismus wird kein langes Leben beschieden sein. Es fehlen ihm die nötigen Voraussetzungen für eine zukünftige Entwicklung. Er ist nicht der Anfang einer neuen ökonomischen Formation, sondern das Endstadium eines untergehenden Systems. Aber es ist nicht gesagt, daß der Sozialismus ihn ablösen wird. Wenn nichts unternommen wird, kann er sehr wohl fortbestehen und wer weiß welche regressiven und inhumanen Formen eines langsamen Verfallsprozesses annehmen. Zum Glück kann und wird etwas geschehen, wenn wir es wollen. Und wir können es schon jetzt vorbereiten durch die Ernsthaftigkeit und Entschlossenheit unserer Revision der Vergangenheit und unserer Analyse der Gegenwart und durch den Zusammenschluß mit allen wirklichen Gegnern des Faschismus, gleich welcher Herkunft sie sind. Auf die furchtbare Nacht der Gegenwart kann und muß ein neuer Menschheitsfrühling folgen.

Was zerstört die Demokratie? Eine Analyse der kapitalistischen Technologie[13]

Die Kriegserklärung im August 1914 markiert zweifellos den Beginn einer noch anhaltenden ernsten Krise der sozialistischen Bewegung. Es war nicht sofort ersichtlich, daß diese Krise erheblich mehr war als eine Auseinandersetzung über taktische Probleme oder eine unterschiedliche Interpretation der ursprünglich von Marx vorgelegten Theorie - daß sie tatsächlich die Konsequenz eines Irrtums der Theorie selbst sein könnte.

Lenin beschrieb sich immer als ein orthodoxer Marxist, im Gegensatz zu den Kämpfern der Zweiten Internationale, die er Verräter nannte. In seiner nachdrücklichen und unerbittlichen Kritik seiner Widersacher in der Bewegung bezog er sich immer auf die Arbeiten von Marx und Engels. Und sein Programm der Machteroberung war unmittelbar von den demokratischen Theorien von Marx übernommen.

Die Eroberung der Macht durch die Bolschewiki und die Umsetzung ihres Programms sollte eigentlich, indem sie die Vernünftigkeit ihrer Lehren und ihrer kritischen Angriffe gegen den Reformismus belegten, das Ende der Krise des Sozialismus markieren. Nichts jedoch in dieser Richtung passierte. Es ist keine Übertreibung festzuhalten, daß ihre Übernahme der Macht im Gegensatz die Krise des Sozialismus nur vertiefte.

Warum? Weil die Bolschewiki die Macht nicht ausübten, ohne ihr ursprüngliches Programm aufgegeben zu haben. Man muß nur Lenins Programm aus der Zeit kurz vor dem Oktober 1917 mit dem vergleichen, was nach den Erfahrungen einiger Monate aus dem sowjetischen Staat wurde, um zu sehen, daß dieser nahezu das Gegenteil davon war. Es ist richtig, daß Lenin immer gewarnt hatte, daß es ohne Hilfe der westeuropäischen Länder und ohne siegreiche proletarische Revolutionen in den führenden Industrieländern nicht möglich sein würde, den Sozialismus in Rußland zu schaffen. Weder die Niederlagen der Revolutionäre in anderen Ländern noch die zunehmend totalitäre Ausrichtung im sozialistischen Rußland können jedoch durch Zufälle erklärt werden.

Bestimmte Ereignisse können uns helfen, um dieses Thema ein wenig aufzuklären. Zuerst einmal der endgültige Erfolg des Faschismus, dann des Nationalsozialismus, und die Art der unwiderstehlichen Entwicklung, die sowohl die demokratischen als auch die nicht demokratischen Länder Europas zu einer mehr und mehr gewaltsamen Verschärfung sozialer Disziplinierung und zu einer Überhöhung der Macht des zunehmend mächtigeren und totalitäreren Staates trieb.

Der Totalitarismus hatte dort Erfolg, wo der Sozialismus versagt hatte. Dort, wo der Sozialismus Erfolg hatte, konnte er sich nur dadurch an der Macht halten, indem er das demokratische Programm zugunsten diktatorischer Methoden abschaffte. Es muß einen einfachen wesentlichen Faktor, einen Zusammenhang geben, der dies erklärt.

Die allgemeine und vollständige Niederlage der marxistischen Parteien auf dem europäischen Kontinent läßt sich nicht hauptsächlich durch taktische Fehler erklären und

13 What Destroyed Democracy? An Analysis of Capitalist Technology, in: New Essays. A Quarterly Devoted to the Study of Modern Society, Vol. VI, No. 2 (Fall 1942), S. 35-43.

kann auch nicht dadurch erklärt werden. Es muß einen Fehler bei der Übernahme der Lehre gegeben haben.
Und dies sollte uns nicht überraschen. Noch einige Jahre, und hundert Jahre werden seit dem Erscheinen des „Kommunistischen Manifests" vergangen sein, in dem Marx und Engels die unvermeidliche ausweglose Situation genau voraussagten, in welche die widerspruchsvolle Entwicklung des Kapitalismus führte. Und in den folgenden zwei Jahrzehnten wurde die eindringliche Analyse von Marx' „Kapital" ausgearbeitet. Es gibt tatsächlich kein anderes Beispiel in den Sozialwissenschaften, deren Schlußfolgerung durch die Prüfung einer langen Zeitperiode stärker bestätigt wird. Ist es nicht außergewöhnlich, daß wir in einer Zeit, in der sich die Dinge von Tag zu Tag mit wachsender Geschwindigkeit ändern, so lange warten mußten, bevor die Theorie einer begründeten Kritik in einem streng begrenzten Sinn unterworfen wird?
Welcher Unterschied zwischen Theorie und Fakten erscheint am offensichtlichsten, wenn man heute die Realität untersucht?
Der Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus deckte in der Mangelhaftigkeit der kapitalistischen Produktionsweise die Elemente einer sozialistischen Synthese auf, die zum dynamischen Erbe des materiellen Fortschritts und der intellektuellen Kultur werden sollte, welche die Bourgeoisie in der Periode ihrer Vitalität und ihrer Entfaltung förderte und bevorzugte, die sie in ihrem Alter jedoch nur hintertrieb. Somit wurde es notwendig, basierend auf der vom Kapitalismus geschaffenen und entwickelten technischen Struktur, bestimmte soziale Beziehungen zu etablieren, die dem materiellen Fortschritt eher gerecht und ihm besser angepaßt sein würden und die politische Demokratie in eine soziale Demokratie weiterzuentwickeln.
Heute ist der von Marx analysierte und verurteilte liberale Kapitalismus zweifellos tot, aber das neue Regime, das auf ihn folgte, ist kein Sozialismus. Es ist ein Staatskapitalismus, der als ein pluto-bürokratisches System beschrieben werden kann.
Dieses neue Regime erscheint überdies als normale Folge, als logisches Resultat der gewissermaßen organischen Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise.
Man mag einwenden, daß dies tatsächlich ganz natürlich ist und in keinerlei Widerspruch zur marxistischen Lehre steht, da die kapitalistischen Produktionsverhältnisse nicht geändert wurden und das herrschende Eigentumsrecht immer noch das Recht auf Privateigentum ist. Aber dies wäre nicht richtig. Denn es ist unmöglich zu übersehen, daß das Recht auf Eigentum im modernen Staat langsam aber sicher modifiziert wird; die Interessen des Privatbesitzes weichen mehr und mehr kollektiven Interessen, allerdings denjenigen der herrschenden sozialen Gruppe, nicht denen der Gesellschaft als ganze.
So wie in der feudalen Gesellschaft die militärische Befehlsgewalt und die Verwaltung der Justiz die natürlichen Aufgaben der Landbesitzer waren, so wurden in der kapitalistischen Gesellschaft die Führung der Unternehmen und die Herrschaft über die Industrie zur natürlichen Funktion des Kapitals. Vor einem anderthalben Jahrhundert war der Bürger nicht nur Besitzer einer mehr oder weniger großen Menge von Geschäftsanteilen und Rechtstiteln. Er war - im vollen Sinn des Wortes - Eigentümer und Kopf eines Betriebes, einer Firma oder welches Unternehmen er selbst auch immer führte. Heute ist der Kapitalist in den allermeisten Fällen damit zufrieden, einfach ein *Rentier* zu sein, ohne irgendeine wirkliche Beziehung zur Produktion. Der bürgerliche

Kapitalist hat sich selbst aus der Produktion zurückgezogen und ist sozial nutzlos geworden. Er hat seinen Platz dem Techniker eingeräumt. Die Unternehmensführung hat sich vom Besitz losgelöst. Eigentum hat aufgehört, das bestimmende Element in der heutigen Produktion zu sein. Die herrschende soziale Gruppe setzt sich immer noch vorwiegend aus Kapitalisten zusammen, aber zunehmend durchmischt mit Technikern und Funktionären aus Produktion und Staat.
Trotzdem hat die heutige soziale Organisation eine Beziehung zu der von gestern, und zwar eine starke Beziehung - die der Techniker. Totalitarismus scheint die logische Konsequenz der vom liberalen Kapitalismus entwickelten Technik zu sein.
An diesem Punkt kommt der Widerspruch zur Theorie zum Vorschein. Die vom Kapitalismus entwickelte Technik wurde vom Marxismus immer als rationale Anwendung der Wissenschaft angesehen. Im Hinblick auf den besseren Gebrauch, der von ihr gemacht werden könnte, und die Verschwendung, die aus der Anarchie der individuellen Unternehmen resultierte, wurde die Technik immer als unabhängig von der Produktionsweise angesehen. Marxismus hat immer daran festgehalten, daß kapitalistische Technik vom Sozialismus übernommen und gebraucht werden könnte.
Dennoch scheint mir, daß es mehr als einen zufälligen Zusammenhang zwischen der Technik der großen modernen Staaten und den totalitären Tendenzen ihrer politischen und sozialen Regime gibt. Sie scheinen in einem Zusammenhang von Ursache und Wirkung miteinander zu stehen.
Die kapitalistische Technik ist nicht jene Technik, die man sich im allgemeinen vorstellt und von der angenommen wird, daß sie die menschlichen Fähigkeiten um das Zehnfache gesteigert hat und die, wenn sie für einen menschlichen und vernünftigen Endzweck nutzbar gemacht würde, die Plackerei der Menschen größtenteils zum Verschwinden bringen würde. Sie hat natürlich einige große Errungenschaften mit sich gebracht, aber nur unter bestimmten Bedingungen. Die kapitalistische Technik ist als eine Funktion zur Ausbeutung fremder Märkte ersonnen und entwickelt worden; sie ist, mit anderen Worten, als Instrument der Bedürfnisse des Imperialismus geschaffen und entwickelt worden. Sie ist zu einem imperialistischen Instrument geworden und kann in ihrer gegenwärtigen Form nicht länger genutzt werden, außer für imperialistische Zwecke.
Wenn man eine allgemeine Charakterisierung der kapitalistischen Technik herauszufinden versucht, dann stößt man unweigerlich auf die Tendenz, das Quantum der Produktionsmittel, der Maschinerie im Verhältnis zur Zahl der Personen, die sie gebrauchen, in zunehmendem Maß auszubauen; auf die Tendenz, mehr und mehr dieser Maschinerie auf eine abnehmende Zahl von immer größeren Unternehmen zu konzentrieren; und man stößt schließlich auf eine Tendenz, die Geschwindigkeit der Zirkulation der Produkte unendlich zu steigern, um das Intervall zwischen dem Zeitpunkt, an dem die ersten Elemente eines Artikels in Produktion gehen und dem Zeitpunkt, zu dem der Artikel fertig gestellt und an den Konsumenten ausgeliefert wird, zu verkürzen.
Auf der einen Seite wurde diese Technik nur durch die Existenz eines immens großen ausländischen nichtkapitalistischen Marktes ermöglicht, der in vollständiger Sicherheit ausgebeutet werden konnte. Auf der anderen Seite hat die Entwicklung der auf dieser Technik basierenden Produktivität nie jene Ausmaße erreicht, von der viele träumten.
Es ist bestens bekannt, daß die ausländischen nichtkapitalistischen Märkte zunehmend

verschwunden sind, da die Erdoberfläche begrenzt ist und weil sich die neuen Länder, die für die Wohltaten der kapitalistischen „Zivilisation" erobert wurden, schließlich selbst in Konkurrenten der alten kapitalistischen Länder verwandelt haben. Von daher wird es nicht ungewöhnlich erscheinen, wenn hier behauptet wird, daß die Technik ernsthaft überprüft werden sollte, wenn sie den Bedürfnissen bestehender Märkte harmonisch angepaßt werden soll, denen sie von nun an wenig gerecht wird.
Es ist jedoch weniger bekannt, daß die moderne Produktion mehr Arbeit verbraucht als allgemein geglaubt wird. Es ist bewiesen worden, daß Unternehmen, wenn sie eine gewisse Größe erreicht haben, nicht mehr jenen proportionalen Ertrag haben, der zuvor legitimerweise erwartet werden konnte, und daß dies auf gewisse Weise zu einem verminderten Gewinn führt. Auf ähnliche Weise hat eine zunehmend steigende Geschwindigkeit aus der Sicht des Kapitals bestimmte äußerst wirtschaftliche Konsequenzen, da das Kapital zwar zirkulieren muß, aber, zur gleichen Zeit, höhere Kosten in Bezug auf Ausweitung der Arbeit hat.
Dies ist aber nicht alles. Die normale Prozedur, um die Steigerung der Arbeitsproduktivität zu beweisen, besteht darin, für zwei gegebene Zeitabschnitte die Beziehung zwischen der Zahl der beschäftigten Arbeiter und der Zahl der Waren in irgendeinem Unternehmen zu vergleichen. Zur Zeit liest man z.B., daß eine bestimmte Schuhfabrik, die vor zwanzig Jahren eine bestimmte Zahl von Arbeitern beschäftigte und eine bestimmte Zahl von Schuhen produzierte, heute die gleiche Zahl von Arbeitern beschäftigt, dabei aber zehnmal so viele Schuhe produziert. Diese Form des Vergleichs, die in der Propaganda aller Parteien der extremen Linken oft benutzt wird, ist jedoch völlig frei von wissenschaftlicher Genauigkeit.
Um zu einem weniger ungenauen Vergleich zu gelangen, ist es schließlich notwendig, Rechenschaft über die Länge des Arbeitstages, die Intensität der Arbeit und die Qualität des Produkts abzulegen. Wenn eine Person ein Paar Schuhe für die Hälfte des Preises derjenigen kauft, die er zur Zeit trägt, wird er eine wirkliche Ersparnis nur dann errungen haben, wenn diese Schuhe von der gleichen Qualität sind und genauso lange halten. Wenn die Qualität minderwertig ist und die Schuhe nur halb so lange halten, dann wird die Ersparnis bei null liegen.
Zudem ist ein Vergleich, der nur hinsichtlich der Schuhfabrik Rechenschaft ablegt - dem letzten Glied in einer langen Kette von Unternehmen, die für Rohmaterialien, Energieversorgung, Herstellung von Werkzeugmaschinen, Lagerung von Einzelteilen und Transport sorgen - ein unzureichender Vergleich.
Die offensichtliche Entwicklung der Technik hängt von der Teilung der Arbeit in der einzelnen Fabrik und innerhalb der Gesellschaft ab. Innerhalb der Fabrik entwickelte sich eine Unterteilung der produktiven Tätigkeiten in eine „Serie" von Funktionen und es kristallisierte sich ein Stab von Aufsehern, Kontrolleuren, Ingenieuren, Buchhaltern, Büroarbeitern und Spediteuren heraus, die im allgemeinen nicht zur produktiven Belegschaft zählen, obwohl ihre Arbeit trotzdem für die moderne Produktion unentbehrlich ist. Ein gewisser Teil der Arbeiter, die vor zwanzig Jahren in Betrieben arbeiteten, sind heute in ausgelagerten Werkstätten und in Wirtschaftsbüros beschäftigt. Im sozialen Organismus sind die kaufmännischen Funktionen von den industriellen Funktionen, die finanziellen Funktionen von den kaufmännischen Funktionen, die Organisation des Transports von der Organisation des Handels getrennt worden. Unter unseren

Augen hat sich eine gigantische Armee aus Funktionären, Verkäufern, Eisenbahnpersonal, Handlungsreisenden, Werbeagenten u. ä. entwickelt. Ein Teil der Arbeiter, die einst in Fabriken arbeiteten, sind jetzt mit der Herstellung von Werkzeugmaschinen, der Produktion von elektrischer Energie, dem Addieren, Subtrahieren und Multiplizieren von Zahlen, dem Entwerfen von Plänen und Plakaten, dem Verkauf in Warenhäusern und ähnlichen Dingen beschäftigt. Über die Arbeit all dieser Beschäftigten und Funktionäre wird in Bezug auf die für die Produktion notwendige Arbeit keine Rechenschaft abgelegt, obwohl die Produktion ohne sie nicht auf der gleichen Stufe hätte fortgesetzt werden können.
Neben den einzelnen Betriebsanlagen der privaten Fabriken existieren vollständig in Allgemeinbesitz befindliche Betriebe - Produktion von Energie, Wasserversorgung, Müllbeseitigung, Eisenbahnen und dazugehörende Betriebsmittel, Straßen, Brücken, Kanäle, Schleusen, Häfen und Wasserfahrzeuge, Post- und Telegraphendienste, Hafenanlagen und Lagerhäuser usw. usw. -, Betriebe, die für die Herstellung eines Paars moderner Schuhe genau so notwendig sind wie der Hammer und die Zange eines einfachen Schusters. Denn die Verwandlung der bescheidenen Werkstatt eines Handwerkers oder der kleinen Fabrik in große automatisierte Fabriken hängt von der Herausbildung eines Marktes von entsprechender Größe und von adäquaten sozialen Leistungen ab.
Ein anderes Beispiel findet sich in den Preiskurven. Einmal abgesehen von Monopolpreisen muß sich jeder Anstieg der Arbeitsproduktivität mehr oder weniger schnell in einer Verringerung des Preises niederschlagen. Die gewaltige technische Entwicklung im letzten Jahrhundert hätte eigentlich zu einem erheblichen Rückgang des allgemeinen Preisindexes führen sollen, da der Wettbewerb dabei eine Rolle spielte und Monopolpreise eine Ausnahme blieben. Tatsächlich gab es in dem Jahrhundert einen Rückgang des allgemeinen Preisindexes, aber der Index ist vergleichsweise wenig gefallen, insbesondere wenn man berücksichtigt, daß die Preise, die im allgemeinen für Vergleiche dieser Art herangezogen werden, Einkaufspreise sind, auf die die Kosten für die Erneuerung und Weiterentwicklung der im Allgemeinbesitz befindlichen Betriebe wenig Einfluß haben, da ein großer Teil der Steuern entweder direkt von den Einzelnen oder indirekt mit dem Ladenpreis bezahlt werden.
Schließlich hätten die älteren kapitalistischen europäischen Länder, wenn es richtig ist, daß die Maschinentechnik die Arbeitsproduktivität außerordentlich gesteigert hat, seit langem einen Produktionsausstoß haben müssen, der es ihnen ermöglicht hätte, mehr zu produzieren als sie konsumieren und die Welt mit ihren Produkten zu überfluten, ohne dafür Güter im Austausch zu erhalten. Aber es gab nichts in dieser Hinsicht. Die kapitalistischen Länder Europas versorgten die Weltmärkte mit ihren Fertigwaren, jedoch nur in dem Maße, in dem die Weltmärkte sie mit Rohstoffen, Lebensmitteln und allen Arten von Konsumgütern belieferten.
Um den Mythos von der hohen Produktivität des Kapitalismus zu zerstreuen, würde es genügen, in Bezug auf den Austausch zwischen den alten kapitalistischen Ländern Europas und den neuen Ländern der Welt eine Gleichheit festzustellen. Eine solche Gleichheit würde bedeuten, daß die kapitalistischen Länder Europas, deren Lebensstandard nicht einmal dem entspricht, was ein Minimum an menschlicher Rücksichtnahme erfordert, nicht mehr produzieren als sie konsumieren. Aber diese Gleichheit

existiert nicht. Eine lange Zeit waren die Importe des Vereinigten Königreichs, Frankreichs, Belgiens und der Niederlande höher als ihre Exporte. Das heißt, daß die nationale Produktion dieser Länder für ihre Konsumtion nicht ausreichte. Sie konsumierten mehr als sie produzierten. Wenn der Lebensstandard dieser Länder, obwohl zu niedrig, trotzdem höher war als der der neuen Länder mit Ausnahme der Vereinigten Staaten, dann nicht wegen der hohen Produktivität ihrer Technik, sondern wegen der imperialistischen Renditen, die ihnen erlaubten, mehr zu importieren und weniger zu exportieren.

Die kapitalistische Technik ist eng mit der Ausbeutung des Auslandes verknüpft. Wenn man die ausbeutbaren ausländischen Märkte schließt, wird die nationale Technik nicht in der Lage sein, ihre ökonomischen Funktionen auf nationaler Ebene zu erfüllen. Jetzt ist verständlich, daß ein seines Namens würdiges sozialistisches Regime nicht auf einer imperialistischen Basis organisiert werden kann. Von daher würde es unumgänglich sein, die technische Struktur der nationalen Produktion umzuwandeln, um sie in Richtung einer strikt auf humaner Arbeit und nationalen Ressourcen basierenden Ökonomie umzulenken, wobei der Auslandshandel auf die Versorgung mit exotischen Materialien und solchen, die in der nationalen Produktion nicht enthalten sind oder die tatsächlich im Ausland wirtschaftlicher hergestellt werden können, beschränkt ist.

Es gibt vielleicht einen noch triftigeren Grund, der eine Änderung der Technik in einem sozialistischen Staat erfordert. Es ist dies die desaströse Konsequenz für die Kultur im allgemeinen, die aus der sozialen Arbeitsteilung folgt, die sich aus der Technik der kapitalistischen Produktionsweise heraus entwickelt hat. Während der Manufakturperiode und in der ganzen Zeit der modernen Industrie hat die kapitalistische Produktionsweise unaufhörlich eine hierarchische Funktionsteilung und - zum größten Schaden für beide - eine Trennung der Hand- von der Kopfarbeit herauskristallisiert und vertieft.

Die Arbeiter sind zunehmend in eine Armee von Handarbeitern umgewandelt worden, ohne Initiative und Denken, deren einzige Aufgabe darin bestand, unaufhörlich eine gewisse Anzahl von gleichen und automatischen Bewegungen auszuführen. Auf diese Weise sind sie jedes eigenständigen Denkens und einer bewußten und von ihrer Intelligenz geleiteten persönlichen Aktivität verlustig gegangen. In dem Maße, in dem sie Handarbeiter im Bereich der Produktion wurden, sind sie auch Handarbeiter in den Gewerkschaften und in den politischen Parteien sowie im zivilen Leben geworden, die auf Schlagworte und Anweisungen von oben, von ihren Führern warten, die zu technischen Experten der politischen Aktion wurden.

Das Verwaltungs- und Kontrollpersonal hat sich schrittweise in höheren hierarchischen Rängen formiert, getrennt sowohl von den kapitalistischen Eigentümern, die keinerlei sozial nützliche Funktion haben, als auch von den gewöhnlichen Handarbeitern. Im Rahmen ihrer Beschäftigung mit den Organisations- und Leitungsaufgaben hat sich bei den Technikern eine natürliche und funktional bedingte Tendenz herauskristallisiert, die Arbeiter nur noch als Handarbeiter anzusehen, die zu manipulieren und zweckmäßig im allgemeinen Interesse und keinem anderen Kriterium als dem der Effizienz ihrer Arbeit zu benutzen als möglich und legitim angesehen wird. Sie zahlen mit einer Wahrnehmungsverzerrung wie alle, die an der Macht teilhaben. Sie spielen

mit dem menschlichen Material in der gleichen distanzierten und unmenschlichen Weise wie der Offizier, der von seinem Kommandoposten aus eine militärische Operation an einer ausgedehnten Front leitet.
Alle Arten von Funktionären teilen diese mentale Haltung in dem Maße, in dem sie sich ihrer organisierenden und führenden Rolle im modernen Staat und der sozialen Höherwertigkeit, die ihnen ihre „geistige" Tätigkeit gibt, wie oberflächlich sie auch ist, bewußt werden.
Und so wie die Handarbeiter der Produktion zu den Handarbeitern der Gewerkschaften und Parteien geworden sind, so sind die Techniker der Produktion schließlich zu Kandidaten für die Rolle der Techniker des politischen Lebens geworden. Jedenfalls hat der essentielle Wechsel im Charakter der auf Beitragszahlungen beruhenden Mitgliedschaft der Gewerkschaften und Parteien dazu geführt, daß die führenden Funktionäre die Position von technischen Experten einnehmen, die mit der Aufgabe betraut sind, Aktivitäten zu initiieren und vorzubereiten; und die persönlichen Interessen und mentalen Haltungen dieser Partei- und Gewerkschaftsfunktionäre tendieren dazu, mit denen der technischen Experten der Produktion zu verschmelzen.
Auf diese Weise zeigt sich sowohl im ökonomischen als auch im politischen Leben der modernen Gesellschaft eine organische Tendenz zur Herausbildung einer Technokratie. Ein französischer Soziologe, zeitweise Mitglied der Sozialistischen Partei, beschrieb erstmals mit Intelligenz und Präzision das korporative Prinzip als eine normale, aus der sozialen Arbeitsteilung resultierende soziale Formation. Es ist insbesondere interessant in diesem Kontext festzuhalten, daß Durkheim ein Demokrat war, der zu einer Zeit schrieb, als es nicht den leisesten Gedanken an Faschismus gab. Im Rahmen seiner objektiven Untersuchung der technologischen Basis der Produktion kam er jedoch auf die Idee, daß die dieser am besten angepaßten sozialen Formationen diejenigen seien, die ihre Aufgaben in stärkstem Maße organisieren. Es kam ihm jedoch keineswegs die Möglichkeit in den Sinn, daß die Trennung zwischen Kopf- und Handarbeitern schließlich in eine Art von biologischer oder rassischer Trennung übergehen würde.[14]
Es muß an dieser Stelle erwähnt werden, daß die französischen Soziologen alle mehr oder weniger von Auguste Comte beeinflußt worden sind, der in seinen Arbeiten empfahl, die Leitung des Staates den die „geistige" Macht repräsentierenden Bankiers und Intellektuellen zu überlassen. Comte selbst war ein Nachfolger von Saint-Simon und auf diese Weise war eine der sozialistischen Parteien in Frankreich immer von den nichtdemokratischen Lehren korporativen Charakters durchdrungen.
Karl Marx war sich der Gefahren der Spezialisierung voll bewußt und wies mehrere Male darauf hin. Aber sie schienen ihm eher sozialen als technologischen Ursprungs zu sein. Er erforschte sorgfältig Möglichkeiten, um die Auswirkungen der Trennung von Hand- und Kopfarbeit aufzuheben und empfahl insbesondere eine polytechnische Erziehung. Wie unzureichend der von Marx empfohlene Plan heute auch erscheinen

---

14 Coffinet bezieht sich hier auf: Emile Durkheim, De la division du travail social. Étude sur l'organisation des sociétés supérieures, Paris 1893, 2. erw. Aufl. Paris 1902 (dt.: Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften, Frankfurt am Main 2004). Coffinet hat einen längeren Text über Durkheim veröffentlicht: La solidarité et l'égalité humaines, in: Les Cahiers Français (Montevideo), 107/Februar 1945 (AdÜ).

mag, so dient er doch dazu, die allgemeine Indifferenz gegenüber dem Problem seit dem Tod von Marx umso deutlicher hervortreten zu lassen.
Man muß anerkennen, daß die Sozialisten oder Soziologen, die das korporative Prinzip empfohlen haben oder es heute empfehlen, vollständig logisch handeln, sobald man die technische Organisation akzeptiert, die wir vom liberalen Kapitalismus geerbt haben. Tatsächlich muß man darauf eingestellt sein, entweder diese technische Organisation zu akzeptieren und die darin implizierten sozialen Beziehungen zweckmäßig weiter zu entwickeln, oder gewillt zu sein, eine wirkliche Demokratie zu organisieren, indem man sich für eine technische Revolution engagiert, die Voraussetzung dafür ist.
Demokratie ist natürlich kein Monster, das den Fortschritt als Opfer verlangt. Was hier auf dem Spiel steht ist im Gegensatz eine Revision der Mittel und Wege der Technik mit dem Ziel, alles aus ihr zu entfernen, was ausschließlich im Interesse des Kapitalismus und nicht zum Zweck des menschlichen Fortschritts getan wurde, und die Arbeitsmethoden zu reorganisieren, um den Produktionsausstoß zu erhöhen und die Strapazen und die Länge des Arbeitstages zu vermindern.
Die gegenwärtige Krise der sozialistischen Bewegung erwuchs aus dem Zwiespalt zwischen der demokratischen Konzeption des sozialen Fortschritts und der - ob willentlich oder nicht - von den unterschiedlichen Organisationen der Arbeiter verfolgten diktatorischen Praxis.
Das Ende des zweiten großen imperialistischen Krieges wird der sozialistischen Bewegung in Europa wahrscheinlich neue Kampfmöglichkeiten bieten. Es hängt von der bewußten Ausrichtung der Kämpfer ab, ob der Kampf in neuen Niederlagen endet - am wenigsten wünschenswert in neuen Typen eines „roten" Faschismus -, oder in der Schaffung einer neuen, sozialen und intellektuell fortschrittlichen Demokratie.

Marxistische Ökonomie und Zwangsläufigkeit des Sozialismus[15]

Wenn man ein Jahrhundert nach Veröffentlichung des „Kommunistischen Manifestes" die das ganze ökonomische Werk von Marx durchziehenden Grundannahmen zu beurteilen hätte, müßte man zu einer doppelten Schlußfolgerung gelangen: Man könnte zum einen fast ohne Vorbehalt behaupten, daß Marx eine unwiderlegbare Analyse der kapitalistischen Produktionsweise vorgelegt hat, müßte andererseits aber feststellen, daß dieser Erfolg von einer Fehleinschätzung hinsichtlich der Annahme einer quasi automatischen Entwicklung einer materiellen Basis für den Sozialismus begleitet wird.
Marx wollte die grundlegenden Gesetze des Kapitalismus beleuchten und dabei zeigen, daß sie Ausdruck einer unwiderstehlichen Entwicklung dieses ganzen Produktionssystems sind. Er ist dabei vollkommen erfolgreich gewesen. Marx wollte jedoch zugleich beweisen, daß die Entwicklung des Kapitalismus gleichermaßen mit der Notwendigkeit eines physikalischen Gesetzes zu einer sozialistischen Produktionsweise führen wird. Es ist erlaubt, gegen diesen zweiten Aspekt seiner Annahmen Einspruch zu erheben; Marx selbst hat in den objektiven Analysen des „Kapital" Gründe

15 Julien Coffinet, Économie marxiste et socialisme automatique, in: Esprit, 145/Mai-Juin 1948, S. 799-813.

zu zweifeln geliefert; mehr als ein drei Viertel Jahrhundert wirtschaftlicher Entwicklung haben seitdem die Zweifel verstärkt.
Alle Abhandlungen und Handbücher zur politischen Ökonomie stimmen darin überein, das zu kritisieren, was für Marx die einfachste Kategorie war, das wesentliche Element der politischen Ökonomie, die magische Formel, die es erlaubt, alle Geheimnisse des Kapitalismus zu enthüllen: der Arbeitswert. Diese Theorie war klassisch; aber nur ihre marxistische Weiterentwicklung war originell.
Karl Kautsky hat zu Recht hervorgehoben, daß es bis heute keine andere Werttheorie als die Arbeitswerttheorie gibt, und daß alle sonstigen Theorien, die man ihr entgegengehalten hat, sich auf ganz andere Phänomene beziehen.[16] Im Allgemeinen ziehen sie nur den Preis in Betracht, das heißt ein Oberflächenphänomen, und nicht den Wert, der jene wesentliche und dauerhafte Dimension jenseits ständiger Veränderungen von kürzerer oder längerer Dauer erklärt.
Ich glaube nicht, daß es von Nutzen ist, die Kritiken an der Arbeitswerttheorie hier im Einzelnen noch einmal zu beleuchten. Es handelt sich um eine Hypothese, um ein intellektuelles Werkzeug. Man kann und darf es nur im Hinblick auf die Tatsachen beurteilen, die zu sammeln, zu ordnen, zu erklären und auf jene, die vorauszusehen es erlaubt. Es ist unleugbar, daß die Arbeitswerttheorie sich bewährt hat: Sie erlaubte es Marx nicht nur, Fortschritte hinsichtlich der Kenntnisse der Gesetze des Kapitalismus zu machen, sondern auch frühzeitig einige der charakteristischsten und aktuellsten Entwicklungen des modernen Kapitalismus vorauszusehen.
Karl Marx unterschied drei Hauptaspekte in der kapitalistischen Produktion: a) die Organisation der Arbeit als gesellschaftliche Arbeit auf der Basis von Kooperation, Arbeitsteilung und Anwendung der Wissenschaften auf die Technik; b) die Konzentration der Produktionsmittel in großen Unternehmen und die Zentralisation des Kapitals in den Händen einer eingeschränkten Anzahl von Individuen; c) schließlich die Entwicklung eines Weltmarktes aufgrund der Notwendigkeit des Kapitals, die Möglichkeiten zum Verkauf seiner Produkte immer weiter auszudehnen. Hundert Jahre nach dem „Kommunistischen Manifest - das nicht deren erster Ausdruck war - sollte es einfach sein, zu zeigen, ob die Theorie von Marx richtig oder falsch war, ob sie durch die tatsächliche Entwicklung der ökonomischen Formen und Tatsachen bestätigt oder entkräftet worden ist.

~

Die kapitalistische Produktionsweise, so Marx, präsentiert sich als historische Notwendigkeit, um isolierte Arbeit in gesellschaftliche Arbeit umzuwandeln. Die kapitalistische Produktion ist erst dort entstanden, wo ein einzelner Meister viele Lohnempfänger gleichzeitig ausbeutete. Die gleichzeitige Beschäftigung einer großen Anzahl von Arbeitern hat zu einer Revolution der materiellen Arbeitsbedingungen geführt; die Produktionsmittel wurden seitdem gemeinsam benutzt und gewannen infolgedessen einen gesellschaftlichen Charakter voller neuer Möglichkeiten; wenn es sich zum Bei-

16 Karl Kautsky, La Révolution Prolétarienne et son Programme, Bruxelles 1925, S. 466 (Die proletarische Revolution und ihr Programm, Stuttgart/Berlin 1922, S. 320, AdÜ).

spiel um komplizierte Arbeit handelte, erlaubte es allein die Anzahl der Mitarbeiter, die unterschiedlichen Tätigkeiten auf mehrere Hände zu verteilen und die Arbeitszeit zu verkürzen, die für die Herstellung des Produktes notwendig war.
Diese Arbeitsteilung blieb nach der industriellen Revolution erhalten, als die Werkstatt der modernen mechanischen Fabrik Platz machte; anstatt sein ganzes Leben in der Handhabung eines besonderen Werkzeuges spezialisiert zu sein, war der Arbeiter es nun im Hinblick auf die Leitung einer bestimmten Maschine. Aber diese in der mechanischen Fabrik beibehaltene Arbeitsteilung erschien Marx nicht als unausweichliche technische Folge der angewandten modernen Wissenschaft, sondern im Gegenteil als eine nicht notwendige gesellschaftliche Folge des kapitalistischen Charakters der Produktion. Der Umgang mit den Maschinen hätte es erlaubt, den inhumanen Aspekt der Arbeitsteilung durch die Verwirklichung einer variablen Arbeit zu ersetzen; der einseitig orientierte Arbeiter, auf den Stand roher Automatik reduziert, hätte durch den vielfältig orientierten Arbeiter, der auf unterschiedliche Aufgaben durch polytechnische Studien vorbereitet worden wäre, ersetzt werden können.
Wie dem auch sei; Marx stellte fest, daß innerhalb des Unternehmens die Durchführung der gesellschaftlichen Arbeit eine Verteilung der Aufgaben und eine hierarchische Rangordnung der Funktionen erfordert. Es bedarf zuerst einer Direktion, die die individuellen Aktivitäten miteinander koordiniert und die allgemeinen Funktionen ausführt; diese Funktion obliegt dem Kapitalisten, der wenigstens am Anfang eine doppelte Rolle als Eigentümer des Kapitals und als Betriebsleiter ausübt. Ausgehend von dieser doppelten Rolle hat Marx später, als er den Kredit untersuchte, zwischen Eigentum und Funktion des Kapitals unterschieden, eine Unterscheidung, deren Konsequenzen er deutlich sah. Zudem wird dann, wenn die Maschinerie der gesellschaftlichen Arbeit hinzugefügt wird, Marx zufolge durch das neue Personal eine höhere Ebene von Lohnarbeit geschaffen, die mit der Wartung und Kontrolle der Maschinen beauftragt ist: Ingenieure, Mechaniker usw.
Man müßte, um dieses Thema auszuführen, zeigen, daß Marx in seinen Studien über die Arbeit und seine Beschäftigung mit dem Profit den Theoretikern der Arbeitsrationalisierung um rund ein halbes Jahrhundert voraus war. Hätten die Unternehmer Marx gelesen, hätten sie dort ohne Probleme Hinweise gefunden, ihr Kapital wirksam zu verwalten, ohne jedoch, wie bei Taylor, auf eine Lobrede auf „den Verstand eines Ochsen" zu stoßen.
Marx kann gewiß nicht im Hinblick auf seine Analyse der Entwicklung der gesellschaftlichen Arbeit angegriffen werden. Aber, so ist zu fragen, findet sich Gelegenheit dazu hinsichtlich seiner zweiten genannten Grundannahme zur kapitalistischen Entwicklung?
Wenn es heute offensichtlich scheint - und alle Statistiken bestätigen es -, daß der Kapitalismus die Konzentration der Unternehmen ermutigt und begünstigt, darf man nicht vergessen, daß dies nicht immer so war. Die marxistische Theorie hat in dieser Beziehung auch innerhalb der sozialistischen Bewegung Kritik erfahren. Aber überlassen wir Bernstein seinem Schlaf. Die Zahl der Unternehmen, die eine große Anzahl Arbeiter einsetzen, ist fast überall unaufhörlich angestiegen; auch die Gesamtzahl der Arbeiter, die in Großunternehmen beschäftigt sind, ist zunehmend angewachsen; schließlich ist der in Großunternehmen erwirtschaftete Teil an der Gesamtproduktion

zunehmend wichtiger geworden, sowohl relativ als auch absolut. Mittlere und kleine Unternehmen existieren zweifellos weiter, aber als Ergänzung der Ersteren.
Auch die vorhergesehene Entwicklung, der zufolge sich die Anteile der menschlichen Arbeit und jene der Gebäude, Maschinen etc. am produktiven Kapital proportional ändern, wobei die letzteren gegenüber den ersteren zunehmend anwachsen, ist durch die täglich festzustellenden Tatsachen bewiesen. So ist, um ein charakteristisches Beispiel der modernen Technik zu nehmen, bei der Nutzung der Wasserkraft der Anteil der Arbeit im Vergleich zur Masse des in die Staudämme, Turbinen etc. investierten Kapitals sehr gering. Zweifellos ist dies ein etwas spezieller Fall, aber zeigt er uns nicht in übertriebener Weise den Charakter dessen, was man überall, mehr oder weniger sichtbar, wahrnehmen, aber auch in allen Unternehmen, ob groß oder klein, nachprüfen kann? Der Anteil des Kapitals an Gebäuden, Maschinen und Rohstoffen steigt proportional überall und unaufhörlich, verglichen mit dem, der für Gehälter bestimmt ist.
Bei Marx wird nicht wirklich deutlich, ob diese Entwicklung die Wirkung einer in der Technik selbst liegenden Ursache ist, oder ob ihr die von der kapitalistischen Produktionsweise bestimmten gesellschaftlichen Beziehungen zugrunde liegen. Es ist richtig, daß die kapitalistische Produktionsweise die Methoden und Techniken der Produktion und des Austausches kontinuierlich revolutioniert hat; es ist wahr, daß ihre Technik von der modernsten Wissenschaft inspiriert wird; aber hat sie alle Mittel der Wissenschaft genutzt? Hat sie unter den möglichen Anwendungen nicht nur jene gewählt, die ihren Interessen dienen?

~

Marx verwies angesichts der verwirrenden Vielfalt der Phänomene der kapitalistischen Produktion noch auf ein anderes Gesetz, das der Zentralisation des Kapitals, die das zuvor Gesagte bekräftigt. Die Konzentration, so wie sie Marx definierte, setzt in der Tat eine ständige Erhöhung des Kapitals, eine Akkumulation voraus; die Zentralisation resultiert aus Änderungen in der Verteilung des individuellen Kapitals; sie ändert nichts am Gesamtvolumen des in einer Gesellschaft existierenden Kapitals, sie verteilt es anders und erhöht den Anteil des großen Kapitals. Marx wurde oft mit dem Vorwurf konfrontiert, den Kredit nicht gekannt bzw. ihm zu wenig Interesse entgegengebracht zu haben; nichts beweist besser die Unwissenheit oder die falschen Annahmen einiger der Kritiken, die am Marxismus geübt wurden. Für Marx bildete der Kredit die spezifische Antriebskraft zur Zentralisation des Kapitals; dank dem Kredit bilden sich Aktiengesellschaften, die es der Produktion und den Unternehmen erlauben, Anteile zu erreichen, die ihnen individuelles Kapital nicht gewähren könnte; in den Aktiengesellschaften nehmen die Unternehmen im Vergleich mit den Privatunternehmen einen gesellschaftlichen Charakter an und man erlebt so die Abschaffung des Privateigentums sogar im Rahmen der kapitalistischen Produktion. Marx unterstreicht besonders die zukünftige Bedeutung eines Phänomens, auf das im letzten Jahr James Burnhams Buch „Das Regime der Manager“ die Aufmerksamkeit gelenkt hat.[17]

17 James Burnham, L'Ere des organisateurs, Paris 1947 (The Managerial Revolution, New York 1941; Das Regime der Manager, Stuttgart 1948, AdÜ).

„Verwandlung des wirklich fungierenden Kapitalisten in einen bloßen Dirigenten, Verwalter fremdes Kapitals, und der Kapitaleigentümer in bloße Eigentümer, bloße Geldkapitalisten. Selbst wenn die Dividenden, die sie beziehn, den Zins und Unternehmergewinn, d.h. den Totalprofit einschließen..., so wird dieser Totalprofit nur noch bezogen in der Form des Zinses, d.h. als bloße Vergütung des Kapitaleigentums, das nun ganz so von der Funktion im wirklichen Reproduktionsprozeß getrennt wird wie diese Funktion, in der Person des Dirigenten, vom Kapitaleigentum."[18]

Die Zentralisation des Kapitals und die Gründung von Aktiengesellschaften hat zu großen Monopolen geführt. Marx sagte diese vorher und ging dabei über das hinaus, was wir in den kapitalistischen Ländern beobachtet haben. *„In einem besonderen Produktionszweig stößt die Zentralisation erst in dem Moment an ihre Grenzen, wenn alles Kapital, das dort involviert ist, nur noch ein einziges individuelles Kapital bildet. In einer bestimmten Gesellschaft stößt sie erst in dem Moment an ihre Grenzen, wenn das ganze nationale Kapital nur noch ein einziges Kapital in den Händen eines einzigen Kapitalisten oder einer einzigen Kapitalgesellschaft bildet."*[19] Einzig Rußland könnte uns heute ein Bild dieses Ergebnisses der Entwicklung des Kapitalismus zeigen: jeder Produktionszweig ist dort in nur einem Monopol organisiert, und die Gesamtheit der nationalen Produktion wird dort technisch so verwaltet, wie es im Fall eines von einem einzigen Supermonopol ausgebeuteten Landes wäre.

Daß Rußland Etappen übersprungen hat und die Zentralisation des Kapitals aufgrund einer autoritären Entscheidung des Staates durchgeführt worden ist, ändert nichts an der Tatsache, daß sie uns als die technische Ordnung erscheint, zu der uns die ganze kapitalistische Entwicklung führt. Ist dies so erstaunlich? Jean Jaurès schrieb im August 1895 in „La Revue Socialiste": *„So wird das sozialistische Regime weder im Hinblick auf die Festlegung der Preise noch im Hinblick auf die Entlohnung der Arbeit etwas zu erneuern haben, es wird denselben fundamentalen Gesetzen unterworfen sein wie das kapitalistische Regime... Ebenso kann es im Sinne der Gerechtigkeit und des universellen Wohlergehens die oberflächliche Verteilung der Reichtümer ändern, aber es kann nicht die tiefen Gesetze ihrer Entstehung und ihrer Bestimmung ändern, und hinsichtlich der Preisermittlung sowie der Produktivität des Kapitals kann ich nur wiederholen, was ich soeben sagte: der Kollektivismus wird nur ein besonderer Fall des Kapitalismus sein."*[20]

---

18 Karl Marx, Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Dritter Band. Buch III: Der Gesamtprozeß der kapitalistischen Produktion, in: Karl Marx/Friedrich Engels, Werke Band 25, Berlin 1970, S. 452/453.

19 Karl Marx, Le Capital. Paris 1872-1875, in: Karl Marx/Friedrich Engels, Gesamtausgabe (MEGA). Zweite Abteilung. „Das Kapital" und Vorarbeiten, Band 7, Berlin 1989, S. 548 (Im französischen Original heißt es: *„Dans une branche de production particulière, la centralisation n'aurait atteint sa dernière limite qu'au moment où tous les capitaux qui s'y trouvent engagés ne formeraient plus qu'un seul capital individuel. Dans une société donnée elle n'aurait atteint sa dernière limite qu'au moment où le capital national tout entier ne formerait plus qu'un seul capital entre les mains d'un seul capitaliste ou d'une seule compagnie de capitalistes."*). Die Edition Lachâtre, die erste französische Ausgabe des ersten Bandes des „Kapital", ist zugleich die letzte von Marx selbst verantwortete Ausgabe; sie erhält daher einen ganz besonderen wissenschaftlichen Charakter. Die hier zitierte Stelle findet sich in dieser Form nicht in der Edition Costes, die auf der vierten deutschen Auflage basiert.

20 Jean Jaurès, Organisation Socialiste. Chapitre IV. Esquisse provisoire de l'organisation indus-

Die Frage der Gerechtigkeit hinsichtlich der Verteilung der Reichtümer ausgenommen, wäre die sozialistische Produktion dieser Theorie zufolge also nicht mehr als die normale technische Entwicklung der kapitalistischen Produktion. Aber dies so zu beurteilen hieße Marx ein wenig zu sehr vergessen, der von einer Wechselbeziehung zwischen der Produktivkraft und dem Charakter des Austauschs und der Verteilung ausging. Es ist unmöglich, eine sozialistische Produktion zu entwerfen, die nicht von einer sozialistischen Verteilung begleitet wird; genauso unmöglich ist es, sich eine sozialistische Verteilung vorzustellen, die auf einer Art der Produktion basiert, die „nur ein besonderer Fall" des Kapitalismus ist. Wenn uns die russische Wirtschaft, ungeachtet der Änderungen der Eigentumsverhältnisse, in ihrer Organisation und ihrer Technik kaum von der kapitalistischen Produktionsweise verschieden erscheint - kann man sich dann erstaunt darüber zeigen, daß die Verteilung dort nicht dem entspricht, was man sich von einem sozialistischen Land erhofft hat?
Ist es notwendig über die Durchsetzung des Weltmarktes zu sprechen? Obwohl er vor einem Jahrhundert noch längst nicht vollendet war, war er schon so weit entwickelt, daß es kein großer Verdienst war, darüber zu sprechen. Trotzdem glaube ich, daß niemand außer Marx jenes Gesetz des Kapitalismus analysiert hat, demzufolge er unerbittlich an seine Grenzen stößt und zum Tode verurteilt ist, wenn ihm der Raum fehlt. Man kann bedauern, daß Marx nicht die Möglichkeit hatte, sein Werk zu beenden; vielleicht hätten wir dann eine Darstellung der Beziehungen zwischen Kapitalismus und Staat in dieser Expansionsphase erhalten, Beziehungen, die in der Periode der, nach einem Ausdruck von Valéry, „monde fini" („an ihr Ende gekommene Welt") so wichtig werden mußten.
Es wäre einfach, im Gesamtwerk von Marx auf Einzelheiten, Konsequenzen oder Schlußfolgerungen der Theorie hinzuweisen, betreffs derer Marx noch unentschlossen war. Aber es gab nichts, das nicht später ausgearbeitet werden konnte. Das Werk, so unvollendet es sein mag, bleibt die vollständigste Darstellung der kapitalistischen Produktionsweise, das genialste in der logischen Verkettung seiner Schlußfolgerungen und im Fortschreiten von einfachen zu komplizierten Sachverhalten, das vollständigste hinsichtlich der Erfassung und Erklärung der wirtschaftlichen Phänomene und das fruchtbarste im Hinblick auf seine zahllosen verifizierten Prognosen.

~

Aber das Ziel von Marx bestand darin, uns zu zeigen, daß die kapitalistische Entwicklung die materiellen Bedingungen des Sozialismus schafft. Er ging im „Kommunistischen Manifest" von der Feststellung aus, daß *„die Bourgeoisie nicht existieren (kann), ohne die Produktionsinstrumente, also die Produktionsverhältnisse, also sämtliche gesellschaftlichen Verhältnisse fortwährend zu revolutionieren"*.[21] Unter diesem Gesichtspunkt würde die einfache Änderung der Produktionsmittel durch den techni-

---

trielle, in: La Revue Socialiste (Paris), Août/1895 (Tome XXII), S. 155/156; wieder abgedruckt in: Jean Jaurès, Œuvres. Textes rassemblés, présentés et annotés par Max Bonnafous. 3. Études Socialistes 1 (1888-1897), Paris 1931, S. 366.

21 Karl Marx/Friedrich Engels, Manifest der kommunistischen Partei, in: Dies., Werke Band 4, Berlin 1972, S. 459-493, hier S.465.

schen Fortschritt ausreichen, die sozialen Beziehungen zu ändern. Im ersten Band des „Kapital" behauptet Marx noch: *„Das was eine ökonomische Epoche von einer anderen unterscheidet, ist weniger das, was man herstellt, es ist die Art und Weise, wie man herstellt, es sind die Arbeitsmittel, mit denen man herstellt."*[22]
Allerdings findet sich eine dazu unterschiedliche Stelle im zweiten Band des „Kapital": *„Welches immer die gesellschaftlichen Formen der Produktion, Arbeiter und Produktionsmittel bleiben stets ihre Faktoren. Aber die einen und die andern sind dies nur der Möglichkeit nach im Zustand ihrer Trennung voneinander. Damit überhaupt produziert werde, müssen sie sich verbinden. Die besondre Art und Weise, worin diese Verbindung bewerkstelligt wird, unterscheidet die verschiednen ökonomischen Epochen der Gesellschaftsstruktur."*[23] Marx spielt hier nicht auf die technische Beziehung an, die sich zwischen dem Arbeiter und den Produktionsmitteln entwickelt, sondern auf die soziale Beziehung; in der kapitalistischen Produktion also zum Beispiel nicht auf die Beziehung zwischen den Arbeitern und den Werkzeugen in der Werkstatt oder den Maschinen in der Fabrik, sondern auf die Beziehung zwischen den freien Arbeitern, die kein anderes Eigentum besitzen als einzig ihre Arbeitskraft, und den Produktionsmitteln, die in den Händen der Eigentümer des Kapitals konzentriert sind. Der zweite Band des „Kapital" ist nach dem Tod des Autors veröffentlicht worden; aber den Hinweisen von Engels zufolge kann die Redaktion dieser Stelle auf den Zeitraum zwischen Oktober 1877 und Juli 1878 veranschlagt werden und gehört somit zu den letzten Arbeiten von Marx. Ihr Sinn, man kann dies nicht deutlich genug unterstreichen, ist jenem der ersten Zitate gegenüber gänzlich konträr.
Der Gebrauch des Dampfes als Antriebskraft hatte wichtige Folgen für die Verteilung der Industriezentren; er veränderte die menschliche Geographie und die wirtschaftlichen Landkarten grundlegend; hat er auch die sozialen Beziehungen grundlegend verändert? Gewiß nicht. Danach wie davor blieben die wesentlichen kapitalistischen Beziehungen dieselben. Die in der Geschichte der Technik so wichtige Ausbreitung der Elektrizität als Antriebskraft veränderte erneut die menschliche und wirtschaftliche Geographie; die sozialen Beziehungen blieben die gleichen wie zu Beginn der Manufakturperiode. Über alle technischen Revolutionen hinweg behält die kapitalistische Produktionsweise ihre grundlegenden, auf dem Lohnverhältnis basierenden Beziehungen bei. Die gebrauchten Arbeitsmittel sind verschieden; die Art, sie mit der Arbeitskraft zu verbinden bleibt dieselbe.
Es ist trotzdem offensichtlich, daß Marx nicht daran zweifelte, daß die kapitalistische Produktionsweise die für den Sozialismus notwendigen Produktionsmittel vorbereitet. Waren die kollektive Arbeit, die Vergesellschaftung der Unternehmen und das damit einhergehende Verschwinden der Produktion auf der Basis von kapitalistischem Privateigentum nicht viel versprechende Zeichen des Sozialismus? Und insbesondere glaubte er, daß die durch die Gesetze des Wettbewerbs notwendige Weiterentwicklung der kapitalistischen Produktivität von sich aus die Effektivität der menschlichen Arbeit

---

22 Karl Marx, Le Capital. Paris 1872-1875, a.a.O., S.147/148 (Im französischen Original heißt es: *„Ce qui distingue une époque économique d'une autre, c'est moins ce que l'on fabrique que la manière de fabriquer, les moyens de travail par lesquels on fabrique."*)

23 Karl Marx, Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Zweiter Band. Buch II: Der Zirkulationsprozeß des Kapitals. In: Karl Marx/Friedrich Engels, Werke Band 24, S. 42.

erhöht und infolgedessen einen nützlichen Fortschritt für den künftigen Sozialismus darstellt. Er glaubte, oder gab zumindest oft vor zu glauben, daß einer Erhöhung der kapitalistischen Produktivität eine Senkung der für die Produktion der Waren notwendigen Quantität von Arbeit entspreche. Aber dies ist nicht immer der Fall. Im zweiten Band des „Kapital" präsentiert Marx selbst Argumente, die dies belegen.

~

Im gegenwärtigen System besteht das Ziel der Produktion nicht in der Befriedigung des Konsums, sondern in der Realisierung von Profit. Wenn von einer Erhöhung der Arbeitsproduktivität die Rede ist, dann ist eine Erhöhung der Produktivität des Kapitals gemeint, das heißt eine Erhöhung des Profits des am weitesten entwickelten Kapitals. Aber ist diese Produktivität direkt an die Entwicklungen der technischen Produktivität gebunden, das heißt an die mehr oder weniger große Zahl von Arbeitsgegenständen, die eine bestimmte Arbeitskraft in einer vorgegebenen Zeit umzuwandeln in der Lage ist? Nein. Die kapitalistische Produktivität kann sich erhöhen, während die technische Produktivität auf gleichem Niveau verbleibt oder zurückgeht.
Im zweiten Band des „Kapital", der dem Studium des Zirkulationsprozesses des Kapitals gewidmet ist, entwickelt Marx eine bemerkenswerte Konzeption der kapitalistischen Produktivität in Bezug auf die Umlaufgeschwindigkeit des Kapitals. Der Hauptaspekt dieser durch die Fakten bewiesenen und für die Erklärung bestimmter Formen der modernen Wirtschaft sehr wichtigen Konzeption ist, daß ein Kapital umso produktiver ist, je schneller es die verschiedenen Formen durchläuft, unter denen es in seiner Zirkulation erscheint. Ein Kapital stellt sich zuerst in der Geldform dar; dann wird es in Produktionsmittel und in Arbeitskräfte investiert; danach erscheint es in Form von Waren, und nach deren Verkauf kommt es schließlich zu seiner Geldform zurück. Der ganze Zyklus umfaßt zwei Perioden: die Zeit der Produktion und die Zeit der Zirkulation. Jede Verfahrensweise, die die eine oder die andere oder beide gleichzeitig vermindert, vermindert die Gesamtdauer des Zyklus und erhöht somit also die Umlaufgeschwindigkeit des Kapitals und macht es infolgedessen produktiver. Es ist einfach zu verstehen, daß eine Erhöhung der Geschwindigkeit der Transportmittel und aller Kommunikationsformen im Allgemeinen - eine Erhöhung, die eine vielfache Vermehrung des Arbeitsaufwandes erfordert - sich aus ihrer Auswirkung auf die kapitalistische Produktivität erklärt und insbesondere rechtfertigt. Die Gewinne, die aus der Geschwindigkeit der Zirkulation stammen, kompensieren und überschreiten die Verluste, die aus den stark erhöhten Ausgaben für die Arbeitskraft resultieren. Ist diese konstante Fortentwicklung der Geschwindigkeit der Transportmittel nicht einer der technischen Charakteristiken unserer modernen Zivilisation?
Einer der intelligentesten und jedenfalls am wenigsten dogmatischen Kommentatoren des Marxismus, Julius Dickmann, hat diese Beschleunigung bei den Transport- und Kommunikationsmitteln als Ursache der Entwicklung der kapitalistischen Produktivkraft identifiziert: *„Als durch den Bau der Eisenbahn, durch den Einsatz von Dampfern und durch den Durchbruch des Kanals von Suez, ein Durchbruch, der die Meeresstrecke nach Osten verkürzte, der weltweite Verkehr eine unmöglich vorherzusehende Revolution erfahren hatte, als der Verkehr nicht mehr viele Monate, sondern*

nur einige Wochen oder einige Tage dauerte, wurden bemerkenswerte Massen von zirkulierendem Kapital, seit Jahrhunderten im weltweiten Handel angehäuft, in einem beschleunigten Rhythmus freigesetzt; die Lagerung konnte beträchtlich reduziert werden; die Ausgaben für die im voraus bezahlten Löhne konnten kurzfristig wieder eingenommen werden; und die Folgen dieser Beschleunigung des Umlaufs waren dieselben, als ob die absolute Masse des Grundkapitals zugenommen hätte... Hier findet sich die Erklärung für die außergewöhnlich schnelle Entwicklung der Produktivkräfte unter dem kapitalistischen Regime, Kräfte, die der Kapitalismus zu diesem Zeitpunkt übermäßig steigern konnte, ohne den Konsum einzuschränken."[24]

In Wahrheit hat diese Geschwindigkeit der Kommunikationsmittel, die wir oft als Zeichen des Fortschritts ansehen, kapitalistische, soziale Ursachen, nicht technische; diese Geschwindigkeit verschwendet erhebliche menschliche Arbeit, die nützlicher für die Produktion wichtiger Verbrauchsgegenstände gebraucht werden könnte; Marx hat nicht versäumt mitzuteilen, daß diesbezüglich der Fortschritt der kapitalistischen Produktion die Zunahme jenes Teils des sozialen Reichtums zum Ergebnis hat, der, statt direkt als Produktionsmittel zu dienen, in den Transport- und Kommunikationsmitteln und im fixen und zirkulierenden Kapital gebunden ist, das zu ihrer Verwertung notwendig ist.[25]

Das Beispiel des Verkehrs ist das einfachste und sichtbarste; es ist eines von vielen. Die kapitalistische Technik tendierte zwecks Verminderung der Umlaufgeschwindigkeit des Kapitals immer dazu, nicht nur die Zeit der Zirkulation, sondern auch die Zeit der Produktion zu reduzieren, auch wenn es dazu einer gewissen Erhöhung der Quantität der notwendigen Arbeit bedurfte. Man betrachte zum Beispiel die Holzindustrie: das Trocknen des Holzes erfolgte früher durch Einwirkung natürlicher Faktoren und dauerte eine lange Zeit, während derer sehr wenig menschliche Arbeit verausgabt wurde, um nicht zu sagen keine; aber eine solche Verfahrensweise hätte das Kapital unter dem Kapitalismus für eine viel zu lange Zeit stillgelegt, in der es produktiv hätte sein können. Unter diesen Umständen war die Holzindustrie nicht rentabel. Heute wird das Holz durch Einwirkung chemischer Stoffe getrocknet und es bedarf erheblich mehr menschlicher Arbeit zu seiner Produktion, aber die Zeit der Produktion ist in so beträchtlichem Maße reduziert, daß dabei die Holzindustrie rentabel und produktiv geworden ist. Wenn man nur die verausgabten Quantitäten von Arbeit in Betracht zieht, das heißt die wirkliche technische Produktivität, dann hat es einen Rückschritt gegeben. Aber die kapitalistische Produktivität hat zugenommen.

Der Kapitalismus ist nur langsam in die Landwirtschaft eingedrungen: die Zeit der Produktion wird in dieser durch die natürlichen Bedingungen der Jahreszeiten bestimmt, dauert oft ein Jahr oder mehr, und kann nicht leicht reduziert werden. Bis

---

24 Julius Dickmann, La véritable limite de la production capitaliste, in: La Critique Sociale (Paris), 9/September 1933, S. 108-113 (hier S. 111/112).

25 Vgl. Karl Marx, Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Zweiter Band, a.a.O., Zweiter Abschnitt. Der Umschlag des Kapitals, S. 154ff. Um einzuschätzen, wie hoch der Anteil der Transportmittel an den Ausgaben für Arbeit in unserer Gesellschaft ist, muß man sich nur „L'Année Ferroviaire" (Plon 1947) ansehen, wo man verschiedene Kategorien von Personen findet, die im Jahre 1945 ihr Einkommen von der Eisenbahn bezogen: insgesamt 2.144.000 Personen. Eine Person von 20. Wie sähe es aus, wenn wir die Autotransporte aller Art, den Fluß- und Seeverkehr und alle Personen hinzufügen, die für diese arbeiten?

heute hat das Kapital noch nicht die Forstwissenschaft durchdrungen; die Aufforstung wird der guten Pflege durch die Gemeinschaften oder der Großzügigkeit von Laien überlassen. Wer käme auf die Idee Kapital zu investieren, das für zwanzig oder vielleicht fünfzig Jahre gebunden ist? Aus diesem Blickwinkel ist es ziemlich einfach zu verstehen, weshalb der Kapitalismus sich immer auf die Produktion bestimmter Gegenstände beschränkt hat, unter Ausschluß bestimmter anderer, die für den Konsum von nicht geringerem Nutzen sind.

Vielleicht kann man hier auch die Erklärung für den Hang des Kapitalismus zur Entwicklung zunehmend großer Unternehmen finden, auch wenn diese unter einem sozialen Gesichtspunkt weniger effektiv und verhältnismäßig kostspieliger als die mittleren Unternehmen zu sein scheinen. In einer sozialistischen Produktion wäre es von geringer Bedeutung, ob irgendeine Maschine in zehn Monaten durch die Arbeit von hundert Arbeitern oder in einem Monat durch die Arbeit von tausend Arbeitern produziert würde; einzig Erwägungen hinsichtlich der Dringlichkeit, der Organisation etc. würden die Entscheidung bestimmen. Im Kapitalismus ist dies nicht so. Oft wird die zweite Möglichkeit gewählt, weil sie für das Kapital fast immer am vorteilhaftesten sein wird.

Große Unternehmen arbeiten notwendigerweise für zunehmend entferntere Märkte und wachsen infolgedessen. Marx hat, wie wir sahen, auf die Gemeinschaftsarbeit hingewiesen, die man für die Transportmittel aufwenden muß. Wenn man tatsächlich die Produktivität der großen Unternehmen unter dem Gesichtspunkt der Quantität verausgabter Arbeit einschätzen will und nicht unter jenem der kapitalistischen Produktivität, dann muß man jene Kosten berücksichtigen, von denen ein großer Teil derzeit zulasten der Gemeinschaft geht und die, sehr unvollständig, nur über den indirekten Weg der Steuern in die Gestehungskosten eingehen. Was die Kapitalisten nicht daran hindert, leichtfertig gegen die Last derselben Steuern zu protestieren!

Ein großes Unternehmen mag aus technischen Gründen notwendig sein: Erschließung von Lagerstätten, von Wasserfällen etc. Das alles beweist, daß es selten wirtschaftlich ist, und daß es in einer sozialistischen Gesellschaft die Ausnahme bleiben muß. Die Marxisten im allgemeinen sind von einer veritablen Blindheit geschlagen, wenn sie dies in jedem Fall als Fortschritt betrachten. Sie erweisen sich diesbezüglich als schlechte Schüler von Marx.

Die kapitalistische Produktion hat unter dem Gesichtspunkt sozialer Interessen die besten Verfahrensweisen weder geschaffen noch angenommen; ihre Technik und ihre Organisation der Arbeit beruhen nicht auf einer wertfreien, sondern auf einer zielgerichteten Anwendung der Wissenschaft. Die moderne Technik ist eine kapitalistische Technik.

Der Rahmen dieses Artikels erlaubt keine Bestandsaufnahme der nationalen Organisation der Produktion, unter Berücksichtigung der Kapitalausfuhr und der Ausbeutung fremder Länder oder von Kolonien. Was sollen die Erben des Sozialismus von Produktionsmitteln denken, die auf der Basis solcher Grundlagen entwickelt worden sind?

~

Um die kapitalistischen Konzeptionen zu überschreiten, müßte man die Vorstellungen

von Produktivität untersuchen, was von den Marxisten vernachlässigt wurde, die davon überzeugt waren, daß man es nicht besser machen kann als die kapitalistischen Unternehmer. Im unvollendeten Werk von Marx basiert alles, was die Produktivität betrifft, auf der Analyse des individuellen Kapitals, auch wenn sich Marx schließlich dem Studium des Gesamtkapitals widmet. Die Erwägungen hinsichtlich der Produktivität wechseln jedoch gänzlich, sobald man vom individuellen Kapital zum Gesamtkapital eines ganzen Landes oder einer ganzen Gesellschaft übergeht. Bei der Analyse des individuellen Kapitals sind es die finanziellen Probleme, die fast das ganze Interesse in Anspruch nehmen; die konkreten Probleme, der Gebrauchswert der Produkte, bleiben zweitrangig. Im Gegensatz dazu erscheinen bei der Analyse des Gesamtkapitals die wirklichen Elemente der Produktion in hellem Licht. Die Marxisten müßten ihre Studien auf die Vorstellungen der Produktivität des Gesamtkapitals ausrichten. Sie würden dort Material für nützliche Überlegungen hinsichtlich sozialistischer Programme oder Absichten finden.
Man hat kürzlich versucht - nicht von sozialistischer Seite aus - Studien zu diesem Thema durchzuführen. Die Ergebnisse, die auf der Basis einer wenig soliden und kohärenten Doktrin erzielt wurden, konnten nur summarisch und wenig überzeugend sein. Dabei sind hier mehr als anderswo eine verbindliche Theorie und klare Konzepte notwendig, um die Masse von flüchtigen und ungeordneten Tatsachen zu erfassen. Und dabei muß sich hier mehr als anderswo der eigene Standpunkt völlig von den Konzepten freimachen, die direkt von der kapitalistischen Produktion inspiriert sind.

~

Marx hat gezeigt, daß die Verteilung, das heißt die Verteilung der Einkommen oder besser noch, die Verteilung der Konsumgegenstände, durch die Produktionsweise selbst bedingt ist. Verteilung ist, so Marx in der Einleitung zur Kritik der politischen Ökonomie, ehe sie Verteilung von Produkten ist, erst einmal Verteilung der Produktionsmittel und danach Verteilung der Mitglieder der Gesellschaft zwischen den verschiedenen Arten von Produktion.[26]
Wir berühren hier einen der interessantesten Punkte der Theorie in Bezug auf die heutigen Probleme. Die Nationalisierung der Produktionsmittel, die diese rechtlich in das Kollektiveigentum der Arbeiter überführt, setzt die ungerechten und unmenschlichen sozialen Bedingungen des Kapitalismus fort, wenn sie im Ergebnis keine tiefgreifende Revolution hinsichtlich der Organisation der Produktion mit sich bringt. Die kapitalistische Verteilung basiert auf der kapitalistischen Produktionsweise mit einer entsprechenden Organisation der Arbeit und einer Technik, die den Bedingungen angepaßt ist, die diese Produktionsweise aufdrängt. Der Sozialismus könnte als fortschrittliche soziale Form nur dann wirklich Gestalt annehmen, wenn er auf einer neuen Produktionsweise basiert, die nicht nur dadurch charakterisiert ist, daß sie über neue Eigentümer an den Produktionsmitteln verfügt, sondern auch über eine eigene Organisation der Arbeit und eine eigene Technik. Die kapitalistischen Produktionsmittel und die

26 Karl Marx, Einleitung [zur Kritik der Politischen Ökonomie], in: Karl Marx/Friedrich Engels, Werke Band 13, Berlin 1971, S. 615-642.

diesen entsprechenden produktiven Methoden führen notwendigerweise dazu, die Kontrolle der Gesellschaft einer kleinen Anzahl von Managern zu übergeben; diesbezüglich hat James Burnham nicht Unrecht.

~

Die vollständige Umsetzung der Theorien von Lord Keynes, der ohne Bedauern das Verschwinden des für die Produktion funktionslos gewordenen Kapitalisten, der sich darauf beschränkt, seine Coupons zu schneiden, zur Kenntnis nahm, würde weder an der Organisation der Arbeit noch an der kapitalistischen Technik etwas ändern. Das für die Lenkung der Unternehmen notwendige Kriterium bliebe die kapitalistische Produktivität. Wäre dies Sozialismus? Sicherlich nicht!
Das gleiche gilt für die mehr oder weniger vollständige Kontrolle der Investitionen, die ebenfalls von Lord Keynes gefordert und in Deutschland von Hitler umgesetzt wurde.
Ebenso gilt dies im Hinblick auf eine Sozialisierung des Gehalts oder die Tendenz zur Entwicklung eines „Soziallohns".[27] Soziallohn, Kontrolle der Investitionen, sogar Unterdrückung von Interessen, all dies gehört zu ein und demselben Komplex von Phänomenen: dem Dirigismus. Der liberale Kapitalismus ist sehr weit im Nebel der Vergangenheit verschwunden. Aber verwechseln wir den wirklichen Sozialismus nicht mit dem Dirigismus, der eine Variante des Kapitalismus ist und uns geradewegs, wenn wir nicht aufpassen, in ein Zeitalter der Organisatoren führt.
In der „Kritik des Gothaer Programms" sieht Marx nach einer Phase, in der die neue Gesellschaft die Zeichen der alten trägt, eine höhere Phase kommen, in der „die knechtende Unterordnung der Individuen unter die Teilung der Arbeit, damit auch der Gegensatz geistiger und körperlicher Arbeit verschwunden" und „die Arbeit nicht nur Mittel zum Leben, sondern selbst das erste Lebensbedürfnis geworden" ist.[28]
Existierte im Deutschland Hitlers, in dem der Dirigismus extrem stark entwickelt war, eine Tendenz in Richtung einer höheren Phase, die mehr oder weniger diesen Charakter annahm? Nein, und wir wenden ein, daß es sich an die Regeln hielt, da die Eigentumsordnung nicht geändert wurde. Aber existiert in Rußland, wo die Produktionsmittel verstaatlicht sind, eine Tendenz dieser Art, die das Regime charakterisiert und es ohne Zweifel von denen anderer Länder unterscheidet? Nein: wir finden dort dieselbe Organisation der Arbeit, dieselbe Technik wie in den kapitalistischen Ländern, mit denselben furchtbaren sozialen Folgen für die Freiheiten des Individuums. Wenn man eine durchaus erstaunliche Feststellung machen muß, ist es dann nicht die, daß die Produktivität dort im Hinblick auf ihre Funktion für das investierte Kapital eingeschätzt wird?[29]
Es wäre bedenklich, der Ansicht zu sein, daß die Vereinigten Staaten die perfekteste

---

27 Vgl. „Les Caractères contemporains du salaire" in den Veröffentlichungen des „Institut de science économique appliquée". (Yves Mainguy, Les Caractères contemporains du salaire. Préface et conclusion par François Perroux, Paris 1946, AdÜ).

28 Karl Marx, Kritik des Gothaer Programms, in: Karl Marx/Friedrich Engels, Werke Band 19, Berlin 1972, S. 11-32, hier S. 21.

29 Zum Thema Kapitalismus in Rußland gibt es eine interessante, noch unveröffentlichte Studie von M.J. Roland (der Titel konnte nicht nachgewiesen werden, AdÜ).

technische und wirtschaftliche Organisation aufweisen. Aber aus den gleichen Gründen wäre es noch bedenklicher, zu urteilen, das russische Regime sei ungeachtet seiner Mängel dennoch der Ausgangspunkt der Produktion der Zukunft. Die Vereinigten Staaten und Rußland präsentieren sich uns als Endpunkt, als Abschluß einer langen Entwicklung der kapitalistischen Technik mit ihren bekannten Auswirkungen, einer hierarchischen Organisation der Fabriken und der Gesellschaft, mit Managern an der Spitze. Ich habe alle sozialistischen Programme seit dem „Kommunistischen Manifest" noch einmal durchgelesen: Ich habe dort von keiner einzigen wirklich wichtigen Forderung gelesen, die seitdem nicht mehr oder weniger vollständig verwirklicht worden ist. Keine setzte die Existenz des Kapitalismus wirklich aufs Spiel; keine hatte einen offensichtlichen sozialistischen Charakter. Das gleiche gilt für derzeitige Forderungen, die in ihrer Mehrzahl nur bestimmte kapitalistische Tendenzen verstärken.
Marx hat sich getäuscht, als er behauptete, daß die natürliche Entwicklung des Kapitalismus unweigerlich die materiellen Bedingungen des Sozialismus vorbereitet. Ebenso wie die Bürger am Ende des Mittelalters die Arbeitsmittel des dekadenten feudalen Regimes bei ihrem Gebrauch auf eine andere Art organisieren und eine andere Technik entwickeln mußten, müssen wir, wenn wir die heutigen Arbeitsmittel übernehmen, eine neue Organisation der Arbeit und eine neue Technik entwerfen und verwirklichen. Um die Planungen in den Unternehmen und in der Wirtschaft umzugestalten, würde es genügen, in den staatlichen Verwaltungen und den staatlichen Unternehmen eine Buchhaltung der Arbeit einzuführen, deren Einzelheiten aufgrund der Erfahrung ausgearbeitet werden müßten, deren wichtige Merkmale aber bereits jetzt leicht zu erfassen sind. Eine revolutionäre Maßnahme, die wie von selbst funktioniert. Aber wäre diese Buchhaltung mit ihren Folgen für die Kontrolle der Produktivität im Hinblick auf die Arbeit in den verstaatlichten Verwaltungen und Unternehmen außergewöhnlicher als das unglaubliche Regime, das derzeit herrscht?
Das „Kommunistische Manifest" ist hundert Jahre alt. Bei seiner Lektüre ist es uns erlaubt zu diskutieren, ob Marx dachte, daß der Sozialismus sich automatisch verwirklichen würde oder nicht. Aber es ist sicher, daß sich der Sozialismus nicht durch die bloße Entwicklung der Gesellschaft entwickeln wird, sondern auch einer scharfsichtigen und entscheidenden Intervention der Sozialisten bedarf.

Übersetzung aus dem Französischen (S. 289-300): Michael Halfbrodt
Übersetzung aus dem Amerikanischen und Französischen (S. 301-320): Pia Schmitt

Albrecht Götz von Olenhusen

„Die Jahre vor Hitler: Bei Lebzeiten.“ Eva und Valeriu Marcu

I. Eva Marcu und Franz Jung

In den Briefen Franz Jungs habe ich den Namen Eva Marcus zum ersten Mal bewußt registriert. Immer wieder seit den fünfziger Jahren taucht er dort - eher am Rande - auf, wenn der auch als Korrespondent bedeutende Stilist Franz Jung an Claire Jung, seine geschiedene, in Ostberlin lebende Frau schreibt und dabei Eva Marcu als eine gute zuverlässige Freundin erwähnt, die jetzt auch wie er in der Emigration in den USA lebt und die schließlich Claire Jung in Berlin besucht und ihr von Franz Jung, der aus politischen Gründen nur unter Deckadressen mit ihr kommunizieren darf, direkt berichten kann.[1] Eva Marcu - man bleibt zeitlebens beim Sie - hilft Jung bei der Einwanderungsbehörde und bei der Einbürgerung, unterstützt ihn auch finanziell, und soll, da ihr verstorbener Mann, der Schriftsteller Valeriu Marcu, Franz Jung und viele von dessen Bekannten und Geschäftspartnern in den zwanziger Jahren aufs Intimste kannte, diesem mit Informationen beistehen, als die Schauspielerin Trude Hesterberg, um das Andenken ihres Mannes Fritz Schönherr besorgt, wegen einiger angeblich unrichtiger Passagen in Franz Jungs Autobiographie „Der Weg nach unten“ (1961) mit einem Prozeß droht und der Luchterhand Verlag, selbst einen Auslieferungsstop verfügend, den in der ganzen Welt nach Belegen fahndenden Autor bedrängt, für die angeblich heikelsten Behauptungen nach rund dreißig Jahren oftmals ganz und gar verschollene Zeugen über Zeugen zu beschaffen.[2] Noch 1962, so zeigen die Briefe, unterstützte Eva Marcu den Freund mit namhaften Dollarbeträgen, damit er die Kosten der Stuttgarter Klinik, in der er sich zu dieser Zeit aufhielt, zu begleichen vermochte.[3]
Wichtiger als Geldzuwendungen werden dem bedürfnislosen Franz Jung, der dem Erscheinen seines letzten großen Werkes, eine der bedeutendsten literarischen Lebensbeschreibungen des 20. Jahrhunderts,[4] mit habituellen Pessimismus, mit vielleicht auch

1 Franz Jung, Briefe 1913-1963. Herausgegeben von Sieglinde und Fritz Mierau. Werke 9/1, Hamburg 1996, S. 429, 431f., 435f., 440, 476, 480, 498f., 1060, 1067 und passim.

2 S. dazu Franz Jung, Briefe 1913-1963, a.a.O.; Fritz Mierau, Das Verschwinden von Franz Jung. Stationen einer Biographie, Hamburg 1998, S. 237ff.

3 Franz Jung, Briefe 1913-1963, a.a.O., S. 1094f.

4 S. dazu Walter Fähnders/Andreas Hansen (Hrsg.), Vom Trottelbuch zum Torpedokäfer. Franz Jung in der Literaturkritik 1912-1963, Bielefeld 2003, insbesondere das Nachwort der Herausgeber (S. 498-525) und dort die Zusammenstellung der Titel zur literaturwissenschaftlichen Jung-Forschung (S. 502, Anm. 26) sowie die Hinweise zu Jungs Autobiographie und ihrer Rezeption (S. 510ff.). Der Ungleichgewichtigkeit zwischen biographischer und literaturwissenschaftlicher Befassung mit Franz Jung entspricht eine weitgehende Abstinenz der explizit zeitgeschichtlichen Forschung gegenüber Jungs Leben und Werk, was bei einem so umstrittenen, provozierenden, unterschiedlichen Epochen und Richtungen, Ideologien und ästhetischen Kategorien und Genres zuzurechnenden Autor, bei der schwierigen Quellenlage und der Notwendigkeit, dabei mit einem brillanten Analytiker der politischen und ökonomischen Zeitläufte selbst konkurrieren zu müssen, nicht verwunderlich ist.

nur scheinbar fatalistischer Gleichgültigkeit und dann und wann aufflackernden Hoffnungen auf späte, allzu späte Anerkennung entgegenblickte, die wahrhaft luziden und in ihrer Hellsichtigkeit und Menschlichkeit, aber auch wegen ihrer tiefen Einsichtsfähigkeit höchst bemerkenswerten Anmerkungen Eva Marcus gewesen sein. So schrieb sie in einem Brief vom 19. Oktober 1961 auf eine unnachahmliche, Allgemeines mit sehr Persönlichem direkt und charmant verbindende Art und Weise, die zeigt, welch psychologischer Scharfsinn und welch hohe literarische Sensibilität hier zusammentrafen: *„Sie Unhold, wenn ich mich an mein eigenes Wort halten würde, würde ich nichts über Ihr Buch sagen. Weil Sie mich nicht dazu aufgefordert haben. Andererseits wußte ich aber doch, daß Sie es gar nicht tun würden, es gar nicht in sich haben, sich Lob zu holen. Und so sage ich nun ein paar Sachen, die ich gern vielen sagen würde... Es ist eines der schönsten, zartesten + begabtesten Bücher, die ich kenne. Es hat keinen einzigen Fehler, der mich in der deutschen Literatur stört: keinen Tiefbohr, keine vertechnisierte Sprache. Es ist in seinen dramatischen Beschreibungen aufregend spannend + als menschliche Tragödie zerreißend... Und wie Sie das Chaotische Ihrer Vergangenheit so zähmen konnten, daß das ganze äußere + innere Elend poetisch geworden ist, verstehe ich am wenigsten. Nun, Sie konnten. Wenn Sie wiederkommen, sprechen wir weiter. Nur noch eins: Man kann wohl ruhig sagen, daß Menschen nicht ungleicher sein können als Sie + ich. Aber etwas war so speziell ‚meine Sache' in Ihrem Buch, nämlich das wilde Bemühen + die ständige Erfolglosigkeit, daß dieser Erfolg, ich meine ein solches Buch zu schreiben, mir etwas, etwas Hoffnung gemacht hat, daß man, wenn man nur überlebt, vielleicht doch noch etwas fertig bringen kann. Vielleicht im kleinsten Maße selbst ich. Vergessen Sie es. Und jetzt brauchen Sie sich um ‚Hinterlassenschaft' nie mehr zu sorgen. Ihre E.M."*[5]

Eva Marcu, die sich bis in hohe Alter - das weiß ich von einer unserer gemeinsamen Freundinnen und von ihrer Tochter Miki Marcu, die in New York lebt und auch eine ungemein lebhafte, der treffenden Worte mächtige, witzige und scharfsichtige Briefschreiberin ist - einen klaren, an Montaigne und anderen französischen Autoren geschulten Geist, eine bewunderungswürdige Klarsicht und eine offenbar von stoischem Optimismus geprägte Lebensklugheit bewahrt hatte, war in hohem Maße beteiligt an dem sehr anrührend geschriebenen Lebensbild von Franz Jungs jüngstem Sohn Peter Jung (1932-2004), das Annett Gröschner auf der Basis von ausführlichen Gesprächen mit diesem verfaßt hat und das zugleich eine Hommage an Franz Jung und seinen unorthodoxen, kritischen New Yorker Kreis deutscher Emigranten ist, zu dem zeitlebens in der für den Schriftsteller charakteristischen Mischung aus Nähe und Distanz Eva Marcu, Miki Marcu und - wenn man so will - der im Hintergrund auch immer wieder auftauchende, unvergessene Valeriu Marcu gehörten.[6]

---

5 Eva Marcu an Franz Jung, 19.10.1961, zit. nach Fritz Mierau, Das Verschwinden von Franz Jung, a.a.O., S. 230ff. Der Brief ist ebenfalls abgedruckt, jedoch gekürzt um die letzten drei Sätze, in: Fritz Mierau, Nachwort, in: Franz Jung, Der Weg nach unten. Aufzeichnungen aus einer großen Zeit, Leipzig 1991, S. 483.

6 Annett Gröschner/Peter Jung, Ein Koffer aus Eselshaut. Berlin - Budapest - New York, Hamburg 2003. Ich danke Miki Marcu, New York, der Tochter Valeriu und Eva Marcus, für zahlreiche Hinweise und Informationen, für geduldige und charmante Antworten auf endlose Fragen, für stets anregende, anmutige, spannende und überraschende Gesprächsverläufe via mail, Telefax und Telefon über den Ozean hinweg und für die freundliche Erlaubnis, einen unveröffentlichten Text von Eva Marcu abzudrucken. Der Münchener Malerin Silvelin von Scanzoni, die

In der nüchternen Diktion des erfolgreichen Ölkaufmanns Peter Jung, der sich erst im Alter für das literarische Werk seines Vaters ernstlich zu interessieren begann, stammte Eva Marcu *„aus einer Berliner Fabrikantenfamilie und war mit ihrem Mann Valeriu Marcu auf der Flucht vor den Nazis über Frankreich nach New York gekommen, wo sie als Lektorin und Montaigne-Spezialistin an der Columbia-Universität arbeitete"*.[7] Man lebte, als Peter Jung und Eva Marcus Tochter Miki heranwuchsen, im gleichen Hause. Eva Marcu, die ein etwas salopp formuliertes Heiratsangebot Franz Jungs ablehnte, und die von Peter Jung als strenge Intellektuelle beschrieben wird, sagte in einem Gespräch zu Annett Gröschner:

„Nachdem mein Mann gestorben war, habe ich gelernt, eine eigenständige Persönlichkeit zu sein. Ich hatte ja mein Studium nicht wegen Hitler unterbrochen, sondern weil ich heiratete. In New York habe ich 1952 meinen Doktor gemacht. Das wog mehr als ein Mann. Aber Franz Jung war durchaus ein aufmerksamer Mensch. Einmal, als er kein Geld hatte und ich ihm etwas borgte, schenkte er mir eine teure orientalische Vase. Die habe ich heute noch, und sie gefällt mir auch. Kennen- und schätzengelernt habe ich Franz Jung erst, als ich den Weg nach unten *las."*[8]

Auch diese Anmerkung einer ansonsten glänzend informierten Frau, der Jungs frühe Erfolge und vielfältige Aktivitäten im Berlin der zwanziger Jahre sicherlich präsent waren, ist aufschlußreich im Hinblick auf die fragmentarische Wahrnehmung eines Schriftstellers, der schon vor dem Ersten Weltkrieg zur Avantgarde zählte.

Das Bild der strengen, schroffen, unerhört präzisen Intellektuellen, der bis ins hohe Alter neugierigen, an allem, was Europa - Frankreich zumal - betraf, aufs Lebhafteste interessierten Emigrantin mit dem eindrucksvollen Gemälde aus dem Jahre 1937 in Einklang oder auf irgendeinen Nenner zu bringen, das ich vor einiger Zeit unter den Bildern des auch in die USA emigrierten Malers Eric Isenburger (Frankfurt 1902 - New York 1994) entdeckte, war nicht die leichteste Übung.[9] Eva Marcu, geb. Gerson, lernte ihren späteren Mann Valeriu im Berlin der zwanziger Jahre im Hause ihres begüterten, ein offenes Haus führenden Vaters kennen. Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten wurde für den aus Bukarest stammenden jüdischen Schriftsteller die Emigration unausweichlich. Nizza gehörte, wie für viele Flüchtlinge, zu den ersten Stationen der Emigration und ebendort entstand 1937 das Gemälde, das - heute in der

---

Eva Marcu in den siebziger Jahren in New York kennenlernte, sei für wichtige Hintergrundinformationen, Hinweise, Kontakte und Materialien wie auch für ihre liebenswürdigen und sympathischen Beschreibungen gedankt, ohne die diese kleine Arbeit ebenfalls nicht möglich gewesen wäre. Peter Jung, gestorben 2004, verdanke ich briefliche Hinweise, auch einige zu den Marcus, wiewohl unsere Korrespondenz sich in den Jahren 2002/2003 mehr dem biographischen Zusammenhang zwischen Franz Jung und Otto Gross widmete. Vgl. dazu Albrecht Götz von Olenhusen, Wahnsinn in den Zeiten des Krieges. Franz Jung, Otto Gross und das Kriegsrecht, in: Albrecht Götz von Olenhusen/Gottfried Heuer (Hrsg.), Die Gesetze des Vaters. 4. Internationaler Otto Gross Kongress, Marburg 2005, S. 82-128; ders., Der Prozess des Strafrechtsprofessors. Dr. Hans Gross gegen seinen Sohn Dr. med. Otto Gross, in: Neue Juristische Wochenschrift 9/2005 (58. Jg.), S. 554-558.

7 Annett Gröschner/Peter Jung, Ein Koffer aus Eselshaut, a.a.O., S. 165. S. Eva Marcu, Répertoire des idées de Montaigne (Travaux d'humanisme et renaissance 75), Genève 1965.

8 Ebd., S. 165.

9 Eric Isenburger, Eva Marcu, Nizza 1937. Die Abbildung des Werkes, das sich im Privatbesitz in den USA befindet, erfolgt mit freundlicher Genehmigung der Eigentümerin sowie der Isenburger Gesellschaft e.V.

Eric Isenburger, Eva Marcu, Nizza 1937

Nähe von New York zu Hause - an eine seltsam anziehende, mit wacher Intelligenz begabte Frau erinnert, der man nie angesehen oder prophezeit hätte, daß sie im Alter von 80 Jahren, um die Alzheimersche Krankheit zu besiegen, mit eiserner Energie jeden Tag eine Stunde Latein lernen wird.[10]

Eva D. Marcu, am 18. Oktober 1907 in Berlin-Dahlem geboren, starb am 12. Mai 2004 in Riverdale, New York. *„Her father"*, schrieb Miki Marcu in einem sehr persönlichen, bewegenden und durch tiefe Trauer und spontane herzliche Zuneigung geprägten, aber auch der Tragik der Familiengeschichte vollauf bewußten Nachruf, *„was a Socialist and the kindest man imaginable. He was a philanthropist, giving his wealth to those who had less than he. He persisted in his altruism giving to so many and was betrayed in Marseille by, it is believed, his driver, and sent to a concentration camp*

10 Annett Gröschner, Dahlem - NY. Berliner Abende, in: Freitag. Die Ost-West-Wochenzeitung, 22/21.5.2004; dieser Nachruf auf Eva Marcu ist, wenn ich recht sehe, der einzige, der in Deutschland veröffentlicht worden ist.

where he was slaughtered with the millions of others... Eva and Valeriu moved to the US (with the help of significant writers given special visas for authors and other intellectuals) and escaped the Nazis."[11]
Es sind lakonische Bruchstücke, kleine Randbemerkungen in Briefen Franz Jungs, Hinweise Peter Jungs, Bilder und Erinnerungen ihrer New Yorker Freundin, der Malerin Silvelin von Scanzoni, der zu Herzen gehende Nachruf der Tochter Miki, verblichene Schwarzweiß-Fotos, ein starkes Gemälde, das im Original zu sehen schon einen Besuch in Übersee wert wäre, aus denen allmählich die Kontur einer hochbegabten, polyglotten, kosmopolitischen, großzügigen und sehr bescheidenen, ja geradezu gänzlich unprätentiösen Persönlichkeit, einer im wahrsten Sinne bedeutenden Frau ersteht, die nicht nur Franz Jung eine treue Freundschaft bewahrte, und dies immer, nicht nur gegenüber ihm, ohne sich aller ihrer uneigennützigen Hilfeleistungen und Unterstützungen jemals zu rühmen.

II. Exiljahre in Südfrankreich - Valeriu Marcu

Eine Münchener Ausstellung zum „Exil in Südfrankreich" erinnerte im Jahr 2005 auch an das Paar Eva und Valeriu Marcu.[12] Das Exil im lieblichen und sonnigen Südfrankreich der dreißiger Jahre diente vielen Schriftstellern und Künstlern als rettende Zwischenstation; von Lisa Fittko, Varian Fry und vielen anderen wissen wir jedoch, wie nervenaufreibend und traumatisch der ewige Kampf ums bloße Überleben, das Warten auf die lebenswichtigen Visa und die ständige Angst vor dem Vormarsch des Nationalsozialismus in Europa gewesen sind.[13]
Wenn man Eva Marcus gedenkt, die sich unerhört bescheiden gab,[14] dann muß man stets auch an Valeriu Marcu erinnern, der 1942 urplötzlich eines Nachts im Alter von 43 Jahren in New York verstarb.
In seinen auch heute noch lesenwerten, lebhaften, historisch nicht immer ganz getreuen Memoiren „Der halbe Weg. Zwischenbilanz einer Epoche" hat der engagierte Publizist und Schriftsteller und nach dem Zweiten Weltkrieg als Rundfunkmann beim NWDR bekannt gewordene Axel Eggebrecht (1899-1991), der Anfang der zwanziger Jahre Mitglied der KPD war, 1925 enttäuscht austrat, ohne Renegat zu werden, dann als Regieassistent, Filmkritiker und Drehbuchschreiber arbeitete und das Dritte Reich wie Erich Kästner als anonymer Ghostwriter für andere Filmeschreiber mit Glück und

---

11 Miki Marcu, Nachruf auf Eva D. Marcu, in: The New York Times, 16.5.2004. Ein offensichtlich noch nicht erschlossener Nachlaß Valeriu und Eva Marcus befindet sich in „The German and Jewish Intellectual Émigré Collection" des „M.E. Grenander Department of Special Collections and Archives" der University of Albany. State University of New York; s.: http://library.albany.edu/speccoll/emigre.htm.

12 Exil am Mittelmeer. Deutsche Schriftsteller in Südfrankreich 1933-1941. Ausstellung der Monacensia (München) vom 12. Mai bis 18. November 2005. S. auch die gleichnamige, von Ulrike Voswinkel und Frank Beringer herausgegebene Publikation, München 2005.

13 Lisa Fittko, Mein Weg über die Pyrenäen. Erinnerungen 1949/41, München/Wien 1985; Varian Fry, Auslieferung auf Verlangen. Die Rettung deutscher Emigranten in Marseille 1940/41. Herausgegeben und mit einem Anhang versehen von Wolfgang D. Elfe und Jan Hans, München/Wien 1986.

14 *„Ich hatte kein Heldenleben, ich habe da nichts zu berichten. Ich bin einfach mitgegangen mit meinem Mann und hier hängen geblieben."* Annett Gröschner/Peter Jung, Ein Koffer aus Eselshaut, a.a.O., S. 166.

Geschick und unkorrumpiert überlebte, im Jahre 1975 auch seine Begegnungen mit Valeriu Marcu beschrieben. Paul Levi, der linke Rechtsanwalt, früher ebenfalls Mitglied der KPD und nach seinem Parteiausschluß als Sozialdemokrat Mitglied des Reichstages, stellte im Jahre 1925 die Verbindung zwischen Eggebrecht und Valeriu Marcu wieder her. Eggebrecht kannte Marcu bereits durch Willi Münzenberg. Der umtriebige Journalist, gewiß auf der Suche nach Gesinnungsgenossen mit ähnlichem Lebenslauf, immer neugierig und immer um nützliche Kontakte bemüht, folgte der Empfehlung und erschien zu Besuch bei Marcu: *„Zwei große Parterrezimmer in der Meinekestraße. Einen riesigen Tisch bedeckten Gebirge von Büchern, Memoiren, Biographien, historische und soziologische Werke. Überall steckten Merkzettel. An den Rändern aufgeschlagener Bände Notizen in zarter Bleistiftschrift. Die Klause eines emsigen Gelehrten. Dem widersprach die Erscheinung des Hausherrn. Marcu war auch zu Hause sorgfältig gekleidet, adrett, von leicht balkanischer Eleganz. Unser alter Dandy der Revolution, äußerlich unverändert.“*[15]
Eggebrecht bemerkt, Marcu sei außerstande gewesen, anders als witzig zu sprechen. Er hatte sich noch deutlicher als Paul Levi politisch von Münzenberg getrennt, um als freier, unabhängiger Schriftsteller zu leben. Umwerfend liebenswürdig sei dieser ehemalige junge Bolschewik gewesen, der aus seiner Vergangenheit nie einen Hehl gemacht, vielmehr mit der Pose und dem Charme des amüsanten Snobs, wie Eggebrecht meint, Pressemagnaten und Minister bezaubert habe: *„Er war zu gescheit, um blindlings gegen seine früheren Glaubensgenossen zu wüten, wie so viele vom Kommunismus Enttäuschte. In dieser Hinsicht wurde er mein Vorbild.“*[16] Marcu habe ihn jedoch durch seine ungewöhnliche schriftstellerische Begabung, durch seinen brillanten Stil und seinen *„gallischen Esprit“* entmutigt. *„Am Schreibtisch war er ein zäher, fanatischer Arbeiter. Doch schätzte er die Nähe des Kurfürstendamms, gern stürzte er sich in den Trubel des Nachtlebens.“*[17] Es ist dies sicherlich kein sehr tiefgehendes, eher ein anekdotisches, bewunderndes, etwas oberflächliches Portrait eines Mannes, der, im gleichen Jahr wie Eggebrecht 1899 geboren, schon früh als populärer historischer Schriftsteller u.a. mit Büchern über Lenin und Scharnhorst und mit treffenden, klugen Essays reüssierte. Sein Werk über die Vertreibung der Juden aus Spanien sowie seine Essays, von denen vor einigen Jahren eine Auswahl unter dem bezeichnenden Titel „Ein Kopf ist mehr als vierhundert Kehlköpfe“ herausgegeben wurde, sind seltene Juwelen der (Exil)Literatur, bedauerlicherweise heute eher etwas für Forscher und Kenner einer in großen Teilen untergegangenen, jedoch bedeutenden deutsch-jüdisch-rumänischen Literatur und Kultur, an welche in jüngerer Zeit dann doch wieder die Germanistik in Rumänien und Deutschland dankenswerterweise erinnert.[18]

---

15 Axel Eggebrecht, Der halbe Weg. Zwischenbilanz einer Epoche, Reinbek bei Hamburg 1975, S. 187.
16 Ebd., S. 187/188.
17 Ebd., S. 188.
18 Die Liste von Valeriu Marcus eigenständigen Publikationen umfaßt folgende Titel: Wallmar (Valeriu Marcu), Die weiße und rote Armee. Mit einem Vorwort von Willy Münzenberg, Berlin 1921 (Verlag der Jugend-Internationale, Internationale Jugendbibliothek Nr. 18); Wilhelm Liebknecht. 1826 – 29. März – 1926. Ein Bild der deutschen Arbeiterbewegung, Berlin 1926 (E. Laubsche Verlagshandlung); Schatten der Geschichte. 15 europäische Profile, Berlin/Hamburg 1926 (Hoffmann & Campe; 2. verm. Aufl.: Leipzig 1929 [Paul List]); Der Rebell und die Demokratie. Zur Krise des Sozialismus, Berlin 1927 (E. Laubsche Verlagshandlung); Männer und

Eva Marcu hat in einem Gespräch aus dem Jahr 1991 einige wenige Erinnerungen an Valeriu Marcu hinterlassen, die wir im folgenden dokumentieren. Sie vermitteln besser als manche historische Darstellungen der „Golden Twenties" einen sehr persönlichen und charakteristischen Eindruck von einer jungen Intellektuellen-Ehe in einem heiteren, amüsanten, wechselvollen und unzerstörbar erscheinenden Ambiente, dessen Großartigkeit, scheinbare Größe und Glanz alsbald und schneller als jemals erwartet unter dem destruktiven Ansturm der politischen Kräfte zerbricht - „bevor alles in Scherben fiel". Zugleich vermitteln diese den Beginn einer großen, nur etwas mehr als ein Dezennium währenden Liebesgeschichte und eine spannungsreiche Beziehung in aufregenden Zeiten charakterisierenden Reminiszenzen einiges von der unendlichen Faszination des Schriftstellers, Historikers und vitalen literarischen Tausendsassas Valeriu Marcu und von der unvergeßlichen Sensibilität und Charakterstärke Eva Marcus.

Mächte der Gegenwart, Berlin 1930 (G. Kiepenheuer); Lenin. 30 Jahre Rußland, Leipzig 1927 (Paul List; Neuauflage: Lenin. Eine Biographie, München 1970 [List]); Das große Kommando Scharnhorsts. Die Geburt einer Militärmacht in Europa, Leipzig 1928 (Paul List); Die Geburt der Nationen. Von der Einheit des Glaubens zur Demokratie des Geldes, Berlin 1931 (S. Fischer); Die Vertreibung der Juden aus Spanien, Amsterdam 1934 (Querido) (Neuauflage mit einem Nachwort von Andrei Corbea, München 1991 [Matthes & Seitz]); Machiavelli. Die Schule der Macht, Amsterdam 1937 (de Lange) (Neuauflage mit dem Zusatz: Im Anhang: Reflexionen des Autors zu Lenin und Hitler, München 1994 [Matthes & Seitz] und Frankfurt am Main 1999 [Fischer Taschenbuch Verlag]); „Ein Kopf ist mehr als vierhundert Kehlköpfe." Gesammelte Essays. Im 60. Todesjahr Valeriu Marcu zum Gedenken. Ausgewählt und kommentiert von Andrei Corbea-Hoisie. Hrsg. Von Erhard Roy Wiehn, Konstanz 2002 (Hartung-Gorre). Des weiteren sei hingewiesen auf: Valeriu Marcu, Petrograd sieht nicht die Revolution... Auszüge aus den Memoiren. IV. Kapitel, in: neue literatur. Zeitschrift für Querverbindungen (Bukarest), 2/1995 (Neue Folge), S. 67-85; Andrei Corbea, Briefe Valeriu Marcus aus dem Exil, in: Der Pfahl. Jahrbuch aus dem Niemandsland zwischen Kunst und Wissenschaft V, München 1991, S. 85-127 (diese von Andrei Corbea eingeleitete Edition enthält Briefe Marcus an Fritz Brupbacher, Gottfried Treviranus, André Gide sowie Briefe an und von Heinrich Mann und Ernst Jünger; daran anschließend - S. 128-133 - ist Marcus Text „Ein Kopf ist mehr als dreihundert Kehlköpfe oder Benedetto Croce im Senat" abgedruckt); Valeriu Marcu, Bücher, die ich schreiben möchte, in: Der Pfahl. Jahrbuch aus dem Niemandsland zwischen Kunst und Wissenschaft VI, München 1992, S. 78-84; ders., Von der freiwilligen Knechtschaft, in: ebd., S. 85-88.
Eine von Andrei Corbea-Hoisie zusammengestellte Bibliographie der Schriften Valeriu Marcus findet sich in: John M. Spalek/Konrad Feilchenfeldt/Sandra H. Hawrylchak (Hrsg.), Deutschsprachige Exilliteratur seit 1933, Band 4. Bibliographien. Schriftsteller, Publizisten und Literaturwissenschaftler in den USA, Teil 2 H - M, Bern/München 1994, S. 1248-1259. S. auch Andrei Corba, Ein deutscher Publizist rumänischer Herkunft: Valeriu Marcu, in: Klaus Heitmann (Hrsg.), Rumänisch-deutsche Interferenzen. Akten des Bukarester Kolloquiums über Literatur- und Geistesbeziehungen zwischen Rumänien und dem deutschen Sprachraum vom 13.-15. Oktober 1983, Heidelberg 1986, S. 163-184; ders., Memoiren rund um Valeriu Marcus Memoiren, in: neue literatur. Zeitschrift für Querverbindungen (Bukarest) 2/1995 (Neue Folge), S. 86-91; Andrei Corbea-Hoisie, Valeriu Marcu, in: John M. Spalek/Konrad Feilchenfeldt/Sandra H. Hawrylchak (Hrsg.), Deutschsprachige Exilliteratur seit 1933, Band 3. USA, Teil 1, Bern/München 2000, S. 323-343; Jean-Jacques Langendorf, Valeriu Marcu: Ein keuscher Liebhaber des Krieges, in: Der Pfahl. Jahrbuch aus dem Niemandsland zwischen Kunst und Wissenschaft VI, München 1992, S. 89-105.

III. *„Es kam aber einst Einer, der ihn unterbrach...“* Eva Marcu über Valeriu Marcu[19]

Ich bin alt, es ist alles lange her, ich habe viel vergessen, und niemand ist mehr da, der mich an dies oder das erinnern könnte. Aber ich weiß wenigstens noch, wie es angefangen hat. Valeriu Marcu war einer von mehreren Gästen bei einem Bekannten. Aus irgendeinem Grunde habe ich nicht auf ihn geachtet, war aber einverstanden, mich mit ihm am nächsten Nachmittag in einem Café Unter den Linden zu treffen. Aber je näher ich dem Café kam, desto bedrückter wurde ich. Ich hatte vergessen, wie er aussah. Und so ging ich ein paar Mal vor dem Café auf und ab, bis ein Mann an einem Tisch aus dem Fenster sah, und ich fand, daß er das sein könnte. Ich hatte Glück, habe keinen fremden Mann angesprochen. Wir unterhielten uns leicht und freundlich. Ich wünschte, ich wüßte, über was. Er begleitete mich ein Stück des Weges, und das war etwas ganz Neues in meinem Leben. Bisher hatte ich mich meiner gelegentlichen männlichen Begleiter geniert und ging etwas weiter als nötig von ihnen entfernt. Die Leute sollten nicht denken, daß wir zusammengehörten. Die Leute dachten natürlich nichts, aber es war so eine der jugendlichen Phantasien. Diesmal war es anders. Es war eine Freude mit meinem neuen Bekannten zu spazieren. Marcu war klein und nicht hübsch. Aber er hatte Grazie in allen Bewegungen und in seinem Sprechen. Ein Wort zu dem Sprechen. Er sprach fließend deutsch, aber es gab da Sachen, die er nicht zur Kenntnis nahm. Etwa den Unterschied zwischen ihm und ihn, zwischen dem und den. Aber wozu sowas verbessern? Außer, wenn ich etwas Schriftliches in Ordnung bringen sollte in kommenden Jahren.

Bekanntschaft und Ehe dauerten etwa 12 Jahre, und wir lebten in Berlin, in Nizza und in New York. Das nur zur allgemeinen Orientierung. Ich gehe auf die anziehend-komischen Eigenschaften zurück. Außer diesen Casusschwierigkeiten hatte er noch die Leidenschaft zu singen, oft, gern, falsch, aber mit viel Tremolo. Er hatte in früheren Jahren viel unter Operetten- und Kabarettsängern, oder, sagen wir, eher unter -sängerinnen gelebt, und hatte ein gewaltiges Repertoire von Liedchen, mit denen er uns erfreute. Eine Freundin konnte ihn bewunderungswürdig nachmachen.

Ich kam da in eine neue Welt. Wir trafen bei uns oder bei Mampe Schriftsteller, Verleger, Schauspieler, Politiker und ein paar wohlhabende Leute. Geld war immer ein wichtiges Thema. Marcu brauchte unendlich viel, und alles mußte aus Sicherheitsgründen auch teuer sein. Reiche Bekannte konnten Geld borgen und stunden. Sie hatten sich nicht zu beklagen, denn sie hatten Unterhaltung und Anregung die Fülle. Zu den Besuchern gehörte einst ein Fassadenkletterer, den ein origineller Bekannter mitbrachte. Und ich lernte auch einen Falschspieler kennen. Aber im allgemeinen waren es alles wohl ehrenhafte Leute. Es kamen auch eine Handvoll rechtsgerichtete Politiker und Schriftsteller ins Haus. Einige sicher embryonische Nationalsozialisten. Aber sagen wir mal: es erweiterte die Farbpalette.

Unter vielen originellen, interessanten Menschen war Marcu der Witzigste, oft auch der Bissigste, gewiß der Belesenste und der am umfangreichsten Interessierte. Seine

---

19 Der folgende Text Eva Marcus ist, soweit ersichtlich, bisher unveröffentlicht. Die Veröffentlichung erfolgt mit freundlicher Genehmigung von Miki Marcu, New York.

Bibliothek war gewaltig und vielseitig und bei Wohnungssuche war Platz für die Regale immer das Wichtigste.
Er hatte ein paar Gewohnheiten, gegen die ich zuerst protestierte. Seine obszönen Ausdrücke, zum Beispiel. Aber bald sah ich, daß das allen, auch den Damen, Freude machte und ließ es gehen. Das andere, was mich störte, war, daß er alle unterbrach, ihnen das Wort wegnahm. Dann bemerkte ich, daß das, was er sagte, doch interessanter war als was er unterbrach und machte meinen Frieden auch damit. Es kam aber einst Einer, der ihn unterbrach. Das war André Malraux, ebenso scharf und ebenso ungeduldig wie Marcu. Malraux spielte noch eine andere Rolle in unserem Leben. Marcu hatte seit Jahren keinen rechtmäßigen Paß besessen. Sein wertes Vaterland hatte ihn entnationalisiert, und so hatte er Fremdenpässe von Land zu Land. Aber um auszuwandern, brauchte man einen richtigen Paß. Kurz nach der teilweisen Besetzung Frankreichs hatte sich in Marseille ein Amerikaner etabliert, entsandt von einem Rescue Committee in Washington (oder New York?). Er hieß Varian Fry und tat für die Gefährdeten in Frankreich Ähnliches wie Wallenberg in Budapest. Fry besorgte, mit Hilfe von Mitarbeitern, Pässe, Visen, Gelder und Führungen über die Berge nach Spanien. Einer seiner Mitarbeiter, ein Rumäne, „Maurice", fand in einer kleinen Stadt in Frankreich einen rumänischen Konsul, der für gar nicht viel Geld einen guten Paß auf Pergament ausstellte. Aber als wir uns den schönen Paß ansahen, fiel es Jemandem auf, daß unser Kind nicht eingetragen war. Nun hatte der Konsul alle Antworten auf die Amtsfragen mit der Hand ausgefüllt. Als wir das Dokument lasen, war Malraux zu Besuch. Der sah sich die Sache an und sagte: keine Sorge, nichts leichter als das. Er versuchte ein paar Mal auf einem Stück Papier, dann hatte er es raus. Und so schrieb er den Namen unserer kleinen Tochter in den Paß. Und wenn ich es hier nicht veröffentlichen würde, würde die Welt nie etwas von dieser Aktenfälschung erfahren.
Auch in Nizza war das Haus noch voller Besucher. Etwas später waren es eher Flüchtlinge aus dem Norden. Und Marcu konnte vielen helfen. Eine seiner Eigenschaften war, sich überall im Handumdrehen Freunde zu machen. In Nizza hatte er das Herz einer Restaurantbesitzerin gewonnen, und sie verkaufte ihm Sachen, die es in den Läden schon nicht mehr gab. So hatten wir Vorräte und konnten Gästen etwas anbieten. Varian Fry erinnert sich in seinem Buch über jene Zeit, wie es im Pfahl auf Seite 112 als Fußnote zu lesen ist:
„Kurz vor Weihnachten fuhren (wir) nach Nizza. Am Bahnhof erwartete uns der rumänische Historiker Valeriu Marcu. Mit einem Taxi, das er irgendwo aufgetrieben hatte, fuhren wir alle zu seiner Villa. Dort bekamen wir die unglaublichsten Dinge vorgesetzt: Käse, Wurst und richtigen Kaffee, Dinge, die Marcu aus den guten alten Zeiten vor der Niederlage herübergerettet oder auf Wegen beschafft hatte, die nur ihm bekannt waren."[20]
Ja, er hatte Wege gefunden. Auch das Taxi war eine gute Beziehung. Marcu kaufte sich in Nizza ein Auto. Um fahren zu lernen, befreundete er sich mit dem Taxichauffeur Joseph, der mit der Zeit ein Familienfreund wurde. Er schüttelte lange den Kopf

20 Andrei Corbea, Briefe Valeriu Marcus aus dem Exil, in: Der Pfahl. Jahrbuch aus dem Niemandsland zwischen Kunst und Wissenschaft V, München 1991, S. 112, Fußnote 2; statt *„fuhren (wir)"* heißt es dort: *„fuhren Maurice, Miß Palmer und ich"*; das Zitat findet sich in: Varian Fry, Auslieferung auf Verlangen, a.a.O., S. 186 (AGvO).

über seinen unbegabten Schüler, aber er war eben zur Stelle, als Fry und Freunde vom Bahnhof abgeholt wurden.
Eine andere Freundschaft war ein Nizzaer Polizist. Diesem übergab er das Haus mit allem, auch der Bibliothek, vor der Abreise. Die Bücher selbst vererbte er dann in einem privaten Treffen, von dem er niemandem etwas sagte, Mlle. Bussy, die als Französin und ihm von Herzen gewogen, die Sicherheit gewährte, die Marcu für eine gute Idee hielt. All das war geplant mit der Aussicht bald zurück zu sein. Ich erfuhr von den vererbten Büchern erst nach dem Kriege durch einen Brief von Mlle. Bussy, die mir dann, nachdem sie die Bibliothek hat schätzen lassen, einen Teil überließ. Ich habe es nicht angefochten. Es waren im Grunde ja nicht mehr meine als ihre Bücher. Es war nur eine eigentümliche Erfahrung: zu gut, zu sicher geplant.
In New York hatten wir noch einmal eine schöne Wohnung und damals noch Freunde aus der Vorzeit. (Eine witzige Bekannte nannte die Jahre vor Hitler: Bei Lebzeiten). Eines Tages ging Marcu auf Besuch zu einem jener aus Lebzeiten und kam nicht mehr zurück. Er hätte sich einen Moment lang hingelegt, weil ihm nicht wohl war. Und war tot. Er hat, glaube ich, ein gutes Leben und einen leichten Tod gehabt.

Valeriu Marcu

Valeriu Marcu

Abschied von einer Revolution*

Vorbemerkung

„Die Akten und Archive, die ein Mensch hinterläßt, der Mappeninhalt, der ihn angeblich vollständig zeichnet, sind nur seine Spuren auf Papier, nicht wichtiger, nicht charakteristischer als die seiner Füße auf nassem Boden... Der wirkliche Mensch ist der, den man nie sieht, die wirkliche Geschichte die, die Niemand imstande ist nachzuerzählen.“ (Valeriu Marcu)

„Wenn ein Jüngling mit den neugierigen Augen eines Zwanzigjährigen die Welt betrachtet, verliebt er sich in Prinzipien. Er glaubt, aus Grundsätzen alles ableiten, durch sie allein alles verstehen zu können. Wie ein Theologe will er den Inhalt von Ideen und Zuständen in Sätzen einfangen, um dann gegen das ‚Universum' zu polemisieren. In dieser Rebellion steckt mehr Optimismus als Überhebung. Bald jedoch beginnen schmerzliche Prozesse, die ertragen werden müssen, um die Selbständigkeit, die Autonomie des eigenen Denkens zu erlangen.“ Als Valeriu Marcu diese Sätze im Juli 1929 im Vorwort zu seinem Buch „Schatten der Geschichte. Europäische Profile“ schrieb, war er gerade dreißig Jahre alt geworden und hatte die skizzierten Erfahrungen bereits hinter sich gebracht. Am 8. März 1899 in Bukarest als Kind einer konservativen, assimilierten jüdischen Familie geboren, war er nach Abschluß der Grundschule von seinen Eltern in einem Wiener Internat untergebracht worden; 1915 wurde er - nach ersten Kontakten zu linken Kreisen und geadelt durch den polizeilichen Vorwurf, eine Wiener Mauer mit der Parole „Vive la France!“ geschmückt zu haben - nach Bukarest zurückgeschickt, wo er sich in der sozialistischen Jugendbewegung engagierte. Seine Verschickung nach Zürich zwecks Erlangung des Abiturs führte nicht zu dem von den Eltern gewünschten Ergebnis. Marcu tauchte in das Milieu der oppositionellen Zimmerwalder Linken ein, lernte u.a. Lenin kennen, dem er zehn Jahre später (1927) eine Biographie widmete, die 1970 neu aufgelegt wurde, ohne daß jedoch von den damals revoluzzenden Bürgerkindern weiter zur Kenntnis genommen wurde, und veröffentlichte, gerade siebzehn Jahre alt geworden, zwei Beiträge im am 1. Juni 1916 veröffentlichten Heft 4 der „Jugend-Internationale“. Damit begann eine revolutionäre Karriere, die Marcu in den nächsten fünf Jahren durch die Zentren revolutionärer Bewegungen, von St. Petersburg über Budapest nach Berlin, führen sollte. Bei aller Begeisterung für den revolutionären Umsturz in Russland und die nicht zuletzt dadurch beflügelten revolutionären Bewegungen in Ungarn in Deutschland, erkannte er jedoch frühzeitig die mit der Dominanz der Bolschewiki der im März 1919 gegründeten „Kommunistischen Internationale“ einhergehenden Gefahren einer von deren innen- sowie außenpolitischen Interessen geleiteten

---

* Dieser Titel stammt von der Redaktion.

trachtet, so müssen die Millionen Arbeiter, die der Dritten Interna
ropa angeschlossen sind, fragen: „W o h i n g e h t d e r n e u e W e g?"
Bis zum zweiten Weltkongreß in Moskau war die Politik der kommunistis
Internationale klar, es war die Taktik und die Politik des revolutionären Marxismus.
Aber bis zum zweiten Weltkongreß hatte die kommunistische Internationale nur die
Aufgabe der Sammlung der weltrevolutionären Kräfte. Sie hatte eine mehr oder
weniger rein propagandistische Aufgabe. Es galt nicht so sehr die praktische Politik
des Tages der kommunistischen Parteien zu bestimmen, es galt mehr die allgemeinen
Linien des großen kommunistischen Kampfes zu zeigen. Am zweiten Weltkongreß
änderte sich die Situation. Im zweiten Kongreß waren die größten proletarischen
Parteien unserer Erde vertreten. Es kamen die Delegierten der U.S.P.D., der
französischen und italienischen sozialistischen Parteien. Die deutsche U.S.P. wurde
einer nur zu sehr berechtigten und scharfen Kritik unterzogen, und die Vertreter der
U.S.P., die revolutionär im Handeln und Denken waren und die wußten, daß die Partei
kein Selbstzweck, sondern Mittel zum Zwecke der Revolution sei, verließen die
offenen und verkappten Sozialpazifisten der U.S.P. und gründeten zusammen mit dem
Spartakusbund die V.K.P.D. Die Delegierten der französischen Partei, die während des
Krieges ganz gewöhnliche Hoflieferanten des französischen Chauvinismus waren,
erklärten sich für die kommunistische Internationale, und die kommunistische
Internationale tat sehr gut, sie aufzunehmen, denn die Dritte Internationale hat nicht
den Ehrgeiz, selbst und allein „recht" bis am Ende der Welt zu behalten, je mehr Pro-
letarier, je mehr Arbeitervertreter die Grundsätze der Dritten Internationale
anerkennen, desto besser. Die Dritte Internationale hat wenigstens bis zum zweiten
Weltkongreß nicht nach dem Grundsatz gehandelt: „Je weniger, desto besser." Di
Vertreter der italienischen Partei wurden in Moskau mit großer Begeisterung und vi
Musik empfangen, der heutige „Renegat" Serrati war Mitglied des Präsidiums
Weltkongresses.
Nach dem Weltkongreß kamen die nationalen Kongresse in Halle, Tours und Liv
In Halle und Tours war die Exekutive bemüht, die Spaltungslinie so weit als m
nach rechts zu ziehen. Genosse Sinowjew sandte zwar einige geharnischte E
gen gegen Longuet, doch erklärte er sich noch in Halle bereit, mit ihm zu ve
Und es ist ja bekannt, daß Sinowjew mit so manchem Helden der heutigen
handelt hat. Gegenüber der italienischen Partei handhabte man eine ander
Livorno bemühte man sich, die Trennungslinie so weit als möglich nach
hen. Auf dem Kongreß in Livorno hat Serrati unkommunistisch gehand
mit den offenen Reformisten gegen die offenen Kommunisten verbün
so stellt sich die Frage. Warum hat Serrati so gehandelt? Und da kann
daß Serrati von der Exekutive nach rechts geprügelt wurde. Stelle n
hätte Serrati so wie Longuet behandelt, da wäre Serrati sicher nich
ist. Und wenn er trotzdem dort wäre, so hätte er nicht soviel Tau
revolutionären Arbeitern gehabt. In Livorno hatte die Exekutive
Taktik als in Tours und in Halle. Die begeisterten Verehrer de
Exekutive werden erklären: das zeigt eben die Genialität Sinow
kleinen Bureaus, welches eine flexible Taktik hat, je nach der
sen usw. Diese „Genialität" rächt sich sehr bitter; das ist kein

k ü r l i c h e Taktik, eine Taktik, deren Beweggründe man nicht sieht, eine Taktik, die keinem Grundsatz, keinem Prinzip entspringt, eine Taktik, die so sprunghaft ist, daß man darob die allgemeine Tendenz, die allgemeine konsequente Linie nicht mehr sieht.

Wir sind alle für eine flexible Taktik. Der Genosse Karl Radek ist auch für sie. Wie versteht aber der wirklich sehr begabte J o u r n a l i s t Radek die flexible Taktik? Er schreibt im Jahre 30 Broschüren, jede Broschüre widerspricht der anderen, und wer nicht die ungeheure „Flexibilität" Radeks besitzt, wer nicht so wie er von einer Behauptung zur entgegengesetzten springen kann, der ist ein vermaledeiter Opportunist. In Italien sieht man die Folgen dieser Politik. D i e S p a l t u n g a u f d i e s e r L i n i e h a t i n I t a l i e n k e i n e K l ä r u n g g e b r a c h t, d e s h a l b w a r s i e v e r f e h l t. Die Sozialdemokraten aller Länder halten jede Spaltung für ein Verbrechen, sie betrachten die Spaltung als ein Ding an sich und sind dagegen. Den entgegengesetzten Fehler machen manche Überradikale. Sie betrachten die Spaltung auch als ein Ding an sich und sind unter allen Verhältnissen und in jedem Lande für die Spaltung. Sie sind für die Spaltung in Permanenz. Der Fehler der Überradikalen, die die Weltgeschichte ebenso wie die Menschewiki schulmeistern wollen, ist ebenso groß wie der Fehler der Sozialdemokraten. In Italien war die Spaltung, so wie sie geschah, verfehlt, sie war verfehlt, weil sie unzweckmäßig war, w e i l s i e n i c h t z u r K l ä r u n g, s o n d e r n z u r V e r w i r r u n g d i e n t e. Bei der Gruppe der Kommunisten befinden sich anarchistische, syndikalistische und bakunistische Elemente, und bei den Sozialisten befinden sich die Helden Turatis, Treves' und D'Aragonas. Die Dritte Internationale, der Kommunismus, hat in Italien eine Niederlage erlitten, eine Niederlage, die das Exekutivkomitee in Unkenntnis der Verhältnisse selbst verschuldet hat; eine Niederlage, die der fixen Idee entsprang, daß in Italien der schöne, blaue Himmel voller kommunistischer Geiger sei.

Nach dem zweiten Weltkongreß fielen dem kleinen Bureau der Exekutive große, ungeheure Aufgaben zu. Man hatte nicht mehr mit kleinen Sekten, sondern mit Massenparteien zu tun, mit Massenparteien, die wohl irren konnten, die aber die Irrtümer von Hunderttausenden von Menschen bedeuteten, die Irrtümer der Lebendigkeit und Kraft waren. Das Exekutivkomitee h a t t e eine große moralische Autorität, die selbst über die Reihen kommunistischer Proletarier reichte. Und nun begann das Exekutivkomitee, d.h. das unfehlbare, vom Himmel herabgefallene kleine Bureau den moralischen Kredit in Anspruch zu nehmen. Im kleinen Bureau befinden sich keine Vertreter aus Frankreich, keine aus Italien, dafür aber sehr viele Vertreter aus Ungarn und sogar einer aus Deutsch-Österreich. Das kleine Bureau betrachtet die Welt vom militärischen Standpunkt aus. Man kann und muß der Roten Armee in Kleinasien oder im Westen befehlen, anzugreifen oder in der Defensive zu bleiben: großen Massenparteien kann man das l e i d e r nicht befehlen. Die Praxis hat gezeigt, daß das kleine Bureau in den großen und kleinen Fragen der täglichen Politik der Arbeiterbewegung im Westen absolut versagt hat, daß es geschadet hat. Das Exekutivkomitee sandte Delegierte nach dem Westen. Diese Delegierten benahmen sich wie die Ochsen in einem Porzellanladen. Jeder arbeitete auf eigene Faust, jeder wollte zeigen, daß nicht nur Messias Wunder vollbringen kann. Und jeder Delegierte der Exekutive kompromittierte leider das Exekutivkomitee. Selbstverständlich herrscht

in Westeuropa ein Mangel an sogenannten talentierten Führern; es ist ein Fluch der ganzen Revolution, daß die alten Führer auf der anderen Seite der Barrikade zu finden sind, dieser Fluch ist eine Tatsache, die die revolutionäre und kommunistische Arbeiterbewegung überwinden muß. Führer lassen sich aber nicht importieren, lassen sich nicht ausborgen von Land zu Land, so wie Operettenstars und Filmkönige. Wenn die kommunistischen Parteien die Wahrheit auf dem dritten Kongreß sagen werden, so werden sie über die Vertreter des Exekutivkomitees, die mit dem Marschallstab im Tornister nach dem Westen kommen, keine Worte des Lobes haben. Das sind lauter Tatsachen, die man sagen muß, man muß alle diese Fehler, die man konkret sieht, in Zukunft vermeiden. Diese Fehler sind noch nicht das größte Unglück, denn sie sind leicht zu vermeiden. Die Dritte Internationale konnte nicht fertig und für alle Zeiten fehlerlos aus dem Kopfe der Pallas Athene entspringen; das Leben, das ungeheuer mannigfaltige Leben in allen Ländern soll die kommunistische Internationale belehren. Die Welt wird sich ebensowenig nach dem Erfurter Programm wie nach den 21 Bedingungen bewegen. Die kommunistische Internationale sammelt die Erfahrungen in allen Ländern und muß daraus die Konsequenzen ziehen. Traurig und katastrophal wäre es nur, wenn die kleinen Götter des kleinen Bureaus aus ihren Fehlern Points d'honneur machen würden, wenn sie, um der Kritik zu entgehen, jeden Kommunisten, der es wagt, diese Tatsachen zu konstatieren, als einen Sünder gegen den heiligen Geist Kobetzkis, Bettelheims, Radeks oder gar Bela Kuns sehen würden. Die Kritik und nicht der Glaube an Radek muß das Element einer proletarischen Internationale sein.

All diese Sachen sind mehr organisatorischer Natur, sie können der kommunistischen Internationale nur bis zu einem gewissen Grade schaden, denn der Kommunismus ist ein sehr gesunder, robuster Körper, man kann auf ihm schon ein wenig trampeln, man kann ihn ein wenig mißhandeln. Viel wichtiger und gefahrvoller ist aber für die kommunistische Bewegung die neue taktische und prinzipielle Linie der Dritten Internationale, oder exakter ausgedrückt, des kleinen Bureaus.

Als die fünf Genossen der deutschen Zentrale demissionierten, wußten sie, was sie taten. Sie begriffen, daß die Einstellung des kleinen Bureaus zur italienischen Frage eine neue Einstellung zu der kommunistischen Bewegung des Westens bedeutet. Der Vertreter der Exekutive Rakosy hat ja sein Programm, daß wir uns durch Spaltung vermehren müssen, klar und deutlich entwickelt, bis jetzt hat ihn die Exekutive noch nicht abberufen, er vertritt weiter, er reinigt weiter. Genosse Karl Radek, der nach seiner letzten Metamorphose einer der Mächtigsten im kleinen Bureau ist, hat in einem Artikel der Internationale, betitelt „Die Krise in der V.K.P.D.", die neuen Richtlinien gezeichnet. Er verteidigt in diesem Artikel die Aufnahme der K.A.P. als sympathisierende Partei. Er sagt in seinem Artikel: „Nun unterliegt es keinem Zweifel, daß klar und bewußt den Kampf um die Macht nur die marxistisch geschulten Revolutionäre führen können, aber man muß doktrinär vernagelt sein, um nicht einzusehen, daß sich auch in Westeuropa an dem Kampfe um die Macht große proletarische Massen beteiligen werden, die nichts vom Marxismus wissen oder sogar wissen wollen, und daß wir auch zu diesen Massen in ein Verhältnis kommen müssen das uns erlauben wird, sie im revolutionären Kampf zu leiten."

Es ist selbstverständlich, daß wir in den sich immer mehr und mehr entwickelten Kämpfen, es ist selbstverständlich, daß wir auf den Barrikaden, daß wir im Kampfe mit der Staatsmacht, den einzelnen Proletarier nicht fragen werden: Wo ist dein Mitgliedsbuch der V.K.P.D.? Hast du das „Kapital" und alle Broschüren von Radek gelesen? Aber wo steht es geschrieben, daß wir die Massen der marxistisch ungeschulten Arbeiter nur durch die K.A.P. erfassen können? Die K.A.P. hat erst in dem letzten Märzkampfe bewiesen, daß hinter ihr nichts als das kleine Bureau steht. Die K.A.P. hat bewiesen, daß ihr Einfluß auf die Masse minus null ist. In der platonischen Theorie sagen die Genossen des kleinen Bureaus: wir erkennen die K.A.P. als sympathisierende Partei an; und in der Praxis, in der Märzaktion, leitet die K.A.P., gedeckt durch die Autorität des kleinen Bureaus, die V.K.P.D. Die Methoden der K.A.P. werden von der V.K.P.D. übernommen, die Zentrale der V.K.P.D. hatte während des Kampfes gemeinsame Sitzungen mit der K.A.P.D. unddadurch trägt die V.K.P.D. und die kommunistische Internationale die moralische Verantwortung für alle „Taten", d. h. Dummheiten, die sich die K.A.P. während der sogenannten Märzaktion leistete.

Aber die Märzaktion ist in den Augen des kleinen Bureaus etwas viel Größeres. Ein autorisierter, beglaubigter, gestempelter Vertreter der Exekutive, ein Vertreter, so wie er im Buche steht, erklärte auf einer internationalen Konferenz der Jugend in Deutschland, daß die Märzaktion Scheidewasser sei, daß die Märzaktion die neue Taktik, das neue Programm der kommunistischen Internationale bedeute. Er erklärte, daß die Märzaktion das Gute haben werde, alle unsicheren Elemente, wie Paul Levi, aus der Dritten Internationale zu entfernen. Das muß man zur Kenntnis der französischen, italienischen, schwedischen Partei, das muß man zur Kenntnis aller Sektionen der kommunistischen Internationale bringen, denn das bedeutet die Spaltung der kommunistischen Internationale, das bedeutet die Rückentwicklung zu Sekten, die wohl in der Perspektive der Ewigkeit siegen werden, die aber heute, in dieser größten Krise aller Zeiten gar keine politische Bedeutung haben könnten. Die französische Partei wird einfach nicht parieren, und keine große Partei wird sich unterwerfen; in Montenegro und in Albanien wird man begeistert sein, in allen Ländern aber, in denen die kommunistische Bewegung eine Massenbewegung ist, wird die Spaltung eintreten. Es geht einfach nicht, daß alle diejenigen, die den letzten Beschluß der allerletzten Sitzung des kleinen Bureaus nicht mitmachen, als Gegenrevolutionäre, als Lumpen, Halunken und Verräter gebrandmarkt werden. Es geht nicht, daß Genossen, die seit Jahren für die kommunistische Internationale kämpfen, daß Genossen, die die kommunistische Internationale mitgebaut haben, durch Bullen ganz einfach exkommuniziert werden. Die kommunistische Internationale ist keine Maschine, deren Teile man auseinandernehmen kann, um sie dann wieder schön sauber am Platze zu legen, die kommunistische Internationale ist eine Massenbewegung, und man kann eine lebendige, sprudelnde Masse nicht wie ein totes Ding behandeln. Es gibt Erfahrungen, die man nur einmal machen kann, weil man dabei zugrunde geht!

Wir verstehen manche russischen Genossen: sie stehen seit Jahren mit dem Gewehr in

der Hand und kämpfen auf zwanzig Fronten, sie leiden und dulden für uns alle. Wenn wir die Weltgeschichte aus freien Stücken machen könnten, dann würden wir die Revolution heute schon „proklamieren", aber die Geschichte läßt sich von uns nicht vergewaltigen; wir haben die gebieterische Pflicht, den russischen Genossen die Wahrheit zu sagen. An der jetzigen Krise der kommunistischen Internationale sind in erster Linie diejenigen schuld, die den russischen Genossen lauter schöne Märchen erzählen, die den russischen Genossen die Wahrheit verschwiegen haben. Das gegenseitige Fabulieren hat uns in diese Krise geführt, die schonungslose gegenseitige Kritik, das Aussprechen dessen, was ist, wird uns aus der Krise wieder herausführen. Und die Krise muß schnell überwunden werden, die Atmosphäre des gegenseitigen Mißtrauens, der gegenseitigen Verachtung muß der Erkenntnis Platz machen, daß wir heute uns nicht den Luxus innerer Wirren erlauben können. Der kommunistischen Internationale droht die Gefahr, gespalten zu werden. Die Schlagworte „Opportunismus", „Offensive", „ununterbrochene Reihe von Aktionen", alle diese Schlagworte, hinter denen sich guter Wille und mangelnde Kenntnisse der Verhältnisse verstecken, müssen einer offenen Diskussion weichen.

Die kommunistische Internationale, die Organisation von Hunderttausenden revolutionärer Arbeiter in Rußland, Deutschland, Frankreich, Italien, die Organisation der revolutionären und klassenbewußtesten Arbeiter der Welt ist in Gefahr. Sie ist in Gefahr, zertrümmert, gespalten zu werden. Diese Gefahr droht der kommunistischen Internationale nicht von unseren Klassenfeinden, diese Gefahr droht uns nicht seitens der Weltreaktion, sondern aus unseren Reihen selbst kommt die Gefahr. Wir wüten gegen unser Fleisch, wir treiben Selbstkasteiung; alle Tatsachen auf der politischen Weltbühne sprechen und arbeiten für uns, nur wir arbeiten gegen uns.

Ein vereitelter Weltkongreß der Jugend*

Die Bureausitzung der kommunistischen Jugendinternationale beschloß im Monat März, in Italien den Weltkongreß der Jugend abzuhalten. Da sich aber in Italien die politische Situation derart verschärft hatte, daß an eine gesicherte Tagung des Kongresses nicht zu denken war, so beschloß das Exekutivkomitee der Jugend, den Kongreß in Deutschland stattfinden zu lassen. Nach Überwindung mannigfaltiger organisatorischer Schwierigkeiten wurde der Kongreß am Morgen des 7. April in Jena eröffnet. Es waren folgende Organisationen vertreten:

Kommunistische Jugendorganisation Schweden, Kommunistischer Jugendverband Norwegen, Kommunistische Jugendorganisation Dänemark, Kommunistische Jugendgruppen Island, Kommunistischer Jugendverband Finnland, Kommunistischer Jugendverband Lettland, Kommunistischer Jugendverband Litauen, Kommunistischer Jugendverband Holland, Kommunistischer Jugendverband Belgien, Kommunistische Jugendorganisation Luxemburg, Kommunistische Jugendorganisation Frankreich, Kommunistische Jugendorganisation der Schweiz, Kommunistische Jugendorganisation Italiens, Kommunistische Jugendorganisation Deutschlands, Kommunistische Ju-

* Sowjet. Kommunistische Zeitschrift, 2/15. Mai 1921 (3. Jg.), S. 48-50.

gendorganisation Österreichs, Kommunistischer Jugendverband Ungarns, Kommunistische Jugendorganisation der Tschecho-Slowakei, Kommunistische Jugendorganisation Jugoslawiens, Kommunistische Jugendorganisation Bulgarien, Kommunistische Jugendorganisation Griechenland, Sozialistische Jugendorganisation Rumäniens, Kommunistische Jugendorganisation von Siebenbürgen und des Banat, Kommunistische Jugendorganisation Beßarabien, Kommunistischer Jugendverband von Mexiko, Kommunistische Jugend Nordamerikas.
Später trafen noch Delegierte der kommunistischen Jugendgruppen von England ein. Mit Ausnahme von den wenigen, unter dem weißen Terror nur illegal tätigen kommunistischen Jugendgruppen Spaniens waren alle der Kommunistischen Jugendinternationale angehörenden Jugendorganisationen Europas und Amerikas restlos vertreten. Dazu kommen noch mit beratender Stimme Delegierte der kommunistischen oppositionellen Gruppen im Verband der sozialistischen Arbeiterjugend Österreichs, der kommunistischen Opposition in den „Jungen Garden" Belgiens, zwei Vertreter der kommunistischen Arbeiterjugend Deutschlands, fünf Vertreter der jüdischen revolutionären Jugendorganisationen beider Richtungen aus Polen und Galizien, ein Vertreter der österreichischen kommunistischen Soldatenorganisationen, ein Vertreter der Vereinigten Kommunistischen Partei Deutschlands und eine Anzahl weiterer Gäste, zusammen annähernd hundert Teilnehmer.
Und es waren lauter Delegierte, die aus der Bewegung, aus den verschiedenen Ländern wirklich kamen, es war kein Kongreß der sich im Exil befindenden politischen Flüchtlinge, es war der bis heute bestbesuchte internationale Kommunistische Kongreß.
Die stärkste und die beste kommunistische Jugendgruppe, der kommunistische Jugendverband Rußlands, fehlte. Vor dem Weltkongreß sandte das Exekutivkomitee der Jugend aus Berlin zwei Delegierte nach Moskau, um über den Tagungsort des Kongresses mit der russischen Jugend und mit dem Exekutivkomitee der Kommunistischen Internationale zu verhandeln. Statutarisch hat das Exekutivkomitee der Jugend das Recht, den Zeitpunkt und den Ort des Kongresses zu bestimmen. Die russische Jugend, die mit Recht die Disziplin und den Zentralismus hochhält, mußte sich selbstverständlich fügen. Aber grau, teurer Freund, ist alle Theorie - und maßgebend allein der Wille Sinowjews. Statt sich der Disziplin zu fügen, mobilisierte der russische Jugendverband das Exekutivkomitee der Kommunistischen Internationale gegen das Exekutivkomitee der Jugend, und das Exekutivkomitee sandte als Begrüßung an die versammelten Delegierten der kommunistischen Jugend aller Länder folgendes Begrüßungsradio:

Moskau, 2. April.

Benachrichtigen Sie Teilnehmer des Jugendkongresses, daß das Exekutivkomitee der Kommunistischen Internationale den Antrag des Zentralkomitees des russischen Jugendverbandes unterstützt, der die Zusammenkunft als eine private Konferenz ansieht und beantragt, den Kongreß zu vertagen und nach Moskau einzuberufen.

Kobezki.

Weiter gelang auf dem Kongreß folgendes Schreiben:

1. April 1921.

An das
Exekutivkomitee der Jugendinternationale.

Werte Genossen! Das Exekutivkomitee der Kommunistischen Internationale ersucht mich, Euch folgendes mitzuteilen: Das Exekutivkomitee hat am 5. April folgenden Beschluß gefaßt: „Die vom Exekutivkomitee einberufene Konferenz als eine unverbindliche Besprechung anzusehen und zu beschließen, daß der Kongreß der Jugendinternationale in Moskau in Verbindung mit dem Kongreß der Kommunistischen Internationale stattfindet.

Mit kommunistischem Gruß
x.

Groß war die Bestürzung ob der beiden Ordonnanzen. Vergebens versicherten in bangen Liebeserklärungen die Delegierten der Jugend, daß sie für die „Entfesselung einer ununterbrochenen Reihe von Aktionen" seien, daß sie den Kampf gegen Levi und Konsorten mit ganzer Kraft in allen Ländern aufnehmen würden, vergebens erklärte der Sekretär der kommunistischen Jugendinternationale, der Genosse Münzenberg, mit einem weinenden und einem lachenden Auge, daß die Jugend noch nie gegen die Autorität und die Unfehlbarkeit des kleinen Bureaus der Exekutive gesündigt habe - der Befehl war da und durch keine Sophismen aus der Welt zu schaffen. Ein Vertreter der Exekutive war auf dem Kongreß anwesend und erklärte, daß man unbedingt parieren müsse: wer für die Tagung des Kongresses in Deutschland wäre, der sei nach seiner und der Exekutive Meinung ein verkappter Anhänger Hilferdings und Scheidemanns! Es sei, versicherte er, eine organisatorische Frage von derselben Wichtigkeit wie die 21 Bedingungen. Und gerade jetzt, wo Paul Levi rebelliere, gelte es zu parieren!

Die Exekutive wollte, daß der Kongreß in Moskau tagen sollte, um die Jugend von „opportunistischen" Elementen zu „reinigen". Und diese Reinigung, hatte ein Mitglied des kleinen Bureaus in Moskau ganz offen erklärt, könne am besten auf russischem Boden vor sich gehen. Die Jugend soll von der Exekutive in dem Meinungskampf innerhalb des Kommunismus als kritikloses Werkzeug benutzt werden. Das soll die Tätigkeit der kommunistischen Jugend sein, welche so ungeheuere Aufgaben hat, und welche schon in den Jahren 1914 und 1915 für die Bolschewiki überall gewirkt hat.

Auch in diesem Falle sieht man die großen Fehler der Exekutive. Wir machen der Exekutive nicht zum Vorwurf, daß sie die Politik der kommunistischen Parteien in Westeuropa leitet, wir machen es ihr zum Vorwurf, daß sie es nicht tut. Statt weltpolitisch zu handeln, statt sich zu den großen Fragen der Weltpolitik zu äußern (englischer Bergarbeiterstreik, Sanktionen, Besetzung Deutschlands usw.), kümmert sie sich um gute kommunistische Sitten; statt ein Forum der Weltpolitik zu sein, ist sie eine kommunistische Sittenpolizei. Die kommunistische Jugend hat heute große weltpolitische Aufgaben, die Exekutive hat aber nichts besseres zu tun, als zu untersuchen, ob sich in den Reihen der kommunistischen Jugendinternationale nicht doch einer befindet, der

aus seinem Herzen eine opportunistische Mördergrube macht! Deshalb wurde der Weltkongreß der Jugend nicht von der deutschen Polizei, sondern von der Exekutive der kommunistischen Internationale auseinandergejagt.

Der russische „Serrati“*

„Es ist zum Erstaunen, daß diese ‚Radikalen‘ bei solchen Ansichten nicht den Bolschewismus entschieden verurteilen.“
Lenin, Der „Radikalismus“ eine Kinderkrankheit des Kommunismus.

Es gibt „Radikale“, die mit den Kinderkrankheiten des Kommunismus im Leibe alt und grau werden und die mit wunderbarer Zähigkeit in den Reihen der Kommunisten nach Opportunisten, Kompromißten, Leviten und Serratisten suchen. Es ist das Sport und Mode. Weil die von der Kinderkrankheit Angesteckten ganz besonders jetzt die Opportunisten und Serratisten suchen, um am Dritten Weltkongreß ein großes Autodafé zu veranstalten, so wollen wir einen alten Opportunisten und Kompromißler, ergo Serratianer, den Genossen L e n i n, den Überradikalen, denunzieren. Und hier wird nicht die Rede sein von den Kompromissen, die dieser größte und einzig geniale Staatsmann des Proletariats nach der Eroberung der politischen Macht schließen mußte. Daß nach der Machtergreifung das Proletariat eine ganze Reihe von Kompromissen wird schließen müssen, das geben sogar die Überradikalen der Überradikalen zu. Hier wird nur die Rede von opportunistischer Taktik des Lavierens, der Kompromisse, des Abwartens Lenins i m J a h r e 1 9 1 7 in Rußland sein.

Im kritischen Augenblicke der Revolution ist es gut, Rückschau zu halten, ist es notwendig, über die verlaufene Periode der Revolution Rechenschaft zu geben. Nicht nur das, was ist, sondern auch, w a s w a r, klar auszusprechen. Denn der Marxismus ist keine rein deduktive Wissenschaft. Und die Überradikalen haben es gerne, die Tatsachen des mannigfaltigen Lebens, ebenso wie die Menschewiki, zu ignorieren und böse auf die verdammte Weltgeschichte zu werden, die sich nicht nach all ihren Rezepten und Verordnungen, Prophezeiungen und Leitartikeln bewegen will. Diese Art von Überradikalen befolgen die Methode des großen Philosophen Descartes, aber nicht die Methode von Karl Marx. Descartes verschloß sich, so wie es die ersten Christen taten, in seinem Gewissen, in seiner Natur, in seinen Formeln, er verdammte die äußere Natur, den beständigen Fluß der Dinge, er verdammte sie als „problematische Phantome“. Lenin enthüllt die problematischen Phantome des Lebens und bestimmt seine Taktik nicht nach einer am Anfang der Revolution beschlossenen Formel, sondern nach dem mannigfaltigen Spiel der Kräfte, und seine Stärke besteht eben darin, daß er die feindlichen Kräfte abschätzen kann. Lenin ist eben das Gegenteil von einem Dogmatiker.

Die Schriften Lenins, aus denen wir zitieren werden, entstanden in der Zeit von März bis Oktober 1917, in einer Zeit, in welcher sich die Menschewiki und Sozialrevolutionäre zu Tode regierten. In einer Zeit, in welcher sich diese Parteien vor den ungeheu-

---

* Sowjet. Kommunistische Zeitschrift, 3/1. Juni 1921 (3. Jg.), S. 90-95.

ren Massen durch ihre Taten selbst entlarvten und an der Unmöglichkeit zugrunde gingen, die Probleme der Nachkriegszeit auf der Basis und vom Standpunkt der kapitalistischen und halbfeudalen Interessen zu lösen. Lenin untersucht in einer Broschüre, betitelt: Die drohende Katastrophe und wie soll man sie bekämpfen?, die damalige Lage und stellt lauter „opportunistische" Forderungen auf. Er schreibt:
„Wir werden sehen, daß eine Regierung, die sich nicht nur zum Spott revolutionär-demokratisch nennt, schon in der ersten Woche ihrer Existenz die Verwirklichung der Hauptmaßregeln für die Kontrolle dekretieren (befehlen, bestimmen) könnte, eine gehörige Strafe den Kapitalisten, die sich verbotenerweise der Kontrolle entziehen würden, auferlegen könnte, die Bevölkerung zur Aufsicht über die Kapitalisten und zur Aufsicht über eine gewissenhafte Ausführung der Erlasse aufrufen könnte - und die Kontrolle wäre schon in ganz Rußland verwirklicht.
Hier folgen diese wichtigsten Maßnahmen:
1. Die Vereinigung aller Banken in eine einzige und eine Staatskontrolle über ihre Operationen oder die Nationalisierung der Banken.
2. Die Nationalisierung der Kartelle und Syndikate, das heißt der größten Monopolverbände der Kapitalisten (Zucker-, Naphtha-, Kohlen-, Metallkartelle usw.).
3. Die Aufhebung des Handelsgeheimnisses.
4. Die Zwangssyndizierung (das heißt die Zwangsvereinigung in Verbände) der Industriellen, der Gewerbetreibenden, der Eigentümer überhaupt.
5. Die Zwangsvereinigung der Bevölkerung zu Konsumgenossenschaften oder die Förderung einer solchen Vereinigung und die Kontrolle darüber."
Alle diese Forderungen bedeuten noch lange nicht die Diktatur des Proletariats. Lenin stellt sie an eine Koalitionsregierung. Aber diese Forderungen liegen in der Entwicklung der Dinge, sie erleichtern die Übernahme der Macht, sie entsprechen der monopolistischen ökonomischen Notwendigkeit der Nachkriegszeit. Unser Opportunist schreibt darüber:
„Denn der Sozialismus ist nichts anderes, als der nächste Schritt vorwärts von dem staatskapitalistischen Monopol. Oder so: Der Sozialismus ist nichts anderes als ein staatskapitalistisches Monopol, e i n g e s t e l l t z u m N u t z e n des ganzen Volkes und insofern kein kapitalistisches Monopol mehr."
Und Lenin trachtet, zur Erreichung seiner Forderungen die Unterstützung der Kleinbürger zu gewinnen. Er schreibt zum Beispiel über die vorzunehmende Zwangssyndizierung:
„Ein solches Gesetz berührt unmittelbar an und für sich nicht im geringsten die Eigentumsverhältnisse, raubt nicht einen einzigen Groschen der Eigentümer und beschließt nicht im voraus, ob die Kontrolle im Sinne reaktionär-bureaukratischer oder in revolutionär-demokratischen Formen und Richtungen angewendet wird."
Er wiederholt diese an die Kleinbürger gemachten Konzessionen einige Male in seiner Broschüre. Und wie oft die Bolschewiki diese Konzessionen in ihrer praktischen Tagespolitik wiederholt haben, darüber könnte man ja ganze Bände schreiben. Lenin verlangt von der Masse nicht den „Sturz der Regierung". Er verlangt nicht, daß die Arbeiter und Bauern aus platonischer, idealer Liebe zum Kommunismus am soundso vielten des Monats die „Revolution uns Ganze" machen sollen. Er appelliert an den hungrigen Magen, zeigt die drohende Brotkatastrophe und verlangt die Regulierung

des Konsums. Er verlangt die Bekämpfung der drohenden allgemeinen Katastrophe mit revolutionären Mitteln, er verlangt, daß man „das Abgelebte, Alte, gewaltsam abschütteln und die denkbar intensivste Beschleunigung der nach vorwärts drängenden Bewegung fördern" solle.
Lenin, der doch wahrlich keine demokratischen Illusionen hatte, kann der Regierung mit gutem Rechte vorwerfen, daß sie die Arbeit der demokratischen Organisationen stört. Und Lenin braucht keine Aktionen zu konstruieren, er braucht nicht einmal zu dekretieren, daß vom soundso vielten März an, die „Entfesselung einer ununterbrochenen Kette von Aktionen" beginnen wird, sondern er knüpft an das wirkliche Erlebnis der Massen, an ihre Not an, er horcht auf die Stimmen der Massen auch bei den Menschewisten und Sozialrevolutionären und konstatiert, daß „die reaktionäre Politik der Sozialrevolutionäre und Menschewiki eine Niederlage erleidet, sie sind in den Sowjets der beiden Hauptstädte geschlagen. In beiden kleinbürgerlich-demokratischen Parteien wächst die linke Opposition. In Petersburg hat die Stadtkonferenz der Sozialrevolutionäre am 10. September 1917 die Majorität von zwei Dritteln der linken Sozialrevolutionäre ergeben, die zur Vereinigung mit dem Proletariat neigen und der Koalition mit der Bourgeoisie aus dem Wege gehen."
In der nächsten Broschüre, betitelt: „Werden die Bolschewiki die Staatsmacht behaupten?" setzt sich Lettin mit den Vorwürfen der Menschewiki auseinander. Diese Schrift erschien am Vorabend der Ergreifung der Macht. Sie ist äußerst wichtig, weil sie klar und deutlich beweist, daß die Bolschewiki nicht als Minderheit die Macht im Staate ergriffen, daß sie wirklich die Mehrheit des russischen Volkes mit sich hatten, daß sie den Willen von Millionen und aber Millionen repräsentierten. Die Bolschewiki waren im Oktober 1917 im Kontakt mit der ganzen Masse des Volkes, ihre mutige Tat wurde bis in der letzten Stadt des riesigen Reiches verstanden. Die Machtergreifung der Bolschewiki zeigt, wie wenig der Bolschewismus damals im Oktober 1917 mit Putschismus zu tun hatte. Die Presse der Menschewiki kokettierte mit dem Gedanken, daß die Bolschewiki nicht den Mut haben würden, die Staatsmacht zu ergreifen. Die hauptsächlichsten Argumente der Menschewiki gegen die Bolschewiki waren, daß das Proletariat von den übrigen Klassen des Landes sowie von den lebendigen Kräften der Demokratie isoliert sei. Darauf konnte Lenin antworten:
„Es wäre schwer, sich vorzustellen, daß in irgendeinem kapitalistischen Lande, und wohlgemerkt im Stadium der Revolution gegen die Bourgeoisie das Proletariat weniger vom Kleinbürgertum isoliert wäre als gerade heute in Rußland. Den unbestreitbaren Beweis dafür liefern die uns vorliegenden Abstimmungsergebnisse für oder gegen die Koalition mit der Bourgeoisie, die auf der nach dem Kurialsystem der Bulyginschen Duma zusammengesetzten berüchtigten ‚Demokratischen' Konferenz Zeretellis gewonnen wurden. Betrachten wir die Rätekurien:

	Für die Koalition	Gegen die Koalition
Räte der Arbeiter- und Soldaten-Deputierten	83	192
Räte der Bauern-Deputierten	102	70
Zusammen:	185	262

Daraus erhellt, daß die Mehrheit auf seiten der proletarischen Losung steht: Gegen

die Koalition mit der Bourgeoisie! Wir haben schon oben gesehen, daß selbst die Kadetten gezwungen sind, das Erstarken des Einflusses der Bolschewiki in den Räten anzuerkennen. Dazu kommt noch, daß wir es hier mit einer Konferenz zu tun haben, welche die gestrigen Machthaber in den Sowjets, die Sozialrevolutionäre und Menschewiki, denen eine gesicherte Mehrheit in den zentralen Institutionen zur Verfügung stand, einberufen haben. Es ist klar, daß hier das tatsächliche Übergewicht der Bolschewiki in den Räten immer noch zu gering veranschlagt ist...
Die Mehrheit der Bauern ist also gegen die Koalition!"
Also Lenin betont ausdrücklich, daß die Mehrheit des Landes auf seiten der Bolschewiki ist, und es ist selbstverständlich, daß in einer solchen Situation, bei Strafe des Selbstmords, die Bolschewiki die Macht ergreifen mußten.
Die Bolschewiki haben keine Frage, kein Problem des öffentlichen Lebens negiert, um behaupten zu können, daß dieses Problem ganz einfach nicht existiert. Sie haben zum Beispiel nicht behauptet, daß die nationale Frage nicht existiert, sondern je schwieriger ein Problem war, je unlösbarer für alle anderen Parteien, desto mehr rückten die Bolschewiki diese Frage in den Brennpunkt der öffentlichen Diskussion. Die Bolschewiki verkündeten Losungen und Parolen, die die ungeheure Mehrheit des Volkes sammelten. Sie taten alles andere, als die Millionen der russischen Nichtbolschewiki als eine einzige reaktionäre Masse zu betrachten. Sie wußten, daß auf der Welt nicht nur bewußte Kommunisten einerseits und Gegenrevolutionäre andererseits existieren. Und so schrieb Lenin diese für die Überradikalen so menschewistisch klingenden Sätze:
„Das Proletariat tritt hier wahrlich als Vertreter aller Nationen, alles Schöpferischen und Gerechten in allen Klassen, als Vertreter der ungeheuren Mehrheit des Kleinbürgertums auf."
Lenin nennt die Tatsache, daß die Bolschewiki die Sympathien der Mehrheit der Bevölkerung auf ihrer Seite haben, eine wichtige Bedingung für die Behauptung der Macht. Äußerst lehrreich ist, wie Lenin auf die Stimmen der bei den Menschewiki und sozialrevolutionär organisierten Arbeiter hört, wie für ihn die Stärkung des linken Flügels bei diesen Parteien ein wertvolles Argument für die Machtergreifung wird. Und noch einige Tage vor der Machtergreifung vergißt er nicht, Parolen auszugeben, die, wie er sicher weiß, die Sympathien der Arbeiter aller Parteien haben werden. Er schreibt:
„Wir verlangen, daß die Unterweisung in der Staatsverwaltung von fortgeschrittenen Arbeitern und Soldaten geleitet und unverzüglich in Angriff genommen werden soll, das heißt, daß man sofort beginne, alle Werktätigen, die ganze arme Bevölkerung, in diesen Unterricht hineinzuziehen."
Die dritte Broschüre des vermaledeiten Opportunisten und Kompromißlers Lenin ist: „Die Lehren der Revolution." Er spricht von der geplanten und dann verschobenen Demonstration vom 9. Juni und schreibt darüber:
„Die Bolschewiki sagten die Demonstration ab, da sie durchaus keine Lust verspürten, die Arbeiter in einer solchen Situation, gegen die vereinigten Kadetten, Sozialisten-Revolutionäre und Menschewiki, in einen hoffnungslosen Kampf zu führen."

Also nicht „Aktionen um jeden Preis", um der Aktionen willen, um später aus der Niederlage weise Lehren ziehen zu können. Lenin ist so gegenrevolutionär und gehört so wenig in die Kommunistische Internationale, daß er behauptet, daß man die Massen von hoffnungslosen Kämpfen zurückhalten muß. Durch die Politik der Koalitionsregierung zur Verzweiflung getrieben, kam es Anfang Juli zur Revolte in Petrograd. Und da werden die Überradikalen Deutschlands behaupten: Sehet, die Bolschewiki kamen zur Macht im Oktober, weil sie im Juli geschlagen wurden. Die Aktion im Juli geschah aber gegen die Willen der Bolschewiki, und darum lernten die Massen aus den Julikämpfen. Nach diesen Kämpfen sehen die Massen ihre Feinde in den mit den Kadetten vereinigten Menschewiki und Sozialrevolutionären.

Die beiden nächsten Artikel Lenins, betitelt: „Eine der Grundfragen der Russischen Revolution" und „Über Kompromisse", wurden nach dem mißlungenen Juliaufstand in einer kritischen Zeit der Russischen Revolution geschrieben. Es schien damals, daß die Menschewiki und Sozialrevolutionäre die Lust an der Koalition mit der Bourgeoisie verloren hätten. Und da schlägt Lenin ein Kompromiß mit den Menschewiki und Sozialrevolutionären vor. Und das tut er wahrlich nicht aus Liebe zu den Menschewiki, sondern um den Massen zu zeigen, daß die Menschewiki und Sozialrevolutionäre durch Ketten an die Koalitionspolitik gebunden sind:

„Stabil kann aber in Zeiten einer Volksrevolution, d. h. einer Revolution, die die Massen, die Mehrheit der Arbeiter und Bauern zum Leben erweckt hat, nur eine Staatsgewalt sein, die sich bewußt und bedingungslos auf die Mehrheit der Bevölkerung stützt."

Über Kompromisse schreibt Lenin:

„Die übliche Vorstellung der Bürger von den Bolschewiki, die Vorstellung, die von der verleumderischen Presse unterstützt wird, besteht darin, daß die Bolschewiki auf keinerlei Kompromisse, - mit niemandem, nie und nimmer, - eingehen... Die Aufgabe einer wahrhaft revolutionären Partei besteht nicht darin, den unmöglichen Verzicht auf jegliche Kompromisse zu proklamieren, sondern darin, durch alle Kompromisse - insofern sie unvermeidlich sind - hindurch die Treue unseren Prinzipien unserer Klasse, unserer revolutionären Aufgabe, unserer Sache der Vorbereitung der Revolution durchzuführen."

Und in dieser bestimmten Situation der Russischen Revolution tritt Lenin nicht einmal für ein erzwungenes, sondern für ein freiwilliges Kompromiß mit den Menschewiki und Sozialrevolutionären ein:

„Nun ist eine so krasse und originelle Wendung der Russischen Revolution eingetreten, daß wir als Partei einen freiwilligen Kompromiß, freilich nicht der Bourgeoisie, unserem direkten und wichtigsten Klassenfeinde, sondern unseren nächsten Gegnern, den „Wortführern" der kleinbürgerlichen Parteien, den Menschewiki und den Sozialrevolutionären anbieten können."

Lenin tritt für dieses Kompromiß ein, weil man damals an eine schwache Möglichkeit für die friedliche Entwicklung der Russischen Revolution durch und in den Sowjets glauben konnte. Und er wollte vor den Massen nicht das Odium des absoluten Gewaltmenschen auf sich nehmen. Er schreibt über sein Kompromißangebot:

„Vielleicht ist das (die friedliche Weiterentwicklung der Revolution) schon

unmöglich. Mag sein. Aber wenn eine Chance gegen hundert besteht, so wäre der Versuch, eine solche Möglichkeit zu verwirklichen, immerhin wert, ihn zu machen."
Der Kompromißvorschlag Lenins mißlang. Die Menschewiki und Sozialrevolutionäre wollten kein Kompromiß mit den revolutionären Massen des russischen Volkes, sie wollten ein Kompromiß mit den bürgerlichen Parteien. Dadurch wurden nicht die Bolschewiki, sondern die Menschewiki vor den Massen des russischen Volkes gerichtet. Die Bolschewiki konnten in ihrer Propaganda zeigen, daß alle Möglichkeiten einer friedlichen Entwicklung durch die Taktik der menschewistischen Parteien erschöpft waren und gerade dadurch entstand die Massenflucht aus den menschewistischen Parteien. So handelte der Opportunist und Kompromißler Lenin!
Wir sind keine Dogmatiker und knüpfen an die Schriften des genialen Politikers Lenin keine Bibelkommentare für Gottlose. Seine taktischen Lehren, in einer bestimmten historischen Situation entstanden, sind keine ewigen Wahrheiten, die man bis an das Ende der Welt kritiklos und unter jeder Bedingung anwenden kann. Aber eins sehen wir: die Taktik Lenins vor der Ergreifung der politischen Macht hat verflucht wenig Ähnlichkeit mit der Taktik der Überradikalen in den kommunistischen Parteien Westeuropas. Und wenn in Rußland, wo der Kampf um die Macht viel leichter war als in Europa, eine flexible und unschematische Taktik notwendig war, um wie viel notwendiger ist sie dann im Westen! In Rußland haben die Menschewiki und Sozialrevolutionäre nicht von den Fehlern der Bolschewiki gelebt. In Deutschland, Frankreich, England und Italien dagegen leben und gedeihen die Menschewiki zum großen Teil dank der großen geschichtlichen Fehler und Dummheiten jener, bei denen die Kinderkrankheiten des Kommunismus organische Erscheinungen eines bornierten Hyperradikalismus geworden sind.

Die K.A.P.D. und die Kommunistische Internationale*

Die theoretische Auseinandersetzung mit den Anarchisten war immer langwierig. Und das nicht deshalb, weil die Anarchisten eine eherne theoretische Grundlage hatten, sondern weil sie sich immer von einem Lehrmeister zum anderen flüchteten. Polemisierte man gegen Réclus, so erklärten sich die Anarchisten als Schüler Kropotkins, polemisierte man gegen Kropotkin, so erklärten sie sich als Anhänger Max Stirners usw. Die Syndikalisten und Anarcho-Kommunisten unserer Tage haben von ihren Vorfahren in der Arbeiterbewegung diese Art der Diskussion geerbt. Und dieses Erbe ist nicht etwas Zufälliges, denn sie sind ebensolche Eklektiker wie ihre Vorgänger im geistigen Reiche des Anarchismus. Die K.A.P. in Deutschland, die Syndikalisten in Frankreich, die Antipolitiker in England, die Anarcho-Kommunisten in Italien haben ungezählte kleine Kirchen und Kapellen, und jeder schwört, er besitze das Patent, die Revolution weiterzutreiben. Dieser Zersetzungsprozeß in ihren eigenen Reihen bürgt für ihre politische Ohnmacht, denn sie sind so egozentrisch, so viel und so ausschließlich mit sich selbst und mit der unbefleckten Reinheit ihrer Lehre beschäftigt, daß sie keine Zeit mehr haben, sich auch ein wenig mit der Außenwelt,

* Sowjet. Kommunistische Zeitschrift, 4/15. Juni 1921 (3. Jg.), S. 122-126.

mit dem, was ist, zu beschäftigen. In den Reihen dieser Anarchisten, Antipolitiker aller Länder, befinden sich, und das haben wir immer betont, manche ehrlichen revolutionären Arbeiter, die von dem politischen Kuhhandel und vom parlamentarischen Kretinismus angesteckt, das Kind mit dem Bade ausschütten. Die Sozialdemokratie aller Länder betrachtet diese anarchistischen Strömungen in der Arbeiterschaft mit dem Auge und vom Standpunkt des Sicherheitswachmanns; sie schulmeistert und beschimpft die ehrlichen revolutionären Arbeiter, die da glauben, es genügt zu w o l l e n und das Tausendjährige Reich des Kommunismus kann beginnen. Die Massen aber wollen nur aus ihren eigenen Fehlern lernen, sie machen aus ihren Fehlern nicht so wie die Führer point d'honneur, sie lassen sich aber nicht schulmeistern. Und die Kommunisten, die die Tatsachen der Richtungen innerhalb des Proletariats geschichtlich begreifen, müssen an der Hand der politischen Erfahrungen den Massen die Illusionspolitik der hyperradikalen politischen Wunderdoktoren zeigen. Die Taktik der Syndikalisten, die Taktik der Anarchisten in Italien, der verschiedenen englischen Heilsarmeegrüppchen, die Taktik der deutschen K.A.P. hat ebensolch ein Fiasko erlitten, wie die Taktik der Reformisten und Zentristen. Die Kommunistische Internationale mit ihrer moralischen Autorität hätte die Pflicht, das den Massen zu zeigen, um so den wirklich revolutionären Kampf der Massen, um so die S a m m l u n g der Klasse auf dem revolutionären marxistischen Boden zu ermöglichen. Leider geschieht das nicht. Die Kommunistische Internationale hat in der letzten Zeit mit den anarchistischen Gruppen und Grüppchen aller Länder kokettiert. In verschiedenen Ländern tat sie das aus verschiedenen Motiven. In England machte sie aus der Not, daß sich keine große Massenpartei ihr anschloß, eine revolutionäre Tugend, und das Resultat sah man in der gegenwärtig größten sozialen Krise der englischen Geschichte, wo in Großbritannien die Kommunistische Internationale denselben Einfluß hat wie der Kaiser von Honolulu. In Italien hat sich die Kommunistische Internationale bemüht, alle halbanarchistischen Elemente mit der Kommunistischen Partei zu vereinigen, und damit hat sie sich die großen Massen der Proletarier entfremdet. In Frankreich herrscht in dem Verhältnis der Syndikalisten zur Kommunistischen Partei eine ungeheure Konfusion. In Deutschland endlich hat das Verhältnis der Kommunistischen Internationale zur K.A.P. direkt katastrophale Wirkungen gehabt. Es hat die Wirkung gehabt, daß die K.A.P. v o r d e r K o m m u n i s t i s c h e n I n t e r n a t i o n a l e a l s d i e m o r a l i s c h e S i e g e r i n erscheint. Statt den Bankerott der K.A.P. zu beschleunigen, statt den wenigen Arbeitern, die noch hinter der K.A.P. herliefen, den Weg der Vereinigung mit der V.K.P.D. zu zeigen, hat die Kommunistische Internationale das Leben der K.A.P. verlängert, in dem Glauben, daß man aus der K.A.P. eine Art Konkurrenzunternehmen gegen die V.K.P.D. machen kann, um so die V.K.P.D. zu „radikalisieren". Die K.A.P. sollte die göttliche radikale Rute der V.K.P.D. werden. Die K.A.P. sollte die V.K.P.D. nach „vorwärts" treiben. Und die K.A.P. hat ihre Rolle wirklich glänzend gespielt, glänzend für sie als Partei und katastrophal für die Kommunistische Internationale. Die K.A.P. verkündet ihren Sieg in einer Broschüre, betitelt: „D e r W e g d e s D r. L e v i, d e r W e g d e r V.K.P.D." In dieser Broschüre heißt es: „Die K.A.P. muß heute notwendiger als je innerhalb der Kommunistischen Internationale arbeiten. Sie hat die Pflicht, die Dritte Internationale auf den richtigen Weg zu bringen. Der Versuch muß mit Energie und Zielklarheit fortgesetzt werden." Also innerhalb der Kommunisti-

schen Internationale e i n e K.A.P. - I n t e r n a t i o n a l e. Die K.A.P. weiß, daß sie nur als Parasit am großen Körper der Kommunistischen Internationale leben kann. Sie will in der Kommunistischen Internationale bleiben, nicht um die Beschlüsse der Kommunistischen Internationale auszuführen, sondern um Experimente zu machen, um für ihre eigenen Taten die moralische Autorität der Kommunistischen Internationale zu mißbrauchen. Und die Kommunistische Internationale, die als ihre höchste Errungenschaft die Einheitlichkeit, die Geschlossenheit proklamiert hat, was sagt sie zu diesem offiziellen Programm der K.A.P.? Die „sympathisierende" Partei hat ihre Sympathie schon bewiesen, indem sie die Schwesterpartei nach Möglichkeit desorganisiert hat. In der offiziellen Broschüre setzt sie so schön auseinander, wie man bei jeder Aktion trachten muß, die V.K.P.D. zu zertrümmern, es heißt darin: „Denn sie wird, solange sie Massenpartei ist (gemeint ist die V.K.P.D.), niemals innerlich gekräftigt sein. Im Augenblick einer revolutionären Situation wird immer der schroffe Gegensatz zwischen dem aktiv-revolutionärem Teil und der großen Masse, die nicht klar ist über die Notwendigkeit der revolutionären Kämpfe, akut werden. Mit anderen Worten: eine solche Massenpartei muß bei der Entfesselung offener Kämpfe in wenigstens zwei Parteien auseinanderfallen. Das Versagen der V.K.P.D. wird, wenn sie diese letzte Aktion als Partei überstehen sollte, in künftigen Aktionen in noch weit krasserem Maße hervortreten, da der Widerstand der untergehenden Kapitalistenklasse immer heftiger und damit auch die Anforderungen an das revolutionäre Proletariat immer größer werden muß... D i e s e r P r o z e ß m u ß v o n u n s b e s c h l e u n i g t w e r d e n. Je rascher diese Partei der Verschleierung aller wirklichen Gegensätze, diese Partei des Kompromisses zwischen der Zweiten und Dritten Internationale beseitigt ist, um so besser für den Fortgang der Revolution." Das ist eine deutliche und schöne Sprache, also die K.A.P. hat als Ziel: Die Zertrümmerung der V.K.P.D. und Mittel zu diesem Zweck soll ihre Einreihung in der Kommunistischen Internationale sein. Daß das für eine einheitliche, zentralistische Internationale ein absurder, unhaltbarer Zustand ist, wird wohl jedem klar werden. Mit den Theorien der Broschüre, die die offiziellen Theorien der K.A.P. sind, wollen wir uns nicht auseinandersetzen. Mit diesen Theorien, die gegen das Abc des Marxismus verstoßen, hat der alte Spartakusbund auf dem Heidelberger Parteitag siegreich gerungen. Diese offizielle Broschüre verwirft offen und ehrlich die Idee der kommunistischen Massenpartei und spricht sehr ausführlich über die notwendige Qualität der Partei. Es ist das schon mehr eine Auslese der Besten unter den Besten, eine Art proletarischer Edeljunker, die in „Vertretung" die Revolution für die unaufgeklärte, stumpfe, opportunistische Masse machen soll.

Daß die sogenannte geistige Einwirkung der K.A.P. auf die V.K.P.D. groß war, daß sie während der Märzaktion die V.K.P.D. ins Schlepptau nahm, darüber besteht kein Zweifel. Man muß aber der Gerechtigkeit zu Ehren sagen, daß die K.A.P. dem Geschwätz über die Offensivtaktik kritischer gegenübersteht als die V.K.P.D. Sie schreibt darüber in der von uns zitierten offiziellen Broschüre:

„Es ist nicht die Absicht, an dieser Stelle einen Streit über starre Begriffe auszutragen, die der lebendigen Dialektik der Geschichte widersprechen. Aus dem Streit über ‚Angriffs- oder Verteidigungskrieg', der aus Anlaß des imperialistischen Weltkrieges ausgefochten wurde, haben wir genügsam gelernt, daß dabei nur ein unterhaltendes, aber zweckloses Spiel herauskommt. Wir wollen uns mit der Bourgeoisie nicht darüber

auseinandersetzen, ob sie oder das Proletariat der angreifende oder der angegriffene Teil war, das sind literarische Spitzfindigkeiten, die wir den bürgerlichen Dilettanten der Geschichtschreibung überlassen."

Da ist die K.A.P., wie man sieht, weniger K.A.P.-distisch als der „theoretische Begründer" der neuen Offensivtaktik Maslow, der in der Nr. 7 der „Internationale" erklärt, daß die Offensivtaktik der kommunistischen Parteien in Europa die Lebensfrage der Kommunistischen Internationale bedeutet und absolut nicht abhängt von dem oder jenem politischen konkreten Ereignis. Wir wollen nur noch eine Stelle aus der Broschüre der K.A.P. zitieren, weil die Auffassung, die darin kundgegeben wird, auch die offizielle Meinung großer und einflußreicher Parteikreise der V.K.P.D. nach und während der Märzaktion ist. Es heißt darin:

„Die große Bedeutung der Märzkämpfe liegt vor allem darin, daß für die deutsche Arbeiterschaft endlich der Bann der Passivität gebrochen ist, der so lange wie ein Verhängnis über der deutschen Revolution gelagert hat. Die mangelnde Aktivität der deutschen Arbeiter war bisher der größte Hemmschuh für die Fortentwicklung der proletarischen Revolution in Deutschland. Die ängstliche Scheu, jedem Entscheidungskampfe auszuweichen, ist endlich überwunden worden. Die Märzaktion der mitteldeutschen Arbeiter hat auch die Bedeutung eines Menetekels für die übrigen Klassengenossen; daß sie rettungslos dem Untergang verfallen sind, wenn sie sich nicht wie ihre heldenmütigen Brüder in Mitteldeutschland entschließen können, den offenen Kampf mit der bürgerlichen Staatsgewalt aufzunehmen."

Und der neue theoretische Bahnbrecher der Kommunistischen Internationale, der auch der Meinung ist, daß mit der Märzaktion eine neue Periode der Weltgeschichte beginnt, schreibt über die Märzaktion in absoluter geistiger Übereinstimmung mit der K.A.P.: „Fragt man, was eigentlich an der Märzaktion neuartig war, so muß man antworten, gerade das, was unsere Gegner tadeln, daß nämlich die Partei in den Kampf ging, ohne sich darum zu kümmern, wer ihr folgen würde." Das steht geschrieben im theoretischen Organ der Partei, welches sich Zeitschrift für „Praxis und Theorie des Marxismus" nennt! Man sieht, in der Partei ist gegen links eine vollständige Konfusion, ein absoluter anarchistischer Geist, eine theoretische Zurückdrängung der Bewegung über längst überwundene Strömungen in der Arbeiterbewegung. Das ist die Folge der Nichtabgrenzung von der K.A.P., das ist die Folge der maßlosen Überschätzung der sogenannten überradikalen Anarcho-Kommunisten. Es wird die große Aufgabe des Weltkongresses sein, gegenüber den Leuten, die sich „Links" nennen, gegenüber diesen Doktoren des Konfusionismus, die klare Scheidungslinie zu ziehen. Tut er das nicht, so werden die kommunistischen Parteien Europas immer mehr und mehr vom anarchistischen Geist beherrscht werden. Dann wird die Kommunistische Internationale nicht der gigantische Machtapparat der Arbeiter aller Länder sein, sondern ein gigantischer Tummelplatz hundertfacher Sekten werden, die heute in dieser größten Krise aller Zeiten gar kein Rolle spielen können. Die Kommunistische Internationale wird entweder marxistisch-revolutionär oder gar nicht sein!

Die Konzessionspolitik Sowjetrußlands*

I.

„Die Geschichte macht uns zuliebe keine Ausnahme", sagte Lenin in einer Rede, die er im Monat März dieses Jahres auf der allrussischen Konferenz der Transportarbeiter hielt. Und wirklich, die Geschichte kümmert sich um unsere heißesten Wünsche und Phantasien so wenig, wie ein tosendes Gewitter um die Gebete einiger armer Fischer inmitten des Ozeans. Die Geschichte gebiert und vernichtet unsere Illusionen, und wenn der letzte Mensch die Geschichte der Menschheit schreiben würde, so würde er schreiben: es war ein gigantischer Kampf um Illusionen und jede Illusion war trotzdem eine eherne geschichtliche Notwendigkeit. Wie jede Revolution, wie jede große Volksbewegung trat auch die russische Revolution mit Illusionen ins Leben, und die Phantasten verkündeten die Illusionen. Lenin selbst sagt darüber: „Wie hätte man ohne Phantasten in einem solchen Lande die sozialistische Revolution beginnen können." Doch die Phantasten hatten ihre winzig kleine Mission in dieser „besten aller Welten', wo alles, was ist, vernünftig ist, erfüllt; die Wirtschaft sprach ihr gebieterisches Wort und legte ihr primäres Vetorecht ein. Und der große Antidogmatiker Lenin begreift das Veto sofort. Er begreift, daß, damit sich die Sowjetmacht in dieser kapitalistischen Umklammerung halten soll, Konzessionen notwendig sind, Konzessionen nach innen und Konzessionen nach außen; Konzessionen, um zu leben, Konzessionen, um atmen zu können. „Primum vivere" ist der absolut richtige Grundsatz der russischen Staatspolitik.

Die Reformsozialisten aller Länder werden Triumphlieder anstimmen und behaupten, daß der Kommunismus in Rußland seinen offiziellen Bankerott angesagt hat. Die hyperradikalen Simplisten und Schulmeister des Proletariats werden die westeuropäischen Arbeitermassen dafür verantwortlich machen. Die einen und die anderen befinden sich im Irrtum und das, trotzdem nach Baruch Spinoza in jeder Lüge ein Teil der Wahrheit steckt. Der Kommunismus hat nicht Bankerott gemacht. Denn es ist richtig, was Lenin sagte: „Wenn irgend ein Kommunist davon geträumt hat, daß es möglich sei, in 3 Jahren die ökonomische Basis des Kleinbauerntums umzugestalten, so war er selbstverständlich ein Phantast, und wir brauchen kein Hehl daraus zu machen, daß es genug solche Phantasten unter uns gegeben hat" (Rede auf dem 10. Kongreß der KPR.). Die Hyperradikalen, die da behaupten, daß das Proletariat des Westens absolut versagt hat, werden von Lenin auch eines Besseren belehrt. Lenin sagte in seiner Märzrede auf der Allrussischen Konferenz der Transportarbeiter: „Wie konnte es denn geschehen, daß unsere übermäßigen Feinde, die sich die Aufgabe gestellt hatten, die Sowjetmacht zu stürzen, dieses Ziel nicht erreichten? Wie war das möglich? Wir wissen eine sehr genaue Antwort darauf: dies konnte geschehen und das ist geschehen, weil das Proletariat sämtlicher kapitalistischer Länder für uns war. Sogar dort, wo die Arbeiter unter dem Einflusse der Menschewisten und Sozialrevolutionäre - in den westlichen Ländern Europas heißen sie anders - standen, auch dort haben sie den Kampf gegen uns nicht unterstützt. Zu guter Letzt haben die Arbeiter ihren Führern

* Unser Weg (Sowjet). Zeitschrift für Kommunistische Politik, 5/1. Juli 1921 (3. Jg.), S. 148-155.

ultimative Forderungen gestellt und die Durchführung derselben erzwungen. Damit haben sie den Krieg gegen uns unmöglich gemacht. Nicht wir haben gesiegt, denn unsere militärischen Kräfte sind geringfügig, gesiegt haben wir durch den Umstand, daß die Mächte außerstande waren, ihre gesamte militärische Gewalt gegen uns zu führen. Die Arbeiter der fortgeschrittenen Länder üben einen so großen Einfluß auf den Verlauf eines Krieges aus, daß man gegen ihren Willen keinen Krieg führen kann: ihr passiver und halbpassiver Widerstand hat den Krieg gegen uns niedergeschlagen."

II.

Die Konzessionen betreffen den äußeren Feind, den Weltkapitalismus und den inneren politischen Faktor, der kein Feind werden darf: die große Masse der Mittelbauern. Um zu leben, braucht man hier seine Feinde so notwendig wie seine Freunde. Die äußeren und inneren Konzessionen sind eng miteinander verbunden, der Erfolg der einen Konzession ist eng mit dem praktischen Resultat der anderen verbunden. Die Bolschewiki waren sich von Anfang an klar bewußt, daß sie sich nicht an der Macht durch die unbefleckte platonische Reinheit der Lehre werden halten können, sie wußten, daß erst die Mannigfaltigkeit der neuen Probleme neue Wege zeigen und diktieren werde. Sie versuchten sofort, nach ihrer Machtergreifung erst mit dem Kapitalismus der Entente und dann mit dem der Zentralmächte zu einem „modus vivendi" zu gelangen. Sie erreichten aber mit der Entente keinen und mit den Zentralmächten nur einen halben.

Sie wollten auch den Mittelbauern Konzessionen machen. Aber erstens verbot die Notwendigkeit des Kriegskommunismus jedes Paktieren und dann waren die Mittelbauern am Anfang der Revolution nicht der wichtige Faktor, der sie heute sind. Lenin sagte darüber in seiner schon zitierten Rede auf der allrussischen Konferenz der Transportarbeiter: „Die Zahl der Mittelbauern hat sich vergrößert. Unsere Dörfer sind kleinbürgerlicher geworden. Es hat sich hier eine selbständige Klasse gebildet, jene Klasse, die nach Vernichtung und Vertreibung der Agrarier und Kapitalisten die einzige bleibt, welche fähig ist, dem Proletariat Widerstand zu leisten."

Und auf diesen Faktor: die Stärkung der Mittelbauern, haben alle sozialistischen Kritiker des Bolschewismus, haben Hilferding, Bauer, Kautsky gerechnet und prophezeit, daß dieser Augenblick den Termidor der Bolschewiki bedeuten würde. Alle Argumente der Gegner der Bolschewiki sprechen diese Sprache: „Ja, wenn erst das neue Bauernelement entstehen wird..." Nun ist dieses Element da und das Problem, das große primäre Problem für die kommunistische Partei, für das weitere Schicksal der russischen Revolution verlangt gebieterisch eine Lösung. Lenin gesteht die Gefahr ein, er ignoriert und fürchtet nicht die Wirklichkeit. Man muß mit der ungeheueren Mehrheit des russischen Volkes in ein politisches Verhältnis kommen. Diese Einsicht zieht sich wie ein Faden durch alle seine letzten Reden.

Ein Kampf roter Armeen gegen die Mittelbauern, der zur organischen Erscheinung des Sowjetstaates werden sollte, würde die ungeheuere, die große, die endgültige Katastrophe bedeuten. Es zeigt sich wieder einmal, daß die Gewalt ökonomisch bedingt ist, daß man mit ihr nur das machen kann, was in der Richtung der Entwicklung liegt. Die Gewalt ist zwar die Geburtshelferin einer jeden neuen Gesellschaft, aber aus ihr selbst

entspringt keine neue Welt. Man muß dem neuen, wichtigen, politischen Faktor Konzessionen machen. Man muß auf den Kriegskommunismus, auf die Zwangsrekrutierung verzichten. Lenin sagt darüber auf dem zehnten Kongreß der KPR.: „Die Ablösung der Kontingentierung durch eine Steuer ist vor allem und in erster Linie eine politische Frage, da es sich bei ihr im wesentlichen um das Verhältnis der Arbeiterklasse zum Bauerntum handelt. Darum müssen wir die Beziehungen dieser beiden Hauptklassen zu einander, durch deren Kampf oder Verständigung die Geschicke unserer ganzen Revolution bestimmt werden, einer neuen oder besser gesagt, vorsichtigeren und richtigeren Durchsicht und einer gewissen Revision unterziehen." Es ist die Frage, die Lenin stellt: Können wir dies mittlere Bauerntum mit seinen ökonomischen Sonderheiten und seinen jetzigen ökonomischen Grundlagen befriedigen?
Auf dieses „Können-wir-befriedigen" kann nur die Ökonomie antworten, und sie sagt, daß, damit man nur die Spur einer Hoffnung für die Änderung der Lage der Bauern haben soll, man mit einer neuen Politik der Konzessionen beginnen muß. Damit der Kleinbauer seine innere Natur ändern soll, muß man seine äußere Natur ändern, muß man ihm Maschinen geben, muß man die Elektrifizierung durchführen und nicht nur schöne Reden halten, nicht nur schulmeistern, nicht nur von der Erhabenheit des tausendjährigen Reichs des Kommunismus sprechen. Kann man elektrifizieren, kann man Schienen bauen, kann man neue Wege legen? Wenn man das kann, so nur um den Preis der Konzessionen an das ausländische Kapital.

III.

Und so ist die Sowjetmacht gezwungen, Konzessionen an das ausländische Kapital zu machen. Es liegen eine ganze Reihe von Projekten über Konzessionen für die Ausbeutung von Wäldern in Westsibirien, über Ausbeutung von Wäldern im Norden des europäischen Rußland, über Montankonzessionen, ja selbst über Verpflegungskonzessionen vor. So sehen wir die scheinbar paradoxe Tatsache, daß Rußland, nachdem es in einem dreijährigen, heroischem Kampfe alle Verträge mit dem Schwerte zerrissen hat, jetzt neue Verträge schließen muß. Der dreijährige revolutionäre Krieg hat Rußland zur Unabhängigkeit gebracht. Am Ende des dreijährigen Krieges steht es unabhängig und frei vor den Klauen des Weltkapitals. Kein anderes Land der Welt ist so wie Rußland unabhängig von den großen Trusts, vom Finanzkapital. Aber wie steht es? Lenin sagt: „Sieben Jahre hat man Rußland geprügelt, und da kann man Gott danken, wenn man sich noch auf Krücken fortbewegen kann. So sieht die Lage aus, in der wir uns befinden."
Heute kann kein Land ohne wirtschaftliche Verbindung mit den andern Ländern existieren. Nun sind kapitalistische Länder miteinander in Verbindung, wo gegenseitig große wirtschaftliche Konzessionen nicht die Hauptsache bedeuten. Für Rußland aber werden die Konzessionen die Hauptsache sein. Das Wort wirtschaftliche Konzessionen hat aber einen sehr üblen Beigeschmack. Man erinnert sich der Raubkonzessionen des Großkapitals in Persien, China und der Türkei; man erinnert sich wie Spanien durch die Konzessionen vernichtet wurde; man erinnert sich an die ganze Praxis der modernen Kolonisation. Ein Beispiel der Konzessionen eines Staates der proletarischen Diktatur an das ausländische Kapital haben wir in der Geschichte noch nicht.

Die Zukunft wird uns da antworten, jedenfalls bedeuten die Konzessionen, so, wie man in Rußland im allgemeinen annimmt, keinen Frieden mit dem Kapitalismus, sondern den Krieg in anderer Form. Und selbst bis diese Konzessionen eine Tatsache werden, wird noch eine geraume Zeit vergehen.
Die europäischen Reformsozialisten und die sonstigen sozialistischen Gegner des Bolschewismus haben eine sehr einfache Art, die Dinge zu betrachten und zu beurteilen. Sie freuen sich in erhobener Stimmung über das, was sie Bankerott nennen, und stellen fest, daß alles so gut und schön gewesen wäre, wenn sich die Dinge nach ihren vorgezeichneten Linien, etwa nach dem Erfurter Programm entwickelt hätten. Die Geschichte ist aber kein Galanteriewarenhaus, wo man einfach ein Ding unter vielen andern schönen Dingen auswählt, sondern sie stellt uns vor neue Wege, vor neue Probleme, und diejenigen, die die Kraft und den Mut haben, die neuen Probleme zu beantworten, die neuen Wege zu gehen, die ringend in diesem großen Chaos Rußlands weiter kämpfen, irren und suchen, die haben geschichtlich recht, aus ihren Taten spricht die eiserne Notwendigkeit.
Ebenso einfach wie die Reformisten betrachten diejenigen die Dinge, die da meinen, daß die Sowjetpolitik überhaupt nicht irren kann, und daß in Rußland alles eitel Freude sei. Diese Leute bestreiten jede Tatsache, die ihnen nicht paßt, und setzen sich über die schweren Probleme der russischen Entwicklung mit ein paar leeren, geschwätzigen, oft sehr gut gemeinten Phrasen hinweg.
Die Konzessionspolitik birgt selbstverständlich große Gefahren in sich. Es gibt aber keinen anderen Weg, es gibt keine andere Möglichkeit, die ganze Situation ist gefahrvoll und die Politik der Konzessionen bedeutet keine absolute Versicherung. Werden die Konzessionen zur Tatsache, so werden in Rußland sich einzelne kapitalistische Inseln bilden, und die Herren dieser Inseln werden es nicht versäumen, sich mit dem russischen privatwirtschaftlichen Kapitalismus, der doch jetzt entstehen soll, in Verbindung zu setzen. Diese ökonomische Tatsache muß sich selbstverständlich auch politisch irgendwie äußern, das sagt ja schon das Abc des dialektischen Materialismus. Und dann entsteht die Frage, inwiefern wird die Diktatur des Proletariats durch diese großen ökonomischen Änderungen berührt. Denn das sind ja keine einfachen politischen Dekrete, sondern das bedeutet in gewisser Hinsicht, selbst die Wirtschaftspolitik und die Wirtschaftsstruktur Rußlands ändern. Lenin sagt ja selbst: „Personen, die unter Politik kleine Tricks verstehen, die manchmal an Betrug grenzen, müssen bei uns die entschiedenste Ablehnung erfahren. Klassen können nicht betrogen werden."

IV.

Die neue Politik der Konzessionen gegenüber den Bauern wäre auch ohne den Kronstädter Aufstand gekommen. Der Kronstädter Aufstand hat die Politik der Konzessionen nur beschleunigt. Die Bolschewiki haben aus dem Kronstädter Aufstand gelernt, er war für sie nicht nur eine lokale, durch die internationale Gegenrevolution angezettelte Verschwörung, sondern ein Ereignis von großer symptomatischer Wichtigkeit für die Stimmung der Mittelbauern. Die Gegenrevolution hatte in Kronstadt als Losung die Parole vom freien Handel. Lenin sagt darüber: „Was bedeutet diese von den kleinbürgerlichen Elementen verkündete Losung vom freien Handel? Sie beweist, daß die

Beziehungen zwischen Proletariat und Kleingrundbesitzern schwierige Probleme aufgerollt, uns vor Aufgaben gestellt haben, die wir noch nicht lösen konnten." Und weiter sagt er: „Entweder wir müssen das mittlere Bauerntum wirtschaftlich zufriedenstellen und zur Freiheit des Umsatzes führen, oder es ist bei dem langsamen Tempo der internationalen Revolution unmöglich, in Rußland die Macht des Proletariats aufrechtzuerhalten. Wir sind wirtschaftlich nicht dazu in der Lage. Das muß klar erkannt und offen und furchtlos ausgesprochen werden." (Reden auf dem 10. Kongreß der KPR.) In einem ungeheuer wichtigen Aufsatz Lenins, betitelt „Die Vorbedingungen und die Bedeutung der neuen Politik Sowjetrußlands", fertig geschrieben am 21. April 1921 („Russische Korrespondenz" Nr. 5) setzt Lenin mit der ihm eigenen klaren und eindeutigen Sprache die Ursachen der neuen Politik auseinander. In diesem Aufsatz wird der Weg zum Staatskapitalismus gezeigt. Es ist das eine unerbittliche Auseinandersetzung mit den Phraseuren der Revolution, es ist das ein Dokument von höchster historischer Wichtigkeit. Man liest diesen Aufsatz nicht ohne eine tiefere, seelische Ergriffenheit. Nach dem Marxismus muß man, um eine Zeitepoche zu kennen, nicht mit dem Studium der Philosophie, sondern mit dem Studium der Ökonomie dieser Epoche beginnen. Und um Rußland zu kennen, muß man wahrlich nicht die Reden Radeks oder Sinowjews lesen, die viel weniger als Philosophie sind, sondern man muß diese neueste Arbeit Lenins lesen und wieder lesen. Lenin sagt: „Die Elemente der russischen Wirtschaft sind:

1. die patriarchalische Bauernwirtschaft, die in hohem Maße Naturalwirtschaft ist;
2. die Waren-Kleinwirtschaft (hierzu gehört die Mehrzahl jener Bauern, die Brot verkaufen);
3. der privatwirtschaftliche Kapitalismus;
4. der Staatskapitalismus;
5. der Sozialismus."

Und der Kampf geht in Rußland nicht zwischen den Wirtschaftsformen eins, zwei, drei, vier einerseits und fünf andererseits, sondern vorläufig zwischen eins, zwei, drei einerseits und vier, fünf andererseits. Und zwischen all diesen Formen der Wirtschaft ist fünf (Sozialismus) am wenigsten verbreitet. Die heutige elende wirtschaftliche Lage Sowjetrußlands betrachend, sagt Lenin: „Der Staatskapitalismus steht wirtschaftlich ungleich höher da, als unsere jetzige Ökonomik." Weiter sagt er: „Gerade weil man von der jetzigen Wirtschaftslage Rußlands nicht weiter vordringen kann, ohne die Zone zu durchschreiten, die dem Staatskapitalismus und dem Sozialismus (Erfassung und Kontrolle durch das gesamte Volk) gemeinsam ist, ist es eine einzig dastehende theoretische Unsinnigkeit, andere und sich selbst durch die ‚Evolution zum Staatskapitalismus' zu schrecken. Darin liegt gerade ein Abschweifen des Denkens vom wirklichen Wege der ‚Evolution', ein Nichterkennen dieses Weges. In der Praxis ist es gleichbedeutend mit einem Rückschreiten zum Kapitalismus der kleinen Besitzer."

Die Wirtschaftspolitik, die geradlinig zum Kommunismus führt, muß vorläufig unterbrochen werden. Für den ausschlaggebendsten Teil der russischen Volkswirtschaft kommt wieder das Prinzip des persönlichen Eigentums zur Geltung. Es ist höchst wahrscheinlich, daß sich ein Handelskapital entwickeln muß. Lenin spricht von der bis zu einem ge-

wissen Grad und für eine gewisse Frist unvermeidlichen Entwicklung des Kapitalismus. Das wäre selbstverständlich für Westeuropa eine sehr gefährliche Theorie und eine willkommene Plattform für alle Opportunisten. Lenin sieht die Entwicklung des Kapitalismus in Rußland und fragt: „Welche Politik kann das sozialistische Proletariat angesichts einer solchen ökonomischen Wirklichkeit führen?"
Man kann entweder die Tatsachen der Wirklichkeit negieren, nach kommunistischen Akiomen handeln und zugrunde gehen, oder, wie Lenin sagt: „Die unvermeidliche Entwicklung des Kapitalismus in das Bett des Staatskapitalismus lenken." Lenin bespricht die verschiedenen Arten des Staatskapitalismus. Er schreibt: „Der Staat zieht den Kapitalisten als Händler heran und zahlt ihm eine bestimmte Provision für den Verkauf staatlicher Produkte und für den Ankauf von Erzeugnissen des kleinen Produzenten... der Staat verpachtet an den kapitalistischen Unternehmer einen dem Staate gehörigen Betrieb oder ein Gewerbe, ein Waldrevier, ein Grundstück usw., wobei der Pachtvertrag dem Konzessionsvertrage am nächsten kommt. Von diesen beiden letztgenannten Arten von Staatskapitalismus ist bei uns überhaupt nicht die Rede. Man denke gar nicht an sie und übersieht sie ganz. Es ist das nicht darauf zurückzuführen, daß wir stark und klug, sondern darauf, daß wir schwach und dumm sind. Wir scheuen uns, der ‚niederen Wahrheit' direkt ins Auge zu schauen und erliegen nur zu oft einer uns erhebenden Illusion. Immer wieder machen wir den Fehler, daß ‚wir' vom Kapitalismus zum Sozialismus übergehen und dabei vergessen, uns genaue Rechenschaft darüber zu geben, wer unter diesem ‚wir' zu verstehen ist."
Lenin sagt in dem Schlußkapitel unter anderem folgendes:
„Ziehen wir das Fazit.
Die Naturalsteuer bedeutet den Übergang vom Kriegskommunismus zu einem geregelten sozialen Produktenaustausch.
Die außerordentliche Zerrüttung, verstärkt durch die Mißernte von 1920, hat diesen Übergang zu einer dringenden Notwendigkeit gemacht angesichts der Unmöglichkeit, die Großindustrie rasch wiederherzustellen.
Hieraus ergibt sich in erster Linie die Notwendigkeit, die Lage der Bauern zu heben. Ein Mittel hierfür ist die Naturalsteuer, die Förderung des Austausches zwischen Ackerbau und Industrie, die Entwicklung der Kleinindustrie.
D i e s e r U m s a t z bedeutet den f r e i e n H a n d e l, den Kapitalismus. Er ist uns insoweit von Nutzen, als er uns hilft, gegen die Zersplitterung der Kleinproduzenten und bis zu einem gewissen Grade gegen den Kapitalismus anzukämpfen. Das Maß wird die Praxis, die Erfahrung festsetzen. Für die proletarische Macht liegt hierin nichts Gefährliches, solange das Proletariat die Macht, das Transportwesen und die Großindustrie fest in Händen hält."
Wird diese neue Politik gegenüber den Bauern realisiert werden? Der ganze Apparat der Erfassung des Getreides war bis heute ein Kriegsapparat; diesen ganzen Apparat umzugestalten bis weit in die Winkel des ungeheueren Landes, denjenigen, die die Erfassung des Getreides besorgen, die Umstellung begreiflich zu machen, ist eine sehr lange Arbeit. Lenin sagt, „daß es ein offenkundiger Fehler wäre, den Schreiern und Phrasendreschern ihren Willen zu lassen, die sich von ‚blendender revolutionärer Kraft' hinreißen lassen, aber zu einer zähen, durchdachten, abwägenden, auch die schwierigsten Übergänge berücksichtigenden revolutionären Arbeit nicht fähig sind".

Was wird früher in Erscheinung treten? Die Rebellion, die Unzufriedenheit der Mittelbauern, die absolute wirtschaftliche Anarchie oder die Resultate der Konzessionspolitik. So ist die Frage gestellt.

V.

Rußland ist der erste Proletarierstaat und voraussichtlich wird keine zukünftige Diktatur des Proletariats mit solchen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, wie die Sowjetdiktatur. Es ist diese scheinbar paradoxe Tatsache, daß in dem Lande, in welchem die ökonomischen Verhältnisse am wenigsten fortgeschritten sind, das Proletariat die Macht in den Händen hat. Und als einziger proletarischer Staat hat die Sowjetmacht die Pflicht, durch alle Konzessionen hindurch sich zu halten. Die Frage ist nur, inwieweit diese wichtigen ökonomischen Veränderungen, inwiefern das neue Handelskapital, der Freihandel, die ausländischen Konzessionäre, das neu eingepflanzte ausländische Kapital die politischen Machtverhältnisse nicht berühren und ändern werden. Es ist das die große Schicksalsfrage für das Proletariat aller Länder, die große Schicksalsfrage der nächsten Dezennien.
Die Kommunisten aller Länder wissen das. Aber ein Teil unter ihnen begreift auch, daß man die Geschichte nicht vergewaltigen kann, daß man die Welt nicht so wie Gott Vater aus freien Stücken machen kann und daß die kapitalistische Klasse nicht eher als Klasse zugrunde geht, als bis sie ihre Sklaven selbst innerhalb der Grenzen ihrer Sklaverei nicht mehr ernähren kann.

Hinter den Kulissen der Märzaktion*

I.

Offener Brief an die Zentrale der VKPD.

Berlin, den 20. August 1921.

Werte Genossen!

Aus einem Ihnen bekannten Anlaß sind eine Anzahl Dokumente in meinen Besitz gelangt, die ich Ihnen inzwischen im Original wieder zugestellt habe.
Sie haben in letzter Zeit wiederholt betont, daß nur die offene, restlose Klarstellung des Vergangenen, ohne Rücksicht auf die Kritik unserer Gegner, eine Gesundung der Parteiverhältnisse in der Zukunft bringen könne. Deshalb darf ich wohl annehmen, daß es ganz in Ihrem Sinne liegt, wenn ich die Briefe zur Veröffentlichung übergebe.
Die Briefe sind der aktenmäßige Beweis der unheilvollen, um nicht zu sagen verbrecherischen Rolle, die der Vertreter der Exekutive in unserer Partei gespielt hat. Ich glaube, die gesamte deutsche, ja internationale Arbeiterschaft hat ein Recht zu erfahren, wo das Geschwür sitzt, das die Partei und die Internationale vergiftet.
Und wenn Sie finden sollten, daß die Rolle, die Sie dabei selbst spielen, mehr als

* Unser Weg (Sowjet). Zeitschrift für Kommunistische Politik, 8-9/August 1921 (3. Jg.), S. 247-257.

schmachvoll ist, so gebe ich Ihnen volle Schimpffreiheit. Nennen Sie mich ruhig einen Renegaten. Diesen Sumpf zu renegieren ist Ehre.
Um zwei Dinge aber möchte ich Sie bitten.
Einmal: reden Sie nicht von Vertrauensmißbrauch. Daß ich Vertrauen zu rechtfertigen weiß, habe ich Ihnen in Dutzenden von Fällen bewiesen. Daß die Briefe in meine Hände gelangt sind, verdanke ich nicht Ihrem Vertrauen, sondern Ihrer Leichtfertigkeit.
Zum anderen: sprechen Sie nicht von Parteischädigung. Nicht die Partei wird geschädigt, sondern bloßgestellt wird nur eine Klique unverantwortlicher Politikanten, die - mögen sie persönlich sein was sie wollen -, politisch gesehen, Verbrecher sind.

Mit kommunistischem Gruß

Waldemar.

II.

M o t t o : „Nicht zwei halbe, die ganze Wahrheit".
August Thalheimer in der „Roten Fahne"
vom 18. August 1921.

Aus den nachstehenden Dokumenten mögen die Delegierten des Parteitages ersehen, w i e und m i t w e l c h e n M i t t e l n man eine Partei ruiniert. Wir können zur Ergänzung folgendes hinzufügen. Seit Ende Januar 1921 hatte ein Bevollmächtigter der Exekutive mit deren Billigung (jedenfalls des „Kleinen Bureaus") eine Opposition, einen „linken Flügel" in der seit 1½ Monaten vereinigten Partei heranzuzüchten begonnen. Aus den unten veröffentlichten Briefen ergibt sich die Korona, die jenen linken Flügel zierte und führte. Um aber dem linken Flügel nachzuhelfen, wurde noch jener Messias gesandt, der die Heilslehre der Offensive nach Deutschland brachte, von der man wußte: der „Opportunist" Paul Levi, der „Serrati der deutschen KP.", teilt sie nicht. Nun kam der Gesalbte. Aber: unerwartete Störung des Programms: Paul Levi war nicht mehr in der Zentrale, er hatte bereits vorher dem linken Flügel die Führung überlassen. Und nun nahm das Verhängnis seinen Lauf. Jener Halbnarr kam an, die Hemmung, die in Rechnung gesetzt war, war nicht mehr vorhanden, der linke Flügel, der nicht „bremsen" durfte, flügelte mit und das Ende war - die Märzaktion.
Die Sache hat aber auch eine internationale Bedeutung. Der Schreiber dieser Briefe ist Karl Radek, Sekretär der Kommunistischen Internationale.

III.

Brief Radeks vom 14. März 1921.

Brandler, Thalheimer, Fröhlich, Meyer, Böttcher, Felix.
W. G.

1. Lage hier folgend: Notwendigkeit großer Zugeständnisse an Bauern, was wirtschaftliche momentane Stärkung der kapitalistischen Elemente bedeutet. Nach außen Konzessionen. Große Arbeit, Armee kampffähig zu erhalten. Ebenso große, die Ariergarden der ermüdeten Proletarier an Avantgarde heranzuziehen, dieser Mut- und

Kampfwille zu geben. Frühling und Sommer wird sehr schwer sein. Hilfe vom Ausland zur Hebung Zuversicht, hier in den Massen sehr notwendig.
2. Lage bei Euch in der Partei klar für mich. Levi sucht Fraktion zu bilden unter Losung: Massenpartei oder Sekte. Was Schwindel ist, da er durch seine Politik die Partei auseinandertreibt, während wir durch die Aktivierung unserer Politik neue Massen heranziehen können. Niemand denkt hier an mechanische oder überhaupt an irgendwelche Spaltung in Deutschland. Es gilt, die Gegensätze klar herauszuarbeiten, den linken Flügel geistig führend zu machen.[1] Levi wird schnell abwirtschaften. Es gilt nur alles zu tun, um Däumig, Zetkin mit ihm nicht abwirtschaften zu lassen.
3. Alles hängt von weltpolitischer Situation ab. Wenn sich Riß zwischen Entente und Deutschland vergrößert, es vielleicht zum Krieg mit Polen kommt, werden wir reden. Eben, weil diese Möglichkeiten bestehen, müßt Ihr alles tun, um die Partei zu mobilisieren. Man kann keine Aktion aus dem Revolver schießen. Wenn Ihr jetzt nicht alles tut, um durch das unterbrochene Drängen nach Aktion der kommunistischen Masse das Gefühl ihrer Notwendigkeit beizubringen, werdet Ihr in einem großen Moment wieder versagen. Bei den weltpolitischen Entscheidungen weniger auf die „radikale" Formel, als auf die Tat, das Setzen der Massen in Bewegung denken. Falls Krieg kommt nicht an Frieden, nur Protest, sondern an das Waffenkriegen denken. Dies alles in Eile auf dem Parteitag geschrieben. Alles andere im Artikel.

Gruß.

IV.

Brief Radeks an die Zentrale vom 1. April 1921.

Liebe Freunde!

Im Augenblicke, wo ich diesen Brief schreibe, habe ich nur die Nauener Nachrichten über die Lage. Auf Grund dieser Nachrichten ist es schwer, zu entscheiden, ob die jetzige Bewegung eine spontane oder eine von der Partei begonnene Aktion darstellt. Die Tatsache, daß der Ausgangspunkt der Bewegung der mitteldeutsche Bezirk ist, wo wir stärker als irgendwo anders und daß der zweite Angriffspunkt Hamburg ist, läßt mich annehmen, daß es sich um die Parteiaktion handelt. Ich fürchte, daß Ihr die Aktion um ein paar Wochen zu früh gemacht habt. Ich fürchte, daß ein taktischer Fehler vorliegt, daß Ihr nicht abgewartet habt, bis es zu einem Konflikt zwischen Deutschland und Polen gekommen wäre. Ich kann die allgemeinen Gründe deutscher und europäischer Natur, die ausschlaggebend für Eure Entscheidung sein konnten, falls die Aktion auf Eure Entscheidung hin zurückzuführen ist, verstehen. Aus diesem Grunde sind jetzt die Zweifel, sogar wenn die Sache mit einer Niederlage endet, müßig. Nicht nur, weil Ihr nicht sicher sein konntet, daß es überhaupt zu einem polnisch-deutschen Konflikt kommt, sondern auch darum, weil schließlich gehandelt werden mußte. Ich glaube, daß - wie auch die Aktion enden kann - sie die Partei vorwärts bringen wird. Eine Partei von einer halben Million Mitglieder wird von der Bande nicht zerschmettert noch illegal[2] gemacht. Woran ich jetzt denke, so an

1 Hat die Führung seit März dieses Jahres. Der Erfolg sagt alles.
2 Aber lächerlich, was viel schlimmer ist.

die Tatsache, daß, falls wir zurückgeschlagen werden, die Differenzen in der Partei auf den richtigen Boden zurückkehren werden. Levi,[3] der die Formel Sekte oder Massenpartei hervorgezogen hat, wird jetzt zweifelsohne die Anklage des Putschismus erheben, und der ganze Spuk wird sich herausstellen als das, was er ist, als der Beginn der klaren Herauskristallisierung der rechten Fraktion.

Seid scharfhörig in dieser Richtung und f a n g t i h n[4] b e i m e r s t e n W o r t, wo er den Kampf auf diese Basis hinüberzutragen versuchen wird. Braß und Koenen sind da. Samstag werden wir eine offizielle Sitzung mit ihnen haben. Ich habe das Material hier durchgenommen und werde vorschlagen

1. Eine Resolution über den Rücktritt der Fünf, in der der Rücktritt als ein Beweis dessen erklärt wird, daß sie eine Bonzenpartei haben wollen und daß die Exekutive in der Zukunft den kommunistischen Parteien vorschlagen wird, jeden Parteiführer, der einen ihm von der Partei anvertrauten Posten verläßt, auszuschließen. Gleichzeitig wird gesagt, daß die Tatsache, daß sie diese Fahnenflucht begehen konnten, beweist, daß sie augenblicklich in der Zentrale nichts zu suchen haben. In der zweiten Resolution wird die ganze Konstruktion Levis mit der Massenpartei und Sekte auf den richtigen Kern zurückgebracht werden, daß Levi und Co. keine kommunistische Partei haben wollen, sondern eine $2^1/_2$-Partei. Ich weiß nicht, ob diese Resolutionen in dieser scharfen Form angenommen werden. Jedenfalls ist es notwendig, daß Ihr so die Fragen stellt. Ich wiederhole, was ich in meinem letzten Briefe schrieb, es ist ein Fehler, wenn August die Dinge als Nacktgespenster darstellen will. Ich verstehe, warum er es tat. Bei der Autorität Klaras und Däumigs war es ein harter Schlag, dessen Auswirkung er für den ersten Moment hemmen wollte. Jetzt müßt Ihr jedoch die Sache mit voller Klarheit auskämpfen. Es handelt sich nur um das Wie. Braß suchte mir zu beweisen, daß eine geheime Fraktionsorganisation der alten Spartakusleute bestehe. Die Dokumente, die er vorlegte, wie die „Feuerbestattungsgeschichte", zeigen schon in der Benennung, daß es sich um Lapalien provinzieller Genossen handelt. In jedem Fall rate ich dringend ab, irgendwelche geheime fraktionelle Dinge zu treiben. Ihr werdet zweifelsohne die Massen früherer linker Unabhängiger für Euch haben, ganz abgesehen von den alten Spartakusleuten. In dieser Situation führt den Kampf nicht in kleinen geschlossenen Konventikeln, sondern in Parteimitgliedschaften und der Presse offen. August und Fröhlich sollen über die Differenzen kleine, kurze Broschüren schreiben. Ich werde in dieser Woche mit meiner Broschüre über die Frage des dritten Kongresses fertig sein. Braß wird von uns eine Erklärung fordern, ob wir eine Spaltung der deutschen Partei, wie es angeblich Rakotschi gesagt haben soll, anstreben. Wir werden darauf hinweisen, daß die deutsche Partei in ihrer großen Masse eine sich entwickelnde revolutionäre Massenpartei ist, die imstande sein wird, die von ihr übernommenen Verflichtungen - 21 Punkte - durchzuführen, auch entgegen von Sabotageversuchen einzelner Führer. Wir werden hinweisen, daß die 21 Bedingungen nicht ausgeführt sind.[5] Wir werden die Elemente nennen, die sich der Entwickelung der Partei zu einer wirklich revolutio-

---

3 Das sind Radeks Sorgen, angesichts des Zusammenbruchs der Partei und der 3000 Jahre Zuchthaus.

4 Wohl Schreibfehler; sollte heißen: hängt ihn, das ist „bolschewistischer", wie Radek das auffaßt.

5 Die 21 Bedingungen sind also ähnlich wie die Versailler. Sie sind n i e ausgeführt; ein Haken findet sich immer. Wenigstens nach Radeks Meinung.

nären Politik entgegenstemmen, und wir werden die Überzeugung aussprechen, daß die deutschen Arbeiter, die $2^1/_2$ Jahre revolutionäre Entwickelung hinter sich haben, imstande sein werden, diese Elemente lahm zu legen.
Geyers Haltung hier die eines Jammerlappens.[6] Das erste, was er tat, war, daß er die Resolution der Zentrale über die notwendigen Formen der Exekutive ohne weiteres preisgab. Als das Telegramm kam von dem Rücktritt der Fünf, kam er zu mir mit einem Telegramm an die Zentrale, in dem er seinen Rücktritt aus der Zentrale erklärte und um seine Abberufung aus Moskau bat. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß man solche politischen Entscheidungen doch nicht fassen könne auf Grund eines Telegramms, ohne die Dokumente zu kennen, ohne zu wissen, in Konkreto, wie die Lage ist. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß er ohne Besinnen und Bedenken, automatisch, sich auf die Seite des rechten Flügels stelle. Es gelang mir, ihn abzuhalten. Seitdem Braß da ist, geht er mit ihm zusammen, sucht ihn für den Kampf zu instruieren. Ich werde in der Sonntagssitzung der Exekutive ihm die Frage vorlegen, in wessen Namen er hier auftrete. Im Namen der Zentrale, die ihn gesandt hat oder im Namen der Fünf. Ich schließe aus der Geschichte, entweder muß die Zentrale einen Genossen hierher senden, der sie wirklich vertritt, oder es ist besser, daß sie niemand hier hat.
Was die organisatorischen Dinge anbetrifft, über die Felix in seinem letzten Briefe schreibt, wie der Informationsdienst, die Troika,[7] so werde ich jetzt mit Gregorin alles besprechen. Das wichtigste ist, wir sind so furchtbar überlastet mit russischer Arbeit, daß wir uns mit Mühe und Not ein paar Minuten Zeit verschaffen, um ausländische Zeitungen durchzusehen. Ich bin in den letzten Wochen sehr auf den Hund gekommen, was möglich sein wird, wird gemacht.
Zum Schluß: die Lage ist hier so, daß wir glauben, Herr der Situation für absehbare Zeit zu bleiben. Die Änderungen der ökonomischen Politik sind äußerlich ein Schritt zurück, aber die Schritte vorwärts, die wir in dem Jahre 1918 (allgemeine Nationalisation, vollkommene Erdrosselung des Kleinhandels) gemacht haben, waren Kriegsmaßregeln. Theoretisch war es schon damals klar, daß in einem kleinbürgerlichen Land wie Rußland, über die Nationalisation der Großindustrie, des Außenhandels, der Bank und den Eisenbahnen man nicht hinausgehen dürfe. Wenn wir durch die Zugeständnisse an die Wirklichkeit unsere Lage befestigen, so hat das viel mehr zu bedeuten, als alle chimärischen Versuche der Durchführung der isolierten kommunistischen Wirtschaftsordnung in Rußland. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß die sehr energisch durchgeführte Änderung der ökonomischen Politik uns einen guten Boden bei der Arbeiterschaft und bei den Bauern schafft. Wir haben Nachrichten aus der Provinz von spontanen Bauerndemonstrationen für die Sowjetregierung bei der Nachricht von dieser Änderung. In der Arbeiterschaft eine große Belebung. Ich bin in den letzten Wochen tagtäglich in Versammlungen (große Parteiversammlungen, wie der parteilosen) und ich bin überzeugt, daß die nächsten Monate unsere Basis in der Arbeiterschaft erweitern werden. Sorgt dafür, daß die Artikel, die ich Euch sende, nicht nur in der deutschen, sondern auch in der englischen, französischen, italienischen Presse erscheinen. Es wird den Leuten sehr schwierig sein, die Wandlung zu verstehen, vielleicht liest

6 Ein Kompliment in Radeks Mund.
7 Wer die Troika ist oder vielmehr war: Thalheimer, der die g a n z e Wahrheit will, mag es sagen.

August einmal aufmerksam die Rede Lenins über die nächsten Aufgaben der Sowjetregierung vom April 1918, wie meinen Artikel aus der dritten Nummer K.I. (ausländische Ausgabe): Struthan, äußere und innere Politik Russlands. Dort findet er die Beweise, daß wir damals schon die Notwendigkeit einer solchen Politik verstanden haben. Er soll das auch selbst verarbeiten.
Grüße Euch alle herzlichst! Schreibt möglichst viel, damit ich das Gefühl der deutschen Wirklichkeit nicht verliere.

Euer

V.

Brief Radeks an die Zentrale vom 7. April 1921.

Meine Lieben!

1. Der Ausgang der Auseinandersetzungen mit Braß, Koenen und Geyer ist folgender: Alle sind überzeugt, daß es sich um die Bildung des rechten Flügels handelt. Die Erklärung Levis von Wien aus zeigt, daß er knapp vor dem Bruche mit uns steht. Es ist nur die Frage, ob er sich ins Privatleben zurückzieht, wie ich annehme, oder den Kampf aufnimmt. Die Erklärung Däumigs im Zentralausschuß, wie viele Ausführungen Klaras in der Zentrale, machen es sehr fraglich, ob sie sich zeitig genug von der Position zurückziehen. Unter diesen Umständen wäre es angezeigt gewesen, daß die Exekutive klipp und klar nicht nur Stellung gegen sie nimmt, sondern zeigt, daß es sich nicht um eine Episode handelt. Der Alte hofft noch, daß sich die Leute besinnen werden. Dazu kommt in Betracht, daß wir alle überzeugt sind, daß wir vor einem Rückschlag nach der mißlungenen Offensive[8] stehen. Dieser Rückschlag wird den rechten Flügel veranlassen, in deutschen Fragen sein Wesen zu zeigen. Darum ist es vielleicht angezeigt, daß die Exekutive als solche mit ihrem Auftreten gegen die Rechten bis zu diesem Moment ihrer Selbstentlarvung wartet. Wir haben zwei Resolutionen angenommen, eine für die Zentrale und den Zentralausschuß, die andere für die Öffentlichkeit.[9] Im letzten Augenblick vor seiner Abfahrt bat mich Sinowjew, auch die für die Publikation bestimmte Resolution einstweilen als vertraulich anzusehen. Wir sollen heute, wenn er nach Petrograd gekommen sein wird, telephonisch endgültig darüber beschließen. Ich fürchte, daß dies bis zum Abgang des Briefes nicht geschehen wird. In diesem Fall bitte die Resolution der Zentrale, dem Zentralausschuß und den Fünfen mitzuteilen, aber nicht zu publizieren. Falls wir uns für die Publikation der Resolution B entschließen, telegraphiere. Das ist, was die Exekutive anbetrifft.
Was aber mich anbetrifft, so werde ich den Kampf mit vollkommen offenem Visier führen. Rate dasselbe: Thalheimer, Fröhlich, Brandler und Stoecker. Ich beginne schließlich die Broschüre zu schreiben und bitte Euch alle, per Sonderkurier das ganze Material über die letzte Bewegung zu senden. Es steht für mich von vornherein fest, daß die Schwächen, die sich ausdrücken in der Existenz des rechten Flügels, daß sie zweifelsohne in den Mängeln der Aktion ihren Ausdruck gefunden haben mußte. Solange all die Fragen nicht ausgekämpft werden in voller Öffent-

8 Also auch er redet von Offensive. Damals.
9 Wie heißt man solch ein Spiel? Thalheimer, heraus! Die ganze Wahrheit.

l i c h k e i t[10] vor den Arbeiterorganisationen, solange wird die Partei keinen bestimmten Kurs haben.
2. Zu Eurer Information. Geyer hat sich als Vertreter der Zentrale vom ersten Tage an kläglich benommen. Er verteidigte zuerst alle Schwächen der Bewegung. In der Frage der Reorganisation der Exekutive ließ er die Resolution der Zentrale völlig im Stich und entschuldigte sich, daß die Resolution doch von mir stamme. Als das Telegramm kam über den Rücktritt der Fünf, kam er zu mir herangestürzt mit einer geschriebenen Erklärung, er trete aus der Zentrale zurück und lege sein Mandat nieder als Mitglied der Exekutive. Ich mußte mit meiner ganzen Robustheit ihm zum Bewußtsein bringen, daß solche verantwortlichen Schritte von einem Politiker, der ernst genommen werden will, nicht gemacht werden ohne die Grundlage von Dokumenten. Er zog seine Erklärungen zurück, blieb aber natürlich auf der rechten Seite. Ich mußte ihn in der Exekutive anfragen, wen er eigentlich vertrete, die Zentrale oder die Fünfe, die, inwieweit ich weiß, keine bei uns akkreditierte Partei seien. Die hier von mir vorgebrachten Tatsachen könnt Ihr öffentlich benutzen.[11] Braß hielt sich sehr zurück. Er scheint mir von der ganzen Gesellschaft am meisten wertvoll, weil er Organisator ist. Sucht, wenn es nur irgendwie geht, ihn zu halten.
3. Bei der Vorbereitung des dritten Kongresses achtet darauf, daß möglichst viel Arbeiter direkt aus den Fabriken, nicht Bezirkssekretäre herüberkommen. Was den Gewerkschaftskongreß betrifft, so rate ich, lokale Gewerkschaftsversammlungen einzuberufen und Delegierte wählen zu lassen. Es wäre sehr wichtig, wenn die deutschen Genossen mit eigenen Resolutionen zu allen Punkten kommen würden, auch Referenten stellen würden.
Zur Vorbereitung des Kongresses haben wir wenig Zeit und wenig Leute. Sinowjew sitzt bis über die Ohren in der Petersburger Arbeit. Bucharin mußte mit seiner kranken Frau nach der Grimm (!) reisen. Ich werde zusammen mit Kuusinen die Entwürfe der Resolutionen schreiben. Ich bitte um folgende Sache: Zum Referat über die internationale wirtschaftliche und politische Lage muß ich für den Alten eine Reihe von Memoranden fertig stellen. Es wäre sehr gut, bei dem Redakteur der „Frankfurter Zeitung", Feiler, einen ausführlichen Bericht über die Weltwirtschaftslage zu bestellen. Er hat natürlich das ganze Material unter der Hand, und auf dieses Material kommt es an...
... Wenn F es nicht macht,[12] so kann vielleicht Goldschmidt diesen rohen Umriß mit Ziffernmaterial unter Kontrolle von... machen. Das Manuskript muß in drei Durchschlägen bis zum 20. in meinen Händen sein. S p a r t k e i n G e l d, setzt evtl. unter e i n e r Verantwortung ein paar Leute zusammen, die die Dinge bearbeiten...
Jetzt kommt die Frage mit Amsterdam. H i e r haben die Leute kein Material, nicht einmal die offiziellen Ausgaben des Amsterdamer Sekretariates.[13] Bitte alles Rohmaterial zu besorgen, wie auch, wenn möglich, die Zusammenstellung des Materials. Die holländischen Esel[14] werden vielleicht einen finden, der nicht mit der Stange im Nebel herumfährt, sondern einen Bericht über Amsterdam an der Hand von Tatsachen zu-

10 Siehe Nummer 9.
11 Geschieht hiermit zum ersten Male.
12 Was u.W. zutrifft.
13 Daher erklärt sich vieles, sogar die schwungvollen Briefe Sinowjews.
14 à propos: Damit sind nicht die „Amsterdamer" gemeint, sondern die holländischen Kommunisten.

sammenstellt. Als Tatsachen nenne ich ein Bild der konkreten Politik der englischen Gewerkschaftsführer, der deutschen und der französischen seit Gründung der Amsterdamer Vereinigung.
4. Es wäre sehr wichtig, daß die Zentrale mit einem gedruckten, in drei Sprachen übersetzten Bericht zum Kongreß kommen würde. Wir rechnen bestimmt darauf, daß von den führenden Genossen Brandler, Stoecker, Thalheimer und Fröhlich anwesend sein werden...
Zum Schluß: Es unterliegt keinem Zweifel, daß wir wieder in eine Periode eintreten, wo der Ausbau der Organisation (legal und illegal) die Belebung des politischen Lebens in den Organisationen, die Weiterführung der Taktik des Offenen Briefes vielleicht in geänderter Form (sich jetzt nicht mehr an die Parteileitungen und die Bureaukratie, sondern direkt an die gewerkschaftlichen Massen wenden) ausschlaggebend sein wird. Die Stärkung des gewerkschaftlichen Zentrums ist von der größten Bedeutung. Vielleicht denkt Ihr an folgende Geschichte: Ließe sich nicht irgendwie eine Gruppe Rechtsunabhängiger gewinnen,[15] die zusammenarbeiten würde unter der Losung: Einigkeit der klassenkämpferischen Gewerkschaftler gegen die reformistischen Gewerkschaftsspalter. Ich fürchte, daß die Niederlage momentan das Minieren (!) des Gegners erschwert. Das Heranziehen einer nicht offen kommunistischen Gruppe wäre sehr nützlich.
Ich unterstreiche: es sind erst ungegorene Gedanken, ich möchte nur, daß Ihr sie durcharbeitet. Der Grundgedanke ist der, um den kommunistischen Kern sammeln wir jetzt leichter die Peripherie, wenn wir Zutreiber[16] haben, die nicht offen als Kommunisten arbeiten. Ihr müßt selbst sehen, ob es geht. Ich wiederhole, es sind rein persönliche Anregungen, die ich mache, von der Voraussetzung ausgehend, daß eine Niederlage immer die Anwendung neuer Waffen und Methoden hervorruft. Ich rate sehr, sie heranzuziehen. Als Arbeiter und praktischer Gewerkschaftler mit großer illegaler Erfahrung wird er Euch ganz gewiß helfen. Ich denke daran, daß er in absehbarer Zeit als Vertreter der Gewerkschaftsinternationale dort arbeitet. Dann werden wir ihn vielleicht in die Vertretung der Exekutive einschließen. Ich möchte gern, daß Ihr ihn in Zusammenarbeit ausprobiert.
Nun grüße Euch herzlich. Erwarte baldige Nachrichten von Euch... Karl.

VI.

Brief Thalheimers an Radek vom 14. April 1921.

Lieber Freund Karl!
Ich kann nur in aller Kürze schreiben. Die Märzaktion hat auf die Partei wie ein Stahlbad[17] gewirkt. Alles Versumpfte ist entweder aufgescheucht oder weggescheucht worden. Die letzteren sind nur vereinzelt. Mit Paul Levi werden nur wenige Leute über Bord gehen. Wir versuchen alles, um Klara loszutrennen, hoffen auch, Adolf Hoffmann mitzubekommen. Wie es mit Däumig und Richard Müller steht, kann ich in diesem Moment noch nicht beurteilen. Im

15 Saubere Sache! Paul Levi wirft man raus, mit „Rechtsunabhängigen" bindet man an!
16 Viele Damen haben das. Im politischen Leben freilich, wie Radek selber sagt, neu.
17 Stahlbad, im Weltkrieg auch manchmal „Jungbrunnen" genannt.

ganzen genommen, erholt sich die Partei von diesem Gefecht wunderbar rasch. Und schon das Massenaufgebot der Berliner Arbeiterschaft bei der Beerdigung Sülts zeigte handgreiflich, daß die Mauern, die uns von der USP.- und SPD.-Arbeiterschaft trennen, durch die Aktion kräftig erschüttert sind. In den letzten Tagen bekommen wir aus allen Bezirken Berichte von dem Auftreten unabhängiger und sozialdemokratischer Arbeiter in den öffentlichen Versammlungen gegen ihre Führer.[18]

Das Resultat im ganzen ist, daß alle politischen Erdschichten ins Rutschen gekommen sind. Wir brauchen schwerlich mit einer längeren Kampfpause zu rechnen. Wenn die Aktion vielleicht nach außen den Eindruck des Künstlichen und Plötzlichen machte, so rührt das davon her, daß die innere Kampffront nicht frühzeitig genug bei Ausbruch der internationalen Krise bezogen wurde. Daher der scheinbare Sprung und die „Plötzlichkeit". Wir entfernen rücksichtslos Paul Levi und die paar Leute um ihn, die sich offen auf die Seite des Gegners stellen, die während der Aktion bewußt Sabotage getrieben und die Kampfdisziplin gebrochen haben. Aber es ist selbstverständlich, daß wir die Genossen und das ist das Gros der Partei und ihre Funktionäre, die die begangenen Fehler und Verstöße einsehen, fest zusammenhalten.

Die kritische Auseinandersetzung innerhalb der Partei wird in aller Schärfe und Offenheit stattfinden. Alles in allem genommen, bei dieser Vorgeschichte finde ich, daß sich die Partei ihrer Aktion nicht zu schämen hat.

In Euren Konzessionen an die Bauernschaft habe ich von vornherein keine ernsthafte Gefahr erblickt. Alles deutet darauf hin, daß die Bewegung in Mittel- und Westeuropa ein schnelleres Tempo annimmt. Und dann wird sich kompensieren lassen, was etwa an Schaden durch diese Konvensation angerichtet wird.

Mir fiel bei dieser Gelegenheit ein, daß wir schon im November 1918 in Stuttgart in einem Programmentwurf dasselbe Verhältnis zur Bauernschaft vorschlugen. Natürlich war Euer bisheriges Verhalten im wesentlichen bedingt durch den Krieg, und ich kann mir sehr wohl denken, daß wir in dieser Hinsicht, wenn wir in der Klemme sind, anfänglich auch weitergehen müssen, als das rein theoretisch notwendig ist.

Ich würde sehr gern im Juni drüben sein, aber das hängt ganz von der Lage hier ab. Ich glaubte, ich könnte jetzt endlich aus der Zeitung heraus, aber auch das ist wieder in Frage gestellt durch eine Reihe Verhaftungen.

Wie ich höre, ist Valetzki drüben und ist drüben nicht absolut notwendig. Die Zentrale hat mich ermächtigt, ihn für hier von Euch zu requirieren. Sie tun uns und mir persönlich einen großen Gefallen, wenn Sie dafür sorgen, daß er schleunigst hierher kommt. Ich kann das Doppelte und Dreifache leisten, wenn das Blatt nicht direkt an mir hängt. Heute habe ich Kräfte, die ich hüten muß, wie die Glucke hennen ihre Küken.[19]

Mit den herzlichsten Grüßen Ihr August.

---

18 Auch jetzt wird wieder vieles verständlich. Was Wunder, wenn sie so belogen werden?! Ach, würden sie sich doch nicht so gerne - belügen lassen!

19 Zum Segen des deutschen Proletariats und - der ganzen Wahrheit.

Emil Szittya

„Mit Franz Jung durchquert das Fieber die Strassen.“ Briefe an Franz Jung

Vorbemerkung von Walter Fähnders

1.

Während die Briefe von Franz Jung (1888-1963) in einer umfänglichen Ausgabe gesammelt vorliegen,[1] sind Briefe an ihn ungedruckt geblieben oder wurden verstreut publiziert, bisher jedenfalls nicht systematisch gesammelt.[2] Eine kleine Sequenz von sechs erhalten gebliebenen Briefen von Emil Szittya (1886-1964) an Jung aus den Jahren 1961/62 werden im folgenden abgedruckt - auch in der Hoffnung, daß dieser kleinen Edition weitere Ausgaben mit Briefen an Franz Jung folgen mögen.

2.

Szittya und Jung kannten sich bereits seit den zehner Jahren, bevor sie 1961 wieder Kontakt aufnahmen und sich in Paris dann auch begegneten. Szittya hat Franz Jung 1923 in sein „Kuriositäten-Kabinett“ aufgenommen, jener, so der Untertitel, Sammlung von „Begegnungen mit seltsamen Begebenheiten, Landstreichern, Verbrechern, Artisten, religiös Wahnsinnigen, sexuellen Merkwürdigkeiten, Sozialdemokraten, Syndikalisten, Kommunisten, Anarchisten, Politikern und Künstlern“.[3] In diesen eher berüchtigten, jedenfalls als unseriös geltenden Aufzeichnungen scheint kaum eines der mitgeteilten Details empirisch zu stimmen, und sie bieten dennoch ungemein treffende, ‚wahre' Charakteristika, Urteile, Anekdoten über Zeitgenossen[4] - und gerade auch über die Verschollenen und Verfemten, über die Internationale der „*Revoltierten*“, wie Szittya auch Franz Jung in seinen Briefen des öfteren tituliert. So war Emil

---

1 Franz Jung, Briefe 1913-1963 (Werke 9/1). Herausgegeben von Sieglinde und Fritz Mierau, Hamburg 1996; in dieser Ausgabe nicht enthaltene Briefe finden sich u.a. in: Jes Petersen, Strontium. Briefwechsel mit Raoul Hausmann und Franz Jung. Herausgegeben von Andreas Hansen, Berlin 2001; vgl. zudem Walter Fähnders, Verlagshausierer. Ein unveröffentlichter Brief von Franz Jung an Julian Gumperz, in: Sklaven. Migranten, Briganten, Kombattanten, 34/1997, S. 17-19; ders., Ein Brief von Franz Jung an den Dadaisten Tristan Tzara, in: Sklaven. Migranten, Briganten, Kombattanten, 28/1996, S. 18-19.

2 Briefe an Jung finden sich beispielsweise in: Franz Jung, Briefe und Prospekte. Dokumente eines Lebenskonzeptes (Werke 11). Zusammengestellt und kommentiert von Sieglinde und Fritz Mierau, Hamburg 1988.

3 Das Kuriositäten-Kabinett. Begegnungen mit seltsamen Begebenheiten, Landstreichern, Verbrechern, Artisten, religiös Wahnsinnigen, sexuellen Merkwürdigkeiten, Sozialdemokraten, Syndikalisten, Kommunisten, Anarchisten, Politikern und Künstlern. Gesammelt von Emil Szittya, Konstanz 1923 (Nachdruck: Nendeln 1973 und Berlin-West 1979); über Jung finden sich allerdings eher wenige Hinweise, so auf das „*große Aufsehen*“, das sein Erstling „Das Trottelbuch“ (1912) hervorgerufen habe, und auf Jungs Streit mit Stanislaw Przybyszewski; zudem geht es um Margot Jung, mit der Jung in erster Ehe verheiratet war (S. 152-153).

4 Vgl. dazu meine Hinweise im Nachwort zu Emil Szittya, Ein Spaziergang mit manchmal Unnützigem. Prosa 1916-1920. Mit einem Nachwort herausgegeben von Walter Fähnders, Siegen 1994 (Vergessene Autoren der Moderne LIX), S. 38-46.

Szittya ein wahrer Sammler von Lebensläufen, in denen er sich selbst zu spiegeln suchte - in bisweilen durchaus monomanischer Art. „*Ich war der beste Traumreiter der Welt. Ich nahm meine Namen und meine Geburtsorte und läutete sie durch einsame Menschen*", heißt es 1920 in seiner Skizze „Mein eigenes Porträt".[5]
Emil Szittya wurde am 18.8.1886 in Budapest als Adolf Schenk geboren; mit der Jahrhundertwende 1900 beginnt er sein Vagabundenleben, das ihn durch halb Europa führt, so auch nach Paris - dort begegnet er 1906/07 den Künstlern der Avantgarde, Picasso, Chagall, später Blaise Cendrars. Erste Publikationen, Skizzen, Künstlerporträts, erscheinen in Budapest, Brüssel, Berlin, Wien, Konstanz; einige dieser frühen Arbeiten sind verschollen oder vielleicht auch nie gedruckt, sondern als Mystifikationen in die Werbeseiten seiner Bücher eingerückt worden.[6] Mitte der zwanziger Jahre veröffentlicht Szittya einen Roman („Klaps oder Wie sich Ahasver als Saint Germain entpuppt"), es folgen eine Kulturgeschichte des Selbstmords (1925) und Bücher über Maler und Malerei. 1927 geht Szittya nach Paris, wo er 1930 seine spätere Frau Erika, eine Modezeichnerin aus Hamburg, kennenlernt. Während des Zweiten Weltkrieges leben beide in Südfrankreich, ab 1945 wieder in Paris. Szittya publiziert weiterhin, nun überwiegend in französischer Sprache, vor allem Schriften über Bildende Kunst, malt auch selbst und hat auch Ausstellungen in Paris (1962) und Zürich (1963). 1963 erscheinen die von ihm selbst illustrierten „83 rêves pendant la guerre 1939-1945", die erst postum 1987 in deutscher Übertragung erschienenen sind. Am 26.11.1964 verstarb Szittya in Paris, an Franz Jungs Geburtstag.

3.

Als Franz Jung 1960 aus seinem us-amerikanischen Exil nach Europa zurückkehrt und sich des öfteren und längeren in Paris aufhält, hat er auch Szittya getroffen, gewiß „*in dem bekannten Café zwischen 4-6 Uhr nachm.*", wie Jung am 18.10.1961 an Szittya schreibt,[7] also im „Deux Magots" auf dem Boulevard Saint Germain. Aus den Jahren 1961 und 1962 sind zwanzig Briefe von Jung an Szittya bekannt,[8] die hier publizierten Szittya-Briefe beziehen sich zu einem guten Teil darauf und lassen einen gewiß sehr ungleich gewichteten, mit unterschiedlichen Interessen geführten Dialog erkennen. Jung bleibt bei aller Freundlichkeit eher reserviert - „*Ich freue mich immer*", so dagegen Szittya, „*wenn ich mit dem Franz Jung zusammen sitze. Das schulde ich dem Menschen und dem Dichter Franz Jung.*"
Die hier erstmals[9] veröffentlichten sechs Briefe von Emil Szittya an Franz Jung aus den Jahren 1961 und 1962 lesen sich wie Suchbewegungen eines Briefeschreibers, der seinem Adressaten verläßliche Wege aufweisen möchte, Wege zum Weitergehen, zum

---

5 Emil Szittya, Mein eigenes Porträt, in: Ders., Ein Spaziergang mit manchmal Unnützigem, a.a.O., S. 3-6, hier S. 3.
6 Vgl. die Bibliographie in: Emil Szittya, Ein Spaziergang mit manchmal Unnützigem, a.a.O., S. 47-49; dort auch Hinweise auf die wenigen Szittya-Neuausgaben (Selbstmörder. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte aller Zeiten und Völker, Wien/München 1985; Der Mann, der immer dabei war, Wien 1986; Träume aus dem Krieg, Wien 1987; Malerschicksale. Vierzehn Porträts mit acht Bildern, Hamburg 1989; Ahasver Traumreiter. Sammung früher Prosa, Klagenfurt/ Salzburg 1991).
7 Franz Jung, Briefe 1913-1963, a.a.O., S. 860.
8 Vom 7.4.1961 bis 24.12.1962; alle abgedruckt in: Franz Jung, Briefe 1913-1963, a.a.O., passim.
9 Brief Nr. 2 ist abgedruckt in: Franz Jung, Briefe und Prospekte, a.a.O., S. 309.

Weitermachen und zum Einverständnis mit sich selbst. Denn *„viele, viele Wege sind für den Dichter Franz Jung noch offen"*, wie Szittya schreibt, und der doch weiß, daß Jung *„schon damals"* - als er ihn, den Deserteur, im Ersten Weltkrieg kennenlernte - *„von vielen Umwegen gehandikapt war"*. So urteilt Szittya an anderer Stelle in einem lesenswerten Jung-Porträt.[10] Darin notiert er auch: *„Dieser Mensch, der soviel von der Welt wußte und erlebt hat, konnte noch bis Ende seines Lebens rot werden, wenn man ihm ein ‚Ja' sagte."*[11] Und in dem langen, hier als erstem abgedruckten Brief über die Autobiographie erinnert er Jung daran: *„Sie waren ja nie alleine, und es gibt wenige Menschen, um die man sich so viel kümmerte wie um Franz Jung."*

In fast werbendem, sensiblem Duktus sucht Emil Szittya dem etwa gleichaltrigen Jung die eigene, also Jungs, Lebensleistung zu verdeutlichen. Wenn Szittya dabei immer wieder den *„Dichter"* Franz Jung anspricht, so dürfte dieser eine derartige Titulierung nicht unbedingt goutiert haben - ist doch Jungs Literaturkonzept seit seinen expressionistischen Anfängen gerade gegen eine bestimmte *Dichter*-Auffassung, gegen einen Dichter- und Kunstkult gerichtet, wie er seit der Romantik eine besondere deutsche Tradition bildet.

Aber Szittya möchte wohl mit dieser Titulierung eine bestimmte Lebensleistung würdigen, die Jung selbst immer nur gebrochen, widerwillig und auch mit Abwehr gelten ließ. Seine von den Nationalsozialisten verbrannten Bücher wollte er denn auch teils widerwillig, teil engagiert wieder aufgelegt wissen. So geht es in diesen Briefen auch um seinen „Fall Grosz" (1921), der 1962 bei Jes Petersen in Flensburg erscheinen, den Szittya ins Französische übertragen und den die in Paris lebende türkische Malerin Tirajé illustrieren sollte.

Jungs Abwehrhaltung scheint noch durch Szittyas Briefe hindurch, dieser huldigt geradezu dem *„grossen Dichter Franz Jung"*, ermutigt ihn zu neuem Schaffen, möchte ihn zum Roman- statt zum Essayschreiben anhalten: *„Ein Roman von dem Franz Jung wäre mir lieber."* Schließlich: *„Sie müssen, Jung, gesund werden, um arbeiten zu können."*

Jung antwortet mit Mißtrauen - als ihm Szittya nach Deutschland schreibt: *„Ich sage dem Dichter Franz Jung ‚Guten Tag!'"*, schreibt er zurück: *„Ich werde bald in Paris sein. Ich bin aber nicht ganz sicher, ob Ihr ‚Guten Tag' am Schluß Ihrer Anmerkungen nicht mehr einem ‚good by' entspreche und werde daher bei Ihnen vorerst schriftlich anfragen, ob mein Besuch Ihnen genehm ist."*[12] Dennoch schätzt er Szittya; er bestätigt anderen gegenüber, daß dieser *„sich rührend um mich sorgt"*,[13] und er sondiert bei bekannten Verlegern Möglichkeiten, Szittyas Buchprojekte unterzubringen. *„Wir müssen noch lange in dem Boot bleiben"*, schreibt Szittya, wohl eine Replik auf die Bemerkung Jungs, die nun eine überraschende Nähe signalisiert: *„Ich fürchte beinahe, wir sind in demselben Boot."*[14]

---

10 Emil Szittya, Franz Jung bleibt nichts erspart und trotzdem muß er immer ein „JA" haben, in: Der Torpedokäfer. Hommage à Franz Jung. Herausgegeben von Lutz Schulenburg, Hamburg 1988, S. 123-130, hier S. 124.

11 Ebd., S. 130.

12 Franz Jung, Briefe 1913-1963, a.a.O., S. 873 (Brief vom 31.10.1961).

13 Franz Jung, Briefe 1913-1963, a.a.O., S. 799 (Brief vom 13.5.1961 an Adolph Weingarten).

14 Franz Jung, Briefe 1913-1963, a.a.O., S. 1094 (Brief vom 24.12.1962).

4.

Gleich der erste, sicher der gewichtigste der hier abgedruckten Briefe enthält die ausführlichen „*Notizen*" Szittyas über Jungs Autobiographie „Der Weg nach unten" (1961). Szittya legt sie äußerlich an wie viele seiner publizierten Texte, strukturiert durch römische Kapitelzeichen. Er schreibt sich in diese Buchbesprechung - nichts anderes ist der Brief - deutlich selbst ein, weil auch er ein Geschichts- und Geschichtenschreiber ist: „*(Was wisst ihr eigentlich von mir? Ist mir eigentlich auch gleichgültig!) Ich sammelte nicht nur auf der Landstrasse, unter den Anarchisten, sondern auch unter euch Aktivisten und Literaten Dokumente, auch das Leben Jungs ist für mich ein solches Dokument, um meine Zeit zu registrieren. (Nach meiner Ansicht ist das die wirkliche Geschichte.)*" Was auch immer das sei, „*die wirkliche Geschichte*" - Szittya durchschaut Jungs Selbst-Panzerung, wenn er durch alle Kaltschnäuzigkeit des Habitus und des Duktus und des „*Lärmmachen(s) von Franz Jung*" hindurch seine Lebensleistung wie die seiner Geschichtsschreibung würdigt.

Daß er dabei gerade auf Jungs „rote Jahre" zu sprechen kommt, wie dieser die revolutionäre Etappe der Revolution und des Aufenthaltes in Sowjetrußland in seiner Autobiographie selbst überschreibt, ist kein Zufall: Hier artikuliert sich gewiß auch das politische Interesse des KPF-Mitgliedes Szittya, wird der in seiner Kritik eher zurückhaltend schreibende Szittya hier doch auffällig deutlich. Zum einen betont er die sowjetischen Leistungen und die des Franz Jung bei seiner Aufbauarbeit in Sowjetrußland - und er geht mit Jung wegen des letzten Kapitels von „Der Weg nach unten" ins Gericht, weil er darin einen womöglich unfreiwilligen Beitrag zur „*antikommunistischen Front*" der sechziger Jahre zu erkennen glaubte. Worauf Franz Jung wiederum leicht enerviert reagiert - diese Befürchtung könne er nicht teilen, und überhaupt: „*Sie können zudem beruhigt sein*", antwortet er auf Szittyas Kritik in dem ihm eigenen Ton, „*daß das Buch materiell kein Erfolg sein wird. Auf der Buchmesse ist es überhaupt nicht beachtet worden und ich habe auch noch keine Besprechung, die ja sowieso bedeutungslos sein würde, da niemand von den üblichen Kritikern das Buch von Anfang bis zu Ende lesen würde, um es zu verstehen, in irgendeiner Zeitung oder Zeitschrift gesehen.*"[15]

Behielt Franz Jung im ersten Punkt durchaus recht - seine Autobiographie wurde verlegerisch und somit für ihn zumindest materiell ein Flop, sie fand erst postum größere Resonanz und Neuauflagen -, so hat die zeitgenössische Literaturkritik im Gegensatz zu Jungs Befürchtung ganz vehement reagiert. Zu Jungs Lebzeiten, also in den nicht einmal zwei Jahren zwischen Erscheinen des Buches (August 1961) und Jungs Tod (21.1.1963) sind rund 50 Rezensionen und andere Texte über den „Weg nach unten" erschienen.[16] Szittyas Befürchtung, Jungs Werk könne in den damaligen „*Kreuzzug gegen den Kommunismus*" eingereiht werden, hat sich ob der Widerborstigkeit dieser Aufzeichnungen nicht erfüllt. Dabei wußte Szittya bei aller Kritik die Qualität des Werkes zu würdigen: „*Das Buch, mit dem ich nicht immer einverstanden bin, ist ein grosses Werk.*"

---

15 Franz Jung, Briefe 1913-1963, a.a.O., S. 873 (Brief vom 31.10.1961).

16 Nachgedruckt in: Walter Fähnders/Andreas Hansen (Hrsg.), Vom *Trottelbuch* zum *Torpedokäfer*. Franz Jung in der Literaturkritik 1912-1963, Bielefeld 2003; Dies. (Hrsg.), Vom *Trottelbuch* zum *Torpedokäfer*. Franz Jung in der Literaturkritik 1912-1963. Nachträge 1, Berlin 2006 (Blei 20).

5.
Szittyas Briefe an Jung sind Bruchstücke einer Zuneigung, einer Auseinandersetzung auch mit der Geschichte, sind Weg-Weisung (und gelegentlich Zurechtweisung) - keine Nostalgie. Immerhin sprechen hier zwei gut Siebzigjährige, die nicht mehr viel Lebenszeit vor sich haben. *„Sie sind zu ungeduldig und eilig und deshalb waren Sie nie drinnen, sondern immer nur dabei"*: ein in dieser Schärfe vernichtendes Urteil über Jung einerseits. Andererseits Jung als *„Wunderkind von einem Revoltierten"*, über den es an anderer Stelle auch heißt: *„Sein Leben besteht aus der fürchterlichen Inkarnierung von Fragmenten der permanenten Revolution"*.[17] Über diese wenigen Briefe von Szittya an Jung wird man sagen können, es sind *„bestimmt die intelligentesten Episteln, die je an ihn geschrieben wurden"*.[18]

6.
Die Edition folgt den handschriftlichen Originalen, die im Deutschen Literaturarchiv (Marbach) - dem für die Abdruckgenehmigung an dieser Stelle herzlich gedankt sei - aufbewahrt werden. Beim Abdruck wurden offenkundige Schreibfehler (Szittya selbst spricht im 1. Brief von *„orthographischen Schnitzern"*) stillschweigend korrigiert und Interpunktion und Groß- bzw. Kleinschreibung vereinheitlicht. Unterstreichungen und die „ss"-Schreibweise wurden aus den Originalen übernommen, Zusätze sind in eckige Klammern gesetzt. Die Briefe sind nicht datiert, ungefähre Datierungen ergeben sich z.T. durch Jungs Gegenbriefe. Mein herzlicher Dank für ihre Hilfe bei dieser Edition gilt Andreas Hansen (Berlin), Helga Karrenbrock (Essen/Osnabrück), Sieglinde und Fritz Mierau (Berlin) sowie Wolfgang Braunschädel für die Aufnahme der Edition in das „Archiv".

1. Brief

[Paris, vor dem 31. Oktober 1961]
Hören Sie Franz Jung.
Das sind Notizen, die ich, nicht für mich, sondern für Jung über den „Weg nach unten"[19] machte.
Zunächst verzeihen Sie meine orthographischen Schnitzer, weil ich selten noch in dieser Sprache schreibe.
I
Ja, das alles geht mich als Chroniker etwas an.

---

17 Emil Szittya, Franz Jung bleibt nichts erspart und trotzdem muß er immer ein „JA" haben, a.a.O., S. 125.

18 Fritz Mierau in einem Brief an mich (21.6.2006); vgl. die Hinweise auf Szittyas Briefe in Fritz Mieraus „Nachwort" zu Franz Jung, Der Weg nach unten. Aufzeichnungen aus einer großen Zeit, Leipzig 1991 (Reclam-Bibliothek 1417), S. 479-489, hier S. 481.

19 Jungs Autobiographie „Der Weg nach unten. Aufzeichnungen aus einer großen Zeit" erschien 1961 im Luchterhand-Verlag und wurde seither mehrmals neu aufgelegt, u.a. 1972 unter dem ursprünglich von Franz Jung erwogenen Titel „Der Torpedokäfer".

Ist es eine besondere Sympathie für Jung, dass ich ihm jetzt Randbemerkungen zu seinem Leben mache? Der Sumpf erschüttert mich nicht, Pechzuhaben ist mir gleichgültig, aber ich liebe nicht die als unerklärbar verschleierte Angst. Die Ungeduld ist mir bei Menschen wie Jung peinlich. Es ist hauptsächlich ordnender Gerechtigkeitssinn, dass ich mich mit dem Dichter Jung beschäftige. Die Schicksallastträger sind für die Menschheit, (an die ich glaube!), eventuell Dünger, aber nicht immer wertvoll, um notiert zu werden, aber bei dem Lärmmachen von Franz Jung gibt es noch etwas Anderes. (Es gibt Köpfe, die wirklich schon Mauern eingeschlagen haben ohne ihren Kopf zerschlagen [zu] haben.). Dazu ist zu sagen, wobei, leider, nichts geändert wird, wie ich Ihnen schon in Paris sagte: „Sie lassen sich von dem Scheinbaren verblüffen. - Sie waren immer zu eilig und sahen nicht, dass man Ihnen wirklich ‚guten Tag' sagen wollte." (Schade nicht nur für den aktiven Mensch[en] Jung, sondern hauptsächlich für den Dichter.)
Sie waren auch in Paris zu eilig und haben mich aus Mitleid (ich verachte Mitleid) mit Hausmann[20] und Picard[21] in einen Korb geworfen. (Zu was brauchen Sie sich [!] mit Mitleid [zu] bluffen?) Ich bin Ihnen wirklich nicht böse, aber ich habe mit diesen Leuten nie etwas zu tun gehabt, nur dass ich manchmal höflich bin. Das sinkende Problem Franz Jung ist für mich etwas Anderes, es ist für den Dichter nur peinlich.
Nein, ich bin kein Moralfritze geworden, sondern war mein ganzes Leben ein Ordner, (wenn das manchmal missglückte), und ihr habt mich zu einem „vagabundierenden Anarchisten", zu einer Legende gekleistert.[22] (Was wisst ihr eigentlich von mir? Ist mir eigentlich auch gleichgültig!) Ich sammelte nicht nur auf der Landstrasse, unter den Anarchisten, sondern auch unter euch Aktivisten und Literaten Dokumente, auch das Leben Jungs ist für mich ein solches Dokument, um meine Zeit zu registrieren. (Nach meiner Ansicht ist das die wirkliche Geschichte.) Da fliesst manchmal Franz Jung wie ein fröstelnder Fluss vorüber und deshalb zucke ich manchmal hinein.
II
Wer hat Recht gehabt? Sie tun so, als ob das Ihnen gleichgültig geworden ist und [Sie] nur ein armes Hascherl sein möchten, leider nicht können, aber für mich, der meine Zeit registrieren will, ist das nicht gleichgültig! - Immerhin ist, wie Franz Jung in seinem Buch beweist, fast aus dem Nichts etwas entstanden, vielleicht nicht in Ihrem Sinne, (ich weiss zwar nicht, was in Ihrem Sinne ist, weil Sie nach Ihrem Buche immer nur ein Revoltierter waren), aber man kann ja nie im voraus sagen, wie ein Geschehen in der Konklusion (Konklusion ist ja auch nur ein Entwicklungsprozess), unbedingt aussehen muss. Marx und Lenin haben das auch nicht voraussagen können. Brot und Rosen sind eine humanistische Traumsehnsucht, aber keine Alchemie, wie sich das der Revoltierte Jung ausdachte.

---

20 Raoul Hausmann (1886-1971), Mitbegründer von Dada (als „Dadasoph"), bemühte sich nach dem Zweiten Weltkrieg in seinem französischen Exil in Limoges um eine Reaktivierung von Dada und Avantgarde und nahm auch an neoavantgardistischen Bestrebungen teil. Franz Jung korrespondierte seinerzeit mit Hausmann.

21 Fritz Picard (1888-1973) war Buchhändler und führte in Paris die renommierte Librairie Calligrammes in der Rue du Dragon (Nr. 15), in der Anfang der sechziger Jahre auch Franz Jung wohnte (Nr. 36). Jung suchte die Buchhandlung des öfteren auf.

22 Im Original: „und ihr habt mich nur als zu einem „vagabundierenden Anarchisten" zu einer Legende gekleistert."

III

Mit Franz Jung durchquert das Fieber die Strassen. Für mich ist dieses Fieber eine Erscheinung, die gegen Franz Jung registriert werden kann. (Leider!) (Verfemtheit ist zwar manchmal interessant, nur für dekadente Literatur, aber nicht unbedingt lebensbefruchtend.)

Warum weinen Sie so viel über das Einzelschicksal und sind so irritiert, „alleine zu sein". Sie machen zu viel Aufsehen mit Ihrem „Persecutiertsein".

Sie waren ja nie alleine, und es gibt wenige Menschen, um die man sich so viel kümmerte wie um Franz Jung. Man hat Ihre Bücher verlegt, man hat Sie, wie Becher und Brecht, nach Westdeutschland zurückverlangt. Sie waren ein Wunderkind von einem Revoltierten, der wie Stirner mit den Milchgeschäften[23] Alles auf das Nichts bauen wollte und sich mit seinen Börsengeschäften übers Wasser halten wollte.[24]

Sie sind zu ungeduldig und eilig und deshalb waren Sie nie drinnen, sondern immer nur dabei. Ihr Buch zeigt mir, mit welchen Schwierigkeiten Menschen, auch mit den dabeigewesenen Revoltierten, etwas gemacht haben. Ihr Buch zeigt mir, dass die Russen noch grösser waren, wie ich es mir bisher gedacht habe. Trotz dem Buch von Franz Jung ist irgendwie in der roten Hilfe und auf den Mauern der Fabriken, wo Jung gearbeitet hat, der Name von Franz Jung auf immer eingekritzelt.[25] Wenn Sie schreiben, „wir sind von dem Gestern aufgefressen", da haben Sie nicht gemerkt, dass man nie aufgefressen wird, sondern jede neue Zeit muss Opfer haben. Selbstverständlich ist es peinlich für diejenigen, die es betrifft.

IV

Und gerade jetzt, während des „Kreuzzuges gegen den Kommunismus", kommt der letzte Teil Ihres Buches für mich schlecht. Es ist viel mehr gegen den Kommunismus, wie gegen das Hitlertum, das den Franz Jung demoliert hat. (Ich denke an den Tod Ihrer Tochter.)[26] Es ist literarisch ein wertvolles Buch, aber ich bin froh, dass ich es nicht schreiben musste. Ihren letzten Teil hätten Sie sich schenken können, weil es nicht mehr ein Dokument ist, sondern eine lamentable Prahlerei: „Schaut ich bin doch immer ein anständiger Kerl". (Das muss man nicht einmal mehr beweisen, weil es Ihr Leben bewies. Armes Menschsein!)

Dass Gottfried Benn einmal auch ein anständiger Mensch sein konnte, das verwischt noch nicht die Tatsache, dass er eine Zeitlang „Ja!!!" für Hitler dichtete.[27]

Der Jung ist gehandicapt, von der Banalität „Es hätte eigentlich so sein müssen", aber warum war es nicht so? Prophezeien ist nur eine verlogene Legende, weil das Gesche-

---

23 Der Philosoph und Ahnherr des sogenannten Individualanarchismus Max Stirner (1806-1856) versuchte zeitweilig, einen Milchvertrieb für Berlin aufzubauen; das Projekt scheiterte.

24 Im Original: „und Sie mit ihren Börsengeschäften sich übers Wasser halten wollten."

25 Jung war Anfang der zwanziger Jahre maßgeblich an der „Internationalen Arbeiterhilfe" (IAH) beteiligt, arbeitete am Wiederaufbau der Zündholzfabrik von Tschudowa/Nowgorod mit und war Administrator in der Ressora-Fabrik im damaligen Petrograd.

26 Jung vermutete in seiner Autobiographie, seine Tochter Dagny Jung (1916-1945) sei 1945 in einem Wiener Krankenhaus durch eine Injektion vergiftet worden. Er hat diese *„Katastrophe"*, wie er sie nennt, auch literarisch verarbeitet. Vgl. Franz Jung, Dagny. Herausgegeben von Andreas Hansen, Berlin 2006 (Blei 19).

27 Jung berichtet in seiner Autobiographie, daß der Arzt und Dichter Gottfried Benn (1886-1956) während der Niederschlagung des Kapp-Putsches in Berlin der einzige Arzt gewesen sei, der sich bereit erklärt habe, verwundete proletarische Kämpfer zu behandeln. 1933/34 engagierte sich Benn bekanntermaßen für den Nationalsozialismus.

hen darüber naturgeschichtlich, gesetzmässig darüber hinweg gehen muss. Der Marxismus ist keine Prophezeiung, sondern eine Methode, um die geschichtlichen Ereignisse zu analysieren. Es ist eine sehr billige Ausrede nachher zu sagen, „wie es gemacht werden sollte", weil wenn man Alles ganz genau voraus sagen könnte, zu was brauchte man dann das ganze Leben? Sogar dichterische Ereignisse wie Franz Jung wären nicht mehr möglich.
Ihr Buch könnte in der antikommunistischen Front, mit Ihrem letzten Teil in der ganzen Welt für Sie einen grossen materiellen Erfolg haben, aber ich wünsche für den Dichter Franz Jung, (den ich immer reklamierte!), diesen Erfolg nicht.
Ob Sie noch die andere Seite, (der schon in Ihrem ersten Teil ist), schreiben könnten?
Ich sage dem Dichter Franz Jung „Guten Tag!"
Emile Szittya

2. Brief

[Paris, nach dem 31. Oktober 1961]
Mein lieber Franz Jung,
so ist die Sache wieder nicht. Ich freue mich immer, wenn ich mit dem Franz Jung zusammen sitze. Das schulde ich dem Menschen und dem Dichter Franz Jung.
Ich habe nicht gesagt, dass Ihr Buch „ein anti-kommunistisches Buch ist" - sondern, dass es „in die antikommunistische Front einrücken wird".[28]
Das Buch, mit dem ich nicht immer einverstanden bin, ist ein grosses Werk.
Also, ich bestehe darauf, Sie in Paris zu begrüssen.
Ihr
Emile Szittya

3. Brief

[Paris, vor dem 5. März 1962]
Nein! mein lieber Franz Jung, ich werde immer mit dem Jung korrespondieren, wenn er es von mir verlangt. Meine Ausstellung ist bisher misslungen, vielleicht nach meinem Tod wird man mit einer halbausgedachten Legende mit mir als Schriftsteller und Maler Geld verdienen, aber ich hätte gerne auch während meines Lebens ein bisschen ohne Sorgen gelebt. (Sie haben ja, leider, auch dasselbe Schicksal, wenn Sie auch manchmal in Geld schwimmten. [!])
Ja, das ist eine sonderbare Geschichte mit Ihrem Petersen[29] - Er hat ihr[30] brieflich nie mitgeteilt, was sie für die Reproductionsrechte bekommen soll, und meine Nachbarin

28 Dagegen verwahrte sich Franz Jung im Brief vom 31.10.1961; vgl. dazu meine „Vorbemerkung".

29 Der Verleger Jes Petersen (1936-2006) lebte Anfang der sechziger Jahre in Glücksburg b. Flensburg und pflegte rege Kontakte mit Pionieren der historischen Avantgarde, insbesondere mit Franz Jung (der ihn im Dezember 1961 erstmals anschrieb) und Raoul Hausmann. Es war u.a. eine (nicht zustande gekommene) Neuausgabe von Franz Jungs „Fall Grosz" von 1921 geplant, die Szittya ins Französische übertragen und die von Tirajé (s. die folgende Anmerkung) illust-

will für ihre Arbeit auch etwas bekommen, und was mache ich, wenn Ihr Petersen nicht bezahlt und sie ihre Zeichnungen nicht zurückbekommt. Ich habe wirklich kein Geld, um es zu bezahlen.
Die Ausstellungen, die er mir in Frankfurt vorschlägt, sollen in der Wohnung eines Mannes stattfinden, den ich nicht kenne und was geschieht, wenn ich die Bilder nicht zurückbekomme?[31] Ich habe nicht die Kraft und hatte sie nie, um Prozesse zu führen und ich bin auch zu alt, um mich für derartige Aventuren herzugeben. Ich bin wirklich müde, mein lieber Franz Jung!
Ich erhalte eben einen Brief von Sternfeld[32] aus London, in dem er mir mitteilt, dass man „den Franz Jung für eine Ehrengabe des Stuttgarter Rundfunks vorschlägt (auch mich!), aber man hat Angst, dass Jung es ablehnt". Ich weiss garnicht, warum Sie ablehnen sollen? Sie brauchen doch Geld! Schreiben Sie mir, oder direkt an Sternfeld
„Flat 2 Cleve House
Cleve Road
London N.W. 6"
Ich bin dafür, dass Sie annehmen sollen.
Aber auf baldiges Wiedersehen
Ihr
Emile Szittya

4. Brief

[Paris, nach dem 5. März 1962]
Lieber Franz Jung,
Es freut mich, dass Sie mit Malaucene[33] zufrieden sind.
Wie Sie sehen, bin ich mit meiner Ausstellung[34] sehr beschäftigt.
Nach der Vernissage beschäftige ich mich mit Franz Jung und dem Flensburger.[35]

---

riert werden sollte. Vom 28.1.-7.2.1962 besuchte Petersen Paris und lernte dort auch Szittya kennen. Vgl. Jes Petersen, Strontium, a.a.O.

30 Gemeint ist hier und im folgenden (*„Nachbarin"*) die später im 5. Brief auch namentlich genannte türkische Malerin Tirajé (eig. Tirajé Dikmen). Die 1925 in Istanbul geborene Künstlerin ging 1949 nach Paris und hatte dort vom 14.3.-10.4.1962 zusammen mit Guyard und Szittya eine Ausstellung (s. Anm. 33). Tirajé sollte Jungs „Fall Grosz" illustrieren, deshalb ging es hier auch um *„Reproductionsrechte"*.

31 Ein Mißverständnis: Petersen hatte Szittya geschrieben, er würde in der Frankfurter Galerie Benno Walldorf diesbezüglich etwas privat arrangieren.

32 Darauf antwortete Jung am 5.3.1962 an Szittya, es sei *„eine lächerliche Vorstellung, daß ich eine Spende des Stuttgarter Rundfunk ablehnen sollte"* (Franz Jung, Briefe 1913-1963, a.a.O., S. 967). Der Exilforscher Wilhelm Sternfeld (1888-1973), Vertrauensmann des Künstlerfonds des Süddeutschen Rundfunks zur Unterstützung emigrierter Opfer des Nationalsozialismus und der vom Bundespräsidenten ins Leben gerufenen „Deutschen Künstlerhilfe", hatte einen Antrag auf Unterstützung Franz Jungs befürwortet. 1962 wurden Jung 1.000 DM nach Paris überwiesen (vgl. Franz Jung: Briefe 1913-1963, a.a.O., S. 997 [Brief an Adolph Weingarten vom 5.4.1962] und S. 1016-1018 [Brief an Artur Müller vom 15.5.1962]).

33 Szittya hatte Franz Jung eine Unterkunft in Malaucène (Vaucluse) vermittelt, wo er sich vom Februar bis April 1962 aufhielt.

34 Die Ausstellung „Guyard Szittya Tiraje" fand vom 14.3.-10.4.1962 bei Pierre Birtschansky in Paris (156, boulevard Haussmann) statt.

35 Jes Petersen.

Vielleicht hab ich jetzt die Möglichkeit, einen Übersetzer für Ihre Novelle[36] zu finden, aber ich weiss nicht, wer es bezahlen soll und wie viel.
Wie Sie sehen, bin ich jetzt in dem Ausstellungswahnsinn. 500 Personen waren anwesend.
Die französische Post! - Ich bekomme eben Ihren Brief.
Schade, dass Ihnen Malaucene misslang.[37] Was Fuhrman[n]en[38] Sie? Ein Roman von dem Franz Jung wäre mir lieber. Ich fand Ihr Albigenserprojekt[39] sehr interessant.
Die Vil[la] Maillard [?] hat ein Zimmer für Sie, wo Sie gratis arbeiten können. Ich werde mich in den nächsten Tagen, wenn ich von dem Ausstellungswahnsinn draussen bin, um ein weiteres Zimmer bekümmern.
Mit Gruß
Ihr
Emile Szittya
Paris 14^{e}
149 rue du Chateau

5. Brief

[Paris, nach dem 30. März 1962]
Mein lieber Franz Jung,
Es wird nichts so heiss gekocht, dass man es nicht essen kann.
Nichts kann sich für Sie so ungünstig entwickeln, dass es den grossen Dichter Franz Jung in seinem Weg hindern kann. Viele, viele Wege sind für den Dichter Franz Jung noch offen, er muss nur seinen Weg erkennen, und das ist reine Dichtung (Dichtung auch im Ursprungssinn.)
Ich freue mich, wieder mit Ihnen sprechen zu dürfen.
Der Petersen interessiert mich nicht, aber es würde mich freuen, wenn er die Zeichnungen von der Tirayer[40] zurückerstatten würde.
Ihr Freund
Emile Szittya

---

36 Jungs „Fall Grosz".
37 Im Brief vom 5.3.1962, den Szittya *„eben"* bekommen hat, schreibt Franz Jung aus Malaucène, daß er sich dort nicht recht wohlfühle und er überlege, von dort wegzugehen: *„Der glamour von Malaucène ist langsam verschwunden."* (Franz Jung: Briefe 1913-1963, a.a.O., S. 968f.)
38 Im selben Brief vom 5.3.1962 erwähnte Franz Jung gegenüber Szittya seine Arbeit am *„Fuhrmann Band"*; vgl. Ernst Fuhrmann, Grundformen des Lebens. Biologisch-philosophische Schriften. Ausgewählt und mit einem Nachwort versehen von Franz Jung, Heidelberg/Darmstadt 1962 (Veröffentlichungen der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung Darmstadt 28).
39 Postum erschienen; vgl. Franz Jung, Die Albigenser, in: Ders., Schriften und Briefe in zwei Bänden. Herausgegeben, zusammen mit Klaus Behnken, von Petra und Uwe Nettelbeck, Salzhausen 1981, Bd. 1, S. 701-732 (Erstdruck aus dem Nachlaß); Franz Jung, Revolte gegen die Lebensangst. Die Albigenser. Essay, Berlin 1983.
40 Korrekt: Tirajé - s. Anm. 29.

Mein lieber Franz Jung!

Es wird nichts so heiß gekocht, das man es nicht essen kann.

Nichts kann sich für Sie so ungünstig entwickeln, dass es dem großen Dichter Franz Jung in seinen Weg hindern kann. Viele, viele Wege sind für den Dichter Franz Jung noch offen. Er muss nur seinen Weg erkennen und der ist seine Dichtung. (Dichtung ist im Ursprungsform.)

Ich freue mich wieder mit Ihnen zu sprechen zu dürfen.

Der Petersen interessiert mich nicht, aber es würde mich freuen, wenn er die Zeichnungen von der Tonger zurückerstatten würde.

Ihr Freund

Emil Szittya

6. Brief

[Paris, nach dem 24. Dezember 1962]

Mein lieber Franz Jung,
Wir müssen noch lange in dem Boot bleiben.[41] Wir sind die letzten Romantiker unserer Zeit, (wenn Sie wollen Idealisten) und haben die Pflicht es in unseren Schriften zu bezeugen. Mein ganzes Leben gaben mir die Worte von Tolstoi: „arbeite, bis dein Lämpchen auslöscht", den Mut zu arbeiten, gegen die Zeit, die mich nicht verstehen will. (Einmal werden Sie mich und auch meine Bilderchen verstehen.) Sie müssen, Jung, gesund werden, um arbeiten zu können.
Ich lese eben bei Edschmid über Otten,[42] das ist der Mensch, über den er gut spricht. Wenn Sie Otten sehen, sagen Sie ihm „einen guten Tag" von mir!
Paris und Ich? Meine Pläne realisieren sich nicht so leicht und mit meinen 76 Jahren habe ich nicht mehr viel Zeit. Von Edschmid keine Nachricht. Von meiner Ausstellung in Zürich[43] höre ich auch nichts. - Finanziell klärt sich auch nichts.
Jetzt bin ich dabei mein Traumbuch[44] zu realisieren, aber ich muss 200 Exemplare an den Mann bringen. Ich weiss nicht ob es mir gelingen wird. Vielleicht finden Sie unter Ihren Bekannten Subskribenten. Nachher denke ich an Ihren „Fall Gross".
Ich freue mich, dass Sie jetzt arbeiten!
Ihr
Szittya
Können Sie mir nicht die Adresse von Manfred Georg[45] und Oskar Maria Graf[46] schicken?

---

41 Franz Jung hatte am 24.12.1962 aus Stuttgart an Szittya geschrieben: *„Ich fürchte beinahe, wir sind in demselben Boot."* (Franz Jung, Briefe 1913-1963, a.a.O., S. 1094).

42 Kasimir Edschmid, Lebendiger Expressionismus. Auseinandersetzungen, Gestalten, Erinnerungen, Wien/München/Basel 1961; wieder als Ullstein Buch 465 (Berlin/Frankfurt/M. 1964). Die Bemerkungen Edschmids (1890-1966) über den Expressionisten Karl Otten (1889-1963) finden sich auf S. 98f.

43 Sie fand vom 17.9.-31.10.1963 in der Galerie Colette Ryter, Zürich, Neumarkt 15, statt.

44 Für eine Edition dieses „Traumbuches" hatte sich auch Jung stark gemacht; es erschien unter dem Titel „82 rêves pendant la guerre 1939-1945. Illustré par l'auteur" (Paris 1963; deutsch unter dem Titel: Träume aus dem Krieg. Aus dem Französischen von Hermann Schreiber, Wien 1987); dem Brief war ein „Bulletin de souscription" für dieses Buch beigelegt

45 Eigentlich Manfred Georg Cohn (1893-1965), Schriftsteller, vor 1933 Redakteur bei Ullstein und Mosse, im Exil u.a. Chefredakteur des „Aufbau" (New York).

46 Oskar Maria Graf (1894-1967), langjähriger Bekannter Jungs aus der Münchner Vorkriegsbohème, verfaßte 1953, also zehn Jahre vor Jungs Tod, auf diesen einen Nachruf („Grabrede für einen Freund").

Egon Günther

Klassenverrat, Kommunismus und Lebensreform. Chronik einer 1919 aus Bayern vertriebenen *„Spartakistenfamilie“*[1]

„Man betrachte das Dasein der Menschheit als die Inszenierung von Ideen auf Erden.“ (André Gide)

In seiner Zeitschrift „Der Ziegelbrenner“[2] schildert der anarchistische Revolutionär Ret Marut, wie er nach der blutigen Niederwerfung der bairischen[3] Räterepublik in der Münchner Residenz dem Feldgericht der weißgardistischen Schergen entsprungen und somit der wahrscheinlich bevorstehenden Ermordung entgangen ist. Auf seiner Flucht will er noch zwei Monate lang im bairischen Land in kleinen Ansammlungen von kaum mehr als zwölf Personen Bauern, Arbeiter und Bürger von den Vorzügen des Rätesystems zu überzeugen versucht haben, während überall die Umstürzler denunziert, verhaftet und oft genug erschlagen oder erschossen wurden - ein im Wald, in Scheunen und Heustadeln hausender, verfemter Christus, der die Jünger um sich schart. Es mag durchaus zutreffen, daß sein unter dem Pseudonym B. Traven in Mexiko verfaßter Roman „Die Weiße Rose“ später dem gleichnamigen Widerstandskreis an der Münchner Universität um die Geschwister Scholl den Namen gegeben hat. Seiner Schwester zufolge kannte und schätzte der Student der Medizin Hans Scholl[4] Travens tragische Schilderung des Zusammenstoßes zwischen der in der Gestalt ihres Patrons Don Hacinto repräsentierten ländlichen Gemeinschaft auf der indianischen Hacienda „La Rosa Blanca“ im mexikanischen Tuxpam und der kalifornischen Ölgesell-

---

1 Dieser in der vorliegenden Fassung etwas abgeänderte und erweiterte Text erschien auch in einer Sammlung von Notizen und Kolportagen zu Auflehnung und Widerstand, Verfolgung und Vertreibung in Oberbayern: Egon Günther, Bairische Enziane. Ein Heimatbuch, Hamburg 2005.

2 Der Ziegelbrenner, Heft 18/19-1919 (3. Jg.), S. 9f. Ret Marut war im Provisorischen Revolutionären Zentralrat Mitglied der Presse-Abteilung sowie der Presse-Sozialisierungskommission. Außerdem war er Mitglied des Propagandaausschusses der bairischen Räterepublik und einer Kommission zur Bildung eines Revolutionstribunals. Nach seiner Flucht am 1. Mai 1919 wurde er von der bayerischen Regierung wegen Hochverrats steckbrieflich gesucht.

3 Zur unterschiedlichen Schreibweise „bairisch - bayerisch“ in diesem Text: König Ludwig I. ordnete am 20. Oktober 1825 an, die alte Schreibweise von Baiern durch die Einführung des „y“ an Stelle des „i“ zu veredeln. Die Novemberrevolution setzte dieses Wittelsbacher Dekret faktisch außer Kraft, und die Proklamationen der Räterepublik richteten sich wieder an das „bairische“ Volk, wenn auch die Rückkehr zur alten Schreibweise nicht immer konsequent befolgt wurde.

4 Erst 1992 entdeckte Gestapoprotokolle entkräften allerdings diese Vermutung, obwohl ein Rest an Unbestimmtheit bleibt. Hans Scholl erklärte nämlich dem vernehmenden Beamten etwas mißverständlich, bzw. er wurde von diesem mißverständlich interpretiert, daß es sein könne, er habe bei der Suche nach einem gut klingenden Namen gefühlsmäßig an die spanischen Romanzen „Die Rosa Blanca“ von Clemens Brentano gedacht. Damit könnte das in einem „spanischen“ Versmaß abgefaßte Epos „Romanzen vom Rosenkranz“ gemeint gewesen sein, in denen ein Mädchen namens Rosablanka auftritt. Vgl. Harald Steffahn, Die Weiße Rose. Mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Reinbek bei Hamburg 1992.

schaft, die unerbittlich und gewaltsam die Logik des kapitalistischen Wertgesetzes vertritt und der es schließlich gelingt, das Land der Indianer in ein stinkendes Ölfeld und die Nachfahren derer, die dort über Generationen hinweg ihr Auskommen fanden, in Lohnsklaven zu verwandeln.

Es wäre gar nicht so abwegig, Maruts Agitation am Westufer des Ammersees stattfinden zu lassen. Denn dort hatte schon jemand die Vorarbeit geleistet. Aus einem Polizeibericht der Münchner Stadtkommandatur vom Mai 1919 entnehmen wir nämlich, daß die in Riederau lebende Familie Kaetzler als spartakistisch gilt und dies auch öffentlich bekundet hat.[5]

Doch bereits zuvor, im Kriegs- und russischen Revolutionsjahr 1917, findet Johann Knief mit seiner Gefährtin Lotte Kornfeld Aufnahme in Riederau, einem kleinen Weiler, der sich damals aufgrund seiner Anbindung an die Eisenbahnlinie Augsburg-Weilheim und als Landestelle der Dampfschiffahrt aus einigen einsamen, weltfernen Einödhöfen im Rodungsland zunehmend zu einem Ausflugsort und zur Sommerfrische entwickelte. So verbrachte der wegen seiner Beteiligung am irischen Osteraufstand 1916 von der britischen Krone wegen Landesverrats zum Tode verurteilte und im August 1916 im Gefängnis von Pentonville hingerichtete ehemalige englische Diplomat Roger Casement (1864-1916), der als Verfasser von Berichten über die Verletzung von Menschenrechten am Kongo und Putumayo bekannt geworden ist, den letzten Sommer seines Lebens in Freiheit in Riederau.[6]

Der radikale Sozialdemokrat und ehemalige Volksschullehrer Johann Knief wird von dem bairischen „Provinzschriftsteller" Oskar Maria Graf einmal rückblickend als *„ein Mann von großer Tatkraft, wirklicher Kühnheit und umfassendem Wissen"* bezeichnet werden.[7] Tatsächlich ist Knief der führende Kopf der Bremer Linken und politischer Tribun der radikalen Werftarbeiter in der Hansestadt. Früher war er Redakteur der berüchtigten „Bremer Bürgerzeitung", des Sprachrohrs der revolutionär und nicht reformistisch gesinnten Bremer Linken. Nach dem Parteiausschluß des radikalen Bremer Ortsvereins der Sozialdemokraten redigiert er nun die Wochenzeitschrift „Arbeiterpolitik", die nach ihrer Umwandlung in eine täglich erscheinende Flugzeitung der „Internationalen Kommunisten Deutschlands" künftig „Der Kommunist" heißen wird. Mit seiner Geliebten Lotte Kornfeld, einer engen und vermögenden Freundin der in der Schweiz und später in Stockholm in der Emigration lebenden Kommunisten Rosa und Karl Radek, verbirgt sich Knief im September 1917 unter falschem Namen in Bayern.[8]

---

5 Polizeibericht der Münchner Stadtkommandatur vom Mai 1919, in: Staatsarchiv München, Pol. Dir. 10.087.

6 Roger Casements Wirken im „Kongo-Freistaat" des belgischen Königs Leopold II. wird ausführlich beschrieben in: Adam Hochschild, Schatten über dem Kongo. Die Geschichte eines der großen, fast vergessenen Menschheitsverbrechen, Stuttgart 2000. Zu Casements Aufenthalt am Ammersee s. Egon Günther, Bairische Enziane. Ein Heimatbuch, Hamburg 2005, S.196-215.

7 Oskar Maria Graf, Wir sind Gefangene. Ein Bekenntnis aus diesem Jahrzehnt, München 1927, S. 431.

8 Zu Johann Knief s.: Herbert Schwarzwälder, Johann Knief (1880-1919). Vom Volksschullehrer zum kommunistischen Revolutionäre, in: Ders., Berühmte Bremer, München 1972, S. 152-202; Gottfried Mergner, Johannes Knief und seine Region. Teil 1, in: Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit 1/1980, S. 85-117, Teil II, in: Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit 2/3-1980, S. 45-89. Eine literarische Darstellung Kniefs findet sich bei: Wolfgang Beutin, Knief oder Des großen schwarzen Vogels Schwingen, Würzburg 2003.

Für Lenins Gefolgsmann Radek, der sich als Auslandsvertreter der Bolschewiki um die Verbindungen unter den linken Kriegsgegnern in der Zweiten Internationale kümmert, ist die jugendliche Lotte Kornfeld in den zurückliegenden fünf Jahren gelegentlich als Kurierin unterwegs gewesen.[9] Zuletzt hat sie über von ihr besorgte Deckadressen einen Teil von Radeks Schriftverkehr mit den deutschen Revolutionären abgewickelt.

Eine gewisse Gabriele Kaetzler gewährt dem von einer amour fou verzauberten und von der Obrigkeit verfolgten Paar zunächst für einige Tage Unterkunft in ihrem bescheidenen Haus in Riederau. Verschärfte Polizeimaßnahmen gegen die Linksradikalen an der Wasserkante bewogen Knief und die unbezahlte Geschäftsführerin der „Arbeiterpolitik" dazu, im tiefen Süden Zuflucht zu nehmen. Der Militärbehörde war der Gegner des imperialistischen Krieges und der bürgerlichen Gesellschaft („*Bürgerliche Gesellschaft und Barbarei sind Synonyme*"[10]) Knief vor allem wegen seiner Kontakte zu meuterungswilligen Marinesoldaten in Wilhelmshaven ein Dorn im Auge. Die Behörden haben außerdem von seiner mit Schulden, Hausarbeit und Kindererziehung belasteten Ehefrau, die der politischen Tätigkeit des Ernährers ihrer Familie sowie nicht zuletzt seiner Romanze mit der jüngeren und wirtschaftlich unabhängigen Erbin Lotte Kornfeld ablehnend gegenübersteht, den Hinweis erhalten, daß ihr Gatte an der Front in Belgien den Nervenschock, der zu seiner Entlassung aus dem Wehrdienst geführt hatte, bloß simuliert habe. Auslöser des Zusammenbruchs ist eine dem Soldaten Knief im September 1914 befohlene und von diesem verweigerte Teilnahme an einer Geiselerschießung gewesen.

In München bringt der anarchistische Dichter und Bohemien Erich Mühsam (1878-1934) das Paar bei dem zum Militär eingezogenen Bildhauer Ludwig Engler unter, dem vormaligen Partner seiner 1915 geehelichten Frau Kreszentia. Im Oktober 1917 werden Knief und Kornfeld in Utting am Ammersee aufgrund der Denunziation einer Pensionswirtin zum ersten Mal von der Gendarmerie festgenommen und verhört, aber schließlich doch wieder freigelassen. Der Vermieterin waren die Gäste merkwürdig vorgekommen, da sie sich nicht so wie die anderen Sommergäste verhielten, worauf

---

9 Vgl. Bayrisches Hauptstaatsarchiv (BayHSTA), Abt. I, Allgemeines Staatsarchiv München, Ministerium des Inneren, Nr. 66283. Die 1898 geborene Charlotte Henriette Kornfeld war Zögling des Landerziehungsheims Birkenwerder bei Berlin, wo auch Karl Radek (1885-1939) seinen Stiefsohn untergebracht hatte. Sie war lungenkrank, und Rosa Radek, eine Ärztin, hat sich in besonderem Maß um sie gekümmert. In den Jahren 1914, 1915 und 1916 verbrachte Lotte Kornfeld aus gesundheitlichen Gründen jeweils eine Reihe von Wochen in der Schweiz und besuchte dort auch die Radeks, zuletzt 1916 in Davos-Dorf. Im Spätsommer 1916 sollte sie dann als Kurierin von Karl Radek einen Brief an Johann Knief (1880-1919) in Hannover übergeben. Das Resultat dieser Begegnung war, daß Lotte Kornfeld und Johann Knief, dessen Ehe zu diesem Zeitpunkt ohnehin am Auseinanderbrechen war, sich immer mehr befreundeten und die junge Frau am 1. Januar 1917 die Geschäftsführung der „Arbeiterpolitik" übernahm. Leider hat Lotte Kornfeld, die ab 1936 als verh. Schlesinger in New Jersey lebte, alle Aufzeichnungen aus dieser Zeit, Radeks Briefe und Kniefs Tagebuch etc., vernichtet, als sie ihr Haus wegen der Erkrankung ihres Mannes aufgeben mußte. Ein 1930/31 verfaßter Briefroman, in dem sie die Entwicklung ihrer schwärmerischen Liebe zu Radek beschreibt, hat sich allerdings erhalten. Karin Kuckuk hat ihn mitsamt einer ausführlichen Biographie Lotte Kornfelds im Bremer Donat-Verlag publiziert. S. Karin Kuckuk, Im Schatten der Revolution. Lotte Kornfeld (1896-1974). Biografie einer Vergessenen, Bremen 2008 und Karin Kuckuk, Lotte Kornfeld (1896-1974) – Eine junge Frau unter Revolutionären, in: Arbeiterbewegung und Sozialgeschichte. Zeitschrift für die Regionalgeschichte Bremens im 19. und 20. Jahrhundert, Heft 19/2007, S. 79-84.

10 Johann Knief, Briefe aus dem Gefängnis, Berlin 1920; hier: Brief vom 8. April 1918, S. 57/58.

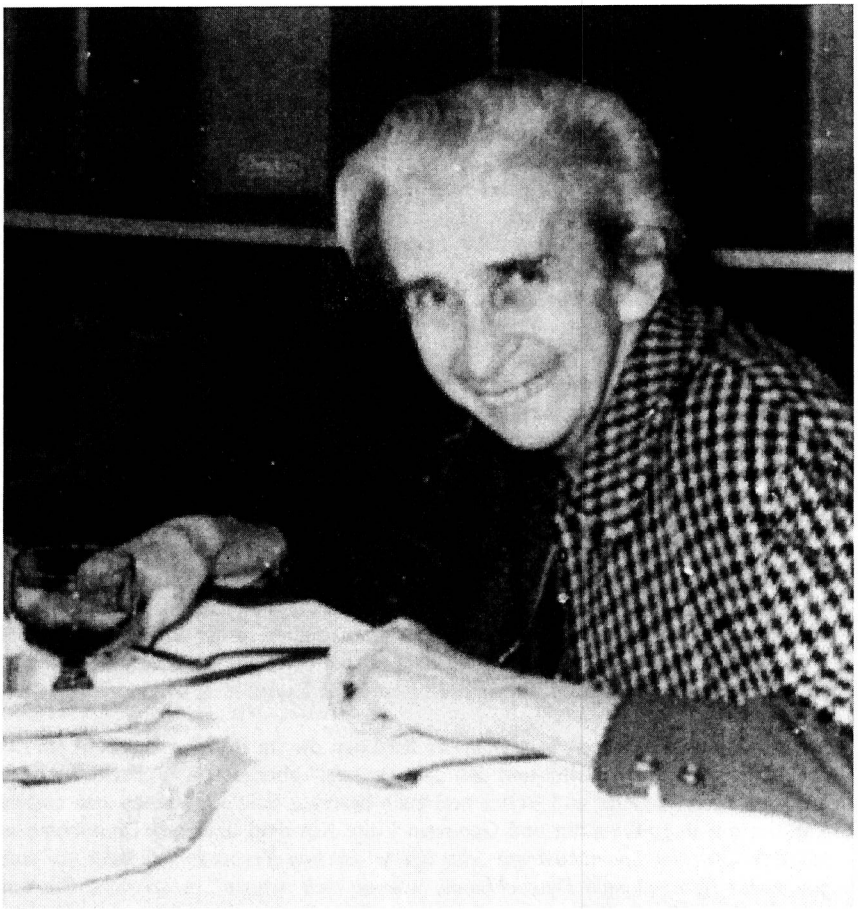
sie ihnen nachspionierte und dabei angeblich im Nachtkästchen eine Druckschrift mit dem Titel „Revolutionäre Arbeiterbewegung“ sowie ein Vermächtnis von Lotte Kornfeld zutage förderte, worin diese der sozialdemokratischen Arbeiterpartei eine beträchtliche Geldsumme vermachte hatte. Das verdächtige Paar konnte aber den alarmierten Gendarmen gerade noch erfolgreich weismachen, daß es bei seinen abenteuerlichen Liebesausflügen aufs Land unter falschen Namen reiste, um vor etwaigen Nachstellungen von Kniefs eifersüchtiger Ehefrau Käthe sicher zu sein.[11] Nach ihrer Vernehmung bei der Gendarmerie in Utting sind Knief und Kornfeld offenbar wieder in die Wohnung Englers zurückgekehrt, in ein Mietshaus in der Münchner Maxvorstadt. Hausbewohner gaben später bei der Polizei an, daß in dieser Wohnung ein reger Verkehr geherrscht habe und fortgesetzt fremde Personen ein- und ausgingen. In den letzten Januartagen des Jahres 1918 brach in München der Friedensstreik der Krupp-Arbeiter aus. Zur selben Zeit weilte auch der dänische Arbeiterschriftsteller Martin Anderson Nexö in München und war oft bei Erich und Kreszentia Mühsam zu Gast, die nur ein paar Schritte von Englers Wohnung entfernt in einem Mietshaus in der Georgenstraße lebten.[12] Es ist anzunehmen, daß Nexö auch mit Knief und Kornfeld Bekanntschaft gemacht hat. Während des großen Munitionsarbeiterstreiks, bei dem Tausende mit revolutionären Losungen durch die Straßen Münchens ziehen, nimmt man die beiden auf Ersuchen der Berliner Polizei dann endgültig fest und überstellt sie nach einigen Tagen Haft von München nach Berlin. Bei seiner Festnahme am 30. Januar versuchte sich Knief noch mit einem auf den Namen Karl Schulze ausgestellten Militärpaß zu legitimieren, der dem 1916 verstorbenen Anarchisten und Klavierspieler Schulze alias Morax aus Erich Mühsams Gruppe „Tat“ gehört hatte.[13]
Es werden nicht zuletzt die politischen Aktivitäten Kniefs in der Illegalität gewesen sein, die sich nach der ihn in Bayern erreichenden Nachricht von der in Rußland erfolgten Oktoberrevolution überschlugen, wodurch sich die Behörden veranlaßt sahen, eine ernsthafte Fahndung nach ihm einzuleiten. Knief verfaßte damals unter anderem als „Karl Liebknecht redivivus“, als ein wiedergekehrter Karl Liebknecht also, eine „Korrespondenz der internationalen Kommunisten Deutschlands“ unter dem Titel „Rote Fahne“ und der weiteren Überschrift „Was die russische Revolution von den deutschen Arbeitern fordert“.[14] Der kämpferische Sozialist und Internationalist Liebknecht, dessen Namen sich Knief zu eigen gemacht hat, war nämlich zu dieser Zeit wegen Kriegsverrats und Ungehorsams in der Strafanstalt Luckau eingekerkert, weil er 1916, mitten im Krieg, auf der Berliner Maidemonstration die Losung „Nieder mit

11 Kniefs Decknamen in seiner Münchner Zeit waren Franz Müller und Dr. Brandt. Lotte Kornfeld gab sich als Gertrud Müller aus; Gertrud Müller (1900-1984) war der Name einer Aktivistin der Bremer Arbeiterjugend und ehemaligen Mitschülerin Lotte Kornfelds in Birkenwerder. Unter dem Pseudonym Peter Unruh verfaßte Knief zudem Artikel für das Organ der Bremer Linken „Arbeiterpolitik“. Vgl. Gerhard Engel, Volksschullehrer, Journalist, revolutionärer Arbeiterfunktionär. Johann Knief, in: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung 6/1970 (12. Jg.), S. 981-989, hier S. 986. S. auch: Gerhard Engel, Johann Knief - Biographisches zu seinem Platz in der Geschichte der deutschen Linken, in: JahrBuch für Forschungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung, III/2005 (4. Jg.), S. 112-133, hier S. 127-129.

12 Vgl. Martin Andersen Nexö, Kultur und Barbarei, Berlin 1957, S. 190-200 und ders., Die verlorene Generation. Erinnerungsroman, Berlin 1961, S. 41.

13 Vgl. BayHSTA Abt. I Minn 66283.

14 Vgl. Gerhard Engel, Volksschullehrer, Journalist, revolutionärer Arbeiterfunktionär. Johann Knief, a.a.O., S. 987.



Lotte Kornfeldt im Mai 1969 in Venedig

dem Krieg! Nieder mit der Regierung!" ausgerufen hatte. Nachdem man die Bremer Revolutionäre am 3. Februar aus Bayern ausgewiesen hat, kommt Lotte Kornfeld zunächst in das Frauengefängnis Barnimstraße; Knief wird in der Stadtvogtei in militärische Schutzhaft genommen und später, gleich seiner Gefährtin, in einem Sanatorium in Charlottenburg untergebracht.[15]

15 In der Nervenheilanstalt Dr. Weiler war auch der im Oktober 1917 wegen Hoch- und Landesverrat verhaftete Kriegsgegner Hans Paasche (1881-1920) interniert, der mit Knief und Kornfeld rasch Freundschaft schloß. Durch sein Fenster warf er den beiden beim Spaziergang Kassiber in den Hof. Im Mai 1920 wurde Paasche, der sich vom Marine- und Kolonialoffizier zum radikalen Humanisten und Ankläger des Militarismus gewandelt hatte, von rechtsradikalen Soldaten ermordet.

Lotte Kornfeld wird die Briefe, die ihr Knief aus seiner Haft schreibt, als schmales Büchlein veröffentlichen. Diese „Briefe aus dem Gefängnis" sollen allerdings nicht annähernd die Berühmtheit erlangen wie der gleichnamige und ähnlich umfangreiche Band, der eine Auswahl von Briefen enthält, die Rosa Luxemburg aus der Gefangenschaft an Sophie Liebknecht gesandt hat.[16]
Infolge des *„revolutionären Rufs"*, durch den *„auch unsere Schutzhafttüren aufgeflogen sind"* - so Knief in einem Brief vom 12. November 1918 an Gabriele Kaetzler -,[17] aus dem Zwangsaufenthalt in der Nervenklinik befreit, wird Johann Knief bei den Massenaktionen der Werft- und Rüstungsarbeiter, Matrosen und Arbeitslosen, die in Bremen zur Ausrufung einer kurzlebigen Räterepublik führen, eine radikalisierende Rolle spielen. In dem gleich nach der Befreiung aus der Schutzhaft an Gabriele Kaetzler nach Riederau gesandten Brief schreibt Knief: *„Wir grüssen Sie und die Ihren recht herzlichst und gedenken immer wieder mit Freuden der schönen Tage am Ammersee. Vielleicht kommt noch einmal wieder eine Zeit, wo wir uns irgendwo in Deutschland verstecken müssen; wir werden dann wieder zu Ihnen kommen."*
Die in einem von Kniefs Gefängnisbriefen liebevoll als *„junges Küken"* benannte Lotte,[18] die ebenfalls am 9. November freikommt, unterstützt ihn nicht nur im politischen Kampf um die unmittelbare Verwirklichung des Sozialismus, sie verfaßt auch für den „Kommunist" einen Grundsatzartikel, der sich gegen die Nationalversammlung und für eine Weiterführung der Revolution ausspricht.[19] Die Bremer Linksradikalen fordern die Einführung einer proletarischen Diktatur, die Übernahme der Betriebe durch die Arbeiter, die Entwaffnung des Bürgertums und die Bewaffnung des Proletariats. Im Januar 1919 wird Knief zum Volksbeauftragten in der Bremer Räterepublik gewählt, doch zu diesem Zeitpunkt befindet er sich bereits in einer chirurgischen Klinik zur Operation. In diesen Tagen steht ihm Lotte Kornfeld in seinem Krankenzimmer zur Seite.
Nahezu täglich erhalten sie von Gabriele Kaetzler, die im Bezirk Landsberg am Lech den Kommunalverband leitet und den „Kommunist" abonniert hat, „Packerl", Pakete mit Viktualien wie Eier und Butter und auch besorgte Briefe, in denen sich Gabriele Kaetzler mit ihrer Freundin und Genossin Lotte Kornfeld über *„die Aussichten und Möglichkeiten der Spartakusleute oder der wirklichen Revolutionäre oder der Internationalen Kommunisten Deutschlands, wie sie sich nennen"*, austauscht. Sie fragt: *„Ist die Zeit schon reif für die sozialistische Wirtschaftsordnung?"* und *„Also Lotte, dürfen wir es jetzt schon wagen, für das wahre Ziel des Sozialismus zu kämpfen?"*[20]
Am 15. Januar 1919 erfährt Gabriele Kaetzler aus einem Brief ihrer Freundin von den ersten Schüssen, die im Konflikt zwischen dem gemäßigten Bremer Soldatenrat und den radikalen kommunistischen Arbeiterräten in Bremen gefallen sind und die Lotte Kornfeld von Kniefs Krankenzimmer aus gehört hat. Lotte Kornfeld schreibt: *„Ich*

16 Johann Knief, Briefe aus dem Gefängnis, Berlin 1920; Rosa Luxemburg, Briefe aus dem Gefängnis, Berlin o.J. (1919; zahlreiche Neuauflagen).
17 Enthalten in: Staatsarchiv München, Pol. Dir. München 10.087.
18 Johann Knief, Briefe aus dem Gefängnis, a.a.O., S. 62 (Brief vom 9. September 1918).
19 Lotte Kornfeld, Reichsregierung oder Räte?, in: Der Kommunist. Flugzeitung der Internationalen Kommunisten Deutschlands, 5.1.1919.
20 Ein Teil des Briefwechsels ist abgedruckt in Christiane Sternsdorf-Hauck, Brotmarken und rote Fahnen. Frauen in der bayerischen Revolution und Räterepublik 1918/19, Frankfurt/M. 1989.

glaube nicht mehr, daß diese Bewegung so ungeheurer revolutionärer Massen im ganzen Reich noch zurückgeworfen werden kann...Auch nicht durch den weißen Terror, wie er jetzt in Berlin herrscht.“ Und: *„Liebe Frau Kaetzler, wir hätten Sie manches Mal so gerne zwischen uns, und später holen wir sie ja auch nochmal - das ist ganz gewiß - dann müssen sie einfach kommen, das ist halt die proletarische Diktatur die ausgeübt wird.“* Aber dazu kommt es nicht mehr: Knief stirbt am 6. April 1919 an den Folgen einer verschleppten Blinddarmentzündung - einen Tag bevor in Bayern die Räterepublik ausgerufen wird. In der kritischen und aufreibenden Phase der Revolution unermüdlich im Einsatz, nahm er viel zu spät ärztliche Hilfe in Anspruch. Schon während der Haft befiel Knief eine unheimliche Ahnung, spürte er *„die Schwingen des großen schwarzen Vogels“*. Am 12. Oktober 1918 schreibt er seiner gerade zwanzig Jahre alt gewordenen Geliebten einen Geburtstagsbrief: *„Und jetzt herausgerissen werden durch ein tückisches Geschick? Das wäre furchtbar. Und ich weiß, daß wir der Bewegung eine ganz besondere Note geben werden. Und daß wir aus der Bewegung selbst ungeahnte Kräfte schöpfen würden. Unsere Zeit kommt jetzt! Wie herrlich, wie wunderherrlich ist das.“* Und fleht: *„Nur noch wirken können! Nur ihnen noch helfen können, den Arbeitern!“*[21] Als Knief stirbt, ist die Bremer Räterepublik schon Geschichte. Am 4. Februar wurde sie auf direkte Order des Sozialdemokraten Gustav Noske und damit der Reichsregierung von Truppen der Division Gerstenberg und Freikorps mit militärischen Mitteln niedergeschlagen. Das Begräbnis Kniefs, dieser Symbolfigur einer verlorenen Revolution, gerät zu einer eindrucksvollen Demonstration. Seinem mit rotem Tuch ausgeschlagenen vierspännigen Leichenwagen, der von 40 Marinesoldaten aus Wilhelmshaven eskortiert wird, folgt eine zehntausendköpfige Menschenmenge.

Johann Knief auf dem Totenbett, Zeichnung von Heinrich Vogeler

21 Johann Knief, Briefe aus dem Gefängnis, a.a.O., S. 89 (Brief vom 12. Oktober 1918).

Nach der Ermordung von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg in der Folge des von der Gegenrevolution provozierten Januaraufstandes in Berlin hat das Proletariat in Deutschland mit Johann Knief eine weitere charismatische Gestalt verloren. Man wüßte gerne, ob die Geschichte des linken Flügels der Arbeiterbewegung in Deutschland mit den lebenden Luxemburg, Liebknecht und Knief nicht doch eine andere, eine besondere Note bekommen hätte. Der Internationalist Knief etwa setzte nahezu grenzenloses Vertrauen in die Spontaneität der Massen, und in den programmatischen Auseinandersetzungen zwischen der Spartakusgruppe und den einzelnen Gruppierungen der Internationalen Kommunisten, die sich schließlich zum Jahresende 1918 zur Kommunistischen Partei vereinigten, ist er als Gegner einer zentralistisch durchorganisierten Parteibürokratie aufgetreten. Auf dem Totenbett soll er gesagt haben: *„Verlaßt mir meine Arbeiter nicht."*

„Jedes Bauernhaus wird zur Hütte der politischen Aufklärung." (Gabriele Kaetzler)

In seinem gleich nach der Befreiung aus der Schutzhaft an Gabriele Kaetzler nach Riederau gesandten Brief schrieb Knief: *„Wir grüßen Sie und die Ihren recht herzlichst und gedenken immer wieder mit Freuden der schönen Tage am Ammersee. Vielleicht kommt noch einmal wieder eine Zeit, wo wir uns irgendwo in Deutschland verstecken müssen; wir werden dann wieder zu Ihnen kommen."*
Das für die Beseitigung der kapitalistischen Wirtschaftsordnung und des Parlamentarismus streitende Liebespaar Knief und Kornfeld war nicht der einzige der Polizei bekannte und verdächtig vorkommende Gast im Haus der Familie Kaetzler.[22] Laut Polizeibericht hielt sich im Sommer 1918 Helmi, ein Sohn Karl Liebknechts, längere Zeit in Riederau auf, *„da er, wie nachträglich bekannt wurde, vermutlich mit einer der Töchter ein Verhältnis hatte"*. Tatsächlich befanden sich Liebknechts Söhne Wilhelm und Robert damals aus gutem Grund in Bayern: Gleich seinem jüngeren Bruder Robert war Helmi nämlich in Berlin wegen ihres als Kriegsgegner und Hochverräter politisch verfemten und im Zuchthaus inhaftierten Vaters widerwärtigen Schikanen durch patriotische Lehrer und Mitschüler ausgesetzt. Deshalb suchte er auf dem bairischen Land Zuflucht, um sich dort extern auf sein Examen vorzubereiten. Karl Liebknecht gab seinem ältesten Sohn gute und recht besorgt anmutende Ratschläge für das Landleben mit auf den Weg. *„Schicke Dich in die Leute, auch wenn Dir vieles fremd und unbe-*

22 Einem älteren Riederauer zufolge, der in seiner Jugend von anderen Dorfbewohnern davon gehört haben will, weilte einst auch Rosa Luxemburg, die Mitbegründerin des Spartakusbundes, in Riederau. Am 3. November 1913 hatte jedenfalls der Polizeipräsident in Berlin die bayerischen Kollegen der Königlichen Polizeidirektion in München vor der Revolutionärin gewarnt: *„Die Rosalie Luxemburg spielt in der sozialdemokratischen Bewegung eine große Rolle und gehört zur radikalen Richtung. Im Besitz einer ungewöhnlichen Bildung entfaltet sie für ihre politische Anschauung auf schriftstellerischem Gebiet sowie als Versammlungsrednerin eine äußerst rege Tätigkeit und hetzt dabei in fanatischer Weise zur Propaganda der Tat auf, das heißt zum Umsturz der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung auf revolutionärem Weg unter Anwendung der schlimmsten Mittel."* (zit. nach: Frederik Hetmann (Hrsg.), Rosa Luxemburg. Ein Leben für die Freiheit. Reden, Schriften, Briefe. Ein Lesebuch, Frankfurt/M. 1980, S. 209). Wahrscheinlich liegt aber eine Verwechslung mit Sophie Liebknecht vor, die sich vom Frühjahr bis Mitte Juni 1917 in Ebenhausen bei Schäftlarn in einem Sanatorium aufgehalten hat und durchaus die befreundeten Kätzlers besucht haben könnte.

Karl Liebknecht mit seinem Sohn Helmi (Bildmitte) im Tiergarten, Dezember 1918

haglich und unerwünscht erscheinen mag: es wird nur der erste Eindruck sein", schrieb er ihm im Juni aus der Haft und ermahnte ihn zur Vorsicht in der fremden Natur, denn *„der bayrische Wald ist doch recht weit ab"*. Dazu erteilte er den Rat: *„Schone die Leute auch in Politicis (natürlich unter fester Wahrung Deines Standpunktes), wenn sie so harmlos und unpolitisch sind wie ich vermute."*[23] An sein *„Herzböbbelchen"* Robert schrieb er am 7.8.1918: *„Nun, Du Ammer-Seer! Verstehst Du schon das Oberbayersch? Wie wirst Du staunen über die Riesenmenschen! Und über die Riesennatur. Wenn's auch noch nicht die Alpen sind... Der Ammersee ist trotz alledem ein Gebirgssee; seinem ganzen Charakter nach; u. nach seiner Gefährlichkeit... Mit den derben Menschen da unten wirst Du wohl umzugehn verstehn. Nicht den ‚Berliner' u. den ‚Gebildeten' herauskehren. Was die haben u. wissen, ist nicht weniger wert. So denken sie u. so denke ich auch; u. Du gewiß auch. Lerne von ihnen; lerne sie selbst verstehen. Das wird ein großer Nutzen sein."*[24] In diesem Sommer weilte zumindest Liebknechts Sohn Helmi nicht nur am Westufer des Ammersees, sondern außerdem noch im niederbayerischen Pfaffenberg, wo ihn der radikale Führer des Bayerischen Bauernbundes, der Sozialdemokrat, Guts- und Ziegeleibesitzer Karl Gandorfer auf seinem Zollhof beherbergte. Karl Gandorfer sowie sein unter den Bauern einflußreicher Bruder Ludwig sollten beim baldigen Umsturz und der Ausrufung

23 Karl Liebknecht, Briefe an seinen Sohn Helmi, Weimar 1947, S. 30/31.
24 Karl Liebknecht, Lebt wohl, ihr lieben Kerlchen! Briefe an seine Kinder. Herausgegeben von Annelies Laschitza und Elke Keller, Berlin 1992, S. 162ff.

der Republik in Bayern eine entscheidende Rolle spielen. Der ob seiner Gestalt und Behinderung der blinde Maulwurf geheißene Ludwig Gandorfer sicherte am Vorabend dieser Ereignisse seinem Freund Kurt Eisner bei einem Treffen in Pfaffenberg die Versorgung der Großstädte mit Lebensmitteln durch die Bauern zu. Eisner bezeichnete den wenige Tage nach der Novemberrevolution tödlich verunglückten Ludwig Gandorfer in seiner Ansprache zur Revolutionsfeier im Münchner Nationaltheater daher sogar als den geistigen Vater der Revolution, *„in dessen Kopfe dieses Werk seherisch vorbereitet wurde“*.[25]

Der nämliche Polizeibericht, der den Aufenthalt von Liebknechts Ältestem bei Kaetzlers in Riederau vermerkt, weiß über diesen Haushalt noch mehr zu sagen: *„Ebenfalls ist eine Tochter, Name kann nicht angegeben werden, in letzter Zeit bei einer spartacistischen Gruppe in München als Bürofräulein tätig gewesen.“*

Aus dem Briefwechsel von Gabriele Kaetzler mit ihren Töchtern, der nach der Niederschlagung der Räterepublik bei einer von den weißen Garden in Riederau vorgenommenen Hausdurchsuchung beschlagnahmt wird, geht hervor, daß es sich bei dem *„Bürofräulein“* nicht um eine Tochter, sondern um einen Zögling von Frau Kaetzler handelt, die gerade einmal achtzehnjährige Hilde Kramer, deren Name auch in einer damaligen Zeitungsnotiz erwähnt wird. Die Mutter schreibt am 13. Januar 1919 nach Berlin an ihre Tochter Wise: *„Ja, Hilde (genannt in den [Münchner] Neuesten [Nachrichten]: Fräulein Kramer), Merl und Mühsam waren verhaftet, sollen aber wieder frei sein... Küsse von Deiner Mutt.“*

Tatsächlich wurde die von der Revolution begeisterte junge Frau am 10. Januar 1919 zusammen mit den Revolutionären Erich Mühsam, Josef Merl, Josef Sontheimer, Eugen Leviné und anderen Genossen der KPD und des RAR („Revolutionärer Arbeiterrat“) von der Eisnerregierung verhaftet, die damit offenbar die Boykottaufrufe der radikalen Rätebefürworter zu den Landtagswahlen und zur Wahl der Nationalversammlung unterbinden wollte. Aufgebrachte Demonstranten erzwangen noch am Abend desselben Tages die Freilassung der Inhaftierten. Ein Flugblatt der „Vereinigung der revolutionären Internationalisten Bayerns“ trägt, neben den Namen der Unterzeichner Erich Mühsam, Josef Merl und Friedrich Albert Fister, ebenfalls den Namen von Hilde Kramer. Wise Kaetzler wiederum teilt ihrer Schwester Fite in einem Brief mit, daß sich der spätere Münchner Kommunistenführer Eugen Leviné (1883-1919) darüber beklagt haben soll, daß ein derart junges Mädchen, das noch nie politisch tätig war, einen Aufruf unterschrieben hat.

Wise Kaetzler arbeitet ab Oktober 1918, durch die Vermittlung von Liebknechts zweiter Frau Sophie (genannt Sonja), in der „Rosta“,[26] der Berliner Telegraphenagen-

---

25 Kurt Eisner, Die Freiheit erhebt ihr Haupt! Ansprache anläßlich der Revolutionsfeier im Nationaltheater am 17. November 1918, in: Kurt Eisner, Welt werde froh! Ein Kurt-Eisner-Buch. Zum 10. Jahrestage der Ermordung Kurt Eisners. Aus dem Nachlaß Kurt Eisners zusammengestellt von Erich Knauf. Nachwort von Heinrich Knauf, Berlin 1929, S. 200/201. Es zählt zu den Widersprüchen und Ungereimtheiten der bairischen Rätebewegung, daß sich der aus dem linken Flügel des Bauernbundes gebildete Landesbauernrat zwar letztlich für die Bildung einer Räteregierung erklärt hat, sich aber zuvor noch darauf verständigte, Nicht-Bayern und Juden aus leitenden Stellen in der Politik und insbesondere der Wirtschaftskommission auszuschließen.

26 Rosta - Abk. für „Rossijskoe Telegrafnoe Agenstwo“. Leiter der Rosta war Karl Radek. Ein wichtiges Mitglied war Towia Axelrod (geb. 1887), der zur Zeit der Eisnerregierung mit einem anderen Mitstreiter Lenins, Iwan Slessarew, in einem Sanatorium in Ebenhausen im Isartal in-

tur der UdSSR, in der auch Leviné als Redakteur beschäftigt ist. Im Frühjahr 1919 geht sie nach München und erhält dort über Hilde Kramer eine Stelle als Kontoristin bei der „Roten Fahne". Im März 1919 treten Wise und ihre Mutter in die KPD ein. Die älteste Tochter Fite hatte von 1916 bis 1918 die Münchner Lehr- und Versuchsanstalt für Photographie besucht und an den von Kurt Eisner in der Gastwirtschaft „Goldener Anker" veranstalteten Diskussionsabenden teilgenommen.[27] Während der Revolutionszeit lebt sie in Jena, wo sie in einem Laboratorium als Gehilfin arbeitet. Sie entscheidet sich für eine Mitgliedschaft in der USPD. Auch sie kehrt im Frühjahr 1919 wieder nach München zurück.

Weiter heißt es in dem Polizeibericht: *„Die Familie Kaetzler ist bei jeder Demonstration, welche in München stattgefunden hat, anwesend gewesen. Frau Kaetzler hat in Eisenbahnwägen und bei den Bauern auf dem Land Vorträge gehalten und die Bauern aufgehetzt."* In einem Brief an ihre Freundin Lotte Kornfeld, die mit dem rastlosen Johann Knief an der weiteren Revolutionierung der politischen Verhältnisse in Bremen arbeitet, schreibt Gabriele Kaetzler am 3. Dezember 1918: *„Ich sitze hier in einem politisch so rückständigen Winkel... ich höre Tag für Tag die immer unverhüllteren Drohungen gegen Eisner. Ich höre mit eigenen Ohren die dreckigen Verleumdungen, und ich bin voller Zagen und Angst - und - ist die Zeit schon reif für die sozialistische Wirtschaftsordnung?... Jedes Bauernhaus wird zur Hütte der politischen Aufklärung. Aber wenn Sie die verdammte Animosität gegen Berlin und Preußen kennten, das erschwert nun das Arbeiten sehr. Also, Lotte, dürfen wir es jetzt schon wagen... für das wahre Ziel des Sozialismus zu kämpfen?"*

Dennoch, ganz so rückständig wie Gabriele Kaetzler dies empfindet, bleibt der *„Winkel"* nicht. Nachdem am 21. Februar 1919 der Graf Anton von Arco auf Valley den sozialistischen Ministerpräsidenten Kurt Eisner *„aus glühender Liebe zum Vaterland"* ermordet hat, erklärt man sich bei einer Vollversammlung des sozialdemokratischen Ortsvereins in St. Georgen bei Dießen, also in der unmittelbaren Nachbarschaft zu Riederau, einstimmig für die Räterepublik. Man gelobt sogar, die Räte mit der Waffe in der Hand zu schützen. Gezeichnet wird diese Erklärung durch den 1. Vorsitzenden des Arbeiterrats, den Schiffsangestellten oder Matrosen Georg Läpple.[28] In der Zeit

---

terniert war. Axelrod war in der Zweiten Räterepublik stellvertretender Volksbeauftragter für Finanzen. Nach deren Niederwerfung wurde er auf der Flucht am Achensee in Tirol festgenommen. Axelrod wurde in Deutschland zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilt, 1920 ausgewiesen und 1938 in der Sowjetunion hingerichtet.

27 Die 1900 gegründete „Lehr- und Versuchsanstalt für Photographie, Chemigraphie, Lichtdruck und Gravüre zu München" stand Frauen seit 1905 offen. 1917 absolvierte Germaine Krull (1897-1985) in diesem Institut die Abschlußprüfung. Krull, die während des Krieges dem Kreis um Kurt Eisner angehörte, den sie auch mehrmals porträtiert hat, sollte später als Kunstfotografin weltberühmt werden. Während der Rätezeit und bis zu ihrer 1920 erfolgten Ausweisung aus Bayern zählte sie zu den Parteigängern der revolutionären Linken in München. Sie begleitete Towia Axelrod und das Mitglied des Vollzugsrates Willy Budich auf deren Flucht über die Berge nach Österreich. Germaine Krulls Gefährte Samuel Levit war einer der Köpfe der linkskommunistischen Opposition innerhalb der Münchner Ortsgruppe der KPD. Bei den sogenannten Diskussionsabenden, die ab Januar 1917 regelmäßig abgehalten wurden, debattierten Mitglieder der ehemaligen sozialdemokratischen Jugendsektion, Arbeiter, Angestellte, Handwerker, Soldaten und einige, meist jugendliche Intellektuelle unter Eisners Leitung über Fragen des Krieges und des Sozialismus.

28 Vgl. Michael Seligmann, Aufstand der Räte. Die erste bayerische Räterepublik vom 7. April 1919, 2 Bde., Grafenau 1989, S. 245.

der Weimarer Republik hält sich in Dießen, neben dem sozialdemokratischen Ortsverein, eine Ortsgruppe der KPD, die dem Unterbezirk Penzberg angegliedert ist. 1932 wird die Zahl ihrer Mitglieder sogar auf 40 beziffert, ein erstaunlicher Stand für eine Marktgemeinde in Oberbayern.
Die 1872 in einer ostelbischen Adelsfamilie zur Welt gekommene und in Berlin aristokratisch erzogene Gabriele Kaetzler - ihre Mutter Klara war eine geborene von Kries, ihr Vater, Admiral Max Freiherr von der Goltz, amtierte 1884-1888 als Chef des wilhelminischen Marinekabinetts, - bekennt sich, zum Entsetzen ihrer Eltern, schon als junges Mädchen zur *„sozialistischen Anschauung"*. Der Bruch mit der Familie und den Zwängen des Adelslebens wird endgültig, als sie mit ihrem zwanzig Jahre älteren Hauslehrer durchbrennt, einem linken Sozialdemokraten und Professor der Neuphilologie namens Gustav Kaetzler, den sie später auch heiratet.[29] Gabriele Kaetzler wird selbst Sprachlehrerin, bringt ab 1898 nacheinander sechs Kinder, drei Mädchen und drei Buben, zur Welt und zieht 1908 an das Westufer des Ammersees in den Weiler Riederau. Bevor sie sich mit ihrer Familie dort niederläßt, hat sie vermutlich eine Zeit lang in einem privaten Landerziehungsheim für Mädchen unterrichtet, das an Ostern 1904 am Ostufer des Sees im Dorf Breitbrunn gegründet wurde. Ein Jahr später ist auf der gegenüberliegenden Seeseite in Schondorf ein ähnliches Heim, das ausschließlich Knaben vorbehalten war, eröffnet worden. Es liegt nahe, daß in der Existenz dieser beiden als Alternative zu den gängigen Pauk-, Drill- und Lernschulen errichteten reformpädagogischen Internate der Grund dafür zu suchen ist, weshalb die Familie überhaupt an den Ammersee gekommen ist.[30] In Riederau erkrankt Gustav Kaetzler schwer, wird zum Pflegefall, und seine Frau muß ihn versorgen. Sie eröffnet in Holzhausen, das damals ein Ortsteil der Gemeinde Riederau war, selbst ein Heim für Kinder zwischen 8 und 14 Jahren, die dort liberal und freizügig aufwachsen. Bei manchem in der Nachbarschaft erregt sie Anstoß, da sie im Sommer Buben und Mädchen verschiedenen Alters nackt im Garten und an freiliegenden Badeplätzen herumlaufen läßt. Auf die prüden Vorhaltungen dieser Riederauer Bürger antwortet Gabriele Kaetzler mit Spottreimen, die sie in Umlauf bringt. 1913 wird der Streit sogar vor dem Kgl. Amtsgericht in Landsberg ausgetragen. Ein liberal gesinnter Nachbar, der in Oskar Maria Grafs Lebenserinnerungen „Gelächter von außen" als *„Freund aller aufstrebenden Talente und Dichter"* vorgestellte stadtbekannte Münchner Buchhändler Georg Carl Steinicke,[31] der zur selben Zeit in Holzhausen ein Anwesen besitzt, äußert sich zu

29 Eine ähnliche Entscheidung wie Gabriele Kaetzler traf die ebenfalls aus einer alten adligen Generalsfamilie stammende Sozialistin, Feministin und Schriftstellerin Lily Braun (1865-1916), als sie in erster Ehe, gleichfalls gegen den Willen ihrer Eltern, den Nationalökonomen Georg von Gizycki, einen „Kathedersozialisten", heiratete.

30 Im Schondorfer Landheim gibt es keine Aufzeichnungen aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg, und die im Staatsarchiv München aus dem ehemaligen „Landheim für höhere Töchter" in Breitbrunn erhaltenen Unterlagen sind, was den Lehrkörper anbelangt, leider unvollständig. In einem Brief vom 26. Juni 1913 (Staatsarchiv München, Pol.Dir. München 10.087) deutet aber Franz Utz, der Gründer des Breitbrunner Heims, an, daß sich Gabriele Kaetzler mit ihrer Familie dort aufgehalten hat.

31 Oskar Maria Graf, Gelächter von außen, München 1980, S. 326. Georg Carl Steinicke (gest. 1939), genannt „Papa Steinicke", war Mitbegründer der Schwabinger Buchhandlung Lehmkuhl; der von ihm 1914 in den Räumen seiner eigenen Buchhandlung in der Adalbertstraße eingerichtete „Kunstsaal Steinicke" war ein Zentrum des künstlerischen Lebens. Legendär waren die dort im Fasching stattfindenden „Nachtwandlerfeste", auf denen auch Oskar Maria Graf als

ihren Erziehungsmethoden: *„Im Verkehr mit diesen Kindern habe ich nie ein hartes, geschweige ein böses Wort von ihr gehört, aber beobachtet, daß sie durch die Macht ihrer Persönlichkeit auf die Kinder wirkte und das von ihr erstrebte Ziel verfolgte."*
1910 nimmt Gabriele Kaetzler Hilde Kramer als Zögling auf. Das Kinderheimprojekt scheitert allerdings, Steinicke zufolge, *„an dem Umstand, daß ihr wesentliche bürgerliche Eigenschaften, Ordnungs-, Zeit- und Erwerbssinn, abgingen, wohl die Folge einer extrem aristokratischen Erziehung, die keinen Übergang zur bürgerlichen Auffassung vermitteln konnte".* [32]
In der Kriegszeit sichert Gabriele Kaetzler ihrer Familie den Unterhalt, indem sie über Land fährt und bei den Bauern Lebensmittel für den Kommunalverband einkauft, dessen Sammelstelle sie leitet.[33] Lotte Kornfeld zufolge[34] ernährt sie sich, den recht kranken und ansonsten politisch völlig passiven Mann sowie ihre Kinder mühsam mit Hühner- und Eierhandel. Wegen dieses Broterwerbs und nicht zuletzt wohl auch wegen ihrer unverhohlenen linken und pazifistischen Gesinnung wird Gabriele Kaetzler allerdings von manchen Villenbesitzern in Riederau stark angefeindet. Als Rädelsführer tut sich dabei ein gewisser Dr. Charles E. Curry hervor, ein vermögender amerikanischer Ire, der im Sommer 1915 den unglücklichen Roger Casement beherbergt hat und sich nun als Antibolschewist aufspielt.[35] Gabriele Kaetzler wird wegen *„Schleichhandels"* denunziert. 1920 bestraft das Schwurgericht in Landsberg sie deshalb in ihrer Abwesenheit sogar mit zwei Tagen Gefängnis. Als am 29. Oktober 1918, eine Woche vor dem Umsturz in München, ihr Mann stirbt, ist sie sechsundvierzig Jahre alt. Sie verliebt sich in einen jungen Mann namens Gérard, einen in Puchheim internierten französischen Kriegsgefangenen.

„sexualdemokratischer" Animateur herumflegelte (*„Mehr Erotik bitte! Mehr Sexualität, die Herrschaften!"*; Oskar Maria Graf, Gelächter von außen, a.a.O., S. 326). Im Dezember 1918 führte Ret Marut mit seiner Freundin Irene Mermet bei Steinicke zwei von Tumulten begleitete „Ziegelbrenner"- Abende durch.

32 Brief von Georg Carl Steinicke an die Staatsanwaltschaft vom 18. Juni 1919, in: Hauptstaatsarchiv München, Staatsanwaltschaft 2677, Akte Kaetzler. Als Gabriele Kaetzler ihr Landerziehungsheim in Holzhausen führte, war gerade eine fruchtbare Gründerzeit für derartige schulische Reformprojekte. Allein am Ammersee hatten in Breitbrunn und Schondorf zwei verwandte Einrichtungen Bestand. Ein illustres Beispiel für den Zusammenhang von „Kommunismus und Lebensreform" ist die im Dezember 1904 in Berlin erfolgte Gründung einer Tanzschule für Mädchen durch die amerikanische Tanzrevolutionärin Isidora Duncan (1877-1927). Diese Schule für die „Tänzerinnen der Zukunft" sollte den Zöglingen beibringen, ihren freien Körper zum geeigneten Ausdrucksmittel von Empfindungen zu machen: ein Curriculum, das mit der damals herrschenden Moral nicht vereinbar war. 1921 nahm Isidora Duncan eine Einladung der jungen Sowjetunion an, die ihr anbot, dort eine Schule einzurichten. Isidora Duncan blieb immerhin drei Jahre in Rußland, ihre Moskauer Schule wurde erst im Jahre 1949 von Stalin geschlossen.

33 Kommunalverbände waren kriegsgeborene Erfassungs- und Verteilungsorgane der rationalisierten Lebensmittelbewirtschaftung während des Ersten Weltkrieges und der anschließenden Krisenjahre (1915 - 1924/25). Ein Kommunalverband verteilte etwa Lebensmittelkarten, Mahlscheine und Bezugsscheine aller Art und nahm bei den Bauern Bestandsaufnahmen und Nachprüfungen vor.

34 In zwei Briefen vom 29. Mai 1971 und 8. Juli 1971 an Herbert Schwarzwälder, den Autor des Buches „Berühmte Bremer" (München 1972), berichtete die seinerzeit in Princeton lebende Lotte Kornfeld, verheiratete Schlesinger, über ihre damaligen *„illegalen Wanderungen"* mit Knief nach Berlin, Duisburg, München und Riederau.

35 Staatsarchiv München Fasz.190, Nr. 2677: Freilassungsgesuch des Rechtsanwalts von Gabriele Kaetzler, Robert Theilhaber, an das Standgericht München.

Den widrigen, durch einen ständigen Mangel an Geld bedingten Umständen und der seelischen und körperlichen Anforderung zum Trotz, die ihr zusätzlich aus der Pflege ihres gebrechlichen Mannes erwachsen ist, meistert Gabriele Kaetzler, die in der Erinnerung eines ihrer Enkel als *„kühne und hochintelligente Persönlichkeit"* bezeichnet wird, nicht nur den täglichen Existenzkampf als allein erziehende Mutter, organisiert Lebensmittel und Brotmarken für ihre Töchter, sondern ist darüber hinaus als unermüdliche Revolutionärin auch noch an den Vorgängen in der Welt außerhalb interessiert. Zum Beispiel läßt sie sich über Franz Pfemferts Zeitschrift „Die Aktion"[36] Lesestoff zu Rußland schicken und abonniert in Riederau Kniefs Flugzeitung „Der Kommunist". Nach Liebknechts und Luxemburgs Ermordung nimmt sie Archivmaterial, Zeitschriften, Flugblätter und Broschüren in Verwahrung, die bei den Genossen nicht mehr sicher sind. Die von den Weißgardisten in ihrem Riederauer Haus sistierten und der Polizei übergebenen Adressen und Schriften vermitteln das Bild einer Frau, die mit einer Vielzahl revolutionär gesinnter Menschen in Verbindung stand, von denen etliche in den kommenden Umbruchsjahren eine maßgebliche Rolle spielen werden. Es sind geradezu legendäre Namen darunter, wie Ernst Friedrich, Karl Plättner, Anton Pannekoek, Heinrich Brandler, Otto Rühle, Heinrich Vogeler oder Marie Griesbach,[37]

---

36 „Die Aktion", die „Zeitschrift für freiheitliche Literatur und Politik" des Publizisten Franz Pfemfert (1879-1954), erschien zwischen 1911 und 1932. In der Revolutionszeit 1918/19 veranstaltete „Die Aktion" Vortragsabende, in denen Aktivisten der Rätebewegung ihre Erwartungen und Enttäuschungen aussprachen. An einem dieser Berliner Aktionsabende nahm auch Wise Kaetzler teil.

37 Ernst Friedrich (1894-1967): Der engagierte Pazifist Friedrich verweigerte 1917 den Einberufungsbefehl und sabotierte einen patriotischen Musterbetrieb. 1919 rief er in Berlin die antiautoritäre Organisation „Freie Jugend" ins Leben und gründete 1923-1925 ein „Internationales Anti-Kriegsmuseum". 1924 veröffentlichte er seine bekannte Schrift „Krieg dem Kriege! - Guerre à la Guerre! - War against War! - Oorlog aan den Oorlog!" (zahlreiche Nachdrucke, zuletzt: München 2004 [Nachdruck der Ausgabe Berlin 1930, mit einem Vorwort von Gerd Krumeich]). 1930 wurde Friedrich wegen Hochverrats zu einem Jahr Festungshaft verurteilt und 1933 von den Nationalsozialisten, die sein Museum zerstörten und in ein SA-Lokal verwandelten, in sogenannte Schutzhaft genommen; nach seiner Freilassung floh er in die Schweiz. Nach der 1935 erfolgten Ausweisung waren Belgien und Frankreich weitere Stationen seines Exils. In Frankreich wurde er nach dem Waffenstillstand 1940 in Gurs interniert. Friedrich konnte nach zweieinhalb Jahren flüchten, wurde aber 1943 von der Gestapo aufgespürt und verhaftet. Nach erneuter Flucht schloß er sich der französischen Widerstandsbewegung an und nahm an der Befreiung von Nîmes und Alès teil. Nach dem Krieg schuf Friedrich auf einer Seine-Insel eine internationale Begegnungsstätte für die arbeitende Jugend. Die „Friedensinsel" wurde nach seinem Tod verkauft, sein schriftlicher Nachlaß wurde vernichtet.
Karl Plättner (1893-1945): beteiligte sich an der Bremer Räterepublik, wechselte von der KPD zur KAPD („Kommunistische Arbeiterpartei Deutschlands") und wurde nach den revolutionären Märzkämpfen von 1921 als „mitteldeutscher Bandenführer" - die Plättner-Gruppe umfaßte zeitweilig über hundert Bewaffnete - wegen einer Reihe von Enteignungsaktionen gesucht. Plättner saß lange im Zuchthaus; in seiner 1930 erschienenen analytischen Schrift „Eros im Zuchthaus" prangerte er die Geschlechtsnot der Gefangenen an.
Anton Pannekoek (1873-1960): holländischer Astronom und Theoretiker des Rätekommunismus.
Heinrich Brandler (1881-1961): Maurer, Wanderlehrer, war 1921 und 1923-1924 Vorsitzender der KPD. Gegner des ultralinken Kurses der Komintern. 1928 Parteiausschluß; gründete im gleichen Jahr zusammen mit August Thalheimer die KPD(O) („Kommunistische Partei Deutschlands-Opposition"). Nach 1933 Exil u.a. in Kuba. 1949 Rückkehr in die Bundesrepublik, blieb bis zuletzt in der „Gruppe Arbeiterpolitik" aktiv.
Otto Rühle (1874-1943): Pädagoge, Kriegsgegner, Linkskommunist. Spartakusbund, KPD, KAPD. Der scharfe Kritiker des Bolschewismus und der putschistischen Politik der linksradikalen Parteien - *„die Revolution ist keine Parteisache"* - konzentrierte sich nach dem Zerfall der

die zwar heutigen Zeitgenossen nicht mehr viel sagen mögen, aber damals einen eigenen revolutionären Klang hatten. Auf dem umliegenden Land wirbt Gabriele Kaetzler für die Idee der Räterepublik. Ein Spitzelbericht vermeldet diesbezüglich, daß sie *„zu Propagandazwecken im Dienste der Kommunisten"* bis in die nordöstlich von Landsberg gelegene, vom Ammersee aus mit der Eisenbahn erreichbare Gemeinde Weil gereist sei, was auch durch einen von dort abgesandten Brief bestätigt wird, den sie am 13. Januar 1919 an ihre Tochter Wise schreibt, denselben, in dem sie von Hilde Kramers vorübergehender Verhaftung in München berichtet.
Gleichzeitig sendet sie nahezu täglich Pakete mit Viktualien an ihre Freundin Charlotte Kornfeld nach Bremen, die dort Knief in seinem Krankenzimmer zur Seite steht, während die Konterrevolution tatkräftig bestrebt ist, dem gerade aus der Taufe gehobenen Experiment einer Räterepublik in der Hansestadt, der ersten auf deutschem Boden, zuerst finanziell und abschließend mit Waffengewalt den Garaus zu machen. Auf die Bitte von Sonja Liebknecht hin nimmt sie eine junge Frau auf, die ein uneheliches Kind erwartet; selbstlos und solidarisch hilft sie Bedürftigen und beherbergt Verfolgte. Dennoch wird ihr Name in keiner Genealogie der radikalen Größen aufscheinen und kein Gedenkkult um ihre Person betrieben werden, deren hingebungsvoller Charakter unwillkürlich Erinnerungen an die russischen Volkstümler des 19. Jahrhunderts, die Narodniki, hervorruft. Ihre Auflehnung gegen die schlechte Verfaßtheit der Welt, die sich - wiederum laut Steinicke - aus der *„Verdammung des Bürgertums in seiner Gesamtheit"* sowie dem Glauben an die *„unverbildeten Kräfte des Proletariats"* nährt, in denen sie *„Quellpunkte einer geistigen Erneuerung"* findet, trägt ihr kein Amt ein noch Nachruhm, sondern Verfolgung und Haft.[38]

> *„Mit dieser Welt gibt es keine Verständigung, wir gehören ihr nur insofern an, als wir uns gegen sie auflehnen."* (André Breton)

Gabriele Kaetzler befindet sich Anfang Mai mit ihren Töchtern Wise und Fite in der Wohnung von Hilde Kramer in München. Dort werden alle drei am 2. Mai 1919 verhaftet. Nach einigen Tagen wird Gabriele Kaetzler wieder entlassen, um weiterhin für

---

syndikalistischen „Allgemeinen Arbeiter Union (Einheitsorganisation)", die er nach dem Austritt aus der KAPD unterstützt hatte, wieder auf pädagogische Themen. Zusammen mit seiner Frau Alice Rühle-Gerstel bemühte er sich darüber hinaus - an Alfred Adler orientiert - um eine Integration psychologischer Erkenntnisse in die marxistische Theorie. Rühle, der zuletzt Faschismus und Stalinismus gleichgesetzt hat, starb in der Emigration in Mexico.
Heinrich Vogeler (1872-1942): Jugendstilmaler, Innenarchitekt, linksexpressionistischer Grafiker, übergab 1924 sein Worpsweder Siedlungsprojekt Barkenhoff der Roten Hilfe zur Errichtung eines proletarischen Kinderheims; ab 1931 ständig in der Sowjetunion, verhungerte in Kasachstan.
Marie Griesbach (1896-?): genannt die „Rote Marie"; war Arbeiterin in Dresden und Vorstandsmitglied des Jugendbildungsvereins. 1917 agitierte sie in der Dresdner Arbeiterjugend für den Munitionsarbeiterstreik und versandte im August ein Flugblatt gegen den Krieg; am 5. Mai 1918 wurde sie zu 4 Jahren Zuchthaus verurteilt. Nach ihrer Befreiung durch die Novemberrevolution wurde sie Mitglied der Gruppe „Internationale Kommunisten" um Otto Rühle. Bei Kniefs Beerdigung lernte sie in Bremen Heinrich Vogeler kennen und blieb in Worpswede. Vogeler widmete ihr seine Schrift „Die Freiheit der Liebe in der kommunistischen Gesellschaft" (Hamburg 1920).

38 Brief von Georg Carl Steinicke an die Staatsanwaltschaft vom 18. Juni 1919, a.a.O.

Mitglieder der KPD bei der Rätedemonstration auf der Theresienwiese.
In der Bildmitte Hilde Kramer

ihre jüngeren Kinder sorgen zu können. Auf der Heimfahrt nach Riederau verhaftet man sie aber dann in Herrsching erneut und verbringt sie nach München. Hilde Kramer taucht bereits am 1. Mai unter; am 7. Mai bricht sie teils zu Fuß, teils mit der Bahn nach Riederau auf, wo sie am nächsten Tag eintrifft und festgenommen wird. In der Stadtchronik ist von ihr anläßlich dieser Verhaftung als der *„roten Hilde"* die Rede, dem *„Mädchen mit der Pagenfrisur"*, und man bezeichnet sie als eine in ganz München wegen ihrer fast 2 Meter großen, blonden Erscheinung bekannte Anhängerin des Spartakistenführers Max Levien (1885-1937); von Beruf sei sie Kunstgewerblerin.[39] Das in Riederau von den weißen Garden beschlagnahmte und kofferweise abtransportierte Schriftmaterial verwendet man zum Teil in Prozessen gegen die Bremer Linksradikalen. Da keine der vier gefangenen Frauen Aussagen macht, setzt man ihnen eine Informantin in die Zelle, die sich als auf der Flucht verhaftete Berliner Kommunistin ausgibt. Durch diese List werden Tarnung und Aufenthalt von Rosa Leviné (1890-1979) auf dem Land in der Nähe Münchens offenbart, die folglich ebenfalls in die Hände der Polizei gerät. In ihrer Zelle kann Gabriele Kaetzler die Schüsse hören, mit denen Eugen Leviné, der in seiner Rede vor Gericht die Revolutionäre als *„Tote auf Urlaub"* bezeichnet hatte, an der Gefängnismauer von Stadelheim von ei-

39 Revolution und Räteherrschaft in München. Aus der Stadtchronik 1918/1919. Zusammengestellt und bearbeitet von Ludwig Morenz unter Mitwirkung von Erwin Münz, München/Wien 1968, S. 112. Dort heißt es auch, daß Hilde Kramer erst am 14.5. in München verhaftet worden sei; dies widerspricht den Polizeiberichten (Staatsarchiv München, Pol. Dir. 10087) und beruht möglicherweise auf Zeitungsmeldungen.

nem aus zehn Weißgardisten bestehenden Kommando getötet wird.[40] Gegen Gabriele Kaetzler und Hilde Kramer wird Anklage wegen Beihilfe zum Hochverrat erhoben. Als Tochter eines Freiherrn und Marinechefs wird Gabriele Kaetzler also nicht nur der Verrat an ihrer Klasse, sondern auch an der Nation zur Last gelegt. Was in den Augen der Ankläger und der bürgerlichen Öffentlichkeit ebenso schwer wiegt, ist ein dritter Verrat: in ihrer Rolle als Mutter und Erzieherin hat sie nämlich die überkommene Moral und Tradition verraten, indem sie ihre Kinder und Zöglinge im reformerischen und sozialistischen Geist erzog. Viele Nachbarn und Freunde, darunter der bereits erwähnte Münchner Buchhändler Steinicke, setzen sich jedoch für Gabriele Kaetzler ein, und sie kommt im Juli aus der Schutzhaft frei. Hilde Kramer wird in einer späteren Volksgerichtsverhandlung gleichfalls freigesprochen und des Landes verwiesen, da der weibliche Lockspitzel - und Hauptbelastungszeuge - nicht vor Gericht erschienen ist. Die beiden Töchter von Gabriele Kaetzler waren bereits einen Monat zuvor, ebenfalls mit der Auflage, Bayern zu verlassen, aus dem Frauengefängnis Aichach entlassen worden.

Im Münchner Staatsarchiv[41] wird ein scharfer, radikaler Brief von Anastasius - genannt Stasy - Kaetzler an seine Schwestern Wise und Fite aufbewahrt, den er ihnen, vermutlich im Juni 1919, aus Riederau nach Aichach gesandt hat. Darin berichtet er den Geschwistern von den verhafteten oder totgeschlagenen bzw. erschossenen Bekannten und von der in der Landeshauptstadt nach dem Triumph der Weißen Garden über die Räterepublik herrschenden Militärdiktatur. *„Überall in München Drahtverhaue und Maschinengewehre, um die ‚Ordnung' (nämlich die der Kapitalisten) aufrechtzuhalten und gegebenenfalls die Arbeitssklaven niederzuschießen. Die Bourgeoisie triumphiert, triumphiert so, daß ich mich wundere, daß nicht alle Augenblicke auf offener Straße so ein Aussauge-Schmarotzer und Protzvieh niedergeschlagen wird. Offiziere mit Reitpeitsche und Monokel, ‚fesch', vaterländische Kundgebungen mit der ‚Wacht am Rhein' sind alltägliche Erscheinungen... Die Bürokratie, Skrupellosigkeit, Hochmuth, Frechheit, Eingebildetheit und Dummheit der Soldateska, Offiziere wie Gemeine ist grenzenlos und mehr als provozierend."* Als er mit seinem Bruder Thomas, dem jüngsten Kind von Gabriele Kaetzler, am Riederauer Bahnhof aus dem Zug steigt, bemerkt eine biestige Nachbarin ganz laut: *„Ich wundere mich, daß die zwei Lumpen noch frei sind."* Stasy brüllt sie wütend an: *„Paß nur auf, daß wir dich nicht nochmal einsperren, du Bourgeois!"* Nach ihrer Freilassung wird Gabriele Kaetzler wieder politisch aktiv, versteckt Verfolgte und wird selbst verfolgt. In einer Anweisung der Münchner Polizei an die Polizeidirektion Dießen heißt es: *„Eine scharfe Kontrolle sämtlicher bei Frau Kaetzler verkehrenden Personen ist angezeigt, da die Genannte nach Aktenlage eine fanatische Kommunistin ist."*[42]

---

40 Die Schweizer Sozialistin Anny Morf (1894-1993), die während der Räterepublik zeitweilig in Dachau als Mitarbeiterin von Ernst Toller im Büro der Roten Armee beschäftigt und anschließend ebenfalls in Stadelheim inhaftiert war, erzählte ihrer Biographien sieben Jahrzehnte danach, daß sie und Elma Klingelhöfer, die Frau des Zentralrat-Mitglieds Gustav Klingelhöfer, an dem Tag der Hinrichtung von Eugen Leviné, also am 5. Juni 1919, jeweils in eine Zelle auf der Hofseite gebracht wurden und die Kommandos und Schüsse hörten. Danach wurden sie wieder zurückgebracht. Anny Morf kommentierte diese Maßnahme wie folgt: *„Sie machten das zur Abschreckung, es war richtiger psychischer Terror."* (Annette Frei, Die Welt ist mein Haus. Das Leben der Anny Klawa-Morf, Zürich 1991, S. 121).

41 Staatsarchiv München, Pol.Dir. München 10.087.

42 Ebd.

Im Oktober 1919 verläßt Gabriele Kaetzler mit den drei jüngeren Kindern die Ammerseegegend und zieht zunächst auf den Worpsweder Barkenhoff des Jugendstilmalers, Innenarchitekten und kommunistischen Idealisten Heinrich Vogeler (1872-1942), der ebenfalls mit dem am 6. April verstorbenen Johann Knief befreundet war. Dort, am Weyersberg im Teufelsmoor, hat sich in der Nachkriegszeit die kunstvolle Musterwelt des Barkenhoff nach und nach zu einem Siedlungs-, Arbeits- und Schulprojekt gewandelt, zu einer *„kommunistischen Insel im kapitalistischen Staat"* (Vogeler), wo nach dem Prinzip der gegenseitigen Hilfe gelebt und die Aufhebung von Hand- und Kopfarbeit erprobt wird. Auf dieser gefährdeten Insel verlebte Knief nach seiner Operation und der Niederwerfung der Bremer Räterepublik noch drei gemeinsame Wochen mit seiner Gefährtin. Nach seinem Tod bewohnte Lotte Kornfeld noch zwei Jahre lang ein Haus am Rande der Barkenhoff-Siedlung. Sie wurde dort von der Politischen Polizei observiert und - wie die anderen Kommunarden auch - von ihren Razzien behelligt. Die Parallele zur Kommune im bayerischen Blankenburg ist bemerkenswert: Hier wie dort suchten nach dem blutigen Ende der jeweiligen Räterepubliken deren geflohene Anhänger Zuflucht. Doch anders als in Bayern, leiteten in Worpswede die Razzien und Repressalien nicht das Ende der Siedlung ein.[43]

Nach einem kurzem Aufenthalt im Teufelsmoor geht Gabriele Kaetzler im Februar 1920 zu ihren Töchtern Fite und Wise nach Berlin. Sie kommen zunächst bei der befreundeten Familie von Max Steinschneider unter, dem bekannten Mitbegründer der Konsumgenossenschaften und Förderer der Genossenschaftsbewegung. Ein paar Jahre später wird Fite dessen Sohn Adolf heiraten. Von Berlin aus halten sie weiterhin Kontakt mit in Bayern eingesperrten Räteanhängern. Im Mai 1920 beschlagnahmt die Polizei bei einer Hausdurchsuchung Kassiber der Festungsgefangenen Hans Seffert, einem Ziseleur, der den Starnberger Arbeiterrat politisch instruierte, und Arthur Schinnagel, einem Psychiater, der sich der Roten Armee als Arzt zur Verfügung gestellt hat. Nach der Haftentlassung gründet Schinnagel in Berlin eine Arbeitsgemeinschaft für biogenetische Psychologie, an deren Treffen auch die Brüder Adolf und Gustav Steinschneider teilnehmen. Der Polizei zufolge ist Gabriele Kaetzler zudem in die *„Aprilverschwörung"* der Gefangenen in der Festungshaftanstalt Niederschönenfeld verwickelt. Die dort einsitzenden Räterepublikaner hätten sich in einem weitverzweigten Komplott auf einen in allen Einzelheiten geplanten Putsch verständigt, der mit der Entwaffnung der Einwohnerwehren ins Werk gesetzt werden sollte. Ernst Toller, der gleichfalls in Niederschönenfeld gefangen war, schreibt dazu in seinem fragmentarischen Lebensbericht „Eine Jugend in Deutschland",[44] bei dieser *„Verschwörung"* habe es sich um eine Schauernachricht gehandelt, mit der eigentlich die Notwendigkeit demonstriert werden sollte, gegen eine stets drohende rote Gefahr ebensolche konterre-

43 Ulrich Linse (Hrg.), Zurück o Mensch zur Mutter Erde. Landkommunen in Deutschland 1890-1933, München 1983; zur Durchsuchung auf dem Barkenhof S. 111ff., zur Siedlung Blankenburg S. 126ff. Die kommunistische Siedlung Blankenburg, ein Bauernhof bei Donauwörth in Bayerisch-Schwaben, wurde Anfang 1919 von einem Freundeskreis jugendbewegter Antimilitaristen gegründet. Im Sommer 1919 vermutete die politische Polizei dort eine Hochburg des Spartakismus, das Zentrum einer neuen bairischen Revolution, und hob die Siedlung militärisch auf. Zuvor hatte sich Max Levien, der Gründer des Spartakusbundes in München, auf seiner Flucht in Blankenburg aufgehalten. Dem Kern der Siedler wurde in München der Prozeß wegen Hochverrats gemacht.

44 Ernst Toller, Eine Jugend in Deutschland, Hamburg 1963, S. 154.

volutionären Einwohnerwehren aufzustellen und zu unterhalten, deren Auflösung gerade von der Siegermacht Frankreich eingefordert wurde. Jedenfalls versteckt Gabriele Kaetzler auf dem Dachboden ihrer Berliner Wohnung den 1921 während der Verschubung von Neuburg an der Donau nach Niederschönenfeld entsprungenen kommunistischen Festungsgefangenen Anton Waibel. Der untergetauchten Krankenschwester Thekla Egl, zugleich Mitglied der USPD und des „Bundes sozialistischer Frauen", laut der „Münchner Zeitung" vom 13.6.1919 *„Tollers Geliebte"*, dient die Berliner Wohnung der Kaetzlers als Deckadresse, um Briefe an ihren Verlobten Eugen Maria Karpf ins Gefängnis zu schreiben, den ehemaligen Adjutanten von Rudolf Eglhofer, der wiederum in der Räterepublik als Münchner Stadtkommandant und Befehlshaber der Roten Armee in Erscheinung getreten ist. Der Polizei gilt ihre Wohnung als eine *„Verbindungsstelle der Kommunisten aller Länder und Vermittlungsstelle flüchtiger Kommunisten"*. Der aus seinem bürgerlichen Elternhaus herausgeworfene Günter Reimann, der damals in der radikalen Jugendbewegung aktiv und Gründer der Kommunistischen Jugend in Berlin war, hat sie 1921 bei der „Deutschen Kinderhilfe", einer halbstaatlichen Organisation, kennengelernt, in der sie und andere Linke, *„ein wunderbarer Kreis von Menschen"*, arbeiteten. Gaby Kaetzler sei wie eine Mutter zu ihm gewesen.[45] Im März desselben Jahres wird sie in Berlin bei einer von der KPD initiierten Arbeitslosendemonstration zur Unterstützung des als „Märzaktion" in die Annalen eingegangenen Mansfelder Aufstandes verletzt, als die Polizei Schüsse auf die Demonstranten abgibt. Ein am 1. April in der „New York Times" abgedruckter Artikel des Berliner Korrespondenten der „Chicago Tribune", der sie im Krankenhaus besucht und interviewt hat, bezeichnet die mittlerweile 48 Jahre alte Frau sogar als Anführerin der Kommunisten, die in einer Betriebsräteschule unterrichtet. Doch bei der Übermittlung des Berichts wurde aus der *„Tochter eines früheren Admirals und Nichte des verstorbenen Feldmarschalls von der Goltz"* ein 18jähriges *„Fräulein"*.[46]

---

45 S. Diethart Kerbs, Günter Reimann (1904-2005): ein Kommunist im Zentrum der amerikanischen Finanzwirtschaft, in: Ders., Lebenslinien. Deutsche Biographien aus dem 20. Jahrhundert, Essen 2007, S. 81-92. Günter Reimann war 1925-1930 Wirtschaftsredakteur der „Roten Fahne". Er emigrierte nach New York und gründete dort eine Wochenschrift zur Beobachtung des internationalen Finanzkapitalismus, „International Reports on Finance and Currencies", an der anfangs auch Franz Jung mitarbeitete. Reimann schrieb zahlreiche Fachbücher über Wirtschaftsfragen. Ertrag seiner 1930 und 1932 unternommenen Forschungsreisen nach Rußland ist das rund sechzig Jahre später veröffentlichte Buch „Berlin-Moskau: Das Jahr der Entscheidung" (Hamburg 1993). Günter Reimann sprach gegenüber Diethart Kerbs mit großer Hochachtung von Gabriele Kaetzler und sagte, sie sei 1918/19 mit allen führenden Linksradikalen befreundet gewesen.

46 Bei der Betriebsräteschule handelt es wahrscheinlich sich um eine freigewerkschaftliche Schule, an der bis 1923 auch Frida Winckelmann (s. Fußnote 50) unterrichtet hat. Vor dem Korrespondenten der „Chicago Tribune" distanziert sich Gabriele Kaetzler von einigen Bombenanschlägen, die zuvor, zur Propagierung des Generalstreiks, auf Geheiß der Berliner Ortsleitung der KPD unter Mithilfe von Leuten aus der sogenannten militärischen Organisation der KAPD auf Eisenbahntrakte und die Wohnung des Staatssekretärs im Innenministerium verübt wurden. Sie schreibt diese Aktionen reaktionären Agenten zu, die aufgrund der damit demonstrierten revolutionären Bedrohung die Entente dazu bewegen wollten, die beschlossene Entwaffnung Deutschlands nicht durchzuführen. Zu den tatsächlichen Hintergründen dieser Aktionen siehe den Bericht eines daran Beteiligten: Franz Jung, Der Osteraufstand im Mansfeldschen, in: Ders., Der Weg nach unten. Aufzeichnungen aus einer großen Zeit, Hamburg 1988, S. 178-194.

VON DER GOLTZ'S NIECE A COMMUNIST LEADER

Girl of 18, Wounded by Police, Says Reactionaries Instigate Bombing Outrages.

Copyright, 1921, by The Chicago Tribune Co.

BERLIN, March 31.—Mrs. Gabrielle Katezler, the daughter of a former Admiral and a niece of the late Field Marshal von der Goltz, received a correspondent for The Chicago Tribune today in the public ward of a Berlin hospital, to which she had been taken after being wounded when police fired on a party of Communist unemployed, which she was leading, in last Saturday's demonstration.

Mrs. Kaetzler, who is only 18, talked to me with a soft, gentle voice and without a single tone of bitterness against the police for the injury she had suffered. She sought to explain the present uprising in Germany and her reason for leaving the luxurious home of her parents to join the working-class Communist Party. She is at present employed as a teacher in a school organized by industrial councils for the workers.

"I am not a criminal," she said, "nor are my comrades, who are taking part in the demonstrations and fighting throughout Germany. Please explain to the readers of your big American paper that the Communists are not responsible for the bombing outrages which they have been reading about.

"They are instigated by German reactionary agents in an effort to convince the Entente that disarmament should not be carried out. The German workers, who learned how to handle explosives during the war, are not so stupid as to make so many failures now. Nine out of every ten explosions last week succeeded only in making a terrific noise.

New York Times, 1. April 1921

Detskoje Selo, August 1920. Bei der Frau zwischen Willi Münzenberg (links außen) und Max Barthel (mit Pfeife) handelt es sich wahrscheinlich um Wise Kaetzler

1923 ist Gabriele Kaetzlers Tochter Wise bereits seit einiger Zeit mit dem KPD-Mitglied Max Barthel (1893-1975) verheiratet, einem ungelernten Fabrikarbeiter aus der sozialistischen Jugendbewegung und Frontsoldaten, der seit dem Erscheinen seines ersten Gedichtbandes mitten im Krieg, „Verse aus den Argonnen",[47] einen Ruf als *„Dichter proletarischer Jugend"* besitzt. Barthel ist Herausgeber von „Sichel und Hammer", der Illustrierten der „Internationalen Arbeiterhilfe" (IAH) und weilt gerade im Auftrag der IAH im von Dürre und Hungersnot bedrohten revolutionären Rußland, wo er bei Astrachan vorübergehend die Kontrolle über eine Fischfangkonzession ausübt. Wise schreibt ihrem Gatten, den sie allerdings noch im selben Jahr verlassen wird, an die Wolga, daß sich ihre *„Mutt"* als Rednerin der Partei in Sachsen befinde. Dort werde diese wegen der in einem Bergwerk ausgehängten anonymen Drohung, *„Eure Spartakisten knallen wir alle mal nieder"*, von vier bewaffneten Genossen zu den Versammlungen begleitet.[48] Nachdem im Oktober 1924 in Berlin-Neukölln eine Paßfälscherwerkstatt der Roten Hilfe aufgeflogen ist, fahndet die Polizei nach der offenbar untergetauchten Gabriele Kaetzler. Vergeblich forscht sie sogar in Dießen am Ammersee und in anderen bayerischen Orten nach ihrem Verbleib. Der kommunistische Pub-

47 Max Barthel, Verse aus den Argonnen, Jena 1916.
48 Max Barthel, Kein Bedarf an Weltgeschichte. Geschichte eines Lebens, Wiesbaden 1950, S. 196ff.

lizist Alexander Abusch (1902-1982) schreibt in seinen sehr um den linientreuen Zungenschlag bemühten Memoiren,[49] daß er in der illegalen Parteiarbeit im Winter 1923/24 mit „Gaby K." Kontakt aufnahm. Ihm zufolge weilt Gabriele Kaetzler während der Reichswehrbesetzung Thüringens bei der kommunistischen Pädagogin Frida Winckelmann in Gotha,[50] die bereits zur Rätezeit den in Bayern gefährdeten Revolutionären falsche Pässe aus dem Berliner Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung verschafft haben soll. Abusch schildert Gaby K., *„in ihrem schlichten Äußeren fast bäuerlich"*, als eine sehr gefühlsbetonte Kommunistin, aber voller Überzeugung, und als glühende Anhängerin von Karl Liebknecht, Rosa Luxemburg und Clara Zetkin. Gabriele Kaetzler legt ihm ihre Tochter Wise, die zuvor als Stenosekretärin bei der „Roten Fahne" beschäftigt war, für die Arbeit an der Redaktion der „Neuen Zeitung", dem in Jena erscheinenden Organ der KPD für Groß-Thüringen, *„ans Herz"*. Der noch blutjunge Abusch war zuvor Redakteur der Augsburger „Bayerischen Arbeiterzeitung" (BAZ) gewesen und mußte aufgrund eines gegen ihn eröffneten Verfahrens wegen *„dringenden Verdachts der Vorbereitung zum Hochverrat und des vollendeten Landesverrats"* aus dem neuen Freistaat flüchten; in der „BAZ" hatte er nämlich die Geheimrüstungen der getarnten konterrevolutionären Verbände, die nach der Niederwerfung der Räterepublik in der sich zusehends formierenden Ordnungszelle Bayern ein wahres Eldorado vorfanden, enthüllt. Im Jahr 1924 ist Abusch nun unter dem Decknamen Ernst Reinhardt Chefredakteur der Jenenser Parteizeitung. Er verliebt sich sofort in Wise, die er als *„von einer eigenartig slawisch oder vielleicht irländisch blonden Schönheit"* empfindet, *„literarisch interessiert, zeichnerisch begabt, tüchtig in der Arbeit"*.[51] Die solchermaßen geschätzte junge Frau hat sich zwar von Max Barthel scheiden lassen, trägt aber künftig weiterhin dessen Namen. Aus der Ehe ist ein Sohn hervorgegangen, Thomas Sylvester Barthel, genannt Tiki, der im Zweiten Weltkrieg zu den italienischen Partisanen überlaufen wird und schließlich ein bekannter Ethnologe und Erforscher der *„sprechenden Hölzer"* von der Osterinsel, der Rongorongo-Texte werden soll.[52] Wise Barthel liiert sich mit dem 22jährigen Abusch

49 Alexander Abusch, Der Deckname. Memoiren, Berlin 1981, S. 138ff.

50 Frida Winckelmann (1873-1943) engagierte sich während des Ersten Weltkrieges zunächst im Spartakusbund, dann in der USPD und später in der KPD. Nach dem Krieg gehörte sie kurze Zeit dem preußischen Unterrichtsministerium an und entwickelte Konzepte für die Volkshochschule und die Einheitsschule. Seit 1912 leitete sie in Birkenwerder ein Landschulheim *„für schwächliche und zurückgebliebene Kinder"*, in dem sie aber offenbar eher Schülerinnen und Schüler aus *„intellektuellem, musischem und gutbürgerlichem Milieu"* unterrichtete (Heike Stange, Die parlamentarische Arbeit von Frauen in Thüringen und ihre politischen Biographien, in: Thüringer Landtag [Hrsg.], „Jetzt endlich können die Frauen Abgeordnete werden!". Thüringer Parlamentarierinnen und ihre Politik [Schriften zur Geschichte des Parlamentarismus in Thüringen, Bd. 20], Weimar 2003, S. 66 - 70 , hier S. 66). Während der Kaiserzeit nutzte sie, ähnlich wie das Gabriele Kaetzler auch in Riederau tat, das Haus als Zufluchtstätte für politisch Verfolgte. In der Weimarer Republik wurde ihr die Konzession für die Schule entzogen, da sie in den Augen lokaler Politiker *„lediglich eine Zufluchtstätte für ausländische und radikalkommunistischen Parteigruppen angehörende Personen"* gewesen sei (ebd., S.66). 1923 wechselte sie als Lehrerin in eine Berufsschule in Gotha. 1927 für die KPD in den thüringischen Landtag gewählt, wurde sie zwei Jahre später aus der Partei ausgeschlossen und trat der KPD(O) bei. Im September 1933 wurde sie in „Schutzhaft" genommen und kam in das KZ Moringen. Nach ihrer Entlassung im April 1934 lebte sie bis zu ihrem Tod in Berlin-Britz.

51 Alexander Abusch, Der Deckname, a.a.O., S. 139.

52 Thomas S. Barthel, Grundlagen zur Entzifferung der Osterinselschrift, Hamburg 1958 und Thomas S. Barthel, Das achte Land. Die Entdeckung und Besiedlung der Osterinsel. Nach Eingebo-

und bringt ihre Tochter Marianne zur Welt. Die Beziehung der beiden wird von Wise nach fünfeinhalb Jahren abrupt beendet. Über das gemeinsame Kind, die geteilte kommunistisch-ethische Anschauung und die weitere Zusammenarbeit ab 1930 in der Berliner Redaktion der „Roten Fahne" bleibt man jedoch freundschaftlich verbunden. Gabriele Kaetzler lebt nun für eine Weile bei ihrer Tochter Wise und deren Kindern im kleinen Haus eines sozialdemokratischen Volkshochschullehrers über dem Tal von Jena. Dieser Pädagoge ist Adolf Reichwein (1898-1944), der im Widerstand gegen Hitler von den Nazis hingerichtet werden soll. Von Reichweins Gattin Eva wird noch die Rede sein. Mit Abusch/Reinhardt und Thomas, dem jüngsten Bruder von Wise, der als Lehrling bei Zeiss arbeitet, bildet sich in Jena 1924/25 eine kleine Familie. An Weihnachten 1925 kommt die jüngste Tochter Beate, Betschi oder Bacci genannt, die am Ammersee noch eine Klosterschule besucht hat, aus der reformpädagogischen Freien Schulgemeinschaft Wickersdorf zu Besuch.[53] Ein letzter Eintrag in der Münchner Polizeikladde besagt, daß Gabriele 1926 unter dem Decknamen einer Schriftstellerin *„Merten oder Gabier"* an der Reichskonferenz des „Roten Frauen- und Mädchenbundes" teilnimmt. Von Alexander Abusch wissen wir noch, daß sie, nach der Geburt ihrer Enkel nun allgemein *„Omu"* genannt, ihrer Familie stets eine treusorgende *„Stammesmutter"* gewesen ist und das 1928 erschienene medizinische Hausbuch „Die Natur als Arzt und Helfer" als Vademecum und unanzweifelbaren Ratgeber für die ganze Familie achtet.[54] Geschrieben hat es der reformerische Arzt und Dramatiker Friedrich Wolf, der 1921 einer Siedlergruppe auf dem Worpsweder Barkenhoff angehörte und nach dem Scheitern des „kommunistischen" Experiments mehrere Jahre als Arzt unter armen Bauern auf der Rauhen Alb in Süddeutschland gelebt hat.

> *„Ich fühle mich in der ganzen Welt zu Hause, wo es Wolken, Vögel und Menschentränen gibt."* (Rosa Luxemburg)

Aus einem Briefwechsel, der im Nachlaß des Schweizer Flüchtlingspfarrers Paul Vogt (1900-1984) enthalten ist, sowie durch den vorwiegend aus Briefen bestehenden Nachlaß des durch familiäre Bande mit dem Geschick der Kaetzlers vertrauten un-

---

renentraditionen übersetzt und erläutert, München 1974. Alexander Abusch veröffentlichte 1942 in der antifaschistischen Exilzeitschrift „Freies Deutschland", die von deutschsprachigen Kommunisten in Mexiko in den Jahren von 1941 bis 1946 herausgegeben wurde, einen „Brief an einen jungen Deutschen", dem er, in Anlehnung an Arnold Zweigs Buch „Erziehung vor Verdun", den Titel „Erziehung vor Moskau" gab. Angebliche Erlebnisse mit seinem zeitweiligen Stiefsohn Thomas lieferten Abusch die Anregung, den Werdegang seines fiktiven Adressaten, des neunzehn Jahre alten Erich, und damit den Weg vieler junger Deutscher von Verblendung zur Begeisterung angesichts des Aufstieges der Nationalsozialisten und schließlich zur Ernüchterung angesichts ihres absehbaren Niederganges zu veranschaulichen. Tatsächlich war der wirkliche Thomas S. Barthel über diesen Kunstgriff, mit dem Abusch die deutsche Kriegsjugend aus der Ferne zu Besinnung und Umkehr mahnen wollte, nicht gerade begeistert. Vgl. Freies Deutschland Nr. 4, Februar 1942, Mexico D.F. S. 11-12 und Alexander Abusch, Mit offenem Visier. Memoiren, Berlin 1986, S. 52.

53 Gustav Wynecken (1875-1900), Gründer und spiritus rector der Freien Schulgemeinschaft im thüringischen Wickersdorf, war in der Revolutionszeit des Jahres 1918 u.a. wenige Wochen im bairischen Kultusministerium tätig, wo er sich besonders für die Auflösung der Wehrkraftvereine, die Einführung eines unentgeltlichen Hochschulstudiums und die Umwandlung leerstehender Schlösser in Schülerinternate eingesetzt hat.

54 Alexander Abusch, Der Deckname, a.a.O., S. 138.

dogmatischen Sozialisten Adolf Moritz Steinschneider (1894-1944)[55] erschließt sich noch ein weiterer Zyklus im Leben der Gabriele Kaetzler. Nach dem Machtantritt der Nationalsozialisten werden Gabriele Kaetzler und ihre Töchter sogleich für sechs Wochen einstweilen in „Schutzhaft" genommen und bei brutalen Verhören im Berliner Frauengefängnis Barnimstraße gleichermaßen mit Ohrfeigen traktiert. Unbeeindruckt von ihrer ursprünglichen adligen Abkunft als einer Freiin von der Goltz, dem hohen militärischen Rang ihres Vaters und davon, daß ein Verwandter von ihr im Ersten Weltkrieg unter dem Titel eines Pascha das deutsche Expeditionskorps in der Türkei kommandiert hat,[56] führt außerdem ein SA-Mann an Gabriele Kaetzler noch eine Scheinhinrichtung durch, indem er einen Schuß auf sie abfeuert, wobei die Kugel dicht an ihrem Kopf in die Wand einschlägt. Die alte Frau erleidet einen Nervenschock. Ihre Tochter Fite, die lange Zeit für die „Internationale Pressekorrespondenz" der Komintern als Sekretärin gearbeitet hat, trägt durch die rohe Behandlung der Nazis eine Herzneurose davon. So bald es ihnen möglich ist, verlassen die Geschwister Fite und Anastasius Kaetzler Deutschland. Stasy, der 1929/30 als Autor der „Linkskurve", des Organs des „Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller Deutschlands", in Erscheinung getreten ist,[57] geht im März 1933 zunächst nach Prag, Fite mit ihrem 1927 geborenen Sohn Stefan nach Zürich. Anastasius Kaetzler wird mit seiner Lebensgefährtin Traute, einer Fotografin, *„deren Freundeskreis"*, seinem ehemaligen Schwager Abusch zufolge, *„führend in der roten Sportbewegung tätig war"*,[58] von Prag nach Paris und im Juli 1935 nach Barcelona emigrieren, wo er im 1936 ausbrechenden spanischen Bürgerkrieg für das Propagandakommissariat der Generalitat, der autonomen katalanischen Regionalregierung, tätig wird und die deutschsprachigen Nachrichten von Radio Barcelona redigiert.[59] Adolf Steinschneider berichtet aus dem Pariser Exil:

55 Der Briefwechsel zwischen Gabriele Kaetzler und Paul Vogt befindet sich unter der Signatur NL Paul Vogt 3.4.1.10 im Archiv für Zeitgeschichte in der ETH (Eidgenössische Technische Hochschule) Zürich, der Nachlaß von Adolf Moritz Steinschneider als Depositum im Exilarchiv der Deutschen Bibliothek in Frankfurt am Main.

56 Der preußische Generalfeldmarschall und Begründer des rechtsgerichteten Jungdeutschlandbundes Colmar Freiherr von der Goltz (1843-1916) modernisierte von 1883 bis 1896 die osmanische Armee. Im Ersten Weltkrieg war Goltz-Pascha Oberbefehlshaber der 1. und 6. türkischen Armee und persönlicher Berater des Kriegsministers Enver. Da er die ihm von seinem ehemaligen Schüler Enver Pascha vorgelegte Verordnung über die Aussiedlung der Armenier wohl aus militärstrategischen Gründen gebilligt hat, trägt der preußische Freiherr eine Mitschuld an der Verschleppung und organisierten Ermordung der armenischen Bevölkerung in der Türkei, der in den Jahren 1915 und 1916 anderthalb Millionen Menschen zum Opfer fielen. Nach einem türkischen Sieg über die eingeschlossenen britischen Truppen bei Kut al-Amara in Mesopotamien starb von der Goltz im April 1916 in seinem Hauptquartier in Bagdad an Fleckfieber.

57 Stasy, Spaltensalat, in: Die Linkskurve, 5/Dezember 1929 (1. Jg.), S. 27; Stasy Kaetzler, Betriebszeitungen der Reaktion, in: ebd., 1/Januar 1930 (2. Jg.), S. 25-27; S. K., Literatur im Stahlmantelgeschoss, in: ebd., 5/Mai 1930 (2. Jg.), S. 26; Stasy, Proletarische Jugend, in: ebd., S. 30-31.

58 Alexander Abusch, Der Deckname, a.a.O., S. 214. Bei Traute handelt es sich um Traut Hajdu, geborene Prucha. Sie entstammte einer Berliner Juwelierfamilie und muß in den Jahren 1929-1933 für die „Arbeiter Illustrierte Zeitung" und die KPD fotografiert haben; im ersten Band von Otto Rühles Werk „Illustrierte Kultur- und Sittengeschichte des Proletariats" (Berlin 1930) finden sich einige Bilder von ihr. Sie war vermutlich ausgebildete Fotografin und vor 1933 mit György (Georg) Hajdu, eigentlich Friedmann, aus Ungarn verheiratet, der damals ein Reisebuch über die Sowjetunion veröffentlicht hat. Diese Information verdanke ich Diethart Kerbs.

59 Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen im Bundesarchiv SAPMO-BArch, RY 1/I 2/3/86-91, Eintrag Nr. 837. Das der katalanischen Regionalregierung unterstehende Radio Barcelona 1 sendete seine deutschsprachigen Nachrichten von Mitte 1936 bis März/April 1937,

„Stasy bewährt sich zum zweiten Mal in seinem Leben im unmittelbaren revolutionären Kampf." Nach der Niederlage der Republikaner werden sich Traute und Anastasius Kaetzler schließlich mit Abusch in Mexiko wiederfinden, dem wichtigsten Zentrum der KPD-Emigration in den Kriegsjahren. Die „Omu" bleibt bis 1936 bei den restlichen Kaetzlers, Wise, Becci, Tommi und den Enkelkindern, in Berlin. Dann erst emigriert sie zu ihrer Tochter Fite in die Schweiz.

Ihre älteste, 1898 geborene Tochter hatte in den zwanziger Jahren den in Berlin ausgebildeten Strafverteidiger Adolf M. Steinschneider geheiratet, einen undogmatischen Sozialisten, der 1926 die Kanzlei eines verstorbenen Rechtsberaters und Verteidigers der KPD in Frankfurt übernahm und ebenfalls eine ausgesprochen politische Strafpraxis führte.[60] Während des so genannten Spartakusaufstandes vom Januar 1919, ist er an der Besetzung des Berliner Zeitungsviertels beteiligt gewesen, wofür er anschließend zehn Monate im Gefängnis saß. Die Anekdote, wie Steinschneider einige Genossen bei einer Unternehmung anführt, mit der beabsichtigt wird, aus dem Hof des von den Spartakisten besetzten „Vorwärts"-Gebäudes ein neues MG zum Ersatz eines unbrauchbar gewordenen ins gleichfalls besetzte Mosse-Haus zu schleppen, ist recht amüsant in der geistreichen Autobiographie von Adrien Turel, „Bilanz eines erfolglosen Lebens", geschildert.[61] 1927 bringt Fite Kaetzler ihren Sohn Stefan zur Welt; der Vater ist Adolf Steinschneider. Im selben Jahr wird auch Steinschneiders Tochter Marie-Louise geboren, deren Mutter wiederum die mittlerweile in Scheidung lebende Eva Reichwein ist. Der bekannte linksoppositionelle Jurist Adolf M. Steinschneider, der, ohne selbst Mitglied einer Partei zu sein, mit der Roten Hilfe und der von seinem Vater Max mitbegründeten „Deutschen Liga für Menschenrechte" zusammenarbeitete, verteidigt in den letzten Jahren der Weimarer Republik in politischen Strafsachen Kommunisten und linke Sozialdemokraten und zieht sich nicht zuletzt dadurch den Haß der Nationalsozialisten zu. Zu seinen Gegnern in verschiedenen politischen Pro-

---

also bis kurz vor dem Ausbruch des Aufstandes der Arbeiterschaft von Barcelona gegen die von der kommunistischen Partei und den Rechtssozialisten angeführten bürgerlichen Restaurationsbestrebungen. Patrik v. zur Mühlen schreibt in „Spanien war ihre Hoffnung. Die deutsche Linke im Spanischen Bürgerkrieg. 1936 bis 1939", Bonn 1983, S. 88 über den deutschen Anarchosyndikalisten Helmut Rüdiger, der für die deutsche Propaganda der Confederación Nacional de Trabajo (CNT) zuständig war: *„Daneben leitete Rüdiger zusammen mit einem Kommunisten* (sic!) *die deutsche Propaganda der katalanischen Generalitat"*

60 Eine Biographie von Adolf Moritz Steinschneider findet sich in: Heinz-Jürgen Schneider/Erika Schwarz/Josef Schwarz, Die Rechtsanwälte der Roten Hilfe Deutschlands. Politische Strafverteidiger in der Weimarer Republik. Geschichte und Biografien, Bonn 2002, S. 278-281. Kurze biographische Hinweise zu Steinschneider finden sich auch in einer von der Rechtsanwaltskammer Frankfurt am Main und dem Oberlandesgericht Frankfurt am Main herausgegebenen Schrift zu einem anläßlich des 125jährigen Bestehens beider Einrichtungen veranstalteten Festakt in der Paulskirche, der von einer Wanderausstellung mit dem Titel „Anwalt ohne Recht" begleitet war. Das Schwerpunktthema dieser lokalen Ausstellung, bei der auch eine Fotografie Steinschneiders gezeigt und seine Geschichte vorgestellt wurde, war das Schicksal der jüdischen Rechtsanwälte im Oberlandesgerichtsbezirk Frankfurt. S. 125 Jahre: Rechtsanwaltskammer Frankfurt am Main - Oberlandesgericht Frankfurt am Main - Rechtspflege - Ausstellung: Anwalt ohne Recht; Frankfurt am Main 2004, S. 192/193. Auf Steinschneiders familiäre Beziehung zur Familie Kaetzler wird aber in beiden Biographien nicht eingegangen. Hingewiesen sei noch auf die website http://www.steinschneider.net, auf der man das Adolf Moritz Steinschneider Archiv e.V. aufsuchen kann; dort kann u.a. auch ein von Adolf Moritz Steinschneider an Fite Kaetzler gerichteter Brief über seine abenteuerliche Flucht vor den deutschen Truppen in den Süden Frankreichs gelesen werden.

61 Adrien Turel, Bilanz eines erfolglosen Lebens. Autobiographie, Zürich/Hamburg 1989, S. 217ff.

Adolf Moritz Steinschneider

zessen zählen spätere Würdenträger des Hitlerregimes, darunter der berüchtigte Jurist Roland Freisler. Einen Tag nach dem Reichstagsbrand vom 27. Februar 1933 muß Steinschneider, der zudem aus einer liberalen jüdischen Familie kommt - schon sein Großvater Moritz stand im März 1848 als Demokrat in Berlin auf den Barrikaden[62] - in die Schweiz fliehen. Fite Kaetzler folgt ihm mit dem gemeinsamen Kind; ebenso Eva

62 Moritz Steinschneider (1816-1907): Orientalist, Bibliograph, Pädagoge. Von ihm wird berichtet, er sei am 18. März 1848 gesehen worden, wie er versuchte, einen dicken Baum vor der Berliner Garnisonskirche mit einer kleinen Baumsäge zu fällen. Steinschneider selbst schreibt über diesen denkwürdigen Tag an seine Braut Auguste Auerbach: *„Auch mich hättest Du Steine tragen und Blöcke wälzen sehen können."* Vgl. Renate Heuer/Marie Louise Steinschneider (Hrsg.), Moritz Steinschneider. Briefwechsel mit seiner Verlobten Auguste Auerbach 1845-1849. Ein Beitrag zur jüdischen Wissenschaft und Emanzipation, Frankfurt am Main/New York 1995.

Fite Kaetzler , Zürich 1943

Reichwein, deren Verwandtschaft daraufhin von der Gestapo in Geiselhaft genommen wird. Um ihren Rückkehrwillen zu stärken, lassen ihr die neuen Machthaber telegraphisch durch einen Anwalt Straffreiheit zusichern, verhaften sie aber trotzdem, als sie sich auf das falsche Spiel einläßt und tatsächlich zurückkehrt. Immerhin beläßt sie ihre Tochter erst einmal bei Fite Kaetzler und deren Sohn in Zürich. Steinschneider nimmt im Exil regen Anteil an politischen Veranstaltungen und Diskussionen. Eine enge Freundschaft verbindet ihn zum Beispiel mit dem Zürcher Arzt und antiautoritären Sozialisten Fritz Brupbacher und dessen Lebensgefährtin, der Sexualreformerin Paulette Raygrodski, sowie mit dem gleichfalls in die Schweiz emigrierten Dichter Bruno

Schönlank.[63] Da den eidgenössischen Behörden die Einstellung und das Milieu des Exilierten unlieb sind, belegen sie ihn, als er sich 1935 gerade in Paris aufhält, mit einer Wiedereinreisesperre. Nachdem der jüdische Medizinstudent David Frankfurter am 4. Februar 1936 aus Protest gegen den Nationalsozialismus in Davos den Schweizer Landesgruppenleiter der NSDAP Wilhelm Gustloff mit vier Schüssen aus einer Pistole niedergestreckt hat, wird bei dem Prozeß gegen den Attentäter kolportiert, dieser habe vor der Ausführung seines Vorhabens ausgerechnet mit Steinschneider Rücksprache gehalten. Obwohl das Gericht diese Behauptung als unsinnig zurückweist, geht Steinschneiders Name dennoch durch die deutsche und schweizerische Presse, und er muß mit seiner endgültigen Ausbürgerung rechnen. Eine etwaige Rückkehr nach Deutschland verbietet sich von selbst. Er lebt fortan in steter materieller Not in Paris, wohin ihm schließlich im Frühjahr 1938, wegen der für Juden in Deutschland immer bedrohlicher werdenden Lage, seine Lebensgefährtin Eva mit der elfjährigen Tochter folgt. Anders als seine befreundeten Verwandten in der Pariser Emigration, Stasy und Traute, die nach Barcelona gegangen sind, verzichtet er darauf, persönlich auf Seiten der Linken im spanischen Bürgerkrieg zu kämpfen, da er sich selbst eher als Intellektuellen und nicht als Waffenspezialisten einschätzt. Nach Kriegsausbruch wird er vom französischen Staat als Kriegsdiensthelfer für öffentliche Arbeiten eingesetzt; zehn Stunden am Tag muß er als Zimmermann am Bau eines Stauwerks schuften, und übersteht eine längere Leidenszeit in Internierungs- und Arbeitslagern. Nach der Invasion deutscher Truppen fliehen Steinschneider sowie Eva Reichwein und ihre Tochter Marie-Louise auf getrennten Wegen nach Südfrankreich. Trotz immenser seelischer und körperlicher Belastung arbeitet Adolf Steinschneider an seinem opus magnum, dem sozialanthropologischen Werk „Menschheit und Polarität", das die Entstehung des faschistischen, totalitären Gewaltmenschen und - angesichts der Schwäche der demokratischen, sozialistischen, marxistischen und pazifistischen Ideologien - dessen mögliche Überwindung reflektiert. Er sendet das Manuskript zu seiner Freundin Käte Ruminoff nach New York, die es im wesentlichen ins Englische übertragen will, und hofft, daß sich der dorthin emigrierte und mit ihm freundschaftlich verbundene marxistische Philosoph Karl Korsch dafür interessiert. 1942 wird er, seiner angegriffenen Gesundheit wegen, aus dem Arbeitsdienst entlassen und kann sich mit Eva Reichwein und seiner Tochter in bescheidenen Verhältnissen in einem im Limousin gelegenen Ort niederlassen. In Südfrankreich ehelicht er seine Lebensgefährtin Eva;[64] seine erste

63 Fritz Brupbacher (1874-1945) war ein unorthodoxer Sozialist, Mediziner und Schriftsteller. In seinem Geburtsort Zürich spielte er eine Rolle als Ratgeber in allen möglichen sozialistischen Belangen und als Arzt im Arbeiterviertel. Er war international orientiert und hatte viele Bekanntschaften mit Sozialisten, Anarchisten, Kommunisten, Schriftstellern und Schauspielern. Die russische Medizinerin Paulette Brupbacher, geb.Raygrodski (1880-1967), war ab den zwanziger Jahren die Gefährtin von Fritz Brupbacher; sie trat besonders für Geburtenregelung, Ehescheidung und eine freie Ausübung der Sexualität (Sexualhygiene) ein.
Bruno Schönlank (1891-1965) schrieb für das Arbeitertheater sogenannte Sprechchorwerke und Kantaten und verfaßte Hörspiele. Wegen seiner sozialistischen Überzeugung hatte er von der „Eidgenössischen Fremdenpolizei" ähnliche Scherereien zu gewärtigen wie Adolf Steinschneider oder andere linke Emigranten.

64 Eva Steinschneider, geb. Hillmann, kehrte 1947 nach Frankfurt am Main zurück und wirkte dort einige Jahre als kommunistische Kommunalpolitikerin. 1958 gründete sie die Arbeiterzeitung „Frankfurter Bote" und blieb bis zu ihrem Tode Herausgeberin dieser Publikation. Sie starb im Dezember 1968. Ihre Tochter Marie-Louise, die ihrer Mutter mit ihrem damaligen Ehemann,

Adolf Moritz Steinschneider (Porträt in Öl von Robert Liebknecht)

dem französischen Kommunisten Bernhard Feigenbaum, nach Frankfurt gefolgt war, lebt heute noch in dieser Stadt. Zu ihren Erinnerungen an die Zeit des politischen Neubeginns nach 1945 s. Ingrid und Rudi Schuster, Marie-Louise Steinschneider. „Kontakt mit Kommunisten war schon wieder verpönt", in: Heinz-Jung-Stiftung (Hrsg.), Linke im Kalten Krieg. Autobiographische Berichte aus Frankfurt am Main 1945 bis 1968, Köln 2007, S. 118-129.

Frau Fite hat inzwischen, um die eidgenössische Staatsbürgerschaft zu erhalten, einen Schweizer Bürger geheiratet. Im Sommer 1944 fällt Steinschneider in seinem nördlich von Limoges gelegenen Wohnort Bellac Mordbrennern der SS-Panzerdivision „Das Reich" in die Hand, die auf ihrem Marsch nach Norden an die Normandiefront aus dem nahen Oradour sur Glane kamen, wo sie am Vortag alle Einwohner zusammengetrieben hatten, die Männer in die Scheunen und die Frauen und Kinder in die Kirche, und sodann dort hineinschossen und ihre Opfer anschließend verbrannten. Adolf Moritz Steinschneider und sein Freund Hans Lauterbach werden von der Soldateska verschleppt und erschlagen.

Eine Auswertung des umfangreichen Briefnachlasses von Adolf Steinschneider macht es möglich, weitere Stationen des Lebenswegs zu nennen, den die Angehörigen der Familie Kaetzler zur Zeit des in Deutschland wütenden Naziterrors gegangen sind. In den Briefen an seine nach Palästina ausgewanderten Brüder Karl und Gustav, die Steinschneiders prekäre Existenz im Exil durch knappe Geldüberweisungen notdürftig sichern, findet sich nämlich mancher Hinweis auf das Schicksal der Verwandtschaft seiner in der Schweiz gebliebenen Frau Fite und seines Sohnes Stefan, der in den vierziger Jahren die im Kanton Fribourg gelegene und in einer Naturfreundehütte untergebrachte Ecole d'Humanité besucht, eine Gründung des im Jahre 1934 ebenfalls aus Deutschland emigrierten Reformpädagogen Paul Geheeb und seiner Frau Edith.

Eine beiläufige Erinnerung an Fite wird außerdem in einer Biographie von Amalie und Theo Pinkus, einem bekannten Paar der Schweizer Linken, notiert.[65] Theo Pinkus arbeitete ab Mitte 1933 fünf Jahre lang als Redakteur bei der Züricher „Rundschau-Nachrichtenagentur" (RUNA), einem kommunistischen Tagespressedienst, der hauptsächlich Komintern-Meldungen an Zeitungen, Zeitschriften und Presseagenturen versandte. Seine Aufgabe bestand darin, diese Meldungen in ein einigermaßen einwandfreies Zeitungsdeutsch zu bringen. Diese wurde, so heißt es, nicht unwesentlich dadurch erleichtert, daß in der RUNA eine ausgezeichnete Typistin arbeitete: Fite Kaetzler, eine Deutsche, die schon bei der „Inprekorr" mitgearbeitet und nach der Emigration eigens einen Schweizer geheiratet hatte, also legal und unauffällig bei der RUNA eingestellt werden konnte. *„Sie schrieb wie ein Maschinengewehr, man mußte sich sogar beim Diktieren beeilen"*, erinnert sich Theo Pinkus.

Bei ihrer Tochter Fite in Zürich findet also Gabriele Kaetzler ab 1936 ein Domizil. Da ihr Sohn Erasmus nach Mailand gegangen ist und dort eine eigene Familie gegründet hat, befinden sich nun ihre Kinder und Enkelkinder und deren Geschwister (Steinschneider: *„eine durcheinandere Familie gibt es wohl nicht"*) über mehrere Länder Westeuropas zerstreut - in Deutschland, der Schweiz, Italien, Frankreich und Spanien. Im Mai 1938 treibt sie die Sorge um die letzten Kaetzlers in Berlin um, von denen sie keine Nachricht mehr hat. Sie glaubt ihren Sohn Thomas verhaftet. Auch ihr in Italien lebender Sohn meldet sich nicht mehr. Adolf Steinschneider kolportiert zudem, daß Stasy, *„da nicht auf der Generallinie stehend"*, in Barcelona in Schwierigkeiten geraten und in Marseille gelandet sei. Doch die Ängste und Gerüchte stellen sich als unbegründet heraus. In einem Brief vom Juni 1938 kann Adolf Steinschneider Entwarnung geben. Von Erasmus und Thomas gibt es wieder Lebenszeichen, und Stasy hält sich

65 Rudolf M. Lüscher/Werner Schweizer, Amalie & Theo Pinkus-De Sassi. Leben im Widerspruch, Zürich 1987, S. 162.

weiterhin in Barcelona auf. Im Januar 1939 erwirkt Gaby Kaetzler *„auf Grund ihrer Méritenˮ* (Adolf Steinschneider) vom Spanischen Außenministerium die Erlaubnis, ihren Sohn Stasy in Barcelona zu besuchen. *„Sie will als Begleiterin eines Kindertransportes in einem Camion die Reise unternehmen. Die alte Frau ist wirklich eine Heldinˮ*, schreibt Adolf Steinschneider, der mit der „Omu" offenbar in einem regen, aber leider nicht archivierten Briefwechsel steht, nach Palästina.

„Genossin der Schuld, Genossin der Not, Genossin des Leidens...ˮ (Paul Vogt an Gabriele Kaetzler)

In Zürich arbeitet Gaby Kaetzler als Vertrauensrätin und Helferin im Kreis der Flüchtlingshilfe, die sich zuerst als „Schweizerisches Evangelisches Hilfswerk für die Bekennende Kirche in Deutschland" (SEHBDK) um Paul Vogt konstituierte und sich schließlich ab 1942/43 - gegen viele innerschweizer Anfeindungen - mit einem eigens geschaffenen Flüchtlingspfarramt über religiöse und ideologische Trennungen hinweg für das Asylrecht aller sich vor der antisemitischen Vernichtungspolitik der Nationalsozialisten in die Schweiz Flüchtenden engagiert hat. Vogts Hilfswerk beinhaltete zum Beispiel die Schaffung von so genannten Freiplätzen zur Unterbringung jüdischer Flüchtlinge, die man durch Sammlungen (sogenannte Flüchtlingsbatzen) finanzierte. Offenbar hat Gabriele Kaetzler in Zürich auch Umgang mit dem alten Artur Crispien (1865-1956), dem früheren Vorsitzenden der USPD und späteren Mitglied des Parteivorstandes der SPD, der ebenfalls in die Schweiz emigriert war. In dieser Zeit scheint sie von ihrem *„rein gefühlsmäßigˮ* (Steinicke) empfundenen Glauben an die unverbildeten Kräfte des Proletariats abgerückt zu sein. In einem 1943 geschriebenen Brief an Paul Vogt schlägt sie der Zürcher Gemeinschaft vor, das Thema „Die Kirche und die soziale Frage" zu erörtern und meint dazu vorweg, daß die Lösung dieser Frage nur zu einem geringen Teil Aufgabe der Kirche sei. *„Wer so lange am politischen Kampf der Arbeiter teilgenommen hat, wie ich*, der weiß, der weiß, *auf welcher Basis von Haß und Neid dieser Kampf geführt wird, ja der weiß noch mehr, wie sehr das Schwergewicht schließlich sich ganz auf die Lohnfrage verlagert.ˮ* Eine solche Einsicht und die daraus zu folgernde Abkehr von der engeren Parteiarbeit, etwa im Rahmen der illegalen KPD-Organisation in der Schweiz, werden der Grund dafür sein, daß ihr Name in den parteipolitisch gefärbten Darstellungen von Kommunisten über ihren Kampf im Exilland Schweiz nicht erwähnt wird.
Nach Kriegsende kehrt Gabriele Kaetzler, statt ein Dauerasyl in der Schweiz zu beanspruchen, als eine Art Botin des Evangeliums im hohen Alter nach Deutschland zurück. Ihr volkstümlerisches Ideal scheint nun christlich gerechtfertig zu sein, was nur vorderhand im Widerspruch zu ihrer jahrzehntelang gelebten *„sozialistischen Anschauungˮ* stehen mag, waren doch bereits den russischen Zarenmördern, den Nihilisten und Sozialisten des Volkswillens, der „narodnaja volja", das Volk und die Hingabe ans Volk eine Art Religion. Sie lebt zunächst in der US-Zone bei ihrer Tochter Beate resp. Betschi in Bad Nauheim. Beate Kaetzler arbeitet dort bei der amerikanischen Nachrichtenagentur DENA. Eine ihrer Kolleginnen ist, wie es der Zufall will, die Feuilletonredakteurin Harriet Wisser, die dritte Ehefrau des legendären Literaten,

Gabriele Kaetzler 1946

Linkskommunisten, Schiffsentführers und zeitweiligen Börsenfachmannes Franz Jung, der sich in seiner Münchner Zeit (1911-1913) dem Kreis um Erich Mühsam angeschlossen hatte. Fite Kaetzler bleibt mit ihrem Sohn in Zürich. In den Briefen, die Gabriele Kaetzler bis zum Dezember 1947 an den Pfarrer schreibt, nimmt, neben eindringlichen Schilderungen allgemeiner Not in der Besatzungszone, die Frage der deutschen Kollektivschuld, die sie vehement zurückweist, einen großen Raum ein. Ihre in

privaten Briefen an Freunde und Angehörige geäußerten Klagen über mangelhafte und stagnierende Zustände in den Besatzungszonen - Knappheit in der Versorgung mit lebenswichtigen Gütern wie Brennmaterial etc. - führen sogar dazu, daß manche ihrer Briefe von der Militärzensur angehalten werden. Bei ihrem Versuch, durch eine leidenschaftliche und anklagende Erzählung ihrer Eindrücke aus dem *„zerschmetterten und zerstörten"* und *„von allen Mitteln entblößten Land"* sowie einiger darin eingestreuter Einzelschicksale von *good Germans* bei Vogt Verständnis für die Mehrheit der *„schuldlos schuldig"* gewordenen und nun im Leiden an der *„Umerziehung durch Elend"* verbitterten, von Umsiedlungsaktionen und allgemeiner Mißachtung vor aller Welt gestraften Deutschen zu erwecken, wird ihr jedoch vom Zürcher Flüchtlingspfarrer gelegentlich hart widersprochen. *„Menschlich ist begreiflich, daß deutschen Menschen nun die Gegenwartsnot im Vordergrund steht. Nach meinem Empfinden kann man aber diese Gegenwartsnot nie gerechterweise nennen, ohne zugleich auch die Vergangenheitsnot anderer Völker im Auge zu behalten... Im Ausland wirkt heute jede deutsche Klage im zweiten Nachkriegsjahr merkwürdig, die erhoben wird, ohne der anderen Opfer zu gedenken. So furchtbar und grauenhaft jetzt auch die deutsche Not ist, so furchtbar und grauenhaft war die Not anderer Völker... Wir fragen uns, wie es der Welt ergangen wäre im Falle eines deutschen Sieges..."*

„In Zweifelsfällen entscheidet die Wahrheit." (Albert Vigoleis Thelen)

Als Gabriele Kaetzler, die einräumt, *„genug Kummer durch den maßlosen Haß"* ihrer Kinder gegen das *„deutsche Volk"* zu tragen,[66] in ihrer Antwort wiederum gegen die Kollektivschuld räsonniert und entlastend auf Terror und Denunziantentum sowie die in Deutschland verbreitete Unwissenheit über die Außenwelt während der Diktatur verweist, antwortet der Pfarrer: *„Ich versuche durchaus, Sie in Ihrer Lage zu verstehen. Was ich nicht verstehen kann und wogegen ich mich auflehne, ist das große einseitige Lied vom heutigen deutschen Jammer und der heutigen deutschen Not. Sie ist da. Wir sehen sie auch... Was uns aber tief betrübt und schmerzt, ist die Tatsache, daß diese Not nicht im Zusammenhang gesehen wird mit den Nöten anderer Völker, die jahrelang von Deutschland unterdrückt und ausgesogen wurden. Es wird nur die deutsche Not gesehen und als wichtigste angenommen..."*
Im April 1947 plant Gabriele Kaetzler, in die russische Zone zu reisen. Sie stürzt jedoch unglücklich und bricht sich den Oberschenkelhals. Paul Vogt schreibt ihr in die Tübinger Universitätsklinik: *„So nun, liebes Großmütterchen, so jetzt ist die Zeit vorbei zu vielen Gesprächen über die Menschen und über die Weltpolitik und über die Schuld- oder Nichtschuldfrage. So, jetzt ist es Zeit, ein wenig ruhig zu werden, ein wenig zu liegen, ein wenig zu warten, und jetzt ist es Zeit zum Stillewerden vor dem Ewigen..."* Im Krankenhaus begegnen ihr bald alle kühl und zurückhaltend, da sie als Emigrantin, nach den Worten des Chefarztes, zur *„Tragödie Deutschlands"* zu schweigen habe. Sie ist mittlerweile 75 Jahre alt, hatte seit dem Verlassen der Schweiz

66 Gabriele Kaetzler zufolge waren ihre Kinder der Ansicht, 80% dieses Volkes sollte man erschießen. In einem anderen Brief zeigt sie sich stolz darauf, daß nicht eines ihrer *„Kaetzlerkinder"* untreu geworden, d.h. zum Mitläufer geworden ist. Daraus leitet sie sich *„das Urteil der Milde"* für alle anderen ab.

keinen Raum, der ihr allein gehört, kein richtiges Unterkommen gehabt, doch sie schreibt, daß ihre Tochter Wise sie bei sich in einer *„richtigen Wohnung"* aufnehmen will, die sich in dem im Süden Berlins in der russischen Zone gelegenen Ort Mahlow befindet. Im dortigen Krankenhaus war Wise in den letzten Jahren des Nazi-Regimes als Arztsekretärin tätig gewesen.[67]

Alexander Abusch, der Wise und seine Tochter nach seiner Rückkehr aus dem mexikanischen Exil mehrmals getroffen hat, berichtet wiederum, daß sich Wise ihre *„kommunistische Gesinnung"* bewahrt habe und in Mahlow als *„Aktivistin der ersten Stunde zunächst für die neuen, demokratischen Ordnungsorgane"* arbeite. Angeblich beklagt sich Wise ihm gegenüber, daß in der Mahlower Parteiorganisation nun die ehemaligen rechten Sozialdemokraten das große Wort führten, *„die in der Hitlerzeit nichts oder fast nichts getan haben. Wir Kommunisten sind beiseite gedrückt"*. Abusch schreibt, Wise habe in Berlin eine Beschäftigung bei einer Vorstudienanstalt gefunden, einer Vorläuferin der neuen Arbeiter-und Bauernfakultät. Wegen seiner Zeit bei den italienischen Partisanen wird ihrem Sohn Tiki dort ein Stipendium gewährt. Abusch notiert allerdings, daß ihm Wise im Herbst 1947 mitteilt, sie werde ihre Arbeit aufgeben, um nach Westdeutschland zu ziehen, da ihre schwer erkrankte Mutter der Pflege bedürftig sei. Auf seinen Hinweis, ihre Tätigkeit sei doch in Ostdeutschland vonnöten, antwortet sie, noch dringender würden Kommunisten im Westen gebraucht.[68]

Der Umzug von Gabriele Kaetzler in die sowjetisch besetzte Zone kommt also nicht zustande. Auf die von Pfarrer Vogt liebevoll ausgemalte Vorstellung eines schweizerischen Alterssitzes in einem Alpenruheheim in Gstaad, wo sie gut versorgt wäre und mit Schicksalsgenossen Freud und Leid der Wanderschaftsjahre teilen könnte, antwortet sie unbeirrt: *„Herr Pfarrer, glauben Sie, daß ich mich dort einen Augenblick glücklich fühlen würde, nachdem ich nun 1,5 Jh. die deutsche Not mitgemacht habe. Das ist ja ganz unmöglich! Ich bin doch ein Mensch, der mitten im Leben steht... Mein ganzes Leben, seit ich 22 Jh. bin, ging ich aus einem ‚Gstaad' meiner Jugend in das schwere Leben, wo ich meinen Unterhalt, bescheidene Lehrerin... mir verdiente. Ich verbrachte mein Leben nahe den Armen (den Erniedrigten und Beleidigten, wie man es* literarisch *so schön nannte) u. 46 ging ich aus den fetten Jahren der Schweiz in die mageren der Heimat..."* Vogt nannte sie in seiner Antwort Genossin der Schuld, Genossin der Not, Genossin des Leidens, aber auch Genossin der Hoffnung auf das kommende Reich Gottes. Ihr letzter in diesem Dossier enthaltene Brief an ihn ist vom 10.11.1947. Darin lehnt sie weiterhin unversöhnlich den Begriff Kollektivschuld ab. In der Schweizer Emigration habe sie noch anders gedacht. Doch die fast zwei Jahre beobachtendes Leben in Deutschland, die Wirkung der *„törichten Strafexpedition"* der Alliierten vor Augen, habe sie umgestimmt. Jeder rechtlich Denkende müsse deren barbarische Kriegsführung, als ihnen der Sieg sicher war, und die keinen Unterschied machte, auf jeden Fall ablehnen. Denn *„für die Zerstörung von 9 Millionen Wohnungen gibt es keinen Grund, und für das System unter dem die Deutschen nun seit zweieinhalb Jahren leben, keine Rechtfertigung"*. Doch sie schreibt auch: *„Und dieses*

67 Vgl. den Eintrag in: Widerstand in Berlin gegen das NS-Regime 1933 bis 1945. Ein biographisches Lexikon. Band 1: [Buchstaben A und B] Abegg-Byl, Autoren: Michele Barricelli und René Mounajed, Berlin 2004, S. 82.

68 Alexander Abusch, Mit offenem Visier. Memoiren, Berlin 1986, S. 122ff.

Land ist nicht sympathisch; das Naziwesen hat seinen Stil doch stark aufgedrückt, immer wieder begegnet man dieser zackigen, überheblichen Art, die gar nicht ihre unbescheidene Art merkt und doch so abstoßend auf den natürlichen Menschen wirkt. Und viel schlimmer als der immerhin nur äußerliche Ton ist ja die innere Gesinnung, mit der man so oft zu tun hat, die einem immer wieder begegnet und mit der die Deutschen sich so wenig Freunde in der Welt schaffen... " Sie teilt Vogt mit, daß sie bald nach Bad Salzhausen in ein Sanatorium der staatlichen Organisation der Opfer des Faschismus komme, *„mit Leuten von Linksfärbung und rass. Verfolgten, wahrscheinlich sehr angenehm"*, wo sie vier Wochen Aufenthalt habe. *„Und dann wieder die Frage wohin nun? Diese Frage stellen Millionen, wohin? Und was beginnen?"*
Wolfgang Barthel, der Halbbruder des Osterinselforschers Tiki, der Gabriele Kaetzler und ihre Tochter Wise - laut Barthel *„eine äußerst vitale und temperamentvolle Frau"* - seinerzeit in Bad Nauheim besucht hat, schildert die *„Omu"* in seiner Erinnerung als *„mit den Jahren an Körpergröße geschrumpft, doch immer noch aufrecht, hellwach der Blick, das Haar ergraut, klug und bedachtsam in ihrer Rede"*.[69] Zuletzt kehrt Gaby Kaetzler doch wieder nach Zürich zurück, wo sie 1954 im Alter von 82 Jahren stirbt. Zwei Jahre nach ihrem Tod stirbt dort auch ihre Tochter Fite, die ehemalige Sekretärin der „Internationalen Pressekorrespondenz", sie wurde nur 58 Jahre alt.

> *„Hier in Bayern ist ja die Anschauung über derlei Dinge überhaupt viel freier, da ist freie Liebe etwas Allgemeines."* (Hilde Kramer)

Wieder zurück zur Räterepublik. In den Rechenschaftsberichten ihrer maßgeblichen Gestalten finden Gabriele Kaetzler, ihre Töchter und Hilde Kramer leider keine Erwähnung. Die äußerst rege und leidenschaftliche Revolutionärin Hilde Kramer war zum Beispiel in der Propagandakommission des Soldatenrates tätig und wohnte dessen geschlossenen Sitzungen bei; sie war viel mit Erich Mühsam zusammen und verkehrte mit Max Levien und Gustav Klingelhöfer. *„Hilde macht alles!"*, meldet etwas spöttisch Wise Kaetzler ihrer Schwester Fite und meint damit eine *„Geheimkonferenz"* der Kommunisten, die im Dezember 1918 *„bei Frau Cahn"* in Berlin stattfand und an der Hilde Kramer als Gesandte der Münchner Revolutionäre teilnahm. Als Münchner Delegierte reist sie *„mit rotem Band im Knopfloch"* und mit Friedrich Albert Fister, einem Vertrauensmann Erich Mühsams, einem, laut Wise, *„niedlichen blonden Soldaten"*, nach Bremen, wo sie sich nebenher vergeblich um eine Anstellung bei der „Arbeiterpolitik" bemüht, an die sie schon früher eigene Gedichte eingesandt hatte. Um auch mit den dortigen Kommunisten *„Fühlung zu nehmen"*, reist sie dann weiter nach Hamburg und Kiel. Am 30. November 1918 war sie bereits bei der Bildung von Mühsams „Vereinigung Revolutionärer Internationalisten Bayerns" (VRI) im Braunauer Hof dabei und wurde - neben Fister und Mühsam - zur Geschäftsführerin ernannt.[70] Sie unterzeichnete einen Aufruf dieser Gruppe und trat, wie die meisten VRI-Mitglieder, nach Gründung der KPD in diese ein. Sie war zeitweise Berichterstatterin der

69 Karl Wolfgang Barthel, Tiki der Osterinselforscher. Erinnerungen an meinen Bruder Thomas, Unveröffentlichtes Manuskript, Berlin 2006, S. 13 und S. 15.
70 Staatsarchiv München - Staatsanwaltschaft 2131/III.

„Roten Fahne" und in den Tagen der kommunistisch geführten Räterepublik Schreiberin der Stadtkommandantur, wo sie auch für das Ausstellen von Ausweisen zuständig war. Dem provisorischen Ministerpräsidenten Eisner schien Hilde Kramer immerhin so wichtig zu sein, daß er sie zusammen mit einigen der radikalsten und bekanntesten Propagandisten der Rätebewegung, darunter Eugen Leviné, Josef Sontheimer, Max Levien, Josef Merl und Erich Mühsam, verhaften ließ.
1920 besucht sie in Berlin den russischen Revolutionär Towia Axelrod im Gefängnis und besorgt Zenzl Mühsam (1884-1962), die den ehemaligen Finanzbeauftragten der bairischen Räterepublik ebenfalls sehen will, eine Genehmigung. Doch in den Manuskripten Erich Mühsams taucht Hilde Kramers Name nirgendwo auf, wobei ihm jedoch bis auf weiteres zugute gehalten werden muß, daß ausgerechnet die in Frage kommenden Tagebücher der Zeit zwischen 1916 und 1919 im Maxim-Gorki-Institut für Weltliteratur in der Sowjetunion abhanden gekommen sind. Neben einer kurzen Erwähnung in einem Brief von Zenzl Mühsam an ihren Gatten[71] lassen sich noch in der Stadtchronik und in den Polizeiakten - zum Beispiel im offiziellen Bericht über „Die Münchner Räterepublik im April 1919 und ihre Gewalttaten"[72] - Spuren dieser selbstbewußten jungen Frau finden. In diesem Bericht, der besonders auf die Landfremdheit und anormale Geistesverfassung der Revolutionäre abhebt, wird Hilde Kramer als neunzehnjährige sächsische Kommunistin aufgeführt. Und in ihrer Reportage über den Prozeß gegen Gabriele Kaetzler zählen die „Münchner Neuesten Nachrichten" Hilde Kramer als *„Sekretärin des Stadtkommandanten"* sogar *„zu den bekanntesten Persönlichkeiten der Revolutionszeit"*.[73] Von denen, die in dieser Zeit als revolutionär Gesinnte unterwegs waren, verzeichnet nur Oskar Maria Graf ein Zusammentreffen mit einem *„hünenhaften Mädchen mit Tituskopf, das auf den Namen Hilde hörte"*. In seinem Bekenntnisbuch „Wir sind Gefangene" erzählt er, daß er ihr im Münchner Leohaus, dem von den Kommunisten besetzten Vereinshaus der katholischen Verbände, begegnet ist, in dem die „Rote Fahne" gedruckt wurde. Ein weiteres Mal trifft er das *„Hünenmädchen Hilde"* im Polizeipräsidium, wo Graf wegen eines von einer *„hysterischen Malerin"* als Gegenrevolutionär denunzierten Atelier-Nachbarn vorstellig wird.[74] Hilde fragt Graf *„burschikos"* nach seinem Begehren und stellt daraufhin dem polternden Mitläufer der Revolution für den Nachbarn, für den er sich verbürgt, einen Schein aus, der diesen unter den Schutz der Räteregierung stellt. Die Akten im Münchner Staatsarchiv verraten uns noch den Namen des Freundes von Hilde Kramer: Der zwanzigjährige Student heißt Karl Petermaier und wurde aufgrund

71 Zenzl Mühsam, Eine Auswahl aus ihren Briefen. Herausgegeben von Chris Hirte und Uschi Otten (Schriften der Erich-Mühsam-Gesellschaft. Heft 9), Lübeck 1995, S. 22.

72 Die Münchner Räterepublik im April 1919 und ihre Gewalttaten. *Ein Polizeibericht*, in: Hansjörg Viesel, Literaten an der Wand. Die Münchner Räterepublik und die Schriftsteller, Frankfurt am Main 1980, S. 785-789. Zum Hochverratsprozeß vom Juli 1919 gegen Gabriele Kaetzler und Hilde Kramer vor dem Münchner Standgericht s.: Eliza Johnson, The „Revolutionary Girl with the Titus-Head": Women's Participation in the 1919 Revolutions in Budapest and Munich in the Eyes of Their Contemporaries, in: Nationalities Papers No. 3/2000 (Vol. 28), S. 541-550.

73 Münchner Neueste Nachrichten, 1. August 1919 (Staatsarchiv München, Pol. Dir. 10.087).

74 Oskar Maria Graf, Wir sind Gefangene. Ein Bekenntnis, München 1927, S. 482 und S. 491. Der Korrespondent des „Starnberger Land- und Seeboten", der am 4. August 1919 in seinem Blatt über den Standgerichtsprozeß berichtete, fand Hilde Kramers Verhalten bei der Verhandlung *„unweiblich"*, Oskar Maria Graf bezeichnete ihr Gebaren als *„burschikos"*. Das selbstbewußte Auftreten der jungen Frau befremdete wohl die meisten Männer, die mit ihr zu tun hatten.

seiner Aktivitäten in der Räterepublik zu anderthalb Jahren Festungshaft verurteilt, die er in Landsberg am Lech absitzen mußte.[75] Sich auf ihn beziehend, antwortet sie ihren ehemaligen sächsischen Lehrerinnen, die sie zuvor nach ihren Eheabsichten fragten, aus der Haftanstalt Stadelheim: *„Ich denke ja gar nicht daran zu heiraten! Um mir mein persönliches Leben zu gestalten, brauche ich keinen Stempel vom Standesamt. Mein Verlobter - ich könnte ihn besser meinen Freund nennen - ist ein Student, den ich im November im Soldatenrat, wo ich gearbeitet habe, kennengelernt habe... Heiraten werden wir aus Prinzip nicht. Wenn wir uns einmal nicht verstehen sollten, wollen wir uns ohne Bitterkeit trennen können... Hier in Bayern ist ja die Anschauung über derlei Dinge überhaupt viel freier, da ist freie Liebe etwas Allgemeines."*

Und sie erklärt den Lehrerinnen, warum sie im Gefängnis sitzt und wofür ihr Bekannter Eugen Leviné gestorben ist: *„Wir machen der neuen Generation den Weg frei, wir bereiten für sie eine neue Zeit... Diesen neuen Menschen wird es obliegen, das was wir in der kommenden Räterepublik - und sie wird kommen, trotz aller Noskeschen Maschinengewehre - beginnen, fortzuführen, eine Gemeinschaft (keinen Staat) zu gründen, an deren Geschäften sich das ganze arbeitende Volk beteiligt."*

Über den weiteren Lebensweg des *„revolutionären Mädchens mit dem Tituskopf"* stehen uns bislang leider nur wenige Fakten zu Verfügung. Demnach war Hilde Kramer bis zum März 1936 weiterhin eng mit der Familie Kaetzler verbunden. 1933, zum Zeitpunkt des Machtantritts der Nazis, wohnte sie gemeinsam mit Fite in einem Haus der Friedrich-Ebert-Siedlung im Berliner Wedding, während deren Schwester Wise, ihre zwei Kinder und andere Familienangehörige ganz in der Nähe lebten. Hilde Kramer wurde folglich auch mit den anderen Kaetzlers vorübergehend in „Schutzhaft" genommen. 1936 arbeitete sie mit Wise Barthel im Büro für Kartellverwaltung des Theodor Eschenburg und erlebte so hautnah mit, wie Wise am 15. oder 16. März erneut verhaftet und sechs Wochen lang in Fuhlsbüttel eingesperrt wurde. Hilde verließ

---

75 Karl Petermaier ging 1920 zur KAPD, wirkte dann nach seiner Freilassung aus der Festungshaft für die Allgemeine Arbeiterunion, als deren Delegierter er zum Gründungskongreß der Roten Gewerkschaftsinternationale nach Moskau reiste. 1921 kehrte Petermaier zur KPD zurück, wurde Mitarbeiter der „Roten Fahne" und der sowjetischen Handelsvertretung in Berlin. In der Berliner Zentrale der KPD war er 1922/23 unter dem Parteinamen Winokurow tätig und an der Vorbereitung des bewaffneten Aufstandes im Oktober 1923 beteiligt. Er floh 1924 aus Deutschland und erhielt eine Anstellung in der sowjetischen Handelsvertretung in London, wurde aber dort ausgewiesen. 1924 bis 1926 arbeitete er im Auftrag der Komintern in Italien und übersiedelte schließlich in die Sowjetunion. Petermaier trat in die KPdSU ein, wurde Referent im Volkskommissariat für Außenhandel und ab 1931 Lehrstuhlleiter am Institut für Rote Professur zu Fragen der Weltwirtschaft und Weltpolitik. Ab 1935 leitete er die Internationale Bibliothek in Moskau. Am 27. Juli 1937 verhaftetet ihn der NKWD als Mitglied einer fingierten „konterrevolutionären, trotzkistischen Terrororganisation". Er wurde der Spionage beschuldigt und im April 1938 durch das Militärkollegium des Obersten Gerichts zum Tode verurteilt und am gleichen Tag in Butuwo erschossen. (S. den Eintrag „Karl Petermaier" in Herrmann Weber/Andreas Herbst: Deutsche Kommunisten. Biographisches Handbuch, 1918 bis 1945, Berlin 2004, S. 557ff.) Zur besagten „trotzkistischen Terrororganisation" wurden etwa siebzig Personen gerechnet, die sich im März 1933 privat als befreundete Teilnehmer der Münchner Räterepublik in Moskau getroffen hatten, aber auch deren Kreis von Verwandten und Bekannten in Moskau und Frauen wie Carola Neher, Zenzl Mühsam und Olga Meese, die dem aus der Sowjetunion geflüchteten KPD-Militärexperten und ehemaligen Chef der bairischen Roten Armee Erich Wollenberg in der Prager Emigration begegnet waren. S. Ulla Plener/Natalia Mussienko (Hrsg), Verurteilt zur Höchststrafe: Tod durch Erschießen. Todesopfer aus Deutschland und deutscher Nationalität im Großen Terror in der Sowjetunion 1937/38, Berlin 2006, S. 74 und Reinhard Müller, Menschenfalle Moskau. Exil und stalinistische Verfolgung, Hamburg 2001.

daraufhin Nazideutschland und ging nach England; sie heiratete, vielleicht der Umstände wegen, und war in den fünfziger Jahren als Sozialforscherin und Bibliothekarin in der Nuffield Stiftung tätig; in den sechziger Jahren arbeitete sie als redaktionelle Mitarbeiterin im Büro der britischen Arbeiterwohlfahrt. Sie hieß nun Hilde Fitzgerald, verfaßte 1946 für die Labour Party einen Leitfaden zum National Health Service Act und veröffentlichte 1954 mit Sheila Ferguson „Studies in the Social Services",[76] eine offiziell anerkannte Untersuchung über Nutzen und Auswirkung der sich an Frauen und Familien orientierenden englischen Sozialfürsorge während der Kriegszeit. Sie hielt weiterhin Kontakt mit den verbliebenen Kaetzlers und bürgte etwa 1950 für einen Studienaufenthalt von Fites Sohn Stefan in London. Dem Vernehmen nach ist Hilde Fitzgerald, deren selbstbewußtes *„burschikoses"* Auftreten während der Rätezeit nicht nur das Münchner Bürgertum oder den Gerichtsreporter der eher liberalen Zeitung „Münchner Neuste Nachrichten" irritiert, sondern sogar einen Oskar Maria Graf nachhaltig beeindruckt hat, Mitte der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in Chicago verstorben.

> *„Können Sie mir vielleicht sagen, auf welchem Wege ich nach Ixtilxochtchuatepec zu gehen habe?"* (B. Traven)

Wise, die 1899 geborene Tochter von Gabriele Kaetzler, Hilde Kramers Kollegin und Gefährtin seit den Riederauer Kindheitstagen, war in den „roten Jahren" nicht nur mit dem Dichter Max Barthel liiert, dem sie sogar im Jahr 1920 in das revolutionäre Rußland nachgereist ist, sondern unmittelbar danach auch mit dem KPD-Aktivisten Alexander Abusch, mit dem sie etwa zur selben Zeit zusammen lebte, in der ihre Schwester Fite den undogmatischen Sozialisten Steinschneider ehelichte. Anders als der früh abtrünnig gewordene Barthel ist Abusch allerdings allen prinzipienlosen Schwankungen der Parteilinie bis zuletzt meist widerspruchsfrei gefolgt, ob im Exil in Frankreich als Chefredakteur der illegalen „Roten Fahne" oder in Mexiko als Chefredakteur der Zeitschrift „Freies Deutschland". Er hat es in der DDR sogar zum stellvertretenden Vorsitzenden des Ministerrates gebracht, obwohl er dort in den fünfziger Jahren als „Westemigrant" und wegen der im fernen mexikanischen Exil von ihm und seinen Parteifreunden geäußerten Unterstützung einer jüdischen Nationalstaatslösung in Palästina, die inzwischen nicht mehr der Parteilinie entsprach, all seiner kulturpolitischen Funktionen enthoben wurde. Max Barthel hat in einer nach dem Krieg geschriebenen Rechtfertigung seines im nachhinein opportunistisch anmutenden, sich gleichsam nach Konjunkturen richtenden Lebenslaufs, seinem *„weiten Weg nach Deutschland"*,[77] den Namen seiner ersten Frau von Wise zu Carola abgeändert.[78] Der 1893 geborene Barthel war der Reihe nach jugendbewegter Sozialist und Tippelbruder, sich pazifistisch äußernder, Naturmetaphern bedienender Kriegslyriker, Mitbegründer der Jugendinternationale, aufständischer Spartakist, Delegierter beim II. Kongreß der Kommunisti-

76 Hilde Fitzgerald, A Guide to the National Health Service Act, o.O. (London), The Labour Party 1946 und Sheila Ferguson/Hilde Fitzgerald, Studies in the Social Services London, 1954.

77 Max Barthel, Ein weiter Weg nach Deutschland. Brief an Freunde, die über die Grenze gingen, in: Der Angriff. Das deutsche Abendblatt in Berlin, 9. Juni 1933.

78 Max Barthel, Kein Bedarf an Weltgeschichte. Geschichte eines Lebens, Wiesbaden 1950.

schen Internationale, vorübergehend Leiter der Internationalen Arbeiterhilfe in Moskau, ein begeisterter Hymniker Lenins und der Sowjetunion und bald darauf ein herb enttäuschter Kritiker des roten Rußland, der 1923 in die SPD wechselt und in der sozialistischen Buchgemeinschaft „Der Bücherkreis" seine Romane publiziert. 1933 wird Barthel dann zum erklärten Parteigänger des Faschismus, dem *„gegen die alten Arbeiterparteien die NSDAP eine blühende Frühlingswiese"* erscheint,[79] er wird Lektor der gleichgeschalteten „Büchergilde Gutenberg", geht als Journalist auf KDF-Reisen, und veranstaltet im Krieg Lesungen an den Fronten. Zuletzt hält er sich politisch bedeckt, schreibt Kolportageromane und wird nach dem Krieg zum Schöpfer unverfänglicher Lieder, Chöre, Singspiele und Kantaten. Als er sich 1923 von der anfangs inbrünstig besungenen Sowjetunion abwandt hat und zur SPD übergetreten ist, verließ ihn auch seine erste große Liebe Wise. Bezeichnenderweise ist die Autobiographie des in der Nachkriegszeit weltanschaulich ungebunden schreibenden Dichters mit „Kein Bedarf an Weltgeschichte" überschrieben. Es überrascht, daß Barthel in diesem Buch seine Abwendung vom roten Rußland durch bittere Anklagen gegen die Verklärung der Wirklichkeit in der Propaganda der Revolutionäre verständlich macht, die er ausgerechnet seiner Gefährtin Carola resp. Wise in den Mund legt. Auf der Reise von Petersburg in den Ural und weiter nach Omsk, die sie Ende 1920 gemeinsam unternahmen, habe ihm Wise angesichts der allenthalben anzutreffenden bitteren Armut und Not oft genug im Streit vorgeworfen: *„Wozu wird eigentlich eine Revolution gemacht, wenn es nicht besser wird. Ist das Kommunismus, wenns nichts zu essen gibt?"* Oder: *„In den Parteizeitungen habe ich gelesen, Sowjetrußland sei das Paradies der Arbeiter, auch du hast in deinen Berichten alles verklärt. Ich bin wie erschlagen. Diese Armut! Warum lügt ihr?"*[80] Worte, die ähnlich vielen anderen unabhängigen Kommunisten auch der marxistische Theoretiker Otto Rühle nach seiner im selben Jahr unternommenen Reise durch Rußland gebraucht hat: *„So kann man Revolution nicht machen. Man kann nicht Hunderttausende zugrundegehen lassen, die willig und gut sind."*[81]

Im wesentlichen Unterschied zu Barthel maskiert der beständige Parteimann Abusch seine große Liebe nicht, obschon er sie nicht allein als Persönlichkeit schätzt, deren Attribute *„vielleicht irländisch blonde Schönheit"*, *„Intelligenz und literarische Interessiertheit"* sind und mit der er sich in *„Fragen der Dichtung und Politik"* versteht und streitet. Namentlich schätzt er an ihr ebenso *„Schnelligkeit"* und Tüchtigkeit *„in der Arbeit"*, weshalb er ihr auch gern und oft seine Leitartikel für die „Rote Fahne" diktiert. Als Abusch von der Partei 1926 zur Arbeit am „Kommunistischen Pressedienst" nach Berlin beordert wird, wohnt er ganz selbstverständlich in der Berliner Wohnung von Gabriele Kaetzler und ihrer Töchter in der Elisabethstraße. Nach der Trennung von seiner Frau bezieht er 1930 ein Zimmer in der Wohnung seines ehemaligen Schwagers Stasy und dessen Lebensgefährtin Traute Hajdu, denen er ein Jahrzehnt später in der mexikanischen Emigration wieder begegnet. Als die Nazis bereits an der Macht sind, hält sich Alexander Abusch noch einige Zeit an der Ruhr und in

79 Max Barthel, Ein weiter Weg nach Deutschland, a.a.O.
80 Max Barthel, Kein Bedarf an Weltgeschichte, a.a.O., S.137ff.
81 Zit. nach Walter Hundt, Bei Heinrich Vogeler in Worpswede. Erinnerungen, Worpswede 1981, S. 122ff.

Berlin in der Illegalität. Bevor er den langen Weg ins Exil antritt, nimmt er, um noch einmal sein Kind zu sehen, vorsichtig Kontakt mit Wise auf, die mittlerweile im Berliner Norden einen kleinen Laden für Reformkost eröffnet hat, der linken Genossen als Anlaufstelle dient und hinter dessen Theke auch Gabriele Kaetzler steht. Einige Monate später wird der Laden zwangsweise geschlossen.
Von Arnold Imhof, dem Biografen Franz Jungs, der Ende der sechziger Jahre im Zuge seiner Recherche Luise Kaetzler aufgesucht hat, stammt der Hinweis, sie habe dem „Internationaal Instituut voor Soziale Geschiedenis" in Amsterdam viel politisches Schrifttum vermacht. In der Hauptsache sei dies Material der rätekommunistisch inspirierten „Roten Kämpfer" gewesen, einem Widerstandszirkel um Alexander Schwab, der 1943 im Zuchthaus Zwickau zugrunde ging, den zeitweiligen Leiter der Buchgemeinschaft „Der Bücherkreis", Karl Schröder, und den vielseitigen Literaten und Wirtschaftsanalysten Franz Jung.[82] In seinen Aufzeichnungen „Der Weg nach unten" skizziert Jung knapp Entstehung und Niedergang dieser politischen Oppositionsgruppe, die sich hinter einem Presse- und Wirtschaftsdienst verbarg. Beiläufig erwähnt er dabei eine namenlose Sekretärin, die mit ihm und Schwab von der Gestapo verhaftet und wiederum mit ihm und einigen Dutzend anderen nach einiger Zeit aus dem Sammellager entlassen wurde.[83] Hilde Kramer hat versichert, daß Wise Barthel/Kaetzler am 15. oder 16. März 1936 verhaftet wurde; der Schlag gegen den Pressedienst für Wirtschaftsaufbau, der den oppositionellen Gruppen der „Roten Kämpfer" als Diskussionsplattform diente, erfolgte im November desselben Jahres. Bevor sich die Mosaiksteinchen einer mühsamen Spurensuche zu einem einigermaßen verläßlichen Bild fügten, ließ sich sogar vermuten, daß Wise mit einiger Wahrscheinlichkeit die von Jung erwähnte *„namenlose"* Sekretärin gewesen ist; denn wie sonst hätte sie Material dieser Widerstandsgruppe aufbewahren und weitergeben können? Hilde Kramers/Fitzgeralds Angabe scheint derlei aber auszuschließen. Fest steht jedoch, daß Wise tatsächlich eine jener vielen namenlos gebliebenen Sekretärinnen war, jener Menschen aus der zweiten Reihe, ohne deren Rückhalt keine Organisation der Linken, ob im Inland oder im Exil, lange Bestand gehabt hätte. Den Ruhm und die Erinnerung der Nachwelt trugen jedoch meist andere davon.
In einem Dokument der deutschsprachigen Emigration in Mexiko verbirgt sich zuletzt noch ein Hinweis auf Anastasius Kaetzler. Demnach ist der 1902 geborene Sohn von Gabriele Kaetzler 1942 als Gefolgsmann der KPD-Gruppe an der schmutzigen Kam-

82 Die „Roten Kämpfer" gingen aus dem Herausgeberkreis einer 1930 gegründeten und gleichnamigen marxistischen Arbeiterzeitung hervor; er bestand aus oppositionellen Sozialdemokraten aus dem Ruhrgebiet, die aus der Partei ausgeschlossen wurden. Die ehemals führenden Köpfe der KAPD, Karl Schröder (1884-1950) und Alexander Schwab (1887-1943), beeinflußten diese Gruppierung im Sinne der linksradikalen, rätekommunistischen Tradition. Die „Roten Kämpfer" waren nach der Einstellung der Zeitschrift im November 1931 - danach erschienen noch die hektographierte „RK-Korrespondenz", Rundschreiben, Zirkulare und, bereits in der Illegalität, der „Arbeiterkommunist" - nach der frühen Orientierung auf eine illegale Arbeit noch bis 1936 aktiv, ehe ihnen im November dieses Jahres die Gestapo auf die Spur kam, was bis zum Mai 1937 zu rund 150 Verhaftungen führte. Zu den „Roten Kämpfern" s.: Olaf Ihlau, Die Roten Kämpfer. Ein Beitrag zur Geschichte der Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik und im Dritten Reich, Meisenheim am Glan 1969; Peter Friedemann/Uwe Schledorn (Hg.), Aktiv gegen Rechts. Der Rote Kämpfer. Marxistische Arbeiterzeitung 1930-1931, Essen 1994.

83 Franz Jung, Der Weg nach unten. Aufzeichnungen aus einer großen Zeit, Hamburg 1988, S. 381ff.

Wise Barthel 1974 mit ihrem Bruder Tommi Kaetzler und ihrem Sohn Thomas S. Barthel

pagne gegen die ebenfalls nach Mexiko emigrierten linken antistalinistischen Kämpfer Gustav Regler, Victor Serge, Julián Gorkin und Marceau Pivert beteiligt gewesen, die zur Ausschaltung der seit 1937 bestehenden überparteilichen antifaschistischen Exilorganisation „Liga Pro Cultura Alemana" (LPC) und zur Festigung der kommunistisch gelenkten Konkurrenzorganisation „Bewegung Freies Deutschland" geführt hat. Zumindest findet sich sein Name unter einem Papier deutschsprachiger Kommunisten, die ihren Austritt aus der LPC damit begründen, diese habe sich geweigert, eine klare Position gegenüber der „Fünften Kolonne" einzunehmen.[84] Mit diesem Kampfbegriff aus dem Spanischen Bürgerkrieg wurden im Dienst der Faschisten stehende Diversanten und Saboteure hinter den antifaschistischen Linien bezeichnet, die den vier Kolonnen Francos, die auf Madrid vorrückten, zuarbeiteten. Mit der über den bloßen Rufmord hinauszielenden Schmähung, die „Fünfte Kolonne" Hitlers zu bilden, bedachten moskautreue Kommunisten bald jede aus der Linken kommende Kritik an ihrer antifaschistischen Bündnispolitik. Denn die neue Strategie bestand nun darin, ein Festhalten am Klassenkampf und an sozialistischen Bestrebungen in den alliierten kriegsführenden Ländern als defaitistische Sabotage an eben deren Kriegspolitik zu

84 Fritz Pohle, Das mexikanische Exil. Ein Beitrag zur Geschichte der politisch-kulturellen Emigration aus Deutschland (1937-1946), Stuttgart 1986, S. 188/189.

denunzieren. Zu Zeiten des Hitler-Stalinpaktes hatte dagegen die Bourgeoisie der hitlerfeindlichen westlichen Staaten denselben Kommunisten sogar als noch weitaus schlimmerer Feind als der Nationalsozialismus gegolten. Nach Kriegsende bleibt Anastasius Kaetzler mit seiner Frau für immer in Mexiko und schickt von dort seiner Mutter CARE-Pakete nach Deutschland.[85] Daß sich sein Neffe Thomas S. Barthel, der Sohn von Wise, später in Tübingen auch der Mexikanistik gewidmet hat, der Erforschung der Hochkulturen und ihrer Opferkulte in Altmexiko, erscheint wie eine späte Frucht dieser Entscheidung.

Sich insgeheim auszumalen, Anastasius Kaetzler könnte im „Land des ewigen Frühlings" (B. Traven) sogar dem eingangs als legendärer Räte-propagandist auf dem bairischen Land vorgestellten Ret Marut begegnet sein, ist wohl eine läßliche Sünde. Freilich ist überliefert, daß sich Marut alias Traven von den in Mexiko befindlichen Emigrantenkreisen tunlichst ferngehalten hat. Die miteinander verfeindeten linken Gruppen und Einzelpersonen, die einst unter dem wilhelminischen Kaiserreich noch für gemeinsame Ziele stritten, hatten sich schon längst nichts mehr zu sagen. Die Vorstellung, wonach sich der einstige jugendliche Riederauer Bürgerschreck und der entschiedene Individualanarchist, vielleicht auf chiapanekischen Pfaden oder an anderen wunderbaren mexikanischen Orten, noch einmal ihren Reim auf die gemeinsam erlebte Vergangenheit der bairischen Räterepublik machen, rundet dennoch aufs schönste die zwangsläufig unvollkommene und mitunter ohnehin auf Vermutungen angewiesene Darstellung der Geschicke dieser bemerkenswerten „Spartakistenfamilie" ab. Die wechselvolle Chronik dieser Menschen ermöglicht einen ganz eigenen Blick - auf einem anderen Feld als dem sonst üblichen der Organisationsgeschichte - auf die vielfachen Verbindungen und Zäsuren innerhalb des linksradikalen Milieus der Umbruchszeit zwischen den beiden Weltkriegen.

Trotz nicht ganz vergeblicher und möglichst sorgfältiger Spurensuche, die mit der Entdeckung des von den Weißgardisten 1919 in Riederau beschlagnahmten Briefwechsels durch die Münchner Kunsthistorikerin Christiane Hauck[86] einsetzte und die sich, im Fall der Schwestern Wise und Fite, vorderhand stark an den Biographien der Männer orientieren muß, mit denen beide eine Zeit lang verbunden waren, weist diese den Archiven und Briefwechseln entrissene Geschichte immer noch etliche weiße Flecken auf. Durchaus erkennbar wird aber das Bild einer sehr offenen und beziehungsreichen Familie, deren Kinder freizügig am Ammersee aufwuchsen, deren erwachsene Mitglieder, namentlich die Frauen, nicht unwesentlich an der „bairischen" Revolution beteiligt waren und deren Angehörige sich offenbar ihre radikale Haltung und den Lebensmut über den schwindelerregenden, finsteren Abgrund stürmischer und katastrophal großer Zeiten hinweg bewahrt haben.

---

85 Nach Auskunft von Diethart Kerbs haben Anastasius Kaetzler und Traut Hajdu in Tepoztlán im mexikanischen Bundesstaat Morelos eine Lederwarenmanufaktur eröffnet und sind dort um 1970 ohne Kinder und Erben gestorben.

86 Bei ihren Recherchen zum Engagement von Frauen in der Rätezeit anläßlich des 70jährigen Jubiläums von Novemberrevolution und Räterepublik stieß Christiane Hauck beim Gang in die Archive auf den zwischen Berlin, Bayern, Bremen und Jena unterhaltenen Briefwechsel der sechs revolutionären Frauen Gabriele, Fite und Wise Kaetzler, Hilde Kramer, Lotte Kornfeld und Sonja Liebknecht und veröffentlichte den sensationellen Fund in ihrem Buch „Brotmarken und rote Fahnen. Frauen in der bayerischen Revolution und Räterepublik 1918/19", Frankfurt/M. 1989.

Anhang

Brief von Johann Knief an Gabriele Kaetzler[87]

12. XI. 18
Sehr liebe Frau Kaetzler!

Durch den revolutionären Ruf sind auch unsere Schutzhafttüren aufgeflogen. Wir haben uns ein paar Tage in dem revolutionierenden Berlin umgetan und gefunden, daß ein großer Aufwand schmählich vertan wurde. Ich bin sehr neugierig zu wissen, ob sie bei diesem Feuerwerk Ihren kühlen Kopf bewahrt haben. Sie werden bald genug erfahren, dass an alten Zuständen nichts wesentliches geändert worden ist, nur eine gewaltige Frontaufrichtung hat sich ergeben; die Front von Hindenburg bis Haase. Sind wir ein einig Volk von Brüdern geworden? Hat die Kriegskatastrophe die große Versöhnung aller Klassen des deutschen Volkes gebracht? Von Hindenburg bis Haase? Nun denke! Und wogegen diese Front? Wogegen? Gegen das revolutionäre Rußland! Gegen die bolschewistischen Elemente in Deutschland! Das ist der tiefe Sinn des großen Theaters. Die ganze Bande wittert Morgenluft. Sie rüstet sich zur Verteidigung in ihrem Kampf auf Leben und Tod mit dem Kommunismus. Wir werden sehr bald sehen, wie sich die Dinge entwickeln. Und den deutschen Arbeitern, die aus diesem furchtbaren Krieg noch nicht genug gelernt haben, werden die Augen noch eines Tages furchtbar aufgehen. Unsere Zeit wird die nächste Epoche der Weltgeschichte ausfüllen und sie wird der Welt sagen, was eine proletarische Revolution ist. Bis dahin wollen wir unsere Kräfte zusammenhalten; es ist eine Zeit gewaltigster Vorbereitung. Und sie wird erfüllt sein von einer zitternden Angst der herrschenden Klassen. Wir grüßen Sie im Hochgefühl unserer Aufgaben, deren Resultat nicht mehr ein neues Deutschland, sondern eine neue Welt sein wird.
Wir grüßen Sie und die Ihren herzlichst und gedenken immer wieder mit Freuden der schönen Tage am Ammersee. Vielleicht kommt noch einmal wieder eine Zeit, wo wir uns irgendwo in Deutschland verstecken müssen; wir werden dann wieder zu Ihnen kommen!
Bestens

Ihr Joh. Knief

Von „vertraulicher Seite“ einige Zeit nach der Ermordung von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg in die Hände der politischen Abteilung der Berliner Polizeidirektion gespielter Abschnitt eines von Gabriele Kaetzler verfaßten Briefes (der Empfänger ist unbekannt):

„...Liebknecht ist nicht von den Proletariern ermordet worden, sondern von den Regierungstruppen der Berliner Bluthunde, Ebert- Scheidemann. Er wird vergöttert von den Berliner Arbeitern. Wise schreibt: die Reaktion ist schlimmer als unter der alten Regierung und dazu verlogen. Und jetzt dazu der Krieg mit den Polen, überall Aufrufe zu

87 Enthalten in: Staatsarchiv München Pol.Dir. München 10.087.

den Freiwilligenkorps, aber die sind nicht für die Polen, die werden für die deutschen Arbeiterklassen sein. Es kommen Zeiten! Jetzt schon muß ich Archive und Material in Verwahrung nehmen, das bei den Genossen nicht mehr sicher ist! Ich bin nur noch mit dem Körper in Riederau. Ich bekomme täglich Dutzende von Zeitschriften, Broschüren, Flugblätter. Auch vieles würde Sie freuen. Wise schläft nun nicht mehr zu Hause, da sie fürchtet, nicht mehr sicher zu sein..."[88]

Brief von Karl Petermeier an Hilde Kramer[89]

Liebe Hilde!

Für die Aufrollung des Themas, an dem wir beide litten, hab' Dank - Noch nie bin ich einem Mädchen seelisch näher getreten als Dir. Schon als ich Dich, ich glaube es war im Juli, einmal im Theater bemerkte, schwebte seither Dein Bild mir vor Augen, bis dann das Schicksal uns in der Revolution kennen lernen ließ.[90] Wenn Du nun davon sprichst, wir zwei Menschenkinder passen nicht zueinander, so bitte ich bedenke doch - es ist so einsam und öde auf der Welt, warum sollen wir und gegenseitig nicht halten und stützen können. Ich bin eben noch in der Übergangszeit vom „Bürgerlichen", wie Du es nennst, zum Proletarier!
Aber die Hauptarbeit Hilde ist getan, das versichere ich Dir und gerade durch Deine Unterstützung. Bedenk doch meine Familie, mit der ich aus politischen Gründen brach, bedenke den Sturz des Militarismus, an den ich logischerweise gefesselt war; Übermenschliches auf einmal zu leisten, darfst Du mir nicht zutrauen. Für das, was ich Dir gebe, verlange ich nichts und werde alles zurückweisen. Sieh' aber doch die anderen Genossen an, die einen sind verlobt oder verheiratet; ja glaubst Du denn ewig in dem seelischen Stadium leben zu können, wie es jetzt der Fall ist?

---

90 Nach dem Eingang der Denunziation ersuchte der damit beschäftigte Assessor der Berliner politischen Polizei das Kriegswucheramt darum, es möge bei Gabriele Kaetzler in Riederau durch das Bezirksamt Landsberg eine Durchsuchung unter dem Deckmantel des Schleichhandels veranlassen und hierbei die belastenden Schriftstücke beschlagnahmen. *„Aus dem Briefinhalt der Kaetzler darf geschlossen werden, daß dieselbe in enger Verbindung mit dem Spartakusbund bzw. mit den Führern dieses Bundes steht, und es ist nicht ausgeschlossen, daß sich der eine oder andere in ihrer Villa in Riederau verborgen hält. Zweifellos ist auch wichtiges Material dort zu finden."* Vgl. Staatsarchiv München Pol.Dir.10.087.

88 Dieser Brief ist enthalten in Staatsarchiv München Pol.Dir.10.087. Der am 10. 12. 1899 in München geborene Student Karl Petermeier war im Krieg Soldat der Pionierflieger-Ersatzabteilung in Milbertshofen. Nach Ausrufung der Räterepublik wurde er Kurier und Telefonist des Militärkommissärs. Im Februar 1919 trat er in die KPD ein. In der zweiten, der kommunistischen Räterepublik, war er Adjutant des Münchner Stadtkommandanten. Nach der Unterdrückung der Räterepublik wurde er wegen Hochverrats und Diebstahls gesucht. Neben dem Diebstahl eines Teils der Gelder der Stadtkommandatur warf man ihm vor, eine Resolution der Mannschaften des 1. Infanterieregiments weitergeleitet zu haben, in der gefordert wurde, zur sofortigen Vergeltung für 8 in den Kämpfen bei Dachau gefallene Rotarmisten 40 Geiseln zu erschießen. Auch die beiden gescheiterten Versuche der Revolutionäre, mit einem Flug nach Budapest Fühlung zur ungarischen Räterepublik aufzunehmen, wurden ihm zu Last gelegt. Zur Besatzung des Flugzeugs, das dann tatsächlich am Ostersonntag nach Ungarn startete und dessen Flug mit einer Notlandung bei Wasserburg endete, gehörte auch Karl Petermeier. Er stellte sich am 22. Mai 1919 und wurde zu anderthalb Jahren Festungshaft verurteilt. Vgl. Staatsarchiv München, ST.A. Obb. Staatsanwaltschaft-Fasz. 207 Nr. 2894c.

89 Karl Petermeier war nach der Novemberrevolution zunächst Stenograph beim Landessoldatenrat, Hilde Kramer in derselben Zeit Sekretärin von dessen Propaganda-Ausschuß. Vgl. Staatsarchiv München, ST.A. Obb. Staatsanwaltschaft-Fasz. 207 Nr. 2894c.

Was ich wünsche (aber nicht verlange), wäre ja nur ein Tausendstel der Liebe, die ich Dir schenke und immer schenken werde. - Das ist noch keine Verpflichtung Deines Herzens, Hilde, wie Du schreibst. - Aber in einem Punkte nehme ich den Kampf auf, und zwar mit Deiner Ansicht, mich unter die Bürgerlichen zu stecken! Ich hoffe nur, daß bald der Tag komme, an dem ich Dir den Beweis erbringen werde, daß ich ein stärkeres proletarisches Gefühl und revolutionäres Bewußtsein des Handelns habe, als andere Genossen, die vielleicht im Aktions-Ausschuß sitzen oder bei jeder Versammlung große Reden schwingen.
Und dann werde ich diese „Wand", die utopisch uns trennt, zertrümmern, wenn es nicht schon früher geschehen ist. - Die Zeit wird nicht mehr ferne sein, wo du einsehen wirst; daß Deine und meine Welt sich im Prinzip garnicht unterscheiden; die kleinen Differenzen auszumerzen und zu verwischen soll Deine Aufgabe und der Erfolg Dein Sieg sein! Dir habe ich noch unendlich dankbarer zu sein, als umgekehrt, denn Du allein bist es, die mich bis jetzt von dem seelischen Zusammenbruch, dem ich in den letzten Wochen bevorstand und teils noch stehe, bewahrt hat.
Sieh' Hilde, ich kann mich ja so in Dein Inneres hinein denken, ich will Dich ja gar nicht von diesen Leuten und diesem Geist, der mir heilig und teuer ist, trennen, ich gebe Dir Zeit soviel Du willst, ich werde mich beherrschen, Dich nur einige Male wöchentlich zu sehen, wenn ich nur dann einen Funken Liebe, die wohl Deinem und meinem revolutionären Geist und der großen Sache keinen Abbruch tun wird, in Deinen Augen lesen kann. Solange ich lebe, werde ich für Dich sorgen und Dich lieben.
Karl

Revolutionsdamen vor dem Standgericht[91]

Wegen Beihilfe zum Hochverrat standen heute nachmittag, dem letzten Tage der standrechtlichen Gerichtsbarkeit, auch zwei Damen vor Gericht: die 47jährige Sprachlehrerin Gabriele Kaetzler aus Berlin, Tochter des Admirals von der Goltz, sowie die 19jährige Privatsekretärin Hildegard Kramer, Tochter von wohlhabenden Kaufleuten aus Leipzig. Die Kaetzler ist angeklagt, die Räteregierung dadurch unterstützt zu haben, daß sie als Mitglied der kommunistischen Partei und Anhängerin der Räteregierung für diese besonders auf Reisen mit der Bahn eingetreten ist. Hilde Kramer hat sich in den Dienst der Räteregierung gestellt; sie leistete bei der Stadtkommandatur in München Dienste, wo sie Schreibarbeiten verrichtete, den Parteiverkehr mit dem Publikum vermittelte, das Telephon bediente, Ausweise ausfertigte und die Verhaftung von Geiseln veranlaßte. Aus der Vernehmung der Angeklagten Kaetzler ergibt sich, daß sie sich wegen ihrer schon frühzeitig bekundeten „roten" Gesinnung mit ihrer ganzen Familie überworfen hat. Als Frau und später Witwe eines Sprachlehrers mit wirtschaftlichen Schwierigkeiten kämpfend, hat sie ein Kindererziehungsheim am Ammersee geleitet, in dem auch die Mitangeklagte Kramer Aufnahme fand. In der letzten Zeit war Frau Kaetzler als Lebensmittelaufkäuferin für einen Kommunalverband tätig. Die Angeklagte gibt zu, bei jeder sich bietenden Gelegenheit aus ihrer politischen Gesinnung kein Hehl gemacht zu haben. Im März trat sie zur kommunistischen Partei über. Ferner stellt die Angeklagte auch nicht in Abrede, daß sie ihre

91 Revolutionsdamen vor dem Standgericht, in: Münchner Abendblatt, 31. Juli 1919; enthalten in Staatsarchiv München, Pol.Dir. 10.087.

Schülerin Kramer im Sinne ihrer eigenen politischen Gesinnung beeinflußte und erzog. Eine der erwachsenen Töchter der Frau Kaetzler gehört der U.S.P. an, eine andere der K.P.D. Aus den Akten geht hervor, daß sich wenigstens eine der beiden Töchter recht aktiv politisch betätigt hat.
Hildegard Kramer war bei Ausbruch des Krieges noch im Kaetzlerschen Erziehungsinstitut, kam dann zur Erziehung nach Ilmenau, trat nach ihrer Entlassung der U.S.P. bei und später der in München gebildeten Gruppe revolutionärer Internationalisten, aus der sich die Ortsgruppe München der K.P.D. entwickelte. Schon vor der Revolution verkehrte sie mit linksradikalen Studenten vom „Typ der düsteren Revolutionäre". Bei Ausbruch der Revolution war sie auf der Theresienwiese, dann beim Friedensengel, wo Auer sprach,[92] den sie als Lügner, Schuft und Verräter beschimpfte. Die Äußerung „Das ist er ja" bringt der Angeklagten eine ernsthafte Rüge des Vorsitzenden ein. Die ganze Revolutionszeit verbrachte die Kramer auf der Straße. Am 9. November wurde sie als Sekretärin des Propagandaausschusses des Landessoldatenrates angestellt, gegen ein Tagegeld von 6-8 M. und freie Verpflegung. Im Büro fühlte sie sich etwas zurückgesetzt, weil man überall nur Männer anstellen wollte und keine Frauen. Mit Eisners Politik war sie nie zufrieden, er war ihr zu wenig linksradikal. Im Soldatenrat lernt sie auch Levien kennen,[93] „den einzigen klugen Kopf Münchens", dem nur Klingelhöfer an die Seite zu stellen war.[94] Charakteristisch für die jugendliche, recht von sich eingenommene Revolutionärin ist, daß sie ernstlich glaubt, die freie Liebe sei in Bayern etwas allgemeines, daß sie die wahnsinnige Behauptung aufstellt: der Bürgerkrieg ist für uns so heilig wie für die Monarchie der Weltkrieg.
Aus der Vernehmung ergibt sich noch, daß die Angeklagte nach Kündigung ihrer Stellung beim Soldatenrat als Sekretärin der K.P.D. und Berichterstatterin der „Roten Fahne" tätig war, daß sie honorigerweise keinen Pfennig für ihre Tätigkeit von der Partei annahm, dafür aber Erwerbslosenunterstützung bezog. Im Rahmen der Darstellung ihrer Tätigkeit in der Stadtkommandatur bestritt die Angeklagte, an den Geiselverhaftungen irgendwie aktiv beteiligt gewesen zu sein, ebenso die „Unterstellung", sie habe der Frau Leviné falsche Ausweispapiere beschafft.[95] Die Beweisaufnahme ergibt keine wesentliche Verschiebung des Charakterbildes der beiden Angeklagten. Der Staatsanwalt beantragte gegen Frau Kaetzler mit Rücksicht auf ihre nicht sehr ausgedehnte Tätigkeit eine Freiheitsstrafe von einem Jahr sechs Monaten, gegen Hilde Kramer mit Rücksicht auf ihre Jugend und unter Betonung des unheilvollen Einflusses der Mitangeklagten die gleiche Strafe.
Nach längerer Beratung verkündete das Gericht folgendes Urteil: Die Angeklagte Kaetzler wird freigesprochen, die Mitangeklagte Kramer wird dem Volksgericht überwiesen, da die Sache wegen Ausbleibens der Hauptbelastungszeugin Flammersberger[96] als nicht genügend geklärt erscheint und die Unterbrechung der Verhandlung in Hinsicht auf die Aufhebung der Standgerichte nicht möglich ist.

---

92 Erhard Auer (1874-1945), Vorsitzender der bayerischen Mehrheitssozialisten.
93 Max Levien (1885-1937), Spartakusbund, Gründungsmitglied der Münchner KPD.
94 Gustav Klingelhöfer (1888-1961), USPD, Herausgeber der Süddeutschen Freiheit, Stellvertreter Tollers im Oberkommmando der Roten Armee in Dachau.
95 Rosa Leviné (1890-1979), Schriftstellerin, Mitglied der KPD-Zentrale, Frau von Eugen Leviné.
96 Polizeispitzelin, in einem Polizeiprotokoll auch Flamersfeld genannt, leistete Kurierdienste für die nach Bamberg geflüchtete gegenrevolutionäre Regierung Hoffmann. Sie ließ sich jeweils zu Gabriele Kaetzler und Hilde Kramer in die Zelle sperren und gab sich ihnen als auf der Flucht verhaftete bekannte Berliner Kommunistin aus.

Walter Fähnders

„Roter Alltag" - Lili Körbers Blicke auf Sowjetrußland 1932 und 1942

„Reiseschreibungen" über Sowjetrußland

1932, als in der Weimarer Republik die Berichterstattung über Sowjetrußland ihren quantitativen Höhepunkt erreicht hat,[1] veröffentlicht die österreichische Schriftstellerin Lili Körber im Berliner Rowohlt-Verlag „Eine Frau erlebt den roten Alltag. Ein Tagebuch-Roman aus den Putilowwerken". Es ist ihr erstes, relativ erfolgreiches, Buch, das 1933 im Züricher „Volksrecht" in Fortsetzungen nachgedruckt und umgehend ins Englische, Japanische und Bulgarische übersetzt wird.[2] Ein Jahrzehnt später erscheint „Ein Amerikaner in Russland. Roman", geschrieben nun im us-amerikanischen Exil, gedruckt 1942/43 als Fortsetzungsroman in der New Yorker „Neuen Volks-Zeitung" (und nur dort). Beide Texte bieten zwar keine Reiseberichte einer Fahrt nach Rußland, setzen diese aber voraus - einige der aus dem Westen stammenden Protagonisten befinden sich als Besucher in Leningrad bzw. Moskau, wo sie sich des längeren aufhalten und arbeiten, und gerade um diese Besuche geht es in beiden Texten. Sie enden jeweils mit der Abreise der Hauptfiguren aus Rußland, der Tagebuch-Verfasserin ebenso wie des *„Amerikaners"*.

Die Texte sind also als *„Reiseschreibung"*[3] zu lesen in dem Sinne, daß *„im Berichten oder Erzählen [...] eine Wirklichkeit von unterwegs vermittelt und für andere Orte (nach)konstruiert"* wird - als *„Reiseschreibung"*, die *„Aufschluß zu geben verspricht über die besonderen Dispositionen bei der Wahrnehmung des und der jeweils Anderen"*.[4] Folgt man dieser Bestimmung, so wird man beiden Texten konzedieren, daß sie teilhaben an jener Auffassung von *„Reisebericht"*, der *„‚images' und ‚mirages' von fremden Kulturen (entwirft und transportiert): Bilder und Zerrbilder, die oft weitrei-*

---

1 Vgl. Bernhard Furler, Augen-Schein. Deutschsprachige Reisereportagen über Sowjetrußland 1917-1939, Frankfurt am Main 1987, S. 146 (Verlaufskurve: ebd., S. 147). Insgesamt sind zwischen 1921 und 1941 mehr als 900 Berichte über Rußlandreisen auf dem deutschen Buch- und Zeitschriftenmarkt nachgewiesen, vgl. Matthias Heeke, Reisen zu den Sowjets. Der ausländische Tourismus in Rußland 1921-1941. Mit einem bio-bibliographischen Anhang zu 96 deutschen Reiseautoren, Münster u.a. 2003, S. 19; vgl. auch Wolfgang Metzger, Bibliographie deutschsprachiger Sowjetunion-Reiseberichte, -Reportagen und -Bildbände 1917-1990, Wiesbaden 1991.

2 In: Volksrecht (Zürich) 2.1.-25.2.1933; engl. Übersetzung u.d.T.: Life in a Soviet Factory. Novel. Übers. Claud W. Sykes, London 1933; japanische Übersetzung u.d.T.: Riri keruba: sovetojokounonikki [„Tagebuch einer sowjetischen Arbeiterin"]. Übers. Tetsuo Teramoto/Haruto Inada. Osaka 1934; bulgarische Übersetzung u.d.T.: Chorata v segašna Rusija. Dnevnik-roman. [„Menschen im heutigen Rußland. Tagebuch-Roman"]. Sofia 1934. - Über die Resonanz des Buches unter Auswertung zahlreicher Rezensionen vgl. Ute Lemke, Lili Körber: Von Moskau nach Wien. Eine österreichische Autorin in den Wirren der Zeit (1915-1938), Siegen 1999.

3 Zum Terminus vgl. das gleichnamige Kapitel in der „Einleitung" zu: Walter Fähnders/Nils Plath/Hendrik Weber/Inka Zahn (Hrsg.), Berlin, Paris, Moskau. Reiseliteratur und die Metropolen, Bielefeld 2005, S. 9-29, hier S. 14-19.

4 Ebd., S. 16.

chende Nachwirkungen nicht nur in der Literatur, sondern auch im kulturellen Selbst- und Fremdverständnis erzielt haben".[5]
Daß als conditio sine qua non des Reiseberichtes aber keineswegs der *„soziale Vorgang des Reisens"* als außertextliche Referenz und als die Gattung *„konstituierendes Element"*[6] herangezogen werden muß, das verdeutlichen die beiden Texte von Lili Körber ebenfalls, wie gezeigt werden wird. Denn ihre ständige Durchbrechung des Faktualen, das zugunsten von Fiktionalisierungen die Referenz ihres - historisch verbürgten - Besuches der Putilow-Werke unterminiert oder doch zumindest unterläuft, und umgekehrt die auffälligen Faktualisierungstendenzen gerade im späteren Text, der im Untertitel bereits als *„Roman"* annonciert wird, dem als fiktionales Werk also keine außertextliche Realität etwa eines zuvor stattgehabten Moskaubesuches zukommt, sollten als (allemal legitime) Elemente von *„Reiseschreibung"* definitorisch aus dieser keineswegs ausgeschlossenen werden. Denn sonst müßte sich die Gattungsdefinition auf die tatsächlich stattgehabte Reise beschränken, müßte zur Legitimierung einer Analyse dann der außertextliche Reisevorgang allererst rekonstruiert werden, bevor sie es gestattete, den textlichen Befund der Reise auch zu interpretieren - was ohne Zirkelschluß schwerlich zu tätigen ist. Zudem ignorierte dies die Momente des Fiktionalen, des Narrativen im Faktualen, worauf die New History mit einigen guten Gründe insistiert hat - ohne daß man deshalb die Kategorie des Faktualen aufgeben müßte, etwa weil vorgeblich in jedem Text ausschließlich ‚erzählt' werde und sowieso alles ‚fiktional' sei.
Es geht also um faktual-fiktionale Hybridformen. Ohne jeden faktualen Text als ‚nur' erzählten, fiktionalen zu deklarieren, sollte die Relation zwischen Faktualem und Fiktionalem reflektiert werden: In dem Sinne, daß der jeweilige Anspruch des Textes, das eine oder das andere (nicht) sein zu wollen, mitbedacht wird. Nicht ob ein Text faktual (bzw. nicht-fiktional) oder fiktional ist und womöglich in welcher Passage was vorwaltet, ist allein entscheidend, sondern vielmehr, warum er das eine oder das andere (nicht) sein möchte. Denn dies sind Strategien der Authentifizierung, der Beglaubigung, des Anspruchs von Wahrheitsstiftung bei dieser Art ästhetischer Repräsentation und Realitätsaneignung.
Von daher ließen sich der ästhetische und soziale Status von Faktualem und Fiktionalem bzw. von Faktualität und Fiktionalität einer *„Reiseschreibung"* diskutieren. Ganz besonders ergiebig scheint das in jenen Fällen zu sein, wo die Verfasser ihre tatsächlichen Reisen literarisch mehrfach bearbeiten und unterschiedlich repräsentieren, einmal mit dem Anspruch eher des Faktualen, einmal mit dem Anspruch eher des Fiktionalen, und dies mit erkennbaren Interferenzen, mit intertextuellen Bezügen innerhalb dieser Texte - wie im Falle Lili Körbers.
Daß Lili Körber mit einer derartigen ästhetischen Strategie in der Rußland-Reiseliteratur nicht vereinzelt dasteht, mögen die folgenden Beispiele verdeutlichen, die an dieser Stelle nicht weiter ausgeführt, aber wenigstens genannt werden sollen. Einer der allerersten Rußland-Berichterstatter der Weimarer Republik war Alfons Paquet mit den Büchern „Im kommunistischen Rußland" und „Der Geist der russischen Revolu-

5 Peter J. Brenner, Reisebericht, in: Walther Killy (Hrsg.), Literatur-Lexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache. 15 Bde., Gütersloh 1988-1993, Bd. 14 (1993), S. 281-287, hier S. 282.
6 Ebd., S. 281.

tion“ (beide 1919). Ihnen ließ er den Rußlandroman „Die Prophezeiungen“ (1923) und das 1926 in Piscators Berliner Volksbühne uraufgeführte Drama „Sturmflut“ folgen. In seinem Nachlaß findet sich zudem ein Romanfragment, das von der russischen und deutschen Revolution erzählt, „Von November bis November“.[7] Die Mehrfachverwertung gilt auch für Max Barthel und seine drei 1921 erschienenen Berichte „Die Reise in Rußland“, „Vom roten Moskau bis zum schwarzen Meer“ und „Der rote Ural“, die er im Gefolge seiner Teilnahme am Kongreß der Kommunistischen Internationale 1921 verfaßte, und die späteren romanesken Verarbeitungen des Rußlandsujets in „Der Putsch“ (1927), „Blockhaus an der Wolga“ (1930) und in dem „Erlebnisroman aus Sowjet-Rußland“ „Der große Fischzug“ (1931).

Ähnlich verfährt der Altmeister des deutschen Reiseberichts im 20. Jahrhundert, Arthur Holitscher, der sich mit seinem „Amerika“-Buch von 1912 bereits vor dem Ersten Weltkrieg in der literarischen Öffentlichkeit einen Namen gemacht hat (bis hin zu Franz Kafka, dessen „Amerika“-Fragment von Holitschers Buch profitierte): Holitscher schrieb nach seinen Berichten „Drei Monate in Sowjet-Rußland“ (1921) und „Stromab die Hungerwolga“ (1922) den Roman „Es geschah in Moskau“ (1929), der den Auftakt zu einer dann nicht vollendeten Trilogie bildete.[8] In diesem Zusammenhang wäre auch Franz Jung zu berücksichtigen. Seinem Rußlandbericht für die KAPD, die „Reise in Rußland“ von 1920, läßt er in seinem 1921 verfaßten Roman „Die Eroberung der Maschinen“ eine Moskau-Episode folgen, die eben diesem ‚Moskau’ eine sei es reale, sei es symbolische Führungsrolle in Sachen Weltrevolution indirekt abspricht. Dementsprechend präsentiert Jung diesen Ort im globalen Aufstandsgeschehen des Romans - trotz des Anspruchs, ‚Zentrum’ zu sein, erscheint Moskau als eher peripher.[9] Daß Jung diese dezidiert linkskommunistische Position gerade seinem Experimentalroman einschreibt, dürfte kein Zufall sein.

Die beiden Texte von Lili Körber stehen in diesem Kontext einer wechselseitigen Durchdringung des Faktualen und des Fiktionalen: Deren Hybridität wird im folgenden ebenso im Mittelpunkt stehen wie die ganz besondere Literarizität, die aus diesem Erzählkonzept folgt. Daraus ergeben sich Fragen nach dem ‚Authentischen’ ebenso wie nach der Opposition von ‚Erzählen’/‚Beschreiben’. Zudem sollen der literar- und werkgeschichtliche Kontext helfen, gattungsgeschichtliche Zusammenhänge zu erschließen, die mehr als bloße Formfragen sind - es geht um die Art und Weise, wie ‚fremde Blicke’ auf den *„roten Alltag“* Sowjetrußlands diesen ästhetisch repräsentieren und damit selbst einen Beitrag zu Wahrnehmung und Konzeption sozialistischer Praxis liefern. Dies scheint in der hier zur Debatte stehenden Zeitspanne der dreißiger Jahre - vom ersten Fünfjahresplan bis zum Zweiten Weltkrieg - besonders aufschlußreich.

---

7 Vgl. Gerd Koenen, „Rom oder Moskau“. Deutschland, der Westen und die Revolutionierung Rußlands 1914-1924, Phil. Diss. Tübingen 2003, S. 397-401 [Buchfassung u.d.T.: Der Russland-Komplex. Die Deutschen und der Osten 1900-1945, München 2005]; Oliver Marc Piecha, Der Weltdeutsche. Eine politische Biographie Alfons Paquets vom Ersten Weltkrieg bis zum Ende der Weimarer Republik, Phil. Diss. Frankfurt am Main, 2003 [Masch.].

8 Als 2. Band folgte: Es geschieht in Berlin. Roman, Berlin 1931; ein 3. Band ist nie erschienen.

9 Franz Jung, Die Eroberung der Maschinen. Roman (1923) (Werke 4), Hamburg 1989, S. 148f.; vgl. Walter Fähnders, Zwischen ästhetischer und politischer Avantgarde: Franz Jung und seine ‘Reise(n) in Rußland’. In: Gerd Koenen/Lew Kopelew (Hrsg.), Deutschland und die Russische Revolution 1917-1924, München 1998, S. 431-461.

Lili Körber (1)

Lili Körber (1897-1982)[10] gehört zu den wenigen Rußlandreisenden der zwanziger und dreißiger Jahre, die des Russischen mächtig und vor Ort also nicht auf das Dolmetschen angewiesen waren - Walter Benjamin gibt in seinem „Moskauer Tagebuch" eindrucksvolle Beispiele für Notwendigkeit und Umständlichkeit des Dolmetschens sogar im Theater, und dies trotz seiner Kultivierung der visuellen Wahrnehmung, die er und andere Moskaubesucher mit der Moderne und dem Flaneur insbesondere teilen. Stefan Zweig, der selbst die Sowjetunion besucht hat, bemerkt über dieses elementare Problem der Fremdwahrnehmung: *„Wer der russischen Sprache nicht mächtig ist, nur die Hauptstädte Moskau und Leningrad... gesehen, wer außerdem die revolutionäre Ordnung mit den zaristischen Zuständen nicht aus früherer Erfahrung zu ergleichen vermag, sollte, meine ich, lieber redlicherweise verzichten auf Prophezeiung wie auf prophetische Entdeckung."*[11] Daß andererseits russische Sprachkompetenz nicht zwangsläufig zu einem erhellenden Blick auf Rußland führen muß, versteht sich - Kurt Tucholsky hat darüber gespottet.[12] Ihre sprachliche Kompetenz ermöglicht Lili Körber jedenfalls ersichtlich Blicke und Erfahrungen, die anderen Rußlandreisenden verschlossen waren. Übrigens hat sie für die Wiener „Arbeiter-Zeitung" des öfteren Texte aus dem Russischen übersetzt.

Lili Körber wurde 1897 in Moskau als Tochter des österreichischen Kaufmanns Ignaz Körber und seiner aus Polen stammenden Frau Jeannette geboren und wuchs dreisprachig auf - neben russisch und deutsch lernte sie durch ihre Erzieherinnen auch französisch. Nach Kriegsbeginn verließ die Familie Rußland, nachdem der Vater wegen Spionageverdachts kürzere Zeit inhaftiert worden war, und siedelte über Berlin nach Wien. Lili Körber legte in Zürich ihr Abitur ab, studierte Philologie (Germanistik, Romanistik) und Philosophie in Genf, Wien und Frankfurt am Main, wo sie 1925 ihr Studium mit einer Promotion über die Lyrik des expressionistischen Dichters Franz Werfel abschloß.[13] Seither lebte sie überwiegend bei der Familie in Wien. Einzelheiten ihrer Vita sind insgesamt, aber auch gerade aus dieser Zeit, spärlich, auch ihr genauer

---

10 Zur Biographie vgl. die zahlreichen Arbeiten von Viktoria Hertling, vor allem: Viktoria Hertling, Quer durch: Von Dwinger bis Kisch. Berichte und Reportagen über die Sowjetunion aus der Epoche der Weimarer Republik, Königstein/Ts. 1982, S. 87-113; Dies., Abschied von Europa. Zu Lili Körbers Exil in Paris, Lyon und New York, in: The Germanic Review 3/1987 (62. Jg.), S. 118-129; Dies., Sato-San: Ein japanischer Held. Lili Körbers satirischer Roman über den aufhaltsamen Aufstieg Adolf Hitlers in Österreich, in: Eijiro Iwasaki (Hrsg.), Begegnung mit dem „Fremden". Grenzen - Traditionen - Vergleiche. Akten des VIII. Internationalen Germanisten-Kongresses Tokyo 1990, Bd. 6, München 1991, S. 90-97; Dies., Farewell To Yesterday. Lili Körbers Exil in New York zwischen Fiktion und Wirklichkeit, in: Dachauer Hefte 8/1992, S. 202-212; Herta Wolf, Glauben machen. Über deutschsprachige Reiseberichte aus der Sowjetunion, Wien 1992; kritisch zu Hertling, auf eigenen Recherchen fußend und für die Jahre bis 1938 Basis jeder weiteren Arbeit: Ute Lemke, Lili Körber, a.a.O.; weniger ertragreich ist Yun Jung Seo, Frauendarstellungen bei Adrienne Thomas und Lili Körber, Marburg 2003.

11 Zit. n. Ute Lemke, Lili Körber, a.a.O., S. 84.

12 In seiner vernichtenden Kritik des Reisebuches von Arthur Willy Just, „Mit Ilsebill freiwillig nach Sibirien" (1932): *„Der Mann kann russisch [...]. Man hat aber den Eindruck: er versteht nicht, was da vor sich geht."* (Peter Panter [d.i. Kurt Tucholsky], Auf dem Nachttisch, in: Die Weltbühne 5/1932 (28. Jg), S. 177-180, hier S. 179).

13 Lili Körber, Die Lyrik Franz Werfels. Frankfurt am Main, Phil. Diss. v. 23. April 1925 [Masch., 133 S.].

Lili Körber in den dreißiger Jahren

Weg zur Literatur ist unbekannt: *„Nach eigenen Angaben schrieb Lili Körber seit ihrem achten Lebensjahr, nachweislich publiziert hat sie aber erst ab 1927. 1930 gab sie dann als Beruf auch Schriftstellerin an, hätte vom Schreiben allein aber nicht leben können.“*[14]

14 Ute Lemke, Lili Körber, a.a.O., S. 52.

Lili Körber gehört also zu jener um die Jahrhundertwende geborenen Generation schreibender Frauen, die bei Kriegsende bzw. zum Zeitpunkt ihrer ersten Veröffentlichungen zwischen zwanzig und dreißig Jahre alt waren.[15] Es ist die Generation so erfolgreicher Debütantinnen wie Marieluise Fleißer, Irmgard Keun, Ruth Landshoff-Yorck oder Anna Seghers, deren literarische Karriere durch den Bruch von 1933 unter- oder gar abgebrochen worden ist. Daß österreichische Autorinnen wie Lili Körber auch und mit Vorliebe im Deutschland der Weimarer Republik publizierten, liegt auf der Hand: Die Verlagssituation war günstiger, der Buchmarkt größer und Berlin als Hauptstadt der zwanziger Jahre allemal ‚die' Literaturmetropole. Lili Körbers erste Veröffentlichungen erfolgen zwar in der Wiener Tagespresse, insbesondere der sozialistischen „Arbeiter-Zeitung", zeitweilig auch in der kommunistischen Wiener „Roten Fahne", sie schreibt aber sehr bald auch für in Berlin erscheinende Zeitschriften wie „Magazin für Alle", „Das neue Rußland", „Arbeiter-Illustrierte-Zeitung" (AIZ), „Der Weg der Frau".[16]

Wie im einzelnen der Kontakt zu den linken Zeitungs-Redaktionen entstanden ist, ist unbekannt - jedenfalls pflegt Lili Körber in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre in Wien Kontakte zu der ehemaligen Lenin-Mitarbeiterin Angelica Balabanoff sowie zu Ernst Fischer. 1927 besucht Trude Richter, die spätere Sekretärin des „Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller" (BPRS), ihre ehemalige Kommilitonin Körber in Wien.[17] Zurecht ist bemerkt worden, daß man in diesen Wiener Kreisen *„ein spezielles Interesse an Rußland"* zeigte,[18] was offenbar - das belegen auch die zentralen Rußland-Themen vieler ihrer frühen Texte[19] - wiederum Lili Körbers Interessen entgegenkam. Politisierend dürften zudem die Wiener Unruhen im Zusammenhang mit dem Brand des Justizpalastes von 1927 gewirkt haben.

In diesem linken Milieu entwickelt sich Lili Körber, wie auch ihr freilich nur rund einjähriges Gastspiel in der Wiener „Roten Fahne" nahelegt, zur *„kommunistischen Sympathisantin"*.[20] Man wird also trotz schmaler Informationslage Lili Körber als oppositionelle, linke, revolutionäre Autorin sehen können, die sich nicht unbedingt organisatorisch oder parteipolitisch gebunden hat, jedenfalls nicht auf Dauer, die aber in der linken Szene Wiens, Berlins und anderswo zahlreiche Kontakte knüpfte und die sich ein kleines Netzwerk aufzubauen verstand. Ihr Rußlandbuch beispielsweise über-

---

15 Vgl. die „Einleitung" zu Walter Fähnders/Helga Karrenbrock (Hrsg.), Autorinnen der Weimarer Republik, Bielefeld 2003, S. 7-19.

16 Vgl. die Nachweise bei Ute Lemke, Lili Körber, a.a.O., S. 257-267; zu ergänzen wären u.a. die bei Herta Wolf nachgewiesenen Artikel aus der New Yorker „Neuen Volks-Zeitung" (Herta Wolf, Glauben machen, a.a.O., S. 363-364); Lemkes Körber-Bibliographie ist zu vergleichen und ergänzen mit derjenigen von Viktoria Hertling, Lili Körber. In: Deutschsprachige Exilliteratur seit 1933. Bd. 4, Bibliographien. Schriftsteller, Publizisten und Literaturwissenschaftler in den USA. Hrsg. John M. Spalek [u.a.]. Teil 2, Bern/München 1994, S. 956-964.

17 Vgl. Trude Richter, Die Plakette. Vom großen und vom kleinen Wirken, Halle 1972. Darin erwähnt sie ihren Wien-Besuch 1927 bei ihrer *„Studienfreundin"* Lili Körber, die sie (wie sich selbst) als *„'Sympathsierende'"* einschätzt (S. 66).

18 Ute Lemke, Lili Körber, a.a.O., S. 54.

19 Vgl. z.B. Lili Körber, Der rote Mitjka. In: Arbeiter-Zeitung (Wien) 12.2.1928; Dies., Der Schulgeiger Grischa. In: Arbeiter-Zeitung (Wien) 20.7.1928; Dies., Über die russische Grenze... In: Arbeiter-Zeitung (Wien) 23.10.1928; Näheres zum Rußlandsujet in diesen frühen Texten bei Ute Lemke, Lili Körber, a.a.O., S. 63-71.

20 Ute Lemke, Lili Körber, a.a.O., S. 71-78.

sandte sie mit einer Widmung an Romain Rolland.[21] Dabei schien ihr die Sowjetunion - ein Interesse ja auch an der alten Heimat, aus der sie vertrieben worden war - durchaus als ein *„positives Modell"*,[22] was sie erkennbar motiviert hat, gerade darüber zu schreiben und Kontakte in dieser Richtung, etwa zur in Berlin erscheinenden Zeitschrift „Das neue Rußland", zu knüpfen.[23]
Sie gehörte wohl auch zu den Gründungsmitgliedern des „Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller" Österreichs, als dessen *„1. Schriftführerin"* sie in den Bundesvorstand am 9.2.1930 in Wien gewählt wurde. Als sicher gilt, daß sie später wieder ausgetreten ist - aus welchen Gründen auch immer.[24] 1933 wiederum nahm sie an der konstituierenden Hauptversammlung der Wiener „Vereinigung sozialistischer Schriftsteller" teil und wurde 1934 in den Vorstand gewählt. Auch in diesem Fall ist über nähere Aktivitäten Lili Körbers nichts bekannt.[25]
Wohl in ihrer Funktion als Schriftführerin (und Russischkennerin!) des „Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller" nahm sie im November 1930 an der „II. Internationalen Konferenz proletarischer und revolutionärer Schriftsteller" in Charkow teil, ohne daß darüber bisher nähere Dokumente bekannt wären.[26] Das gilt auch für ihre wohl kürzeren Rußlandreisen 1928 und 1929.[27] Den Rußlandaufenthalt von 1930 jedenfalls wußte sie offenbar für sich privat zu nutzen, indem sie fast ein Jahr dort blieb und u.a. eben in den Putilow-Werken arbeitete. An einer Stelle des Buches läßt sich ein womöglich historisches Reisedatum erschließen, als die Tagebuchschreiberin über den (1933 verstorbenen) armenischen Dichter Akop Akopjan berichtet. Diesem sei sie am Vorabend des 1. Mai in Tiflis begegnet, und *„er kannte mich vom Charkower Schriftstellerkongreß"*.[28] Nach dem späteren Zeugnis ihres Mannes war es Lili Körber *„möglich zu bleiben und sogar als Bohrerin für einige Wochen gegen Bezahlung in*

---

21 Die Widmung lautet: „Dem grossen Dichter und/Menschen Romain Rolland/Lili Körber/Wien, den 10.6.33" (Rolland-Nachlaß in der Bibliothèque Nationale, Paris: 8- Z R ROLLAND- 9167); ich danke Wolfgang Asholt herzlich für seine Recherche!

22 Vgl. Ute Lemke, Lili Körber, a.a.O., S. 77.

23 Darin zeichnete sie gelegentlich unter *„Dr. Lili Körber"*, vgl. die Faksimiles aller Inhaltsverzeichnisse bei Rolf Elias, Die Gesellschaft der Freunde des neuen Rußland, Köln 1985, S. 101-132.

24 Nach einer Notiz in: Die Linkskurve 4/1930 (2. Jg.), S. 32; vgl. Ute Lemke, Lili Körber, a.a.O., S. 76; in der „Linkskurve", dem Organ des deutschen BPRS, ist Lili Körber einmal, im Januar-Heft 1930, mit einem Beitrag vertreten, bezeichnenderweise mit einer Übersetzung aus dem Russischen (Lenin und die Bauern. Kleinbauer Gavrilow, in: Die Linkskurve 1/1930 (2. Jg.), S. 12f.).

25 Vgl. Ute Lemke, Lili Körber, a.a.O., S. 70; auch die Angaben bei Hertling bleiben vage (Viktoria Hertling, Quer durch, a.a.O., S. 91-93).

26 Auf der bisher bekannten Teilnehmerliste taucht Lili Körber nicht auf (vgl. Zur Tradition der sozialistischen Literatur in Deutschland, 4 Bde, Bd. 4: Kommentare, Berlin, Weimar 1979, S. 41), auch in der sowjetischen Dokumentation des Charkower Kongresses wird ihr Name nicht genannt (freundliche Mitteilung von Simone Barck, Berlin). Es ist auch die Rede davon, daß Lili Körber auf Einladung des sowjetischen Staatsverlages gereist sei, zusammen mit Anna Seghers, Johannes R. Becher und Karl Schröder (letzterer vom sozialdemokratischen „Bücherkreis"); vgl. Viktoria Hertling, Quer durch, a.a.O., S. 92; Yun Jung Seo, Frauendarstellungen, a.a.O., S. 130f.; Herta Wolf, Glauben machen, a.a.O., S. 158f.

27 Verschiedene Zeitungsartikel deuten darauf, so ihre Berichte 1928 und 1929 über russische Angelegenheiten, etwa über Wandzeitungen in Sowjetrußland oder das Theater für Kinder in Moskau (vgl. die in Anm. 16 genannten Bibliographien).

28 Lili Körber, Eine Frau erlebt den roten Alltag. Ein Tagebuch-Roman aus den Putilowwerken, Berlin 1932, S. 116; Zitate hieraus im folgenden direkt im Text.

den Putilowwerken zu arbeiten."[29] In einer Selbstanzeige zu „Eine Frau erlebt den roten Alltag" ist die Rede davon, sie habe bei Putilow *„einige Monate als Bohrerin"*[30] gearbeitet. Das auf ihren Namen ausgestellte „Arbeitsbuch" sowie ein Lohnzettel der Putilow-Werke, die als Faksimile im „Roten Alltag" abgedruckt sind und über die noch zu handeln sein wird, sind auf den 12. bzw. 14. September 1931 datiert.
Noch 1931 dürfte Lili Körber nach Wien zurückgekehrt sein und „Eine Frau erlebt den roten Alltag" niedergeschrieben haben. Am 29.2.1932 erscheint bereits ein Vorabdruck[31] in der „Arbeiter-Zeitung" (zu der die Kontakte trotz der zwischenzeitlich eher kommunistischen Orientierung Lili Körbers also durchaus nicht abgebrochen waren), das Buch selbst kommt Mitte 1932 heraus und erfährt bis 1933 zahlreiche Besprechungen.

„Jeder deutsche Verleger, der etwas auf sich hielt, brachte ein Rußlandbuch heraus"

Am 24.6.1932 lobte die „Literarische Welt" auf ihrer Titelseite ein Preisausschreiben aus - der erste Preis: *„Eine Reise nach Moskau und Leningrad II. Klasse von Berlin bis Berlin, einschließlich Hotel, Verpflegung, Führung und sonstige Unkosten, veranstaltet von dem Reisebüro ‚Intourist' Berlin NW7. Wert 400 RM."* Um befürchteten Mißverständnissen über das Reiseziel zu begegnen, fügt die Schriftleitung folgende „Bemerkung" hinzu: *„Unserem 1. Preis liegt keine andere Absicht zugrunde, als die, dem Gewinner ein interessantes Erlebnis und Kenntnisse zu vermitteln, die für Deutsche jeder Parteirichtung heute wichtig sind."*[32]
Das öffentliche Interesse an Sowjetrußland in der Spätphase der Weimarer Republik war offenbar in *„jeder Parteirichtung"* so groß, daß eine von Intourist organisierte Reise dorthin im Werte einiger Angestellten-Monatsgehälter attraktiv sogar für ein literarisches Preisausschreiben schien. Siegfried Kracauer bemerkt im Juli 1932 in seiner Rezension von Körbers Buch in der „Frankfurter Zeitung": *„Ohne die begrenzte Nützlichkeit von Reportagen über Sowjetrußland zu verkennen, scheint es mir doch so, als ob sie in der letzten Zeit allzu dicht auf uns niederströmten."* Und Kracauer entwirft dabei en passant eine kleine Poetik von Rußlandberichten: *„Sie beschreiben, ohne wirklich aufzuklären, verwirren durch ihre Unverbindlichkeit, und liefern Impressionen statt Bilder. Eingreifenden Wert für uns hätten allein Werke, in denen Theorie und Praxis zusammengingen, die Anschauung sowjetrussischen Lebens aus der Kenntnis seiner Konstruktion erwüchse und eine Verbindung hergestellt wäre zwischen der dortigen Wirklichkeit und unseren Chancen."*[33]
Entsprechend groß war allerdings auch die mediale Konkurrenz in Sachen Rußland. Daß zu dieser Zeit zahlenmäßig der Höhepunkt der Rußlandbücher, um hier allein bei diesem Medium zu bleiben, erreicht war, wurde bereits vermerkt. So veröffentlichte

29 Zit. n. Herta Wolf, Glauben machen, a.a.O., S. 159.
30 Zuerst in: Buchhandlung Moritz Perles (Hrsg.), Wiener Literarische Signale. Winter-Nummer, Wien 1932, zit. n. Ute Lemke, Lili Körber, a.a.O., S. 102.
31 Lili Körber, Begegnung mit Wera Figner, in: Arbeiter-Zeitung (Wien) 29.2.1932.
32 In: Die Literarische Welt 26/1932 (8. Jg.), Titelseite; Hervorhebung im Original.
33 S[iegfried] Kracauer, Aus dem roten Alltag, in: Frankfurter Zeitung Nr. 548 v. 24.7.1932, 2. Morgenblatt (=Literaturblatt Jg. 65, Nr. 30, S. 5).

Rowohlt selbst allein 1931/32 ein halbes Dutzend Rußlandtitel: Hans Siemsens sehr differenzierter, reflektierter und politisch ganz souverän-selbständig angelegter Band „Russland - Ja und Nein", die sehr erfolgreichen Übersetzungen von Hubert Renfro Knickerbockers Bücher über die Sowjetwirtschaft „Der rote Handel lockt!" und „Der rote Handel droht!", die noch im Erscheinungsjahr 1931 Auflagen von 18. bzw. 28. Tausend erzielten; des weiteren zwei Titel aus der „Schriftenreihe der Gesellschaft der Freunde des neuen Rußland in Deutschland" sowie „Der Mensch wird umgebaut. Ein Rußlandbuch" von Arthur Rundt.[34] Für die beiden Bücher von Knickerbocker und den Band von Hans Siemsen wird in „Eine Frau erlebt den roten Alltag" geworben. *„Jeder deutsche Verleger, der etwas auf sich hielt, brachte ein Rußlandbuch heraus. Rußland ja und nein, Rußland ja - ja - ja"*, läßt Lili Körber die Protagonistin ihres zweiten Buches von 1934, Ruth Gomperz, unter deutlicher Anspielung auf den Siemsen-Titel, sagen.[35] Wollte man auf dem Markt der Rußlandbücher reüssieren, mußte man gut disponieren. Ernst Rowohlt, wohl selbst Anhänger der überparteilichen „Gesellschaft der Freunde des neuen Rußland in Deutschland", tat dies mit Lili Körbers Buch.[36]

„Eine Frau erlebt den roten Alltag" - Strategien des Authentischen

Nachdem der Verlag im „Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel" vom 3.6.1932 bereits eine ganzseitige Anzeige für Körbers „Eine Frau erlebt den roten Alltag" geschaltet hat, wirbt (damit nahezu identisch) der Klappentext des dann im Juli 1932 in einer Auflage von 6.000 Exemplaren erschienenen Buches[37] mit folgendem Text: *„Dieser Tagebuchroman einer Wienerin, die auf ein Jahr in den ‚roten Betrieb' der Putilow-Traktorenwerke als Arbeiterin eingetreten ist, enthält mehr als persönliche Erlebnisse und Bekenntnisse und ist reicher als es eine objektive Darstellung des heutigen Leningrad sein könnte. Hier spricht nicht ein kritisch beobachtender Fremder, hier schlägt ein lebendiges Menschenherz. In Werkstatt und Krankenhaus, im möblierten Zimmer und auf der Straße kämpft sie Tag für Tag mit Qual und Lust den schweren Liebesstreit des Einzelwesens mit dem Kollektiv. Immer wieder findet ein Ausgleich statt und immer wieder bricht der Kampf von neuem los. Wir bekommen eine Vorstellung von der unendlichen Kleinarbeit, deren es bedarf, um die Menschen für neue Ideen reif zu machen. Wir erleben mit einer Liebenden und Begeisterten das Dilemma: Fünfjahresplan und Menschenherz."*[38]

---

34 Alle Berlin 1931 bzw. 1932.

35 Lili Körber, Die Ehe der Ruth Gomperz. Roman, Mannheim 1984, S. 20. [Neuausgabe von: Lili Körber, Eine Jüdin erlebt das neue Deutschland, Wien 1934; zugleich Zürich 1934.]

36 Nach Abschluß dieses Aufsatzes stoße ich auf den Band: Helene von Watter, Eine deutsche Frau erlebt Sowjetrussland (Breslau 1932), der hier nicht mehr berücksichtigt werden konnte.

37 Ute Lemke stellt entgegen anderslautenden Informationen klar, daß das Buch durchaus kein Bestseller war, daß es auch nicht sofort vergriffen und daß eine des öfteren in der Sekundärliteratur kolportierte Neuauflage für 1933 wohl nicht geplant war (Ute Lemke, Lili Körber, a.a.O., S. 82f.).

38 Klappentext. Der Anfang lautet in der „Börsenblatt"-Anzeige so: *„Eine junge Wienerin, die auf ein Jahr in den ‚roten Berieb' der Putilow-Traktorenwerke als Arbeiterin eingetreten ist, schreibt ihre Erlebnisse auf. Aber was sie schreibt, wird mehr als persönliches Bekenntnis und reicher als es eine objektive Darstellung des heutigen Leningrad sein könnte."* (Zit. n. Ute Lemke, Lili Körber, a.a.O., S. 81f.).

Dieser Klappentext scheint rhetorisch und politisch wohlkalkuliert. Bereits der Anspruch der Gattungsbezeichnung *„Tagebuchroman"* ist verblüffend: Die Gestaltung von Subjektivem (Erlebnisse, Bekenntnisse) und Objektivem wird nicht (etwa im Sinne von Erzählen/Beschreiben) alternativ gesehen, sondern der *„Tagebuchroman"* transzendiere, so die Ankündigung, beider Gattungs- und Gestaltungsgrenzen - er biete *„mehr als persönliche Erlebnisse und Bekenntnisse"* und sei wiederum *„reicher"* als die *„objektive Darstellung"*. Ohne daß diese abgewertet würde, scheint sich der Akzent dem Subjektiven zuzuneigen, wie die Doppelung *„Menschenherz"*, *„lebendiges Menschenherz"* nahelegt.

Eine geschlechtsspezifische Konnotation wird mit dem Hinweis auf die Autorin geliefert: *„Wienerin"*.[39] Das erläutert das Signal im Buchtitel, daß es eine Frau sei, die den *„roten Alltag"* erlebe, was nicht unbedingt selbstverständlich schien und in besonderem Maße Neugier erwecken sollte. Denn Rußlandberichte waren bis dato Männerdomäne. Unter den rund 100 deutschen Reiseautoren, die Matthias Heeke in seinem Rußlandbuch biobibliographisch erschlossen hat,[40] finden sich gerade fünf Autorinnen, die bis 1933 über ihre Rußlandreisen publiziert haben: Anni Geiger-Gog, Berta Lask, Frida Rubiner, Helene Stöcker, Martha Ruben-Wolf. Aber deren Berichte bedeuteten von Sujet, Machart bzw. Zielansprache her keine Konkurrenz zu Körber. Das gilt sowohl für „Der große Strom. Eine unromantische Wolgafahrt" (1930) und die anderen, der KPD-Agitation verpflichteten Texte von Frida Rubiner, die ebenso wie Körber im zaristischen Rußland geboren war und russisch sprach,[41] als auch für Berta Lasks zeitgleich mit Körber erschienenem „Kollektivdorf und Sowjetgut", das sich im Untertitel ebenfalls als „Tagebuch", allerdings als „Reisetagebuch" und nicht als „Tagebuch-Roman" deklariert. Das 1933 erschienene „Moskauer Skizzenbuch" von Anni Geiger-Gog (auf einer Rußlandreise am Jahreswechsel 1932/33 fußend) wurde in Deutschland kaum mehr wahrgenommen, die sehr viel früheren Berichte von Helene Stöcker und der Ärztin Martha Ruben-Wolf stehen im besonderen Zusammenhang der Arbeit für die „Gesellschaft der Freunde des neuen Rußland" bzw. des Interesses an der Entwicklung der Medizin in Sowjetrußland. Hinzuzufügen wären in dieser Liste Ilse Langner, die 1928 *„als erste deutsche Journalistin"* nach Rußland fuhr, wie die Zeitung des Scherl-Konzerns „Der Tag" verkündete, in der Scherl-Presse einige (noch unerschlossene) Reportagen und Berichte publizierte und sich damit in Berlin als junge Schriftstellerin etablierte.[42]

Die weiteren Informationen des Klappentextes über konkrete empirische Daten - Handlungsort Sowjetrußland, Arbeit in den Leningrader Putilow-Traktorenwerke, Kontext des Fünfjahresplans - verbindet sich mit einer überhistorischen Problematik des ‚Allgemein-Menschlichen', des Emotionalen, des Liebessujets. Es ist ausdrücklich von *„einer Liebenden"*, von *„Liebesstreit"* die Rede. Es geht auch um das *„Menschenherz"*, dem dann das letzte Wort gehört. Der Hinweis auf ein *„Dilemma"* deutet eine Konfliktebene an: Arbeit/Politik vs. Menschliches/Liebe. Das explizit angespro-

39 In der Annonce: *„junge Wienerin"*.
40 Matthias Heeke, Reisen zu den Sowjets, a.a.O., S. 561-637.
41 Vgl. Walter Fähnders, Frida Rubiner, in: Neue Deutsche Biographie (NDB) 22 (2005), S. 157.
42 Ilse Langner, Ich reise nach Rußland, in: Der Tag 31.3.1928 (Unterhaltungs-Rundschau); vgl. die knappen Hinweise bei Monika Melchert, Die Dramatikerin Ilse Langner. „Die Frau, die erst kommen wird...". Eine Monographie, Berlin 2002, S. 17-19.

chene *„Fremde“* dürfte damit einen exotischen Reiz wohl behalten haben, aber als latente Bedrohung auch neutralisiert worden sein. Insofern präludiert der Klappentext wie bereits die vorhergegangene Buchankündigung eine erzählerische Konzeption, die ‚subjektives Erzählen' wie ‚objektive Darstellung' gleichermaßen transzendieren möchte, ohne sich beider besonderer Möglichkeiten und Vorzüge zu berauben. Damit ist bereits ein Novum gegenüber der zeitgleichen Rußlandliteratur annonciert, auch der des Rowohlt-Verlages.

Schutzumschlag von John Heartfield

Die weiteren Paratexte weisen in dieselbe Richtung. Der Schutzumschlag[43] von John Heartfield, der zu dieser Zeit als kommunistischer ‚Fotomonteur' u.a. des Malik-Verlages und der schon erwähnten „AIZ“ Münzenbergs großes Ansehen genoß, zeigt drei Fotomontagen: Auf der Titelseite vor einem künstlich-rötlichen Hintergrund das Schwarz-Weiß-Foto zweier modisch frisierter Arbeiterinnen an einer Werkbank, die wohl den Arbeitsvorgang verrichten, den auch die Protagonistin des Buches ausübte, mit eingeblendetem Schriftzug des Buchtitels und des Verlages sowie der Angabe der Verfasserin. Der Buchrücken zeigt unter der Titelei die Aufsicht auf eine Straße mit regen Publikumsverkehr; die Masse bewegt sich in eine Richtung, wie z.B. auf ein

43 An dieser Stelle sei der Stiftung Archiv der Akademie der Künste, Berlin, für Hilfestellung bei der Materialbeschaffung herzlich gedankt!

Betriebstor hin. Der Rückumschlag präsentiert das Foto zweier von unten gesehener Arbeiter, die einen perspektivisch verzerrten, auf diese Weise sehr dynamisierten Stern beschriften, dessen oberer Teil ein Foto zeigt. Nicht eindeutig erkennbar ist, ob es sich dabei um Stalin oder einen anderen Repräsentanten des Staates oder vielleicht der Wirtschaft handelt. Die kyrillischen Buchstaben verstärken für den deutschen Betrachter den Eindruck des im Klappentext angesprochenen *„Fremden"*, aber gerade auch des Authentischen. Für den des Russischen Kundigen lesbar sind die Worte *„Est' metall-perven[ec?] -"*, was auf eine Wendung wie *„Metall ist das erste -"* deutet: Ein Schnappschuß, der die im Entstehen begriffene Anbringung einer Fünfjahresplan-Parole wiedergibt.[44]

Alle drei Fotografien sind Schrift-Bilder: Sie sind selbst mit Schrift montiert oder zeigen die Tätigkeit des Beschriftens. Sie reproduzieren ein Detail von industrieller Produktion mit dem Akzent der Handarbeit von Proletarierinnen, zeigen ihre männlichen Geschlechtsgenossen bei propagandistischer Arbeit und vermitteln im schmalen hochformatigen Buckrückenbild mit der Titelei einen unspezifisch bleibenden Eindruck flanierender oder eilender Menschen. Der ‚Schrift' kommt eine exponierte Rolle zu, indem sie den fotografischen Abbildern von Fakten allererst ‚Bedeutung' verleiht bzw. eine solche herstellt (Titelgebung) oder den Vorgang visualisiert, der einem Symbol (dem Stern) eine besondere Parole aufschreibt. Darin ließe sich ein Spiegel zur Konstruktion des Buches sehen, das den dokumentarischen Fakt, die Putilow-Werke, auf besondere Weise ‚beschriftet' - im und als „Tagebuch-Roman".

Die Titelgebung „Eine Frau erlebt den roten Alltag. Ein Tagebuch-Roman aus den Putilowwerken" vermeidet den ausdrücklichen Hinweis auf Rußland, macht aber durch die Metapher *„roter Alltag"* und die Ortsangabe *„Putilowwerke"* die thematische und topographische Spanne deutlich. Die Putilow-Werke, *„Rußlands Krupp"* (Kisch),[45] dürften dem kundigen Leser um 1930 ein Begriff gewesen sein. Das Novum auf dem Buchmarkt, daß hier eine Frau über Rußland berichtet, wird durch die in diesem Kontext ebenfalls neue Gattungsbezeichnung „Tagebuch-Roman" unterstrichen. Nach den Umschlag-Fotomontagen ist der Authentizitäts-Diskurs spätestens hiermit eröffnet: Der Anspruch des Selbst-Erlebten und seiner Niederschrift im „Tagebuch" annonciert individuelle Wahrheit, bedingt sich dabei aber aus, auch „Roman" zu sein. Der ‚autobiographische Pakt', über den noch zu reden sein wird, scheint trotz der Roman-Komponente im Titel geschlossen zu sein.

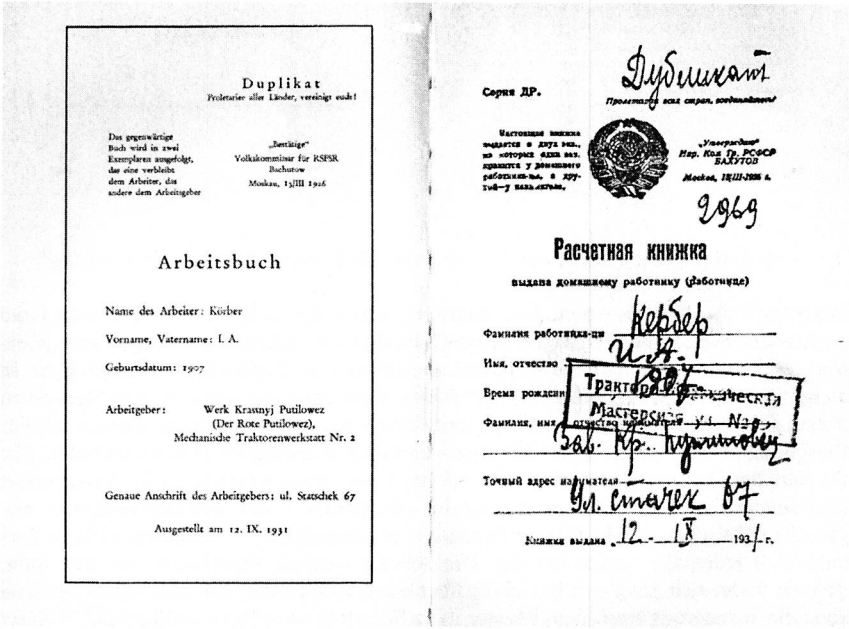
Die Widmung: „Den Putilowarbeiterinnen zum Gruß" spricht unmittelbar zu einer außertextlichen Realität, das darunter gedruckte Motto führt in die Welt der Literatur zurück: *„Was denkst du dir? Nur um das Brot, nur um den Magen, meinst du, mühen wir uns ab? N-hei-ein, mein Lieber! Ums Leben, um den richtigen Gang des Lebens." Karawajewa, Die Fabrik im Walde.* (S. [5])

Dieses Motto liest sich kontextunabhängig als Bestätigung, daß der Sozialismus oder genauer das hier zitierte anonyme Kollektiv des *„Wir"* mehr als eine *„Brot"*- oder *„Magen"*-Frage sei. Der Anakoluth formuliert den Anspruch auf Totalität des *„Lebens"*, um das es geht. Dieses Zitat stammt aus einem Aufbauroman der sowjetischen

44 Wolfgang Klein (Berlin) sei für seine Hilfe (auch beim bulgarischen Nachweis in Anm. 2) herzlich gedankt!

45 Egon Erwin Kisch, Zaren. Popen. Bolschewiken, Berlin 1927, S. 95.

Autorin Anna Karawajewa, der 1930 in deutscher Übertragung im kommunistischen Verlag der Jugendinternationale und bereits 1929 in einer gekürzten Version unter dem Titel „Das Sägewerk“ im sozialdemokratischen Verlag Der Bücherkreis erschienen war. Der Roman handelt vom Wiederaufbau eines zerfallenen Sägewerks, wobei sich ein kommunistischer Bauführer sowie ein sympathisierender bürgerlicher Ingenieur mit einem kleinbürgerlichen Techniker, Vertreter der gegenrevolutionären Kräfte, der im Selbstmord endet, auseinanderzusetzen haben. Modifiziert mag man darin eine Figuren-Konstellation aus „Eine Frau erlebt den roten Alltag“ wiedererkennen.
Als weiterer Paratext ist vor dem ersten Tagebuch-Eintrag eine Doppelseite mit dem Faksimile eines russischen *„Arbeitsbuches“* abgedruckt, handschriftlich vom *„Werk Rote Putilowez“* auf den Namen des Arbeiters, *„Körber“*, *„Geburtsdatum: 1907“*, ausgestellt, abgestempelt und datiert vom 12.IX.1931. Die mitabgedruckte Übersetzung macht auch dem des Russischen nicht Kundigen deutlich, daß es sich um das Arbeitsbuch der Autorin handelt.



Duplikat
Proletarier aller Länder, vereinigt euch!

Das gegenwärtige Buch wird in zwei Exemplaren ausgefolgt, das eine verbleibt dem Arbeiter, das andere dem Arbeitgeber

„Bestätigt“
Volkskommissar für RSFSR
Bachutow
Moskau, 15/III 1926

Arbeitsbuch

Name des Arbeiter: Körber

Vorname, Vatername: I. A.

Geburtsdatum: 1907

Arbeitgeber: Werk Krasnyj Putilowez (Der Rote Putilowez), Mechanische Traktorenwerkstatt Nr. 2

Genaue Anschrift des Arbeitgebers: ul. Statschek 67

Ausgestellt am 12. IX. 1931

Серия ДР.

Дубликат

Пролетарии всех стран, соединяйтесь!

Настоящая книжка выдается в двух экз., из которых один экз. хранится у домашнего работника, а другой — у нанимателя.

„Утверждено“
Нар. Ком. Тр. РСФСР
БАХТОВ
Москва, 15/III-1926 г.

2969

Расчетная книжка

выдана домашнему работнику (работнице)

Фамилия работника-цы Кербер

Имя, отчество И. А.

Время рождения 1907

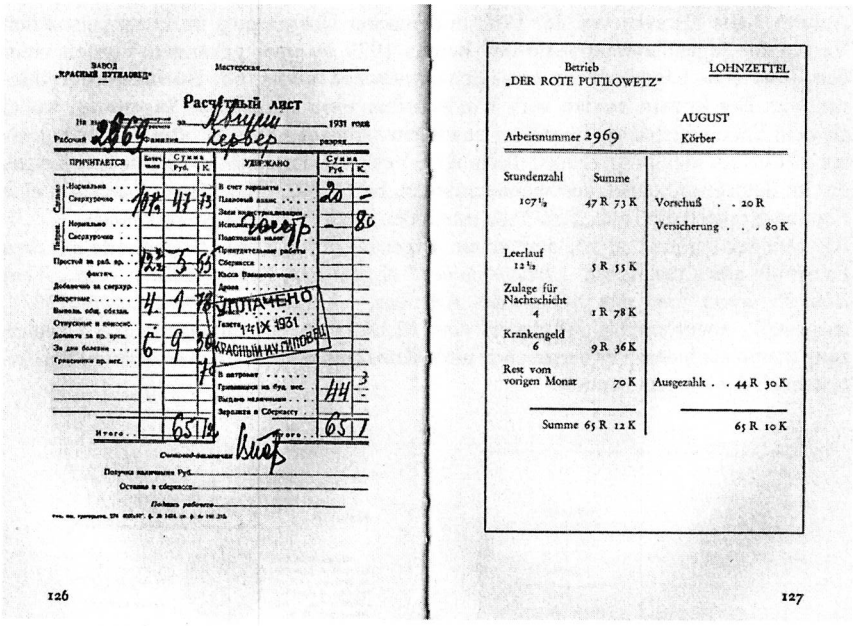
Фамилия, имя, отчество нанимателя Трактор. мастерская ул. Статек 67 Зав. Кр. Путиловец

Точный адрес нанимателя ул. Статек 67

Книжка выдана 12 - IX 1931 г.

„Arbeitsbuch“: Doppelseite aus Lili Körbers „Eine Frau erlebt den roten Alltag“

Korrespondierend zur Wiedergabe des Arbeitsbuches findet sich ebenfalls im russischen Original mit deutscher Übersetzung das Faksimile eines *„Lohnzettels“* für den Monat August, auch er auf den Namen *„Körber“* ausgestellt und mit einem russischen *„Ausgezahlt“*-Stempel vom 14.IX.1931 versehen (S. 126/127).



Завод „Красный путиловец" — Мастерская

Расчетный лист

№ наряда 2969 за Август 1931 года

Рабочий 2969 Фамилия Кёрбер разряд

Принимается	Число	Сумма Руб.	Сумма К.	Удержано	Сумма Руб.	Сумма К.
Сдельно: Нормально				В счет аванса	20	—
Сдельно: Сверхурочно	107½	47	73	Плановый аванс		
Повремен.: Нормально				Зачет конструктивных		
Повремен.: Сверхурочно				Исполнительный лист	—	80
Простой за раб. вр.	22½	5	55	Подоходный налог		
фактич.				Принудительные работы		
Добавочн. за сверхур.				Сбережения		
Декретные	4	1	78	Касса Взаимопомощи		
Выполн. общ. обязан.				Аренда		
Отпускные и пособие	—			Квартирная плата		
Доплата за вр. прод.				Газета		
За дни болезни	6	9	36	Профсоюзный взнос		
Гривенники вр. нед.			10	В автомат		
				Гривенники на бум. мас.	44	3
	—			Выдано наличными		—
				Зачислено в Сберкассу		
Итого		65	12	Итого	65	1

Сменный мастер

Получено наличными Руб.

Оставлено в сберкассе

Подпись рабочего

УПЛАЧЕНО 14 IX 1931 КРАСНЫЙ ПУТИЛОВЕЦ

126

Betrieb „DER ROTE PUTILOWETZ" — LOHNZETTEL

AUGUST

Arbeitsnummer 2969 — Körber

Stundenzahl	Summe		
107½	47 R 73 K	Vorschuß	20 R
		Versicherung	80 K
Leerlauf 12½	5 R 55 K		
Zulage für Nachtschicht 4	1 R 78 K		
Krankengeld 6	9 R 36 K		
Rest vom vorigen Monat	70 K	Ausgezahlt	44 R 30 K
Summe	65 R 12 K		65 R 10 K

127

„Lohnzettel": Doppelseite aus Lili Körbers „Eine Frau erlebt den roten Alltag"

Derartige Faksimiles in einem Text beanspruchen einen nicht zu übertreffenden Grad an Authentizität. Sie beglaubigen unzweifelhaft die Tätigkeit der Protagonistin „Körber" durch eine außertextliche Referenz, die empirische Referenz eines namhaften, in diesem Fall gar weltweit bekannten Betriebes: Kein Zweifel, daß in *diesem* Betrieb zu *dieser* Zeit *diese* Person gearbeitet hat und dafür entsprechend entlohnt worden ist. Für Reiseliteratur ist ‚Authentizität' stets gefordert und oft genug im Text selbst behauptet; für Berichte über das kommunistische Rußland gilt das mehr noch als für Reisebücher über andere Ziele - gerade hier aber ist der Objektivitäts- und Wahrheitsanspruch wegen der politischen Implikationen besonders kompliziert bzw. vonnöten. Offene Parteilichkeit jedenfalls schien bei der Titelgebung weniger angebracht als Neutralität, deshalb findet sich gerade in Berichten über das revolutionäre Rußland bereits im Titel eben die Beteuerung nach dem Muster „Die Wahrheit über (Sowjet-)Rußland" - unter diesem Titel erscheinen quer durch die politischen Richtungen von 1920 bis 1944 und darüber hinaus zahllose Titel.[46] So wirbt 1932 ein Plakat für eine Veranstaltung „Das

46 Nur wenige Beispiele: Arno Franke, Die Wahrheit über Russland, Berlin 1920; Waldemar Hartmann, Die Wahrheit über Russland, München 1920; W. Beinroth, Die Wahrheit über Sowjet-Rußland, Hamburg 1932 [Nationalsozialistisches Pamphlet]; Ernst Kluge, Die Wahrheit über Sowjet-Russland und was dazu gehört. Erlebt u. aufgezeichnet [...], Leipzig 1932; Frida Rubiner, Die Wahrheit über Sowjetrussland. Was jedermann über Sowjetrußland wissen muss, Moskau 1944.

Plakat, Essen 1932

ist Sowjet-Russland wie wir es als Kommunisten zwar nicht gesucht, aber als Arbeiter gefunden und erlebt haben" und kündigt ehemalige Kommunisten als Redner mit den Worten an: „Die Wahrheit über das Wirklichkeits-Russland berichten -".[47]
„Die Konstruktion des Lebens liegt im Augenblick weit mehr in der Gewalt von Fakten als von Überzeugungen", beginnt Benjamin 1928 seine „Einbahnstraße".[48] Diese *„Ge-*

47 Das Plakat wird abgedruckt mit freundlicher Genehmigung des Antiquariats Bernhard Blanke (Berlin).

48 Walter Benjamin, Einbahnstraße, in: Ders., Gesammelte Schriften, Hrsg. Rolf Tiedemann u. Hermann Schweppenhäuser, 7 Bde., Frankfurt am Main 1972-1989, Bd. IV/1 (1972), S. 83-148, hier S. 85.

walt von Fakten" äußert sich bei der Werbung für eine politische Veranstaltung rhetorisch in der Doppelung Wahrheit/Wirklichkeit (*„Wahrheit über das Wirklichkeits-Russland"*), sie äußert sich ästhetisch in umfassenden Authentifizierungs-Strategien, wie sie das ebenso aufwendige wie genau ineinandergreifende Paratext-Ensemble von Wort und Bild bei Titelei und Faksimile im Buch von Lili Körber bezeugt.
Nun sind derartige Verfahrensweisen in der Literatur der späten Weimarer Republik bereits erprobt, die literarästhetische Dominante der Neuen Sachlichkeit hat die Literatur und insbesondere den Roman der Dokumentaristik angenähert und die „Tatsachenliteratur" nobilitiert. Faksimiles fügt auch Döblin in „Berlin Alexanderplatz" ein (nämlich die städtischen Embleme Berlins). Andererseits öffnet sich die Reiseliteratur in den zwanziger Jahren zunehmend der auch fotografischen Dokumentation, wie zahlreiche Fotobände über Rußland und Fotoeinlagen in Reiseberichten zeigen. Mit den Umschlagfotos und Faksimiles erscheint Körbers Buch in dieser Hinsicht also up to date. Allerdings zeigt ein letzter Blick auf den Titel eine weitere Novität des Ansatzes. „Eine Frau erlebt den roten Alltag. Ein Tagebuch-Roman aus den Putilowwerken" - indiziert der Aussagesatz authentisches (weibliches) ‚Erleben' und der Untertitel eine Beobachtung aus erster Hand (und erster Ordnung), so verweist das Alltagsdiktum auf aktuelle Trends einer Tatsachenpoetik, wie sie zu dieser Zeit der Auftaktband der „Roten 1-Mark-Romane", Willi Bredels „Maschinenfabrik N. & K." (1930) signalisierte. Dieser trägt den programmatischen Untertitel: „Ein Roman aus dem proletarischen Alltag". Alltag ist bei Bredel als betrieblicher und sozial-politischer Alltag, nicht auch als privater, definiert - anders als Körber, die eine auch private Sphäre von Alltag erzählt.
Das Alltags-Thema ist für die Literatur der späteren Weimarer Republik innovativ, insofern es hier über die traditionelle Figur des ‚Arbeiters' hinaus die literarische Eroberung des Sujets ‚Arbeit' signalisiert.[49] Auch Körber beteiligt sich daran, sie gibt aber dem Betriebsthema nicht nur die besondere Pointe des „Tagebuch-Romans", sondern ihr Erzählkonzept fußt auf der Faktographie teilnehmender und nicht allein beobachteter Arbeitspraxis. Während der Roman eines proletarischen Autors wie Bredels „Maschinenfabrik N. & K." auf eigenen Erfahrungen in den Hamburger Nagel & Kamp-Werken fußt, die hier als „Negel & Kopp" der Entschlüsselung anheimgegeben werden, begibt sich die Intellektuelle Lili Körber selbst in die Produktion und verweist bereits im Untertitel auf den authentischen Namen ihres Betriebes und somit den empirischen Ort ihres „roten Alltags".
Es ist unverkennbar, daß sie hier konzeptionell ein Stück Faktographie in dem Sinne liefert, wie sie die sowjetische Avantgarde, insbesondere Sergej Tretjakov, formuliert und erprobt hat. Tretjakov spricht 1931 in einem Vortrag vor der „Gesellschaft der Freunde des neuen Russland" in Berlin von einer *„Entprofessionalisierung der Literatur"* in Sowjetrußland, worunter er das *„Eindringen der Udarniki (der Mitglieder der Stoßbrigaden) in die Literatur und die Eingliederung der berufsmäßigen Schriftsteller in die Aufbauarbeit versteht"* - mit dem Ziel, daß dieser *„sich organisch in die Aufbauarbeit"* eingliedere; er lerne *„nicht nur die Kunst, das Leben zu konterfeien,*

49 Vgl. Thorsten Unger, Diskontinuitäten im Erwerbsleben. Vergleichende Untersuchungen zu Arbeit und Erwerbslosigkeit in der Literatur der Weimarer Republik, Tübingen 2004.

sondern auch das Leben zu verändern".[50] Insofern läßt sich Lili Körbers Weg in die Putilow-Werke, ihre Arbeit dort und ihr Text darüber auch als Experiment oder gar praktische Versuchsanordnung lesen, Distanz oder Differenz zwischen schreibendem Subjekt und zu beschreibenden Objekt einzuebnen, tendenziell aufzuheben. Der emphatische Anspruch der Avantgarde, Kunst in Lebenspraxis zu überführen, und dies im Raum der sowjetischen Umwälzungen und nicht im Westeuropa der proletarischen Kämpfe und der avantgardistischen Kunstrevolution, ließe sich nach den bisherigen Überlegungen als Metatext zum Konzept von „Eine Frau erlebt den roten Alltag" lesen.

„Roter Alltag"

Die Erzählform der sukzessiven, fast täglichen, knapp 60 Tagebucheinträge und die Berichtszeit über zwei Monate (Juli und August) gestatten ein Panorama der Informationen, Meinungen, Erlebnisse, Erzähleinlagen und -partikel, Dokumentation, Rückblenden und Reflexionen, deren Anordnung nicht einer Reiseroute oder einem Besichtigungsprogramm folgt, sondern in Topographie und Chronologie der gattungseigenen, ‚offenen' Form eines Tagebuchs verpflichtet ist, wie man es bei der Rußlandliteratur auch aus Benjamins „Moskauer Tagebuch" kennt. In dieser ‚Offenheit' gestattet die Anlage als Tagebuch ohne erzählerischen Legitimitätsdruck *jedes* narrative Arrangement, und von dieser Freiheit macht die Tagebuchschreiberin regen Gebrauch.
Die Aufzeichnungen zeigen aus der Innensicht der Beteiligten die Protagonistin an ihrem Arbeitsplatz im *„Roten Putilowez"*, wie das Werk genau heißt, wo sie als *„Praktikantin"* und nicht als *„Berufsarbeiterin"*[51] (S. 38) einer eher wenig qualifizierten, durchaus anstrengenden manuellen Arbeit am Schraubstock nachgeht - *„Es sollten Löcher in Hebel gebohrt, ausgefeilt und poliert werden."*[52] (S. 18) Notiert werden Probleme mit der Arbeitsorganisation und daraus resultierender Leerlauf am Arbeitsplatz, der betriebliche *„Alltag"* wird umfassend durchleuchtet - Strukturen der Produktion im Rahmen des ersten Fünfjahresplanes (den die Putilow-Werke tatsächlich in drei Jahren und sieben Monaten erfüllen werden) und der betrieblichen Fünftagewoche werden ebenso thematisiert wie das politische Leben im Betrieb - dokumentiert etwa durch Zitate der Wandzeitungen zur Mobilisierung der Produktivität und zum Kampf gegen *„Schädlinge"*. Es geht um Betriebsversammlungen, so um eine Aussprache über die aktuelle Rede Stalins zur Umstellung von der fünf- auf die sechstägige Arbeitswoche (S. 190ff.) oder über das innerbetriebliche Gericht über eine säumige Kollegin, worüber noch zu handeln sein wird, sowie um das individuelle und politische Spektrum der Arbeitskolleginnen und -kollegen einschließlich der Kader und der aus-

---

50 Sergej Tretjakov, Der Schriftsteller und das sozialistische Dorf (1931), in: Ders., Die Arbeit des Schriftstellers. Aufsätze Reportagen Porträts, Hrsg. Heiner Boehncke, Reinbek 1972, S. 117-134, hier S. 121.

51 Der Status *„Praktikantin"* wird so erklärt: *„von einer außenstehenden Organisation in den Betrieb geschickt"* (S. 38).

52 *„Man schraubt den Stahl ins Spannfutter, befestigt den Hebel und drückt auf den Knopf - und die Sache macht sich von selbst. Die Gefahr besteht nur darin, daß Ausschuß entsteht, entweder dadurch, daß man den Hebel falsch ansetzt und dadurch das Loch nicht in die Mitte kommt oder dadurch, daß man zu lange bohrt und die Löcher zu groß werden."* (S. 19)

Festschrift zum 125jährigen Jubiläum der Putilow-Werke

ländischen Spezialisten, der *„Spez"*. Auch die 125jährige Geschichte der Werke, ihre herausragende Rolle in der Revolution, beim ersten Fünfjahresplan und speziell bei der Traktorenproduktion wird ausführlich referiert - genauer: ‚beschrieben'.[53]
Als die Protagonistin erkrankt, sucht sie die Betriebsklinik auf, was Anlaß ist, sich und die Leser u.a. über das Problem der vom Staat zwar freigegebenen, aber keineswegs auch propagierten Abtreibungen zu informieren. Im Zusammenhang mit Problemen der „Schädlinge" wohnt sie auch einer Sitzung der GPU bei - *„wohl das oberfläch-*

53 So läßt sich die Protagonistin *„die Gedenkmappe"* geben, *„die 1926 zum 125jährigen Jubiläum der Putilow-Werke veröffentlicht wurde"* (S. 206). Dabei handelt es sich wohl um den Band: Krasnyj Putilovec. 125 l[et] 1801-1926. Leningrad 1927 [Rote Putilowarbeiter. 125 Jahre. 1801-1926]; ich danke Galina Time (St. Petersburg) für diesen Hinweis.

lichste Kapitel", wie die Wiener „Arbeiter-Zeitung"[54] urteilt -, was Anlaß bietet, in einer Rückblende über frühere, im übrigen positive Begegnungen mit der GPU zu erzählen.
Über den betrieblichen Alltag hinaus gibt das Tagebuch Aufschluß über das nicht immer ganz konfliktfreie Leben in der Wohnkommune der zwei Dutzend jungen Leute *„zwischen 17 und 24 Jahren"* (S. 46), es geht um Freizeitgestaltung, Besuche bei Kolleginnen, bei der *„Roten Studentenschaft"*, um Spaziergänge durch Leningrad, um Theaterbesuche, so eine Aufführung von Alexander Afingenows Schauspiel „Angst" und von Jurij Oljeschas Theaterstück „Die Liste der Wohltaten", die 1930/31 übrigens auch in deutscher Übersetzung zugänglich waren. Ein Ausflug führt sie zur früheren Zarenresidenz Zarskoje Sjelo sowie zum zaristischen Peterhof. Die Existenz der privilegierten Ausländerin wird beim gelegentlichen Besuch des *„Schriftstellerrestaurants"* und der Valutaläden deutlich, wobei über derartige Institutionen räsonniert wird.
In seiner bereits erwähnten Rezension hebt Kracauer - *„nach Abzug der Gesinnungshuberei und verschiedener Menschlichkeiten"* - gerade die Fülle derartiger *„Beobachtungen"* hervor, was über den Wissens- und Reflektionsstand bezüglich Sowjetrußland am Ende der Weimarer Republik Aufschluß gibt: *„Viele behandeln Tatsachen, die hinreichend bekannt sind; so vor allem die Schilderungen der kulturellen Erziehungsarbeit, die in den höchst optimistischen Schluß ausklingen, daß in zwanzig Jahren die Sowjetunion von Halbkönnern gereinigt sei."* Aber *„wichtiger"* ist ihm *„die Darstellung des Fabrikmilieus aus der Perspektive der Arbeiterin. Man erhält hier wirklich einen inhaltlich erfüllten Begriff von den Veränderungen, die seit Beginn des sozialistischen Aufbaus mit dem Alltag des russischen Proletariats vor sich gegangen sind. Wie sich ein Dasein ohne materielle Existenzangst ausnimmt; wie die Freizeit genutzt wird; wie Schichten, denen der Weg nach oben früher versperrt war, jetzt durch die Ergreifung der staatlichen Macht in Bewegung kommen und ein gewaltiges Streben entwickeln - das alles tritt uns aus der Reportage sinnfällig entgegen."*[55]
Vergleicht man diese Tagebuchmitteilungen mit dem an die Struktur von Arbeiterkorrespondenzen angelehnten Betriebsroman Willi Bredels, so gestattet die Doppelrolle der Tagebuchschreiberin als Insiderin in Sachen Produktion und zugleich als Ausländerin und Fremde, als die sie durchaus auch wahrgenommen wird bzw. sich darstellt, eine eher breite Perspektive der Wahrnehmung. Wo Bredel seinen KPD-Protagonisten zielgerichtet die Betriebszelle auf Vordermann bringen und in den Streik führen läßt, kann Körber viel umfassender und differenzierter operieren - zumal es hier um eine Besucherin, nicht um jemanden mit Kaderfunktion geht.

Arbeit und Arbeitsdarstellung

Vor dem Blick auf die Präsentation von Arbeit bei Lili Körber seien zwei Arbeitsdarstellungen zitiert, die eines Reporters und die eines Metallarbeiters, die ebenfalls aus eigener Anschauung über die Putilow-Werke schreiben. Egon Erwin Kisch beginnt

54 M.P., Eine Frau erlebt den roten Alltag, in: Arbeiter-Zeitung (Wien) v. 7.3.1933, S. 6.
55 Siegfried Kracauer, Aus dem roten Alltag, a.a.O.

seine Reportage „Putilow-Werke" in „Zaren. Popen. Bolschewiken" (1927) mit den Worten: *„Über, unter und zwischen Traversen, Laufkränen, Dampfhämmern, Treibriemen, Blöcken stolpert der Betrachter stundenlang hin und her.*
Der gute Geruch heißen Eisens begleitet und erinnert ihn an Knabenzeiten, da er vor der Dorfschmiede stand.
Martinöfen arbeiten mit flackernden roten Augen, gefüllt mit frischem Gold sind die Coquillen, abgekühlt liegen die Stahlblöcke graublau da, wie Bausteine. In der Fassongießerei hocken Former mit Löffeln, Spachteln, Kellen, sie kopieren die Holzmodelle in den dünnen Sand der Formkästen. Schlanke Vasen aus Alabaster schmücken in langer Reihe einen Tempel, in dem unterirdische Feuer lodern. Nur Schamottetiegel sind diese Alabastervasen, sie haben die Mischung aus Gusstahl, Ferrochrom, Nickel und Wolfram aufzunehmen; in den unterirdischen Opferfeuern, de facto Tiegelöfen, wird all das zusammengeschmolzen [...].
Die Kleinschmiede: Bolzen, Nieten, Kurbelwellen, Schrauben, Schraubenmuttern, Eisenbahnfedern, Details für Dampfpflüge und Textilmaschinen und Hebezüge in statu nascendi. Eben hebt der Kran eine Kurbelwelle von zehn Tonnen Lebendgewicht aus dem Fegefeuer des Schmelzofens in die Hölle der hydraulischen Presse: der rote Kopf eines roten Nilpferdes - die Hängebacken zerfressen von der Flechte des Zunders - senkt sich auf die Schlachtbank, zehn Metzgerknechte mit Knüppeln und Stangen schieben ihn zurecht, sie setzen ein Messer auf den Dickhals, schlag' zu, hydraulischer Henker!"[56]
Der österreichische Metallarbeiter Leo Weiden arbeitet etwa gleichzeitig wie Lili Körber in den Putilow-Werken und schreibt darüber 1933. Den Auftakt seiner „Skizzen" bildet der Blick auf „Die erste Turbine":
„Der Laufkran rollt Tag und Nacht auf seinen Schienen durch die große, geräumige Halle. Keinen Augenblick stehen die Transmissionen still. Die mechanischen und die Schlosserwerkstätten kennen keine Ruhe. Das Gedröhne und Gesurre setzt in der ganzen Abteilung nicht eine Sekunde aus. Die Arbeiter, Techniker und Ingenieure denken nicht an Essen und Schlafen.
Ein einziger Gedanke erfüllt die ganze Abteilung und treibt die Maschinen zur Höchstleitung an. Tage, Nächte, Wochen - ununterbrochen. Zum 1. Mai muß die erste Turbine des „Roten Putilowez", die Maiturbine, fertig sein. Die Intensität der Arbeit wächst von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde. Ein beispielloser Enthusiasmus hat alle ergriffen und scheint auch in die Maschinen und Werkbänke gedrungen zu sein. Ein Arbeitsenthusiasmus, den man erlebt haben muß, denn beschreiben läßt er sich kaum."[57]
Schon in ihren Textanfängen zeigen sich die ausländischen Berichterstatter, der Reporter wie der Facharbeiter, gleichermaßen erstaunt und überwältigt - versinnbildlicht in den riesigen Laufkränen bzw. der eher übersichtlichen Werkstatt. Der auktoriale Bericht des Facharbeiters behauptet *„Arbeitsenthusiasmus"*, den er im folgenden ausführlicher durch Gesprächswiedergabe der Diskussionen und Fachgespräche der Arbeiter einschließlich der Stoßarbeiter wiedergibt. Die seinem Buch beigegebenen Fo-

56 Egon Erwin Kisch, Zaren. Popen. Bolschewiken, a.a.O., S. 93 und S. 94f.
57 Leo Weiden, Turbinen Traktoren Stoßbrigaden. Skizzen aus dem Leben der Roten Putilow-Werke, Leningrad, Moskau/Leningrad 1933, S. 7.

tografien zeigen ausnahmslos Arbeiter an ihren Maschinen. Aber programmatisch steht zu Beginn der Gegensatz von ‚erleben' und ‚beschreiben' - wobei hier das ‚Beschreiben' dem Unsagbarkeitstopos geopfert wird. Der Text zieht also trotz aller ‚Beschreibung' eine Ebene ein, die dieser überlegen ist - die letztlich nicht beschreibbare Arbeitspraxis der sozialistischen Produktion. Zumindest dieser Text eines Metallarbeiters situiert sich nicht im Konflikt der zeitgenössischen Theorie-Kontroverse über Erzählen oder Beschreiben, sondern konfrontiert Erleben oder Beschreiben. Daß der Band dann sehr wohl ‚beschreibt' und eine Fülle ‚harter' Fakten einschließlich des Abdrucks von Urkunde, Dokumenten, Statistiken und eines Rechenschaftsbericht mitteilt, verweist auf ein eher geringes Interesse an ‚Literarizität', wie sich der Band dann auch primär als Aufklärungsbroschüre außerhalb des literarischen Diskurses, wenn auch mit der Gattungsbezeichnung „Skizze" im Titel, zu erkennen gibt.
Gerade um Literarizität ist es Kisch zu tun, wenn er gleich im zweiten Satz zwar nicht den Geschmack einer Madeleine, wohl aber einen bestimmten Geruch aus der Kinderzeit herbeizitiert. Betont subjektiv setzt der *„Betrachter"*, wie sich der Erzähler selbst nennt, seine Metaphern, um den konkreten Arbeitsvorgang zu charakterisieren, in der zitierten Passage sind es die *„roten Augen"* der Martinöfen und der *„rote Kopf"* des *„roten Nilpferdes"* für die hydraulische Presse. Die erkennbare Anstrengung, den Arbeitsprozeß möglichst ‚genau', auch in fachgerechter Terminologie, wiederzugeben, läßt Kisch oszillieren zwischen einer auffällig anthropomorphisierenden Metaphorik und der Fachsprache einschließlich der Mitteilung von statistischem Material, so über Lohnstufen, die in Rubel und Kopeken mitgeteilt werden. Wo Lili Körber das Faksimile ihres Lohnzettels reicht und sie später vor der Abreise Probleme der verzögerten Lohnauszahlung erzählt, beschreibt Kisch ausführlich objektive Tatbestände (man darf annehmen: mit korrekten Zahlen), ohne auf subjektive Bekenntnisse der Metaphorik zu verzichten. Das Faktuale grundiert bei ihm diese metaphorischen, fiktionalen Einsprengsel.
In „Eine Frau erlebt den roten Alltag" lautet der erste Tagebucheintrag:
„1. Juli
So sieht also eine Sowjetwerkstatt aus.
Durch das gläserne Dach kommen ganz Bündel von Licht, die Kopftücher der Arbeiterinnen glühen wie Lampione. Festbeleuchtung? Jawohl! Blanke Maschinen geben die Spiegel ab und auch die Musik. Das ist ein Brausen um die Wette - so ein mächtiges Orchester hat nicht einmal der Zar gehabt! Die Tänzer - schlanke Stähle - drehen sich mit Blitzesschnelle, stampfen sich ins Eisen hinein, daß Metallfunken nur so aufsprühen, schälen von den Blöcken und Hebeln mutwillig das braune Kleidchen herunter, ihre glitzernden Silberkörper bloßlegend...
Aufmerksam folgen die Traktorproleten diesem Spiele, eine Zigarette zwischen den Zähnen [...].
Schneller, Genossen, schneller! Dort hängt die rote Tafel, auf der einen Seite das Bild Lenins, auf der anderen Zahlen: die bisherige Erfüllung des Planes. 32 000 Traktoren geben die Putilowzi in diesem Jahre den Kollektivwirtschaften. Und am Eingang die Aufschrift, weiß auf rot: „Traktorprolet! In deiner Hand liegt der Kampf gegen den Kulaken! Kämpfe zäh um jeden Bestandteil, um jeden Traktor!"
S–s–s–s antworten die Maschinen.

Gegen Mittag ist es als ob der Rhythmus beschleunigt würde - so wie gute Pferde rascher laufen, wenn sie in der Nähe den Stall spüren. Aus der Montage kommt ein Mädel mit ihrem Wägelchen, holt sich die fertigen Stücke - der Wagen ist elektrisch, sie steht vorn und kutschiert mit einer Stange, sieht aus, als fahre sie Karussell. Nun ja eben, es ist ein Fest, und selbst an Konfetti fehlt es nicht - da springt es in kleinen glänzenden Stücken von den Werkbänken herunter. Ein Fest, ein richtiges Fest der Arbeit!" (S. 9f.).

Dieser medias in res-Beginn, der auch deshalb so ausführlich zitiert wurde, weil er später in „Ein Amerikaner in Russland" eine markante Rolle spielen wird, ist programmatisch und ersichtlich ein Plädoyer für die literarische Wahrnehmung und Gestaltung von ‚Arbeit'. Freilich teilt der erste Blick der Praktikantin auf ihren neuen Arbeitsplatz über dessen technische Seite wenig mit: Das Interesse gilt einer Poesie der Arbeit, wie das ästhetisierende, an ein Gesamtkunstwerk gemahnende Arrangement der *„Sowjetwerkstatt"* mit den Effekten des Lichtes, der Farbe, der Töne und der Bewegung (*„Tanz"*) andeutet. So geht es nicht wie bei den anderen Beispielen um eine Darstellung von ‚Arbeit' als konkreten Vorgang, sondern um ein Bild von Arbeit als Abstraktum. Dieses mündet im Ausruf vom *„Fest der Arbeit!"* - ein schärferer Gegenpol zur Arbeitsauffassung als Fluch oder zur Akkordarbeit, die während des Fünfjahresplans auch geleistet wurde und die in Rußlandberichten deutscher Reisender eine große Rolle spielen, ist nicht denkbar. Arbeit als Fest - das mag hier mit seinem fourieristischen Anklang und seinem utopischen Gehalt als subjektiv gefärbte, als ‚erlebt' gebotene Referenz an den sozialistischen Aufbau gelesen werden. Das Einmünden der Passage in die ganz unpoetische Parole zum Fünfjahresplans spricht dafür.

Aber sieht diese Arbeitsdarstellung von der Konkretheit der Arbeit auch ab, verzichtet sie also auf deren ‚Beschreibung' zugunsten von Poetisierung und Politisierung, so verschiebt der Fortgang der Passage diesen Impetus: Mit der ironischen Wendung *„Nur ich sitze müßig da"* erfährt das erhabene Fest der Arbeit seine ernüchterte und ernüchternde Dekonstruktion. Denn an der Maschine *„stehen seit drei Stunden ein paar Männer und beraten. Es sind nicht immer dieselben, sie wechseln, manches Mal nesteln sie ein wenig herum [...]. Aber es kommt nichts dabei heraus."* (S. 10). Der Eintrag des übernächsten Arbeitstages beginnt dazu korrespondierend: *„Bum - Krrra-a-ach!"* (S. 21) und transformiert die Wortmalerei der Maschinenpoesie in eine Kakophonie, die einen Unfall der Protagonistin an der Maschine anzeigt. Indem dergestalt die abstrakt-heroische Arbeitsbeschreibung durch anekdotisches Erzählen konterkariert und ironisiert wird, überschreitet und relativiert diese Art der Arbeitsdarstellung die Eindimensionalität der ästhetisch-politischen Arbeitseuphorie eines *„Festes"*. Die eher zweifelhafte Arbeitsmoral der Protagonistin, die wiederholt schwänzt und nur durch Fürsprache ihrer Kolleginnen vor einem betrieblichen Verweis bewahrt wird, tut ein übriges. Allerdings gelingt es ihr mit der Zeit, ihre Produktivität zu verbessern (*„so sparte ich einige Sekunden"*, S. 188) und sogar die Norm zu überbieten (S. 189).

Für dieses Gestaltungsmuster ein weiterer Beleg, der literarische Arbeitsgestaltung explizit zum Thema macht: Der Tagebucheintrag vom 11. Juli beginnt unvermittelt (und ohne erkennbaren ‚Zusammenhang') mit drei Versen, die der kundige Leser als Auftakt des 5. Aktes von Shakespeares „Kaufmann von Venedig" identifiziert:

„Der Mond scheint hell: in solcher Nacht wie diese,

Da linde Luft die Bäume schmeichelnd küßte
Und sie nicht rauschen ließ, in solcher Nacht..." (S. 46).
Daran schließt sich folgende Reflexion an:
„*Wie haben die Dichter tausendfach die intensive Schönheit der Nacht besungen und den Herzschlag der dunklen Erde: das Geflüster der Liebenden, das Locken der Nachtigall, den Schritt des Wanderers auf einsamem Wege, das Stöhnen des Unglücks, das Klingen der Gläser, den lallenden Traum des Gefangenen, das Röcheln des Ermordeten, das Pfeifen des Sturmes... aber niemand wußte noch von dem brausenden Getöse der Maschinen im elektrischen Glanz zu sagen, von den wild tanzenden Stählen, von dem hellen nordischen Morgen, der langsam, langsam durch das Glasdach in die Werkstatt einzieht und gute Müdigkeit in die Glieder der Arbeiterinnen gießt; bis die Lampen erlöschen und die ersten Strahlen die rote Aufschrift entflammen lassen: ‚Traktorprolet! In deiner Hand liegt der Kampf gegen die Kulaken!' Bis die Werkstatt gefegt wird und der Blonde mit der Mütze kommt, um die Stücke nachzuzählen und den Ausschuß auszusondern; bis hinter dir eine neue ausgeschlafene Arbeiterin hervortritt mit der Frage: ‚Wieviel hast du denn? Nur hundert Stück? Ich habe gestern um ein Drittel mehr gemacht.' Ach, und dann hinaus in den sonnigen Morgen [...].*" (S. 46).
Mag die Redundanz jener von den Dichtern besungenen und durch das Shakespeare-Zitat bekräftigten Sequenz eine heimliche Sehnsucht nach eben dieser „*Schönheit*" verraten - auch hier wird das poetologische Postulat der Arbeitsthematik und deren ästhetisch-politische Ausführung (Licht, Tanz, Parole) durch die Trivialität der Arbeitspraxis, aktuell das triviale Fegen der Werkstatt, das unmittelbar auf die heroische Parole folgt, konterkariert. Zweifellos erfährt damit die „*hymnische*"[58] Arbeitsgestaltung einen ‚realistischen' Zugewinn, indem die utopischen Momente in einen Kontext des Authentischen, und sei es derjenige des Trivialen oder Gewöhnlichen, eingebunden werden.
Daß die literarische Gestaltung von Arbeit provozieren konnte, verdeutlicht die polemische Rezension des „Roten Alltag" in der „Neue Zürcher Zeitung". Es heißt dort: „*Und nun sehen wir, daß vorläufig, wo die Einzelseele nicht mehr die absolute Hingabe [!] des laborierenden Dichters haben darf, sondern nur das Kollektiv, der Roman selber ungefähr auf der primitiven Stufe Gustav Freytags steht, der als letzten Schrei der Bürgerlichkeit verkündete: man muß das Volk da suchen, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist: bei der Arbeit!.*"[59] Dagegen ist festzuhalten, daß Lili Körber gerade mit ihrer faktographischen Konzeption eine Arbeitsgestaltung gelingt, die Subjektiv-Anekdotisches mit Sachlich-Objektivem auf operative Weise zu vermitteln weiß. Andere Kritiker, so der Rezensent des „Berliner Börsen-Courier", haben das erkannt - er spricht davon, daß das Buch „*in seiner Schlichtheit*" durchaus ein „*Stück Heroismus der Arbeit*" zeige.[60] Die Arbeit ist durchaus „*neu gesehen*", wie es in der „Kölnischen

58 Herta Wolf, Glauben machen, a.a.O., S. 187.
59 E[uard] K[orrodi], Die Welt der Romane II. „Eine Frau erlebt den roten Alltag", in: Neue Zürcher Zeitung Nr. 1204 v. 27.6.1932 (Abendausgabe), S. 6. - Das Zitat von Gustav Freytag, das dieser seinem Roman „Soll und Haben" (1855) voranstellt, stammt von Julian Schmidt und lautet korrekt: „*Der Roman soll das deutsche Volk da suchen, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei seiner Arbeit.*"
60 Paul J. Bloch, Reportagen durch den Alltag. Zu zwei neuen Rußlandbüchern, in: Berliner Börsen-Courier v. 10.9.1932.

Zeitung" heißt.[61] Gerade die Tagebuchfiktion ermöglicht und forciert dieses Verfahren, wobei eine gelegentlich witzige und schlagfertige Stilebene der Notizen eingezogen wird, die an den naiv-artifiziellen Duktus von Irmgard Keuns ebenfalls 1932 erschienenen Roman „Das kunstseidene Mädchen" erinnert.[62]

Arbeit, Liebe, Neuer Mensch

Die Authentifizierungsstrategien in Sachen *„Wirklichkeits-Rußland"* bedingen verschiedene Poetiken: Reiseschreibung als narrativer Rahmen, Faktographie und Dokumentation, Statistiken und anderes Zahlenmaterial, Zitat, lyrische Einlage, Reflexion, Anekdote, Rückblende, Sachbericht und Beschreibung des Arbeitsplatzes, verschiedener sozialer Milieus, der Großstadt usw. - plausibilisiert durch die Tagebuchform, die dies alles zu integrieren vermag und der zitierten *„Gewalt von Fakten"* Glaubwürdigkeit verleiht. Die Offenheit des Tagebuchs erfährt eine deutliche Strukturierung allein durch den zweimonatigen Zeitrahmen, also Beginn und Ende der Arbeit im Betrieb, das Ende markiert zugleich die Heimreise. Zudem strukturiert aber ein wenn auch reduziertes, so doch kontinuierliches Handlungselement die Aufzeichnungen, die diesen einen abgeschlossenen Charakter verleihen: Es geht um nichts weniger als um eine Liebes-, eine Dreiecksgeschichte, die bereits Buchankündigung und Klappentext angedeutet haben. Diese ist wiederum organisch mit dem Arbeitssujet sowie der Rußlandwahrnehmung verbunden, so daß die innere Glaubwürdigkeit dieser deutlich erzählerischen Entwicklung im Leben der Heldin nicht anzuzweifeln ist.
Der Text bietet gleich im ersten Eintrag die Motivation der Protagonistin, in den Putilow-Werken zu arbeiten. Sofort am ersten Arbeitstag fällt sie wegen ihrer dem Arbeitsplatz unangemessenen Kleidung einer Arbeitskollegin auf, die sie als *„Ausländerin"* identifiziert, sie willkommen heißt und fragt, weshalb sie in den Betrieb gekommen sei. *„'Ich bin hergekommen, um das Leben des Sowjetarbeiters kennenzulernen'"*, lautet die Antwort. Dem Tagebuch und nur diesem vertraut die Schreiberin aber den wahren Grund an: *„Hauptsächlich aus Sensation und auch ein wenig, weil mein Freund, ein amerikanischer Ingenieur, hier beschäftigt ist. Aber hier darf ich es nie und nimmer sagen, sonst bin ich unten durch."* (S. 11). Mit dieser im übrigen nicht sehr überzeugend motivierten Notlüge positioniert sich die Protagonistin im Betrieb und wird bereitwillig als *„Genossin"* akzeptiert. Der amerikanische Freund namens Ralph - *„Über seine Ansichten läßt sich streiten, über sein ‚Äußeres' nicht."* (S. 71) - arbeitet bei Putilow als *„Spez"*, als einer jener vielen ausländischen „Spezialisten" also, die in der Sowjetunion in technischen Leitungsfunktionen tätig waren. Mit diesem Ralph nun ist die Protagonistin zusammen, trifft ihn zu gemeinsamen Ausflügen, er wird als gutwilliger, reichlich naiver ‚fellow'-Typ und eher unpolitischer Technokrat gezeigt, der abgeschirmt und des Russischen unkundig im Ausländerhotel wohnt, der aber *„die Russen so gern (hat), daß er ihnen auch den Kommunismus verzeiht"*.

---

61 Artur W. Just, Die Frau im Rätebund, in: Kölnische Zeitung v. 12.2.1933 (Literaturbeilage).
62 Etwa: *„Ach du lieber liquidierter Gott im Himmel!"* (S. 47). Aus heutiger Sicht eher zwiespältig: *„Heute war ich endlich Zeuge einer Verhaftung durch die GPU. Darauf hatte ich schon lange gewartet, denn es wäre mir leichtfertig vorgekommen, die Sowjetunion zu verlassen, ohne auf diesem so viel besprochenen Gebiete Erfahrungen gesammelt zu haben."* (S. 224f.).

(S. 24) Die amerikanische Herkunft ist auch relevant durch die Figur des amerikanische Freundes Eddie, der als ausgemachter Rassist und Anhänger der Lynchjustiz auftritt und der Protagonistin gar anbietet, bei sich gegen bessere als die Putilow-Bezahlung als Köchin zu arbeiten - ein Bild des ‚häßlichen' Amerikaners.
Bereits am ersten Arbeitstag lernt sie den Facharbeiter und Kader Viktor Solowjow (*„hochgewachsen, knochig, hat scharfe Züge und jenen konzentrierten Ausdruck in den stahlgrauen Augen, der ein Leben voll anstrengender Arbeit und Selbstdisziplin verrät"*; S. 13) kennen, der sie in dem Maße fasziniert, wie ihre Distanz zu Ralph wächst. Die Dreieckskonstellation vermischt sich zunehmend mit politischen Elementen. Die Heldin trennt sich schließlich von Ralph. In einer Aussprache mit Viktor erklärt dieser, daß er seine kranke Frau, eine ehemalige Partisanin, nicht verlassen und auch kein *„Doppelleben"* (S. 203) führen wolle. Schließlich wird Viktor in die Stalingrader Werke abkommandiert.
Im Tagebuch räsonniert die Protagonistin: *„Ich habe doch Ralph, aber der geht einen anderen Weg. Auch Solowjow geht seinen festen Weg. Und ich wandere auf einer Landstraße, höre die Telegraphenstangen ein unverständliches Lied summen und weiß nicht recht, wohin sie mich führt. Ich bin wie der alte, verkrachte Westen, aus dem ich komme, chaotisch und hilflos."* (S. 56).
„Ich bin anders geworden. Heute brauche ich einen Mann, der etwas schafft, nicht nur Geld verdient. Einen Baumeister der neuen Welt. Mit Ralph streife ich endgültig meine alte Haut ab", lautet ein Tagebucheintrag (S. 142). Zwar findet die Selbstdefinition hier noch über den Mann statt, aber als Ablösungsprozeß. Die wachsende Integration in den Betrieb verleiht diesem ‚Chaos' zunehmend Ordnung, wobei sich in der Tagebuchreflexion die Arbeitsutopie zur Utopie eines anderen Lebens überhaupt ausweitet: *„Nur im Betrieb finde ich mich wieder. Hier hat alles seinen Sinn. Arbeiten, um sich sein Essen zu verdienen? Ja, natürlich, auch. Aber die Hauptsache ist etwas anderes. Man verwirklicht den Traum seiner Kindheit, baut eine Welt auf, nicht aus Schnee oder Sand, sondern eine richtige. ‚Traktorprolet, in deiner Hand liegt der Kampf gegen den Kulaken...'"* (S. 56). Der letzte Tagebucheintrag beginnt mit dem Versuch, die Fülle von Erfahrungen - insbesondere auch die der Arbeit - zu fassen, zu synthetisieren und im Abschied zu bewahren. Dabei scheint die Liebesgeschichte keiner Erwähnung mehr wert: *„Lebt wohl! Lebt wohl! Mein schönes Eisen, ihr Traktoren, du Parteikomitee mit dem kleinen Nowikow, Walja, Warja, Kolka, Subinski, du Bohrer, du Reibahle, ihr Hebel, Werkbanklärm, Ölgeruch, du Schmiede mit Nikola und Mischka, Gießerei, Montage, Färberei, Schleiferei, alte Traktor-Mechanische, Thermische, Reparatur- und Hilfsreparaturwerkstatt! Schlüssel zum Eimerlager! Metallzylinder, mit dem man die Bohrung ausprobiert und die der Meister Kegel nennt! Alte müde Vorarbeiter, die blutige Demonstrationen an den Narwski-Toren,*[63] *Kosakenpeitschen und vierzehnstündige Arbeitszeit zermürbt haben! Junger froher Nachwuchs, ihr Mädels mit den roten Kopftüchern, Kultur- und Parteiarbeiter, lebt wohl!"* (S. 236)
Diese Reihung aus Personenanruf, Allegorie, neusachlich-technischem Fachjargon, politischen Pathosformeln und historischen Assoziationen unter Ausblendung der Lie-

63 Im Narwski-Bezirk der Putilow-Werke begannen in den ersten Monaten der Revolution die Bolschewisten gegenüber den anfangs dominierenden Sozialrevolutionären Fuß zu fassen (so Trotzki in seiner „Geschichte der russischen Revolution").

beshändel verrät den Versuch, die sowjetische Erfahrung in einer expressiven Montage zusammenzuzwingen. Daß die alte Beziehung gescheitert ist und die neue nicht gelingen kann, scheint hier keine Rolle mehr zu spielen - im Kontext der Selbstbilder, die Autorinnen Ende der Weimarer Republik von sich und der Rolle der Frau entworfen haben,[64] markiert diese Entscheidung Selbständigkeit im Geschlechterdiskurs. Im politischen Diskurs ist es eine Entscheidung gegen den ‚amerikanischen' Weg Ralphs, nicht aber auch eine Entscheidung für den sowjetischen des Viktor. Wohl aber ist die Erfahrung formuliert, mit der das Tagebuch schließt und die effektvoll *„aus einer alten Wandzeitung"* zitiert wird: Ein Arbeitslied von einem anonymen Putilow-Arbeiter, dem das letzte Wort des Buches zugemessen wird:
„Doch am morgigen Tag
Steh ich wieder bereit
Die Maschine zur Arbeit zu richten.
Nur das Schaffen vermag
Alles bittere Leid
Von verdüsterter Stirne zu schlichten." (S. 240)

‚Fremde'

Die Inszenierung des Abschieds deutet auf ein hohes Maß an Integration, die die Protagonistin erfahren hat. Gleich zu Beginn des Textes wird vorgeführt, daß das ‚Fremde' nicht wirklich ‚fremd' ist: Der Eintritt in den Betrieb gestattet die Feier der Arbeit, die Irritationen am Arbeitsplatz lösen sich stets auf, insbesondere durch die Offenheit, Solidarität und letztendliche Kompetenz der Arbeitskolleginnen. So, als sie gleich zu Beginn auf ihre unangemessene Kleidung hingewiesen wird - was nicht befremdet, sondern Freundschaft stiftet. Daß sie immer öfter von *„unserem Betrieb"* spricht, markiert diese Integration, die auch dann trägt, als sie durch ihre Fehlzeiten auffällt: Trotz ihrer Befürchtung, sie *„gehöre nicht mehr zu ihnen"* (S. 100), haben ihre Kolleginnen *„Solidarität an mir geübt... Noch nie war das Band, das uns miteinander und mit dem Betrieb verknüpfte, mir so sehr zum Bewußtsein gekommen... es war stärker und beglückender als die Bindung von Mensch zu Mensch, denn es konnte weder durch den Tod noch durch den Abfall des andern zerstört werden."* (S. 98)
Als die Hälfte des Aufenthaltes vorbei ist, räsonniert sie: *„Nur noch ein Monat, dann muß ich nach Hause. Fast kommt es mir unmöglich vor, so sehr fühle ich mich mit dem Betrieb und dem Leben hier verwachsen."* (S. 125) Selbst die Notlüge, sie sei aus politischer Neugier und nicht ihrer Liebschaft willen in den Betrieb gekommen, spielt angesichts der Entwicklung ihrer Liebeshändel eine zunehmend geringe Rolle: Es ist gerade das Fremde, das sie sich anverwandelt und das sie amalgamiert. Die Integration in den Betrieb fungiert dann auch als Exempel für das Intellektuellenproblem, so lautet die Selbstreflexion: *„'Mit dem Kopf verstehe ich das schon alles', versicherte ich, 'aber es ist so schwer, seine alte Haut abzustreifen und sich dem Kollektiv einzufügen. Wir Intellektuellen sind doch alle Individualisten.'"* (S. 104) *„Es ist eine Lust zu*

64 Vgl. Helga Karrenbrock, „Das Heraustreten der Frau aus dem Bild des Mannes". Zum Selbstverständnis schreibender Frauen in den Zwanziger Jahren, in: Walter Fähnders/Helga Karrenbrock (Hrsg.), Autorinnen der Weimarer Republik, a.a.O., S. 21-38.

leben", endet dieser Tagebucheintrag, als ihr die Kollegin Warja konzediert hat: *„Du hast proletarisches Empfinden."* (S. 105)
Insofern werden, auch im Kontext der Dreiecksgeschichte, Momente von Alterität in Eigenes verwandelt, das Fremde des Sozialistischen wie der Arbeitswelt erscheint nie bedrohlich, sondern durch die Vermittlung der Arbeiterinnen und Arbeiter als zunehmend ‚nah'. Deren Wahrnehmung läßt die Utopie vom Neuen Menschen aufscheinen, so wenn es über die Arbeiterin Walja heißt: *„Diese Putilowarbeiterin hatte etwas Vollendetes, Insichgeschlossenes, wie die Gestalten der Antike oder der Renaissance, so hat Goethe die Iphigenie gesehen. Sie war nicht älter als ich, und doch fühlte ich mich in ihrer Gegenwart wie ein kleines Mädchen."* (S. 222)

‚Wahrheit' und ‚Authentizität'

In einem letzten Durchgang soll anhand der Figur der Tagebuchschreiberin noch einmal die Frage der Authentifizierungsstrategien erörtert werden. In „Eine Frau erlebt den roten Alltag" finden sich Mystifizierungen wie realhistorisch nachprüfbare Erzählelemente, die weiteren Aufschluß zur Frage ‚Wahrheitsanspruch' gestatten, den die gesamte Anlage des Buches so energisch reklamiert. Wie eine Autobiographie ließe sich das Tagebuch daraufhin befragen, ob und wie der ‚Pakt' zwischen Autorin, Erzählerin und Figur funktioniert.
Der Name der Verfasserin, der Inhaberin des Arbeitsbuches und der Empfängerin des Lohnzettels sind ersichtlich identisch, es gibt eine Differenz beim realen Geburtsjahr der Autorin (1897) und der Angabe über *„Körber"* im Arbeitsbuch (1907). Die Tagebuchschreiberin nennt sich selbst nicht beim Namen, nur einmal, und zwar in einem Brief des unseligen Eddie, wird sie als *„Lili"* angesprochen (S. 141). Über ihre Herkunft finden sich Andeutungen, nämlich auf Österreich und Wien, auf ihren Status als Ausländerin, der ihr den Zutritt zu den genannten Läden ebenso wie zum exklusiven *„Schriftstellerrestaurant"* gestattet. Sie betätigt sich vor Ort auch als Schriftstellerin, so notiert sie im Tagebuch, daß sie für die (bis heute existierende) Zeitschrift „Wokrug Swjeta" („Vokrug sveta", deutsch etwa „Um die Welt herum") eine (bisher nicht ermittelte) Erzählung „General v. Lynch beehrt uns" geschrieben habe (S. 78). Eine weitere Kurzgeschichte über den Selbstmord eines Arbeitslosen stellt sie in Aussicht; dabei dürfte es sich um die zuerst 1927 in der Wiener „Arbeiter-Zeitung" erschienene Erzählung „Der Schornsteinfeger" handeln.[65] Sie habe, so heißt es im „Roten Alltag" weiter, einen Artikel über den Faschismus in der Wandzeitung der ‚Roten Hilfe' geschrieben (S. 101) und eine *„Skizze ‚Die deutsche Studentin auf dem grünen Zweig'"* (S. 105) für die Redaktion der ‚Roten Studentenschaft' verfaßt. Am Ende erhält sie *„in den Redaktionen"* (!) soviel Honorar, daß sie sich einen Rückflug Leningrad-Berlin und eine *„Karte zweiter Klasse von Berlin nach Wien"* leisten kann (S. 231). Schließlich ermuntern die Kolleginnen sie beim Abschied, sie möge zuhause *„ihr Buch fertig schreiben"* (S. 231). Ausdrücklich als *„ausländische Schriftstellerin"* (S. 84) *„aus Österreich"* (S. 86) wird sie tituliert, vom Schriftstellerverband ist die Rede, der ihr

65 Lili Körber, Der Schornsteinfeger, in: Arbeiter-Zeitung (Wien) v. 25.9.1927; wieder in: Pariser Tageszeitung v. 25.6.1936.

(und Ralph!) früher Hotels besorgt habe (S. 226). Der Schriftstellerverband ist es auch, der, wie wohl üblich, um ihre Einstellung und Entlassung als Praktikantin aus Putilow *„ansucht"* (S. 228).

Selbst wenn nur ein kleiner Teil dieser biographischen Informationen verifizierbar ist, verweisen diese Textsignale zusammen mit den Paratexten des Buches auf die Autorin, die unverstellt als wahre, authentische *„Lili"* im Tagebuchroman erscheint, die Lili Körber heißt und als Schriftstellerin aus Wien bei Putilow für zwei Monate arbeitet. Daß *„man zwischen den Zeilen (fühlt)"*, daß *„die Verfasserin [...] trotz der Ich-Form mit der Heldin nicht zu identifizieren ist"* und die Autorin ideologisch *„auf nicht sehr festem Boden"* stehe, wie es in einer Besprechung der „Arbeiter-Zeitung" heißt, ist eine ebenso subtile wie singuläre Beobachtung.[66] Denn daß beispielsweise *„die Liebesgeschichte fiktiv"* sei,[67] wie Erich Grave, Ehemann von Lili Körber, 1986 mitteilt, ist dem Text gerade wegen seiner massiven Authentifizierungen nicht abzulesen. Im Gegenteil, in den Rezensionen wird die Dreiecksgeschichte aufmerksam registriert. Der Kritiker der Wiener „Neuen Freien Presse" reduziert seine Besprechung fast ganz darauf und meint zum Scheitern der Liebesbeziehung zum russischen Kommunisten süffisant: *„Das kommt davon, wenn man nach Rußland Sexualrevolution aus Wien importieren will."*[68] Auf eine innere Unstimmigkeit dagegen verweist Kracauer, wenn er das Motiv der Tagebuchschreiberin, bei Putilow zu arbeiten, unter die Lupe nimmt: *„Dieses gleich am Anfang mit einer gewissen Koketterie abgelegte Geständnis hat offenbar ausschließlich den Zweck, ihren späteren Gesinnungswandel ins rechte Licht zu rücken. Denn im weiteren Verlauf wird ihr Freund Ralph seiner wo nicht reaktionären, so doch unzuverlässigen Haltung wegen mehr und mehr entthront und ein russischer Genosse nur noch mit dem Vornamen benannt."*[69]

Neben diesem kompositorischen Problem in der Figurengestaltung enthält der Text Widersprüche bzw. Signale, die das faktuale Konstrukt ins Schwanken bringen.

Die Zeitangaben innerhalb und Datumsspuren verraten, daß sich diese Tagebuchschreiberin nicht nur die beiden Monate ihrer Aufzeichnungen, sondern insgesamt elf Monate (S. 230) in Rußland aufgehalten hat; zu erschließen ist die Spanne von Oktober 1930 bis 1. September 1931, an dem die Aufenthaltsbewilligung ja *„abläuft"* (S. 218). Im Klappentext war die Rede davon, daß die Verfasserin ein ganzes Jahr in den Putilow-Werken gearbeitet habe. Weihnachten jedenfalls verbrachte die Tagebuch-

---

66 Emil Kläger, Erlebte Bücher von Frauen, in: Neue Freie Presse (Wien) Nr. 24383 v. 31.7.1932 (Literaturblatt) S. 28.

67 Herta Wolf, Glauben machen, a.a.O., S. 157.

68 Emil Kläger, Erlebte Bücher von Frauen, a.a.O.

69 Siegfried Kracauer, Aus dem roten Alltag, a.a.O.; dagegen, daß Kracauer *„ironischen Anstoß genommen"* habe an der *„Geschwindigkeit, mit der dieser innere Wandlungsprozeß einer Wiener Schriftstellerin zur Leningrader Sowjetarbeiterin sich vollzog"*, polemisiert seitens der KPD Franz Leschnitzer in seinem „Literaturbericht. Frauenbücher über die Sowjetunion", in dem er Lili Körber etwas kryptisch konzediert, sie habe *„zu der Klasse, die berufen ist, die klassenlose Gesellschaft zu begründen, den gleichen Weg gefunden, den Millionen von Intellektuellen, Frauen wie Männer, heute noch suchen - und morgen finden werden."* (In: Der Rote Aufbau [Berlin] 24/1932, S. 1169-1171, hier S. 1169f.). - Die kommunistische „Internationale Presse-Korrespondenz" sieht dagegen noch *„kleinbürgerliche Klänge"* in diesem *„sehr sachlich geschriebenen Buche"*, das wegen des Wandlungsprozesses der Heldin aber ausdrücklich gelobt wird (Bertha Braunthal, Eine Frau erlebt den roten Alltag, in: Internationale Presse-Korrespondenz [Berlin], 69/1932 [12. Jg.], S. 2228).

schreiberein in Moskau (S. 151), dort lernte sie bei den Feiern der *„Januartage von 1906 in Moskau"* Vera Figner (S. 94) kennen, der sie als *„deutsche Schriftstellerin"* (S. 93) vorgestellt wird. Der Hinweis auf ihre Begegnung mit dem armenischen Dichter Akop Akopjan am 1. Mai in Tiflis, den sie beim Charkower Kongreß (November 1930) kennengelernt haben will, wurde bereits erwähnt.
Innerhalb des Zeitgerüstes fällt ein eklatanter Widerspruch auf: Das Arbeitsbuch datiert vom 12.IX.1931, der Lohnzettel vom 14.IX.1931, was mit den Tagebucheinträgen vom *„1. Juli"* bis *„31. August"* (ohne Jahresangaben) ebenso kollidiert wie mit dem Abreisetermin. (Die Differenz beim Geburtsjahr von *„Körber"* wurde bereits erwähnt.) Da den Faksimiles per se ein unbezweifelbares Maß an Authentizität zukommt, ließe sich der Widerspruch als subtiler Appell für eine Lektüre deuten, die über die ‚faktual' wiedergegebene ‚Wahrheit' hinweg dann doch das Fiktive eines Tagebuch-Romans mitlesen möchte. Die doppelte Inszenierung des Buches als *Tagebuch* und als *Roman* dementiert damit die Trennung von Fiktion und Nicht-Fiktion und relativiert seinen exklusiv faktualen Anspruch, ohne sich als allein fiktionales Gebilde zu bestimmen. Die Signale des Faktualen und des Fiktionalen verschmelzen im Authentizitätsanspruch eines *„Tagebuch-Romans"*, der aber weiterhin über jeden Verdacht, anderes als das im Titel verheißene ‚Erlebte' zu repräsentieren, erhaben bleibt. Insofern ließe sich festhalten, was im Kontext der Reiseliteraturforschung angesprochen worden ist: daß die Frage nach dem empirischen Wahrheitsgehalt einer *„Reiseschreibung"* zwar über das ‚Fremde' und seine Aneignung Aufschluß geben können, nicht aber dem Text als ‚Text' gerecht werden kann. Man hat in diesem Zusammenhang von einer *„friktionalen Literatur"* gesprochen, in der Fiktion und Diktion (im Sinne Gérard Genettes) ununterscheidbar werden: *„Zwischen den Polen von Fiktion und Diktion führt der Reisebericht vielmehr zu einer Friktion, insoweit klare Grenzziehungen ebenso vermieden werden wie Versuche, stabile Amalgame und Mischformen herzustellen."*[70]
So werden *„die Grenzen zwischen Fiktion und Realität, zwischen Kunst und Lebenswirklichkeit nicht durchbrochen, sondern sacht unterspült"*,[71] und insofern ist in diesem Tagebuch-Roman der autobiographische Pakt zugleich geschlossen als auch aufgekündigt. Hinzu kommen Interferenzen zwischen verschiedenen Texten von Lili Körber, die unmittelbar „Eine Frau erlebt den roten Alltag" betreffen und weitere Aufschlüsse auf ihr Wahrheitskonzept gestatten.

„Eine wahre Begebenheit aus den Putiloff-Werken von Lili Körber"

Im November 1932 erschien in der von Willi Münzenberg herausgegebenen Zeitschrift „Der Weg der Frau" die Skizze „Das Gericht über Vera" mit dem oben zitierten Untertitel. Sie handelt vom betriebsinternen *„Gericht"* über eine junge Lagerarbeiterin, die eigenmächtig ihren Urlaub verlängert hat. Nach längerer Aussprache, in der sich Veras Probleme an ihrem Arbeitsplatz, Fragen der sozialistischen Produktion und per-

70 Ottmar Ette, Literatur in Bewegung. Raum und Dynamik grenzüberschreitenden Schreibens in Europa und Amerika, Weilerswist 2001, S. 48.
71 Ebd., S. 362.

sönliche Eifersüchteleien mischen, wird beschlossen, daß Vera *„aus dem Lager, in dem sie isoliert sitzt“*, an *„eine Maschine versetzt wird“*,[72] wo sie im Kollektiv sich bewähren könne. *„Einige Monate“* später, so die Coda der Skizze, als es um die begehrte Nominierung von verdienten Arbeitern für das Polytechnikum geht, ist man sich sofort einig, daß dies Vera sein solle - sie wird einmütig von ihren Arbeitskolleginnen und -kollegen, auch ihren vormaligen Widersachern, vorgeschlagen.

Das Gericht über Vera

EINE WAHRE BEGEBENHEIT AUS DEN PUTILOFF-WERKEN VON LILI KÖRBER

Am Morgen nach dem Ruhetag, der wie in den meisten Sowjetbetrieben in den Putiloffwerken nach je vier Tagen Arbeit eintritt, prangte in der Traktor-Werkstatt eine Aufschrift neben der Wandzeitung:

„Heute in der Mittagspause findet ein kameradschaftliches Gericht über die Lageristin Kondratiewa wegen eigenmächtiger Verlängerung ihres Urlaubes und ungewissenhafter Erfüllung ihrer Pflichten statt. Anwesenheit für alle obligatorisch.“

Jeder, der ins Lager ging, um sich ein Instrument zu holen, vermied es, die Lageristin Vera anzusehen, die mit roten Flecken auf den Wangen die Regale nach den gewünschten Metalldingern absuchte. Nur einige mitleidsvolle Frauenseelen schüttelten die Köpfe: „Verotschka, Verotschka ... wie ist es denn dazu gekommen ...?“

Vera erklärte jedem, der es hören wollte: „Eine Intrige von Malachoff, weil ich ihm verboten habe, mich anzu-

In der Traktor-Werkstatt prangte eine Aufschrift neben der Wandzeitung.

Aus: Der Weg der Frau (1932), Nr. 11

Der Text ist aus der Innensicht des Betriebes in einer anonymen *„Wir“*-Perspektive geschrieben und vermittelt Impressionen über Probleme und Erfolge des sozialistischen Aufbaus. Die Wahrheitsbeteuerung des Untertitels einschließlich der Lokalisierung der story in den berühmten Werken möchte den Text ‚authentisch' machen - was durch die vier Zeichnungen, deren Unterschriften Zitate aus dem Text bilden, emblematisch bekräftigt werden soll.

Daß ausgerechnet eine Zeichnung im Zeitalter der Fotografie zur Beglaubigung eingesetzt wird, ist im speziellen Medienverständnis einer oder dieser Zeitschrift um 1930 zu suchen - zeichnerische Illustrationen standen in der Presse der Zeit durchaus hoch im Kurs. Das Emblematische seiner narrativen Struktur bei deutlich dokumentarischer, faktualer Anlage des Textes läßt an seinem Anspruch als *„wahre Begebenheit“* offenkundig nicht zweifeln.

Der Text selbst schildert einen Vorgang, der bereits aus Lili Körbers „Eine Frau erlebt den roten Alltag“ bekannt ist. Hier wie dort ist der narrative Einstieg ein Plakat auf einer Wandzeitung mit dem Wortlaut: *„HEUTE IN DER MITTAGSPAUSE FINDET EIN KAMERADSCHAFTSGERICHT ÜBER DIE LAGERISTIN IWANOWA WEGEN EIGENMÄCHTIGER*

72 Lili Körber, Das Gericht über Vera. Eine wahre Begegnung aus den Putiloff-Werken, in: Der Weg der Frau 11/November 1932 (2. Jg.), S. 11-12, hier S. 12.

VERLÄNGERUNG DES URLAUBES UND UNGEWISSENHAFTER ERFÜLLUNG IHRER PFLICHTEN STATT. ANWESENHEIT FÜR ALLE OBLIGATORISCH!" (S. 135)

Unterschiede finden sich in der Namengebung - die Lageristin heißt in der separaten Skizze Kondratiewa, und auch die Namen der übrigen Beteiligten sind verändert. Verändert ist zudem der Ausgang: In der Buchversion wird die Angeschuldigte zur Hilfsarbeiterin *„degradiert"* (S. 137), womit nicht alle in der Belegschaft einverstanden sind, da man dieses Urteil als zu hart und als *„linke Abweichung"* (S. 138) ansieht. Die Belegschaft setzt schließlich durch, daß die Lageristin an eine Maschine versetzt wird.

Lili Körber hat mit diesen beiden Versionen ein und derselben Begebenheit aus den Putilow-Werken in sich jeweils ‚authentische', durch den autobiographischen Pakt als ‚wahr' verbürgte Geschichten erzählt. Diese Intertextualität als *„Präsenz eines Textes in einem anderen"* (Gérard Genette) operiert mit wörtlichen Übernahmen, zitiert und plagiiert sich selbst - doppelte Wahrheit? Beide Varianten geben Einblick in einen ‚faktischen' betrieblichen Konflikt und dessen Lösung. Dennoch sind es zwei Geschichten - interferierende Texte, die erneut zeigen, wie ‚Authentizität' produziert wird, ohne daß sie ‚authentisch' sein müßte. Was nicht heißt, daß diese Geschichte(n) unwahr wäre(n).

Lili Körber hat sich einer inneren, das eigene Werk betreffenden Intertextualität des öfteren bedient. So erzählt sie in „Eine Frau erlebt den roten Alltag" eine Anekdote über *„die Neue"* im Betrieb, eine *„Turkmenin aus Baku"*, die in der Putilow-Werkstatt *„großes Aufsehen"* erregte, *„denn sie erschien im Schleier, er verdeckte aber nicht ihr Gesicht, sondern diente nur als Hut und Mantel"* (S. 66). Diese Turkmenin wird sogleich von den neugierigen Arbeiterinnen gebeten, *„während der Mittagspause"* ein *„Referat"* (S. 66) über ihr Herkunftsland zu halten. Sie tut dies mit Informationen, die teilweise wörtlich mit einem Reisebericht übereinstimmen, den Lili Körber 1931 (also während ihres Rußlandaufenthaltes) unter dem Titel „Die entschleierte Frau von Baku" in der Zeitschrift „Das Neue Rußland" veröffentlicht hat.[73] Auch bei der Analyse von „Ein Amerikaner in Russland" wird uns dies Prinzip der intertextuellen Selbstzitation als Strukturelement begegnen - narrative Strategien, mit denen die Autorin versucht, die *„Sowjetwirklichkeit selbst sprechen zu lassen"*, wie sie in einer Selbstanzeige ihres Buches von 1932 schreibt: *„Trotz der Ich-Form ist dieses Buch keine persönliche Angelegenheit. Meine Absicht war, die Sowjetwirklichkeit selbst sprechen zu lassen und alles, was ich als Arbeiterin, als Schriftstellerin und als Frau erlebt habe, möglichst getreu wiederzugeben. Im Mittelpunkt steht der Riesenbetrieb, die Putilow-Werke, in denen ich einige Monate als Bohrerin an der Maschine gestanden habe. Der Puls des Fünfjahresplanes schlägt hier in tausend Kleinigkeiten, in Dingen und Menschen. Aber nicht leicht fällt der Westlerin, der Individualistin, sich in den neuen Rhythmus des Kollektivs einzufügen. Trotz Ehrlichkeit, trotz gutem Willen und Bewunderung für die so selbstlosen Arbeiterkollegen will ihr das manchmal gar nicht gelingen. Dieser Kampf bildet den eigentlichen Roman, der Weg der Ich-Heldin geht symbolisch von einem unbekümmerten amerikanischen Ingenieur zu einem russischen Kommunisten."*[74]

---

73 Lili Körber, Die entschleierte Frau von Baku. In: Das Neue Rußland 8-9/1931 (8. Jg.), S. 31-32.
74 In: Wiener Literarische Signale, a.a.O.; zit. n. Ute Lemke, Lili Körber, a.a.O., S. 102f.

Lili Körber (2)

„Ne vous découragez pas", schrieb Romain Rolland nach Erhalt von „Eine Frau erlebt den roten Alltag" im Juni 1933 an Lili Körber - angesichts der faschistischen Entwicklung in Deutschland fügte er als Ermutigung hinzu: *„Le découragement vient toujours de ce qu'on a espéré trop, et trop vite [...]. Tant qu'il y a au monde quelques hommes et femmes qui, dans leur coeur, ne sont pas vaincus, la bataille n'est pas perdue: le feu couve. Il se rallumera. Nous sommes le feu. C'est le plus beau destin de tous."*[75]

Ihre nächsten Publikationen orientierte Lili Körber in Titelgebung und Machart am Erstling, der in den Folgetiteln als Subtext mitzitiert wird: Auf „Eine Frau erlebt den roten Alltag" folgten 1934 „Eine Jüdin erlebt das neue Deutschland"[76] (1935 in Österreich wegen ‚Gotteslästerung' verboten) und 1938 „Eine Österreicherin erlebt den Anschluß".[77] Dazwischen lagen der Fortsetzungsroman „Zwischen Mann und Kind",[78] der Reisebericht „Begegnungen im Fernen Osten"[79] und die NS-Parodie „Sato-San, ein japanischer Held. Ein satyrischer Zeitroman".[80] Nach dem ‚Anschluß' floh Lili Körber 1938 nach Frankreich und 1941 von Lissabon nach New York, wo sie bis zu ihrem Tod 1982 lebte.

Im us-amerikanischen Exil bildete sie sich als Krankenschwester aus, war aber auch weiterhin schriftstellerisch tätig. Allerdings fand sie kaum mehr Resonanz - der Verlust des deutschsprachigen Publikums und die literarische Umstellung auf das Amerikanische, das nur sehr wenigen Autorinnen wie Erika Mann oder Ruth Landshoff-Yorck im Exil gelang, bedeuteten mehr oder weniger das Ende ihrer Karriere als Autorin. So konnte sie neben wenigen Zeitungsartikeln im US-Exil nur mehr den bereits erwähnten Fortsetzungsroman „Ein Amerikaner in Russland" publizieren. Diese Veröffentlichung in der New Yorker „Neuen Volks-Zeitung" bedeutet also die letzte größere literarische Wortmeldung, die der Autorin vergönnt war: *„Nach 1943 wird es still um Körber."*[81] Ihr Exilroman „Farewell To Yesterday" ist bis heute unveröffentlicht.

In „Ein Amerikaner in Russland" manifestiert sich eine rußland- und sowjetkritische Position, die sich bei Lili Körber in den späteren dreißiger Jahren herausgebildet hat. Die wenigen bekannten diesbezüglichen Zeugnisse verweisen nicht nur auf ein gegenüber der Zeit um 1930 merklich geringeres Interesse am Rußland-Sujet bei ihren Publikationen, sondern auch auf eine zumindest privat geäußerte, heftige Kritik. 1934 reflektiert Lili Körber in der mit *„Vorspiel"* überschriebenen Einleitung ihres zweiten Romans, „Eine Jüdin erlebt das neue Deutschland", über die Lage in Deutschland im Winter 1932 - und darüber, daß *„am Steuer des Geisteslebens noch immer die Linke (saß)"*: *„Es gehörte heute nicht mehr zum guten Ton, auf die Härten der Sowjetdikta-*

---

75 Zit. n. Viktoria Hertling, Quer durch, a.a.O., S. 113.
76 Siehe Anm. 35; Neuausgaben u.d.T. „Die Ehe der Ruth Gompertz. Roman", Hrsg. Gabriele Kreis, Mannheim 1984; Dass., Hrsg. Viktoria Hertling, Leipzig 1988.
77 Unter dem Pseudonym Agnes Muth in: Volksrecht (Zürich) 23.4.-17.9.1938; Neuausgabe: Hrsg. Viktoria Hertling, Wien 1988.
78 In Fortsetzungen in: Prager Tagblatt 1934 (Kopie im Nachlaß).
79 Budapest 1936.
80 Wien 1936. In Fortsetzungen wieder in: Volksrecht (Zürich) 1.3.-25.4.1939.
81 Viktoria Hertling, Abschied von Europa, a.a.O., S. 123.

tur hinzuweisen".[82] 1937 schreibt sie noch aus Wien an die „Pariser Tageszeitung": *„Ich kann gar nicht verstehen, daß ein Mann wie Georg Bernhard kein Wort gegen Stalins Politik und die täglichen Ermordungen alter Revolutionäre findet."*[83] Im selben Jahr bemerkt sie gegenüber einer Bekannten in der Schweiz nach ihrer Lektüre von André Gides rußlandkritischem Reisebuch „Retour de l'U.R.S.S." (1936): *„Wissen Sie, es ist alles wahr, jedes Wort, ich kann es bezeugen. Wie oft wollte ich davon sprechen und schreiben, aber ich konnte es nicht richtig formulieren. Ich glaube, daß die Bolschewiken heute eigentlich auch Faschisten sind, glauben Sie nicht auch?"*[84]
Hier interessiert weniger die Bemerkung, daß Lili Körber *„es"* bisher nicht richtig habe formulieren können - bei einer derart versierten Schriftstellerin scheint das nicht recht glaubwürdig; sondern daß sie nun, 1937, mit dem Bolschewismus und allem, was in Sowjetrußland sich vollzogen hat, gebrochen habe - in pauschaler Umkehrung der stalinistischen Denunziation gegenüber ‚Abweichlern': das seien Faschisten.
Offenbar hatte Lili Körber gute Kontakte zum linken Exil - als sie am 23.6.1941 im New Yorker Hafen ankommt, wurde sie *„durch Vertreter amerikanischer Hilfskomitees sowie sozialdemokratischer Genossen"* begrüßt.[85] Insbesondere muß engerer Kontakt zur „Neuen Volks-Zeitung" bestanden haben, die 1932-1949 als Nachfolgeorgan der traditionsreichen „New Yorker Volks-Zeitung" erschien und deren Redaktion seit 1936 von dem ehemaligen SPD-Reichstagsabgeordneten Gerhart Seger geleitet wurde.[86] Die „Neue Volks-Zeitung" vertrat einen strikt antikommunistischen Kurs, auch gegenüber den kommunistischen Exilanten und auch noch nach Kriegseintritt der USA 1941; sie unterschied sich dadurch vom konkurrierenden, ebenfalls in New York ansässigen „Aufbau". Lili Körber schreibt am 27.2.1942 in einem Brief, daß ihr neues Buch „Ein Amerikaner in Russland" dem Redakteur der „Neuen Volks-Zeitung" *„gut gefällt und er es voraussichtlich bringt."*[87] „Ein Amerikaner in Russland" erscheint vom 5.12.1942 bis 9.10.1943 in 35 Fortsetzungen.[88]
Ein Nachdruck erfolgte 1949 in der Wiener „Arbeiter-Zeitung", wurde aber nach der 17. Fortsetzung von der sowjetischen Besatzungsbehörde gestoppt - und zwar wegen der Bezeichnung Stalins als *„Sadist"*, die die Redaktion im Gegensatz zu einer anderen vergleichbaren Stelle (Stalin als *„Schurke"*) nicht gestrichen hatte. Am 11.12.1950 schreibt die Redaktion an Lili Körber nach New York: *„Wir hatten daher Schwierig-*

---

82 Lili Körber, Die Ehe der Ruth Gompertz, a.a.O. (Ausgabe 1984), S. 20.
83 Unveröff. Brief an die „Pariser Tageszeitung" aus Wien vom 23.11.1937; zit. n. Ute Lemke, Lili Körber, a.a.O., S. 103.
84 Unveröff. Brief vom 14.3.1937; zit. n. Ute Lemke, Lili Körber, a.a.O., S. 103.
85 Viktoria Hertling, Abschied von Europa, a.a.O., S. 122.
86 Vgl. Angelika Huß-Michel, Literarische und politische Zeitschriften des Exils, Stuttgart 1987, S. 38-42; Joachim Radkau, Die deutsche Emigration in den USA. Ihr Einfluß auf die amerikanische Europapolitik 1933-1945, Düsseldorf 1971, S. 144-169; Sigrid Schneider, „Neue Volks-Zeitung", in: Hanno Hardt/Elke Hilscher/Winfried B. Lerg (Hrsg.), Presse im Exil. Beiträge zur Kommunikationsgeschichte des deutschen Exils 1933-1945, München u.a. 1979, S. 347-377.
87 Viktoria Hertling, Abschied von Europa, a.a.O., S. 123.
88 Lili Körber, Ein Amerikaner in Russland. Roman, in: Neue Volks-Zeitung (New York) 49/5.12.1942 (11. Jg.) bis 41/9.10.1943 (12. Jg.); das Kapitel „Danton" wurde nachgedruckt in Lisa Kahn (Hrsg.), Reisegepäck Sprache. Deutschschreibende Schriftstellerinnen in den USA 1938-1978, München 1979, S. 67-74. - Im Lili Körber-Nachlaß (a.a.O.) findet sich neben dem Typoskript des 1. Kapitels eine Sammlung aller Fortsetzungen mit gelegentlichen handschriftlichen und maschinenschriftlichen Korrekturen und Ergänzungen der Autorin. Nachweise im folgenden nach diesem Exemplar direkt im Text.

Ein Amerikaner in Russland

Roman von LILI KOERBER

(3. Fortsetzung)

"So ein Mensch", sagte sie, "ein Mensch, der der Sache so zugetan ist, ein Mensch, der nie an sich gedacht, der sich geopfert hat, der sich noch heute ohne Zögern opfern würde . . . fünf Jahre arbeite ich nun mit ihm zusammen, ich kenne ihn durch und durch. Was sind denn das für Leute, die jetzt daherkommen. . . ." Sie machte eine verächtliche Geste. "Parvenüs sind das und nichts anderes."

Sie senkte die Stimme.'

"Und jetzt wurden wieder zwei verhaftet. Sie haben doch gehört: Ipatin, ein Intimus von ihm. In der letzten Zeit haben sie sich ja weniger gesehen, egal, früher waren sie gute Freunde; das ist sprühend vor Geist. 'Sie sind die und die?,' fragt er und streckt mir die Hand entgegen. 'Sehr erfreut, ich hoffe, dass wir gut miteinander arbeiten werden.' Er hat damals noch schlecht russisch gesprochen . . . ja . . . und dann sind Sie einmal zu Besuch gekommen. Es waren immer viel Genossinnen hier, aber bei Ihnen habe ich gespürt — das ist nicht nur eine Genossin, an der hat er ein besonderes Interesse. Und ich habe mich nicht geirrt. Wie Sie weg sind, ist er ein-zweimal durchs Zimmer gegangen. Plötzlich bleibt er vor mir stehen: 'Wie gefällt sie Ihnen, Natalia Iwanowna?' — 'Das wäre eine nette Frau für Sie, Genosse', sagte ich. Er hat in sich hinein gelacht, holte sich eine Schachtel mit Briefmarken und setzte sich wieder auf ihren Platz.

"Woher wissen Sie denn das alles?", erkundigte sich Mascha.

"Eine Freundin von mir arbeitet mit Italienern zusammen. Und der Fall Ciruti ging von Mund zu Mund."

"Ich zweifle, ob Michail das tun würde," sagte Mascha nach einer Weile.

"Bei ihm liegt die Sache anders, er soll doch nur zur Erholung in seine Heimat fahren," erwiderte Natalia Iwanowna. "Da ist nichts dabei. Schliesslich will jeder Mensch einmal seine Angehörigen wiedersehen."

Die Tür ging auf.

"Ach, Du bist da, Mascha. Schon lange?"

Aus: Neue Volks-Zeitung (New York), 1942

keiten mit der Besatzungsbehörde und mußten die weitere Veröffentlichung des Romanes einstellen. Seit der Zeit kommen täglich bei uns zahlreiche Anrufe, wo man die Fortsetzung des Romanes lesen kann und ob er bereits in Buchform erschienen ist. Es wäre sicher ein gutes Geschäft, aber wir im Sozialistischen Verlag dürfen das Buch natürlich nicht herausgeben."[89]

„Ein Amerikaner in Russland"

Lili Körber hat (vermutlich für die Redaktion der „Neuen Volks-Zeitung") eine aufschlußreiche „Synopsis des Romans" formuliert, die einen ausgezeichneten Überblick über Intention und Handlung vermittelt und hier deshalb erstmals abgedruckt sei:

„Mascha, die Dolmetscherin, gibt eine Gesellschaft für Frank Morris, den amerikanischen Ingenieur, der vor kurzem nach Moskau gekommen ist. Ihr Freund, der bulgarische Kommunist Michael Miranow, ist auch dabei. Am nächsten Tag besucht Mascha Miranow in seinem Büro und erfährt von seiner Sekretärin, einer älteren Dame, dass Michael ‚linker Abweichungen' verdächtigt ist und gemieden wird. Mascha begleitet Michael in sein Hotel und versucht ihn zu überreden, die Sowjetunion zu verlassen, was für ihn als Ausländer möglich ist. Das lehnt Michael ab. Voller Sorge um ihn sucht Mascha Frank auf: ob er nicht einen Brief an Michails Mutter in Bulgarien schmuggeln könnte: die Mutter soll ihm schreiben, dass sie sehr krank sei und ihn

89 Im Lili Körber-Nachlaß (a.a.O.); dem Deutschen Exilarchiv 1933-1945 in der Deutschen Bibliothek, Frankfurt am Main, sei für freundliche Unterstützung, Zitatgenehmigung und Bereitstellung des oben abgedruckten Fotos von Lili Körber herzlich gedankt!

noch einmal sehen will. Frank ist dazu bereit. Bei der Gelegenheit erfährt Mascha, dass Frank seit einem halben Jahr geschieden ist. Er behauptet, dass er es überwunden habe.
Amerikanische ‚Spezialisten', wie sie genannt werden, treffen sich im Lebensmittelgeschäft für Ausländer und gehen dann miteinander ins Hotel. Evelyn, eine Freundin von Lilian, Franks geschiedener Frau, will mit ihm über sie sprechen, aber Frank weicht aus.
Am 1. Mai fahren die Amerikaner gemeinsam in den Vergnügungspark. Frank nimmt Mascha mit. Dort trifft sie unerwarteterweise ihren Vetter Nikolai, der ihr erzählt, dass man ihm Michails Arbeitsplatz zugewiesen habe. Michail kommt nicht mehr ins Büro. Mascha hat ihren Freund seit einiger Zeit nicht mehr gesehen. So oft sie ihn anrief sagte er ihr, er sei zu beschäftigt. Jetzt beschliesst sie, ihn sofort aufzusuchen, trotz der späten Stunde und der Gefahr, der sie sich aussetzt. Das Gespräch der beiden und die nachfolgende Verhaftung Michaels wird im Kapitel ‚Danton' wiedergegeben. Mascha irrt die ganze Nacht verzweifelt in den Strassen umher. Am nächsten Morgen, in der Fabrik, bricht sie zusammen.
Michail wird zum Tode verurteilt und hingerichtet. Mascha macht eine lange Krankheit durch. Frank besucht sie oft und hilft so gut er kann. Er schlägt vor, dass sie zusammen auf Urlaub in ein Erholungsheim im Kaukasus fahren. Mascha ist einverstanden. Einen Monat später reisen sie ab. Bei ihrer Ankunft stellt sich heraus, dass man ihnen nur ein Zimmer reserviert hat. ‚That's all right', ruft Frank. Allein im Zimmer gesteht er Mascha seine Liebe und nimmt sie in seine Arme.
Das nächste Kapitel spielt in Paris. Lilian, Franks gewesene Gattin, ist dort mit ihrem Freund, einem italienischen Professor. Sie ist egozentrisch und verwöhnt, sie streiten ununterbrochen. Schliesslich läuft sie davon, ins amerikanische Konsulat. Der junge Vizekonsul, der nichts von ihrer Scheidung weiss, verspricht ihr, sich dafür einzusetzen, dass sie bald ein Visum in die Sowjetunion erhält.
Frank ist liebevoll zu Mascha und sie erholt sich, aber die Differenzen zwischen ihnen sind unüberbrückbar. Sie sind mit anderen Ideen und Prinzipien aufgewachsen. Plötzlich erscheint Lilian unter Intouristreisenden. Als er zu ihr spricht, fühlt Frank, dass sie ihm näher steht als je bevor [sic], doch beteuert er, dass er das russische Mädchen nicht verlassen könne. Sie verabschieden sich. Da kommt Mascha und sagt ihm, sie hätte mit seiner Frau gesprochen und er gehöre doch zu ihr nach Amerika. Er würde sich in der Sowjetunion niemals zu Hause fühlen. Frank fährt mit der Intouristgruppe fort. Mascha entschließt sich, in die Kollektivfarm zu gehen, wo Nikolai seine Ferien verbringt, um dort bei der Ernte zu helfen."[90]

Im Gegensatz zum „Tagebuch-Roman" gibt sich „Ein Amerikaner in Russland", so ausdrücklich im Untertitel, als fiktional angelegter, auf Gattungsexperimente verzichtender „Roman" zu erkennen und verzichtet auf explizite Authentifizierungsansätze. Exposé und Ausführung zeigen eine Forcierung der Dreiecksgeschichte, die nun ver-

90 „Synopsis des Romans ‚Ein Amerikaner in Russland' von Lily Koerber". Zweiseitiges Typoskript mit handschriftlichen Korrekturen; unveröff., abgedruckt mit freundlicher Genehmigung von Prof. Dr. Viktoria Hertling (Reno/USA), sowie der Deutschen Bibliothek/Deutsches Exilarchiv 1933-1945 (Frankfurt am Main). Im Nachlaß findet sich eine womöglich spätere Version u.d.T.: „Zusammenfassung des Romans [...]" mit nur geringfügigen Varianten.

doppelt wird: Der Amerikaner Frank steht zwischen der Russin Mascha und der geschiedenen Ehefrau Lilian, Mascha zwischen dem Bulgaren Michail und dem Amerikaner. Die Bedrohung und Hinrichtung des bulgarischen Kommunisten und das Auftauchen der amerikanischen Ex-Ehefrau spitzt den amourösen Konflikt zu, gestattet erzählerisch aber auch die Konfrontation zwischen amerikanischer und sowjetischer Lebensweise. Dieses Erzählinteresse wird dadurch gesteigert, daß die Figur des amerikanischen *„Spez"* Frank außerordentlich positiv gezeichnet und zur Identifikation quasi freigegeben wird - deutlich positiver als die Vergleichsfigur des Ralph im „Roten Alltag", dem zudem die rundum negative Begleitfigur des Eddie beigegeben worden war. Positiv wirkt Frank durch seine Offenheit der Sowjetunion gegenüber, die ihn als liberalen und souveränen Amerikaner kennzeichnet, und durch seine Rolle des ebenso fürsorglichen wie rücksichtsvollen Liebhabers. Auch der des Trotzkismus bezichtigte und als überzeugter Kommunist positiv gezeichnete Michail zieht, da unschuldiges Stalin-Opfer, Sympathie auf sich. Dagegen ist die Figur der amerikanischen Ex-Ehefrau eher negativ gefärbt und im übrigen erzählerisch auffällig mißraten - erkennbar aber ist Lili Körbers Versuch, sie als selbständige Frau zu zeichnen, die den Fehler ihrer Scheidung bereut, die ihre aktuelle Liaison mit einem als Karikatur gezeichneten deutschen Professor (nicht italienischen wie im Aufriß) zu lösen und ihren Ex-Ehemann mit Erfolg zurückzugewinnen versteht.
Das happy ending kontrastiert markant zum Ausgang in „Eine Frau erlebt den roten Alltag". Dort war es die sowjetische Lebens- und Arbeitserfahrung, die die Heldin zur Trennung vom amerikanischen Liebhaber trieb; hier ist es der amerikanische way of life, der den amerikanischen Helden von der russischen Geliebten trennt. Daß diese es ist, die die Beziehung beendet und zum Ernteeinsatz in jenem Kolchos, der ihrem Betrieb angeschlossen ist, aufbricht, signalisiert erneut Selbständigkeit und Souveränität dieser Protagonistin. Ihr Entschluß liest sich als eine wie klischeehaft auch immer angelegte Anspielung auf den einsamen Abflug der Protagonistin im „Roten Alltag": *„Ich kann nicht in Amerika leben und du nicht in Russland."* (S. 83)
Bereits die Figurenkonstellation in „Ein Amerikaner in Russland" verweist also auf Bezüge zum Erstling ein Jahrzehnt zuvor. Biographisch gesehen drängte womöglich die neue, fremde und befremdende us-amerikanische Umgebung die Autorin dazu, sich einer anderen ‚Fremde' zu erinnern, die seinerzeit so ‚fremd' nicht war. Im Gegenteil: Deren Nähe 1931/32 ist nun, auch nach den politische Entwicklungen der dreißiger Jahre, einer Distanz gewichen, die auf eine abstrakte Identifikation mit der neuen Fremde bzw. auf ein Plädoyer für die ‚neue Welt' zielt.
Dabei verweist die Neu-Beschriftung der sowjetischen Realität auf deren aktuelle politische Dimension, die im „Roten Alltag" eher ökonomisch vermittelt (Kampf um den Fünfjahresplan) als Thema erschien. Der am Schicksal des bulgarischen Genossen geschilderte stalinistische Terror der dreißiger Jahre überlagert und dominiert die ökonomische Dimension des Textes. Über Michail heißt es: *„So ein Mensch, [...] der der Sache so zugetan ist, ein Mensch, der nie an sich gedacht, der sich geopfert hat [...] Was sind denn das für Leute, die jetzt daherkommen [...]. Parvenüs sind das und nichts anderes."* (S. 8). Bereits Walter Benjamin beobachtete im „Moskauer Tagebuch", daß der Jugend *„das Revolutionäre [...] nicht als Erfahrung, sondern als Parole zu(kommt). Man macht den Versuch, die Dynamik des revolutionären Vorgangs*

im Staatsleben abzustellen".[91] Hier wird angedeutet, daß die bolschewistische Politik nicht mehr von einer revolutionären *„Erfahrung"* getragen ist. Das mit „Danton" überschriebene (und sehr eindringliche) Kapitel stellt einen historischen und durch Anspielungen auf Georg Büchners Drama auch literarischen Bezug her. In einer gespenstischen Szene, als Mascha vergebens versucht hat, Michail zur Flucht zu überreden und nun entschlossen ist, im nächtlichen Moskau selbstmörderisch *„Es lebe Trotzki!"* zu rufen, besucht sie das Mausoleum Lenins. Es heißt weiter: *„ 'Lenin ist tot - die Revolution lebt', so lautete das Schlagwort nach seinem Tode. Nein, auch die Revolution war tot, erstickt in Cutaways, in Taktik, in Angst."* (S. 45)

Insofern dominiert das Politische das Ökonomische, das doch, wie im „Roten Alltag", Ausgangspunkt der Handlung ist. Und es ist diese Erzählschicht in „Ein Amerikaner in Russland", die intertextuell immer wieder auf „Eine Frau erlebt den roten Alltag" Bezug nimmt, diese zitiert und fortschreibt. Der Beginn des V. Kapitels, „Im Betrieb", sei im Wortlaut exemplarisch wiedergegeben, weil darin der oben zitierte Anfang des „Roten Alltag" wiederkehrt: *„Durch das gläserne Dach strömt das Frühlingslicht in die Werkstatt, funkelt im blanken Stahl der Maschinen, gibt den roten Kopftüchlein der Arbeiterinnen den Glanz purpurner Rosen [...]. Die Werkbänke brausen um die Wette, die Achsen drehen sich, die Riemen laufen; nur die Arbeiter stehen ruhig da, wie Beobachtungsposten; die Mütze auf dem Kopf, die Zigarette zwischen den Zähnen verfolgen sie mit ernsten Augen den Lauf der Maschinen, bedienen Hebel und Schalter. Sortiererinnen gehen hin und her, prüfen die Metallstücke, notieren etwas. Ein rotes Kopftüchlein kommt auf einem elektrisch betriebenen Wägelchen angefahren, um die fertigen Stücke abzuholen [...]. Auf einer dritten [Tafel] stehen neben dem Bild Lenins mit Kreide geschriebene Ziffern: die bisherige Erfüllung des Plans. Insgesamt sollen in diesem Jahr 32.000 Traktoren aus dem Betrieb in die Kollektivwirtshaften abgehen. Ueber der Tür leuchtet ein rotes Transparent mit weißen Buchstaben:*
'Genossen Arbeiter, in Eurer Hand liegt der Sieg der Kollektivwirtschaft über den Kulaken.
Arbeit ist Kampf für den Sozialismus.'" (S. 14)

In einer anderen Szene, ebenfalls aus der Produktion, heißt es: *„Frank stellte sich zu einer Arbeiterin, die Löcher in die Bremsstange bohrte, und beobachtete eine Zeitlang schweigend ihre Arbeit."* (S. 46). Im „Roten Alltag" lautet eine entsprechende, oben bereits zitierte Stelle über die Arbeitsaufgabe der Protagonistin *„Lili"*: *„Es sollten Löcher in Hebel gebohrt, ausgefeilt und poliert werden."* (S. 18). Die Interferenzen zwischen beiden Texten lassen hier den Liebhaber und Spezialisten Frank zum Beobachter einer Arbeiterin werden, deren Referenzfigur niemand anders als die Tagebuchschreiberin des „Roten Alltag" ist.

Es finden sich in beiden Büchern noch weitere Selbstzitationen, die hier im einzelnen nicht alle aufgezeigt werden können. Hingewiesen sei auf einen Besuch von Pionieren in der Putilow-Werkstatt, wobei die Protagonistin insbesondere mit dem Aktivisten Josef Finkelstein ins Gespräch kommt („Eine Frau erlebt den roten Alltag", S. 64ff.). Im Roman wird das dahin modifiziert, daß Mascha und Frank auf ihrer Zugreise ins Sa-

91 Walter Benjamin, Moskauer Tagebuch, in: Ders.: Gesammelte Schriften, a.a.O., Bd. VI (1985), S. 292-409, hier S. 338.

natorium eine Gruppe neugieriger Pioniere kennenlernen, darunter Iljuscha Weinstein, der schließlich Frank um einen *„Vortrag über die Lage des proletarischen Kindes in Amerika"* (S. 69) bittet, den dieser dann auch hält - ebenso wie im „Roten Alltag" die Heldin um ein derartiges Referat gebeten wurde. *„Sie sagt natürlich zu"*, bemerkt Kracauer zu dieser Stelle, *„muß aber in der betreffenden Versammlung warten, bis der 1. Punkt der Tagesordnung erledigt ist, der die ‚Erziehung der Eltern' traktiert und einigen Mädchen Gelegenheit gibt, sich über die ‚kleinbürgerlichen Vorurteile' ihrer Mütter zu beschweren. Zweifellos"*, fügt er einigermaßen irritiert hinzu, *„kann nur innerhalb eines jungen Volkes der Kindermund ungestraft zu so erwachsenen Wörtern greifen."*[92] Gerade diese Szene scheint die Zeitgenossen beeindruckt zu haben, der Kritiker der „Vossischen Zeitung" zählt sie zu jenen, die *„lange haften bleiben"*.[93]
Das Motiv, daß man dem jungen Pionier ein Taschenmesser schenkt und dieser es nur zögerlich annimmt, findet sich in beiden Versionen, ebenso die trotz Namensdifferenz nahezu textidentische Rede des altklugen Josef Finkelstein/Iljuscha Weinstein: *„Ich heiße Josef Finkelstein, bin Jude - das ist eine nationale Minderheit. Mein Vater ist Invalide und bezieht eine Rente. Meine Mutter schicke ich jetzt lernen; wir haben in unserer Schule Kurse organisiert, wo die Frauen eine Qualifikation bekommen - sie wird Metalldreherin. Heute bei dem Mangel an Arbeitskräften ist es wichtig, daß jeder qualifiziert wird.*[94] *Wie steht es bei Ihnen?"* (S. 64). Im „Roten Alltag" folgt die provokante Frage: *„Machen Sie viel Ausschuß?"*, im Roman: *„Sind Sie Spez oder Intourist-Reisender?"* (S. 70).
Unter dem Aspekt der ‚Selbst-Beschriftung' oder des Umschreibens ihres Erstlings nimmt Lili Körber die offenkundigen Anachronismen und topographischen Ungereimtheiten, die sich aus diesem Verfahren ergeben (Handlungsort ist Moskau, nicht Leningrad, die Statistiken und Parolen beziehen sich auf das Jahr 1931, nicht auf die Zeit der Gegenwartshandlung der späteren dreißiger Jahre u.a.m.), in Kauf, oder aber: Gerade diese Ungereimtheiten lenken den Blick auf die intertextuelle Anlage des Romans. Die Transformation des Betriebssujets vom Tagebuch- in den Fortsetzungs-Roman verleiht diesem, bei aller ‚Literarizität' der gedoppelten Liebesgeschichte, nicht nur den dann doch ‚authentischen' Charakter einer ‚wahren' Geschichte, sondern markiert zudem die Revision - und doch auch die Persistenz - des positiven Blickes auf Rußland. Insofern ist „Ein Amerikaner in Russland" mehr als ein *„peinlich klischeehaftes Machwerk, das so recht Erbauungslektüre für Neuamerikaner war"*[95] und auch nicht bloß *„negativer Gegenentwurf"*[96] zu „Eine Frau erlebt den roten Alltag". Der Roman konstruiert sich eine Welt zurecht, deren Stalinismuskritik und Amerikanismus zwar propagandistische Ziele verfolgen, die aber in der Erinnerung an einen vergangenen ‚roten Alltag' auf dessen Utopie zurückweist.

---

92 Siegfried Kracauer, Aus dem roten Alltag, a.a.O.; gerade diese Anekdote ist der „Welt am Abend" so wichtig, daß sie sie nachdruckt (Lili Körber, Jugendliche Pioniere, in: Die Welt am Abend Nr. 187 v. 11.8.1932 [1. Beilage], S. 2).
93 M.M. Gehrke, Roter Alltag. Wie eine Frau ihn erlebt, in: Vossische Zeitung v. 23.8.1932 (Literarische Umschau Nr. 34).
94 In „Ein Amerikaner in Russland" lautet diese Passage: *„[...] sie wird Dreherin. Bei dem heutigen Mangel an Arbeitskräften ist es wichtig, dass jeder was kann."* (S. 70)
95 Joachim Radkau, Die deutsche Emigration in den USA, a.a.O., S. 160.
96 Viktoria Hertling, Abschied von Europa, a.a.O., S. 123.

Karen Rosenberg

„Genosse und Freund": Vertrauen und Verrat in Menachem-Mendel Rosenbaums „Erinnerungen eines Sozialrevolutionärs"[1]

In selten untersuchten Texten stößt man auf Aspekte, die zu einem erneuten Überdenken vertrauterer Dinge führen. Von daher will der folgende Text nicht nur eine vernachlässigte Quelle vorstellen, sondern auch zur Diskussion eines ihrer wichtigsten Themen anregen: zwischenmenschliche freundschaftliche Beziehungen in der russischen revolutionären Bewegung. Das zweibändige Werk „Erinnerungen eines Sozialrevolutionärs" stellt die Aktivitäten eines revolutionären Propagandisten und Schmugglers in den Jahren zwischen 1893 und 1906 vor.[2] Sein Autor, Menachem-Mendel Rosenbaum (in Jiddisch: Menakhem-Mendl Rozenbaum und manchmal Rozenboym),[3] der 1869 oder 1870 im jüdischen Siedlungsgebiet des Russischen Reiches geboren wurde und 1954 in Israel starb, gilt weder als herausragender Führer noch als bedeutender Theoretiker. Deshalb sind seine Erinnerungen heute kaum bekannt und sein Buch erscheint nur selten in Sekundärquellen.

Dies mag auch daran liegen, daß die Erinnerungen in Jiddisch geschrieben sind: die einzige Übersetzung ist eine gekürzte einbändige Ausgabe in Hebräisch.[4] Als Rosen-

---

1 Der folgende Aufsatz ist eine überarbeitete Fassung eines am 23. September 2003 auf dem VI. Symposium für Jiddische Studien in Deutschland an der Universität Trier gehaltenen Vortrages, wobei ich von Fragen und Kommentaren profitieren konnte. Für ihre Hilfe bei der Abfassung des Aufsatzes möchte ich auch folgenden Personen und Institutionen danken: Anna Arthur, Gina Balestracci, Gisela Engel, Jürg Fleischer, Josef Gulka, Peter Henrici, Kerstin Hoge, Marianne Karbe, Edward Kasinec, Petra Keinhorst, Tanya Mayne, Martin Koerber, Andrea Lerner, Daniela Neumann Jibrin, Götz Perll, Klaus Sachs, Renate Sami, Jutta Sartory, Anne Söll, Georg Witte, Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis (Amsterdam), Oberlin College Library (Oberlin, Ohio), Bibliothek des Ruhrgebiets (Bochum), Dorot Abteilung für Judaistik der New York Public Library, YIVO Institute for Jewish Research (New York City). Besonderen Dank schulde ich Eleanor Yadin für ihre Übersetzungen aus dem Hebräischen. Zudem danke ich dem Archiv des Kibbuz Na'an (Israel) für die freundliche Erlaubnis, drei Fotos von Menachem-Mendel Rosenbaum zu veröffentlichen.

2 M. M. Rozenbaum, Erinerungen fun a sotsyalist-revolyutsyoner, Band 1, New York 1921; M. M. Rozenbaum, Erinerungen fun a sotsyalist-revolutsyoner, 1 und 2, New York/Warschau 1924. In diesem Aufsatz wird die Ausgabe des ersten Bandes von 1921 zitiert; die Orthographie der Ausgabe von 1921 unterscheidet sich von der der Ausgabe von 1924.

3 In den bibliografischen Angaben des folgenden Aufsatzes wird das System der jiddischen Transkription des YIVO Institute for Jewish Research benutzt. Rosenbaum veröffentlichte im allgemeinen unter dem Namen M.M. Rosenbaum, während er persönlich unter seinem zweiten Namen Mendel bekannt war. Seine im Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis aufbewahrten persönlichen Papiere sind unter dem Namen Mendel' Rozenbaum aufgelistet; s. Hermien van Veen, Inventory of the Archives of the Partija Socialistov-Revoljucionerov, Amsterdam 1994, S. 61.

4 M. M. Rozenboim, Mi-zikhronotav shel sotsialist-revolutsyoner, Tel Aviv, 1935. Manfred Hildermeier, Die Sozialrevolutionäre Partei Rußlands. Agrarsozialismus und Modernisierung im Zarenreich (1900-1914), Köln/Wien 1978, S. 429, erwähnt eine russische Fassung des ersten Bandes von Rosenbaums Erinnerungen: M. Rozenbaum, Vospominanija Socialista-revoljucionera, N.Y. 1921; es ist mir jedoch nicht gelungen dessen Existenz zu bestätigen. Ich möchte Prof. Hildermeier von der Universität Göttingen, Molly Molloy von der Hoover Institution on

baum im Jahre 1906 in die USA kam, gab es dort eine beträchtliche jiddische Leserschaft. Eine große Zahl von Juden hatte das Russische Reich sowohl in der Folge von Pogromen als auch aus wirtschaftlichen und sonstigen Gründen verlassen, und da ein wesentlicher Teil von ihnen - besonders eingewanderte Arbeiter - weder Englisch noch Russisch fließend sprach, wurde oft Jiddisch benutzt, um sie zu erreichen. Rosenbaum ließ sich jedoch Zeit, ehe er in den USA in Jiddisch publizierte. Als russisch sozialisierter Jude hatte er Vorbehalte gegen Jiddisch als literarische Sprache, die zu überwinden er Jahre brauchte. Sein älterer Freund Chaim Shitlowski (in Jiddisch: Zhitlovski) und sein jüngerer Anhänger Abraham Walt-Ljessin (in Jiddisch: Valt-Lyesin), beide seit langem Befürworter des Gebrauchs des Jiddischen für politische und kulturelle Zwecke, verteidigten dessen Verdienste in Diskussionen mit ihm.[5] Zudem hatte er psychische Probleme zu bewältigen, die durch eine lange Haft in Rußland ausgelöst worden waren. Seine Zeit wurde vor allem durch den Versuch in Anspruch genommen, das Englische zu beherrschen und eine Möglichkeit zu finden, seinen Lebensunterhalt in den USA zu verdienen. Vermutlich beeinflußt von der Theorie, daß sich Juden mit den „produktiven" Berufen der Landwirtschaft beschäftigen sollten,[6] studierte er Landwirtschaft an einer New Yorker Universität, arbeitete ab 1910 zuerst als Farmer und später für die „Jewish Agricultural and Industrial Aid Society" und zog 1914 mit seiner Familie auf eine eigene Farm, wo er eine Hühnerzucht betrieb.
Teile von Rosenbaums Erinnerungen an seine revolutionären Aktivitäten erschienen zuerst als Artikel in jiddischen Zeitschriften.[7] 1921 wurde der erste Band publiziert, 1924 gab es einen Nachdruck des ersten Bandes und die Veröffentlichung des zweiten. In den 1920er Jahren war die Einwanderung in die USA gesetzlich beschränkt; die

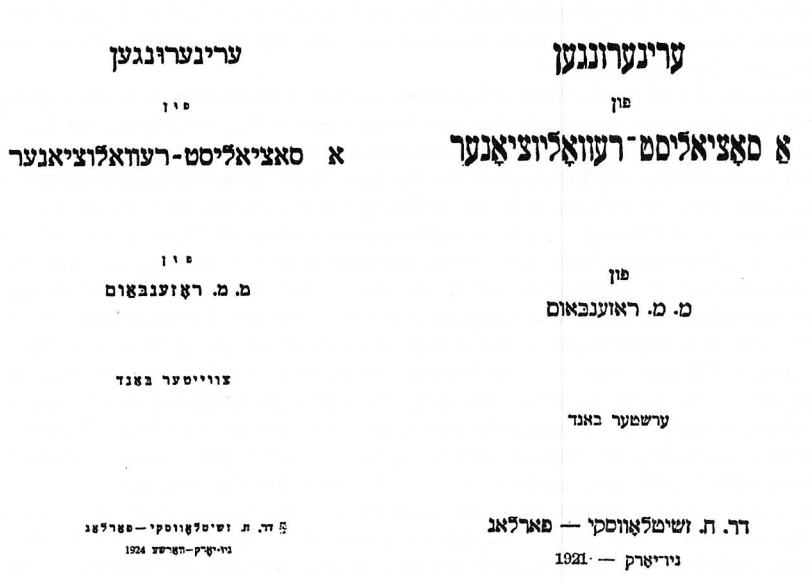
---

War, Revolution and Peace der Stanford University, Tanya Chebotarev vom Bakhmeteff Archive of Russian and East European Literature and Culture der Columbia University und Larissa Kirichenko vom Harriman Institute der Columbia University für ihre Hilfe in dieser Angelegenheit danken.

5 Zu Shitlowskis „Yiddishism" s. David H. Weinberg, Between Tradition and Modernity. Haim Zhitlowski, Simon Dubnow, Ahad Ha-Am, and the Shaping of Modern Jewish Identity, New York/London 1996, S. 83-144; Jonathan Frankel, Prophecy and Politics. Socialism, Nationalism and the Russian Jews, 1862-1917, Cambridge 1981, S. 263ff.; Steven Cassedy, To the Other Shore. The Russian Jewish Intellectuals who Came to America, Princeton 1997, S. 98-101. Zu Rosenbaums Haltung zum Jiddischen s. Khaim Zhitlovski, Zikhroynes fun mayn lebn, Band 1, New York 1935, S. 79 und M. M. Rozenbaum, Abraham Valt-Lyesin (Zikhroynes tsu zayn ershtn yortsayt un oyfdekung fun der matseyve), in: Der idisher kemfer (New York), Nr. 324/8. Dezember 1939 (18. Jg.), S. 8-10.

6 In den 1880er Jahren war Chaim Shitlowski einer derjenigen, die diese Theorie vertraten. S. David H. Weinberg, Between Tradition and Modernity, a.a.O., S. 88ff. S. auch Ellen Eisenberg, Jewish Agricultural Colonies in New Jersey, 1882-1920, Syracuse 1995, S. 33ff.; Uri D. Herscher, Jewish Agricultural Utopias in America, 1880-1910, Detroit 1981, S. 109ff.; Joseph Brandes mit Martin Douglas, Immigrants to Freedom. Jewish Communities in Rural New Jersey since 1882, Philadelphia 1971, bes. S. 94-96 über die „Jewish Agricultural and Industrial Aid Society". S. den nicht signierten Artikel „Rozenboym Menakhem-Mendl" in: Zalman Rejzen (Hrsg.), Leksikon fun der yidisher literatur, prese un filologye, Wilna 1929, Bd. 4, Sp. 104-105.

7 Der Beitrag über Rosenbaum in einer wichtigen Enzyklopädie zur modernen jiddischen Literatur verweist darauf, daß seine Erinnerungen zuerst in der amerikanischen Zeitung „Der tog" veröffentlicht worden sind. S. Y. Rapoport, Rozenboym Menakhem-Mendl, in: Shmuel Niger/Yankev Shatski (Hrsg.), Leksikon fun der nayer yidisher literatur, Bd. 8, New York 1981, Sp. 328-329. Auszüge aus den Erinnerungen habe ich auch in der amerikanischen Zeitschrift „Di tsukunft" ab 1919 gefunden. In diesem Aufsatz werde ich auf die in der jiddischen Presse in Fortsetzungen erschienene Fassung von Rosenbaums Erinnerungen nicht eingehen.



M. M. Rozenbaum, Erinerungen fun a sotsyalist-revolyutsyoner, Band 1, New York 1921; Band 2, New York/Warschau 1924

Auswirkungen auf das Jiddische werden von Steven Cassedy wie folgt beschrieben: *„Ende der 1920er Jahre hatte sich die jüdische Einwanderung auf einen bloßen Bruchteil des früheren Niveaus reduziert, mit dem Resultat, daß es in den USA keinen weiteren größeren Zustrom von jungen Jiddisch sprechenden Juden gab, welche die seit den 1880er Jahren existierende Bewegung hätten unterstützen können.“*[8]
Es gab jedoch trotz einer Wirtschaftskrise noch einen großen potentiellen Markt für Jiddisch in Osteuropa. Tatsächlich erschienen 1924 die zwei Bände von Rosenbaums Erinnerungen in Shitlowskis Verlag sowohl in Warschau als auch in New York. Ein Auszug wurde in der Warschauer jiddischen Zeitung „Literarishe bleter“ publiziert. Aber vor dem Ende des Zweiten Weltkrieges waren die meisten, die im kontinentalen Europa noch Jiddisch gesprochen hatten, umgebracht worden, während in Großbritannien und in den amerikanischen Ländern der Tod der Einwanderungsgeneration und die Assimilation der nächsten Generation die jiddische Leserschaft hatte abnehmen lassen.[9] Gegenwärtig stirbt eine Generation vorwiegend amerikanischer oder britischer

8 Steven Cassedy, To the Other Shore, a.a.O., S. 148.
9 M. M. Rozenbaum, Erinerungen fun a sotsyalist-revolutsyoner, Band 2, New York/Warschau 1924. M.M. Roznboym, Vi An-ski hot geshribn zayn komedye „Oyf a konspirativer kvartir“, in:

Historiker aus, die Jiddisch in ihrer Kindheit gelernt haben; es gibt jüngere Wissenschaftler, deren Muttersprache Jiddisch ist, aber ihre Zahl ist nicht groß. Daher möchte dieser Aufsatz auch Studierende davon überzeugen, daß das Studium des Jiddischen den zeitlichen Aufwand lohnt.

Ein dritter Grund für die Vernachlässigung von Rosenbaums Erinnerungen liegt darin, daß im allgemeinen die Geschichte den Siegern gehört. Die Verfolgung der Sozialrevolutionäre (SR) in der Sowjetunion, die bereits unter Lenin begann, hatte zur Folge, daß das Schrifttum der Emigranten, das die Geschichte dieser Bewegung rühmte, dort für Leser nicht legal zugänglich war. In Bezug auf die internationale Reaktion auf den Untergang dieser Gruppe der nicht-leninistischen Linken bleibt vieles zu erforschen. Die Zwischenkriegsperiode war jedoch meistens eine Zeit zunehmender Ohnmacht, Frustration und Hoffnungslosigkeit für die emigrierten Sozialrevolutionäre. Einige ihrer ehemaligen Genossen und Sympathisanten waren zu den Kommunisten übergelaufen. Andere flüchteten sich in einen Kult des Jiddischen: Diese Sprache wurde zum Symbol - und zum Ersatz - für ihr früheres Gefühl, einer revolutionären Bewegung anzugehören. Als Isaak Nachman Steinberg (im Jiddischen Shteynberg), ein Linker Sozialrevolutionär, 1927 zu einem Besuch in die USA kam und mit einigen früheren Genossen zusammentraf, darunter Shitlowski und seinen Freunden, nahm er diese Strömung wahr.[10] Auch der Zionismus zog einige frühere Revolutionäre an.

Rosenbaum folgte Shitlowski in die sozialistische zionistische Arbeiterorganisation „Po'alei (oder Poale) Zion".[11] Nachdem er seit 1923 einige Male Palästina besucht hatte, verließ er 1927 seine Familie mit zwei Söhnen, um sich dort niederzulassen, da er glaubte, daß in den landwirtschaftlichen Kommunen der Kibbuzbewegung ein libertärer Sozialismus verwirklicht würde. 1930 schloß er sich Na'an, einem Kibbuz der Jugendbewegung „Ha-No'ar ha-Oved" an. Ein überraschender Schritt für einen Mann um die fünfzig? Vielleicht nicht. Schon früher hatte er eins seiner glücklichsten Erlebnisse in einer Gruppe jugendlicher jüdischer Aktivisten gefunden: radikale junge Russen in Bern, von denen die meisten jüdisch erzogen worden waren. Tatsächlich verweist Rosenbaum in der 1935 geschriebenen Einleitung zur hebräischen Ausgabe seiner Erinnerungen auf einen Zusammenhang zwischen der Gegenwart und den Jahren 1893 - 1906, zwischen der Jugendbewegung „Ha-No'ar ha-Oved" und seiner revoluti-

---

Literarishe bleter (Warschau), Nr. 7/20. Mai 1924, S. 4. Zu Rosenbaums Besuch in Bialystok im Jahre 1923 zwecks Verkaufs jiddischer Bücher, darunter Shitlowskis gesammelte Werke, s. Y. Rapoport, Derinerungen vegn a finf-un-finftsik-yorikn yungn dikhter, in: Di tsukunft (New York), Nr. 2/Februar 1956 (56. Jg.), S. 80-81. Dieser Artikel ist wieder abgedruckt in: Joshua Rapoport, Fayerlekh in nepl, Melbourne 1961, S. 342-356; s. bes. S. 347-349. Zum demographischen Wandel in den USA s. Steven Cassedy, To the Other Shore, a.a.O., S. 147-148.

10 Zu den emigrierten Sozialrevolutionären in Paris und Berlin der 1920er Jahre s. Robert H. Johnston, New Mecca, New Babylon. Paris and the Russian Exiles, 1920-1945, Kingston, Ontario 1988, S. 34-37, 48-50; Robert C. Williams, Culture in Exile. Russian Emigrés in Germany, 1881-1941, Ithaca/London 1972, S. 233-241. Yitskhak Nakhman Shteynberg, Mit eyn fus in Amerike. Perzonen, gesheenishn un ideen, Mexiko 1951, S. 56-57. Zu seiner Reise s. auch den nicht signierten Artikel: Pojesdka I.S. Schtejnberga w Ameriku i Kanadu, in: Snamja Bor'by, Organ sagranitschnoj delegazii partii lewych Sozialistow-Rewoljuzionerow i Sojusa S.R.-Maximalistow, Nr. 24-26/Januar 1929, S. 5-15. Zum Kult des Jiddischen s. auch Melech Epstein, Profiles of Eleven, Detroit 1965, S. 298.

11 David H. Weinberg, Between Tradition and Modernity, a.a.O., S. 108. Zu „Po'alei Zion" s. Jonathan Frankel, Prophecy and Politics, a.a.O., S. 310ff., 486ff.

onären Vergangenheit, zwischen dem Yehudah-Gebirge in der Nähe von Na'an und den Alpen um die schweizerische Hauptstadt.[12]

Der Bildungszirkel (krushok samoobrasowanija[13])

Eine Geschichte der freundschaftlichen Beziehungen in Rußland muß noch geschrieben werden. Sie sollte sich auf jeden Fall mit dem „krushok" (Plural: „krushki") befassen, im Russischen die Bezeichnung für „Kreis" und ins Jiddische als „kruzhok" (Plural: „kruzhki") übernommen. Ein Kreis - im Jiddischen auch „krayz" oder „krayzl" genannt[14] - im hier gemeinten Sinne bezeichnet eine Gruppe, die sich zwecks Bildung und manchmal auch zwecks Unterricht von Außenstehenden zusammenfand. Im Russischen Reich des neunzehnten Jahrhunderts entwickelten sich „krushki" oft in oder im Umkreis von Bildungsinstitutionen. Selbst wenn sie nur kurzfristig existierten - weil die Autoritäten des offiziellen Bildungssystems oder die Polizei sie entdeckten und die Teilnehmer wegen illegaler Aktivitäten bestraften - war das Modell der Gruppe selbst unverwüstlich und überdauerte bis ins zwanzigste Jahrhundert. In der Jugend einem „krushok" angehört zu haben, gehörte fast obligatorisch zur Biographie eines wahren Revolutionärs.

Der Historiker Martin Malia faßt den intellektuellen und sozialen Kontext einiger früher russischer *„krushki"* prägnant zusammen: *„Der* krushok *oder ‚Kreis' war in der Periode zwischen Dezembristen und Emanzipation [der Leibeigenen] viel mehr als eine zufällige Gruppierung von Freunden oder Gleichgesinnten. Trotz fehlender formaler Organisation bildete er eine wahre Gemeinschaft mit aller Bindekraft und Exklusivität eines Clans. Er basierte auf einer leidenschaftlichen und idealisierten Form von Freundschaft jener Art, wie sie von Schiller und dem romantischen Deutschland gepredigt wurde. Seine Mitglieder verstanden sich als Brüder, die in gegenseitiger Liebe und auf der Basis gemeinsamer Ideale miteinander umgingen, wie die Gläubigen einer Sektengemeinschaft mit ihren Mysterien. Sie fühlten sich unbedingt aufein-*

---

12 Zum Umzug Rosenbaums nach Israel s. das Erinnerungsbuch: Menahem Mendel Rozenboim: le-yom ha-shanah, Na'an 1955, die Artikel M. Kekst, M. M. Rozenboym, in: Yugnt (New York), Nr. 1 (36)/September 1929 (7. Jg), S. 11-12; M.M. Rozenbaum, in: Davar (Tel Aviv), 12. April 1954 sowie Kh.D., Sheloshim le-moto shel M.M. Rozenbaum, in: Al ha-Mishmar (Tel Aviv), 10. Mai 1954. Die hebräischen Zeitungsausschnitte fand ich, ohne Seitennumerierung, in Menakhem-Mendl Rosenbaums Akte in der Ephim Jeshurin Collection im YIVO Institute for Jewish Research. Rosenbaums Verbindung zum Sozialismus läßt sich seinen im folgenden genannten Artikeln entnehmen: M.M. Rozenbaum, Di geshikhte fun a kevutsah. Der sotsyalististisher eksperiment in Ertsisroel, in: Di tsukunft (New York), Nr. 3/März 1937 (42. Jg.), S. 155-159, Nr. 5/Mai 1937 (42. Jg.), S. 287-291 und Nr. 11/November 1937 (42. Jg.), S. 657-661; M.M. Rozenbaum, Nito keyn grunt ontsuvern dem gloybn in sotsyalizm, in: Di tsukunft (New York), Nr. 6/Juli 1942 (47. Jg.), S. 410-413; M.M. Rozenbaum, „Etisher sotsyalizm" (A kleyn nitslakh bikhl vegn a groysn vikhtikn problem), in: Der idisher kemfer (New York), Nr. 367/11. Oktober 1940 (19. Jg)., S. 15-16; M. M. Rozenboym, Vuhin geyen mir?, in: Di goldene keyt (Tel Aviv), Nr. 9/1951, S. 51-64. Ich danke Chava Enoch, der Archivarin des Kibbuz Na'an (Israel), für die Zusendung von Kopien veröffentlichter und unveröffentlichter Materialien zu Rosenbaum. S. auch M. M. Rozenboim, Mi-zikhronotav shel sotsialist-revolutsyoner, a.a.O., S. 5-6.

13 Der Begriff „krushok *samo*obrasowanija" verweist darauf, daß es sich um Bildungszirkel handelt, die von den jungen Leuten *selbst* organisiert wurden.

14 S. z.B. Khaim Zhitlovski, Zikhroynes fun mayn lebn, Band 2, New York 1940, S. 139, 156ff.

ander angewiesen, vertrauten sich alles an, und richteten über das jeweilige Verhalten und die Motive... Die Mitglieder des krushok *waren junge Männer mit hohen Idealen und einem Sendungsbewußtsein, mit einem ernsthaften Interesse an Ideen und einem großen Ehrgeiz. Es gab jedoch im ganzen Reich keine einzige Zeitschrift, in der ihre Gedankenwelt einen Widerhall fand; es gab keine Gedankenrichtung, die ihre Bestrebungen teilte. Auf diese Weise waren sie gezwungen ihre intellektuelle Nahrung außerhalb von Rußland zu suchen, in Ideen und Büchern, die aus Europa durchsickerten und die sie, auf sich alleine gestellt, auf die bestmöglichste Art und Weise aufnehmen mußten, ohne jegliche Hilfe von irgendjemandem außerhalb ihrer kleinen Gruppe. Isoliert, ignoriert und mißverstanden, waren sie dazu gezwungen alle ihre intellektuellen und moralischen Reichtümer auf der Basis gegenseitiger Ermutigung und gegenseitigen Verständnisses aus sich selbst heraus zu entwickeln.*"[15]

Der Kreis um Alexander Herzen und Nikolaj Ogarjow an der Moskauer Universität in den frühen 1830er Jahren basierte auf einer sehr theatralischen Beziehung zwischen beiden jungen Männern, die entfernt verwandt waren. Im Alter von fünfzehn oder sechzehn Jahren schwelgten sie in Phantasien, den Zar zu stürzen und sich selbst als Märtyrer ihrer Verwegenheit zu opfern.[16]

Das Modell einer radikalen Jugend scheint sich im neunzehnten Jahrhundert unter jüdischen Jungen im Ansiedlungsgebiet verbreitet zu haben. Es ist schwer zu sagen, auf welche Weise es weitergegeben wurde: durch die Lektüre Schillers oder die seiner Nachahmer, durch mündliche Überlieferung oder, was am wahrscheinlichsten ist: durch eine Mischung von allem.[17] Die enge Freundschaft zwischen Solomon (in Jiddisch: Shloyme-Zanvl) Rappoport, der später den Schriftstellernamen An-ski annahm, und Chaim Shitlowski, die in ihrer Jugend begann und bis zu An-skis Tod andauerte, scheint - direkt oder indirekt - von Herzen beeinflußt worden zu sein. Zuerst gaben die beiden Jugendlichen, als sie in den späten 1870er Jahren das Gymnasium in Witebsk besuchten, für kurze Zeit eine handgeschriebene jiddische Zeitschrift heraus, die An-ski „Witebsker Glöckchen" („Vitebsker gleklekh") nannte, wahrscheinlich als Hommage an Herzens berühmte Emigrantenzeitschrift „Die Glocke" („Kolokol"). Obwohl in Rußland verboten, hatte „Die Glocke" bis 1866 ihren Weg sogar an das staatlich geförderte Rabbinerseminar (Jeschiwa) von Shitomir gefunden.[18] Shitlowski war zwei Jahre jünger als An-ski, bereits vertrauter mit radikaler russischer Literatur und fungierte eine kurze Zeit lang als intellektueller Mentor, ehe An-ski sich ihm anschloß. Nachdem die beiden radikale Texte gelesen und diskutiert hatten, verbreitete An-ski seine Philosophie unter den jüdischen Jugendlichen, die die örtliche Jeschiwa besuch-

---

15 Martin Malia, Alexander Herzen and the Birth of Russian Socialism, New York 1965, S. 65. Malia bekennt seine Verpflichtung gegenüber S. P. Mel'gunow, Is istorii studentscheskich obschtschestw w russkich uniwersitetach, Moskau 1904.

16 Martin Malia, Alexander Herzen and the Birth of Russian Socialism, a.a.O., S. 38ff., besonders S. 50-51.

17 Zum weit verbreiteten Interesse an Friedrich Schiller unter Juden s. Maria Klanska, Schiller in Barnow. Zur Rezeption Schillers im galizischen Judentum, in: Skamandros. Germanistisches Jahrbuch DDR/VR Polen (Warschau), 1986, S. 49-67; Nahma Sandrow, Romanticism and the Yiddish Theatre, in: Joel Berkowitz (ed.), The Yiddish Theatre: new approaches, Oxford/Portland 2003, S. 47-59.

18 Benjamin Nathans, Beyond the Pale. The Jewish Encounter with Late Imperial Russia, Berkeley/Los Angeles 2002, S. 236-237.

ten. Eher durch freundliches Gespräch („*khaverishe gesprekhn*") denn mit systematischer Erziehung wollte er sie vom Judentum wegführen und ihnen helfen, sich auf den Eintritt in das Gymnasium vorzubereiten. An-ski, so bemerkt Shitlowski, lehnte hochtönende Worte ab und machte sich darüber lustig, wenn jemand in seinem Kreis („*krayz*") prätentiös von „*unserer heiligen Sache*" („*undzer heylike zakh*") sprach. Später fanden Shitlowski und An-ski in Witebsk Freunde mit einer weit kritischeren Haltung gegenüber den Phrasen und Posen der radikalen Jugend.[19] Diese Beschreibungen des rhetorischen Spektrums der jungen radikalen Russen gehören zu den interessantesten und meist vernachlässigten Aspekten von Shitlowskis Erinnerungen. Es ist wichtig sie im Gedächtnis zu behalten, damit die Differenzen nicht vergessen und die Mitglieder der Kreise („krushki") nicht als unkritische Enthusiasten abgetan werden.
Historiker haben die Aktivitäten der radikalen Kreise („krushki") untersucht: den Erwerb, die Aufbewahrung und den Verleih von Büchern und Zeitschriften, die Diskussionen über die von ihnen gelesenen Werke zu den Naturwissenschaften, zur Volkswirtschaft und zu anderen Themen, sowie ihre illegalen Veröffentlichungen. Diese Themen stehen im Zentrum historischer Untersuchungen über Nikolaj Tschajkowskijs Kreis, der in den 1870er Jahren auch von Mark Natanson geleitet wurde.[20] Abgesehen von beiläufigen Bemerkungen über die Kameradschaft und die familienähnliche Atmosphäre, die in den Kreisen zu schaffen versucht wurde, ist von Historikern bemerkenswert wenig über die affektiven Aspekte dieser Gruppen geschrieben worden, die sich in deren Aktionen und Sprache andeuteten.[21]
Susan K. Morrissey schrieb kürzlich: „*Im krushok, dem Studienkreis, diskutierten Studenten radikale Literatur und neue Ideen als Ergänzung zu der offiziellen Lektüre an der Universität. Diese demokratische Form des Selbststudiums im Kollektiv, so argumentierten viele, förderte nicht nur selbständiges Denken, sondern auch ein Ethos der Brüderlichkeit und Solidarität.*" Während sie jedoch scharfsinnig über den Einfluß des Bildungsromans auf die Entwicklung des radikalen Bewußtseins schreibt, interessiert sie sich für die Solidarität hauptsächlich im Kontext studentischer Streiks. Trotzdem

---

19 Khaim Zhitlovski, Zikhroynes fun mayn lebn, Band 1, a.a.O., S. 9ff., bes. S. 24-29, S. 237ff. und S. 241; M. M. Rozenboym, Khaim Zhitlovski, a kurtser iberblik iber zayne zekhtsik yor lebn un shafn, in: Zhitlovski-zamlbukh, Warschau 1929, S. 16-19. An-ski war fünfzehn Jahre alt als er Shitlowski traf; s. Eleanor Mlotek, S. Ansky (Shloyme-Zanvl Rappoport) 1863-1920. His Life and Works. Catalog of an Exhibition, [New York] 1980, S. 4. Laut Z. Reyzen, Sh. An-ski. (Biografishe notitsen), in: Leben (Wilna), Nr. 7-8/Dezember 1920, S. 44, kannte An-ski das russische Alphabet nicht vor seinem siebzehnten Lebensjahr.

20 Zu Tschajkowskij und Mark Natanson s. Erich Haberer, Jews and Revolution in Nineteenth-Century Russia, Cambridge 1995, S. 36ff.; S.G. Swatikow, Jewrei w russkom oswoboditel'nom dwishenii, in: O.W. Budnizkij (Hrsg.), Jewrei i russkaja rewoljuzija, Moskau/Jerusalem 1999, S. 50ff.; James Billington, Mikhailovsky and Russian Populism, Oxford 1958, S. 58ff.

21 Das Buch von Rebecca Friedman, Masculinity, Autocracy and the Russian University, 1804-1863, New York/Houndmills 2005 ist mir leider erst nach Fertigstellung dieses Artikels bekannt geworden. Über radikale Kreise finden sich Information z.B. bei: Daniel R. Brower, Training the Nihilists. Education and Radicalism in Tsarist Russia, Ithaca/London 1975, S. 28-29, 92-93, 130-132, 183-184, 190-207, 216-225; John Bunzl, Klassenkampf in der Diaspora. Zur Geschichte der jüdischen Arbeiterbewegung, Wien 1975, S. 51ff.; Henry J. Tobias, The Jewish Bund in Russia from its Origins to 1905, Stanford, 1972, S. 13-25. Interessante Hinweise zur Sprache der russischen jüdischen Radikalen finden sich bei: Susanne Marten-Finnis, The Bundist Press. A Study of Political Change and the Persistence of Anachronistic Language during the Russian Period, in: Jack Jacobs (Hrsg.), Jewish Politics in Eastern Europe. The Bund at 100, New York 2001, S. 13-27.

bedeuten ihr Buch und Marina Mogil'ners russischsprachige Studie einen willkommenen Bruch mit dem früheren biographischen - man kann auch sagen anekdotischen - Ansatz. Auch wenn Morrissey sich auf die soziale und institutionelle Geschichte konzentriert, da ihr Schwerpunkt die Geschichte der russischen höheren Erziehung ist, und Mogil'ners Studie im wesentlichen eine literarische Kritik ist, können beide als Kulturhistorikerinnen bezeichnet werden, da sie zeigen, wie kulturelle Modelle das radikale Milieu strukturierten. Mogil'ners Studie enthält u.a. eine interessante, wenn auch kurze Erörterung darüber, auf welche Weise das angeblich auf Tatsachen beruhende Buch „Der russische Untergrund" von Stepniak (Pseudonym von Sergej Krawtschinskij), obwohl es im Zarenreich verboten war, ebendort Einstellungen und Verhaltensweisen prägte. Indem sie auf Topoi und Allgemeinplätze in Schriften von Revolutionären und über Revolutionäre hinweisen, warnen beide die Leser implizit davor, idealisierte Beschreibungen radikaler Helden und Heldinnen wortwörtlich zu nehmen. Zwar nimmt ihre Entlarvung revolutionärer Hagiographie zuweilen einen scharfen Ton an, doch ist dies eine verständliche Reaktion auf die Bereitschaft früherer Sympathisanten, derlei Lobpreisungen unkritisch zu akzeptieren.[22]

Der 'Habitus' des russischen Radikalen

Nicht übersehen werden sollte der normativer Charakter der Texte, die sich mit der gegenseitigen Treue russischer Radikaler beschäftigen, mit ihrer Hingabe der Sache gegenüber, mit ihrer ethischen Orientierung und ihrer Bereitschaft, persönliche Opfer zu bringen. Diese Werte wurden in Abhandlungen, in Erinnerungen, in Geschichten, in Nachrufen wie auch in der Belletristik, in Gedichten und Liedern gelehrt und verstärkt: Sie waren soziale Gebote, an denen die Reden und Handlungen der Einzelnen oft gemessen wurden. Als diese Haltungen sich verbreiteten und allgemeingültig wurden, wurde die Grenze unscharf zwischen dem, was sein sollte, und dem, was war. Unterschiede im Alter, in der Klassenzugehörigkeit, in der regionalen und ethnischen Herkunft, der Religionszugehörigkeit, der Muttersprache und der politischen Einstellung wurden verschleiert, indem die Radikalen im zaristischen Reich mit einer allgemeinen Weltanschauung, einer Mentalität identifiziert wurden. Gemeinsame Anschauungen kamen auch in Kleidung, Haar- und Barttracht, im Auftreten, in Gesten und Handlungsweisen zum Ausdruck - nicht immer und überall und nicht immer perfekt natürlich, aber in ausreichendem Maße, so daß ein russischer radikaler Habitus identifiziert und sogar in der Kunst und in der Presse karikiert werden konnte.
Das von Pierre Bourdieu entwickelte Konzept des Habitus faßt Achim Landwehr wie folgt zusammen: *„Der Habitus ist der Ort dauerhafter Dispositionen, also Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsschemata, die als strukturierte Strukturen zu verstehen sind und gleichzeitig als strukturiende Strukturen wirken können. Der Habitus erzeugt*

22 Susan K. Morrissey, Heralds of Revolution. Russian Students and the Mythologies of Radicalism, New York/ Oxford 1998, S. 25, auch S. 54-55, 83-84, 138; Marina Mogil'ner, Mifologija „podpol'nogo tscheloweka": radikal'nyj mikrokossm w Rossii natschala XX weka kak predmet semiotitscheskogo analisa, Moskau 1999. S. dazu die Besprechung von Deborah Pearl: Marina Mogil'ner. *Mifologiia „podpol'nogo cheloveka"*, in: Kritika: Explorations in Russian and Eurasian History, 1 (2) Spring 2000, S. 416-422. Ich danke Deborah Pearl, die mich auf auf Mogil'ners Buch aufmerksam gemacht hat.

Praxisformen und Repräsentationen, die geregelt und regelmäßig sein können, ohne deshalb einer Regel folgen zu müssen. Die Folge ist, daß die Welt als etwas Selbstverständliches wahrgenommen wird, weil die Dispositionen der Akteure, ihr Habitus, der die soziale Welt konstruiert, wesentlich das Ergebnis der Verinnerlichung der Strukturen der sozialen Welt ist."[23]

Bevor jedoch Bourdieus Theorie übernommen wird, der zufolge ein tief verwurzeltes und weitgehend unbewußtes Herrschaftsmuster sowohl Handlungen als auch Gedanken bestimmt, sollten wir ihre Kritiker zu Wort kommen lassen. Der Anthropologe Edward LiPuma gehört zu den Kommentatoren, die Bourdieu Determinismus vorwerfen: *„Obwohl der Habitus auf den ersten Blick eine Brücke zwischen dem Sozialen und dem Psychologischen, zwischen dem System und den Handelnden zu schlagen scheint, kann er kein Bindeglied darstellen, weil die Beziehung zwischen dem individuellen Handeln und der sozialen Ordnung nicht entwickelt wird. Es gibt keine Erklärung dafür, aus welchem Grund die Internalisierung des Habitus relativ bleibt und es einigen Individuen gelingt, ihren Habitus zu überwinden.*"[24]

Ein Historiker, Hans Medick, bemerkt eine potentielle Ahistorizität: *„Die Wirksamkeit des ‚Habitus' schließlich kann auch in solchen ‚allgemein menschlichen Bedürfnissen' begründet gesehen werden, die gerade jenseits aller gesellschaftlich und kulturell spezifischen Konstitution und historischen Veränderbarkeit stehen. Pierre Bourdieu ist von einer solchen statischen Sichtweise keineswegs frei.*"[25]

Ein anderer, Peter Schöttler, weist darauf hin, daß der Begriff Habitus als eine Art nivellierende Kraft zu verstehen ist, die unterschiedliche Phänomene auf einer Ebene anordnet: *„In der Tat scheint es mir fraglich, ob der von P. Bourdieu formulierte Habitus-Begriff... eine differenzierte Theorie der sozialhistorischen Praxis*formen *erlaubt... Der Habitus-Begriff (als zugleich ‚strukturierte' und ‚strukturierende Struktur') fungiert dabei als verhaltenspsychologischer Universalschlüssel. An den Überraschungen des Unbewußten und des Klassenkampfes geht er daher m. E. vorbei.*"[26]

Diesen Vorbehalten entgegnet die kritische Diskursanalyse des Soziolinguisten Norman Fairclough, die die Beachtung von Historikern verdient, wenngleich sie sich auf aktuellere Texte bezieht. Faircloughs Theorie einer sozialen Praxis, die von Bachtin und Gramsci beeinflußt ist, konzentriert sich auf die Kreativität der Sprechenden, trotz - oder gerade wegen - der Zwänge, denen diese unterliegen. Er interessiert sich für

---

23 Achim Landwehr, Geschichte des Sagbaren. Einführung in die historische Diskursanalyse. Tübingen 2001, S. 90/91. Ich danke Christina Kleiser, die mich auf dieses Buch aufmerksam gemacht hat.

24 Edward LiPuma, Culture and the Concept of Culture in a Theory of Practice, in: Craig Calhoun/Edward LiPuma/Moishe Postone (Hrsg.), Bourdieu. Critical Perspectives, Chicago 1993, S. 24. S. auch Roxana Waterson, Enduring Landscape, Changing Habitus: The Sa'dan Toraja of Sulawesi, Indonesia, in: Jean Hillier/Emma Rooksby (Hrsg.), Habitus. A Sense of Place, Aldershot/Burlington 2002, S. 321-323. Denjenigen, die Bourdieu wegen Determinismus anklagen, wird von John Guillory Voluntarismus vorgeworfen: John Guillory, Bourdieu's Refusal, in: Nicholas Brown/Imre Szeman (Hrsg.), Pierre Bourdieu. Fieldwork in Culture, Lanham 2000, S. 20-21.

25 Hans Medick, „Missionare im Ruderboot"? Ethnologische Erkenntnisweisen als Herausforderung an die Sozialgeschichte, in: Alf Lüdtke (Hrsg.), Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen, Frankfurt/New York 1989, S. 71.

26 Peter Schöttler, Mentalitäten, Ideologien, Diskurse. Zur sozialgeschichtlichen Thematisierung der „dritten Ebene", in: Alf Lüdtke (Hrsg.), Alltagsgeschichte, a.a.O., S. 129.

Formen des Widerstandes und für Kämpfe um Hegemonie: den Wandel von Konventionen und Konflikte um den Gebrauch der Sprache. Dies macht ihn auf Mischbildungen aufmerksam, wie z.B. Widersprüche verschiedener sprachlicher Wendungen in ein und demselben Text, die sich aus diskursiven Änderungen ergeben können. Dennoch bemerkt er die Vereinheitlichung und Vereinnahmung der Diskurse und kritisiert Theoretiker, die die Offenheit des Sozialen überbewerten. Die kritische Diskursanalyse, wie sie Fairclough und seine Mitarbeiterin Lilie Chouliaraki praktizieren, bietet keine starre, ein für allemal festgelegte Methode: *„Wir betrachten die kritische Diskursanalyse als ein Mittel, unterschiedliche Theorien in einen Dialog miteinander zu bringen, insbesondere soziale Theorien auf der einen und linguistische Theorien auf der anderen Seite, so daß die Theorie der kritischen Diskursanalyse eine im Fluß befindliche Synthese aus anderen Theorien ist, wenngleich sie selbst insbesondere die Vermittlung zwischen sozialen und linguistischen Aspekten theoretisiert...“* Die kritische Diskursanalyse Faircloughs bietet weniger eine Anleitung, sondern liefert Beispiele für die Spannung bzw. Dialektik zwischen Handeln und Struktur.[27]
Unbestimmtheit ermöglicht ein weitgehend konfliktfreies Zusammenspiel zwischen Tradition und Erneuerung. Selbst wenn Schlüsselbegriffe semantisch differieren, wird Übereinstimmung suggeriert.[28] Dazu sei aus der grundlegenden Arbeit von Orlando Figes und Boris Kolonitskii zur Sprache der russischen Revolution von 1917 zitiert: *„Der grundlegende Vorteil der Revolution bestand in der mehrdeutigen Natur ihrer Symbole; indem sie unterschiedlichen Interessen erlaubte, ihre Ziele und Ideale auf sie zu projizieren, wurde sie zu einem Projekt der nationalen Einheit.“*[29] Dies muß, wie Peter Schöttler bemerkt, keine zynische politische Strategie sein: *„Gerade Le Goff hat allerdings betont, daß der große Erfolg des Mentalitätsbegriffs mit dessen relativer Vagheit, ja ‚Ambivalenz' zusammenhängt. Als Allroundbegriff ermöglicht er, trotz des Anspruchs, einen analytischen Perspektivenwechsel zu vollziehen, immer auch eine Art nachträglicher Vereinnahmung der traditionellen Konzepte von ‚Weltanschauung', ‚Überbau', ‚Zeitgeist' usw.“*[30]
Man könnte sagen, daß die Zunft der Historiker durch flexible Kategorien zusammengehalten wird, die es den Wissenschaftlern mit unterschiedlicher Ausbildung und un-

---

27 Norman Fairclough, Language and Power, London/New York 1989, S. 9-10, 22-23, 28; Norman Fairclough, Discourse and Social Change, Cambridge 1998, S. 87ff., 115ff., 124ff.; Lilie Chouliaraki/Norman Fairclough, Discourse in Late Modernity. Rethinking Critical Discourse Analysis, Edinburgh 1999, S. 16-25; das Zitat findet sich dort auf S. 16; eine Auseinandersetzung mit Bourdieu erfolgt auf den S. 101ff. Ich danke Ruth Wodak für ein Gespräch über die kritische Diskursanalyse im November 2003. Eine Auseinandersetzung mit Fairclough und Chouliaraki findet sich in: Gilbert Weiss/Ruth Wodak, Introduction: Theory, Interdisciplinarity and Critical Discourse Analysis, in: Gilbert Weiss/Ruth Wodak (Hrsg.), Critical Discourse Analysis: Theory and Interdisciplinarity, New York/Houndmills 2003, S. 6-7.

28 Joachim Born, Multilingualism and Power: Vagueness as a Strategic, Text-Constituting Principle in Supranational Organizations, in: Ruth Wodak/Christoph Ludwig (Hrsg.), Challenges in a Changing World. Issues in Critical Discourse Analysis, Wien 1999, S. 194-195. Ich danke Martin Reisigl, der mich auf diesen Text aufmerksam gemacht hat. S. auch Florian Menz, Manipulation Strategies in Newspapers: A Program for Critical Linguistics, in: Ruth Wodak (Hrsg.), Language, Power, and Ideology. Studies in Political Discourse, Amsterdam/Philadelphia 1989, S. 233ff.

29 Orlando Figes/Boris Kolonitskii, Interpreting the Russian Revolution. The Language and Symbols of 1917, New Haven/London 1999, S. 68.

30 Peter Schöttler, Mentalitäten, Ideologien, Diskurse, a.a.O., S. 88.

terschiedlichen Zielen erlauben, sich als Teil eines gemeinsamen Projekts zu fühlen. So dient z.B. der Begriff „Mentalität" Historikern dazu, eine Identität zu finden und sich von anderen Diziplinen abzugrenzen. Der Gebrauch von Symbolen zwecks Herstellung und Bewahrung einer Gemeinschaft ist von dem Anthropologen Anthony P. Cohen wie folgt beschrieben worden: *„Der wichtigste Bezugspunkt von Gemeinschaft besteht darin, daß ihre Mitglieder Dingen im allgemeinen oder im Hinblick auf spezielle und besondere Interessen einen gemeinsamen Sinn geben oder glauben, daß sie dies tun, und weiterhin darin, daß sie denken, dieser Sinn würde sich von einem andernorts gestifteten Sinn unterscheiden. Die Realität von Gemeinschaft in der menschlichen Praxis ist somit in der Anknüpfung und Anbindung an einen gemeinsamen Kern von Symbolen enthalten... Aber es muß erneut betont werden, daß die Teilhabe an Symbolen nicht notwendigerweise das gleiche bedeutet wie die Teilhabe an Sinn."*[31]
Mit diesen Überlegungen im Hinterkopf zurück zu den russischen Radikalen: Der Bildungszirkel („krushok samoobrasowanija") kann im Sinne von Cohen als Symbol betrachtet werden, das die Unterschiedlichkeit von Ansichten, auf die Fairclough hingewiesen hat, verdeckt. Eine gemeinsame Sprache (gegenseitige Treue, Engagement, Begeisterung, Bereitschaft zur Selbstopferung) vermittelte den Radikalen das Gefühl, daß sie in ihren wesentlichen Werten übereinstimmten und erhaben über ihre bürgerlichen Gegner seien, die als Egoisten und Karrieristen betrachtet wurden. Da die Normen der Revolutionäre unbestimmt genug waren und eine Vielfalt von Auslegungen und Verwirklichungen zuließen, konnte die Bewegung hoffen, daß sie dadurch unterschiedlichste Mitglieder anziehen und an sich binden könnte. Um Cohen zu zitieren: *„Symbole sind wirksam weil sie unscharf sind."*[32]
Unbestimmtheit vermag zudem die Heterogenität einer Schrift zu verbergen. Auf diese Weise dienen Symbole nicht nur der Formung kollektiver, sondern auch individueller Identität. Sie ermöglichen, daß sich auch eine Person trotz Ungereimtheiten und Selbstzweifeln als konsequent und integriert empfindet.[33] Dieser Aufsatz will nicht nur die Mythen, sondern auch die Spannungen in Rosenbaums Darstellung der radikalen Gruppen, an denen er beteiligt war, untersuchen. Da eine nähere Vertrautheit mit dem historischen Kontext, in dem er sich bewegte, nicht vorausgesetzt werden kann, folgt eine aus unterschiedlichen Quellen erarbeitete Chronologie der Ereignisse, inklusive Zusammenfassungen verschiedener Werke. Natürlich sind letztere auch Interpretationen, denn es gibt, wie Fairclough bemerkt, keine rein beschreibende Analyse.[34]

Unterricht geben, Unterricht nehmen

Obwohl Menachem-Mendel Rosenbaum in seinen Schriften nur kurz auf seine frühen Jahre eingeht, kann man doch eine wahrscheinlich zutreffende Chronologie rekon-

31 Anthony P. Cohen, The Symbolic Construction of Community, Chichester/London/New York 1985, S. 16.
32 Ebd., S. 21.
33 Mit den Ambivalenzen in einem anderen Band jiddischer Erinnerungen habe ich mich in folgendem Aufsatz beschäftigt: Karen Rosenberg, The Cult of Self-Sacrifice in Yiddish Anarchism and Saul Yanovsky's *The First Years of Jewish Libertarian Socialism*, in: Gennady Estraikh/Mikhail Krutikov (Hrsg.), Yiddish and the Left, Oxford 2001, S. 178-194.
34 Norman Fairclough, Discourse and Social Change, a.a.O., S. 199.

struieren. 1869 oder 1870 in einer wohlhabenden und frommen chassidischen Familie geboren, erhielt er eine traditionelle jüdische Erziehung in der Kleinstadt Pleschtscheniz in der Provinz Minsk, wobei er jedoch heimlich moderne hebräische Romane las.[35] 1884 zog er nach Wilna (heute Vilnius). Sein Vater wollte ihn auf das Rabbinat vorbereiten, aber nach einem inneren Kampf bekannte er sich als Atheist und beschloß, sich nützlicher sozialer Arbeit zu widmen und Arzt zu werden. Als er seiner Familie mitteilte, daß er weltliche Dinge studierte, wurde er vom Vater nicht mehr finanziell unterstützt und sorgte für seinen Lebensunterhalt, indem er Unterricht gab. Er lebte nur von Brot und Tee und konnte es sich so leisten, selbst Unterricht in Russisch zu nehmen und eine elementare Erziehung zu bekommen. Nach etwa vier Jahren, 1888, lernte er Chonen Rapoport kennen, der von zu Hause weggelaufen war, um sich auf die Eingangsprüfung für das Gymnasium in Wilna vorzubereiten und damit den Plan seines Vaters zu vereiteln, aus ihm einen chassidischen Rabbi zu machen. Als Rosenbaum ihn traf, galt Rapoport als sehr belesene führende Persönlichkeit unter seinen Mitstudenten am Wilnaer Gymnasium; Friedrich Schiller ist nur einer der deutschen Autoren, die gelesen zu haben er sich erinnert. Eine von ihm ins Leben gerufene Gruppe half jüdischen Jungen, die das Studium des Talmud aufgeben wollten, um sich europäische Kultur und europäisches Wissen anzueignen. Rosenbaum wurde vermutlich einer von ihnen. Rapoport schrieb später: *„Mendel Rosenbaum war mein geistiger Sohn. Ich fand ihn in einem orthodoxen Milieu in Wilna und brachte ihm den Sozialismus und die Revolution.“*[36]

Auch Rosenbaum gebraucht in seinen Erinnerungen religiöse Begriffe, um seine Beziehung zu Rapoport zu beschreiben; er nennt ihn sowohl seinen Rebbe (jiddisch: *„rebe“)* - eine Bezeichnung für einen chassidischen Rabbi, geistigen Führer und Lehrer[37] - als auch seinen Genossen *(„khaver“)* und Freund *(„fraynd“)*. *„Er bekehrte mich zum Sozialismus und brachte mich in die Gruppe der noch in Wilna verbliebenen Anhänger von Narodnaja wolja.”* Zusammen mit anderen jungen Leuten diskutierte Rosenbaum Werke der jüdischen Aufklärung (Haskala) und des russischen Radikalismus, darunter Texte von Pjotr Lawrow, Nikolaj Tschernyschewskij und Dmitrij Pissarjew. Im Alter von siebzehn Jahren hatte er bereits die Biographien der *„großen Helden der Narodnaja wolja und ihre glühenden Reden vor Gericht“* gelesen und hoffte sogar, eines Tages zusammen mit ihnen inhaftiert zu sein.[38]

Die revolutionäre Organisation „Narodnaja wolja“ („Volkswille“ oder „Volksfreiheit“) war für die Ermordung von Zar Alexander II. am 1. März 1881 verantwortlich. Nach

---

35 Einige Quellen geben 1869 als sein Geburtsjahr an. S. z. B. die erste Seite des Textes in der unpaginierten Broschüre zu seinem Gedächtnis: Menahem Mendel Rozenboim: le-yom ha-shanah, a.a.O., o.S.

36 M.M. Rosenbaum, Erinerungen, Band 1, a.a.O., S. 67-72, 121-123. Charles Rappoport, Une vie révolutionnaire 1883-1940. Les mémoires de Charles Rappoport. Hrsg. von Harvey Goldberg/ Georges Haupt/Marc Lagana, Paris 1991, S. 64ff.; das Zitat findet sich auf S. 126.

37 Yitskhok Niborski/Simon Neuberg (Noyberg), Verterbukh fun loshn-koydesh-shtamike verter in yidish/Dictionnaire des mots d'origine hébraique et araméenne en usage dans la langue yiddish, Paris 1999, S. 272.

38 M.M. Rosenbaum, Erinerungen, Band 1, a.a.O., S. 67-69,121-123; die Zitate finden sich auf den S. 71-72 , 110. M. M. Rozenbaum, A. Valt (Lyesin) in di alte gute tsayten. Erinerungen fun Lyesin's ershten lehrer, in: Di tsukunft (New York), Nr. 4/April 1919 (24. Jg.), S. 199-200; Charles Rappoport, Une vie révolutionnaire, a.a.O., S. 77ff.

dieser Tat griff die Polizei scharf durch und dezimierte so die Reihen der Organisation, wodurch sie deren Existenz praktisch beendete. Aber ihr Name und ihre Traditionen lebten in den achtziger Jahren fort, insbesondere in lose miteinander verbundenen örtlichen Zirkeln im südlichen Teil des russischen Reiches. Shitlowski zum Beispiel gehörte um 1884 einem Kreis in Witebsk an.[39] Die Gruppe in Wilna setzte sich vorwiegend aus jüdischen Mitgliedern zusammen und ihr gehörte nicht nur Rapoport, sondern auch Isak Dembo an. Rosenbaum, der Dembo seit 1886 kannte, erinnert sich: *„Er war eine jener seltenen Naturen, die sich mit ihrem ganzen Sein (‚mit layb un leben') vollkommen einer Idee widmen und geradewegs auf ihr Ziel zusteuern. Er glaubte an den Terror und betrachtete jegliche Aktivität, die nicht direkt auf den terroristischen Kampf abzielte, als schädlich, da sie die Kräfte und die Energie auf unwichtige Dinge ablenkte."*[40]

Der Begriff *„Terror"* (jiddisch: „teror", russisch: „terror") wurde von denen, die sich den Traditionen von „Narodnaja wolja" verbunden fühlten, in einem positiven Sinn gebraucht, trotz - oder vielleicht gerade wegen - seiner furchtbaren Bedeutung für die meisten Menschen. Insofern kann er als „Fahnenwort" in dem von Fritz Hermanns definierten Sinne betrachtet werden: *„Die Bezeichnung bringt zum Ausdruck, daß es sich hier um die Wörter einer Parteisprache handelt, deren Funktion es gerade ist, als parteisprachliche Wörter aufzufallen. Sie sind dazu da, daß an ihnen Freund und Feind den Parteistandpunkt, für den sie stehen, erkennen sollen ... Die Brisanz ist also bei diesen Wörtern einer Parteisprache keine gewissermaßen unerwünschte Begleiterscheinung, sondern sie werden gerade geprägt und verwendet,* damit *sich daran die Geister scheiden."*[41]

Die Wilnaer „Narodnaja wolja" orientierte sich weg von der Theorie und hin zur Praxis, indem sie mit eher marxistisch orientierten Radikalen wie Lev (Leo) Jogiches, dem späteren Lebensgefährten von Rosa Luxemburg, die Ermordung von Zar Alexander III. anstrebte. Laut Rapoport war dafür der 1. März 1887 gewählt worden, der sechste Jahrestag der Ermordung des letzten Zaren, wahrscheinlich um die Kontinuität der revolutionären Bewegung zu betonen. Das Vorhaben wurde jedoch der Polizei verraten und die Verhaftungen begannen. Rapoport berichtet, daß er von dem Mordplan nichts gewußt habe, ehe er in Zeitungen enthüllt wurde; aber er wurde in die Angelegenheit hineingezogen: Er und Jogiches halfen Dembo und anderen, ins Ausland zu entkommen. Nachdem er bei Verhören seine Unschuld beteuert hatte, erhielt Rapoport

---

39 Der 1. März bezieht sich auf den Gregorianischen Kalender, der in Rußland bis zum Februar 1918 galt. Khaim Zhitlovski, Zikhroynes fun mayn lebn, Band 2, a.a.O., S. 138ff; David H. Weinberg, Between Tradition and Modernity, a.a.O., S. 92; Jonathan Frankel, Prophecy and Politics, a.a.O., S. 263-264.

40 M.M. Rosenbaum, Erinerungen, Band 1, a.a.O., S. 69. S. auch Erich Haberer, Jews and Revolution in Nineteenth-Century Russia, a.a.O., S. 230-233, 254.

41 Fritz Hermanns, zit. nach: Oswald Panagl, „Fahnenwörter", Leitvokabeln, Kampfbegriffe: Versuch einer terminologischen Klärung, in: Oswald Panagl (Hrsg.), Fahnenwörter der Politik. Kontinuitäten und Brüche, Wien/Köln/Graz 1998, S. 19; Rudolf Walther, Terror, Terrorismus, in: Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck (Hrsg.), Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, Bd. 6, Stuttgart 1990, S. 323-444; Gerd van den Heuvel, Terreur, Terroriste, Terrorisme, in: Rolf Reichardt/Eberhard Schmitt (Hrsg.), Handbuch politisch-sozialer Grundbegriffe in Frankreich: 1680-1820, München 1985, Heft 3, S. 89-132. Ich danke Martin Reisigl, der mich auf diese Texte aufmerksam gemacht hat.

Menachem-Mendel Rosenbaum um 1900

einen Auslandspaß und die Erlaubnis in Paris zu studieren und verließ das Land unverzüglich. Die Repressionen der Polizei gegen Jogiches und andere marxistische Radikale aus Wilna begann in der Mitte des Jahres 1888 und es war Rosenbaum, der einen von ihnen, Timofej Kopel'son, warnte, so daß dieser ins Ausland fliehen konnte.[42]

Durch Rapoport wurde Rosenbaum in den späten 1880er Jahren in die propagandistische Arbeit in Wilna einbezogen. Er half, Schüler des Gymnasiums, der Realschule und der Ausbildungsstätte für jüdische Lehrer zu radikalisieren. Und er leitete Kreise jüdischer Arbeiter: abends und samstags brachte er ihnen in einer geheimen Wohnung Russisch bei, so daß sie die Texte zu naturwissenschaftlichen Themen, die er ihnen danach laut vorlas, verstehen konnten (solche Texte lagen zu dieser Zeit in jiddischer Sprache nicht vor). Erst zwei Jahre nach diesen grundlegenden Übungen waren fünf seiner besten Schüler in der Lage, russische Übersetzungen von Lassalle, Marx und Kautsky zu lesen. Für begabte, aber arme Schüler der Jeschiwa, junge Männer, die von der Haskala beeinflußt waren und jetzt Russisch, Geographie und Arithmetik lernen wollten, wurden von Rapoport in Wilna Privatstunden gratis organisiert; auch an dieser Arbeit nahm Rosenbaum teil. Auf diesem Weg lernte er den 1872 geborenen Avrom Walt kennen, der später unter dem Pseudonym Abraham Ljessin oder Liessin (in Jiddisch: Lyesin) ein bekannter Schriftsteller wurde.[43]

---

42 Charles Rappoport, Une vie révolutionnaire, a.a.O., S. 84-92. Ch. L. Rappoport, Wospominanija o dele 1-go marta 1887 goda, in: Krasnaja letopis' (Leningrad), Nr. 5/1922, S. 7-12. Eine Darstellung der gegenseitigen Durchdringung der „Narodnaja wolja" und marxistischer Ideen in den 1880er Jahren, insbesondere in Wilna und Minsk, findet sich bei: S. Dimanschtejn (Hrsg.), Rewoljuzionnoje dwishenije sredi jewrejew, Sbornik 1, Moskau 1930, S. 48-54, 59-69.

43 M.M. Rozenbaum, Erinerungen, Band 1, a.a.O., S. 123-126, 128, 133ff. M. M. Rozenbaum, Abraham Valt-Lyesin, (Zikhroynes tsu zayn ershtn yortsayt un oyfdekung fun der matseyve), a.a.O., S. 8-9.

Nachdem Walt-Ljessin von einer Jeschiwa in Woloshin verwiesen worden war, ging er gegen den Willen seines Vaters nach Wilna, wo er bei einem westlich orientierten Verwandten unterkam. In diesem Sommer, so vergegenwärtigt er sich in seinen Erinnerungen, lernte er zusammen mit Moisei, dem Sohn der Familie, Arithmetik und Deutsch (und las Friedrich Schiller), ehe Moisei zu seinen Studien am Rigaer Polytechnikum zurückkehren mußte. Bei wem konnte Walt-Ljessin weiter Privatstunden nehmen? Moisei empfahl Chonen Rapoport. Moisei und seine Schwester machten sich über Rapoport lustig, da dieser nicht nur die derzeitige Ordnung verachtete, sondern auch Seife und Bürste. So war Walt-Ljessins Neugierde geweckt und er besuchte Rapoport zu Hause, wo er auf vier oder fünf junge Leute stieß, die sich angeregt in Russisch unterhielten. Im Nachhinein glaubte Walt-Ljessin, daß es sich um den terroristischen Zirkel von Dembo handelte, der kurz danach die Ermordung von Alexander III. vorbereitete. Walt-Ljessin mißfiel Rapoports gönnerhafte Herablassung und später stimmte er mit dessen Verteidigung Robespierres nicht überein. Er erinnert sich: *„Wir gingen nicht als Freunde auseinander... Dann traf ich, zum Trost, in seinem Zimmer seinen Schüler (‚talmed'), den warmherzigen (‚hartsikn') und immer begeisterten Mendl Rozenboym, der später mein erster sozialistischer Rebbe wurde."*[44] Das jiddische Wort *„hartsik"* deutet darauf hin, daß Walt-Ljessin an einem Lehrer nicht nur der Aspekt der Unterweisung, sondern auch die emotionale Bindung interessierte. Während Rosenbaum sich in einem Artikel daran erinnert, daß er Walt-Ljessin Mathematik und Russisch lehrte, weil Rapoport für diese Aufgaben keine Zeit hatte, deuten Walt-Ljessins Bemerkungen darauf hin, daß er es nicht lange mit Rapoport ausgehalten habe, auch wenn dieser Lehrer ihn in seinen Plänen hätte unterstützen können. Für Ljessin - und, so darf man annehmen, für viele andere - war es wichtig, von einem Lehrer, den er mochte und dem er vertrauen konnte, in die radikale Ideen-

Menachem-Mendel Rosenbaum im Kibbuz Na'an

44 Abraham Lyesin, Zikhroynes un bilder, New York 1954, S. 122-125.

welt eingeführt zu werden. Vielleicht teilte Rosenbaum Walt-Ljessins Kritik an Robespierre. In einer Polemik mit Shitlowski, auf die dieser Aufsatz an späterer Stelle eingeht, klagte Rosenbaum, daß *„wir Revolutionäre, besonders in unserer Jugendzeit"*, die Grausamkeiten während der Französischen Revolution nicht ernst genug nahmen. Nicht zuletzt wegen des gerechtfertigten Zorns über die Unterdrückung der Armen durch die französischen Aristokraten *„übersahen wir"*, so fuhr er fort, viele der Greueltaten des Terrors. Aber Rosenbaum behauptete, daß er auch während seiner jugendlich revolutionären Leidenschaften den Gebrauch der Guillotine als schädliche Brutalität ablehnte und von den sogenannten aristokratischen Hochzeiten angewidert war, bei denen bei einem Freudentanz ein Adliger an eine Frau gebunden und beide in einem See ertränkt wurden.[45]

Erwähnenswert ist, daß Walt-Ljessin Rosenbaum in Rapoports Zimmer traf, als dieser dort las. Da Rapoport die Ehre hatte, die Privatbibliothek des Wilnaer Zirkels der „Narodnaja wolja" bei sich aufzubewahren, hatte er tagtäglich viele Besucher. Da manche der dort aufbewahrten Druckschriften verboten waren, auch wenn sie einstmals während einer toleranteren Zeit in Rußland legal gedruckt und verkauft worden waren, nahmen diejenigen, die damit in Berührung kamen, ein großes Risiko auf sich. Aber die Leute konnten Rapoports Schlafzimmer, das gleichzeitig Lesezimmer war, in relativer Sicherheit betreten und verlassen. Er lebte in einem großen Hof, der Durchgangsweg zu einer Synagoge war. Dort verkehrten so viele Fußgänger, daß Besucher seines Zimmers nicht auffielen. Auch seine Reputation als Schüler mit vorzüglichen Noten im Benehmen ließ den Verdacht nicht auf ihn fallen. Tatsächlich, so stellt er belustigt fest, war er wahrscheinlich der einzige Schüler des örtlichen Gymnasiums, dessen Wohnung nie von der Polizei durchsucht worden war.[46]

Das Bild des einsamen Lesers - das vielfach in der Literatur vorzufinden ist - trifft auf die Situation der radikalen Jugend in Wilna nicht zu. Ob in einem geheimen Lesezimmer, unter der Anleitung eines Privatlehrers oder als Mitglied eines Bildungszirkels: Ein junger Leser war in eine Gruppe eingebunden, die sowohl die allgemeine intellektuelle Entwicklung als auch das Verständnis bestimmter Texte beeinflußte. Wenn dies auch nicht notwendigerweise bedeutet, daß die politische Denkweise des Lesers von anderen übernommen wurde, impliziert es doch, daß er oder sie einem ziemlich direkten Druck ausgesetzt war.

---

45 M. M. Rozenbaum, A. Valt (Lyesin) in di alte gute tsayten. Erinerungen fun Lyesin's ershten lehrer, a.a.O., S. 199-201. Erheblich weniger zu Ljessin findet sich in: M.M. Rosenbaum, Erinnerungen, Band 1, a.a.O., S. 123-124. M.M. Rozenbaum, Anti-tezisn (Tsu Dr. Khaim Zhitlovski's „Tezisn vegn sovetn-land" („Fraye arbeter shtime", fun 13tn oktober, 1939), in: Der idisher kemfer (New York), Nr. 322/24 November 1939 (18. Jg.), S. 8-9. Falls Rosenbaum diese Gefühle Walt-Ljessin gegenüber teilte, dann wird dies ein Grund für die sich zwischen ihnen entwickelnde Bindung gewesen sein.

46 M.M. Rozenbaum, Abraham Valt-Lyesin, (Zikhroynes tsu zayn ershtn yortsayt un oyfdekung fun der matseyve), a.a.O., S. 8. Charles Rappoport, Une vie révolutionnaire, a.a.O., S. 80ff; Ch. L. Rappoport, Wospominanija, a.a.O., S. 8; Sharl Rapoport, Dos lebn fun a revolutsyonern emigrant. Zikhroynes, in: Ilya Cherikover [Elyohu Cherikover] u.a., (Hrsg.), Historishe shriftn, Band 3: Di yidishe sotsyalistishe bavegung biz der grindung fun „Bund". Forshungen, zikhroynes, materyaln, Wilna/Paris 1939, S. 287-288; Charles Rappaport, The Life of a Revolutionary Émigré (Reminiscences), in: YIVO Annual of Jewish Social Science (New York), 1951 (6. Jg.), S. 211-212.

In der Erinnerung an seine Erfahrungen Mitte der 1890er Jahre, vornehmlich in Minsk, gebraucht Sholom Levine (in Jiddisch: Levin) eine eindrucksvolle Metapher: *„Der Leiter des Propagandazirkels wurde zu etwas ähnlichem wie der Lehrer in der Chederschule, der uns eine Seite des Talmud interpretierte."*[47] War der Leiter Absolvent einer solchen traditionellen jüdischen Primärschule („kheyder"), blieb er vielleicht auch als späterer Atheist geprägt durch seine frühe Erziehung. Es wäre sicherlich auch interessant, die pädagogische Praxis in Bildungszirkeln mit der in russischen Schulen zu vergleichen. Es ist möglich, daß die Lehrmethoden sich oft ähnlicher waren als die unterschiedlichen politischen Orientierungen dies vermuten lassen.[48]
Das Problem der intellektuellen Autonomie kommt in dem zwiespältigen Begriff „talmed" zum Ausdruck, der sowohl Jünger als auch Schüler bedeutet. Isser (oder Iser) Ginsburg, der ungefähr drei Jahre jünger war als Rosenbaum, erinnert sich an dessen kluge Vorgehensweise, um aus den Jungen der Wilnaer Jeschiwa Sozialisten zu machen. Anstatt sie im Sturm zu erobern, ging Rosenbaum langsam und ruhig vor, um keinen Widerstand zu provozieren. Er mag zwar ein politischer Verführer gewesen sein, aber er war vermutlich kein Zyniker, sondern eine für Zuneigung offene Person. Ginsburg erinnert sich auch an das Glück, mit dem Rosenbaum über seinen neuen Schüler Walt-Ljessin als Wunderkind sprach. Darüber hinaus unterschätzt die Vorstellung einer politischen Verführung auch Rosenbaums Akzeptanz der Unabhängigkeit eines Schülers. Eine solche Toleranz verweist auf seine ungewöhnlichen Fähigkeiten als Menschenfischer (nach dem Motto: wer zu viel will, bekommt nichts). Nachdem Walt-Ljessin Russisch gelernt hatte, schreibt Rosenbaum, wurde der Junge in die radikalen Aktivitäten einbezogen, aber er reagierte kritisch auf die intellektuellen Moden des Tages. Walt-Ljessin selbst erinnert sich an eine Herausforderung seines sozialistischen Rebbe: Ein tendenziöser russischer Roman, der Rosenbaums Gesicht vor Begeisterung strahlen ließ, wurde von dem Jüngeren als *„zu süß, alles Sirup"*, kritisiert.[49] Rosenbaum teilt mit, daß dieser Schüler nicht davor zurückschreckte, seine Nichtübereinstimmung mit einem Text von Pissarjew zu zeigen, der sich damals unter russischen Radikalen einer großen Autorität erfreute. Offenbar war der von Rosenbaum geleitete Privatunterricht ein Ort, wo ein Schüler radikale Ideen kennenlernen und gleichzeitig eine gewisse Distanz zu diesen aufrecht erhalten konnte. Rosenbaum schreibt: *„Schon bald war Ljessin zum Sozialismus bekehrt. Aber er schloß sich nie unseren ersten Propagandazirkeln (‚kruzhki') an und blieb einer der ‚Wilden' oder Unabhängigen."* Walt-Ljessin wurde kein Anhänger von „Narodnaja wolja": Rosenbaum zufolge sprachen die strikte Verschwiegenheit, die Idealisierung des russischen Bauern und der Mangel an jüdischem Bewußtsein in den „kruzhki" Walt-Ljessin nicht

47 Sholom Levin, Untererdishe kemfer, hrsg. von Moshe Kats (Moise Katz), New York 1946, S. 115.

48 Zum sozialen Kontext von Leseverhalten s. Jonathan Boyarin (ed.), The Ethnography of Reading, Berkeley/Los Angeles/Oxford 1993.

49 I. Ginzburg, A. Valt (Lyesin) in di ingelshe yohren (erinerungen fun a khaver), in: Di tsukunft (New York), Nr. 4/April 1919 (24. Jg.), S. 203. M.M. Rozenbaum, Abraham Valt-Lyesin (Zikhroynes tsu zayn ershtn yortsayt un oyfdekung fun der matseyve), a.a.O., S. 8. Abraham Lyesin, Zikhroynes un bilder, a.a.O., S. 134.

an. Aber er mochte auch den in den 1890er Jahren in Wilna und Minsk verbreiteten wirtschaftlichen Materialismus nicht, und dies verband ihn mit Rosenbaum.[50]
Als in Wilna der Einfluß von Georgij Plechanows und Karl Kautskys Marxismus zunahm, war Rosenbaum dieser Veränderung gegenüber kritisch eingestellt und blieb, nachdem Rapoport und Dembo Wilna verlassen mußten, als einer der wenigen Anhänger der Gruppe „Narodnaja wolja" dort. Sowohl tradierte Symbole als auch Theorien wurden zur Abgrenzung benutzt. Rosenbaum erinnert sich: *„Am 1 März feierten wir immer noch den Jahrestag des Todes von Alexander II."* In seinen Erinnerungen deutet er nur an, daß er Probleme mit der Wilnaer Polizei hatte; einer anderen Version zufolge flüchtete er vor der Einberufung.[51] Jedenfalls dauerte es nicht lange, bis auch er Wilna verließ, um im Ausland zu studieren. Rosenbaum kam 1892 nach Zürich und nahm Verbindung mit Rapoport auf. Dieser formulierte es in seinen Erinnerungen nachdrücklicher: *„Er kam um sich mir im Ausland anzuschließen."*[52]

Der „Bund der Russischen Sozialrevolutionäre"

Die russischen Sozialrevolutionäre der 1890er Jahre formierten sich im Spannungsfeld der revolutionären Parteien und Gruppierungen. Unter diesen sind besonders wichtig die „Narodnaja wolja", die im Namen des Volkes einschließlich des Bauerntums für einen Kampf gegen den zaristischen Absolutismus mit Propaganda und terroristischen Mitteln eintrat, und - auf der anderen Seite - die marxistischen Sozialdemokraten, die das Klassenbewußtsein des städtischen Proletariats entwickeln wollten und terroristische Verschwörungen ablehnten. Die Trennlinie zwischen diesen beiden Gruppierungen war aber verschwommen. Russische Sozialrevolutionäre wurden von beiden Seiten beeinflußt, standen in dieser Zeit aber im allgemeinen den Positionen der „Narodnaja wolja" näher.[53]
Die politische Gruppe als Freundeskreis, die einer der Hauptgegenstände von Rosenbaums Erinnerungen ist, entwickelte sich in der deutschsprachigen Schweiz gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Die Schweizer Universitätsstädte zogen damals viele junge Leute aus Rußland an, denen im Zarenreich wegen ihrer jüdischen Herkunft, ihres weiblichen Geschlechts oder ihrer politischen Betätigung die höheren Bildungseinrichtungen verschlossen blieben. Zwar waren die Studenten und Emigranten aus dem russischen Reich aufgrund ihrer Sprache, Kultur und Armut von den Schweizern meistens isoliert, doch verfolgten sie dort Ideen und Aktivitäten, die in Rußland illegal waren: Sie lasen revolutionäre Theorien und Propagandaschriften, sie verfaßten eigene

---

50 M.M. Rosenbaum, A. Valt (Lyesin), a.a.O., S. 200-201.
51 M.M. Rosenbaum, Erinerungen, Band 1, a.a.O., S. 124, 104. D.B. Pawlow/S.I. Peregudowa (Hrsg.), Pis'ma Asefa, Moskau 1994, S. 44.
52 M.M. Rosenbaum, Erinerungen, Band 1, a.a.O., S. 71. Charles Rappoport, Une vie révolutionnaire, a.a.O., S. 126.
53 Manfred Hildermeier, Die Sozialrevolutionäre Partei Rußlands, a.a.O., S. 35-50; Oliver H. Radkey, The Agrarian Foes of Bolshevism. Promise and Default of the Russian Socialist Revolutionaries, February to October 1917, New York/London 1962, S. 4-21; Jacques Baynac, Les Socialistes-révolutionnaires, de mars 1881 à mars 1917, Paris 1979, S. 12-19; Derek Offord, The Russian Revolutionary Movement in the 1880s, Cambridge 1986, S. 166, 169; Khaim Zhitlovski, Di Antshtehung fun dem „Sojuz ruskikh sotsyalistov-revolyutsyonerov", in: M.M. Rosenbaum, Erinerungen, Band 1, a.a.O., S. XVIIIff.

Beiträge zur Diskussion und verbreiteten diese.[54] Weil die Russen die Toleranz der Gastgeber nicht auf die Probe stellen wollten, vermieden sie es, das Interesse der Schweizer Behörden auf sich zu ziehen, wie es Isaak Dembo getan hatte. Im Ausland setzte er seine am Terror orientierten Tätigkeiten unter einem Decknamen fort. Er leitete in Zürich einen Zirkel der „Narodnaja wolja" und starb 1889 bei Experimenten mit neuen Sprengstoffen. Rapoports Gefährtin und zukünftige Frau, Fanny Rattner (oder Ratner), ist eine enge Freundin Dembos in Zürich gewesen.[55]
Die mit „Narodnaja wolja" verbundenen Revolutionäre, eine Minderheit unter den Russen im Ausland, drängten auf eine Auseinandersetzung mit den in der Schweiz dominanten russischen Marxisten. In den 72 legendären Nächten des Wintersemesters 1889-1890 fanden an der Züricher Universität Vorträge und Diskussionen zwischen den beiden Gruppierungen statt. Sie begannen abends um neun Uhr und dauerten oft bis weit in die Morgenstunden. Einer der aktivsten Teilnehmer war Shitlowski, und später beteiligte sich auch Rapoport an den Diskussionen. Rosenbaum berichtet, daß beide schnell miteinander bekannt wurden und eine feste Freundschaft schlossen.[56] Als Rosenbaum in Zürich eintraf, war Shitlowski bereits des Studiums wegen nach Bern umgezogen. Es dauerte allerdings nicht lange, bis sich beide kennen lernten. Im Frühling 1893 reiste Rosenbaum nach Bern, traf Shitlowski und seine erste Frau Wera, eine Russin adliger Abstammung, und zog in ihr Gästezimmer. Er erinnert sich: *„Ich war ganz schnell mit ihm und auch seiner Frau eng befreundet."*[57] Vieles verband Rosenbaum mit den Shitlowskis und den Rapoports. Alle drei Männer und auch Fanny Rattner distanzierten sich von ihrer traditionellen jüdischen Erziehung und erzeugten damit Spannungen in ihrem Elternhaus, insbesondere mit den Vätern.[58] Bei Rosenbaum

---

54 Daniela Neumann, Studentinnen aus dem Russischen Reich in der Schweiz (1867-1914), Zürich 1987, S. 86-132; Frank Ortmann, Revolutionäre im Exil. Der „Auslandsbund russischer Sozialdemokraten" zwischen autoritärem Führungsanspruch und politischer Ohnmacht (1888-1903), Stuttgart 1994, S. 47-51, 69-91; Shimon Markish, La Suisse dans le miroir de la presse juive d'expression russe (fin XIXe - début XXe siècle), in: Peter Brang/Carsten Goehrke/Robin Kemball/Heinrich Riggenbach (Hrsg.), Bild und Begegnung. Kulturelle Wechselseitigkeit zwischen der Schweiz und Osteuropa im Wandel der Zeit, Basel/Frankfurt am Main 1996, S. 539-548. S. auch Franziska Rogger, Der Doktorhut im Besenschrank. Das abenteuerliche Leben der ersten Studentinnen - am Beispiel der Universität Bern, Bern 1999 sowie, über Russen in der Schweiz in den Jahren 1903-1905: R[aphael R]. Abramovich, In tsvey revolutsyes: di geshikhte fun a dor, New York 1944, S. 86ff.

55 Norman M. Naimark, Terrorists and Social Democrats. The Russian Revolutionary Movement under Alexander III, Cambridge, Mass./London 1983, S. 143-150, 217-222; Khaim Zhitlovski, Di Antshtehung, a.a.O., S. XXII, XXVII; M.M. Rosenbaum, Erinerungen, Band 1, a.a.O., S. 69-70, 78.

56 M.M. Rosenbaum, Erinerungen, Band 1, a.a.O., S. 73. Khaim Zhitlovski, Di Antshtehung, a.a.O., S. XXXIV-XLVI. Viktor Chernov, Khaim Zhitlovski un der ‚farband fun di rusishe sotsyal.-revolutsyonern' (1900-1903), in: Zhitlovski-zamlbukh, Warschau 1929, S. 104-105. Zu Zhitlovski in diesen Jahren s. auch: O. W. Budnizkij, Terrorism w rossijskom oswoboditel'nom dwishenii: ideologija, etika, psichologija (wtoraja polowina XIX - natschalo XX w.), Moskau 2000, S. 112ff.

57 M.M. Rosenbaum, Erinerungen, Band 1, a.a.O., S. 83. John Mill zufolge, der Rosenbaum aus Wilna kannte und ihn in Bern besuchte, lebte Wera, eine gebürtige Christin, als sie mit Shitlovski verheiratet war, fast nur unter Juden, mit denen sie sich identifizierte. S. Dzshon Mill, Pionern un boyer. Memuarn, Band 1, New York 1946, S. 199.

58 Zu Fanny Rattner s. M.M. Rosenbaum, Erinerungen, Band 1, a.a.O., S. 77ff.; Charles Rappoport, Une vie révolutionnaire, a.a.O., S. 132ff.; Sharl Rapoport, Dos lebn fun a revolutsyonern emigrant, a.a.O., S. 297; Charles Rappaport, The Life of a Revolutionary Émigré, a.a.O., S. 222.

führte dies vermutlich zur Suche nach einem Familienersatz unter politisch Gleichgesinnten.
Bern war das Zentrum des „Bundes der Russischen Sozialrevolutionäre" („Sojus russkich sotsialistow-revoljuzionerow"), den Shitlowski und Rapoport in den frühen 1890er Jahren (ein genaues Gründungsdatum ist nicht bekannt) gegründet hatten und leiteten.[59] Sicher ist jedoch, daß Rosenbaum einer der ersten in dieser kleinen Organisation mit kaum mehr als einer Handvoll Mitglieder war, fast alle jüdisch-russischer Herkunft. (Georgij Plechanow machte sich nicht ohne Bosheit darüber lustig, daß alle Sozialrevolutionäre auf einem Sofa Platz finden könnten und das Wort „wir" benutzten, wenn sie von einer Person sprachen, die keinen russischen Namen hatte). Die Sozialrevolutionäre versuchten, durch energische Aktivitäten ihre geringe Mitgliederzahl zu kompensieren. Schon im Jahre 1894 hatten sie Aufrufe und eine Zeitschrift veröffentlicht, sowie Bücher und Broschüren anderer Gruppierungen gesammelt und all dies nach Rußland geschmuggelt. Shitlowski war für diese gefährliche Arbeit zu alt und zu kränklich, bemerkt Wiktor Tschernow, ein anderer Sozialrevolutionär. Diese Transporte konnte nur einer erledigen: Rosenbaum.[60]

Beziehungen zu Radikalen an anderen Orten

Obwohl Rosenbaum - oberflächlich betrachtet - nur als Kurier wirkte, war er auch ein Organisator. Er mußte nicht nur die verbotenen Schriften nach Rußland bringen und sie dort verbreiten, sondern auch potentielle Mitglieder finden, diesen das Programm der Berner Sozialrevolutionäre erklären, ihr Interesse ausloten und wecken. Manchmal traf er auf die Ablehnung jener, die befürchteten, mit illegaler Literatur erwischt zu werden. Von Leuten, die unzuverlässig schienen, mußte man sich trennen. Rosenbaums häufigstes Problem war aber der ideologische Widerstand. In Wilna hatte er wegen der „Intoleranz" der Marxisten kaum Erfolg. Obwohl sich in Kiew einige Sozialrevolutionäre gegen den Terror aussprachen, nahmen sie dann doch die Propaganda-

---

Zu Shitlowskis Schwierigkeiten mit seinem Vater s. M.M. Rozenboym, Khaim Zhitlovski, a.a.O., S. 20, 23; David H. Weinberg, Between Tradition and Modernity, a.a.O., 89-90.

59 Der „Bund der Russischen Sozialrevolutionäre" („Sojus russkich sotsialistow-rewoljuzionerow"), mit dem ich mich in diesem Aufsatz befasse, darf nicht mit dem „Allgemeinen jüdischen Arbeiterbund in Litauen, Polen und Russland" („Algemeyner idisher arbeyterbund in Lita, Poylen un Rusland") verwechselt werden, der auch als der „Bund" bekannt ist. S. Ludwig Kulczycki, Geschichte der russischen Revolution, Band 3, übersetzt von Rosa Schapire, Gotha 1914, S. 448-453; Khaim Zhitlovski, Di Antshtehung, a.a.O., S. LIIIff.; Charles Rappoport, Une vie révolutionnaire, a.a.O., S. 123ff.; M.M. Rosenbaum, Erinerungen, Band 1, a.a.O., S. 85. Zu den unterschiedlichen zeitlichen Angaben s. Sharl Rapoport, Dos lebn fun a revolutsyonern emigrant, a.a.O., S. 299-300; Charles Rappaport, The Life of a Revolutionary Émigré, a.a.O., S. 225ff.

60 Die von Rosenbaum auf russisch geschriebene Proklamation „K Narodu" erschien mit einer hebräischen Übersetzung in: M. M. Rozenboim, Igrot u-reshimot, in: Mibi-fenim, ha-Tenu'ah ha-kibutsit ha-me'uhedet, Nr. 3/Februar 1954 (17. Jg.), S. 396. M.M. Rosenbaum, Erinerungen, Band 1, a.a.O., S. 85-86, 91-92, 197, 209; M.M. Rozenboym, Khaim Zhitlovski, a.a.O., S. 39ff.; Victor Chernov, Khaim Zhitlovski, a.a.O., S. 95; Charles Rappoport, Une vie révolutionnaire, a.a.O., S. 126; Jonathan Frankel, Prophecy and Politics, a.a.O., S. 277; Viktor Chernov, Yidishe tuer in der partay sotsyalistn revolutsyonern. Biografishe eseyen, New York 1948, S. 282-293, 306.

schriften des Bundes entgegen.[61] Es sei darauf hingewiesen, daß Rosenbaum auf seinen Reisen keine Befolgung aller Ideen von Shitlowski und anderer einforderte. Als Anwerber war er, wie früher als Lehrer, dazu bereit, eine Bandbreite von Ansichten zu akzeptieren und seine Aufnahmebereitschaft ließ die Zahl derer, die sich dem „Bund" in Bern anschlossen, ansteigen. Dank seiner Anstrengungen entstand ein loses Netzwerk von Gruppen und Personen in verschiedenen Teilen des Zarenreiches. Auch gelang es Rosenbaum, die Verbindung mit Jekaterina Breschko-Breschkowskaja (Spitzname: „Großmutter") und Grigorij Gerschuni herzustellen, die später zu den Führern der Sozialrevolutionären Partei zählten. Infolge seiner Tätigkeit wuchs auch der Zustrom von Manuskripten und Geld aus Rußland nach Bern.

Im Februar 1901 zählte der russische Justizminister Nikolaj Murawjow (oder Muraw'ew) die Zeitung des „Bundes" „Russkij rabotschij" („Der russische Arbeiter") zu einem der unter Arbeitern in den letzten fünf Jahren am weitesten verbreiteten sozialrevolutionären Periodika. Es ist wohl angebracht, Rosenbaum größte Verdienste für diese Leistung zuzusprechen. Hildermeier mag Recht haben, wenn er schreibt, daß *„dieses Blatt... in seiner Qualität nicht sehr hoch eingestuft"* wurde. Aber war die Zeitung tatsächlich schlechter als andere Schriften der Sozialrevolutionäre in dieser Zeit? Die Zeitung scheint im wesentlichen als eine Art Visitenkarte funktioniert zu haben, die von der Existenz der sozialrevolutionären Emigranten berichtete und das Interesse an ihnen anregte. Sie - und damit auch Rosenbaum - hatte offensichtlich den gewünschten Effekt, so daß Hildermeier resümiert: *„Der Kreis um Žitlovskij* (Shitlowski), *den letzten Nachlaßverwalter des Erbes der ‚Narodnaja Volja* (wolja)*' und ‚anerkannten Führer der neuen sozialrevolutionären Richtung', wie man ihn genannt hat, entwickelte sich zu einem wichtigen Zentrum der populistischen Emigration."* Insgesamt stieg das Prestige des „Bundes" mit den vermehrten Verbindungen nach Rußland. Shitlowski behauptete sogar, die zentrale Aufgabe des „Bundes" sei der Ausbau des Transports gewesen. Laut Rapoport trat die Bewegung nach der Verhaftung von Rosenbaum auf der Stelle. Jewno Asef (oder Asew), ein Polizeispion, stimmte mit dieser Einschätzung offensichtlich überein. Im März 1900 erstattete er seinem Vorgesetzten einen Bericht zur Situation der Sozialrevolutionäre in einigen russischen Städten. Nachdem Rosenbaum verhaftet worden war, so berichtete er, brach die regelmäßige Verbindung zum Ausland einschließlich des Transports von Literatur zusammen.[62]

Zwar studierte Rosenbaum an der Universität in Bern, jedoch konnte er sich intellektuell nicht mit Shitlowski, Rapoport oder Rattner messen, die alle drei dort promovierten. In seinen Erinnerungen schrieb Rapoport über Rosenbaum mit großem Respekt und Zuneigung, aber auch mit Herablassung über seine Kenntnisse: *„Er war die personifizierte Güte, Selbstaufopferung und Hingabe. Ausgestattet mit einer lebendigen und geistreichen Intelligenz und einer geistigen Innerlichkeit, verfügte er nur über*

61 M.M. Rosenbaum, Erinerungen, Band 1, a.a.O., S. 135-137, 226-228.

62 Ebd., S. 260-262; Nikolaj Walerianowitsch Muraw'ew, Rewoljuzionnoje dwishenije w Rossii, 1884-1905, S. Petersburg (1907), S. 116; Manfred Hildermeier, Die Sozialrevolutionäre Partei, a.a.O., S. 39, 45. Charles Rappoport, Une vie révolutionnaire, a.a.O., S. 161; Khaim Zhitlovski, Die Antshtehung, a.a.O., S. LVIff.; Khaim Zhitlovski, Gershuni als yid un revolutsyoner/Gershuni un di yiden-frage (A por bletlakh zikhroynes), in: Viktor Chernov (Hrsg.), Grigori Gershuni, zayn leben un tetigkeyt, New York 1934, S. 186-187.

eine elementare Ausbildung, aber er eignete sich die allerkomplexesten Ideen sehr schnell an.“[63]

Es gab aber einen Bereich, wo Rosenbaum brillierte und sich profilierte, und nicht sie. Die fast rituellen Zusammenkünfte bei den Shitlowskis nach der Rückkehr von seinen Reisen werden in seinen Erinnerungen mit großer Anteilnahme beschrieben: *„Die Stunden im Kreise meiner engen Freunde, nach langem Herumziehen unter Fremden, bei ständiger Angst, inhaftiert zu werden, waren die fröhlichsten und vielleicht die glücklichsten Stunden meines Lebens. Ich erinnere mich der freundlichen, lieben Gesichter meiner Genossen wie heute, als sie meiner Erzählung neugierig lauschten.“*[64]

Er schätzte dabei nicht nur die Rückkehr, sondern auch die herzlichen Abschiede. Mehr als einmal verbrachte er mit den Rapoports vor seinem Aufbruch nach Rußland eine Zeit auf dem Lande bei Bern, wo sie sich erholten. Aus dem Abschiednehmen von seinen Lieblingsorten in der Schweiz vor seinen Reisen nach Rußland machte er ein Ritual. Würde er dort verhaftet, hätte er sie vielleicht zum letzten Mal gesehen.

1898 wurde Rosenbaum bei der Einreise nach Rußland tatsächlich inhaftiert. Seine Eltern und Geschwister waren zu dieser Zeit bereits in den USA. Nach den Adressen naher Angehöriger gefragt, gab er die Anschrift der Shitlowskis in Bern als die seines Bruders Joseph an. Da Mendel Rosenbaum lange dort gelebt hatte, würde der Postbote auch an Joseph Rosenbaum adressierte Post zustellen. Aus der Einzelhaft in der Peter-und-Paul-Festung, einem berüchtigten Gefängnis des zaristischen Rußland für Revolutionäre, korrespondierte er mit Shitlowski und dessen Frau Wera als Joseph und dessen erfundener Frau Emma. Dieser Trick ist aufschlußreich für das brüderliche Verhältnis zu Shitlowski. Rosenbaums Schriften erinnern den Leser immer wieder daran, daß es nicht einfach eine Sache der Biologie ist, ein Bruder zu sein. Um Derrida zu paraphrasieren: Der Bruder ist nie eine Tatsache, etwas natürliches, essentielles und gegebenes, sondern eine Vorstellung (*„la figure du frère“*).[65]

Mit Hilfe Shitlowskis und Rapoports entkam Rosenbaum im Sommer 1900 aus Rußland, kehrte nach Bern zurück und war wieder in den Reihen der Sozialrevolutionäre aktiv. Im Vorjahr hatte der Aktivist und Theoretiker Wiktor Tschernow Rußland verlassen und sich Shitlowski angeschlossen, um sich dann doch enttäuscht von ihm abzuwenden. Es scheint der Fall einer mißlungenen Gönnerschaft gewesen zu sein. Zu-

---

63 Rosenbaums Dokumente aus der Berner Universitätszeit zeigen ihn als fleißigen Studenten; s. die persönlichen Papiere von Mendel' Rozenbaum in: Archives of the Partija Socialistov-Revoljucionerov, Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis (Amsterdam), Mappe Nr. 1081. Charles Rappoport, Une vie révolutionnaire, a.a.O., S. 126; über seine und Fanny Rattners Promotion s. ebd., S. 154-155.

64 M.M. Rosenbaum, Erinerungen, Band 1, a.a.O., S. 260; s. auch S. 202.

65 M.M. Rosenbaum, Erinerungen, Band 2, a.a.O., S. 69-70, 80. Rosenbaum griff auf diesen Trick im Jahre 1904 während seiner zweiten Inhaftierung in der Peter-and-Paul Festung zurück; s. M.M. Rosenbaum, Erinerungen, Band 2, a.a.O., S. 336. Ein von Rosenbaum an Shitlowski geschriebener Brief aus dem Jahre 1904, der mit „Lieber Bruder" anfängt, findet sich in: Briv fun Mendl Rozenboym zu Khaim Zhitlovski, in: Di goldene kayt (Tel Aviv), Nr. 18/1954, S. 218-219. Eine hebräische Übersetzung dieses Briefes ist abgedruckt in: M. M. Rozenboim, Igrot u-reshimot, a.a.O., S. 392-393 und in dem nicht paginierten Erinnerungsbuch: Menahem Mendel Rozenboim: le-yom ha-shanah, a.a.O., o.S. Nachdem Rosenbaum entkommen und nach Bern zurückgekehrt war, erzählte er Asef, daß er an Shitlowski geschrieben hatte als sei dieser sein Bruder, woraufhinhin Asef die Polizei informierte; s. D.B. Pawlow/S.I. Peregudowa (Hrsg.), Pis'ma Asefa, a.a.O., S. 54. Jacques Derrida, Politiques de l'amitié suivi de L'oreille de Heidegger, Paris 1994, S. 183-184.

erst, schreibt Tschernow, sah er zu dem zehn Jahre älteren Shitlowski auf. Während *„der Flitterwochen der Freundschaft"* - Tschernows erstem Jahr in Bern - sahen sie sich fast täglich. Aber es entwickelten sich nicht nur theoretische Unstimmigkeiten zwischen den beiden Männern.[66] Nachdem Tschernow und seine Frau dem „Bund der Russischen Sozialrevolutionäre" beigetreten waren, entstand ein Machtkampf. Rapoport betrachtete Tschernow als Egoisten und Opportunisten, der ihn als potentiell gefährlichen Rivalen loswerden wollte.[67] Tschernow seinerseits machte sich über die Behauptung Shitlowskis und Rapoports lustig, die sozialrevolutionären Gruppen in Rußland seien das Ergebnis der Berner Polemiken mit den Sozialdemokraten. In seinen Erinnerungen stellte Tschernow fest, es sei der Berner Organisation nicht einmal möglich gewesen, ihr *„Zeitschriftchen"* regelmäßig erscheinen zu lassen, und Rosenbaum sei der einzige dünne Faden gewesen, der sie mit Rußland verbunden hätte.[68] Obwohl Rosenbaum ein Freund und Jünger Shitlowskis und Rapoports war, knüpfte er ein herzliches Verhältnis zu dem etwa drei Jahre jüngeren Neuankömmling. Er schreibt über Tschernow: *„Von unserem ersten Treffen an kam es mir so vor, als wären wir alte Bekannte. Obwohl sich zwischen uns keine intime Freundschaft entwickelte, sind wir doch bald enge Genossen (‚khaveyrim') geworden."*[69]
Um Rosenbaums Fähigkeit zu verstehen, herzliche Beziehungen zu unterschiedlichsten Personen aufzunehmen, die oft nicht miteinander auskamen, muß man seinen ironischen Humor in Betracht ziehen. Auf diese Eigenschaft war er offensichtlich stolz und seine Erinnerungen enthalten zahlreiche Anekdoten, die dies demonstrieren. So traf er z.B. im Sommer 1900, als er nach Paris kam, um dort am „Internationalen Sozialistischen Kongreß" teilzunehmen, mit einem anderen Mitglied des „Bundes der Russischen Sozialrevolutionäre" zusammen, mit Shitlowskis altem Freund An-ski. Da Rosenbaum Geld verdienen mußte, heuerte An-ski ihn zusammen mit anderen russischen Studenten dazu an, den russischen Pavillion der Internationalen Weltausstellung abzubauen, die gerade in der französischen Hauptstadt stattgefunden hatte. Die Messestände, die Vitrinen und die Ausstellungsobjekte mußten gut verpackt werden, damit sie unterwegs nicht zerbrachen, und die mit dieser Arbeit beschäftigten jungen Sozialdemokraten und Sozialrevolutionäre nutzten die Gelegenheit, um verbotene Texte in das russische Reich zu schicken. Als Nachamkes (oder Nakhamkis, später bekannt als Jurij Steklow) seine Absicht erklärte, einen großen vergoldeten russischen Reichsadler in eine Ausgabe der sozialdemokratischen Zeitung „Iskra" („Der Funke") zu verpacken, legte Rosenbaum Protest dagegen ein, da es für einen Adler eine Beleidigung sei, in eine Zeitung eingepackt zu werden, die den Terror bekämpfte. *„Aber glücklicherweise hatte der Adler zwei Köpfe und da ich immer zu Kompromissen neigte, schlug ich einen Handel vor: Ich packte einen Kopf des von uns beiden gehaßten russischen Adlers in unseren ‚Russischen Arbeiter' und überließ den anderen Necham-*

66 Viktor Chernov, Yidishe tuer, a.a.O., S. 284; Wiktor Tschernow, Pered burej. Wospominanija, Moskau 1993, S. 103-104.
67 Sharl Rapoport, Dos lebn fun a revolutsyonern emigrant, a.a.O., S. 302; Charles Rappoport, Une vie révolutionnaire, a.a.O., S. 127ff., 230-231.
68 Wiktor Tschernow, Pered burej, a.a.O., S. 108-110, 130.
69 M.M. Rosenbaum, Erinerungen Band 2, a.a.O., S. 140.

kes."[70] Natürlich versteckt sich hinter dieser scherzhaften und koketten Haltung gegenüber dem Terror, der Zensur und einem sozialdemokratischen Opponenten eine gespielte Tapferkeit. Wenn Rosenbaum schreibt, daß die Jugend die Gefahr liebt, dann galt das zweifellos auch für ihn.[71]

Noch im Jahre 1900 nahm Rosenbaum eine alte Bekanntschaft mit zwei Männern wieder auf, die er vor seiner Festnahme kennengelernt hatte. Einer davon war Pjotr Karpowitsch, der spätere Attentäter des russischen Bildungsministers N.P. Bogolepow. *„Obwohl ich Karpowitsch nur einige Male getroffen hatte, waren wir recht enge Freunde geworden"*, schreibt Rosenbaum.[72] Er benutzt die gleiche Formulierung zur Beschreibung seines Verhältnisses zu Felix Wolchowskij, einem älteren Revolutionär, der den „Fonds der Freien Russischen Presse" in London mitbegründete: *„Trotz des großen Altersunterschieds waren wir recht enge Freunde geworden."*[73] Rosenbaum legte offenbar Wert darauf, freundschaftliche Beziehungen im revolutionären Milieu zu entwickeln. Er verhielt sich - dem Tenor seiner Berichte in den „Erinnerungen eines Sozialrevolutionärs" zufolge - wie ein Freund: Bei seinen Genossen konzentrierte er sich eher auf deren Stärken als auf ihre Schwächen. Der revolutionären Etikette folgend befragte er sie zu seinem späteren Bedauern nie über ihre privaten Lebensumstände: *„In der Zeit des aktiven Kampfes war unsere ganze Aufmerksamkeit auf die unmittelbare Aktivität konzentriert. Man war mit der täglichen Arbeit und den Plänen für die Zukunft beschäftigt. Es gab einfach keine Zeit, sich über die Vergangenheit oder die intimeren Seiten des Privatlebens zu unterhalten. Und nun, da uns der Tod den größten Teil unserer damaligen Freunde und engen Mitkämpfer genommen hat, und eine schmerzliche Sehnsucht dein Herz erfüllt, und du von dem Wunsch überwältigt wirst, mindestens ein lebendiges Bild von den teuren Menschen zu zeichnen, die für immer von uns gegangen sind, da bemerkst du eines Tages, daß du tatsächlich sehr, sehr wenig über ihr Leben weißt, und sich dir die tiefsten und intimsten Seiten ihrer Seelen nie in ihrem vollen lebendigen Glanz offenbart haben. Und du fühlst ein schreckliches Bedauern, daß du ihnen nicht näher gekommen bist, als du die Chance dazu hattest, und daß du nicht tiefer in die reichen Schätze in ihrem verborgenen Inneren geblickt hast."*[74]

Rosenbaums Stärke und gleichzeitige Schwäche war sein Taktgefühl. Es machte ihn

---

70 Ebd., S. 155-157; das Zitat findet sich auf S. 157. Rosenbaum irrt sich, wenn er ihn Nechamkes nennt. Zur Bedeutung des Symbols des Adlers im Jahre 1917 s. Orlando Figes/Boris Kolonitskii, Interpreting the Russian Revolution, a.a.O., S. 48-53.

71 M.M. Rosenbaum, Erinerungen Band 1, a.a.O., S. 130.

72 M.M. Rosenbaum, Erinerungen Band 2, a.a.O., S. 145.

73 Ebd., S. 182. Zu Wolchowskij, s. Wiktor Tschernow, Pered burej, a.a.O., S. 123; Donald Senese, S.M. Stepniak-Kravchinskii: The London Years, Newtonville, Mass. 1987; Olive Garnett, Tea and Anarchy! The Bloomsbury Diary of Olive Garnett, 1890-1893, ed. by Barry C. Johnson, London 1989; Olive Garnett, Olive & Stepniak. The Bloomsbury Diary of Olive Garnett 1893-1895, ed. by Barry C. Johnson, Birmingham 1993. Unter den Initialen F.V. leitete Wolchowskij folgenden Text ein: M. A. [sic] Rozenbaum, A Capture and an Escape, in: Free Russia. The Organ of the Friends of Russian Freedom, Nr. 11/1. November 1900 (11. Jg.), S. 90-92; Nr. 12/1. Dezember 1900 (11. Jg.), S. 100-102; Nr. 1/1. Januar 1901 (12. Jg.), S. 5-6; Nr. 2/1. Februar 1901 (12. Jg.), S. 22-23. Dieser Bericht wird zitiert und paraphrasiert in: G.H. Perris, Russia in Revolution, London 1905, S. 65-75. In seinen Erinnerungen bezeichnet Rosenbaum diesen Autor fälschlicherweise als H. Ferris; s. M.M. Rosenbaum, Erinerungen, Band 2, a.a.O., S. 187.

74 M.M. Rosenbaum, Erinerungen, Band 2, a.a.O., S. 182-183.

beliebt, führte jedoch zur Vermeidung von Auseinandersetzungen: Er stellte die Ideen seiner Freunde meist nicht in Frage, sondern erklärte und verbreitete sie lediglich. Man kann sich auch fragen, ob Shitlowski und Rapoport anpassungsfähige Anhänger gewünscht haben, und Rosenbaum sonst mit ihnen Probleme gehabt hätte, wenn er die Unabhängigkeit und das selbständige Denken eines Wiktor Tschernow gehabt hätte. Der Historiker Francis Randall betrachtet Tschernow im Anschluß an Thomas Masaryk als einen wenig originellen Geist, da er ihn in großer intellektueller Schuld gegenüber dem russischen Journalisten Nikolaj Michajlowskij sieht, der unter denjenigen, die nach einer Alternative zur zaristischen Autokratie Ausschau hielten, ein großes Prestige genoß. Trotzdem kann Tschernow im Kontext des „Bundes der Russischen Sozialrevolutionäre" als unabhängiger Geist betrachtet werden, da er die Autorität von Shitlowski and Rapaport herausforderte.[75]

Bald nach seiner Flucht aus Rußland im Jahre 1900 fand sich Rosenbaum inmitten einer Auseinandersetzung zwischen den drei Führern des „Bundes". Rapoport behauptete, daß Shitlowski und Tschernow seine wachsende Bindung an den Marxismus von Jules Guesde nicht akzeptierten und ihn über wichtige Treffen nicht informierten. Als sich am Ende des Jahres 1901 die „Sozialrevolutionäre Partei Rußlands" (SPR) formierte, waren viele ihrer Gründungsmitglieder gegen seine Aufnahme. Laut Tschernow war das im Versuch Rapoports begründet, die SPR zu dominieren. Rosenbaum sieht das weniger politisch: *„...einige der alten Revolutionäre mochten Rapoport persönlich nicht und weigerten sich, mit ihm zusammen in einer Organisation zu arbeiten."* Rosenbaum und die Shitlowskis hatten versucht, einen kollektiven Eintritt des „Bundes der Russischen Sozialrevolutionäre" in die SPR zu bewerkstelligen, gaben aber dem Widerstand endlich nach. *„Ich fühlte mich selbst besonders schuldig gegenüber Rapoport, weil er mein engster Freund und Rebbe war"*, so Rosenbaum. Verbittert durch diese Erfahrung, griff Rapoport Shitlowski öffentlich an. Damit war ihre Freundschaft eine Zeitlang beendet. Damals schon in Paris lebend, entfernte sich Rapoport immer mehr von den Sozialrevolutionären und näherte sich dem französischen Sozialismus an.[76]

Die Historikerin Lynn Hunt hat sich mit den gewalttätigen Konflikten beschäftigt, die sich im achtzehnten Jahrhundert in Frankreich im Anschluß an die Tötung des Königs entwickelten. Dieser Akt eines symbolischen Vatermordes führte unter seinen „Kindern" zu einer geschwisterlichen Rivalität, insbesondere zu einer Konkurrenz zwischen den „Brüdern", da Frauen nicht als den Männern gleichwertig angesehen wurden. Diese konfliktgeladene Realität, so Lynn Hunt, wurde jedoch durch das Familienidyll junger und heroischer Waffenbrüder überdeckt und verneint, die in ihrem Kampf gegen das Böse vereint sind. Solche Tendenzen lassen sich auch in der russi-

---

75 Francis Ballard Randall, The major prophets of Russian peasant socialism. A study in the social thought of N.K. Mikhailovskii and V.M. Chernov, Ph.D. dissertation, Columbia University, 1961, S. 9-10. Tomáš G. Masaryk, Rußland und Europa. Studien über die geistigen Strömungen in Rußland, 2 Bde., Jena 1913 (Nachdruck unter dem Titel „Russische Geistes- und Religionsgeschichte": Frankfurt am Main 1992), Bd. 2, S. 349-353 (Thomas Garrigue Masaryk, The Spirit of Russia; Studies in History, Literature and Philosophy, translated by Eden and Cedar Paul, London/New York 1919, Volume II, S. 372-377).

76 M.M. Rosenbaum, Erinerungen, Band 2, a.a.O., S. 233; Charles Rappoport, Une vie révolutionnaire, a.a.O., S. 230-239; Viktor Chernov, Yidishe tuer, a.a.O., S. 299-302, 308.

schen revolutionären Bewegung beobachten, sogar vor dem Sturz des Zaren, nachdem dessen selbstherrliche Autorität, Status und Macht zu verleihen, zurückgewiesen worden war. In Rosenbaums Erinnerungen spürt man eine Spannung zwischen seinem großen Bedürfnis nach Solidarität im Lager der Sozialrevolutionäre und der Erkenntnis, daß es dort Auseinandersetzungen zwischen Persönlichkeiten gibt. Er glaubt bzw. möchte glauben, daß Brüderlichkeit unter Sozialrevolutionären ein erreichbares Ziel ist. So verweist er wiederholt und nachdrücklich darauf, daß es möglich ist, einen Wettstreit mit den Führern der Sozialrevolutionäre zu vermeiden, indem er Beispiele seiner freundschaftlichen Beziehungen zu ihnen anführt.[77]
Nach der Formierung der SPR suchte Rosenbaum - in Gegensatz zu Rapoport - in deren Reihen menschliche Wärme oder sogar tiefe Zuneigung. Eine Anekdote über ein Treffen mit Michail Goz, einem der Gründer und Führer der SPR, ist entsprechend aussagekräftig. Als Goz ihn nach seiner Familie in Amerika fragte, war Rosenbaum gerührt und verstand, daß Goz die Sorgen, die die junge Generation, und die Revolutionäre insbesondere, ihren Eltern nolens volens bereiteten, ernst nahm: *„Früher hatte Goz auf mich den Eindruck eines trockenen Revolutionärs gemacht, der nichts von persönlichen Gefühlsregungen hält. Deswegen war ich angenehm überrascht, als er in unserem Gespräch eine wahre Wärme und Zärtlichkeit offenbarte. Ich habe nie ein volles Zutrauen zu jenen Genossen gehabt, die in ihrem Privatleben und in ihrer Beziehung zu den Mitmenschen eine gewisse Gefühlskälte gezeigt haben. In einem revolutionären Aktivisten wollte ich den lebendigen Quell der Liebe zum Menschen spüren, die ihn zum Kampf für gerechte soziale und politische Verhältnisse führt, um bessere und wertvollere Lebensbedingungen für jeden zu schaffen. Ich habe immer gedacht, daß es bei dem, der keine Liebe zum Einzelnen aufbringt, auch keine tiefe und wahre Liebe zur Gemeinschaft geben kann."*[78]
Gozens Worte wurden durch ein Geschenk untermauert, das ihre Beziehung festigte: Weil Rosenbaum bald nach Amerika aufbrechen mußte, um Gelder für die SPR zu sammeln, schenkte ihm Goz eine Reisedecke zur Erinnerung. Es war nicht nur ein Zeichen schützender Wärme, sondern auch eines von Gefühlswärme und mag für Rosenbaum fast eine Art Fetisch gewesen sein, wie ein Talisman, der ihm Geborgenheit versprach. *„Lange ist Gozens Plaid mit mir herumgewandert. Wo ist das Plaid nicht überall gewesen! Es war mit mir in Belgien, in Paris und in London und auf dem Schiff nach New York. Und wieder auf dem Schiff bei meiner Reise zurück nach Europa und in Lemberg und Bukarest. Es füllte halb meine Koffer aus, in denen ich Literatur transportierte, fuhr mit mir zu verschiedenen Städten Rußlands und überquerte das Schwarze Meer von Odessa nach Konstanza und zurück. Zusammen mit mir ist das Plaid danach in Odessa verhaftet worden und hat fast drei Jahre in der Peter-und-Paul-Festung und im Spital des Heiligen Nikolas, des Wundertäters, gelegen. Nach der Amnestie Ende 1905 ging Gozens Plaid zusammen mit mir in die freie Welt, hat meine Geburtsstadt Plestscheniz besucht und wieder Europa durchquert und ist mit mir in die Schweiz, nach Italien und nach Paris gefahren, um schließlich in Amerika aufzutauchen, wo es mit mir zu verschiedenen Orten zog. Es ist noch nicht lange her,*

77 Lynn Hunt, The Family Romance of the French Revolution, Berkeley/Los Angeles 1992, S. 68-70, 87-88.
78 M.M. Rosenbaum, Erinerungen, Band 2, a.a.O., S. 241-242.

viele Jahre nach dem Tod seines ehemaligen Besitzers, daß das Plaid, von Motten zerfressen, in Stücke fiel."[79]
Man kann aus seinen Erinnerungen ersehen, daß sich Rosenbaum besonders intensiv von etwas älteren männlichen Revolutionären mit jüdischem Hintergrund angezogen fühlte: Rapoport und Shitlowski wurden beide im Jahr 1865 geboren, Goz 1866. Es waren aber nicht nur starke Gefühle, sondern auch die Arbeit, die Rosenbaum mit der Partei verbanden. Als Berufsrevolutionär schmuggelte er Propagandamaterial der SPR nach Rußland. Das war eine besonders wichtige Tätigkeit, weil das Parteiorgan im Ausland erschien. *„Unser"* Mendel Rosenbaum, nannte ihn Tschernow herzlich.[80] Zusammen mit Stepan Sljotow (oder Sletow), Tschernows Schwager, steigerte er in Bukarest die Menge der über die Grenze gebrachten Druckerzeugnisse. Abgeschnitten von Rußland und Bern, fühlte er sich jedoch in Lemberg in den Jahren 1901 und 1902 einsam: *„Ja, ich hatte in Lemberg ziemlich viele Bekannte und sogar gute Freunde, aber unter ihnen ist kein wirklich enger Freund gewesen."* So suchte er Iwan Kaljajew, einen Studenten der Universität, auf, von dem er wußte, daß er vormals in der russischen revolutionären Bewegung aktiv gewesen war. In einer Unterhaltung, die schnell einen *„herzlichen, fast intimen Charakter"* annahm, offenbarte ihm Kaljajew sein Schwanken zwischen Marxismus und der Sehnsucht nach einem Märtyrertum. *„Wir sahen uns recht oft und wurden enge Freunde"*, schreibt Rosenbaum weiter.[81] Später trat Kaljajew dem terroristischen Flügel der SPR, der „Kampforganisation", bei und wurde als Attentäter auf den Generalgouverneur Moskaus, den Großfürst Sergej, gehängt. Sein sogenanntes Märtyrertum zu finden, hatte ihm Rosenbaum geholfen. Er hatte ihm ein Empfehlungsschreiben an Shitlowski gegeben, der ihn an Goz, den Verbindungsmann zur „Kampforganisation", verwies. Rosenbaums beträchtliche Fähigkeit, Freunde zu finden, machte ihn zu einem gefährlichen Rekruteur.
Wenn Rosenbaum nur wenig Kontakt zum Terrorismus der SPR hatte, lag das vielleicht daran, daß er selten um Mithilfe gebeten wurde. Es gibt aber auch in seinen Erinnerungen kein Beispiel, wo er sich einem solchem Ersuchen widersetzt. Nicht nur sein Pflichtgefühl und die Verbundenheit mit der Sache, sondern auch sein starkes Verlangen, in eine Gruppe einbezogen zu werden, hätten das wohl unmöglich gemacht. Als eine Frau, die er nur unter dem Namen Tanja kannte, ihn bat, zwei Waffen und einige Patronen zu überbringen, war er sehr im Zweifel, weil er fürchtete, in die Verschwörung der „Kampforganisation" zur Ermordung des Gouverneurs von Ufa, N.M. Bogdanowitsch, verwickelt zu werden: *„Es ist ein großer Unterschied, eine Broschüre zu verbreiten, die die Notwendigkeit des Terrors unter gewissen politischen Umständen nachweist und Genossen Revolver zu übergeben, und sie anzuweisen, eine bestimmte Person zu töten."* Er versuchte trotzdem, die Waffen zu überbringen und wurde dabei fast verhaftet. Nur kurz vorher wurde er gewarnt, daß die Empfänger festgenommen worden waren und Gendarmen in ihrer Wohnung auf mögliche Besucher warteten.[82]

---

79 Ebd., S. 242-243.
80 Viktor Chernov, Yidishe tuer, a.a.O., S. 305. Einige von Rosenbaums Schmuggelmethoden finden, auch wenn er namentlich nicht genannt wird, Erwähnung in: E. Breschkowskaja, Wospominanija i dumy, in: Sozialist-Rewoljuzioner (Paris), No. 4 (1912), S. 105.
81 M.M. Rosenbaum, Erinerungen, Band 2, a.a.O., 219-222. S. Sletow, Is sapissok Neprikajannago, in: Pamjati Stepana Nikolaewitscha Sletowa, Paris 1916, S. 36, 42, 44, 51.
82 Ebd., S. 264-266.

Nicht immer gelang es Rosenbaum, den Fallen auszuweichen. 1898 redete ihn ein Offizier an der österreichisch-russischen Grenze als Herr Rosenbaum an, obwohl in seinem Paß der Familienname Haykin stand. Eine intensive Durchsuchung förderte illegales Propagandamaterial zutage, und er wurde verhaftet. 1903 erhielten die Gendarmen des Hafens von Odessa ein Telegramm mit dem Befehl, den Inhaber des auf John Hobson ausgestellten Passes festzunehmen. *„Woher das Telegramm gekommen ist und wer den Namen in meinem Paß bekannt machen konnte, weiß ich nicht"*, bemerkt er lakonisch. Seine Erinnerungen enthalten keine Spekulationen darüber, obwohl sie geschrieben wurden, nachdem Asef, ein Schlüsselagent der russischen Regierung im „Bund der Russischen Sozialrevolutionäre" und später in der SPR, entlarvt worden war. Nur das Motiv des Judaskusses - Rosenbaum erwähnt einen ihm von Asef auf die rechte Wange gegebenen Kuß - spielt darauf an, wer für den Verrat verantwortlich gewesen sein könnte.[83] Rosenbaum widmet Asef und anderen Spionen bemerkenswert wenig Raum. Da Shitlowski und Rapoport und später Tschernow, Goz und Gerschuni dem Agenten Asef viele Geheimnisse anvertraut und verantwortungsvolle Positionen übertragen hatten, liefe die Erwähnung von Informanten und Provokateuren für Rosenbaum vielleicht auf eine Kritik der sozialrevolutionären Führer hinaus, die er jedoch vermeiden wollte. (Andere Sozialrevolutionäre legen nahe, daß es Rapoport war, der Asef als erster dem „Bund der Russischen Sozialrevolutionäre" empfahl, und daß Shitlowski ihn in die Gruppe einführte; Shitlowski und seine Frau brachten ihn in Kontakt mit Revolutionären in Rußland). Rosenbaum könnte sich auch wegen seiner Blauäugigkeit schuldig gefühlt haben, da auch er laut dem Sozialrevolutionär Argunow Asef seit den 1890er Jahren gekannt hatte und ihm den Namen und die Adresse mindestens eines Revolutionärs in Rußland gegeben hatte, den Asef der Polizei verriet.[84]

Spionage ist eins der wichtigsten Motive der psychischen Erkrankung, die ungefähr fünf Monate nach Rosenbaums Verhaftung im Odessaer Hafen auftrat. Zuerst - wieder in Einzelhaft in der Petersburger Peter-und-Paul Festung - hatte er Alpträume von Spionen; als er dann wegen der Verschlechterung seines Zustandes ins Spital des Heiligen Nikolas des Wundertäters eingeliefert wurde, begann er, in Alpträumen Spitzel und Verräter zu sehen. In einer anderen Wahnvorstellung zeigten sich zwei Spione mit den Gesichtszügen Shitlowskis und Tschernows.[85] Man kann vermuten, daß Kameradschaft im allgemeinen und vor allem die Freundschaft von so zentraler Bedeutung für Rosenbaum waren, daß die Vorstellung von Betrug und Verrat und die Angst davor

83 Ebd., S. 269; Rosenbaum, Erinerungen, Band 1, a.a.O., S. 12-21.

84 Da Asef der Polizei im Jahre 1897 Rosenbaum, seine Schmuggelmethoden und seinen falschen Ausweis beschrieb, ist anzunehmen, daß er für Rosenbaums Verhaftung im folgenden Jahr verantwortlich sein könnte. Im Mai 1902 teilte er seinem Vorgesetzten bei der Polizei mit, daß es wichtig sei Rosenbaum festzunehmen, der offensichtlich mit Erfolg ein Transportsystem für die Sozialrevolutionäre etabliert hatte. S. D.B. Pawlow/S.I. Peregudowa (Hrsg.), Pis'ma Asefa, a.a.O., S. 31ff., 44-48, 80-81. Es ist möglich, daß sich noch mehr Berichte über Rosenbaum von Asef und anderen Polizeispitzeln in russischen Archiven befinden. Zu Asef und dem „Bund der russischen Sozialrevolutionäre" s. A.A. Argunow, Asef - sozialist-rewoljuzioner, in: P.E. Schtschegolew (Hrsg.), Prowokator, Leningrad 1991, S. 16ff.; Sharl Rapoport, Dos lebn fun a revolutsyonern emigrant, a.a.O., S. 302; Charles Rappaport, The Life of a Revolutionary, a.a.O., S. 228; Victor Chernov, Khaim Zhitlovski, a.a.O., S. 109; Viktor Chernov, Yidishe tuer, a.a.O., S. 295; Manfred Hildermeier, Die Sozialrevolutionäre Partei, a.a.O., S. 361.

85 M.M. Rosenbaum, Erinerungen, Band 2, a.a.O., S. 284-285, 319-321.

unterdrückt werden mußten und nur bei psychischer Krankheit und mangelnder Selbstkontrolle zum Ausdruck kommen konnten. War es eher Takt oder Verdrängung, die sein Schweigen zu den beunruhigenden Aspekten der sozialrevolutionären Bewegung motivierten? Wahrscheinlich ist es das beste, den Begriff Selbstzensur zu verwenden, da dieser Begriff beide Möglichkeiten einschließt.[86]

Die ungefähr siebzig Seiten umfassende Beschreibung von Rosenbaums geistiger Verwirrung, die etwa zwei Jahre anhielt, ist eine der außergewöhnlichsten Passagen seiner Erinnerungen und ein einzigartiger Beitrag zur jiddischen Literatur überhaupt. Sie enthält lange Zitate aus Notizen, die er sich während seiner Krankheit gemacht hatte. Aber da er sie hinsichtlich Zeit- und Ortsangaben teilweise als unverständlich und unzuverlässig empfand, verläßt sich Rosenbaum auch auf sein Gedächtnis, wobei er eingesteht, daß er vieles vergessen habe. Wenn man sich mit der widerspruchsvollen Komplexität und den verschiedenen Aspekten von Widerstand beschäftigt, dann ist diese Beschreibung eine wertvolle Fundgrube. Sie kann als eine Art Gegentext gelesen werden, der im scharfen Gegensatz zu den Erinnerungen steht, in deren Kontext er eingebettet ist. An Stelle einer flüssigen und oft witzigen Chronologie seiner Unternehmungen mit Freunden und Bekannten stößt man hier auf einen verworrenen und oft verwirrenden Monolog, der sich aus Theorien, Phantasien und Wahrnehmungen zusammensetzt, die im allgemeinen in keiner Beziehung zu den ihn umgebenden Personen und Orten stehen. Die Zeit schien sich in Raum zu verwandeln, schreibt er; Ereignisse wurden nicht in zeitlicher Reihenfolge, sondern nach Nähe und Ferne, nach Klarheit und Verschwommenheit, nach Farbe und Blässe geordnet. Er bittet Gott um Hilfe, nur um im nächsten Satz festzustellen, daß er sich Gott nicht so zuwenden kann, als sei dieser ein reales Wesen. Er fühlt sich dem von Gerschuni gegebenen Vorbild an Stärke unterlegen: *„Und ich war nie bereit, mein eigenes Leben aufzugeben! Welch eine niedrige Kreatur, welch ein schrecklicher Egoist!"*[87] Während die „Erinnerungen eines Sozialrevolutionärs" im allgemeinen einen Aktivisten mit Selbstvertrauen, gar gespielter Tapferkeit, schildern, zeigen sie an dieser Stelle einen Menschen, der seine Angst, sein Selbstmitleid, seine Selbstzweifel und seine Schuldgefühle nicht zu beherrschen vermag. Zudem übertritt er andere Normen des radikalen Milieus. In Rosenbaums Wilnaer Jugend wurde eine Heirat fast als Verrat am Sozialismus angesehen, weil ein Ehemann, der eine Familie ernähren muß, als jemand galt, der die Bewegung früher oder später verlassen wird. Das kann ein Grund sein, warum in seinen Erinnerungen sich nur wenig über seine Beziehungen zu Frauen findet. In diesem Teil schreibt er einige Phantasien über eine Larissa Petrowna (oder Lara) nieder, ohne jedoch zu erklären, wer sie war und wie er sie kennen gelernt hatte. Historiker müssen dem Polizeispion Asef dankbar sein, der berichtet hat, daß Larissa Borissowa im Jahre 1901 Rosenbaums Verlobte war.[88]

---

86 Aileen Kelly, Self-Censorship and the Russian Intelligentsia, 1905-1914, in: Slavic Review, 2/Summer 1987 (46. Jg.), S. 196.

87 M.M. Rosenbaum, Erinerungen, Band 2, a.a.O., S. 280-352; s. besonders S. 329, 334, 336, 341; das Zitat findet sich auf S. 343.

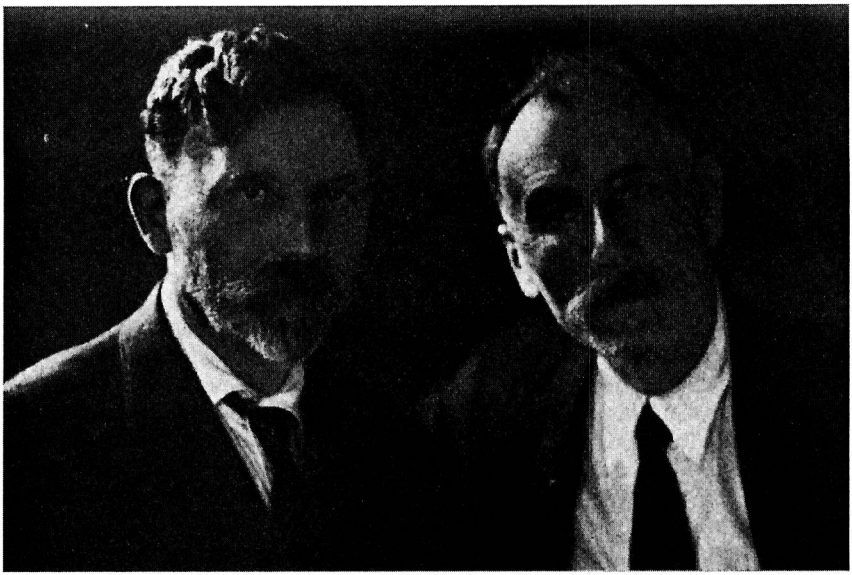
88 Lara wird unter ihrem Vornamen im Index aufgeführt: Ebd., S. 369. Über Heirat s. Rosenbaum, Erinerungen, Band 1, a.a.O., S. 129. D.B. Pawlow/S.I. Peregudowa (Hrsg.), Pis'ma Asefa, a.a.O., S. 62, 245. Zu einer Liebeserklärung als Verrat an der Revolution s. Sholom Levin, Untererdishe kemfer, a.a.O., S. 149. Zum Kontext solcher Anschauungen s. Eliot Borenstein, Men

In diesem Aufsatz wurde Rosenbaums Loyalität hervorgehoben. Vor allem aber schützt er in seinen Erinnerungen sich selbst. Nur seine Illusionen und Träume deuten auf starke Selbstkritik hin. Während seiner psychischen Erkrankung phantasierte er z.B., daß die Ideen von Darwin, Aristoteles und anderen Denkern in sein Gehirn geflossen seien und daß er für dieses Experiment ausgewählt worden sei, weil er keine eigenen Ideen habe.[89] Kann man das nicht als eine versteckte und verschlüsselte Beschreibung seiner Freundschaft mit Rapoport und Shitlowski lesen?
Seine Krankheit deutet auch darauf hin, daß ihn jener Terror plagte, den er jahrelang selbst gepredigt hatte. Er bildet sich ein Gespräch ein, in dem ihm mitgeteilt wird, daß Robespierre und Marat in Wirklichkeit keine Leute umgebracht haben, da abgeschlagene Köpfe wieder nachwachsen. Das Phantasiegebilde unterstützt die Autorität von führenden Revolutionären und Helden, an der er jetzt ersichtlich zweifelt. *„Wie konnte ich mich auf den Gedanken einlassen, daß bedeutende Personen wie ein Alexander von Makedonien und ein Napoleon, daß alle diese großen Herrscher, unter denen sich Philosophen und Denker befanden, wilde Kreaturen waren, die einfach nur Menschen abschlachteten?"* Er stellt sich vor, daß die im terroristischen Kampf Getöteten wieder zum Leben erwachen und an der Revolution teilnehmen: *„Und selbst Alexander II. schloß sich uns sofort an und kämpft an unserer Seite."*[90]
In einem Traum glaubt er, der ganze terroristische Kampf sei *„umsonst"*, da das Böse in der Welt bleibe. Als er versucht, das Böse aus den Seelen Iwans des Schrecklichen und anderer Repräsentanten des zaristischen Absolutismus zu entfernen, geht damit lediglich das bißchen Gute in ihnen verloren. Nur die reine Seele der *„Großmutter"* Breschko-Breschkowskaja kann das Böse in das Schönste und das Edelste umwandeln.[91] Bedeutet dies, daß Rosenbaum an der Reinheit der Motive seiner revolutionären Aktivitäten zweifelte? Über solche symbolischen Bedeutungen gibt es in den Erinnerungen keine Spekulationen. Wenn Wahnsinn oft als Zeichen des Zusammenbruchs einer revolutionären Weltanschauung fungierte,[92] dann blieb dieses Zeichen bei Rosenbaum unentziffert, um seine Vorstellung eines sozialrevolutionären Familienidylls vielleicht nicht aufgeben zu müssen.
Man fragt sich, ob sich Rosenbaum von starken und älteren Männern angezogen fühlte, um gegen Selbstzweifel anzukämpfen. Er konnte in der Identifikation mit ihnen seine Aggressivität gegenüber äußeren Feinden der Gruppe abreagieren, ohne sich selbst als aggressiv erleben zu müssen. Zudem vermittelten sie ihm eine theoretische Rechtfertigung des Terrors und erlaubten ihm so, mit gutem Gewissen den Mord zu befürworten. Wenn er unbewußt moralische Einwände gegen sein Weltbild erhob, verdeckte er jede Einsicht, die von seinen Träumen und Phantasien hätte ausgelöst werden können, mit den Etiketten *„Verfolgungswahn und Minderwertigkeitskomplex"* oder *„Größenwahn"*.[93]
Auch im Alter von 35 Jahren konnte Rosenbaum die Rolle eines Anhängers nicht auf-

---

without Women. Masculinity and Revolution in Russian Fiction, 1917-1929, Durham/London 2000, S. 2-32.

89 M.M. Rosenbaum, Erinerungen, Band 2, a.a.O., S. 324-328.
90 Ebd., S. 342-343.
91 M.M. Rosenbaum, Erinerungen, Band 1, a.a.O., S. 4-6.
92 Marina Mogil'ner, Mifologija „podpol'nogo tscheloweka", a.a.O., S. 73-74.
93 M.M. Rosenbaum, Erinerungen, Band 2, a.a.O., S. 346, 340.



Menachem-Mendel Rosenbaum (rechts) und Chaim Shitlowski

geben. Nachdem er bei der Amnestie von 1905 frei gekommen war, besuchte er in Begleitung seines Bruders Salman Bern; Goz und auch Rapoport traf er in Frankreich. Shitlowski, getrennt von seiner Frau Wera, war bereits im Herbst 1904 mit Breschko-Breschkowskaja nach New York gereist, um Geld für die SPR zu sammeln. Er blieb dort, um Vorträge zu halten.[94] Rosenbaum schreibt über die Zeit im Präsens: *„Ende April 1906 komme ich nach New York, wo ich meinen alten Genossen und Freund Chaim Shitlowski finde."* Im jiddischen Original ist Shitlowski das letzte Wort seiner Erinnerungen: *„... sof april 1906 kum ikh in Nyu-York, vu ikh gefin shoyn mayn altn khaver und fraynt, Khaim Zhitlovskin."*[95]

Es gibt auch einen visuellen Beweis für Rosenbaums Anhänglichkeit an Shitlowski. Bei dem Foto Rosenbaums gegenüber der Titelseite des ersten Bandes seiner Erinnerungen handelt es sich tatsächlich um eine Hälfte eines undatierten Doppelporträts von Rosenbaum und Shitlowski, das nach Rosenbaums Tod in dem von seinem Kibbuz herausgegebenen Erinnerungsband an ihn veröffentlicht wurde. Dies erklärt, warum Rosenbaum - obwohl er nach vorne, in Richtung Kamera schaut - seinen Kopf nach einer Seite neigt: Das Doppelporträt verrät, daß er seinen Arm hinter seinen Freund hält, an den er sich leicht anlehnt. Shitlowski jedoch hält seinen Kopf aufrecht und zeigt somit keine enge Zuwendung gegenüber Rosenbaum, so daß ein Kontrast zwi-

94 Viktor Chernov, Yidishe tuer, a.a.O., S. 304-307.
95 M.M. Rosenbaum, Erinerungen, Band 2, a.a.O., S. 358.

schen dem, der anbetet, und dem, der angebetet wird, deutlich wird, der auf den Charakter der Verbindung zwischen den beiden Männern hindeutet. Klaus Lankheit hat die Gesten und Positionierungen von Freunden auf Gemälden, Skizzen und ähnlichem analysiert und es wäre interessant, eine solche formale und sozialhistorische Analyse auf Fotos russischer Revolutionäre auszudehnen. Aber dies spielt sich, wie man im Russischen sagt, in einer anderen Oper ab, da dieser Text sich auf schriftliche Quellen zur revolutionären Vorstellung von Freundschaft konzentriert.[96]

Die historische Semantik

„Erinnerungen eines Sozialrevolutionärs" kann als Versuch gelesen werden, Shitlowski einen wichtigen Platz in der revolutionären Geschichte Rußlands zu sichern, ohne dabei andere Führer wie Rapoport und Tschernow zurückzustellen, zu denen Rosenbaum auch lang andauernde Verbindungen hatte. Die Redewendung *„khaver und fraynt"* (*„Genosse und Freund"*), mit der Rosenbaum Shitlowski beschreibt, enthält offensichtlich einen überflüssigen Begriff bzw. eine Verdoppelung: Sowohl *„khaver"* als auch *„fraynd"* werden in Nachum Stutschkows Thesaurus „Der oytser fun der yidisher shprakh" unter dem Eintrag 552 über *„frayndshaft"* (*„Freundschaft"*) geführt. Das jiddische Wort hebräischen Ursprungs *„khaver"* bezeichnet sowohl einen persönlichen Freund als auch das Mitglied des selben Vereins, der selben Vereinigung oder der selben Partei. *„Khaver"* wird in Stutschkows Thesaurus auch unter dem Eintrag 448 über *„partey, organizatsye"* (*„Partei, Organisation"*) geführt. In der deutschen Sozialdemokratie wurde das Wort *„Freund"* oft als Metapher für einen Gesinnungsfreund oder einen Parteigenossen gebraucht und das jiddische Wort *„fraynt"* oder *„fraynd"* wurde von Radikalen manchmal in einem ähnlichen Sinn gebraucht, wie z.B. in dem Zeitungstitel „Der Arbeter Fraynd" („Der Arbeiterfreund").[97] Im radikalen jüdischen Milieu war *„khaver und fraynt"* (*„Genosse und Freund"*) ein feststehender Begriff und ein Gemeinplatz. Er konnte dabei eine praktisch inhaltslose, hohle Floskel sein, oder - am anderen Ende des Bedeutungsspektrums - mit großen Gefühlen beladen sein. Die oben zitierten Worte in der letzten Zeile von Rosenbaums Erinnerungen, deren Buchfassung von Shitlowski herausgegeben und mit einem Vorwort versehen wurde, drücken seine Dankbarkeit gegenüber dem Lehrer aus. Sie deuten wohl auch auf Rosenbaums Treue hin, trotz der durch seinen Gefängnisaufenthalt verursachten jahrelangen Trennung.

Allerdings sind seine Erinnerungen nicht die letzte diesbezügliche Äußerung und es lohnt sich, einen Blick auf seine Kritik an Shitlowskis zunehmend positiver Haltung zur Sowjetunion und zu jüdischen amerikanischen Kommunisten zu werfen. In einer

96 Das Foto ist am Anfang der unpaginierten Broschüre zu seinem Gedächtnis abgedruckt: Menahem Mendel Rozenboim: le-yom ha-shanah, a.a.O. Klaus Lankheit, Das Freundschaftsbild der Romantik, Heidelberg 1952.

97 Zur Bedeutung von *„khaver"* s. Yitskhok Niborski/Simon Neuberg (Noyberg), Verterbukh fun loshn-koydesh-shtamike verter in yidish, a.a.O., S. 86. Nakhum Stuchkov (Stutchkoff), Der oytser fun der yidisher shprakh, hrsg. von Maks Vaynraykh (Max Weinreich), New York 1950, S. 454, 622. Zum deutschen *„Freund"* s. Herbert Bartholmes, Bruder, Bürger, Freund, Genosse und andere Wörter der sozialistischen Terminologie. Wortgeschichtliche Beiträge, Wuppertal-Barmen 1970, S. 127-151. Zum Gebrauch von *„khaver un fraynt"* s. z.B. Khaim Zhitlovski, Zikhroynes, Bd. 1, a.a.O., S. 237.

Reihe von Artikeln, die nach Abschluß des Hitler-Stalin-Paktes vom August 1939 in der Zeitung „Der idisher kemfer" der Organisation „Po'alei Zion" veröffentlicht wurden, stritten sich Rosenbaum und Shitlowski über Fragen wie die, ob Stalin gewisse Forderungen der Sozialrevolutionäre übernommen und in die Praxis umgesetzt hatte. Der scharfe Ton dieser Polemik zeigt, wie enttäuscht die beiden Männer zu dieser Zeit voneinander waren.[98]

Nach Rosenbaums Tod gab es Unstimmigkeiten darüber, inwieweit er im Schatten seiner Freunde gestanden hatte. Shitlowskis persönlicher Sekretär in den frühen zwanziger Jahren schrieb, daß Rosenbaum seine Persönlichkeit zugunsten Shitlowskis so ausblendete, daß Betrachter den Eindruck haben mußten, er sonne sich in dessen Ausstrahlung, weil er über keine eigene verfüge. *„Er verlor seinen Sinn für Humor und seinen Sinn für Proportionen, wenn es um Shitlowski ging."* Aber Mendl Osherowitsch verteidigt Rosenbaum in seinem Nachruf, indem er darauf hinweist, daß er nicht den Eindruck vermitteln möchte, Rosenbaum sei nur der gute Schüler des einen oder anderen Lehrers gewesen, gleich ob es sich dabei um die *„Großmutter"* (Jekaterina Breschko-Brechkowskaja), um Rapoport, Shitlowski, Gerschuni oder andere Gründer der Sozialrevolutionäre handelte. Osherowitsch schreibt weiter: *„Er war keiner dieser blinden Schüler, die ihrem Rebbe mit glänzenden Augen folgen und nie irgendeine Frage stellen."* Zum Beweis verweist Osherowitsch darauf, daß sich Rosenbaum, als zwei seiner Lehrer die Sowjetunion zu verteidigen begannen (*„die bolschewistische Diktatur umschmeichelten"*), von diesen distanzierte; gemeint sind zweifellos Shitlowski und Rapoport.[99]

Vielleicht hat sich Rosenbaum jedoch nie emotional von seinen Freunden distanziert, auch dann nicht, wenn er mit ihnen nicht übereinstimmte. Dies wird in Chonen Rapoports Erinnerungen angedeutet. *„Trotz unserer politischen und sozialen Differenzen blieben wir enge Freunde"*, schreibt Rapoport. *„Er litt sehr unter meiner Anhänglich-*

---

98 Khaim Zhitlovskis Artikel „Etlekhe tezisn vegn sovetn-land", in: Fraye arbeter shtime (New York), Nr. 41 (Nr. 1967)/13. Oktober 1939 (40. Jg.), S. 13 forderte M.M. Rozenbaum zu folgenden Antworten heraus: M.M. Rozenbaum, Vi zol ikh es derklern? (a briv tsu mayn rebe'n, khaver un fraynd, Dr. Khaim Zhitlovski'n), in: Der idisher kemfer (New York), Nr. 320/10. November 1939 (18. Jg.), S. 13-15 und: M.M. Rozenbaum, Anti-tezisn (Tsu Dr. Khaim Zhitlovski's „Tezisn vegn sovetn-land" („Fraye arbeter shtime", fun 13tn oktober, 1939), in: Der idisher kemfer (New York), Nr. 322/24. November 1939 (18. Jg.), S. 7-9, 12. Shitlowski antwortete mit einem dreiteiligen Artikel: Khaim Zhitlovski, An entfer M.M. Rozenbaum'en, in: Der idisher kemfer (New York), No. 330/19. Januar 1940 (19. Jg.), S. 12-14; Der idisher kemfer (New York), No. 331/26. Januar 1940 (19. Jg.), S. 14-15; Der idisher kemfer, No. 332/2. Februar 1940 (19. Jg.), S. 8-9. Die Herausgeber der Zeitung, in der diese Auseinandersetzung erschien, distanzierten sich selbst von Shitlowskis Ansichten; s. Rand-bamerkungen fun der redaktsiye, in: Der idisher kemfer (New York), No. 332/2. Februar 1940 (19. Jg.), S. 9-10, 17; so auch Rosenbaum: M.M. Rosenbaum, Etlakhe heores tsu Dr. Kh. Zhitlovski's entfer, in: Der idisher kemfer (New York), No. 340/29. März 1940 (19. Jg.), S. 13-14. Eine kurze Erörterung dieser Auseinandersetzung findet sich in: Shloyme Bikel, Menakhem Mendl Rosenboym - Sotsyalist-revolutsyoner. Tsu di shloyshim, in: Der tog (New York), 24. Mai 1954, S. 6.

99 Zu den Ansichten von Shitlowskis personlichem Sekretär in den frühen 1920er Jahren s. Y. Rapoport, Derinerungen vegn a finf-un-finftsik-yorikn yungn dikhter, a.a.O., S. 80 und Joshua Rapoport, Fayerlekh in nepl, a.a.O., 346-347. M. Osherovich, Mendl Rozenbaum, in: Der forverts, 2. Mai 1954, Teil 1, S. 2. Zu Shitlowskis Hinwendung zu Kommunismus s. Melech Epstein, Profiles of Eleven, Detroit 1965, 319-322; Viktor Chernov, Yidishe tuer, a.a.O., S. 310-311. Zu Rapoports Beziehung zur Sowjetunion und zur Kommunistischen Partei Frankreichs s. Marc Lagana, Charles Rappoport, un marxiste internationaliste, in: Charles Rappoport, Une vie révolutionnaire, a.a.O., S. 6-9; Viktor Chernov, Yidishe tuer, S. 310.

keit an den Bolschewismus und war glücklich, als ich die stalinistische Bande verließ. Er war einer der ersten, der mir gratulierte und sich viel Zeit nahm, mir in meinem neuen Leben zu helfen."[100]

Ähnliche Hinweise finden sich in einem Artikel von Shloyme Bikel über Rosenbaums Beziehungen zu dem prosowjetischen Shitlowski während des Zweiten Weltkrieges. Bikel zufolge konnte Rosenbaum nicht verstehen, warum Shitlowski, *„sein alter Freund (khaver) und früherer Lehrer"*, nicht die unzertrennliche Einheit zwischen Palästina (Ertsisroel), seinen Siedlungspionieren, Demokratie und Sozialismus sah. Rosenbaum, so Bikel, glaubte Shitlowski in einer zeitweiligen Verwirrung und verlor erst nach Shitlowskis Begräbnis seine Hoffnung. Viele von Bikels Lesern wußten wahrscheinlich, daß Shitlowski auf dem Friedhof einer kommunistischen Genossenschaft, des „Internationalen Arbeiterordens", lag, obwohl er erklärt hatte, daß er auf dem Friedhof der „Gerschuni-Gruppe", einer Abteilung des rivalisierenden „Arbeiterzirkels" (in Jiddisch: „Arbeter Ring"), begraben werden wolle, neben vielen seiner sozialrevolutionären Kameraden. Bikel fährt fort: *„Ich traf ihn [Rosenbaum] an einem regnerischen Mittwoch, den zwölften Mai 1943, am Eingang des Manhattan Center. Er erzählte mir voller Bitterkeit, daß die Auseinandersetzung (‚vikuekh') mit Shitlowski vorbei sei. ‚Ich fühle mich, als sei mir mein Bruder entrissen worden, und er kann nicht auf einem jüdischen Friedhof begraben werden'.*"[101]

Das jiddische Wort „bruder" ist, wie „khaver" und „fraynt", sowohl im Bereich des Persönlichen als auch des Politischen angesiedelt - falls diese beiden Sphären überhaupt getrennt werden können. In Bezug auf Rußland halten Orlando Figes/Boris Kolonitskii fest: *„Auf die Gesellschaft übertragene familiäre Metaphern... waren ein gängiges Merkmal der politischen Rhetorik des neunzehnten Jahrhunderts."* Uriel Weinreich übersetzt das englische Wort „comradeship" ins Jiddische sowohl als „brudershaft" wie auch als „khavershaft"; auch das englische Wort „friendship" übersetzt er mit den beiden gleichen Worten.[102] Tatsächlich gibt es ein hohes Maß an Überschneidung im Gebrauch dieser Wörter. In manchem politischen Kontext kann das jiddische Wort „bruder", ähnlich wie das deutsche Wort „Bruder", einfach ein Synonym für „khaver" sein. Und es ist auch eine traditionelle Metapher für das Wort „fraynt", wie in Psalm 35, 14;[103] „bruder, bruderl" etc. sind in Nachum Stutschkows jiddischem Thesaurus unter dem Eintrag 552 über „frayndshaft" („Freundschaft") geführt. Wie ist dieser scheinbar verwirrende Sprachgebrauch zu erklären? Zuerst und vor allem scheint das Bild des Bruders die Beziehungen naturalisieren zu wollen. Es versucht, sie von dem Geruch des Willkürlichen und Zufälligen zu befreien und sie in dauerhafte pseudo-biologische Tatsachen zu transformieren. Natürlich ist diese Brüderlichkeit ein Konstrukt, eine Fiktion und Teil einer politischen Strategie, um eine

---

100 Charles Rappoport, Une vie révolutionnaire, a.a.O., S. 127.

101 Shlomo Bikel, Menakhem Mendl Rosenboym, a.a.O., S. 6. Zu Shitlowskis Begräbnis s. Viktor Chernov, Yidishe tuer, a.a.O., S. 312.

102 Orlando Figes/Boris Kolonitskii, Interpreting the Russian Revolution, a.a.O., 135; s. auch S. 109-111, 143-144. Uriel Weinreich, Modern English-Yiddish/Yiddish-English Dictionary, New York 1968, S. 61.

103 *„Als wäre es ein Freund oder ein Bruder,/ so ging ich betrübt umher, wie man Leid trägt um die Mutter,/ trauernd und tief gebeugt."* Psalm 35, 14; Neue Jerusalemer Bibel. Einheitsübersetzung. Mit dem Kommentar der Jerusalemer Bibel, Frankfurt am Main/Wien 1990, S. 788.

Gruppe zu stärken und zu konsolidieren. In revolutionären Organisationen waren, wie die Historikerin Nurit Schleifman herausgearbeitet hat, *„Zusammenhalt und Familiensinn auch eine unabdingbare Notwendigkeit für das Überleben"*.[104]
Die Sprache der Brüderlichkeit impliziert auch Gleichheit, aber in diesem Kontext erscheint es ziemlich unwahrscheinlich, daß Rosenbaum sich seines eigenen Rangs durch einen Vergleich seiner selbst mit seinem berühmten Freund versichern wollte. Nach Shitlowskis Tod und der so unmöglich gewordenen Versöhnung gebrauchte Rosenbaum das Wort *„Bruder"* wahrscheinlich, um die Stärke des Bandes zwischen ihnen zu betonen. Israel Rubin rückte die beiden Männer in einem Artikel anläßlich des 85. Geburtstages von Rosenbaum mit Hilfe einer verwandten Metapher noch näher zusammen: *„...er war tatsächlich über Jahre zusammen mit ihm der Zwillingsbruder (‚tsvilings-bruder') von Dr. Chaim Shitlowski."*[105] Aber durch diese Verstärkung nimmt das Wort „Bruder" einen pejorativen, auf Rosenbaums Mangel an Unabhängigkeit und Eigenständigkeit hinweisenden Charakter an.
Da Shitlowski mit Männern wie An-ski, Rapoport, Rosenbaum und Tschernow eine enge Verbindung einging, kann man auch vermuten, daß das Wort *„Bruder"* eine gewisse Distanz erzeugen sollte. Ist es übertrieben zu behaupten, das das Bild von einem Bruder eine Art Inzesttabu hervorruft? Die Intensität der Beziehungen veranlaßte manche, bei ihren Erinnerungen sexuelle Bilder zu benutzen. Tschernow beschrieb seine ersten Jahre in Bern, als sie sich fast täglich sahen, wie erwähnt als *„die Flitterwochen der Freundschaft"*. Und die Krise in Rosenbaums Ehe, so wurde erzählt, resultierte aus seinen Reisen durch die USA und Kanada im Auftrag Shitlowskis. Rosenbaums Frau selbst sagte voller Ärger, daß Rosenbaum sie verließ, weil er Shitlowski heiratete.[106] Wenn Shitlowskis Beziehungen zu seinen Freunden, einschließlich Rosenbaum, auch keine sexuelle Aktivitäten einschlossen, können sie doch wohl als *„homosozial"* beschrieben werden. Eve Kosofsky Sedgwick definiert diesen Begriff wie folgt: *„‚Homosozial' ist ein in der Geschichte und in den Sozialwissenschaften gelegentlich gebrauchter Begriff, wo er enge soziale Beziehungen zwischen Personen des gleichen Geschlechts umschreibt; er ist ein offensichtlich in Analogie zu ‚homosexuell' gebildeter Neologismus, der aber ebenso offensichtlich von ‚homosexuell' zu unterscheiden ist. Tatsächlich wird er für ‚das Anbahnen von engen Beziehungen zwischen Männern' verwendet, die, wie in unserer Gesellschaft, von einer starken Homophobie, von Angst vor und Haß auf Homosexualität, geprägt sein können."*[107]

---

104 Nakhum Stuchkov, Der oytser fun der yidisher shprakh, a.a.O., S. 622. Jacques Derrida, Politiques de l'amitié suivi de L'oreille de Heidegger, a.a.O., S. 229. Wolfgang Schieder, Brüderlichkeit, Bruderschaft, Brüderschaft, Verbrüderung, Bruderliebe, in: Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck (Hrsg.), Geschichtliche Grundbegriffe: Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, Bd. 1, Stuttgart 1972, S. 552-581; Herbert Bartholmes, Bruder, Bürger, Freund, Genosse, a.a.O., S. 81-93; Mona Ozouf, Brüderlichkeit, in: François Furet/Mona Ozouf (Hrsg.), Kritisches Wörterbuch der Französischen Revolution, 2 Bde., Frankfurt am Main 1996, Bd. 2, S. 1037-1053; Nurit Schleifman, Undercover Agents in the Russian Revolutionary Movement: the SR Party 1902-1914, Houndmills/London 1988, S. 25.

105 Israel Rubin, Mendl Rozenbaum, der farzayer fun der rusisher revolutsye, in: Dorem Afrike (Johannesburg), Nr. 5 (65)/Januar 1954 (6. Jg.), S. 24.

106 Victor Chernov, Yidishe tuer, a.a.O., S. 282-290; Wiktor Tschernow, Pered burej, a.a.O., S. 103-104. Über die Krise in Rosenbaums Ehe s. David Pinski, Ish-Sharet, in: Menahem Mendel Rozenboim: le-yom ha-shanah, a.a.O., o.S.

107 Eve Kosofsky Sedgwick, Between Men. English Literature and Male Homosocial Desire, New York 1985, S. 1.

Wenn man Sedgwicks weitere Analysen über das Funktionieren von Macht in homosozialen Netzwerken liest, wird man daran erinnert, daß die begeisterte Förderung junger Männer ein wichtiges Mittel war, zukünftige radikale Führer zu rekrutieren und heranzuziehen. Ein anderer Aspekt des „homosozialen" Verhaltens bei den Sozialrevolutionären betrifft die bereits erwähnte negative Einstellung gegenüber der Heirat. Es scheint möglich, daß Rosenbaum seine Heirat einigen Sozialrevolutionären gegenüber verschwieg, weil er ihre Reaktionen fürchtete. Ein Brief Gerschunis, der sich damals in Europa aufhielt, vom 26. August 1907 an Isidore Kopeloff (in Jiddisch: Kopelyov oder Kopelof), ein in den USA lebender Unterstützer der Sozialrevolutionäre, beweist dies zwar nicht, aber er belegt, daß Rosenbaum einen Grund gehabt haben könnte, sich Sorgen zu machen. Als Reaktion auf Gerüchte, daß Rosenbaum geheiratet hatte, schrieb Gerschuni an Kopeloff: *„Eine eigenartige Person! 35 Jahre lang Junggeselle, und plötzlich, ohne es mir - oder Dir - zu erzählen, was soll das heißen? Hätte er sich nicht etwas klügeres ausdenken können? Aber da es nun einmal geschehen ist, gratuliere ich ihm aus vollem Herzen."* Diese Stelle zeugt trotz des Schlusses vorwiegend von Enttäuschung. Eine solche Haltung eines Führers der Sozialrevolutionäre wird das Verhalten von Parteimitgliedern wahrscheinlich beeinflußt haben.[108]

Es existieren nur wenige Untersuchungen zum russischen revolutionären Männerbund; die Idee des Männerbundes und seine Manifestationen werden viel stärker in der Germanistik berücksichtigt. Es scheint keine einzige Arbeit über Homosozialität in Bildungszirkeln des zaristischen Reiches zu geben und auch der homoerotische Aspekt des Schillerschen Models radikaler Freundschaft müßte in diesem Kontext noch diskutiert werden. Es ist möglich, daß die Slawistik eine weite Bandbreite an Verhaltensweisen und sprachlichen Äußerungen offenbaren wird, ähnlich denen, auf die James W. Jones in seiner Studie über das wilhelminische Deutschland aufmerksam macht. Jones benutzt dabei das Wort „Sexualität" im Plural, ein nicht ungewohnter Neologismus unter Wissenschaftlern, die das einheitliche Bild von Hetero- oder Homosexualität angreifen: *„Die literarischen Zeugnisse verweisen auf eine Vielfalt von Homosexualitäten: Einige knüpfen sexuelle Beziehungen mit anderen an, andere haben Liebesbeziehungen ohne sexuelle Praxis und wieder andere gleichgeschlechtliche erotische und emotionale Zuneigungen."*[109]

Trotz aller Unterschiedlichkeit mag man auf sich wiederholende Motive stoßen, wie z.B. in der deutschen Jugendbewegung, wo die enge männliche Freundschaft oft mit gemeinsamen Aktivitäten wie Nacktschwimmen in der Natur, Tanz und Gesang verbunden war. Im Falle Rußlands entwickelte sich die Intimität oft im Rahmen der wegen der illegalen oder zumindest tabuisierten Aktivitäten erforderlichen Geheimhaltung. Man denke z.B. an die aus religiösen Haushalten kommenden Jugendlichen in Liosno (Liozna) bei Witebsk, die nachts durch ein Fenster in An-skis Cheder („kheyder") kletterten, um bis zum Tagesanbruch über die jüdische Aufklärung (Haskala) zu diskutieren - leise, damit An-skis Wirtin nichts hörte. Fühlte sich Rosenbaum von der

108 Kopeloff veröffentlichte Gerschunis von ihm aus dem Russischen ins Jiddische übersetzten Brief in: I. Kopelyov, Amol un shpeter, Wilna 1932, S. 392. Gerschuni scheint das genaue Alter von Rosenbaum nicht gekannt zu haben.

109 James W. Jones, „We of the Third Sex": Literary Representations of Homosexuality in Wilhelmine Germany, New York 1990, S. 9.

Lektüre verbotener Werke, vom Schmuggel oder vom Terrorismus - zumindest von der Theorie des Terrorismus - vor allem wegen der intensiven Abhängigkeiten und tiefen Beziehungen angezogen, die solcherlei Aktivitäten nach sich zogen? Man sollte nicht von vorneherein unterstellen, daß in politischen Organisationen die Politik Vorrang genießt. Freundschaftliche Beziehungen - so die Politologin Martha Chrenshaw - *„wirken unmittelbarer als vage Aussichten auf radikale Änderungen, die, wenn überhaupt, nur in einer fernen Zukunft realisiert werden können"*.[110]
Der Hinweis darauf, daß einige Radikale in Bildungszirkeln und politischen Parteien intime Nähe suchten, heißt natürlich nicht, daß sie dazu ermutigt wurden. Es ist lohnenswert, die Schriften von Aktivisten zur Zeit des russischen Reiches im Hinblick auf ihre impliziten Ideale zwischenmenschlicher Beziehungen zu untersuchen: welche Balance suchten sie zwischen Nähe und Autonomie, zwischen Takt und Aufrichtigkeit zu schaffen? Weitverbreitete Kritik an einer Person (oder einem literarischen Charakter) wegen zu großer Abhängigkeit von einem Freund verrät viel über soziale Normen. Es ist wahrscheinlich, daß Rosenbaums Beziehung zu Shitlowski von seinen radikalen Zeitgenossen nicht als musterhafte Männerfreundschaft angesehen wurde. Während Rosenbaum Walt-Ljessin als ungewöhnlich unabhängig schildert, präsentiert er sich selbst sehr stark als Jünger. Aus diesem Grund mußte seine Unabhängigkeit von denen verteidigt werden, die nicht wollten, daß er zum Objekt von Gespött wurde. Wohl weil eine dominante Rolle als betont männlich angesehen wurde, wurde einem Mann mit Schülern mehr Respekt entgegen gebracht, auch wenn der Wunsch nach Schülern Anlaß für Kritik war. Welchen sozialen Beschränkungen - oder zumindest sozialem Druck - waren die Führer unter den Sozialrevolutionären, den Sozialdemokraten und anderen russischen Revolutionären ausgesetzt? Diese Art von Fragen kann eine Geschichte radikaler Freundschaften zu beantworten versuchen.
Im Bezug auf Kameradschaft und Freundschaft unter Radikalen sind zudem linguistische Rätsel zu entziffern. Levine verweist darauf, daß in der Mitte der 1890er Jahre Aktivisten der jüdischen Arbeiterbewegung in Minsk sich selbst als *„Bekannte"* (*„bakante"*) bezeichneten; dieses Wort hatte die selbe Bedeutung wie heute das Wort

110 Martha Crenshaw, An Organizational Approach to the Analysis of Political Terrorism, in: Orbis. A Journal of World Affairs, Nr. 3/Fall 1985 (29. Jg.), S. 474. Eine interessante Erörterung kürzlich erschienener Literatur aus dem Bereich der Slawistik findet man bei Eliot Borenstein, Men Without Women, a.a.O., S. 2-32. Homoerotik bei Schiller ist in vielen Untersuchungen erörtert worden, s. z.B.: Hans Dietrich (Hans Dietrich Hellbach), Die Freundesliebe in der deutschen Literatur, Leipzig 1931 (Nachdruck: Berlin 1996), S. 39ff; George L. Mosse, Nationalism and Sexuality. Respectability and Abnormal Sexuality in Modern Europe. New York 1985, S. 30-31 (dt.: George L. Mosse, Nationalismus und Sexualität. Bürgerliche Moral und sexuelle Normen, Reinbek 1987, S. 42-43). Zur Jugendbewegung s. Ulfried Geuter, Homosexualität in der deutschen Jugendbewegung: Jugendfreundschaft und Sexualität im Diskurs von Jugendbewegung, Psychoanalyse und Jugendpsychologie am Beginn des 20. Jahrhunderts, Frankfurt am Main 1994, S. 121ff.; Jürgen Reulecke, Männerbund versus Familie: Bürgerliche Jugendbewegung und Familie in Deutschland im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts, in: Thomas Koebner/Rolf-Peter Janz/Frank Trommler (Hrsg.), „Mit uns zieht die neue Zeit." Der Mythos Jugend, Frankfurt am Main 1985, S. 199-223; Bernd Widdig, Männerbünde und Massen. Zur Krise männlicher Identität in der Literatur der Moderne, Opladen 1992. Über An-ski in Liozna s. Sh. An-ski, Khatas neurim, in: Sh. An-ski, Gezamelte shriftn, Band 10, Wilna/Warschau/New York 1922, S. 6-7.

„khaver", erklärte er um 1946.[111] Vielleicht wurde dieser unpolitische Begriff benutzt, um illegale Aktivitäten zu tarnen. Unter Revolutionären und ihren Sympathisanten in der Schweiz, wo man mehr Spielraum hatte, ist diese Bedeutung von „bakante" vermutlich nicht zu finden. Aber auf der Basis weniger Belege ist es noch zu früh, zu diesem Schluß zu kommen. Der unterschiedliche Sprachgebrauch wurde eher als eine deutliche Warnung vor allzu schnellen Verallgemeinerungen erwähnt. Leider gibt es auch noch keine Analyse von jiddischen Wörtern für Zirkel („kruzhok", „krayzl" usw.) oder Freundschaft („frayndshaft", „khavershaft", „brudershaft" usw.), wie sie von russischen jüdischen Radikalen benutzt wurden, obwohl sie wünschenswert wäre. So wie man im Rahmen des „Handbuchs politisch-sozialer Grundbegriffe in Frankreich, 1680-1820" plant, Begriffe wie „Klub", „Kreis" und „Geselligkeit" („club", „cercle", „sociabilité") zu erörtern, wobei man sowohl auf verbreitete Mentalitäten wie auch auf die Schriften der wichtigen Denker zurückgreift,[112] so könnten Sozial- und Kulturhistoriker in einem Projekt über das mehrsprachige russische Reich von den Dezembristen bis mindestens 1917, jene Zeit also, in der sich ein revolutionäres Vokabular herauskristallisierte, zusammenarbeiten. Gemeint ist hier kein Wörterbuch; der Zweck eines auf diese Weise zu erstellenden Handbuchs sollte nicht darin liegen, Definitionen festzulegen. Georg Bollenbeck betont zu Recht: *„Gerade aus einer historischen Sicht wird deutlich: Begriffe können nicht als Substanz fester Bedeutungen und Bezeichnungen gelten. Von Interesse ist nicht ihre sinnvolle definitorische Abschließung und theoretisch systematische Einbettung innerhalb einer Einzelwissenschaft. Ihre Geschichte weckt Interesse als Geschichte ihrer Funktionen in einem diskursiven und sozialgeschichtlichen Zusammenhang. Dadurch werden sie hochvariabel für vielfältige Sinnbezüge."*[113] Die historische Semantik darf die Unbestimmtheit und die Vielfalt, die man in den Schriften von Rosenbaum, Shitlowski, Walt-Ljessin, Tschernow, Levine und anderen findet, nicht bagatellisieren. Jedes Handbuch, das eine solche Komplexität und Unterschiedlichkeit nicht berücksichtigt, würde schon bald als unzulänglich angesehen werden.

Übersetzung aus dem Amerikanischen: Pia Schmitt/Gerald Knochenhauer

---

111 Sholom Levin, Untererdishe kemfer, a.a.O., S. 121; die Zeit der Niederschrift läßt sich aus den S. 376-381 erschließen. Eine kurze Biographie von Levine (oder Levin) findet sich bei: Henry J. Tobias, The Jewish Bund in Russia from its Origins to 1905, a.a.O., S. 351.

112 Rolf Reichardt /Eberhard Schmitt (Hrsg.), Handbuch politisch-sozialer Grundbegriffe in Frankreich, 1680-1820, a.a.O., S. 113.

113 Georg Bollenbeck, Einige Hinweise zur historischen Dimension der politischen Sprache, in: Hajo Diekmannshenke/Josef Klein (Hrsg.), Wörter in der Politik. Analysen zur Lexemverwendung in der politischen Kommunikation, Opladen 1996, S. 166. S. Melvin Richter, The History of Political and Social Concepts. A Critical Introduction, New York/Oxford 1995, S. 80, 86-88, 165.

Reiner Tosstorff

Spanien 1936: Arbeitermilizen und „Volksarmee“

Es ist eine Ironie der Geschichte, daß der Putsch des spanischen Militärs vom 17. und 18. Juli 1936 gegen die im Februar des gleichen Jahres gewählte Regierung gerade das beförderte, was er eigentlich verhindern wollte: die soziale Revolution.[1] Der sichtbarste Ausdruck dieser Revolution war dort, wo sie am 19. Juli und den folgenden Tagen siegte, die Bildung bewaffneter Milizen der Industrie- und Landarbeiter. Sie ging Hand in Hand mit der oft heruntergespielten Kollektivierung in den Fabriken und auf dem Lande. Beides waren verbundene und sich ergänzende Seiten einer Revolution, von der der Führer der POUM,[2] Andreu Nin, aufgrund seiner Erfahrungen nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Sowjetrußland sagen konnte, sie sei in vielen Bereichen weitergegangen als die russische.[3]

Die Voraussetzung für die Bildung der Milizen war die Desintegration der republikanischen Streitkräfte in der Folge des Militärputsches, der von einem entscheidenden Teil des Offizierskorps mit Hilfe ziviler Kräfte der Rechten betrieben worden war. Als Antwort auf die ersten Schritte der Putschisten manövrierte die republikanische Regierung; Premierminister Casares Quiroga trat am 18. Juli zurück. Der neu ernannte Premierminister Martínez Barrio versuchte, den Putschisten eine Verständigung anzubieten. Diese, entschlossen aufs Ganze zu gehen, wiesen sie zurück, und Martínez Barrio mußte am 19. Juli zurücktreten. Daraufhin wurde eine neue Regierung unter dem linken Republikaner José Giral gebildet.

Seit am 18. Juli in den großen Städte die ersten Gerüchte über den Putsch aufgetaucht waren, hatten die Arbeiterorganisationen, die zu Recht der Entschlossenheit der Regierung mißtrauten, gegen den Putsch Front zu machen, beschlossen, selbst die Initiative zu ergreifen, und waren dem putschenden Militär auf den Straßen entgegen getreten. Die Regierung verweigerte ihnen Waffen. So mußten sie sich die Waffen dort beschaffen, wo sie sie fanden.

---

1 Aus Platzgründen verzichte ich hier auf detaillierte Anmerkungen und verweise auf die allgemeinen Darstellungen des Bürgerkrieges: Pierre Broué/Émile Témime, Revolution und Krieg in Spanien. Geschichte des spanischen Bürgerkrieges, Frankfurt am Main 1968; Burnett Bolloten, The Spanish Civil War. Revolution and Counterrevolution, New York u. a. 1991; George Esenwein/Adrian Shubert, Spain at War. The Spanish Civil War in Context 1931-1939, London/New York 1995; Walther L. Bernecker, Krieg in Spanien 1936-1939, Darmstadt 1997.

2 Partido Obrero de Unificación Marxista = Arbeiterpartei der marxistischen Einigung. Die POUM entstand aus einem Zusammenschluß von aus der Kommunistischen Partei ausgeschlossenen Gruppierungen und war z. T. vom Trotzkismus beeinflußt; ihren Schwerpunkt hatte sie in Katalonien.

3 So z. B. in einer Rede in Valencia Ende August 1936; vgl. das POUM-Organ „La Batalla“ vom 1. 9. 1936. Trotzki kam Ende 1937 zu einem ähnlichen Schluß: *„Das spanische Proletariat hat erstklassige Kampfeigenschaften an den Tag gelegt. Seinem spezifischen Gewicht in der Wirtschaft des Landes, seinem politischen und kulturellen Niveau nach stand es vom ersten Tag der Revolution an nicht unter, sondern über dem russischen Proletariat vom Beginn des Jahres 1917.“* (Leo Trotzki, Die spanische Lehre: eine letzte Warnung, in: ders., Revolution und Bürgerkrieg in Spanien 1931-1936/1936-39, 2 Bde., Frankfurt/M. 1975/1976, Bd. 2, S. 295-312, hier S. 309).

Der entscheidende Kampf wurde in Barcelona ausgetragen, der Hochburg der Anarchosyndikalisten der CNT.[4] Auch hier hatte die katalanische Regierung den Arbeiterorganisationen Waffen verweigert und versucht, sich allein auf die Polizeieinheiten unter ihrem Kommando zu verlassen. Doch in den Straßenkämpfen gegen die putschenden Militärs behauptete sich die CNT gegenüber den „Guardias", die jedoch keine unwichtige Kraft waren und entscheidend die militärische Schlagkraft der Arbeiterorganisationen verstärkten. Gleichzeitig wurde aber die militärische Organisation und Disziplin im Gefolge des Sieges einfach hinweggeschwemmt und die traditionellen Militär- und Polizeistrukturen lösten sich auf. Die Arbeiterorganisationen hatten Waffen in ihren Besitz gebracht, wo immer sie auf sie stießen: in Verstecken von früheren Kämpfen, auf den Schiffen im Hafen oder in Waffenläden. Manchmal wurden sie ihnen von den Polizeikräften während der Kämpfe übergeben oder sie wurden bei der Eroberung der Kasernen übernommen. Barcelona war nun eine von der CNT und in einem geringeren Maße auch von der POUM dominierte Stadt, während die PSUC[5] erst am 23. Juli gegründet wurde. Die in den Händen linksbürgerlicher Autonomisten befindliche katalanische Regierung existierte während dieser Tage nur auf dem Papier.
Die Entwicklung in Madrid folgte diesem Vorbild. Hier war Giral gezwungen, die Verteilung von Waffen an die Arbeiter zu erlauben, die faktisch jedoch schon begonnen hatte. Vielleicht noch folgenschwerer war ein Regierungsdekret, das alle Soldaten angesichts der putschenden Offiziere von ihrer Gehorsamspflicht und dem Fahneneid entband, was den Kollaps der militärischen Strukturen beschleunigte.
Doch bekanntlich war der Putsch zumindest in einem Teil des Landes erfolgreich. Die Arbeiterorganisationen reagierten mit der Bildung von Milizen, die entschlossen waren, einen revolutionären Krieg durch den Marsch auf jene Städte zu führen, wo die Putschisten gesiegt hatten.
Walter Bernecker hat darauf hingewiesen, daß die Milizen noch nicht Gegenstand einer eigenen umfassenden Studie geworden sind, auch wenn man auf zahlreiche historische Untersuchungen zurückgreifen kann, die jeweils spezifische Aspekte behandeln.[6]
Was die Milizen von jeder traditionellen Armee unterschied, war vor allem die Gleichheit aller Beteiligten, die auf ihrem Charakter als einer Organisation von Freiwilligen basierte. Sie wurden von Personen geführt, die gewählt worden waren, auch wenn sie in einem allgemeinen Sinn der Disziplin der jeweiligen Organisation folgten, die sie ins Leben gerufen hatten. Zu Beschlüssen gelangte man durch Diskussionen und Abstimmungen. Selbst dann konnte es jedoch passieren, daß die Minderheit (oder

---

4 Confederación Nacional del Trabajo = Nationaler Bund der Arbeit. Die CNT als Zusammenschluß der anarchosyndikalistischen Gewerkschaften war eng verbunden mit der FAI (Federación Anarquista Ibérica), der Föderation der anarchistischen Gruppen, die gleichsam als eine Art politische Kraft des Anarchismus fungierte.

5 Partit Socialista Unificat de Catalunya = Sozialistische Einheitspartei Kataloniens. Die PSUC entstand aus dem Zusammenschluß der Kommunistischen Partei mit sozialdemokratischen und linksnationalistischen Gruppierungen; sie folgte stalinistischen Vorgaben und wurde zum Modell für die osteuropäischen „Einheitsparteien" nach 1945.

6 Walter L. Bernecker, Krieg in Spanien, a.a.O., S. 42. Die beste Synthese der militärischen Frage findet sich weiterhin in dem Buch von Michael Alpert, El ejército republicano en la guerra civil, Paris 1977. Eine ergänzende Darstellung findet sich in dem umfangreichen Werk des frankistischen Militärhistorikers Ramón Salas Larrazábal, Historia del ejército popular de la República, 4 Bde., Madrid 1973.

Einzelpersonen), die diese abgelehnt hatten, nicht am Kampf teilnahmen. Auch in ihrem Erscheinungsbild wollten sich die Arbeitermilizen von dem verhaßten Militarismus und der mit diesem über viele Jahre hinweg einhergehenden blutigen Repression unterscheiden. Anstelle von Uniformen trugen die Milizionäre den „Blaumann", den „mono azul", manchmal auch nur das, was sie gerade bekommen konnten. Ausdruck der proklamierten Gleichheit war das Fehlen militärischen Grüßens, da es keine disziplinarische Vorgesetzte gab; Rangabzeichen waren ebenso nichtexistent wie Ränge überhaupt. Das sicherlich drastischste Ergebnis des Bruchs mit der alten Gesellschaft waren die Frauen in Waffen, die Milizionärinnen.[7] Obwohl sie vielleicht nicht so zahlreich waren, wie Bilder aus dem Bürgerkrieg nahe legen, drückten sie den revolutionären Wandel am klarsten aus. Schließlich nahmen die Milizen auch noch ausländische Freiwillige auf.

Die Strukturen der Milizen folgten demselben Modell: Einheiten, oder „grupos", von zehn bis zwölf Personen bildeten die „centurias", die Hundertschaften der Kämpfer, die wiederum in Kolonnen zusammengefaßt waren, die alle Milizeinheiten einer Organisation in einem spezifischen Gebiet zusammenschlossen. Die Gruppen und Hundertschaften wählten Delegierte („delegados"), aus denen sich wiederum ein Komitee bildete, das die Leitung der Kolonne darstellte. Die Delegierten waren üblicherweise autoritative Aktivisten der Organisation, die ihre Führungsqualitäten gewöhnlicherweise in Streiks erworben hatten. Die wenigen verbliebenen Offiziere, die nur in einem beschränkten Maße loyal waren und immer verdächtigt wurden, bei nächster Gelegenheit die Seiten zu wechseln (man sprach von einer „geographischen Loyalität", da sie gleichsam in der Falle saßen und kaum fliehen konnten), wurden als technische Berater ohne Kommandoautorität eingesetzt.

Die Milizen wurden von den existierenden Arbeiterorganisationen (und zu einem sehr geringen Grad auch von bürgerlich-republikanischen Organisationen wie den katalanischen oder baskischen Nationalisten) geschaffen und entwickelten sich so entlang den existierenden politischen Spaltungen. Dies war ein besonderer Zug des spanischen Bürgerkrieges, der nicht genügend betont werden kann und der seine erste, revolutionäre Phase charakterisierte, die sich auf diese Weise von anderen Revolutionen im vergangenen oder vorhergehenden Jahrhundert unterschied. Man muß sich nur die Entwicklung in Rußland vergegenwärtigen, wo die nach dem Februar 1917 gebildeten Arbeitermilizen von nicht parteigebundenen Strukturen abhingen, den Sowjets, die über den Parteien und Gewerkschaften standen und einen Einheitsfrontcharakter besaßen; oder auch die Pariser Kommune, wo die Entwicklung ähnlich verlief.

Diese herausragende (und widersprüchliche) Rolle der Organisationen hatte zum einen ihre positive Seite, da sie während der Juli-Tage sicherlich die Initiative ermöglicht hatte, als bestimmte Organisationen keine Rücksicht auf vermeintliche Bündnisverpflichtungen durch den Volksfrontpakt vom Februar 1936, der den Wahlsieg ermöglicht hatte, nahmen, da sie den die Regierung führenden bürgerlichen Republikanern

7 Die Beteiligung der Frauen in den Milizen ist noch wenig untersucht. Erfahrungen sind z. B. in der Autobiographie einer Milizkommandeurin der POUM beschrieben: Mika Etchebéhère, La guerra mía. Eine Frau kämpft für Spanien, Frankfurt/M. 1980. Zu den anarchistischen Milizionärinnen vgl. Martha A. Ackelsberg, Mujeres libres. El anarquismo y la lucha por la emancipación de las mujeres, Barcelona 1999, S. 118-123. Der Versuch einer Synthese findet sich bei Mary Nash, Defying Male Civilization. Women in the Spanish Civil War, Denver 1995.

mißtrauten. Konkret gesagt: die CNT, der linke Flügel der Sozialisten um Largo Caballero oder die POUM fühlten sich nicht an die Regierungsdisziplin gebunden. Ein negativer Aspekt war sicherlich die konservative Selbstbeschränkung der verschiedenen miteinander konkurrierenden Organisationen, die die Notwendigkeit einer Einheitsfront im Kampf herunterspielten. Als Konsequenz daraus war die Bildung überparteilicher Institutionen nach dem Räte-Typus unmöglich. Für die Kämpfe der Milizen bedeutete das einen heftigen Wettbewerb, der manchmal sogar dazu führte, die eigene Miliz auf Kosten der gemeinsamen militärischen Interessen zu privilegieren. Erst die sich im Verlauf des Sommers rapide verschlechternde militärische Situation brachte die Arbeiterorganisationen dazu, zumindest ein einheitliches Oberkommando („mando único") zu fordern, auch wenn die genaue Vorstellung davon bei jeder Organisation unterschiedlich war.

Das System der Milizen war aus der Abwehr des Putsches in den großen Städten entstanden und hatte seine Vorzüge in den Straßenkämpfen gezeigt. Als die Milizen die Städte verließen, um dem Feind auf den Schlachtfeldern entgegenzutreten, in Richtung auf Saragossa, im Norden und im Süden von Madrid sowie zwischen Valencia und Teruel, änderten sich die Dinge. Das Fehlen einer militärischen Vorbereitung machte sich bemerkbar. George Orwell hat eine lebendige Beschreibung davon gegeben, daß sogar grundlegende Dinge bei der Ausbildung fehlten, die er erhielt, als er im Dezember 1936 nach Barcelona kam. Diese bestand hauptsächlich aus dem Exerzieren auf dem Kasernenhof, anstelle einer Schießausbildung mit dem Gewehr oder gar Maschinengewehr oder der Einübung des Verhaltens bei Angriffen.[8] Das hatte seinen Grund vor allem in den auch nach einem halben Jahr noch fehlenden Waffen in der Kaserne der POUM, und man kann sich vorstellen, wie es in den ersten Wochen gewesen war, als alles improvisiert werden mußte.

Auf diese Weise erhielten die Milizen ihre wesentliche Ausbildung während der Kämpfe, wofür sie einen hohen und blutigen Preis zahlen mußten. Viele Beobachter, oft Ausländer mit einer militärischen Grundausbildung, beschrieben, wie die Milizionäre mit Panik reagierten, wenn sie von der Artillerie oder den wenigen Flugzeugen, die die Putschisten zu Beginn hatten, angegriffen wurden. Sie wußten nicht, wie man sich auf freiem Feld bewegt, wie man Deckung sucht, wie man Schützengräben einrichtet oder wie man sich mit anderen Milizeinheiten koordiniert, auch wenn diese zu einer anderen Organisation gehörten. Dennoch eigneten sie sich das alles an und wurden eine reelle militärische Kraft. Aus der Sicht eines rein militärischen Standpunktes zeichneten die Milizen also gewisse Schwächen aus, doch es gab angesichts der Auflösung der Armee bzw. ihres Übergangs in das Lager der Putschisten wohl kaum eine wirkliche Alternative. Tatsächlich brachte die Bildung von freiwilligen Milizen auch Vorteile mit sich, wie Orwell beobachtete: *„Zynische Menschen, die keine Erfahrung im Umgang mit Soldaten haben, werden sofort sagen, daß es so niemals ‚geht', aber tatsächlich ‚geht' es auf die Dauer. Mit der Zeit verbessert sich die Disziplin selbst der schlimmsten Abteilungen in der Miliz sichtlich... Es ist ein Beweis für die Stärke der revolutionären Disziplin, daß die Milizen überhaupt draußen aushielten. Denn etwa bis zum Juni 1937 hielt sie nichts an der Front als ihre Klassenloyalität... Unter den*

8 George Orwell, Mein Katalonien, Zürich 1975, S. 14-17.

gleichen Umständen wäre eine wehrpflichtige Armee - nach Entfernung der Feldpolizei - dahingeschmolzen."[9]

Es gibt nicht nur keine Gesamtdarstellung der Milizen, es existiert auch kein auch nur annähernd vollständiges Verzeichnis der Milizionäre, so daß deren soziologisches Profil ungenau bleibt und man keine wirklich vergleichbaren Daten über die Milizen der verschiedenen Organisationen hat. Wenn man Alpert folgt, der sich auf die Archive der vor allem für das Zentralgebiet um Madrid relevanten Kommandantur („Comandancia de Milicias") stützt, handelte es sich hauptsächlich um junge, ledige und beruflich eher weniger qualifizierte Personen.[10] Die CNT hatte übrigens, wie Casanova im Anschluß an den anarchosyndikalistischen Führer Abad de Santillán bemerkt, erwartet, mehr ihrer Mitglieder in Barcelona mobilisieren zu können, als sich dann tatsächlich ihren Milizkolonnen anschlossen.[11]

Um den 24. Juli marschierten die ersten Kolonnen von Barcelona aus los, mit der berühmtesten, der Kolonne Durruti der CNT an der Spitze, unmittelbar gefolgt von der Lenin-Kolonne der POUM und der Karl-Marx-Kolonne der soeben gegründeten PSUC. Andere, kleinere Kolonnen der CNT wie die Kolonne Ascaso, Los Aguiluchos und weitere folgten bald. Sie rückten durch Katalonien vor und erreichten Mitte August ihren Saragossa am nächsten gelegenen Punkt, in ungefähr 30 km Entfernung von der Stadt. Der Beschluß, den Vormarsch dort zu stoppen, wurde aus der Befürchtung heraus gefaßt, einem überlegenen Gegner gegenüberzustehen. In Wirklichkeit war dies falsch. Tatsächlich war die Lage der Putschisten in Saragossa noch immer sehr schwierig und so ist es nicht ausgeschlossen, daß ein Angriff auf die Stadt erfolgreich gewesen wäre. Es begann nun ein Stellungskrieg an der Aragón-Front mit nur einem Versuch im Oktober 1936 und einem weiteren im Juni 1937, die Provinzhauptstadt Huesca zu erobern, was die Möglichkeit zu einem erneuten Angriff auf Saragossa eröffnet hätte.

Angesichts fehlender Dokumentationen ist es sehr schwierig, die Größe dieser katalanischen Milizeinheiten genau zu bestimmen. Alpert schätzt die Zahl der Milizionäre auf etwa 20.000, als sich die Front im September stabilisierte. Diese Zahl entspricht ungefähr den Mutmaßungen von Julián Casanovas für die Kolonnen der CNT.[12] Dies verweist darauf, daß die Frankisten, die in Saragossa nur über etwa 1500 Soldaten verfügten, zahlenmäßig enorm unterlegen waren. Tatsächlich war der ständige Vorwurf der Kommunistischen Partei, an der Aragón-Front würde nicht angegriffen, eines der Leitmotive ihrer Propaganda gegen ihre revolutionären Konkurrenten. Man muß jedoch berücksichtigen, daß für einen Angriff zunächst eine große numerische Überlegenheit nötig ist und zudem ein Milizionär bezüglich der militärischen Erfahrung einem putschenden Soldaten klar unterlegen war. Nicht zuletzt fehlten aber vor allem an der Aragón-Front moderne Waffen, was durch viele Berichte belegt ist. Das betraf nicht nur Gewehre, sondern besonders Artillerie und Flugzeuge, die für jeden Angriff

9 Ebd., S. 37f.
10 Michael Alpert, El ejército republicano, a.a.O., S. 44.
11 Julián Casanova, De la calle al frente. El anarcosindicalismo en España (1931-1939), Barcelona 1997, S. 167.
12 Ebd.; Michael Alpert, El ejército republicano, a.a.O., S. 47.

nötig waren, besonders wenn man die für einen Angreifer ungünstige geographische Situation berücksichtigt.
Hinzuweisen bleibt auf das „Zentralkomitee der katalanischen Milizen" („Comité Central de les Milícies Antifeixistes"), dessen Einrichtung von der autonomen katalanischen Regierung als eine Maßnahme zur Integration der Revolutionäre in den republikanischen Staat vorgeschlagen wurde, wodurch den Milizen eine gewisse Legalität gegeben wurde. Von den Anarchosyndikalisten wurde es als ein Mittel zur Koordinierung der verschiedenen Milizen für einen längeren Kampf akzeptiert. Zwar hatte das Zentralkomitee eine weiterreichende Bedeutung, da es sich tatsächlich in der ersten Zeit mit allen Aspekten des täglichen Lebens in Katalonien beschäftigte und somit potentiell den Charakter einer revolutionären Regierung annehmen konnte. Dennoch sei hier nur von seiner militärischen Bedeutung die Rede: Es organisierte die Versorgung der Front mit den Mitteln, die Katalonien zur Verfügung standen, es integrierte das wenige loyale Militär- und Polizeipersonal, es übernahm die Funktion eines Oberkommandos (Generalstabs) für die Aragón-Front und es stellte die politische Kontrolle über die kämpfenden Einheiten sicher. Als Ausdruck der anarchosyndikalistischen Hegemonie in Katalonien (und ironischerweise der Souveränität Kataloniens, die die katalanischen Nationalisten immer angestrebt hatten, deren Form sie aber nun nur halbherzig begrüßten) hatte es jedoch auch mit der Rivalität, sogar der Feindschaft der Zentralregierung fertig zu werden. Die notwendige finanzielle und militärische Unterstützung wurde von dieser verweigert. Daraufhin akzeptierten die Anarchosyndikalisten, gefolgt von der POUM, die Auflösung des Zentralkomitees und traten Ende September in die katalanische Regierung („Generalitat") ein. Als Folge davon wurden die Milizen im Oktober der so genannten „Militarisierung" unterworfen, obwohl es noch Monate dauerte, bis diese vollständig durchgesetzt war.
Die Bildung von Milizen in der zentralen Region um Madrid verlief im Prinzip - was den improvisierten Charakter, die Zurückweisung des Militarismus und den Unterschied zwischen der revolutionären Begeisterung und dem Fehlen militärischer Erfahrung anbetraf - sehr ähnlich wie in Katalonien. Ein Unterschied bestand allerdings darin, daß keine Organisation zunächst in der Lage war, ihre Hegemonie durchzusetzen, was in der Konsequenz zu einer viel stärkeren Fragmentierung der Milizen führte, die erheblich weniger in großen Kolonnen konzentriert waren. Dies entsprach jedoch auch den geographischen Gegebenheiten, da die aus Madrid marschierenden Milizen ein viel größeres Gebiet hatten, auf dem sie den anrückenden Feind bekämpfen mußten. Zudem war zwar die Zahl der loyalen Offiziere im Vergleich zu den Notwendigkeiten lächerlich niedrig, doch hatte die Regierung wenigstens die Bürokratie und die Infrastruktur des Kriegsministeriums zur Verfügung, die ihr sehr schnell erlaubten, gegenüber den Milizen Maßnahmen zur Integration wie auch zur Konfrontation zu ergreifen.
Der entscheidende Impuls für solche Maßnahmen resultierte aus den Niederlagen, die die Milizen in dieser Region erleiden mußten. Die stärksten Kräfte der Putschisten, besonders die „Afrika-Armee", die spanischen Kolonialtruppen aus Marokko mit ihren marokkanischen und internationalen Söldnern (Fremdenlegion), wurden hier konzentriert; gerade diese Einheiten verfügten über eine völlig intakte militärische Infrastruktur. Obwohl es trotz aller gegenteiligen Behauptungen eine Reihe von Beispielen

gibt, daß die Milizen bis zum bitteren Ende gegen einen überlegenen Feind kämpften, gehen zahlreiche Niederlagen auf Unzulänglichkeiten des Milizsystems zurück. Nicht nur das Fehlen militärischer Ausbildung der einzelnen Milizionäre, begleitet von der Zurückweisung militärischer Disziplin, machte sich bemerkbar, sondern z. B. auch das Fehlen von Koordination, die organisatorische Konkurrenz oder die Fixierung auf rein symbolische Ziele. Ein Ausdruck davon war der enorme Verlust an Waffen, die bei der Flucht vor dem vorrückenden Feind intakt zurückgelassen wurden.

Im Norden (vom Baskenland bis Asturien) oder in der Gegend um Valencia war die Situation im Hinblick auf die genannten Aspekte nicht grundlegend anders. All dies bereitete den Boden für eine vollständige Umkehr bezüglich der Kriegsführung vor: Die Milizen wurden durch eine reguläre Armee ersetzt.

Bereits sehr bald nach Beginn des Bürgerkrieges hatte die in den Händen der linksbürgerlichen republikanischen Parteien befindliche Zentralregierung in Madrid versucht, die Initiative durch die Wiederherstellung einer regulären Armee zurück zu gewinnen. Zwar blieb dieses Projekt lange auf dem Papier, jedoch wurde dadurch die Grundlage, der institutionelle Ausgangspunkt geschaffen, von dem aus die bald „Volksarmee" („Ejército Popular") genannte reguläre Armee aufgebaut wurde. Zunächst wurde der in den ersten Tagen von den jeweiligen Organisationen ausbezahlte Sold von der Regierung übernommen und von ursprünglich drei Peseten am Tag (wie bei den Soldaten der regulären Armee) auf 10 Peseten angehoben.

Während am 8. August eine Generalinspektion der Milizen („Inspección General de Milicias") eingerichtet wurde, um ein Minimum an Ordnung in die chaotische Situation zu bringen und um die notwendige Versorgung der Milizen zu gewährleisten, war bereits fünf Tage zuvor, am 3. August, ein erster Schritt zu einer neuen Armee unternommen worden. Per Dekret wurden Freiwilligenbataillone („Batallones de voluntarios") geschaffen. Ihre Angehörigen sollten aus den Milizen, gleichsam wie Wehrpflichtige, rekrutiert werden und unter dem Kommando von Berufsoffizieren stehen. Zwei Wochen später wurde diese Entscheidung auf die Reservisten ausgedehnt. Eine zentrale Rekrutierungsbehörde („Junta central de reclutamiento") unter Martínez Barrio mit Sitz in Albacete, dem zukünftigen Sitz der Internationalen Brigaden, wurde eingerichtet.

Diese Entscheidungen trafen jedoch auf den offenen Widerstand der Linken. So schrieb „Claridad", die Zeitung der linken Sozialisten, am 20. August: *„An einen anderen Typ von Armee zu denken, der die gegenwärtigen Milizen ersetzt, um ihre revolutionäre Aktion zu kontrollieren, heißt, in konterrevolutionäre Richtung zu denken."*[13] Die CNT oder der POUM reagierten ähnlich ablehnend.

Nur die Kommunistische Partei schloß sich nicht dieser grundlegenden Kritik an. Ihr Name ist mit dem „Fünften Regiment" („Quinto regimiento") verbunden, das in gewisser Weise die zukünftige Organisation der Volksarmee vorwegnahm.[14] Dieses Regiment stellte zugleich einen der Ecksteine der kommunistischen Propaganda über die Rolle der Partei im Bürgerkrieg dar. Deshalb müssen mehrere Dinge berücksichtigt werden, um zu beurteilen, was dieses „Fünfte Regiment" in Wirklichkeit auszeichnete.

---

13 Zit. nach: Michael Alpert, El ejército republicano, a.a.O., S. 34.

14 Eine neuere sehr umfassende Darstellung des Fünften Regiments findet sich bei Juan A. Blanco Rodríguez, El quinto regimiento en la política militar del PCE en la guerra civil, Madrid 1996.

Unmittelbar nach Ausbruch des Bürgerkrieges aus der embryonalen Parteimiliz, den „Antifaschistischen Arbeiter- und Bauernmilizen" („Milicias Antifascistas Obreras y Campesinas") gebildet, zeichnete es sich von Beginn an durch das aus, was Alpert in folgende Worte faßt: *„Das Originelle und das Kennzeichnende des Fünften Regiments war sein realistisches Verhältnis zum Krieg."*[15] Das „Fünfte Regiment" als solches war keine kämpfende Truppe, obwohl ihm mehrere Milizeinheiten angehörten. Deren Verhalten in den Kämpfen war im übrigen, so Alpert, nicht besser oder schlechter als das anderer Milizeinheiten, obwohl eine fähige Propaganda sie zu einer fast unschlagbaren Kraft machte. Tatsächlich bestand die Hauptaufgabe des Regiments in der Ausbildung, der Vermittlung militärischen Verhaltens auf der Basis von Disziplin und strikter Akzeptanz von Befehlen der Offiziere und natürlich der Fähigkeiten zur richtigen Benutzung der Waffen. Die Unterordnung unter die Offiziere, die Zurückweisung der Auffassung, sie nur als technische Berater zu sehen, und die Ablehnung der Rolle der Komitees waren das Leitmotiv der Ausbildung im „Fünften Regiment", was auch die Attraktivität der Kommunistischen Partei für Berufsoffiziere erklärt. Viele der wenigen Offiziere auf republikanischer Seite schlossen sich ihr an. Gleichzeitig begann eine Reihe zukünftiger kommunistischer Offiziere der Volksarmee, die vor dem Krieg Zivilisten gewesen waren, ihre militärische Karriere in diesem Regiment. Was Zahlen betrifft, so ist viel Propaganda im Spiel: Nach dem italienischen Kommunisten Vittorio Vidali, der als eine Art Organisator wirkte, durchliefen mehr als 50.000 Personen das „Fünfte Regiment", doch eine Zahl von etwa 25.000 scheint realistischer zu sein.[16]
Die Bedeutung des „Fünften Regiments" für die zukünftige Volksarmee lag also in der Tatsache, daß es deren grundlegende organisatorische Struktur vorwegnahm: Die integrierte Struktur der Einheiten nahm den Aufbau der zukünftigen gemischten Brigaden („Brigadas mixtas") vorweg. Sie sollten selbständig kämpfen können; zudem betonte man durch verschiedene Maßnahmen die Rolle der Propaganda zur Hebung der Moral und der Kampffähigkeit, wie z. B. durch eine Zeitung und, nicht zuletzt, durch die Einsetzung von Kommissaren. Damit war ein ganzes Konzept formuliert, was etwa den linken Sozialisten und der CNT fehlte.
Das bedeutet allerdings nicht, daß diese nicht versuchten, sich den neuen Herausforderungen anzupassen. Es gibt zahlreiche Beispiele für Aufrufe zur Disziplin an allen Fronten. Selbst die anarchosyndikalistische „Eiserne Kolonne" („Columna de Hierro"), die von einer ihr übelgesinnten Propaganda immer wieder angegriffen wurde, veröffentlichte Appelle zur strikten Befolgung von Befehlen und legte die Bestrafung derjenigen fest, die ihnen nicht nachkamen. Dies hieß aber eben nicht, daß es keine grundlegenden Unterschiede zum kommunistischen Konzept gab. Der hauptsächlichste war offenkundig das Verhalten gegenüber den Offizieren, denen nicht die oberste Befehlsgewalt gegeben wurde; stattdessen sollten die Delegierten bzw. das Komitee die höchste Autorität sein. Abgesehen davon baute die CNT jedoch auf einem sehr ähnlichen System der militärischen Infrastruktur, der Propaganda und der Ausbildung auf. Bezüglich der Zentralisierung aller Milizen in Spanien und der Zusammenführung ihrer militärischen Aktivitäten stellte sie im September 1936 die Forderung

15 Michael Alpert, El ejército republicano, a.a.O., S. 53.
16 Ebd., S. 53.

nach einem nationalen Verteidigungsrat („Consejo Nacional de Defensa") auf, was mehr oder weniger der Idee einer Übertragung des katalanischen Zentralkomitees auf ganz Spanien entsprach.
Dagegen verfügte die POUM über ein klares Gegenkonzept, das sich an das Modell der Roten Armee unter Trotzki anlehnte, d. h. das Modell einer revolutionären Klassenarmee aus der Verbindung von militärischer Disziplin und Effizienz mit einer strikten politischen Kontrolle bei gleichzeitig möglichst weitgehender sozialer Gleichheit. Wegen ihrer Schwäche, d. h. der Begrenzung im wesentlichen auf Katalonien, war die POUM nicht in der Lage, auf nationaler Ebene als Alternative aufzutreten, und so beschränkte sie sich auf die Realisierung dieses Modells in ihren Einheiten. Diese umfaßten im wesentlichen ein Kolonne an der Aragón-Front und kleinere Verbände in Madrid und in der Gegend von Valencia und Teruel. Wie Orwell berichtet, stellte sich die Umsetzung ihrer Resolutionen und Beschlüsse in der Praxis jedoch als nicht so einfach heraus.[17]
Die Position der linken Sozialisten Largo Caballeros ist viel schwieriger zu bestimmen. Im Juli und August traten sie für eine Regierung ein, die auf den Arbeiterorganisationen, vor allem den Gewerkschaften, basieren sollte, und verteidigten entsprechend das Prinzip der revolutionären Milizen gegen eine Militarisierung. Ende August schwenkten sie aus Furcht vor einer drohenden Niederlage und einer wachsenden internationalen Isolierung, nicht zuletzt aber auch wegen der Einflußnahme der seit kurzem sich im Land aufhaltenden sowjetischen Repräsentanten, auf eine gemäßigte Position ein. Am 4. September kam es dann unter Largo Caballeros Führung zur Bildung einer Koalitionsregierung mit den bürgerlichen Republikanern und den Kommunisten, die versuchte, gewisse revolutionäre Errungenschaften mit dem Prinzip der republikanischen Legalität zu verbinden. Die CNT wies zunächst das Angebot zum Regierungseintritt zurück, sollte sich dann im November aber doch noch dazu bereit finden. Eines der Hauptziele der neuen Regierung bestand jetzt darin, die Militarisierung der Milizen zu verwirklichen.
Unmittelbar nach Regierungsantritt setzte Largo Caballero viele neue Offiziere auf Kommandopositionen in Madrid und der Zentralregion ein; zudem wurde ein neuer Generalstab gebildet. Eine Reihe von Dekreten betraf die Milizen. Am 17. September wurden die „Milizen der Etappe" („Milicias de retaguardia") gebildet, d. h. alle Milizen, die nicht an der Front kämpften, hatten die Regierungsautorität zu akzeptieren, wenn sie nicht für illegal erklärt werden wollten. Das wichtigste Dekret folgte am 30. September: Alle loyalen Offiziere, die in den Milizen kämpften, hatten sich der offiziellen Armee anzuschließen, die über ihre Verwendung entscheiden würde. Zudem wurde die sofortige Schaffung einer neuen Armee proklamiert und die Milizen hatten sich dem Militärgesetzbuch zu unterwerfen, das noch aus der Zeit der Monarchie datierte. Das brachte nicht nur alle Symbole der alten Armee zurück - den militärischen Gruß, die Uniformen usw. -, sondern bedeutete insbesondere das Ende der Komitees und jeglicher politischer Kontrolle über die Offiziere. Zudem führte es zu einer erneuten sozialen Differenzierung; die Zahlung von zehn Peseten pro Tag an jeden Milizio-

17 Vgl. seine „Notes on the Spanish Militias" in: George Orwell, Orwell in Spain, Harmondsworth 2001, S. 277-289. Zur militärischen Rolle der POUM insgesamt s. meine Arbeit „Die POUM im Spanischen Bürgerkrieg", Frankfurt/ M. 1987, S. 266-288.

när wurde in der neuen Armee von der alten Gehaltsskala abgelöst. Die Milizionäre erhielten nun weniger als zuvor und die Offiziere das zehn- bis fünfzehnfache, bis zu mehr als 100 Peseten am Tag.
Mit einem Dekret vom 15. Oktober wurde die Institution der Kommissare zur Unterstützung der Offiziere eingerichtet; sie sollten für die Befolgung von Befehlen sorgen und die Moral der Truppen heben. Ausgewählt werden sollten sie aus politischen Aktivisten, d. h. aus Zivilisten. Diese Institution wurde schließlich von der Kommunistischen Partei dominiert. Viele weitere Dekrete regulierten die Armee bis ins kleinste Detail. Ein gemäßigter, mit dieser Vorgehensweise im Prinzip sympathisierender Beobachter wie Alpert bemerkt dazu: *„Was Aufmerksamkeit bei diesen Direktiven hervorruft, ist ihre ganze Treue zur Tradition. Es gibt nicht das geringste Anzeichen für das Eingeständnis, daß das Fehlen von Berufsoffizieren und -unteroffizieren ein viel flexibleres Herangehen verlangte... Dies zeigt zweierlei: erstens, daß die neue Armee keine revolutionäre Struktur haben würde. Zweitens, daß ihre Organisatoren das enorme Fehlen von Kadern nicht erkannten, oder, wahrscheinlicher, daß ihr bürokratischer Verstand sie nicht in Einklang mit der Realität der Situation bringen würde.“*[18]
Auf diese ersten Dekrete zur Militarisierung der Milizen, durch die sie zunächst in Bataillonen reorganisiert wurden, folgte im Oktober der Aufbau der neuen Armee, deren Eckpfeiler die gemischten Brigaden („Brigadas mixtas“) wurden. Vier Infanteriebataillone wurden mit zusätzlichen Einheiten vereinigt. Diese Brigaden wurden dann in Divisionen und schließlich in Armeekorps zusammengefaßt. All dies wurde im Winter 1936/37 durchgeführt, wobei jedoch die damit verbundene, Ende Oktober 1936 zum ersten Mal dekretierte Einberufung ganzer Jahrgänge erst im folgenden Jahr wirklich realisiert werden konnte. Wie Alpert allerdings schreibt, tendierten die gemischten Brigaden zu einem Ungleichgewicht zwischen Versorgungseinheiten einschließlich Administration und Kampftruppen und waren nicht so mobil, wie sie hätten sein sollen.[19] Doch eine genauere Untersuchung dieser Frage würde zu einem anderen Thema, der Militärgeschichte der folgenden Schlachten, führen, so daß es hier bei diesem Hinweis bleiben muß.
In Katalonien wurde die Militarisierung von der katalanischen Regierung in die Hand genommen, was einige Besonderheiten mit sich brachte, z. B. die relativ späte Einführung der gemischten Brigaden. Im Hinblick auf die Ersetzung der Milizen von Freiwilligen durch einberufene, der traditionellen Militärdisziplin unterworfene Soldaten, glich sie jedoch der von der Zentralregierung gesteuerten Militarisierung. Die Soldaten wurden zuerst als Armee Kataloniens („Exèrcit de Catalunya“) zusammengefaßt. Als Katalonien im Nachklang der Mai-Ereignisse von Barcelona, der Kämpfe zwischen den anarchosyndikalistischen und POUM-Arbeitern auf der einen gegen die Kommunisten und bürgerlichen Autonomisten auf der anderen Seite um die Fortführung der Revolution im Mai 1937,[20] faktisch seine Autonomie verlor, wurde sie als östliches Armeekorps („Cuerpo del Ejército del Este“) einfach in die Volksarmee überführt.

---

18 Michael Alpert, El ejército republicano, a.a..O., S. 81.
19 Ebd., S. 83.
20 Zu den Mai-Tagen vgl. die entsprechenden Abschnitte in den in Anm. 1 genannten allgemeinen Darstellungen zum Bürgerkrieg sowie: Manuel Cruells, Mayo sangriento. Barcelona 1937, Barcelona 1970.

Daß die Militarisierung in breitem Maße und so schnell akzeptiert wurde, mag zunächst erstaunen. Doch war die militärische Situation angesichts des scheinbar nicht aufhaltbaren Vormarschs der Putschisten auf Madrid im Verlaufe der Monate August bis Oktober verzweifelt und verlangte nach drastischen Maßnahmen. Die Durchführung der Militarisierung war offenkundig von vielen Hoffnungen begleitet. Dies betrifft auch diejenigen Kräfte, die sie letztlich nur halbherzig akzeptierten, weil sie ansonsten keine Versorgung mehr erhalten hätten. Ihnen wurde versprochen, oder jedenfalls verstanden sie es so, daß sie im Zuge der Militarisierung Waffen erhalten würden. Nur die Kommunistische Partei stand geschlossen hinter all diesen Maßnahmen, während die offenste Kritik von Seiten der Anarchosyndikalisten kam.

Auf jeden Fall war die Durchführung der Militarisierung nur möglich geworden, weil die CNT Ende September zuerst in die katalanische Regierung (begleitet von der POUM) eingetreten war, und dann am 4. November Teil der Regierung der Republik unter dem Ministerpräsidenten Largo Caballero wurde. Während sie in Katalonien wichtige Positionen in der Kriegsführung erhalten hatte, u.a. mit der Ernennung eines Anarchosyndikalisten zum Generalsekretär im Kriegsressort, blieben ähnliche Positionen in der Zentralregierung in einem neu gegründeten Ausschuß und als Berater im Generalstab von rein nomineller Bedeutung.

Nichtsdestotrotz gab es Widerstand. An der Aragón-Front blieb es zumindest bis zum Mai 1937 leicht, sich mit den Formalitäten abzufinden, indem z.B. Ränge eingeführt oder Hundertschaften in Kompanien umbenannt wurden, während gleichzeitig die politische Einflußnahme der jeweiligen Organisation beibehalten wurde. Die POUM z. B. entschied, daß alle ihre zu Offizieren ernannten Mitglieder vom neuen Sold den Betrag über die täglichen zehn Peseten der Milizionäre hinaus an die Partei abzugeben hatten, um neue soziale Ungleichheiten zu vermeiden. Kein POUM-Mitglied schied aus den reorganisierten Einheiten aus.

Dies war bei den Anarchosyndikalisten anders.[21] Entsprechend ihrem wesentlich lockereren Verständnis von Disziplin verließ ein beträchtlicher Teil ihrer Aktivisten die Front, was die anarchosyndikalistische Führung zu vermeiden suchte. Ein Beispiel davon war jene Gruppe, die, hauptsächlich von der Kolonne Durruti herkommend, den Grundstein für die berühmten „Freunde Durrutis" („Los Amigos de Durruti") legte,[22] eine oppositionelle Strömung im Anarchosyndikalismus, die, obwohl sie immer sehr klein blieb, für ihre propagandistische Rolle während der Mai-Ereignisse berühmt wurde.

Eine noch größere Wirkung hatte der bittere Widerstand der berühmten „Eisernen Kolonne" („Columna de Hierro") vor Teruel,[23] die in ihrer Zeitung „Linea de fuego" („Schußlinie") monatelang eine Kampagne gegen die Militarisierung führte. Sie orga-

---

21 Zur Unterwerfung der Anarchosyndikalisten unter die Militarisierung vgl. auch Julián Casanova, De la calle al frente, a.a.O., S. 188-191.

22 Zu den Freunden Durrutis vgl. Miquel Amorós, La revolución traicionada. La verdadera historia de Balius y Los Amigos de Durruti, Barcelona 2003; Hans Schafranek/Werner Wögerbauer, „Nosotros, Agentes Provocadores." Anmerkungen zur Geschichte der „Amigos de Durruti", in: Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit, 8/1987, S. 33-51.

23 Speziell zur „Eisernen Kolonne" vgl. Burnett Bolloten, The Spanish Civil War, a.a.O., S. 333-342; Abel Paz, Crónica de la Columna de Hierro , Barcelona 2001; s. auch: Einspruch gegen die Kapitulation von 1937 vor den Libertären der Gegenwart und der Zukunft von einem „Unkontrollierten" der Eisenkolonne, Nürnberg 1981.

nisierte eine Konferenz aller CNT-Militäreinheiten in Spanien, die Anfang Februar 1937 in Valencia stattfand. Während der intensiven und manchmal hitzigen Diskussionen kristallisierten sich drei Positionen heraus. Die direkte Unterwerfung unter die Militarisierung wurde, wie es scheint, hauptsächlich vom Sekretär des Nationalkomitees der CNT, Mariano R. Váquez, verteidi gt. Eine Zwischenposition, die eine solche Unterwerfung als eine Art notwendiges Übel ansah, zu dem man durch äußere Umstände gezwungen war, wurde hauptsächlich von Leuten wie Cipriano Mera, dem militärischen Führer der CNT in Madrid, eingenommen. Schließlich gab es die offene Opposition wie die der „Eisernen Kolonne". Es gab jedoch keine Alternativen: Im März 1937 militarisierte sich die Kolonne angesichts der Drohung, sonst keine Waffen mehr zu bekommen, nach einer Abstimmung selbst. Nach verschiedenen Berichten verließen daraufhin vierhundert ihrer Angehörigen die „Eiserne Kolonne"; dies scheint der letzte Widerstandsfokus gewesen zu sein.

Während all dies oft beschrieben wurde, hauptsächlich in anarchistischen Veröffentlichungen, scheint eine Konsequenz der Militarisierung oft übersehen worden zu sein, die schon viel früher, als die ersten Maßnahmen zur Integration und Reorganisation durchgeführt wurden, begonnen hatte: Der Ausschluß der Frauen, der „Milicianas". Zur Zeit der Eingliederung der Milizen in die Volksarmee im Winter 1936/37 war schon fast keine mehr von ihnen an der Front.

War der ganze Prozeß der Militarisierung zwingend, ohne Alternative? Wieder einmal ist der Kontext am besten von George Orwell beschrieben worden: *„Es wäre aber durchaus möglich gewesen, die Miliz zu reorganisieren und leistungsfähiger zu machen und sie gleichzeitig unter der direkten Kontrolle der Gewerkschaften zu belassen. Der Hauptzweck des Wechsels lag darin, dafür zu sorgen, daß die Anarchisten keine eigenen Waffen mehr besaßen. Außerdem war der demokratische Geist der Miliz ein Brutnest für revolutionäre Ideen."*[24]

Ein anderer berühmter Engländer sah dagegen eine positive Entwicklung im Ende der Milizen und in der Bildung der Volksarmee. Winston Churchill schrieb am 26. November 1937: *„Wenn in einem Land das ganze Gefüge eines auf Zivilisation beruhenden gesellschaftlichen Daseins durch atavistischen Hass zerstört worden ist, kann der Staat nur auf dem Fundament eines militärischen Verbandes wiederaufgebaut werden... In ihrer neuen Armee... verfügt die spanische Republik über ein Instrument von nicht nur militärischer, sondern auch politischer Bedeutung."*[25]

Diese beiden Urteile zeigen, daß die organisatorische Form der republikanischen Armee von politischen Beweggründen bestimmt wurde. Davon muß man ausgehen, wenn man sich über die Kriegführung schlüssig werden will, darüber, welche Fronten mobilisiert wurden und welche nicht, warum es nur kleinere Versuche gab, Huesca zu erobern und damit den Weg nach Saragossa zu öffnen, warum die Marine die meiste Zeit vor Anker lag, oder warum es so wenig Guerilla-Einheiten gab. Letztlich bestätigt dies wieder einmal die Feststellung von Clausewitz, daß der Krieg - und damit seine konkrete Führung - die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln ist.

---

24 George Orwell, Mein Katalonien, a.a.O., S. 71.
25 Zit. nach Pierre Broué/Émile Témime, Revolution und Krieg in Spanien, a.a.O., S. 388f.

Philippe Bourrinet

„Ordnung herrscht in Budapest." Oktober 1956: Der ungarische Arbeiteraufstand

„'Ordnung herrscht in Warschau!', 'Ordnung herrscht in Paris!', 'Ordnung herrscht in Berlin!' So laufen die Meldungen der Hüter der 'Ordnung' jedes halbe Jahrhundert von einem Zentrum des weltgeschichtlichen Kampfes zum andern. Und die frohlockenden 'Sieger' merken nicht, daß eine 'Ordnung', die periodisch durch blutige Metzeleien aufrechterhalten werden muß, unaufhaltsam ihrem historischen Geschick, ihrem Untergang entgegengeht... Die Massen waren auf der Höhe, sie haben diese 'Niederlage' zu einem Glied jener historischen Niederlagen gestaltet, die der Stolz und die Kraft des internationalen Sozialismus sind. Und darum wird aus dieser 'Niederlage' der künftige Sieg erblühen."[1]

Vor fünfzig Jahren brach einer der größten Arbeiteraufstände des zwanzigsten Jahrhunderts aus. Er überraschte die Geister durch seine Intensität und war Ursache einer bemerkenswerten Erschütterung der stalinistischen kommunistischen Parteien Westeuropas. Zum erstenmal seit den Aufständen der Arbeiter Ostberlins und Poznáns (Posens) verbreitete sich ein gegen die Staatspartei und ihre sowjetische „Schutzmacht" gerichteter Arbeiteraufstand über ein ganzes Land.

Ungarn hatte im Jahre 1919 während 133 Tagen die Revolution der Arbeiterräte erlebt - unter der sehr strittigen und gewissermaßen diktatorischen Führung von Bela Kun, einem ehemaligen mittelmäßigen Gewerkschaftsbürokraten. Die Räterepublik, so wie Bela Kun sie sich vorstellte, war zwar in Worten eine Republik der Räte, die die politische Macht besaßen, tatsächlich aber eine Republik, in der die Gewerkschaften eine Organisation des Wiederaufbaus und der wirtschaftlichen Verwaltung des Staates waren und kein echtes Organ der Macht von unten.[2]

Im Oktober und November 1956 tauchte eine Parole auf, die auf die verflossene Räterepublik verwies und sie zugleich kritisierte: „Die *wirkliche* Macht den Arbeiterräten." In ihrer Dringlichkeit, Verbreitung und oft auch Verwirrung hatte diese Parole den Charakter einer Aufforderung. Trotzdem wurde die Bewegung sehr schnell von sowjetischen Panzern niedergeschlagen. Diese Niederschlagung, die schließlich von den Westmächten und Titos Jugoslawien insgeheim und von China ganz offen gebilligt wurde, wurde zur größten Erleichterung Frankreichs und Großbritanniens von der Suez-Krise verdeckt, die den spontanen Aufstand der ungarischen Arbeiter in den

---

1 Rosa Luxemburg, Die Ordnung herrscht in Berlin (Die Rote Fahne, 14/14. Januar 1919), in: Dies., Gesammelte Werke Band 4. August 1914 bis Januar 1919, Berlin 1974, S. 533-538, hier S. 534 und S. 538.

2 Dem entspricht die folgende Erklärung Bela Kuns vom 14. Mai 1919: *„Unser industrielles System beruht auf den Gewerkschaften. Diese müssen sich stärker emanzipieren und in mächtige Unternehmen umwandeln, die die Mehrheit und schließlich die Gesamtheit der Individuen ein und desselben Industriezweiges erfassen... Nie hat die Gewerkschaftsbewegung eine solche Bedeutung besessen wie heute. Sie ist nicht politischer Natur; ihre Aufgabe besteht darin, die Produktion zu organisieren und zu kontrollieren."* Zit. nach Achille Dauphin-Meunier, La Commune Hongroise et les Anarchistes (21 Mars 1919 - 7 Août 1919), Paris 1926, S. 36.

Hintergrund drängte, während sie ihre Truppen an den Kanal schickten, um Israel zu unterstützen und insbesondere das Rote Meer zu kontrollieren.

Vorboten und Fraktionskämpfe in Ungarn

Chruschtschows „Enthüllungen" hinter verschlossenen Türen während des 20. Parteitages der KPdSU im Februar 1956 über das, was schamhaft als „Verbrechen Stalins" bezeichnet wurde, konnten nicht geheim bleiben und hatten bereits alle stalinistischen Parteien erschüttert, insbesondere jene, die im Osten an der Macht waren und jene, die im Westen, wie die französische Kommunistische Partei (PCF), befürchten mußten, daß ihre Basis in der Arbeiterschaft zusammenbrechen könnte. Sie befürchteten alle, daß dies der Öffnung einer „Büchse der Pandora" gleich käme, die die Arbeiter nicht nur ihrer Hoffnungen berauben würde, sondern bei ihnen eine Wut aufkommen ließe, die sich keine Illusionen mehr über die Natur eines Staates macht, dessen „soziale Aspekte" nur der dünnen Schicht „der Führungskräfte" zugute kommen.
Den Terrorismus dieses Staates, dessen Basis der Staatskapitalismus war, der auf einer maximalen Ausbeutung der Arbeit basierte und von russischen Bajonetten gestützt wurde, erlebten die Arbeitern und Intellektuellen als tagtäglichen Alptraum. Alle waren von einer Meute von Spitzeln umgeben, von der Geheimpolizei überwacht und hatten als „parasitäre" oder „konterrevolutionäre" Elemente bereits mit den „Volksgefängnissen" Bekanntschaft gemacht, wenn nicht sogar mit den Folterungen der neuen „heiligen Inquisition". Die große Masse der Hand- und Kopfarbeiter lebte unter Arbeits- und Wohnbedingungen, die an die schlimmste Zeit des kapitalistischen Aufstiegs im 19. Jahrhundert erinnerten, und in einem nicht nur durch Unterernährung und den regelmäßigen Anstieg des Arbeitsrhythmus verschlimmerten Erschöpfungszustand, sondern auch in der täglichen Angst vor Denunziation. Hinter der vom Regime verkündeten Gleichheit herrschten schlimmste Korruption und Erpressung sowie ärgste soziale Ungerechtigkeit. In dieser Hinsicht unterschied sich ihre Lage nicht von der der Arbeiter in der „dritten Welt" und auch nicht von der der Arbeiter in den fortgeschrittensten kapitalistischen Ländern, die die Welt regelmäßig durch soziale Aufstände an ihre Ausbeutung erinnerten, die sowohl gegen „ihren Staat" als auch gegen die „Verteidiger" ihres sozialen Status gerichtet waren.[3]

a) Poznán

Seit dem Tod Stalins war es unvermeidlich, daß sich die sehr starke Unzufriedenheit der Arbeiter im Osten, aber auch die der intellektuellen Schichten, die es ablehnten, sich zu ideologischen Handlangern des Staates machen zu lassen, eines Tages manifestieren würde. Die Ereignisse vom Oktober 1956 in Ungarn haben in der Tat ihren Ursprung in Polen. Im Juni 1956 traten die Arbeiter einer Fabrik in Poznán, die Lokomotiven und Rüstungsmaterial herstellten, spontan in Streik, um eine Lohnerhöhung, Preissenkungen und eine Herabsetzung des Arbeitsrhythmus durchzusetzen. Die Verhandlungen mit der Direktion der Fabrik führten zu nichts, so daß die Arbeiter massiv

3 So z.B. in den Streiks des Jahres 1955 in Nantes und Saint-Nazaire; s. dazu die Beiträge in: Argone (Marseille), 33/April 2005 (Le syndicalisme et ses armes).

in den Straßen der Stadt demonstrierten und sich sehr schnell politisierten, wobei sie „Brot und Freiheit“ und die „Abschaffung der Akkordarbeit“ forderten sowie „Russen raus“ riefen, eine Parole, die der von der „gegnerischen Seite“ benutzten Parole „US go home“ entlehnt und angepaßt war; zu hören war auch die Forderung „gebt uns unsere Religion zurück“.
Die russischen Truppen, die die Stadt umzingelten, griffen nicht ein - aus Vorsicht und zweifellos auf Befehl von oben. Die intervenierenden polnischen Panzereinheiten unterwarfen die unbewaffneten Arbeiter in einem Blutbad, anknüpfend an einen noch aus der Periode des Marschalls Pilsudski stammenden patriotischen Geist. Alle Solidaritätsstreiks, die spontan in anderen polnischen Städten ausbrachen, wurden schnell erstickt. Im polnischen Staatsapparat zeigte man sich unentschlossen. Die unnachgiebigsten Stalinisten, die „Natolinisten“ (benannt nach dem Warschauer Vorort Natolin), drohten mit einem Staatsstreich des Militärs und dem „Ausnahmezustand“, falls „es notwendig sein würde, die Staatsräson brutal durchzusetzen“. Diesen Ideen schloß sich ein Schriftsteller an, ein ehemaliger Faschist und Führer der katholischen Bewegung Pax, die die Parole „gebt uns unsere Religion zurück“ ausgegeben hatte. Dies alles verband sich mit dem traditionellen antisemitischen Schmutz, in dem sich sowohl der nationale Stalinismus als auch eine extreme polnische Rechte suhlten, die sich schnell der Konzeption eines „starken“ „sozialistischen Staates“ angeschlossen hatte.[4]
Die führende Klasse Polens hatte Angst. Die Staatspartei beschloß, daß eine größere Flexibilität notwendig sei, um zu vermeiden, daß die sozialen Unruhen zu radikaleren politischen und sozialen Forderungen führten. Der Generalsekretär der Partei, Edward Ochab, zeigte plötzlich „Verständnis“: drei Viertel der Arbeiter von Poznán hätten aufgrund eines sinkenden Akkordlohns einen Rückgang ihres realen Einkommens und eine Erhöhung des Arbeitsrhythmus erlitten.[5] Es vollzog sich eine Änderung auf der Bühne des politischen Theaters - jedoch hinter geschlossenen Vorhängen.
Gomulka, der, da er als „Oppositioneller“ von dem stalinistischen Regime inhaftiert worden war, als „liberal“ galt, wurde wieder in die Partei integriert. Weitgehend unterstützt vom Großteil der Bevölkerung, die in ihm einen Retter sah, wurde er am 19. Oktober zum Generalsekretär der Partei ernannt. Währenddessen bewegten sich russische Panzereinheiten auf Warschau zu und die Sowjets bestanden auf der Anwesenheit des Verteidigungsministers, des russischen Marschalls Rokossovski, was Gomulka ablehnte, der zu einer Kraftprobe bereit war.[6] Da er einen Krieg zwischen Polen und Rußland befürchtete, gab der Kreml nach. Rokossovski mußte Polen verlassen und wurde sowjetischer Verteidigungsminister. Polen war im Warschauer Pakt zu wichtig, so daß es angemessener schien, nachzugeben und „einen polnischen Weg“ sich entwickeln zu lassen.

---

4 François Fetjö, Die Geschichte der Volksdemokratien. Buch 2: Nach Stalin 1953-1972, Frankfurt am Main 1988, S. 117ff. General Jaruzelski hatte die wertvolle „Lektion”, die ihm seine Vorgänger erteilt hatten, nicht vergessen: Er erklärte den Kriegszustand, um der bemerkenswerten Arbeiterbewegung im Herbst 1980 ein Ende zu machen.

5 Zu den Ereignissen in Polen s. Andy Anderson, Hongrie 1956. La commune de Budapest. Les conseils ouvriers, Paris 1976, S. 52-56.

6 Marschall Constantin Rokossovski (1896-1968) war ein Sowjetrusse polnischer Herkunft, der seit 1949 polnischer Verteidigungsminister war. Es waren Edward Ochab (1906-1989) und die Führung der polnischen kommunistischen Partei, die den russischen Marschall gebeten hatten, gegen die Aufständischen von Poznán zu intervenieren.

Dieser Versuch, den Staatsapparat und das Getriebe der kommunistischen Partei nicht „zu liberalisieren", sondern „zu nationalisieren", war somit auf der Basis einer breiten Unterstützung im Volk erfolgreich. Gomulka beeilte sich, die Unterstützung der katholischen Kirche zu erlangen, die sich in seinen Dienst stellte, um die Geister „zu beruhigen", nachdem sie erreicht hatte, daß eine große nationale Wallfahrt der „schwarzen Jungfrau" von Czestochowa (Tschenstochau) und auf diesem Weg der „tausendjährigen polnischen Nation" Ehrerbietung leisten sollte. Die sich stabilisierende Lage der Staatspartei ebnete „den polnischen Weg zum Sozialismus", eine „Nationalisierung" des polnischen Staatskapitalismus ohne russische Panzer.

b) Der Fall Ungarn

In Ungarn, wo die revolutionäre Tradition der Vergangenheit präsent war und die Intellektuellen und die Arbeiter eher dazu neigten, von der „Waffe der Kritik" zur „Kritik der Waffen" überzugehen, verliefen die Dinge anders. Die Agitation gegen das ultrastalinistische Regime von Mátyás Rákosi entwickelte sich ab April 1956, als sich der Petöfi-Kreis bildete, zu dem Studenten zählten, die der kommunistischen Jugend angehörten. Dieser Kreis, der sich nach dem bedeutendsten Dichter der Nation benannt hatte, konnte zahlreiche Broschüren veröffentlichen und zahlreiche Sitzungen abhalten, in denen nicht nur eine größere literarische Freiheit, sondern auch die Bestrafung derjenigen, die Innenminister László Rajk 1949 zum Tod durch Erhängen verurteilt hatten, und besonders das Ende des vom Regime ausgeübten Polizeiterrors verlangt wurde. Rákosi wurde am 18. Juli in der Folge eines russisch-jugoslawischen Abkommens, das darauf abzielte, die ganze Region während der „Entstalinisierung" zu stabilisieren, zum Rücktritt gezwungen.
Ab September begannen die ungarischen Arbeiter als Folge der polnischen Ereignisse zu diskutieren und eine „wirksame Arbeiterselbstverwaltung" in den Fabriken zu fordern, die auf einem „jugoslawischen Modell" aufbauen sollte, das jedoch nichts wirklich Revolutionärs an sich hatte.[7] Der Petöfi-Kreis und die Schriftstellervereinigung griffen diese Parolen auf und forderten die Wiederaufnahme von Imre Nagy in die Partei, der das Land von 1953 bis 1954 im Rahmen einer zeitweiligen „Entstalinisierung" geleitet hatte. Beide forderten einen „ungarischen Weg zum Sozialismus" und eröffneten eine Kampagne, um die mit der UdSSR abgeschlossenen ungleichen Wirtschaftsverträge anzuprangern, insbesondere diejenigen zur Förderung der strategischen Uranvorkommen, die im Süden von Ungarn entdeckt worden waren. Angesichts der Diskussionen und auf Druck der UdSSR flog Ernö Gerö, Generalsekretär der Partei und frühere rechte Hand von Rákosi, im Anschluß an entsprechende Absprachen mit seinen Herren im Kreml nach Belgrad, um dort mit Tito die möglichen Entwicklungen der ganzen Ereignisse, die brenzlig zu werden drohten, zu besprechen.

---

7 Andy Anderson, Hongrie 1956, a.a.O., S. 64ff. Für Anderson brachte *„die Forderung nach Selbstverwaltung... eine revolutionäre Schärfe im eigentlichen Sinne des Wortes"* (S. 65) zum Ausdruck. Es ist bemerkenswert, daß die Philosophin Hannah Arendt in einer Studie über die ungarische Revolution der Ansicht war, daß es *„heute in Jugoslawien kein Rätesystem und keine freien Arbeiterräte (gibt)"*. Hannah Arendt, Die Ungarische Revolution und der totalitäre Imperialismus, München 1958, S. 40.

Der ungarische Oktober: Revolte, Aufstand und Revolution

Die Studenten des Petöfi-Kreises lancierten die Parole einer „Solidaritätsdemonstration mit Polen", die sie am 23. Oktober auf den Mauern von Budapest plakatierten. Die Demonstration wurde zuerst verboten, dann jedoch erlaubt und fand vor der Statue des polnischen Generals Joseph Bern statt, einem Helden der ungarischen Revolution von 1848. Schon bald strömten Arbeiter zusammen, die eine dichte Menge bildeten und darauf warteten, daß *„sich etwas Großes und sehr Bedeutendes"* ereignen würde.[8] Eine Menge junger Leute begab sich in den Stadtpark, wo eine überdimensionierte Statue Stalins unter allgemeiner Heiterkeit in Stücke geschlagen wurde, um dann symbolisch vor das Nationaltheater verbracht und mit dem Verkehrszeichen „Einbahnstraße" versehen zu werden.

Am selben Tag war Gerö aus Jugoslawien zurückgekehrt, wo er Rückendeckung von Tito erhalten hatte, den er kurz zuvor noch als „Faschisten" und „Konterrevolutionär" behandelt hatte. Gerö wurde mit der Bildung einer neuen Regierung unter Einbindung von Imre Nagy beauftragt. Gerade zurückgekehrt und mit der Versicherung, daß die UdSSR und Jugoslawien sich gemeinsam darauf eingestellt hatten, mit den Änderungen „in aller Ruhe" umzugehen, hielt Gerö mehrere Rundfunkansprachen. Um 20 Uhr prangerte er die Protestbewegung als „faschistisch" und konterrevolutionär an. Seine Ansprache war bezeichnend für die panische Reaktion der Vertreter der herrschenden Klasse vor jeder sozialen Revolte: die Demonstranten sind immer nur „Gesindel" und „Schurken". Jedenfalls ist es das, was die Demonstranten, Studenten und Arbeiter zu verstehen glauben.[9]

Die erdrückende Mehrheit der ungarischen Arbeiter wußte nichts von der Rolle des „Bluthundes", die derselbe Ernö Gerö bereits während der Revolution in Spanien gespielt hatte, eine Revolution, die er wie die Sünde haßte.[10] Als „Genosse Pedro" agierte er dort als Agent des NKWD (russische Geheimpolizei), während er offiziell Mitglied der katalanischen stalinistischen Partei PSUC (Partit Socialista Unificat de Catalunya) war. Gerö war nach der Niederschlagung des Aufstandes der Anarchisten und der POUM in Barcelona im Mai 1937 direkt an der Beseitigung und Ermordung des Führers der POUM (Partido Obrero de Unificación Marxista) Andrés Nin beteiligt.[11] Es war also ein „Mann mit Erfahrung".

---

8 François Fetjö, Die Geschichte der Volksdemokratien, a.a.O., S. 141.

9 Miklós Molnár, Victoire d'une défaite. Budapest 1956, Paris 1968, S. 129. Dieser diktatorische Redestil findet in der herrschenden Klasse immer wieder Nacheiferer, wie z.B. beim ehemaligen französischen Innenminister ungarischer Herkunft Nicolas Sarkozy, der im Oktober 2005 das Feuer in den französischen Vororten schürte, indem er davon sprach, daß man mit dem *„Gesindel"* aufräumen und die *„Schurken"* der vielfach von Arbeitslosen bewohnten armen Stadtteile, die meistens Einwanderer sind, *„mit einem Kärcher"* reinigen müsse. Kärcher ist ein leistungsfähiges Haushalts- und Industriegerät deutscher Fabrikation, das zur Reinigung von Kraftfahrzeugen oder Gebäuden dient.

10 Der deutsche Sozialdemokrat Gustav Noske, Kriegsminister und mit der Liquidierung der Spartakistenbewegung im Januar 1919 Berlin beauftragt, hatte erklärt, daß *„einer der Bluthund sein (muß)"*. Der Führer Friedrich Ebert, der ihm zur Seite stand, bekannte: *„Ich haße die Revolution wie die Sünde"*.

11 Vgl. Maria Dolors Genovés, Operación Nikolai o el asesinato de Andreu Nin, in: Història, política, societat i cultura dels Països catalans. Enciclopèdia Catalana (dir. Borja de Riquer i Permanyer). Vol. 9: De la gran esperança a la gran ensulsiada (Dir. Hilari Raguer i Suñer), Barce-

Die absichtlich provozierenden Reden Gerös legten Feuer an die Lunte. Als er das Gebäude verließ, wäre er fast von der Menge gelyncht worden, aber es gelang ihm, sich ins Parlament zu begeben, wo die ungarische kommunistische Partei ihren Sitz hatte. Er berief das Zentralkomitee ein, erklärte sich bereit, Nagy als Ratspräsidenten zu nominieren und appellierte an die sowjetischen Truppen.
Aus dem Rundfunkgebäude, dem Symbol der Macht, erfolgten Feuerstöße, abgefeuert zweifellos von einer Abordnung der so sehr verabscheuten politischen Polizei: der AVH.[12] Die ungarischen Truppen, die geschickt worden waren, um den sich ausbreitenden wütenden Aufstand einzudämmen, fraternisierten mit den Aufständischen und lösten sich in der Menge auf, wobei die Waffen von Hand zu Hand weiter gegeben wurden. Kurz danach stießen Arbeiter mit Lastwagen und mit Kisten voller Munition hinzu. Damit begann die Belagerung des Rundfunkgebäudes und der Aufstand verbreitete sich wie ein Lauffeuer in der ganzen Stadt.
Die sowjetischen Truppen intervenierten am Morgen des 24. Oktober und eröffneten das Feuer in mehreren Vierteln von Buda und Pest: 350 Tote bedeckten die Straßen der Hauptstadt und mehrere Tausend Verletzte wurden in Krankenwagen weggebracht, die von den Männern der Geheimpolizei, der eigentlichen Prätorianergarde des stalinistischen Regimes, mit den Buchstaben AVH beschriftet worden waren.
Imre Nagy wurde zum Premierminister ernannt, während Gerö auf seinem Posten als „Erster Sekretär der Partei" blieb. Nagy verkündete das Standrecht[13] und versprach bald darauf für den Fall, daß die Aufständischen die Waffen niederlegten, eine Amnestie und „einen alsbaldigen Demokratisierungsplan". Aber der Aufstand dauerte an: starke Arbeiterbataillone aus den Industriebezirken, Studenten, Soldaten und junge Offizierschüler hielten zusammen. Zahlreiche Mitglieder des AVH wurden von den Aufständischen umgebracht.
Im Laufe der Kämpfe gegen die AVH und die sowjetischen Streitkräfte, die bis zum 29. Oktober dauerten, liefen die Masse der ungarischen Soldaten und sogar der Offiziere und der Einheiten der städtischen Polizei zu den Aufständischen über und beteiligten sich an den Feuergefechten. Die verunsicherten sowjetischen Streitkräfte waren unentschlossen, einige Panzerbesatzungen mischten sich unter die Demonstranten, einige desertierten und beteiligten sich an der Seite der Arbeiter an den Kämpfen.
Die Dinge verschlimmerten sich für die Machthabenden in dem Moment beträchtlich, als die 50.000 Arbeiter der Metallfabriken der Donauinsel Csepel im Süden von Buda-

---

lona 1999. S. auch: Agustín Guillamón, La NKVD y el SIM en Barcelona. Algunos informes de „Pedro" (Gerö) sobre la Guerra de España, in: Balance (Barcelona), 22/November 2001.

12 Államvédelmi Hatóság (AVH, Abteilung für Staatssicherheit) war der Name der politischen Polizei. Die Nr. 60 der Avenue Andrássy in Budapest, wo sich der Sitz der AVH befand, war die alte Adresse der Partei der ungarischen Anhänger von Hitler. Er war mit Räumen für Folter und einem Raum für den Galgen ausgestattet. Seit 2002 ist dieser Ort ein Museum: das „Haus des Terrors", das an die Opfer des Faschismus und des Stalinismus erinnert.

13 Ein mit „Imre Nagy, Ministerpräsident" unterzeichnetes Dekret verkündete *„das Standrecht für den Fall folgender Verbrechen: subversive Aktivität, Aufstand, Anstiftung zum Aufstand, Anstiftung zur Brandstiftung, Besitz und verbotener Gebrauch von Sprengstoff, Gewalt gegen Amtspersonen oder Zivilisten, Besitz verbotener Waffen. Alle nach dem Standrecht strafbaren Verbrechen werden mit dem Tod bestraft."* Es scheint, daß Nagy das Dekret nicht mit eigener Hand unterzeichnet hatte, zumindest hat er dies behauptet. S. La révolte de la Hongrie d'après les émissions des radios hongroises, octobre-novembre 1956. Préface de Ferenc Fejtő, Paris 1957, S. 20.

pest sich zu bewegen begannen. Das rote Csepel, das „Billancourt" von Budapest, setzte sich in Marsch. Die Arbeiter des roten Csepel beschlossen, einen Angriff auf den Sitz der kommunistischen Partei zu unternehmen, um dort das Hauptquartier des Revolutionsausschusses von Budapest zu etablieren. Sie waren nicht mit leeren Händen gekommen und brachten Kisten mit Munition und Waffen mit.
„Ordnung" herrschte weder in Budapest noch im Rest des Landes.[14] Wie 1848 beim „Völkerfrühling", wie im Jahre 1918 nach der Niederlage der österreichisch-ungarischen Armee vereinigte sich ganz Ungarn. Der Aufstand schien eine nationalistische Wendung zu nehmen, ganz wie „'48" der Kampf um nationale Selbstbestimmung.
Aber es handelte sich nicht um ein neues 1848. Am 26. Oktober hatte sich der Aufruhr verallgemeinert und bereits den Aspekt eines sozialen Aufstandes angenommen. Der zweigleisige Apparat von Partei und Staat war zusammengebrochen.
Von dem Machtvakuum profitierend und nachdem sie den Truppen des AVH Widerstand geleistet, sie zerschlagen oder entwaffnet und schließlich aufgelöst hatten, bildeten die Aufständischen überall Arbeiterräte und Räte der geistigen Arbeiter oder Revolutionsausschüsse, z.B. in Miskolc, Pécs, Györ, Szeged und anderen Orten. Überall breiteten sich spontane Streik aus. Es entwickelte sich ein „Dualismus der Macht", wobei jedoch die Arbeiterräte und die verschiedenen „Revolutionsausschüsse" tatsächlich die gesamte Macht innehatten. Die Macht der Räte, die unterschiedliche Formen annahmen (vgl. unten), ist die einzige, die von den Arbeitern sowie den Studenten und Intellektuellen, die sich ihnen angeschlossen hatten, anerkannt wurde. Und diese neue Macht verfügte über Rundfunksender, derer sie sich bemächtigt hatte, um realitätsgerechte Informationen und sowohl politische als auch militärische Parolen zu verbreiten, die ziemlich prägnant den revolutionären Geist widerspiegelten. Einige weniger wichtige „Revolutionsausschüsse", besonders in der Nähe der österreichischen Grenze, brachten einen durch eine proamerikanische Haltung ergänzten nationalistischen Geist zum Ausdruck, der die Nachrichten von Radio Free Europe in München zu kopieren schien, das vom CIA subventioniert wurde.

Die Vorbereitung der Gegenrevolution von innen und außen

Eine Gegenrevolution kommt nicht nur von außen, im ungarischen Fall kam sie in Form von russischen T 34 - Panzern. Sie mußte sich auf die Haltung des neuen nationalen Staatsapparates stützen, der von Premierminister Imre Nagy und János Kádár geleitet wurde, der schließlich Ernö Gerö an der Spitze der Partei ersetzt und sich an die „Seite des aufständischen Volkes" gestellt hatte.
Aufrufe, die Arbeit wieder aufzunehmen und die Waffen zurückzugeben, erwiesen sich als nutzlos; die Arbeiterräte widersetzten sich dem mit allen ihren Kräften, solange die sowjetischen Truppen im Land präsent waren. Zudem hatten die Räte in einigen Städten bereits beschlossen, daß allein in den Bereichen der Lebensmittelversorgung, der Gesundheit, des Transports und der Rüstung die Arbeit sofort wieder aufgenommen werden sollte, wobei sie der eingesetzten Regierung gegenüber ein von star-

14 Die Tageszeitung der französischen Kommunistischen Partei, der stalinistischsten unter den stalinistischen Parteien des Westens, frohlockte: *„Die Ordnung ist wiederhergestellt in Budapest."* (L'Humanité, 25. Oktober 1956).

kem Argwohn geprägtes Vertrauen zum Ausdruck brachten.[15] Nur die Studenten und die Intellektuellen zeigten eine größere Begeisterung und klammerten sich wie an einen Mythos an den Namen von Imre Nagy, der als gutmütiger Weihnachtsmann präsentiert wurde, dessen Sack schwer mit Geschenken beladen ist.[16]
Am 29. Oktober war durch Radio Budapest angekündigt worden, daß ein „provisorischer nationaler Ausschuß" gebildet und damit beauftragt worden war, eine Nationalgarde zu bilden. Diese Garde, die entfernte Erinnerungen an 1830 und 1848 zu erwecken schien, sollte alle Aufständischen zusammenfassen, die ihre Waffen noch nicht zurückgegeben hatten, und mit den Soldaten, den Offizieren und Mitgliedern der städtischen Polizei vereinen, die am Aufstand teilgenommen hatten. Zwei Tage später erfolgte ein von „revolutionären Streitkräften" und von „revolutionären Räten der Volksarmee" ausgehender Aufruf, der von verschiedenen Generälen und Obersten gegengezeichnet war und der davon sprach, daß angesichts der äußeren russischen Bedrohung das *„Vaterland in Gefahr"* sei und *„die ausländischen Elemente festzunehmen und die Übeltäter dem Recht des Volkes zu unterwerfen"* seien, ohne zu präzisieren, von wem die Rede war und wer das *„Volk"* sei.[17] Es handelte sich um die Wiederherstellung des Staatsapparates, was mit der Zeit das Ende der „Volksbewaffnung" und die vollständige Entwaffnung der Arbeiterräte bedeutet hätte.
Die Regierung Nagy begriff, daß es, um die „Ordnung" in all ihren Facetten wiederherzustellen, notwendig war, die nationalen Forderungen der Aufständischen in vollem Umfang zufriedenzustellen und eine aus verschiedenen Parteien bestehende nationale Koalition zu errichten. Kardinal József Mindszenty wurde aus seiner Haft entlassen und konnte im Rundfunk sprechen, wobei er der Regierung Unterstützung von religiöser Seite versprach. Insbesondere Nagy erkannte die Arbeiterräte offiziell an und versprach, ihre Forderungen zufriedenzustellen: Gehaltserhöhungen, Erhöhung der Familienzulagen und ein Wiederaufbauprogramm, „um die Wohnungskrise zu lösen".
Nach dem Ende der Kämpfe am 30. Oktober schienen sich die Dinge sehr schnell zu entwickeln. Am 31. Oktober kündigten die Sowjetrussen das Ende der Belagerung von Budapest an. Um 20 Uhr sprach sich Nagy im Rundfunk für eine Neutralitätserklärung Ungarns und für einen Rückzug aus dem Warschauer Pakt aus.[18] Aber einige Stunden später marschierten die sowjetischen Truppen mit mehr als 200.000 Soldaten in Ungarn ein. Nagy überschritt dann den Rubicon und wandte sich mit einem Telegramm

15 Die 30.000 Bergarbeiter von Balinka forderten am 28. Oktober - mit einem ausgeprägten proletarischen Humor -, daß die russischen Truppen Ungarn *„unter dem Schutz* von weißen Fahnen" (weiße Fahnen sind nicht nur das Symbol der Übergabe, sondern auch das der Gegenrevolution) verlassen, *„eine von den Aufständischen als* gültig *anerkannte Regierungsliste"* freiwillig akzeptieren und von Imre Nagy *„den* Beweis *erwarten, daß er das Land vor dem Abgrund retten* kann *und retten* will". La révolte de la Hongrie d'après les émissions des radios hongroises, octobre-novembre 1956, a.a.O., S. 75 (Hervorhebungen von mir, Ph.B.).

16 Die Studenten *„behandelten ihn wie einen allmächtigen Weihnachtsmann, der die tausend Fehler der Vergangenheit auf einen Schlag reparieren, den sofortigen Rückzug der Russen erreichen, aus Ungarn ein Schlaraffenland machen, die Preise reduzieren, die Gehälter erhöhen, Grund und Boden neu verteilen, jeden zufriedenzustellen, die Demokratie und eine umfassende Freiheit einführen kann".* S. Budapest 1956. La révolution hongroise. Présentée par François Fejtö, Paris 1966, S. 217.

17 Documents, récits et textes sur la révolution hongroise, in: Socialisme ou Barbarie (Paris), 21/mars-mai 1957, S. 80-93, hier S. 85-86.

18 Österreich hatte ein Jahr zuvor, 1955, eine Bestätigung seiner Neutralität sowohl durch den amerikanischen als auch durch den russischen Block erhalten.

an die UNO, in dem er um eine sofortige Intervention bat. Zudem bildete er ein Kabinett der nationalen Koalition: drei Kommunisten (Imre Nagy, János Kádár und General Pál Maléter), drei Führer der Partei des Mittelstandes, der Chef der neuen Petöfi-Partei, die von Schriftstellern gegründet worden war, und drei Führer der sozialistischen Partei, von denen einer sich unverzüglich nach Wien begab, um die Anerkennung der Sozialistischen Internationale zu erhalten.
Das Kabinett Nagy erklärte sich in einer Sitzung bereit, sein Telegramm an die UNO zu annullieren, wenn die sowjetischen Truppen sich zurückzögen.[19]
Nagy glaubte noch an Kádár, der sich als sein „Freund" ausgab.[20] Kádár verherrlichte am 1. November den Aufstand, prangerte das „politische Verbrechertum" des alten Regimes an und erklärte am gleichen Tag dem russischen Botschafter Andropov, daß er, wenn es nötig sei, auf die Straße gehen und „ohne Waffen" gegen ihre Panzer kämpfen würde.[21] Dann verschwand er auf mysteriöse Weise vor der russischen Botschaft, um an der Grenze zur Ukraine wieder aufzutauchen. Am Vorabend war er in der Tat von der sowjetischen Regierung insgeheim dazu „ausersehen" worden", eine „provisorische revolutionäre Regierung" zu bilden.[22]
Am gleichen Tag erhielt Nagy die Zustimmung der Mehrzahl der Arbeiterräte von Budapest und der Provinz. Die Streikanweisung wurde aufgehoben, und am nächsten Tag nahmen die Arbeiter von Csepel die Arbeit wieder auf. Der Regierung Nagy schien es also gelungen zu sein, die „Ordnung" wieder hergestellt zu haben. Aber am 3. November wurde Budapest gänzlich von russischen Panzern umzingelt. Am Morgen des 4. November wurde Budapest angegriffen. Die Intervention der russischen Panzer in ganz Ungarn und besonders in Budapest in der Nacht vom 3. zum 4. November resultierte aus der Angst der führenden und besitzenden Klasse Rußlands. Diese Angst wurde von dem China Mao Tse-tungs geteilt, aber auch (diskreter) von dem Jugoslawien Titos, wo es eine wichtige ungarische Minderheit in der Woiwodina gab. Alle hatten das Gespenst des Verschwindens des falschen Glanzes der „Volksdemokratien" vor Augen und glaubten, dem Beginn des Zusammenbruchs ihres „Imperiums" beizuwohnen, ohne in naher Zukunft mit einer raschen sozialen „Ansteckung" durch die Arbeiterräte zu rechnen.
Nachdem sie den Worten ihrer Abgesandten (Suslov, Mikojan und Andropov) zufolge zu Gesprächen bereit war und am Vortag wieder einen Rückzug der Truppen versprochen hatte, dann die militärischen Köpfe, die sich dem Aufstand angeschlossen hatten (wie Oberst Pál Maléter, der zum zeitgenössischen „nationalen Helden" geworden war), in eine Falle gelockt hatte, ließ die führende Klasse Rußlands schließlich die Waffen sprechen. Mehrere sowjetische Divisionen, bewaffnet und verproviantiert wie in Kriegszeiten, griffen im Morgengrauen an. Die T 34 - Panzer waren so ausgestattet,

---

19 Ferenc Glatz, A kormányes a párt vesetö szerveinek dokumentumaiból, 1956, október - 23 november 4, in: História (Budapest), 4-5/1989 (11. Jg.).

20 Die Bezeichnung als „Freund" erinnert an jene von Salvador Allende gegenüber General Pinochet, den er kurz vor dem Staatsstreich vom 11. September 1973 an die Spitze der chilenischen Streitkräfte berufen hatte.

21 Budapest 1956. La révolution hongroise. Présentée par François Fejtö, a.a.O., S. 241.

22 Vgl. Account of a Meeting at the CPSU CC, 24 October 1956, on the Situation in Poland and Hungary, in: Cold War International History Project Bulletin (Washington), 5/Spring 1995, S. 53-56.

daß sie während der Fahrt Phosphorgranaten mit einer ähnlich zerstörerischen Wirkung wie Napalm abschießen konnten, wobei sie während ihres Vormarsches von Bombenflugzeugen unterstützt wurden. Jedes Gebäude, aus dem die Aufständischen Schüsse abgaben, wurde sofort zerstört.
Die militärische Niederschlagung des Widerstandes und die Errichtung einer „revolutionären Arbeiter- und Bauernregierung" unter der Führung von Kádár, der mit einem russischen Lastwagen zurückgekommen war, beendete nicht die Macht der Räte. Diese erkannten nur die „Macht" von Nagy an, der sich in das jugoslawische Botschaftsgebäude geflüchtet hatte. Sie erließen Streikaufrufe, denen überall gefolgt wurde. Der Staatsapparat, den die Russen und Kádár wiederherstellen wollten, konnte nicht jener von Rákosi sein. Das Hauptproblem für Kádár wie für die führende Klasse Rußlands war die Vernichtung der Arbeiterräte, wobei man wußte, daß ein Generalstreik alle Versorgungsmittel erschöpfen würde, auf die eine schon ausgelaugte Bevölkerung angewiesen war.

Die Arbeiterräte während und nach dem Aufstand

Ohne das spontane Aufkommen der Arbeiterräte wäre die Revolution in Ungarn nichts anderes gewesen als eine Revolution demokratischen Typs, die zu einer Neugestaltung des Staatsapparates wie unter Gomulka geführt hätte. Es sind die Arbeiterräte und nichts anderes, die dem ungarischen Oktober einen Sinn gegeben haben, jener Versuch einer proletarischen Revolution, der zwar schnell, aber mit Schwierigkeiten von der Macht zermalmt und schließlich durch Isolierung und Demoralisierung erstickt wurde.

a) Die Entwicklung der Räte vor dem 4. November

Seit dem 24. Oktober wurden überall in Ungarn Arbeiterräte in den Fabriken gegründet. Sie ersetzten in diesem Bereich alle vom alten Regime geschaffenen Machtorgane, während sie sich außerstande sahen, den Truppen des AVH zu schaden, die die offiziellen Gebäude besetzt hielten. Sie waren nicht die einzigen Machtorgane. Mit ihnen oder neben ihnen entwickelten sich unter unterschiedlichen Bezeichnungen mehrere Aufstandsorgane, meistens auf der Basis einer nationalen Identität: Revolutionärer Rat, Nationaler revolutionärer Rat, Arbeiter- und Soldatenräte, revolutionärer Arbeiterrat, revolutionärer nationaler Ausschuß, nationaler Rat, nationaler Ausschuß, revolutionärer sozialistischer Ausschuß und sogar städtischer Arbeiterrat.[23] Es lassen sich neben ihnen sogar „Parlamente revolutionärer Studenten" feststellen, von denen einige eng mit den Fabrikräten zusammenarbeiten sollten.
Die Idee, Arbeiterräte zu bilden, war tatsächlich lange vor dem Aufstand propagiert worden, aber in den Kreisen um die Anhänger von Nagy in der ungarischen Kommunistischen Partei favorisierte man das „Modell der jugoslawischen Selbstverwaltung". Am 25. Oktober versuchten die Gewerkschaftsführer in Verbindung mit dem Parteiapparat einen Arbeiterrat in einer großen Budapester Fabrik zu gründen. In der Tat hatte *„der nationale Gewerkschaftsrat soeben eine vom Zentralkomitee der Partei gebilligte*

23 Budapest 1956. La révolution hongroise. Présentée par François Fejtö, a.a.O., S. 157.

Initiative ergriffen, derzufolge in jeder Fabrik ein Arbeiterrat gebildet werden mußte, damit die Arbeiter ein umfassenderes Kontrollrecht über die Entwicklung des Unternehmens haben und somit die Fabriken tatsächlich lenken".[24] Für die neue Regierung ging es darum, daß die neuen Räte in den Fabriken *„mit der Unterstützung der gewerkschaftlichen Organe"* eingesetzt werden.[25]

Das Regime hatte nicht vorhergesehen, daß die Arbeiter urplötzlich und zu Hunderten Fabrikräte bildeten, die nicht nur die Geschäftsführung der Betriebe, sondern auch der lokalen und regionalen Wirtschaft in die Hand nahmen.

Von den stalinistischen Parteien der ganzen Welt als rückwärts gewandte „Konterrevolutionäre" behandelt, setzten sich die Arbeiterräte mehrheitlich aus jungen Personen unter dreißig Jahren zusammen, die oft das „Mitgliedsbuch der Partei" in der Tasche hatten, das ihnen ein Recht auf Arbeit gab. Mit den revolutionären Ereignissen brach die Staatspartei, von der alle Arbeiter insofern abhingen, als sie für die Vergabe von Arbeit zuständig war, zusammen: von 900.000 Mitgliedern am Vorabend des Aufstandes hatte sie im Dezember 1956 offiziell neun Zehntel ihrer Mitglieder verloren.

Wie funktionierten die Arbeiterräte, wer waren ihre Mitglieder und was waren ihre Ziele? Entgegen den Hoffnungen des Parteiapparates und der neuen Regierung Nagy-Kádár wurden die Wahlen zu diesen Räten weder von den Gewerkschaften noch von einer Partei organisiert. Die Wahlen, die während der Kämpfe stattfanden, erfolgten unter Respektierung der Arbeiterdemokratie: Das Datum der Wahlen wurde wiederholt angekündigt, jeder wurde aufgefordert, das Wort zu ergreifen und Kandidaten vorzuschlagen, die in erster Linie nach ihrer Kompetenz, ihrem Mut, ihrer Entschlußkraft sowie ihren vergangenen und besonders ihren gegenwärtigen Aktivitäten beurteilt wurden. Die Wahlen sollten repräsentativ für die Mehrheit sein: zwischen 50 und 70% des Personals der Fabriken waren vertreten. Die Wahl basierte auf dem Status der Beschäftigten - als Arbeiter, Techniker oder Ingenieur - und nicht auf dem Status als Delegierter einer Partei oder einer Gewerkschaft.[26]

Die Hauptdaseinsberechtigung der Arbeiterräte bestand in der Leitung des Streiks auf einer Basis der Neuorganisation der Wirtschaftspolitik. Sie zahlten weiterhin die Gehälter, die sie im übrigen erhöht hatten, gewährten sofortige Beihilfen für Mittellose und organisierten die Versorgung auf der Basis eines direkten Handels mit den Bauern mittels Lastwagenkonvois. Die Nahrungsmittel wurden in den Fabriken selbst gelagert, von wo aus die Neuverteilung in einem politischen Sinn gewährleistet war.

Das Hauptproblem für die Aufständischen war die Koordinierung und die Aufrechterhaltung dieser Räte im ganzen Land. Radio Budapest war in den Händen der neuen Regierung Imre Nagy; es bezichtigte diese spontan entstandenen Räte der „wirtschaftlichen Unordnung" und behauptete, daß die Arbeiter nichts anderes wünschten als „die Arbeit unter normalen Bedingungen wieder aufzunehmen".

In der Provinz bemächtigten sich die Arbeiter mehrerer Rundfunkstationen, um ihre Stimme hören zu lassen und ein Organ zur Verbreitung ihrer Ideen und ihrer Entschei-

---

24 Ce que furent les conseils ouvriers hongrois. Témoignage de Ferenc Töke, l'un des anciens vice-présidents du Conseil Central Ouvrier du Grand-Budapest, in: Études (Bruxelles), 3/1960.

25 Miklós Molnár, Victoire d'une défaite. Budapest 1956, a.a.O., S. 194.

26 Pannonicus, Les conseils ouvriers de la révolution hongroise, in: Socialisme ou Barbarie (Paris), 21/mars-mai 1957, S. 105-112.

dungen zu haben und sie begannen, ihre in den Räten ausgearbeiteten Forderungen in aller Deutlichkeit zu formulieren. Die Forderungen lagen auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet: allgemeine Amnestie für alle Aufständische, Auflösung des AVH und Rückzug der sowjetischen Truppen, zivile und politische Freiheiten, Arbeiterverwaltung der Fabriken, Schaffung neuer Parteien und unabhängiger Gewerkschaften.
Einige Räte hatten sich, wie jener in der Industriestadt Miskolc, radikalisiert. Der Rat lehnte es ab, die Waffen niederzulegen und die Arbeit wieder aufzunehmen und bildete Arbeitermilizen, die eine von der zentralen Macht unabhängige lokale Regierung errichteten. Dies war kein Einzelfall, denn in anderen großen Städten wie Györ und Pécs (im Süden Ungarns), *„bestimmte der Arbeiterrat alles; er bewaffnete die Kämpfer, organisierte die Versorgung und stellte politische und wirtschaftliche Forderungen auf"*.[27] Die Räte waren also die einzige Macht.
Was diesen Räten fehlte, war die Herausbildung eines zentralen Rates, der nur in Budapest hätte gegründet werden können, und der nur einmal in Erscheinung trat, als die militärische Niederlage bereits besiegelt war. Einige Räte hatten sich darauf abgestimmt, einen revolutionären nationalen Ausschuß ins Leben zu rufen, der das Parlament ersetzen sollte.[28]
In der kurzen Zeit und in der Arbeit der Räte tauchten unterschiedlichste Forderungen auf, wobei sich sozialistische Forderungen mit demokratischen („freie Wahlen"), nationalen („nationale Unabhängigkeit") und besonders mit der Forderung nach Rückkehr zum Frieden durch den Abzug der sowjetischen Besatzungstruppen mischten. Für viele hatten *„nationale Forderungen in den ungarischen Arbeiterräten eine gewisse Priorität vor Forderungen wirtschaftlicher und sozialer Art"*,[29] zumindest bis zum 4. November.

b) Nach der militärischen Niederlage vom 4. November

Angesichts der 200.000 Mann starken sowjetischen Truppen und angesichts des verstärkten Einsatzes von Kampfpanzern wurde der bewaffnete Widerstand im ganzen Land niedergeschlagen. Dies dauerte trotzdem eine gute Woche, denn der Widerstand war hartnäckig.
Die Arbeiterräte waren jedoch nicht verschwunden und sie waren weiterhin die einzige anerkannte Autorität, die zum Streik oder zur Wiederaufnahme der Arbeit aufrufen konnte. Die Regierung von Kádár bestand nur auf dem Papier und die wenigen Angestellten, die sich ihr angeschlossen hatten, bewegten sich nur in gepanzerten Fahrzeugen mit russischer Eskorte; keine Führungskraft, die von den Räten entlassen worden war, hätte es gewagt, an die Orte der Produktion zurückzukehren. Die jetzt von Kádár (der Wert darauf gelegt hatte, das Adjektiv „kommunistisch" zu entfernen) geführte ungarische sozialistische Arbeiterpartei, war eine leere Hülle, der nur noch die Unterdrückungskräfte angehörten.

---

27 L'Insurrection Hongroise. Questions aux militants du P.C.F. Publié par Socialisme ou Barbarie. Supplément au No. 20 de Socialisme ou Barbarie, Paris 1957, S. 26.
28 Hannah Arendt, Die Ungarische Revolution und der totalitäre Imperialismus, München 1958, S. 46.
29 Budapest 1956. La révolution hongroise. Présentée par François Fejtö, a.a.O., S. 163.

In der Provinz waren von Bauern und Landarbeitern, die die Mehrheit der ungarischen Bevölkerung bildeten, Räte gegründet worden. Sie unterstützten das Vorgehen der Arbeiterräte und garantierten ihnen die Versorgung der Städte, insbesondere im Kampf gegen die russische Armee, gaben sich jedoch patriotisch (*„unser vielgeliebtes Vaterland"*) und stark berufsständisch, wenn es sich um ihre eigenen Interessen handelte: *„Wir verlangen und fordern die Schaffung eines revolutionären Bauernrates, einer Vertretung der Interessen der Bauernschaft als eine Art Gewerkschaft auf nationaler Ebene, über welche die amtierende Regierung mit der Bauernschaft verhandeln und die wiederum mit der Regierung zusammenarbeiten kann."*[30]

Die Arbeiterräte des Bezirks Budapest gaben nicht nach. Das wichtigste Ereignis fand am 14. November statt, ungefähr fünf Tage nach dem Ende der Kämpfe: Die Räte des Bezirks vereinigten sich zu einem Zentralrat von Groß-Budapest, der die Regierung Kádár noch immer nicht anerkannte.[31] Aber er verfügte über wenig Mittel um mit den Räten in der Provinz zu kommunizieren, die von diesem Ereignis isoliert blieben. Die Rundfunkstationen, derer sich die Aufständischen am 24. Oktober bemächtigt hatten, waren schon bald wieder von den russischen Truppen und denen des AVH übernommen worden. Trotz einiger Versuche waren die Räte nicht in der Lage, ein eigenes Informations- und Entscheidungsorgan zu etablieren, da alle Druckmaschinen von den russischen Militärkräften in Besitz genommen worden waren.

Die Räte, denen sich die Schriftstellervereinigung und der Petöfi-Kreis angeschlossen hatten, versuchten, mit dem im Parlament eingeschlossenen Kádár „zu verhandeln", wobei sie den Rückzug der russischen Truppen und geheime Wahlen auf der Basis eines Mehrparteiensystems forderten, ehe sie die Bildung einer Regierung ins Auge faßten, die nur demokratisch und sozialistisch sein könnte.

Die Räte hielten als Vorbedingung an der Wiederaufnahme von Nagy, der sich am 4. November in die jugoslawische Botschaft geflüchtet hatte, in die Regierung Kádár fest. Die Antwort von Kádár war in gewisser Weise „bewundernswert" und verdient es, zitiert zu werden: *„Sie haben das Recht, meine Regierung nicht anzuerkennen, das bedeutet mir wenig. Ich werde von der sowjetischen Armee unterstützt, Sie sind frei, zu machen, was Sie wollen. Wenn Sie nicht arbeiten, ist es Ihre Angelegenheit. Hier im Parlament werden wir immer etwas zu essen und immer Licht haben."*[32]

Es folgten weitere Verhandlungen, die einen Überdruß der Arbeiter hervorriefen. Nach einem Versprechen von Kádár, „Gespräche mit den Sowjetrussen aufzunehmen", riefen die Delegierten zur Wiederaufnahme der Arbeit für den 19. November auf. Das schadete der Sache. Es wurden sogar in aller Naivität Diskussionen mit dem sowjetischen Oberkommando geführt,[33] während dieses Kádár die Möglichkeit verschaffte,

---

30 „Erklärung" des Nationalkomitees der Region Süd-Komáron vom 19. November 1956 (www.plusloin.org/textes/hongrie).

31 Vgl. Balász Nagy, La formation du conseil central ouvrier de Budapest en 1956, in: Supplément à Correspondances socialistes (Paris), 8/1961.

32 Zeugnis von Ferenc Töke, zit. nach: Pologne-Hongrie 1956, ou „Le Printemps en Octobre". Textes choisis et traduits sous la direction de Jean-Jacques Marie et Balázs Nagy. Présentés par Pierre Broué, Paris 1966, S. 251.

33 So die Überlegung von Ferenc Töke (ebd., S. 263) anläßlich einer Sitzung des Zentralrates, an der sowjetische Offiziere teilnahmen und bei der ein *„Ereignis der ungarischen Nationalgeschichte erwähnt wurde"*: *„Die Sowjetrussen erhoben sich und grüßten militärisch, während*

die bekanntesten Mitglieder der Räte verhaften zu lassen. Dieser Scheindialog, begleitet von Verhaftungen und vom Verschwinden von Delegierten des Zentralrates und einem Theatercoup wie dem Aufruf zu einem Generalstreik durch einen falschen Zentralrat, konnte die Demoralisierung der Arbeiter, die sich schließlich verraten fühlten, nur beschleunigen.

Kádár hatte versprochen, daß neben den „anerkannten" Räten, die nichts anderes als Verwaltungsorgane sein sollten, „freie" Gewerkschaften gegründet würden - außer im Staatsapparat, bei der Post und im Verkehrswesen. Die Fabrikräte, die das Gerüst der ungarischen Arbeiterräte bildeten, sahen sich schnell diesen Gewerkschaften gegenüber, die Nagy und dann Kádár zu gründen versuchten. In einem Aufruf *„an alle Räte der Fabrikarbeiter, der Bezirke und der Regionen"* protestierte der Zentralrat der Arbeiter von Groß-Budapest zu einem späten Termin (27. November) gegen *„die kürzlich gegründeten angeblich ‚freien Gewerkschaften', in deren Gefolge die Arbeiterräte nur wirtschaftliche Organisationen sein sollen"*.

Der Zentralrat drückte damit in der Tat und zum letzten Mal das ganze Mißtrauen der Basis gegenüber der Restaurierung sogenannter „freier" Gewerkschaften aus, die Organe der Arbeit und von der Partei dominiert sein sollten. In einem Aufruf stellte der Zentralrat fest, daß allein der freie individuelle Beitritt zu Gewerkschaften einen Sinn haben konnte. Der Beitritt sollte eine *„ehrenamtliche soziale Arbeit"* zur Folge haben, was die Abschaffung *„fest bezahlter Gewerkschafter"* impliziert. Tatsächlich sollten die Aktivitäten im Rahmen eines Fabrikausschusses oder eines Arbeiterrates eine Art revolutionärer Tätigkeit bleiben, von der niemand sollte leben können: *„Wir wollen nicht von der Revolution leben, und wir werden nicht tolerieren, daß diejenigen, die es versuchen, davon leben"*; jedenfalls *„kann man auf eine andere Art die Gewerkschaften nicht vor der Gefahr einer Bürokratisierung und der Distanzierung vom Volk schützen"*.[34]

Die Niederlage war jedoch unvermeidlich und die Arbeiterräte verloren sehr bald an Substanz. Zwölf Tage Revolution waren tatsächlich zu wenig, um, wie dies einige taten, behaupten zu können, daß *„die proletarische Revolution"* soeben auf einem *„höheren"* Niveau begonnen habe als in der Vergangenheit.[35] Die Gegenrevolution hatte in der Tat triumphiert: Sie war von außen in Form der russischen Panzer gekommen, mußte aber im Inneren Unterstützung finden, um die von den Räten vertretene einzige Alternative zur Macht zu brechen,[36] zuerst durch die Regierung von Nagy *und Kádár*, dann durch die von Kádár, die keineswegs mit einer anderen Macht zusammenzuar-

---

wir unsere Nationalhymne anstimmten. Sie verhielten sich so korrekt, daß wir das Ende von Kadar gekommen glaubten." (Hervorhebung von mir, Ph. B.).

34 Pologne-Hongrie 1956, ou „Le Printemps en Octobre", a.a.O., S. 279-285.

35 Pierre Chaulieu (Cornélius Castoriadis), La révolution prolétarienne contre la bureaucratie, in: Socialisme ou Barbarie (Paris), 20/décembre 1956-février 1957, S. 134-171, hier S. 170: *„Die proletarische Revolution gegen die Bürokratie hat soeben begonnen. Zum ersten Mal seit der spanischen Revolution von 1936 hat die Arbeiterklasse in Ungarn erneut unabhängige Massenorgane geschaffen. Von ihrem ersten Tag an bewegt sich diese Revolution auf einem höheren Niveau als die vorhergehenden Revolutionen."*

36 Hannah Arendt erinnert daran, daß es in der deutschen Vergangenheit *„nicht die Reaktion, sondern die Sozialdemokratie (gewesen ist), die das Rätesystem liquidiert hat. Und hätte sie es nicht getan, die Kommunisten hätten es bestimmt getan, wenn sie ans Ruder gekommen wären."* Hannah Arendt, Die Ungarische Revolution und der totalitäre Imperialismus, München 1958, S. 40.

beiten gedachte, aber auch durch eine langsame (und zweifellos unausweichliche) Kapitulation der Instanzen der Arbeiterräte vor der Gewalt.

Epilog: *„Sieg in der Niederlage"*?

Man weiß nicht, wie viele Kämpfer im Laufe dieser kurzen Revolution den Tod gefunden haben: 20.000, 50.000? Die Zahl der Verletzten ging in die Zehntausende. Nach der Niederlage gab es Tausende von oft geheimen Exekutionen und Verurteilungen zum Tode. Die Zahl der Gefangenen und der Internierten überschritt die 33.000, für viele war es eine Erinnerung an die dunklen Tage der Diktatur des Admiral Horthy. Tausende von Flüchtlingen (200.000) drängten sich in Lagern in Jugoslawien und in Österreich, bevor sie andere westliche Länder erreichten.
Die noch bestehenden Arbeiterräte waren zunehmend unterwandert und von der neuen Regierung Kádár schließlich mit Gewalt aufgelöst worden. Es dauerte trotzdem mehrere Monate bis in Budapest und im übrigen Ungarn wieder „Ordnung" herrschte. Am 11. und 12. Januar 1957 streikten die Arbeiter von Csepel im Süden von Budapest. Die Polizei griff ein und es gab einen Toten; russische Panzer umzingelten Csepel, das daraufhin kapitulieren mußte. Im September 1957 verfügte die Regierung Kádár die offizielle Auflösung der letzten Arbeiterräte, die sich weigerten Transmissionsriemen des Regimes wie in Jugoslawien zu sein.
Aus Angst erfolgte eine massive wirtschaftliche Hilfe aus der UdSSR, der Tschechoslowakei und aus der DDR. Sie erhöhte den Lebensstandard der ungarischen Arbeiter und Kádár konnte einen auf Konsum basierenden „Gulaschsozialismus" errichten. Nachdem man Imre Nagy, Pál Maléter, Miklós Gimes[37] und andere im Juni 1958 hatte aufhängen lassen, fühlte sich die Regierung Kádár während der sechziger Jahre stark genug, um zuerst im Jahre 1963 eine allgemeine Amnestie zu erlassen und dann Reisen in den Westen zu erlauben, was in den anderen Ländern des sowjetischen Einflußbereichs unmöglich war.
Die stalinistischen Parteien konnten sich offiziell „reformieren". Ihre Mitglieder, die sich während der Revolution versteckten, konnten am großen Tag wieder auftauchen, oder einige Zeit in den Räten aktiv sein, indem sie unter dem Etikett „freier Gewerkschaften" agierten. Zum selben Zeitpunkt konnte der künftige Philosoph und Psychoanalytiker Cornélius Castoriadis, Führungskraft der französischen Gruppe „Socialisme ou Barbarie", behaupten, daß *„99,99 Prozent der derzeitigen Militanten der stalinistischen Parteien durch die Revolution wiedergewonnen werden können"*.[38]
Die „Freiheitskämpfer", wie sie genannt wurden, waren in Wirklichkeit Kämpfer einer sozialen Arbeiterrevolution, die schnell niedergeworfen wurde. Es wäre eine Beleidigung ihres Gedächtnisses, sie mit anderen „Freiheitskämpfern" in einen Topf zu wer-

37 Miklós Gimes (1917-1958) war ein politischer und persönlicher Freund von Imre Nagy. Während der Revolution leitete er im Dienst der Revolution „Szabad Nép" („Freies Volk") und eine Zeitung von Oppositionellen der Kommunistischen Partei, die sich in der „Liga der ungarischen Sozialisten" zusammengeschlossen hatten. Nach dem 4. November stand er an der Spitze der demokratischen Unabhängigkeitsbewegung.

38 Pierre Chaulieu (Cornélius Castoriadis), La voie polonaise de la bureaucratisation, in: Socialisme ou Barbarie (Paris), 21/mars-mai 1957, S. 59-76, hier S. 76.

fen, die zum selben Zeitpunkt an den Suez-Kanal geschickt wurden, um die Interessen des französischern und britischen Imperialismus zu sichern.
Für die Vorbeter des wirtschaftlichen Liberalismus wie den französischen Soziologen Raymond Aron konnte es sich nur um eine *„antitotalitäre Revolution"* handeln, geprägt letztlich von der vergangenen Epoche der *„Revolutionen gegen die Monarchie oder den Absolutismus"* im 19. Jahrhundert. Sie widersetzten sich dem „Despotismus" des russischen Staates, hüteten sich aber wohlweislich, dessen ökonomische Basis zu definieren.[39]
Geblendet vom wirtschaftlichen Fortschritt der westlichen Welt fragten sich nur wenige, ob die modernste kapitalistische Technologie nicht darin enden würde, alle Bereiche der Zivilgesellschaft zu absorbieren und damit einen zweifellos „globalisierten", aber gänzlich „eindimensionalen" Menschen zu schaffen.
Herbert Marcuse sah in einem im Jahre 1964 geschriebenen und in Paris vor dem Mai 1968 erschienen Buch ein Zeitalter der totalen Herrschaft voraus: *„Heute verewigt und erweitert sich die Herrschaft nicht nur vermittels der Technologie, sondern* als *Technologie, und diese liefert der expansiven politischen Macht, die alle Kulturbereiche in sich aufnimmt, die große Legitimation... Technologische Rationalität schützt auf diese Weise eher die Rechtmäßigkeit von Herrschaft, als daß sie sie abschafft, und der instrumentalisierte Horizont der Vernunft eröffnet sich zu einer auf rationale Art totalitären Gesellschaft."*[40]
Es stellte sich demzufolge die Frage, ob in einer totalitär gewordenen Gesellschaft nur noch die Hoffnung auf periodisch auftretende und heroische Revolten bleibt, die schnell erstickt oder zerschlagen werden, ähnlich den Sklavenaufständen zur Zeit von Spartacus. Der Mai '68 sollte diese düstere Prognose von Marcuse widerlegen.
Alle Revolutionen der Vergangenheit werden, wie die Revolution der Arbeiterräte im Jahre 1956, oft als *„Sieg in der Niederlage"*[41] bezeichnet und scheinen das zu bestätigen, was Rosa Luxemburg im Januar 1919 kurz vor ihrer Ermordung verkündete: *„Eure ‚Ordnung' ist auf Sand gebaut. Die Revolution wird sich morgen schon ‚rasselnd wieder in die Höh' richten' und zu eurem Schrecken mit Posaunenklang verkünden:* Ich war, ich bin, ich werde sein!*"*[42]
Aber kann die heutige Menschheit auf unbegrenzte Zeit auf einen millenaristischen Aufstand für eine emanzipatorische Revolution warten, der schließlich nur ein *„Sieg in der Niederlage"* wäre?

Übersetzung aus dem Französischen: Pia Schmitt

---

39 Raymond Aron, Une révolution antitotalitaire, in: La Révolution hongroise. Histoire du soulèvement d'Octobre d'après les documents, les dépêches, les rapports des témoins oculaires et les réactions mondiales réunis par Melvin J. Lasky et François Bondy. Pour l'édition française précédée de Une révolution antitotalitaire par Raymond Aron, Paris 1957, S. I-XIV, hier S. IX. Trotzdem sah Aron in der ungarischen Revolution merkwürdigerweise eine *„entscheidende Etappe in der Verurteilung des sowjetischen Systems gemäß der sozialistischen Idee"*, derzufolge *„Arbeiter, Intellektuelle und Studenten"* sich *„entsprechend dem Traum von Marx vereint"* zusammenfinden.
40 Herbert Marcuse, Der eindimensionale Mensch. Studien zur Ideologie der fortgeschrittenen Industriegesellschaft, Neuwied/Berlin 1967, S. 173.
41 So der Titel des bereits erwähnten Buches von Miklós Molnár.
42 Rosa Luxemburg, Die Ordnung herrscht in Berlin, a.a.O., S. 538.

Charles Jacquier

„Interrogations" oder der Generationenwechsel

Die erste Ausgabe der vierteljährlich erscheinenden Zeitschrift „Interrogations" erschien im Dezember 1974, die letzte, Heft 17/18, im Juni 1979. Die Leitung hatte zu Beginn Georges Yvernel inne, die Redaktion Louis Mercier Vega; beide waren in Paris ansässig. Ab Heft 9 änderte sich das Layout des Umschlags, während Leitung und Redaktion von einer italienischen Gruppe übernommen wurden, *„gemäß einer Rotationsregel, die jede Bürokratisierung verhindern soll".*[1] Der Untertitel „Revue internationale de recherche anarchiste" brachte die Zielsetzung der Zeitschrift klar zum Ausdruck. Jede Ausgabe hatte einen Umfang von ungefähr 120 Seiten und erschien in vier Sprachen - englisch, spanisch, französisch und italienisch. Jedem Artikel in Originalsprache folgte eine Zusammenfassung in den anderen Sprachen. Die Zeitschrift veröffentlichte keine Themenhefte, jedoch kristallisierten sich im Laufe der Hefte inhaltliche Schwerpunkte heraus. Sie brachte auch keine Kommentare oder Besprechungen, sondern begnügte sich mit der Wiedergabe des reinen, unkommentierten Textes bzw. der Nennung von Titeln empfehlenswerter Bücher. Sie verfügte über kein Logo, enthielt keine Bilder oder Illustrationen, das Layout war streng, was ihr ein seriöses, um nicht zu sagen nüchternes Aussehen verlieh. Die Artikel, jeweils vier bis sechs pro Ausgabe, waren im Durchschnitt ziemlich lang und hatten häufig einen dokumentarischen Anhang mit reinen Texten, ohne Einleitung oder Anmerkungsapparat.

Aber jenseits von Aufbau und Erscheinungsbild ist eine Zeitschrift häufig das Werk eines Einzelnen - oder vielmehr einer Gruppe, die sich um eine solche Person versammelt.[2] „Interrogations" machte keine Ausnahme von dieser Regel. Ihre Gründung und ihr Erscheinen in den ersten Jahren ist Louis Mercier Vega zu verdanken.[3] Doch war dessen Projekt einigermaßen eigentümlich für einen Zeitschriftengründer, denn es ging ihm in erster Linie darum, die Nachfolge zu sichern und die Fackel an eine neue Generation weiterzureichen, während er für sich selbst wahrscheinlich längst beschlossen hatte, seinem Leben ein Ende zu setzen, *„weil er nicht abwarten wollte, bis der physische Verfall des Alters, das Nicht-mehr-verstehen- und Nicht-mehr-handeln-können für ihn über das Ende seiner Tätigkeit als Anarchist bestimmen".*[4] Nach seinem Freitod am 20. November 1977 wies die Zeitschrift nachdrücklich auf seine Rolle hin: *„Es ist ihm, seiner Initiative und seiner Willenskraft zu verdanken, daß es unsere Zeitschrift gibt... Er war zwei Jahre lang ihr Redakteur und hat in der ersten Zeit unter*

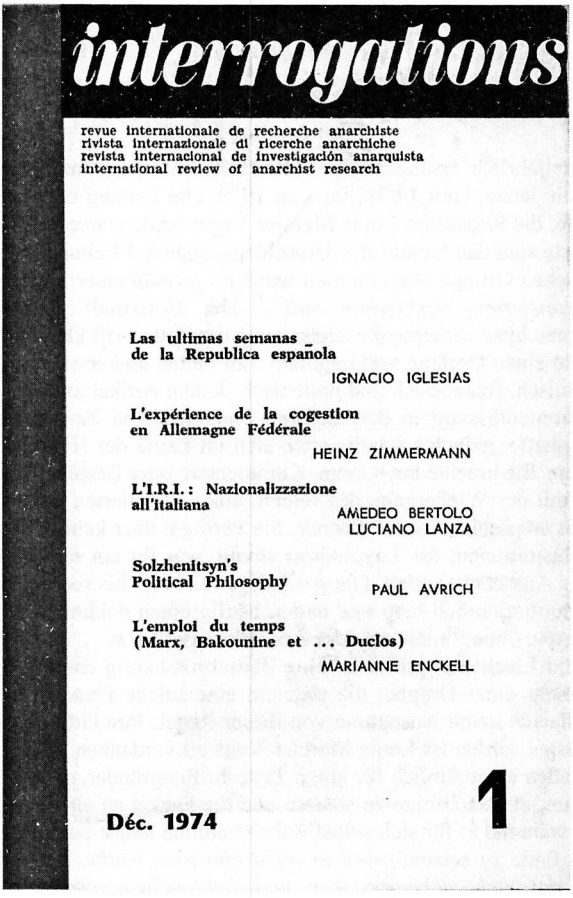
---

1 Louis Mercier Vega, L'increvable anarchisme (Éd. revue et corrigée, préf. Amedeo Bertolo), Bordeaux 1988 (1. Aufl. Paris 1970), S. 57.

2 Marianne Enckell schreibt diesbezüglich (Brief vom 10. März 2002): *„Es gab wohl eine Art Redaktion (vor allem die Italiener, Mercier und Yvernel, ich, Gomez Pelaez, Rudolf de Jong), tatsächlich aber machte Mercier die gesamte Redaktionsarbeit in Paris und danach noch zu einem guten Teil, und knüpfte die Kontakte außerhalb des Anarcho-Milieus."*

3 Vgl. Amedeo Bertolo, *Interrogations*, Mercier tel que je l'ai connu, in: David Berry/Amedeo Bertolo/Sylvain Boulouque/Phil Casoar/Marianne Enckell/Charles Jacquier, Présence de Louis Mercier, Lyon 1999, S. 113-120, hier S. 116-117.

4 Editorial, in: Interrogations 13/Januar 1978, S. 6.



italienischer Leitung unersetzliche Hilfe geleistet."[5] Als Antwort auf die Frage eines jungen Aktivisten der spanischen „Confederación General del Trabajo" (CNT) hatte Mercier das Ziel der Zeitschrift folgendermaßen definiert: „Interrogations *ist eine eher schlichte Zeitschrift mit einem großen Anspruch: die Probleme der heutigen Gesellschaft unter libertären Gesichtspunkten zu untersuchen und zu analysieren; weiter zu gehen als bisher, denn über eine bloße Neuauflage unserer Klassiker sind wir hinaus; fernab der Propagandaagenturen und des Konformismus an Informationen zu gelangen und sie weiterzugeben; Experimente mit anarchistischem Einschlag auf der ganzen Welt mitzuverfolgen und auszuwerten; den festen Boden der Gewißheiten zu verlassen und zum Infragestellen anzuregen, denn wir halten die Aktiven für erwachsene Menschen, mehr noch, wir haben Respekt vor unseren Lesern.*"[6] Auch der Titel der Zeitschrift geht auf Mercier zurück. Eine Stelle in „L'increvable anarchisme" gibt Aufschluß über dessen Herkunft und erklärt das Erkenntnisstreben, das die Zeitschrift in ihrer fast fünfjährigen Arbeit leitete: „*Egal, ob er durch Nachdenken, aus Temperament oder durch langsames Herantasten zur Bewegung gestoßen ist, die Komplexität des anarchistischen Handelns und Denkens wird den Aktivisten dann dazu bringen, eine lange Lehrzeit durchzumachen. Er muß* lernen, in einem Wald von Fragezeichen (point d'interrogations) zu leben und zu handeln."[7]

5 Ebd.
6 Josep Alemany, Entrevista con Louis Mercier Vega, in: Interrogations 13/Januar 1978, S. 23-37, hier S. 36.
7 Louis Mercier Vega, L'increvable anarchisme, a.a.O., S. 32 (Betonung von mir, Ch. J.).

***

Im Gegensatz zu der Generation vor ihm, die noch in einer Zeit zum Anarchismus gestoßen war, als alle Hoffnungen berechtigt schienen, begann Mercier, der am 6. Mai 1914 als Charles Cortvrint in Brüssel geboren wurde, seine Lehrzeit als Jugendlicher inmitten von Niederlagen der internationalen anarchistischen Bewegung. Er ist wohl kaum notwendig, eigens zu betonen, daß sich eben daraus zum Großteil seine häufig tragische - ja verzweifelte - Sicht der Geschichte erklärt, seine Aversion gegen abgedroschene Weisheiten und Heilsbotschaften, seine Ablehnung „leerer Hoffnungen" und des naiven Aktivismus, der sie begleitet. Zu Beginn der dreißiger Jahre entwickelte sich sein Denken im Kontakt mit Emigranten jedweder Herkunft, *„Libertären, die den Kampf unter schwierigen, manchmal tragischen Umständen und mit einem außerordentlichen Sinn für Internationalismus fortführen"*.[8] Es waren Frauen und Männer wie Giovanna Berneri, Pio Turroni, Mario Mantovani, Nicolas Lazaréwitsch, Ida Mett, Ernestan, Jean De Boë, Francisco Ascaso, Buenaventura Durruti, denen er in den anarchistischen Gruppen Brüssels begegnete, vor allem im „Comité international de défense anarchiste" (CIDA), das im Hinterzimmer der Buchhandlung von Hem Day residierte. So nahm er zum Beispiel an einer Veranstaltung des CIDA zugunsten von Francesco Ghezzi teil - einem italienischen Anarchisten, der von allen Seiten verfolgt wurde und unter Stalin im Kerker saß -,[9] auf der Hem Day, Ernestan und Nicolas

8 Josep Alemany, Entrevista con Louis Mercier Vega, a.a.O., S. 36.

9 Zu Francesco Ghezzi s.: Rolf Wörsdörfer, Italienische Opfer des Stalin-Terrors in der Sowjetunion, in: Hermann Weber/Dietrich Staritz in Verbindung mit Siegfried Bahne und Richard Lorenz (Hrsg.), Kommunisten verfolgen Kommunisten. Stalinistischer Terror und ‚Säuberungen'

Lazaréwitsch sprachen, was schon früh seine internationalistische Einstellung bezeugte. Allen, die sich für Mercier interessieren, ist das Folgende sicher bekannt.[10] In Frankreich war er unter dem Namen Charles Ridel in der libertär-kommunistischen Strömung der „Union anarchiste" aktiv; dann, im August 1936, gründete er die internationale Gruppe der Durruti-Kolonne, die an der Front von Aragon kämpfte. Zurück in Frankreich war er an der gewerkschaftlichen Gruppe „Lutte de classe" beteiligt und Mitbegründer der Zeitschrift „Révision. Revue d'études révolutionnaires". Nach der Kriegserklärung verweigerte er den Militärdienst und setzte sich heimlich nach Lateinamerika ab. In der Gewißheit, daß die Lage hoffnungslos war, zeigte er einen *„festen Willen durchzuhalten"*[11] und selbst unter den schlimmsten Bedingungen die Verbindungen zwischen den über die ganze Welt verstreuten Kleinstgruppen engagierter Internationalisten wiederherzustellen, die vergebens versuchten, den Geist von Zimmerwald wieder aufleben zu lassen: die Gruppe um „L'Adunata dei Refrattari" in New York, die von „War Commentary" in London um Marie-Louise Berneri und Vernon Richards und die Aktivistenkreise - häufig europäische Flüchtlinge - von „Socialismo y Libertad" in Lateinamerika (Chile, Mexiko und Uruguay). Alle lehnten die falschen Alternativen ab, die von den sich gegenseitig bekämpfenden Propagandaapparaten angeboten wurden: *„Verteidigung der relativen Freiheit gegen deren völliges Verschwinden, Verteidigung des stalinistischen Absolutismus gegen die kapitalistische Plutokratie."* Ihre wirkliche Aufgabe *„besteht darin, nichts durcheinander zu bringen, nichts zu vereinfachen, die verschiedenen Herrschaftsformen auseinanderzuhalten, ohne jemals aus dem Auge zu verlieren, was die Eigenart unserer libertären Bewegung ausmacht"*.[12] Seine geistige Einstellung in dieser besonders schwierigen Zeit - aber wohl auch während seines gesamten Lebens - faßte Mercier in folgenden Worten zusammen: *„Da ist sogar so etwas wie ein bitterer Stolz auf den eigenen illusionslosen Klarblick angesichts einer Welt, die mit absurden Gesängen auf den Abgrund zumarschiert. Zu einer Minderheit dritten und vierten Grades gehörig, die sich nicht einmal von der eigenen Bewegung zum Narren halten läßt, verzweifelt auf der Suche nach der Herzlichkeit des alltäglichen Umgangs mit Genossen - und dem Wissen, was zu tun ist. Solidarisch, aber nicht in der Lüge und im Selbstbetrug."*[13] Von Buenos Aires ging er nach Chile, wo er im Oktober 1940 eine neue Identität als Louis Mercier annahm. Im darauf folgenden Jahr trat er für die Dauer des Krieges den „Forces Françaises Libres" bei und gelangte in den Libanon, wo er für Radio Levant tätig war. Im Dezember 1945 kehrte er nach Frankreich zurück, arbeitete als Journalist beim „Dauphiné libéré" in Grenoble und beteiligte sich am „Kongreß für kulturelle Freiheit" in Paris,[14] zunächst bei der Zeitschrift „Preuves. Cahiers mensuels du Congrès pour la Liberté de la Cul-

---

in den kommunistischen Parteien Europas seit den dreißiger Jahren, Berlin 1993, S. 174-192, bes. S. 181ff.

10 Vgl. die Beiträge in: David Berry u.a., Présence de Louis Mercier, a.a.O. sowie meinen biographischen Text zu Louis Mercier-Vega in: Dictionnaire biographique du mouvement ouvrier français. Publié sous la direction de Jean Maitron, Quatrième partie: 1914-1939, Tome XXXVI, Paris 1990, S. 243-245.

11 Louis Mercier Vega, Reisende ohne Namen. Erzählung, Hamburg 1997, S. 7.

12 Ebd., S. 85/86.

13 Ebd., S. 20.

14 Zum „Kongreß für kulturelle Freiheit" s.: Frances Stonor Saunders, Wer die Zeche zahlt... Der CIA und die Kultur im Kalten Krieg, Berlin 2001.

ture", dann beim „Institut latino-américain de relations internationales".[15] Da er seit jeher von der Notwendigkeit überzeugt war, dauerhafte Arbeitsbeziehungen zwischen Libertären und revolutionären Gewerkschaftern verschiedener Länder herzustellen, dürfte sich die schwierige, riskante - und umstrittene - Entscheidung, für den „Kongreß für kulturelle Freiheit" zu arbeiten, zumindest teilweise aus den materiellen Möglichkeiten erklären, die sich daraus für ihn ergaben.[16] Er gründete 1958, zusammen mit dem deutschen Anarchosyndikalisten Helmut Rüdiger, der in Schweden heimisch geworden und für den internationalen Bereich der „Sveriges Arbetares Centralorganisation" (SAC) verantwortlich war, die „Commission Internationale de Liaison Ouvrière" (CILO), die sich jahrelang darum bemühte, *„Arbeiten über die Probleme der modernen Gesellschaften zu veröffentlichen und zuverlässige Informationen unter Aktiven zu verbreiten"*.[17] Zu Beginn der sechziger Jahre standen die beiden Männer in regelmäßigem Kontakt, um ein unabhängiges internationales Verbindungsnetz aufrecht zu erhalten, mit dem vorrangigen Ziel, Solidaritätskampagnen für verfolgte Genossen in Castros Kuba oder im franquistischen Spanien in die Wege zu leiten, brauchbare Informationen in Umlauf zu bringen und junge Antikolonialisten zu unterstützen, die die prosowjetische oder prochinesische Dritte-Welt-Solidarität der neuen Linken dieser Tage ablehnten.[18] Diese Aktivitäten sind eine gute Veranschaulichung dessen, was sich Mercier unter einer anarchistischen Internationale vorstellte: *„Wenn es um permanenten Erfahrungsaustausch geht, häufigen Kontakt zwischen Aktivisten, gemeinsame Beteiligung an Solidaritätskampagnen, dann lautet die Antwort ja. Meint man hingegen eine durchstrukturierte Organisation mit Vorstand, spezialisierten Kommissionen und Pressewesen, dann ist die Antwort negativ."*[19]

***

„Interrogations" versuchte fünf Jahre lang, dem ehrgeizigen Arbeitsprogramm gerecht zu werden, das der ersten Nummer vorangestellt war. Dieser unsignierte Text, in dem all die Themen, mit denen sich Mercier permanent beschäftigte, wiederzufinden sind, trägt den Titel „Pourquoi cette revue?" und definiert, ausgehend von vier großen Themenbereichen, anspruchvolle Arbeitsziele, nicht ohne vorab ein schonungsloses Bild

15 Louis Mercier Vega veröffentlichte eine Reihe von Büchern zu Problemen lateinamerikanischer Politik: Mécanismes du pouvoir en Amérique Latine, Paris 1967 (Roads to power in Latin America, London 1969; Mecanismos del poder en América Latina, Buenos Aires 1967); Technique du contre-état. Les guerillas en Amérique du Sud, Paris 1968 (Guerillas in Latin America. The technique of the counter-state, London 1969; Las guerillas en America Latina. La técnica del contra-Estado, Buenos Aires 1969); Fuerzas armadas, poder y cambio. Ensayos, Caracas 1971; Autopsie de Peron. Le bilan du péronisme, Gembloux 1974 (Autopsia de Perón. Balance del peronismo, Barcelona 1975); La révolution par l'état. Une nouvelle classe dirigeante en Amérique Latine, Paris 1978.

16 Vgl. Charles Jacquier, Louis Mercier, la revue *Preuves* et le Congrès pour la liberté de la culture, in: David Berry u.a., Présence de Louis Mercier, a.a.O., S. 71-96.

17 Louis Mercier Vega, L'increvable anarchisme, a.a.O., S. 57. Vgl. Marianne Enckell, Helmut Rüdiger, Louis Mercier et la Commission internationale de liaison ouvrière, in: David Berry u.a., Présence de Louis Mercier, a.a.O., S. S. 97-112.

18 Vgl. den faszinierenden Briefwechsel mit Helmut Rüdiger im Mercier-Archiv, das sich im „Centre International de Recherches sur l'Anarchisme" (CIRA) in Lausanne befindet.

19 Louis Mercier Vega, L'increvable anarchisme, a.a.O., S. 56.

des Zustandes und der chronischen Schwächen der libertären Bewegung zu zeichnen.[20] Er beginnt mit der Feststellung, *„daß die anarchistische Bewegung hinter ihren Möglichkeiten zurückbleibt"*, seit sie in vielen Ländern ihre einstige Stärke als soziale Kraft, als *„Ideenströmung"* oder als Ausgangspunkt für Forschungen und Initiativen eingebüßt habe. Ihre wesentlichen Themen seien hingegen *„nach wie vor aktuell und beherrschen all das, was an Nachdenklichem und Hellsichtigem im Sozialismus übrig geblieben ist"*, gerade nach der Erfahrung mit den Totalitarismen und dem *„blinden Prozessieren einer von Machtgier angetriebenen Ökonomie"*. Es bestehe also eine auffällige Kluft *„zwischen der Aktualität der anarchistischen Appelle und der Schwäche der Bewegung"*, die sich *„größtenteils aus dem Wandel der Industriegesellschaften"* erkläre. Die Bewegung könne sich also unmöglich *„damit begnügen, die Wahrheiten von gestern zu wiederholen. Sie muß herausfinden, was ihrer heutigen Mission entspricht."* Durch *„ein angestrengtes Bemühen um Klarheit"* müsse die Zeitschrift versuchen, die entstandene Kluft zu schließen und zunächst die *„anarchistischen Thesen über die Rolle des Staates und die Bildung einer neuen herrschenden Klasse"* prüfen, um daran anzuknüpfen. Parallel dazu müßten Untersuchungen über die Umbrüche der Gesellschaft angestellt werden, *„die Ausdifferenzierung der lohnabhängigen Klassen, den Wandel der Geld- und Funktionseliten"*. Ebenso müsse die Zeitschrift den *„Mangel an eigenem Informationsmaterial über die großen Zentren... des internationalen Lebens"* beheben. Genauer: *„Was uns fehlt, ist ein Netz von Korrespondenten, die sachlich und objektiv beobachten können, die Fakten und Phänomenen mehr Aufmerksamkeit schenken als Worten und die in der Lage sind, den für uns wesentlichen Fragen nachzugehen, nämlich den Macht- und Ausbeutungsmechanismen sowie den Erscheinungsformen des Widerstandes."*[21] Immer noch auf die internationale Ebene bezogen, betont der Text *„das dringende Bedürfnis, die Interventionsformen und -mittel auf dem Terrain des Imperialismus kennen zu lernen, die verschiedenen Aspekte des Kampfes um Vorherrschaft, die zum Teil die Staats-, Wirtschafts- oder Parteipolitik bedingen"*, um die Bewegung vor zu einfachen Interpretationen zu bewahren, und *„die Äußerungen geopolitischer Notwendigkeiten zu verfolgen"*. Der letzte Punkt schließlich bezieht sich auf *„das Zur-Kenntnis-Nehmen und Bekanntmachen von Kräften und Organisationen, Experimenten und Versuchen, die sich weltweit der fortschreitenden Vereinheitlichung, der Degradierung der Menschen zu bloßem Rohstoff entgegenstellen..., die den sinnlosen Wettstreit um Macht und Stärke ablehnen"*.
Unter den etwa sechzig Autoren von mehr als neunzig Artikeln, die die Zeitschrift auf zirka zweitausend Seiten veröffentlichte, ist Mercier - unter diesem Namen und dem

---

20 Alle folgenden Zitate ohne Herkunftsnachweis sind diesem Text entnommen: Pourqoi cette revue?, in: Interrogations 1/Dezember 1974, S. 3-4.

21 Mercier hatte bereits in „L'increvable anarchisme" (a.a.O., S. 56/57) auf diesen Punkt hingewiesen: *„Eine der negativen Folgen dieses Fehlens fest verankerter internationaler Kommunikationsstrukturen ist in der anarchistischen Presse an den Informationen aus dem Ausland ablesbar. Mangels direkter Quellen, d.h. objektiver und zuverlässiger Mitarbeiter vor Ort, veröffentlichen die ‚nationalen' Organe fragwürdige Interpretationen von Ereignissen, die sie ausschließlich aus der Lektüre sogenannter Nachrichtenblätter oder der politischen Presse bürgerlicher oder kommunistischer, westlicher oder östlicher Provenienz kennen. Daraus resultieren zwangsläufig Verzerrungen, Manipulationen oder voreilige Verallgemeinerungen, während ein System des Austauschs von Korrespondentenberichten den anarchistischen Publikationen eine besondere Bedeutung zuweisen könnte."*

Pseudonym Santiago Parane - der Verfasser von sechs Artikeln, zu denen noch ein Interview mit Josep Alemany in spanischer Sprache hinzukommt.[22] Auch die Italiener - Roberto Ambrosoli, Nico Berti, Amedeo Bertolo, Luciano Lanza - sind produktiv.[23] Kurz vor der Übergabe der Redaktion an die italienische Gruppe gelangt ein Editorial zu dem Ergebnis, daß deren Beitrag *„sicherlich der reflektierteste und systematischste in Bezug auf die Themen ist, die unsere Existenzberechtigung darstellen"*.[24] Pedro A. Barcia schrieb über Argentinien,[25] Kan Eguchi über Japan[26] und Ignacio Iglesias - ein ehemaliger Aktivist der „Partido Obrero de Unificación Marxista" (POUM) und Weggefährte Merciers beim „Kongreß für kulturelle Freiheit" - über die Geschichte der spanischen Revolution.[27] Manche Artikel erschienen unter Pseudonym, wie z.B. die zu Deutschland von Heinz Zimmermann - alias Gustave Stern (der Gérard Sandoz des „Nouvel Observateur") -, der ebenfalls den Weg über „Preuves" und den „Kongreß für kulturelle Freiheit" genommen hatte.[28] Einige Texte stammten direkt von Oppositionellen aus der UdSSR, wie die Untergrundtexte von M.S. Agoursky oder Youri F. Orlov.[29] Die Zeitschrift veröffentlichte auch Artikel über die Situation in den

---

22 Louis Mercier Vega, La nouvelle classe et sa variante militaire, in: Interrogations 5/Dezember 1975, S. 101-106; ders., Les Eglises latino-américaines et la Siècle, in: ebd., 8/September 1976, S. 31-42; ders., Sur les groupes d'affinité, in: ebd., 13/Januar 1978, S. 9-19; ders., Les nouveaux maîtres: confluences et particularités latino-américaines, in: ebd., 14/April 1978, S. 63-81; Santiago Parane, Eléments pour un dossier chilien, in: ebd., 3/Juni 1975, S. 114-150; ders., Hors-jeu international et jeu internationaliste, in: ebd., 11/Juli 1977, S. 3-13 (wieder abgedruckt in: Louis Mercier-Vega, La Chevauchée anonyme. L'attitude internationaliste devant la guerre (1939-1942). Postface de Charles Jacquier, Marseille 2006); Josep Alemany, Entrevista con Louis Mercier Vega, a.a.O.

23 Roberto Ambrosoli, Il movimento cooperativo: dall'utopia ai nuovi padroni, in: Interrogations 4/September 1974, S. 53-73; ders./Gian Luigi Pascarella, Costruzione del consenso e condizionamento nella scuola di stato in Italia, in: ebd., 8/September 1976, S. 7-28; Nico Berti, L'anarchismo: nella storia, ma contra la storia, in: ebd., 2/März 1975, S. 93-119; ders., Anticipazioni anarchiche sui „nuovi padroni", in: ebd., 6/März 1976, S. 70-102; ders./Francesco Codello, La „questione Proudhon" e il dibattito nella sinistra italiana, in: ebd., 16/Oktober 1978, S. 9-25; Amedeo Bertolo/Luciano Lanza, L'I.R.I.: Nazionalizzazione all'italiana, in: ebd., 1/Dezember 1974, S. 75-100; Amedeo Bertolo, Lettera dall'Italia, in: ebd., 3/Juni 1975, S. 5-27; ders.; Compromesso storico, lotta armata e nuovo dissenso, in: ebd., 11/Juli 1977, S. 14-31; ders., Per una definizione dei nuovi padroni, in: ebd., 14/April 1978, S. 41-59; Luciano Lanza, Elementi tecnoburocratici dell'economia fascista, in: ebd., 5/Dezember 1975, S. 59-83.

24 La relève, in: Interrogations 8/September 1976, S. 3. Außerdem schrieb Mercier, daß *„die Mailänder Revista A mit den Gruppi Anarchici Federati... die Probleme der modernen Gesellschaft direkt anpackt und in ihren gesellschaftspolitischen Analysen zweifellos den größten Scharfsinn an den Tag legt"*. (Louis Mercier Vega, L'increvable anarchisme, a.a.O., S. 36). „Interrogations" veröffentlichte zu dokumentarischen Zwecken Auszüge aus dem Manifest der "Gruppi Anarchici Federati" (GAF) „Per un programma anarchico" (7/1976, S. 108-121). S. auch: Gruppi Anarchici Federati/GAF: Ein anarchistisches Manifest, West-Berlin 1984 (Anarchistische Texte 31).

25 Pedro A. Barcia, Las guerillas en Argentina, in: Interrogations 3/Juni 1975, S. 30-58; ders., Alternancias del poder social en Argentina, in: ebd., 9/Januar 1977, S. 7-35.

26 Kan Eguchi, Le pouvoir centralisateur au Japon, in: Interrogations 6/März 1976, S. 62-67; ders.; Montée et décadence du mouvement étudiant japonais, in: ebd., 12/Oktober 1977, S. 17-27.

27 Ignacio Iglesias, Las ultimas semanas de la Republica española, in: Interrogations 1/Dezember 1974, S. 5-55; ders., Trotsky y la revolución española, in: ebd., 7/Juni 1976, S. 66-75.

28 Heinz Zimmermann, L'expérience de la cogestion en Allemagne Fédérale, in: Interrogations 1/Dezember 1974, S. 58-72; ders., Sur le système de travail en R.D.A., in: ebd., 8/September 1976, S. 45-50.

29 M.S. Agoursky, Parallèle entre les systèmes économiques „occidentaux" et „soviétiques", in: Interrogations 4/September 1975, S. 76-91; Youri F. Orlov, Un socialisme non totalitaire est-il possible?, in: Interrogations 8/September 1976, S. 82-102.

Ländern Osteuropas, etwa eine „Chronique de Pologne", eine Analyse von Edmond Trifon sowie den offenen Brief an den Vorsitzenden der tschechischen Kommunistischen Partei von einem Brauereigehilfen namens Václav Havel.[30]
Die Verteilung nach Sprachen ergibt mehr als dreißig Texte auf französisch, mehr als 25 auf italienisch, achtzehn auf spanisch und vierzehn auf englisch. Die Verfasser entstammen in der Mehrzahl der anarchistischen Bewegung, wenngleich, wie Mercier selbst, ihren nachdenklichsten und unorthodoxesten Rändern. So kommen die Italiener aus den „Gruppi Anarchici Federati" (GAF), mehrere Spanier von der Zeitschrift „Frente libertario" und die französischsprachigen Mitarbeiter vom damals noch in Genf angesiedelten „Centre international de recherches sur l'anarchisme" (CIRA) oder der syndikalistischen Zeitschrift „La Révolution prolétarienne". Hinzu kommen Akademiker und Wissenschaftler, die der anarchistischen Bewegung nahe stehen, wie der amerikanische Historiker Paul Avrich,[31] oder noch häufiger solche, deren Fragestellungen sich an manchen Punkten mit der Ausrichtung der Zeitschrift decken. Diese legt in der Tat großen Wert auf die Mitarbeit von Intellektuellen und Aktivisten, die sich nicht dezidiert als Anarchisten verstehen, aber ihre Ruhelosigkeit und ihr Streben nach Klarheit teilen. Das zeugt von ihrer geistigen Freiheit, aber auch und vor allem von ihrer Entschlossenheit, das Ghetto zu verlassen - eine Isolation, an der zahlreiche Tempelwächter, die ihr lange genug selbst ausgesetzt waren, Gefallen gefunden haben. Einige Namen mögen das beispielhaft belegen. So der des Anthropologen Pierre Clastres mit einer Arbeit über primitive Gesellschaften,[32] des Ökonomen Albert Meister mit einem Beitrag über multinationale Konzerne,[33] des Forschers am „Centre National de la Recherche Scientifique" (CNRS) ungarischer Herkunft Gabor T. Rittersporn mit einer Analyse der sozialen Funktion der Dissidenz in der UdSSR,[34] oder des spanischen Soziologen Carlos M. Valgañon mit einem Beitrag über die neue herrschende Klasse in Spanien, die das große Finanz- und Industriekapital mit dem Staat versöhnte.[35] Die Texte über den Neuaufbau der spanischen CNT in der Zeit nach Franco, die in Heft 16 vom Oktober 1978 veröffentlicht wurden, standen exemplarisch für die Absicht der Zeitschrift, sich in Richtung Themenhefte zu orientieren. Sie stellte *„drei unterschiedliche (und gegensätzliche) Meinungen über die ‚neue CNT', ihr Wesen, ihre Funktion und ihre revolutionären Möglichkeiten in der gegenwärtigen Situation Spaniens"* nebeneinander. Die Texte sind von Juan Gomez Casas, dem Sekretär des Nationalkomitees der CNT von Juli 1976 bis April 1978, Freddy Gomez aus der Redaktionsgruppe von „Frente libertario" und dem Schriftsteller und Journalisten

30 Chronique de Pologne, in: Interrogations 9/Januar 1977, S. 96-115; Edmond Trifon, Faits diverses et socialisme, in: Interrogations 10/April 1977, S. 15-23; Václav Havel, Le conformisme par la peur. Lettre ouverte au secretaire géneral du Parti Communiste Tchecoslovaque Gustav Husak, in: Interrogations 7/Juni 1976, S. 85-107.

31 Paul Avrich, Solzhenitsyn's Political Philosophy, in: Interrogations 1/Dezember 1974, S. 103-113.

32 Pierre Clastres, La question du pouvoir dans les sociétés primitives, in: Interrogations 7/Juni 1976, S. 3-8.

33 Albert Meister, Les transnationales, ou l'impéralisme sans drapeau, in: Interrogations 4/September 1975, S. 5-17.

34 Gabor T. Rittersporn, The dissident movement and the middle class in the USSR, in: Interrogations 16/Oktober 1978, S. 29-42.

35 Carlos M. Valgañon, El Nuevo poder en España, in: Interrogations 10/1977, S. 98-121.

Carlos Semprun-Maura, Autor des 1978 in Barcelona erschienenen Buches „Ni Dios, ni amo, ni CNT", der bereits einen Artikel über den *„unbrauchbar gewordenen Mai 68"* für „Interrogations" verfaßt hatte. Man kann sich leicht vorstellen, was die Hüter des wahren Glaubens bei einem solch ketzerischen Titel empfunden haben mögen.[36]
Im Laufe der Zeit zeichneten sich die Interessenschwerpunkte der Zeitschrift ab, ihre Leitlinien, aber auch ihre Schwächen. Im zweiten Heft wurde die Absicht unterstrichen, *„eine Funktion als Forschungs- und Erkenntnismittel zu erfüllen und keine ‚Meinungen' zu präsentieren oder Propaganda zu betreiben"*.[37] Im folgenden Heft wurde die Tatsache betont, daß *„die Zeitschrift die Probleme von heute in den Mittelpunkt stellt"* und *„nur ausnahmsweise allgemeine Themen behandelt, vorausgesetzt, daß sie nicht zeitlos sind, sowie manche geschichtlichen Ereignisse, sofern sie bisher noch nicht aus einem libertären Blickwinkel betrachtet wurden"*. Man war sich bereits der Mängel bewußt, indem man feststellte, *„daß Arbeiten über Fragen internationaler Politik wie auch Studien über die sogenannten peripheren Gesellschaften selten zu finden sind"*, und anschließend potentielle Mitarbeiter aufrief, bei der Beseitigung der festgestellten Mängel auf diesen Gebieten tätig zu werden.[38] Nach einjährigem Erscheinen wurde eine erste Bilanz versucht. Es wurde auf die Veröffentlichung zahlreicher interessanter Studien verwiesen, z.B. über die Mitbestimmung in Deutschland, die argentinischen Guerillabewegungen oder die gesellschaftspolitische Lage in Italien, sowie die begonnene Untersuchung der Frage des Staates und der neuen herrschenden Klassen, aber auch mit Bedauern festgestellt, daß der Bereich der internationalen Politik und der *„Bestandsaufnahme der Widerstandsformen gegen die Funktionalisierung und Manipulation"* noch weitgehend unerforscht sei.[39] Anläßlich der Redaktionsübergabe an die italienische Gruppe versuchte sich die Zeitschrift erneut an einer ausführlichen Bilanz von nunmehr zwei Jahren Tätigkeit. Sie erinnerte an die Arbeit, die mit der Definition ihrer Ziele, dem Aufbau eines Stammes von Mitarbeitern und Korrespondenten und dem Erreichen einer Leserschaft von etwa zweitausend Personen, die sie weltweit erwarben, geleistet worden sei. Gleichzeitig verwies sie auf ihre Schwachstellen, insbesondere *„die kaum vorhandenen Beziehungen zur angelsächsischen Welt, das fast völlige Fehlen von Situationsanalysen und Lageberichten aus dem arabischen Raum, die bedauerliche Dürftigkeit im Bereich der Probleme Schwarzafrikas und Asiens"*, und gelangte zu dem Ergebnis, daß sie trotz ihres angestrebten Internationalismus einzig für die Länder Europas und Amerikas gemacht zu sein schien.[40]
Das am ausführlichsten und systematischsten abgehandelte Thema war sicherlich das der Technobürokratie und der „neuen Bosse". Für Mercier reichte die Beschäftigung damit schon lange zurück: Bereits 1941 hatte er einen langen Artikel über dieses Thema - „Al di là del capitalismo" - in „L'Adunata dei Refrattari" in New York veröf-

36 Juan Gomez Casas, La CNT española hoy, in: Interrogations 16/Oktober 1978, S. 47-60; Freddy Gomes, Grandeurs et misères du movement libertaire espagnol aujourd'hui, in: ebd., S. 64-102; Carlos Semprun-Maura, ...ni CNT, in: ebd., S. 105-116; ders., Les révolutions mortes et les autres, in: Interrogations 2/März 1975, S. 69-90.
37 Après le premier numéro, in: Interrogations 2/März 1975, S. 3.
38 Ce que dit la redaction, in: Interrogations 3/Juni 1975, S. 3.
39 Premier Bilan, in: Interrogations 5/Dezember 1975, S. 3-4.
40 La relève, a.a.O., S. 5.

fentlicht.[41] Sein Interesse deckte sich mit dem der Redaktion von „Revista A" und ganz allgemein mit dem der „Gruppi Anarchici Federati". Viele Artikel behandelten dieses Thema sowohl aus theoretischer Sicht, ausgehend von der Definition dieser neuen herrschenden Klasse und den diesbezüglichen anarchistischen Vorarbeiten - oder besser Vorahnungen - in den Werken libertärer Denker des 19. Jahrhunderts, als auch auf der Basis von Fallstudien, die sich nicht nur auf die UdSSR oder China, sondern auch auf Westeuropa und Lateinamerika bezogen.[42] Es war Gegenstand zweier Artikel Merciers,[43] die zu der Zeit veröffentlicht wurden, als er gerade an seinem Buch „La Révolution par l'État. Une nouvelle classe dirigeante en Amérique latine" schrieb, das wenige Monate nach seinem Tod bei Payot in der Reihe „Critique de la politique" erschien.[44] Die Zeitschrift veröffentlichte auch Auszüge aus Bruno Rizzis Werk über den bürokratischen Kollektivismus, wobei betont wurde, daß er der erste in Italien gewesen sei, der die charakteristischen Merkmale der technobürokratischen Klassen analysiert und definiert habe - besonders in Bezug auf die sogenannten sozialistischen Länder.[45] Dieser kollektive Denkprozeß mündete in die Veranstaltung einer internationalen Konferenz über die „neuen Herren" (Venedig, 25.-27. März 1978), aus der eine Buchpublikation auf italienisch und - im Folgejahr - auf französisch hervorging.[46]
Trotz der geringen Zahl der in der Zeitschrift veröffentlichten Studien zur internationalen Politik im eigentlichen Sinne, muß man auf einen Artikel von Louis Mercier eingehen, aus dem nicht nur die Denkweise des Autors klar wird, sondern der auch aufzeigt, was eine wirklich internationalistische Politik für die anarchistische Bewegung sein könnte.[47] Ausgehend von der Feststellung, daß *„sich die anarchistische Bewegung in ihren Analysen internationaler Beziehungen und Konflikte besonders zurückhaltend zeigt"*, abgesehen von der rituellen Beschwörung einiger allgemeiner Prinzipien - gegen Krieg, gegen Nationalismus und Imperialismus -, betonte er, daß der Rückgriff auf derartige Formeln *„die Beobachtung der Fakten und ihre Interpre-*

---

41 Eine französische Übersetzung erschien unter dem Pseudonym S. (Santiago) Parrane, Les anarchistes face à la technocratie, Paris o.J. (1950).

42 Es sei indes erwähnt, daß die Zeitschrift Jan Wacław Machajski nicht die gebührende Aufmerksamkeit schenkte. S. Jan Waclav Makhaïski, Le socialisme des intellectuels. Textes choisis, traduits et présentés par Alexandre Skirda, Paris 1979; 2001 erschien unter gleichem Titel eine erweiterte Neuauflage mit einem neuen Vorwort; Marshall S. Shatz, Jan Wacław Machajski. A Radical Critic of the Russian Intelligentsia and Socialism, Pittsburgh 1989; s. auch die Texte Machajskis in diesem ARCHIV, S. 109-160.

43 Louis Mercier Vega, La variante militaire de la nouvelle classe, a.a.O.; ders., Les nouveaux maîtres: confluences et particularités latino-americaines, a.a.O.

44 Louis Mercier Vega, La Révolution par l'Etat. Une nouvelle classe dirigeante en Amérique latine, Paris 1978.

45 Bruno Rizzi e il collettivismo burocratico, in: Interrogations 10/April 1977, S. 25-45. Eine französische Neuausgabe des zuerst 1939 in Paris im Selbstverlag erschienenen Buches „La bureaucratisation du monde" von Bruno Rizzi wurde unter dem Titel „L'URSS: collectivisme bureaucratique" 1976 bei Champ libre (Paris) veröffentlicht. Eine vollständige Ausgabe des Buches von Bruno Rizzi erschien erst vor wenigen Jahren: La Burocratizzazione del mondo, Prima edizione integrale a cura di Paolo Sensini, Edizioni Colibri, Paderno Dugnano 2002. Über den unbekannten Werdegang des Autors vgl. Paolo Sensini, Oltre il marxismo, l'anarchismo e il liberalismo. Il percorso scientifico e rivoluzionario di Bruno Rizzi, in: Rivista storica dell'anarchismo, 2 (16)/Juli-Dezember 2001 (8. Jg.), S. 61-82; s. die Übersetzung dieses Textes sowie den Text von Gianpiero Landi zu Rizzi in diesem ARCHIV, S. 235-270.

46 I nuovi padroni. Atti del convegno internazionale di studi sui nuovi padroni, Milano 1978; Les nouveaux patrons. Onze études sur la technobureaucratie, Genève 1979.

47 Santiago Parane, Hors-jeu international et jeu internationaliste, a.a.O.

tation eher überflüssig macht als dazu anregt". In allen Situationen gelte, daß *„die Falle, sich für eine Seite zu entscheiden..., in der Ausbeutung von pazifistischen und internationalistischen Gefühlen zu kriegerischen oder imperialistischen Zwecken besteht".*[48] Das Musterbeispiel dafür bleibe das Manifest der 16 während des Ersten Weltkrieges,[49] doch finde sich dergleichen später in vielen anderen Situationen wieder, wie in Spanien 1936 unter dem Vorwand des Antifaschismus oder bei Rudolf Rocker, der 1939 den Standpunkt der Alliierten übernahm. Mercier bevorzugte die Analysen Marie-Louise Berneris und des kleinen Kreises von „War Commentary", die einfache Alternativen ablehnten und mitten im Krieg schrieben: *„Die Weigerung, uns an der sinnlosen Aufgabe zu beteiligen, eine in die Brüche gegangene Welt wieder zusammenzuflicken und unsere Bemühung, stattdessen eine neue aufzubauen, ist nicht nur konstruktiv, sie ist die einzige Lösung."*[50] Der rote Faden in komplexen Situationen sei der Gedanke, daß die Anarchisten den sozialen Krieg führen, nicht den zwischen Nationen oder Blöcken. Aber es gehe nicht nur um die Weigerung, sich an den Manövern internationaler Politik in dem einen oder dem anderen Lager zu beteiligen, man müsse auch verstehen, wer die wahren natürlichen Verbündeten der Anarchisten seien: die einfachen Leute, die die Systeme, die sie unterdrücken und ausbeuten, bekämpfen und damit die *„falsche Alternative zwischen guten und schlechten Blöcken"* beseitigen. Mercier gelangte zu folgender Schlußfolgerung: *„Genau betrachtet, stehen wir nicht außerhalb des Kampfes, wenn wir unseren eigenen führen, aber den der anderen kennen und entlarven. Wir würden sogar sagen, daß unser Kampf in einem direkten Zusammenhang steht mit der Kenntnis des Kampfes der anderen. Denn die Fallen werden natürlich weit im voraus gestellt. Wollen wir ihnen entgehen, genügt es nicht, uns prophylaktisch mit allgemeinen Wahrheiten zu wappnen. Wir müssen ab sofort lernen, ins Detail zu gehen."*[51] Denn von der Kenntnis der *„Details"* wird der Handlungsspielraum eines Internationalismus abhängen, der sich entschieden hat, *„außerhalb des Spiels"* zu bleiben.

Es sei hinzugefügt, daß diese schwierige und anspruchsvolle Analyse Merciers weder von einer Linken verstanden wurde, für die der Gipfel der Erkenntnis in der Wahl des richtigen Lagers bestand - gestern das sowjetische, heute das amerikanische -, noch von manchen Anarchisten, die ihn schlicht und einfach beschuldigten - vielleicht, weil sie seinen Argumenten nichts entgegenzusetzen hatten? -, ein „CIA-Agent" zu sein. Dabei hatte er nichts anderes versucht, als zusammen mit anderen einen wahren Internationalismus zu praktizieren, unabhängig von Staatenpolitik und Blockdenken.

*****

Im Rahmen eines Berichts über die jährliche Mitarbeiterversammlung erwähnte das Editorial von Heft 16 die Schwierigkeiten bei Finanzen und Vertrieb der Zeitschrift.

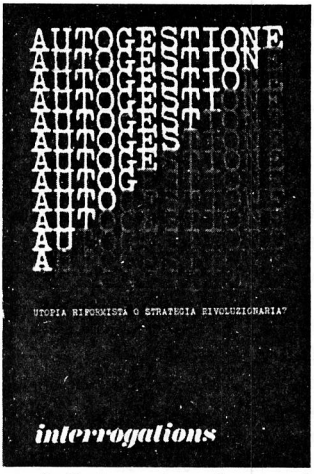
---

48 Ebd., S. 3.

49 Das sogenannte „Manifest der 16" wurde u.a. von Peter Kropotkin, Jean Grave und Christian Cornelissen am 28. Februar 1916 veröffentlicht; die Unterzeichner stellten sich mit diesem „Manifest" auf die Seite der Alliierten im Krieg gegen das preußisch-militaristische Deutschland und die mit diesem verbündeten Mittelmächte.

50 Zit. nach Santiago Parane, Hors-jeu international et jeu internationaliste, a.a.O., S. 5.

51 Ebd., S. 12.



Das Hauptproblem bestehe in der Viersprachigkeit. Da sowohl aus finanziellen wie aus redaktionellen Gründen an vier Parallelausgaben nicht zu denken sei, habe man sich entschieden, auf ein halbjährliches Erscheinen umzustellen und sich auf Themenhefte zu konzentrieren, in der Hoffnung, damit eine Weiterexistenz zu sichern. Man wolle den internationalen Charakter beibehalten, aber nur noch in italienischer Sprache erscheinen, um die Auflage im Sprachraum der Redaktionsgruppe zu erhöhen.[52] Eine einzige Doppelnummer vom Juni 1979 mit Beiträgen zu einem Kolloquium über Selbstverwaltung entsprach dieser Neuorientierung.[53] Inzwischen waren die von Mercier hinterlassenen Gelder aufgebraucht; keine neue Gruppe sah sich in der Lage, die Mailänder Redaktion zu ersetzen, die die Zeitschrift „Volontà" übernahm. Diese untypische Doppelnummer wurde somit die letzte Ausgabe von „Interrogations".

Obwohl sie nach dem Tod ihres Gründers nur noch relativ kurze Zeit Bestand hatte, war „Interrogations" nichtsdestotrotz eines der wesentlichen Instrumente Louis Merciers, den Stab an eine neu zum Anarchismus gestoßene Generation weiterzureichen, während sich sein eigener langer *„Weg durch die Wüste"* dem Ende zuneigte. Und gewiß bot „Interrogations" auch die Möglichkeit, ihren Mitarbeitern und ihren Lesern das Anliegen zu übermitteln, stets *„eine hinreichend lebendige und zugleich hinreichend kritische Beziehung zur Tradition herzustellen, damit ein Rückzug ins Sektendasein, ein unproduktiver Dogmatismus oder eine erneute Isolation vermieden wird"*.[54]

Übersetzung aus dem Französischen: Michael Halfbrodt

---

52 Alla riunione annuale dei collaboratori/Lors de la reunion annuelle des collaborateurs/At the annual collaborator's meeting/A la reunion annual de sus colaboradores, in: Interrogations 16/Oktober 1978, S. 3-8.

53 Das Kolloquium fand vom 28. bis 30. September in Venedig statt. In Heft 17/18 von „Interrogations" vom Juni 1979 wurden folgende Beiträge vorab veröffentlicht: Amedeo Bertolo, La gramigna sovversiva (S. 9-37); Olivier Corpet, Leggere l'autogestione (S.38-59); Eduardo Colombo, Lo spazio ideologico dell'autogestione (S. 60-76); Nico Berti, Per una lettura storico-ideologica dell'autogestione (S. 77-90); Roberto Guiducci, Autogestione e divisione del lavoro (S. 91-98); Albert Meister, Self-management e autogestione nella formazione e nell'industria (S. 99-106); Luciano Lanza, Autogestione ed economia (S. 107-134); Gian Paolo Prandstraller, La teoria dei bisogni nell'impresa autogestita (S. 135-153); José Elizalde, L'autogestione in Spagna, oggi (S. 154-174); Gustave Joyeux, La fuga autogestionaria (S. 175-184); Michele La Rosa, Società tardo-capitalistica, mutamento e autogestione (S. 185-194); René Lourau, Autogestione e istituzioni (S. 195-211); Murray Bookchin, L'autogestione e la nuova tecnologia (S. 212-230). Die meisten Beiträge des Kolloquiums (A. Bertolo, M. Bookchin, O. Corpet, L. Lanza, R. Lorau, A. Meister, F. Mintz, Mimmi, C. Semprun-Maura) sind in dem Band „Interrogations sur l'autogestion", Lyon 1979, veröffentlicht worden; eine deutsche Ausgabe mit Texten u.a. von Murray Bookchin, Luciano Lanza, Eduardo Colombo und Stephen Schecter erschien unter dem Titel: Selbstverwaltung - Die Basis einer befreiten Gesellschaft. Beiträge auf dem Kongreß zu Fragen der Selbstverwaltung in Venedig, September 1979, Reutlingen 1981.

54 Miguel Abensour, Vorwort zu Louis Mercier Vega, La Révolution par l'Etat, a.a.O., S. 5.

„Ein illusionsloser Blick auf die Gesellschaft." Gespräch mit Georges Petit

Georges Petit, Jahrgang 1921, wurde 1944 ins KZ Buchenwald deportiert und mußte in dessen Außenstelle Langenstein-Zwieberge Zwangsarbeit leisten. Es gelang ihm zu fliehen und zu überleben. In Frankreich war er von 1949 bis 1967 Mitglied der Gruppe „Socialisme ou Barbarie". Über die Erfahrungen, das Scheitern und auch den Widerstand der Zwangsarbeiter berichtet er in dem Buch „Rückkehr nach Langenstein" (Hürth bei Köln/Wien: Edition Memoria 2004). Andrea Gabler, Katharina Wesenick und Harald Wolf führten mit ihm im April 2005 das folgende Gespräch. Das Transkript haben sie aus dem Französischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen und Erläuterungen zu erwähnten Personen, Organisationen und Ereignissen versehen. Bei dem Interview anwesend und z.T. mitbeteiligt war auch Georges Petits Frau, Jacqueline Petit. Wir danken Georges Petit für das Gespräch, seine Geduld und Hilfsbereitschaft und die freundliche Genehmigung zur Veröffentlichung.

Frage: Wie war deine Kindheit und Jugend? Wie sah das politische Milieu aus?
GP: Ich bin 1921 im Departement L'Ain, zwischen Jura und Alpen, geboren. Ich habe in meiner Kindheit und frühen Jugend in dieser Region gewohnt. Mein Vater war Eisenbahner beim Eisenbahnnetz des Südwestens, der privaten Compagnie PML Paris - Lyon - Marseille, und hatte verschiedene Wohnorte in dieser Gegend im Südwesten. Manchmal war er in Paris, aber wir waren auch in Dijon und auch in Savoie. Meine Mutter war Hausfrau. Wir waren drei Kinder, drei Jungen. Mein Vater war ein Veteran des Ersten Weltkriegs, er hatte keine sehr gefestigte politische Meinung, sagen wir er war Sozialdemokrat, das heißt in Frankreich Sozialist oder Radikalsozialist, aber nicht organisiert. Meine Mutter hatte keine politische Meinung. Das war zu dieser Zeit normal. Es wäre unschicklich gewesen, wenn sie eine politische Meinung gehabt hätte. Dann kam 1934. Wenn ich von meiner Kindheit erzähle, dann erwähne ich oft den Ort, wo meine Tanten, meine Onkel und meine Großeltern wohnten. Wir wohnten in verschiedenen Städten, aber jeden Sommer lebten wir bei den Großeltern. Das war ein kleines Dorf in L'Ain. 1934 habe ich in Bourg-en-Bresse, dem Hauptort von L'Ain, zum ersten Mal ein Plakat gesehen zu den Ereignissen von 1934, das heißt, zu den faschistischen Demonstrationen in Paris und den Reaktionen der Arbeiter und der linken Parteien.[1] Zu dieser Zeit war mein Vater nicht politisiert, aber ein Onkel war es ein bißchen mehr. Und er bezog die Zeitung der sozialistischen Partei SFIO („Section Française de l'Internationale Ouvrière"), eine populäre Wochenzeitung, und ich las diese Zeitung; die Titel und einige Artikel über den Faschismus. Wir kannten den Fa-

1 Vor dem Hintergrund von Wirtschaftskrise und linker Mehrheit bei den Wahlen von 1932 erlangten in Frankreich disparate rechtsextreme Bewegungen großen Zulauf. Am 6. Februar 1934 demonstrierten in Paris sowohl Hunderttausende Rechte als auch der kommunistische Frontkämpferverband gegen die Regierung; es kam zu heftigen Zusammenstößen mit Toten und tausenden Verletzten. Nach anhaltenden Demonstrationen trat die Regierung zurück, und die Rechte übernahm bis zu den Volksfrontregierungen (1936-1938) wieder die Macht.

schismus zu dieser Zeit schon, weil das seit 1923 eine Grenzregion zu Italien war. Und so kannte man den Faschismus ein bißchen und mißtraute ihm ein wenig, man machte sich über ihn lustig. 1934 sprachen die Leute viel vom Nationalsozialismus. Also ich kannte das, das war nah und nicht fremd. Und 1934 bei den Demonstrationen habe ich ein Plakat gelesen, von den Sozialisten oder Kommunisten. Ich habe über die faschistischen Demonstrationen in Paris gelesen und verstanden, daß der Faschismus überall war, daß er auch in Frankreich existierte. Davon entwickelte ich einfach ein Bewußtsein. Und ein oder zwei Jahre später gab es eine sehr starke Reaktion der Linken, Streiks etc., und es kam zu einer Koalition von Sozialisten, Kommunisten, Radikalen - die Volksfront. Es war ein großer Enthusiasmus in Frankreich, es gab Streiks und Wahlen in den Gemeinden in unserer Gegend und auch eine große Bewegung, keine revolutionäre Bewegung, aber eine linke Bewegung und Aufmärsche. Ich erinnere mich, wie ich 1936 bei den Wahlen auf der Hauptstraße defilierte, man hatte überhaupt kein politisches Bewußtsein, aber man wurde vom Enthusiasmus der Zeit mitgezogen. Bei den Demonstrationen nahm ich teil (lacht) auf Seiten der Linken.[2] 1937 setzte sich das dann in der Schule fort. Ich war mit 13 auf die weiterführende Schule in der Nachbarstadt gekommen. Da hat sich die Politisierung akzentuiert. Die Schüler waren komplett reaktionär, dann begann der Faschismus auch in Spanien, und nun gab es untereinander kleine verbale Auseinandersetzungen. Man kann sagen, daß mein linkes Engagement da begann, aber es war sehr vage. Dann haben wir die Wohnorte mehrere Male gewechselt, und ich hatte Kontakt zu Freunden und Genossen, von denen einige in der kommunistischen Jugend waren. Man wollte, daß ich in die kommunistische Jugend eintrete. Aber das schien mir sehr nah am Katechismus, an der Indoktrination, das schien mir ein wenig lächerlich. Ich war sehr beeindruckt gewesen von ein, zwei Interventionen der sozialistischen Jugend. Aber dort, wo ich wohnte, gab es keine sozialistische Jugend. Es gab, ich weiß nicht mehr wo, eine sozialistische Jugend, die machte Feiern etc., sie waren viel offener. Zweifellos waren sie Trotzkisten, aber ich konnte keinen Kontakt zu ihnen aufnehmen, denn wir sind dann umgezogen und lebten in Dijon, ich glaube 1938. So hatte ich keinen Kontakt zu den jungen Sozialisten und war bis 1939 nicht politisch engagiert. Bei der Kriegserklärung war ich in Dijon. Ich war ein junger Mann der Linken, aber nicht organisiert. Nun kam der Krieg, dieser „drôle de guerre". Und dann die Besetzung von Frankreich. Innerhalb von 15 Tagen kamen die Flüchtlinge aus Belgien und dem Norden Frankreichs, und wir sahen viele Leute durch Dijon kommen. Ich war damals jung, und ich und meine Brüder haben das als eine Art Abenteuer wahrgenommen; wir sind mit der Familie aufgebrochen. Wir sind nicht weit gekommen, die deutschen Truppen haben uns ungefähr 100 Kilometer von Dijon entfernt aufgespürt, in Chalon-sur-Saône, und wir sind nach Hause zurückgekehrt. Und nun begann für mich eine sehr interessante Zeit, weil es eine Gruppe von Kameraden gab - Jungen und Mädchen -, die zelten ging und jeden Sonntag hinausging. Und da bildete sich eine kleine, ein bißchen aktive Gruppe, eine Art Auswahl,

2 Auf die Wahlen vom Frühjahr 1936, die die ‚Volksfront' aus Kommunisten, Sozialisten, radikaler Partei (Radicaux) und kleineren Gruppierungen gewann, folgte eine große spontane Streikwelle, die sich sowohl gegen repressive Arbeitsverhältnisse richtete als auch die Freude über den Erfolg der Volksfront ausdrückte. Die Volksfront-Regierung unter Léon Blum beendete den Streik, setzte allerdings auch ein Tarifvertragsrecht, Mitbestimmungsrechte, Lohnerhöhungen und verschiedene sozialstaatliche Maßnahmen durch.

wenn man will, übrigens nur Jungen. Wir machten Propaganda, schrieben an Mauern, verteilten Flugblätter und dann begannen wir Waffen zu sammeln. Denn nach der Entwaffnung Frankreichs lagen Waffen, Munition, Sprengstoff überall herum. Und da hatten wir die etwas verrückte Idee, eine Widerstandsgruppe auf dem Land zu bilden, was viel später realisiert wurde. Als für die Jungen der verpflichtende Arbeitsdienst nach Deutschland, der obligatorische Arbeitsdienst STO eingeführt wurde, begann man mit der Bildung von Widerstandsgruppen.[3] Aber 1941/42 gab es das noch nicht. Das war also eine Aktivität, die ein bißchen Widerstand war. Man organisierte sich und fing an, die ersten Schritte zu machen. Die erste Aktion, an der ich teilgenommen habe, bestand darin, am Bahnhof eine Ladung Schießpulver zu stehlen. Sie war zwar mit der französischen Eisenbahn verschickt worden, aber unter deutscher Kontrolle. Wir hatten große Mühe, diese Ladung, es waren vielleicht 30, 40 Kilo, unter den Zügen zu tragen. Das war schrecklich schwer. Und als wir die Ladung öffneten, sahen wir, daß es Schwarzpulver war, welches man nur zur Tierjagd benutzt (lacht). Gut, das war die erste Aktion, ich erinnere mich gut. Das war 1942, denke ich. Wir bildeten eine kleine Organisation in Dijon und dann ging mein Vater nach Paris, und ich ging mit. Dort hatte ich Kontakte zu „Francs Tireurs et Partisans" (FTP). Die FTP war eine Organisation der kommunistischen Partei.[4] Die Kader der FTP waren von der kommunistischen Jugend. Sie rekrutierten mich, aber es gab einige Einschränkungen. Ich war natürlich nie einverstanden mit dem Hitler-Stalin-Pakt und solchen Dingen, aber zu dieser Zeit hieß die Devise: es sollen alle Leute kommen und mitarbeiten, unabhängig von kleinen Divergenzen. Jedenfalls gab es keine interne politische Diskussion. Das einzige Ziel war der Kampf gegen die Besatzer. Auch da hatte ich einige Divergenzen. Die kommunistische Politik war bereits nationalistisch, denn ab 1934/36 sind die Kommunisten Nationalisten geworden. Das sah ich (später) in Deutschland. Die deutschen Kommunisten wurden 1933/34 verhaftet, und sie teilten die vorherige Sicht der Komintern, die ultralinke Politik der Komintern. Das war eine Politik, deren Hauptgegner die Sozialdemokratie war und nicht der Nazismus. Sie waren also eingesperrt in ihrer ultralinken Mentalität, das war schon sehr verrückt: Als die Kader der französischen Kommunisten 1943 im großen Stil verhaftet wurden und in die deutschen Konzentrationslager kamen, gab es heftige Diskussionen zwischen ihnen und den deutschen Kommunisten. Denn die französischen Kommunisten waren in einer sehr nationalen Phase, und die Deutschen waren eher ultralinks. Das war ein kleiner Einschub.

Frage: Wann wurdest du gefangen genommen und deportiert?

GP: Ich wurde im September 1943 fast zufällig verhaftet. Ich war bei einer Gruppe in Paris, und wir hatten ein Attentat verübt, welches nicht sehr erfolgreich war. Und dann

---

3 Seit September 1942 waren alle französischen Männer zwischen 18 und 60 sowie alle ledigen Frauen zwischen 21 und 35 zum „Service de Travail Obligatoire" (STO), dem Arbeitsdienst, zwangsverpflichtet. Zwischen 1942 und August 1943 wurden 69% der Reklamierten eingezogen, viele weigerten sich und so bescherte der STO der Résistance enormen Zulauf (vgl. François-Georges Dreyfus, Histoire de la Résistance 1940-1945, Paris 1996, S. 297ff).

4 Die FTP (eigentlich: FTPF) war die von Kommunisten nach dem deutschen Überfall auf die UdSSR 1941 aufgebaute schlagkräftigste Widerstandsorganisation. Der kommunistische Widerstand verfolgte eine Politik der Provokation und der Eröffnung einer zweiten Front gegen die deutsche Besatzung (vgl. François-Georges Dreyfus, Histoire de la Résistance 1940-1945, a.a.O., S. 163ff).

wurden wir von der Gestapo verhaftet. Wir waren echte Amateure, sehr amateurhafte Terroristen oder Spione, und die Gestapo war sehr gut organisiert, aber sie mußte sich im unbekannten Feindesland bewegen, und das war schwierig für sie. Wir reorganisierten uns permanent. Wir waren junge Leute, und ich schickte ein paar Genossen nach Dijon, weil ich noch Kontakte dahin unterhielt zu Leuten, die inzwischen eine Widerstandsgruppe auf dem Land, in der Region von Cote d'Or gebildet hatten. Ich blieb zunächst in Paris. Als danach die Sache mit der Gestapo weiterging, entschied auch ich mich, nach Dijon zu gehen. Inzwischen wurden aber auch meine Kameraden in Dijon von der Gestapo verhaftet, insbesondere der Freund, bei dem ich wohnen wollte. Und die Gestapo hat einen Trick benutzt: sie ließ die Leute weiterhin in die Wohnung des bereits Verhafteten kommen und sagte nicht, daß die Person weg ist.
Ich wurde also in Dijon verhaftet. Ich kam, wie man im Französischen sagt, „als unbeschriebenes Blatt" an. Ich wurde nicht erwartet, und merkte sehr bald, daß ich nicht bekannt war. Sie wußten sehr wohl, daß ich in Paris wohnte. Aber nicht, daß ich Teil einer Organisation in Paris war. Eine ulkige Geschichte war das: Ich war bereits seit einer Woche in Dijon verhaftet, und bei meiner Mutter in Paris wurde das Haus durchsucht, weil sie dachten, ich verstecke mich dort. In Wirklichkeit war ich im Gefängnis von Dijon versteckt.
Die Geschichte im KZ lassen wir hier aus, weil ich dazu auch geschrieben habe.[5] Im Lager hatte ich Kontakt zu einer sehr starken kommunistischen Organisation, an der ich nicht teilgenommen habe, ich glaube, weil ich bald nach meiner Ankunft krank geworden war. Ich bin der Auswahl, die die Funktionäre des Apparats (dieser kommunistischen Organisation), Deutsche, unter den Häftlingen machten, entkommen; sie machten eine Auswahl unter den Häftlingen und suchten natürlich die Kommunisten. Die kommunistischen Führer erkannte man sofort. Wie zum Beispiel Marcel Paul,[6] aber die Aktivisten von der Basis mußte man suchen, und dann gab es Emissäre des Blocks, die die Leute befragten. Vor allem waren das kommunistische Aktivisten, Aktivisten nahe der Linken und man hat sie beschützt.
Aber ich war nur ein ganz gewöhnlicher Aktivist. Und als gewöhnlicher, nicht protegierter Aktivist habe ich die kommunistische protektionistische Funktion gesehen und war ihr gegenüber kritisch eingestellt. Es gab eine Brigade, eine Feuerwehrgruppe, und diese Feuerwehrleute sah man draußen trainieren, wie die Feuerwehr in Paris, sie waren sogar gebräunt. Es waren Leute, die etwas älter waren als ich. Ich fragte mich „Wie ist das möglich, daß es Leute gibt, die zu uns gehören und die sich in tadellosem gesundheitlichen Zustand befinden?" Es gab einen Blockchef, ein sympathischer deutscher Kommunist, der gut Französisch sprach, aber er war fett, fett. (lacht) Nun, da hatte ich ein bißchen Kritik dran. Danach hatte ich eine weitere Erfahrung mit den Russen. Ich glaube, es waren ukrainische Russen, wir haben sie schlecht unterscheiden können, sie sprachen alle Russisch und sie waren mit einem R gekennzeichnet. Sie erhielten nie Pakete. Wir bekamen vor der Ankunft der Amerikaner, der Alliierten, Pa-

5 Georges Petit, Rückkehr nach Langenstein. Erfahrungen eines Deportierten, Hürth bei Köln/ Wien 2004.

6 Marcel Paul (1900-1982), führender PCF-Politiker und Widerstandskämpfer, war 1944 nach Buchenwald deportiert worden. Er war 1945/46 als kommunistischer Minister für die Verstaatlichung des Energiesektors zuständig und gründete die „Fédération nationale des déportés, internés, résistants et patriotes" (FNDIRP).

kete. Meine Mutter schickte mir bis Anfang August 1944 Pakete. Aber die Russen kamen aus einem sehr fernen Land, und für die Nazis waren sie kaum besser als die Juden, also bekamen sie keine Pakete. Und da wir egoistisch waren, haben sie uns die Pakete geklaut (lacht). Aber die Russen habe ich gekannt, weil ich nach meiner Krankheit in einem russischen Block war, also hatte ich große Sympathien für die russischen Kameraden, die mich gegen die Befehle des deutschen Kapos zu arbeiten lehrten (lacht). Man arbeitete natürlich für das Regime, aber bei der Arbeit war ein Vorarbeiter, polnisch oder oft deutsch, und die Russen arbeiteten wenig. Diese Russen waren sehr sympathisch, sie arbeiteten wie die Franzosen sehr wenig und sagten oft zu mir: „Wir haben Lager gekannt in Rußland, die schlimmer oder genauso schlimm waren." Viele Franzosen hörten das, konnten es aber nicht verstehen. Wenn sie von Lagern sprachen, haben wir nicht verstanden, daß diese genauso wie die deutschen Lager waren. Also die erste Erfahrung war die mit dem Hitler-Stalin-Pakt, die zweite die, welche ich gerade erzählt habe und die dritte war die Ankunft der russischen Truppen, wie ich sie in meinem Buch beschreibe.

Als ich wieder zurück in Frankreich war, kam ich sehr schnell wieder zu Kräften und war 1946 sofort wieder politisch aktiv. Ich war zunächst in Jugendorganisationen aktiv, in den „Auberges de la Jeunesse", die in Frankreich einen einzigartigen Charakter haben.[7] Bei den „Auberges de la jeunesse" gab es die Jugendherbergen selbst, die Häuser mit den Hausvätern, die oft vom Staat, von der Region, vom Land bezahlt wurden, und dann gab es die Jungen, die in diese Herbergen kamen und einen bescheidenen Preis bezahlten, aber dann bildete sich in Frankreich eine Vereinigung. Und weil es 1946 wenig übrig gebliebene Herbergen gab, gründete man kleine Clubs und konnte damals leicht in der Pariser Umgebung oder im Wald, in der Natur Häuser mieten. Diese kleinen Clubs mieteten die Häuser und daraus sind die „Auberges" entstanden. Die „Auberges" öffneten nur am Wochenende. Große Jugendherbergen waren wie überall, in Großbritannien und Deutschland. Es gab zwei parallele Systeme, das Herbergensystem, das ein bißchen politisiert war auf der Basis der Freizeit der Jugendlichen der Volksfront. Wie es auch Fliegerclubs gab, sportliche Aktivitäten der Gewerkschaft. Die „Auberges" waren weit verbreitet, und wir organisierten uns selbst im Club, wir leiteten die „Auberges" selber. So war es ein bißchen selbstverwaltet. Das war eine gute Schule, diese Organisationen waren komplett durchsetzt von den Trotzkisten. Es gab alle Meinungen, aber die Trotzkisten, das war die Mehrheit. Ich war damals mit 24 Jahren schon etwas älter und hatte einiges verpaßt. Ich wohnte in Paris, ging in die „Jeunesse Communiste Internationaliste" (JCI) und wurde zwei Jahre lang Trotzkist.

Frage: Auch Jacques Signorelli, ein anderes ehemaliges Mitglied von „Socialisme ou Barbarie" war in den „Auberges de la Jeunesse" aktiv. War das die gleiche Bewegung?

GP: Ja, das war die gleiche Bewegung, aber wir waren nicht im gleichen Club. Es gab in Paris viele, viele Clubs. Im Quartier Latin gab es drei Clubs. In der lokalen Nähe gab es drei Clubs, Paris Latin, Paris Luxembourg und Paris Montagne. Es gab drei

---

7 Die „Auberges de la Jeunesse" (A.J.) entstanden als heterogene Jugendbewegung in den zwanziger Jahren. Nach 1945 existierte auch eine kleine antiklerikale und antimilitaristische Fraktion, die sich einen vom Staat unabhängigen Status bewahren konnte (vgl. André Garros, Les auberges de la jeunesse, in: Socialisme ou Barbarie 10/1952, S. 45-48).

Clubs und er war bei einem Club in einem südlichen Vorort von Paris. Auch seine Frau, Louise Signorelli, war da sehr aktiv. Für mich waren diese „Auberges" eine kurze Passage, danach habe ich sie verlassen.
Ich war von 1946 bis 1948 Trotzkist. Wir führten einen Kongreß über die russische Frage durch (lacht). Und da gab es verschiedene Parteien und Gruppen. Aber 1948 war ich nicht bei der Chaulieu-Montal-Tendenz, aus der „Socialisme ou Barbarie" hervorging. Zu der Zeit war ich in der JCI, der „Jeunesse Communiste Internationaliste", der entsprechenden Jugendorganisation. 1948 war der Kongreß, auf dem die PCI („Parti Communiste Internationaliste") auseinanderbrach. An der Chaulieu-Montal-Tendenz, die von den beiden Führungspersönlichkeiten Castoriadis und Lefort ausging, nahm ich nicht teil. Sie entstand aus einer Zelle des Quartier Latin, des 5./6. Pariser Arrondissements. Da gehörte ich nicht dazu. Ich kannte nur die interne Literatur, durch die interne Zeitung. In zwei Worten: ich war Verantwortlicher einer Zelle der JCI (lacht), meine Gruppe hatte zwei Mitglieder, die 17 Jahre alt und unerträglich waren. Sie nervten mich, sie laberten alles nach und das nervte mich und deswegen war ich grundsätzlich gegen sie. Diese beiden gefielen mir nicht, aber es war schon lustig. Aber ich lernte die Tendenz dann durch einen anderen kennen, der mich zu ihr brachte. Und als die Tendenz „Socialisme ou Barbarie" bildete, machten sie sofort öffentliche Versammlungen. Mit dem anderen, älteren Genossen nahm ich daran teil. Ich bin also zur ersten Versammlung von „Socialisme ou Barbarie" gegangen und weiß nicht mehr genau, wie ich dann zu einem Mitglied wurde, aber das war vor der Veröffentlichung der ersten Nummer. Ich war bei der vorbereitenden Sitzung der ersten Nummer dabei.
Frage: Was hat dich dann doch überzeugt, zu „Socialisme ou Barbarie" zu gehen? Was waren die wichtigen Punkte am Anfang?
GP: Die Gruppe war faszinierend. Ich war durch die trotzkistische Mehrheit in der PCI, sehr harte Trotzkisten, abgestoßen. Da waren Leute, die Trotzki gekannt hatten und so wirklich sehr trotzkistisch waren. Ich fand sie ein bißchen verhärtet, erstarrt in ihren Überzeugungen. Und ich wurde mehr von jungen Leuten angezogen. Die jungen Leute waren entweder bei einer rechteren Tendenz oder sie waren in der Chaulieu-Montal-Tendenz. Das schien mir lebendiger. Man kam zu Leuten wie Lefort und Castoriadis schnell in Kontakt, zu außergewöhnlichen Leuten. Vor allem Castoriadis faszinierte, er war wirklich außergewöhnlich durch die Intelligenz, durch die Arbeit, durch seine vielfältigen Fähigkeiten. Er konnte Altgriechisch, Neugriechisch, er sprach fließend Deutsch und Englisch und lernte Französisch, er wurde schnell ein Meister des Französischen, auch des Jargons. Er hatte eine juristische Ausbildung, die er in Frankreich fortzusetzen gedachte. Unter dem seinem Vater gegenüber vorgebrachten Vorwand, in Philosophie zu promovieren, war er nach Frankreich gekommen. Aber das hat er nicht gemacht. Er arbeitete dann bald als Ökonom bei der OECD („Organisation for Economic Co-operation and Development"), wurde Analytiker. Er hatte ein sehr gutes Gedächtnis, er notierte alles, um ohne zu Zögern zu intervenieren. Er protokollierte die Treffen und beim nächsten Treffen, wenn man etwas sagte, holte er seine Notizen raus und sagte: „Aber nein! Du hast das und das gesagt! Und du hast das gesagt." Aber es war nicht er, der hauptsächlich geredet hat und entschieden hat. Es gibt in allen Organisationen eine kleine Arbeitsteilung. Er brachte auch Ideen ein und notierte vor allem (lacht). Nun, dem konnte man wirklich ein bißchen schwer folgen.

Aber gleichzeitig war es so bereichernd, man lernte viele Sachen. Ich verfügte lediglich über Basiswissen, war ein Aktivist der Basis. Ich war nicht sehr gebildet und kannte von Marx oder Lenin nur Passagen, die bolschewistischen Grundlagen. Aber es gab ein obligatorisches Studienprogramm. Ich war vorher ungebildet, und die Kultur, die ich in der Gruppe lernte, war von hoher Qualität, denke ich jedenfalls. Gut, der Weg zu „Socialisme ou Barbarie". Der Ausgangspunkt war die Weigerung, die UdSSR als sozialistischen Staat anzusehen. Das war (bei den Trotzkisten) eine Idee, die man verteidigen sollte. Ausgehend von meinen Sozialismusvorstellungen, meinem Traum vom Sozialismus, war die UdSSR nicht sozialistisch. Nun, die Frage nach der konkreten politischen Arbeit ist schwer zu beantworten. Es gab viel konkrete Arbeit bei „Socialisme ou Barbarie", weil wir keinen Apparat hatten. Wir waren auch nur wenige, in harten Zeiten waren wir nur sehr wenige, zwischen 12 und - das hing von der Zeit ab -, dann aber 50, man wurde dann zahlreicher, vielleicht hundert Leute in mehreren Zellen und Gruppen in verschiedenen Städten. Aber in Paris waren wir zahlreich, und alle materiellen Aufgaben mußten von uns selbst erledigt werden.
Eine wichtige Aufgabe war zum Beispiel der Versand der internen Mitgliederzeitung, das war Arbeit. Ich kümmerte mich um die Abonnenten. Wir mußten auch wichtige Antworten geben auf Anfragen, die man an uns richtete. Da gab es eine Arbeitsteilung. Alberto Véga z.B., der von Beruf Übersetzer war, kümmerte sich um die Antworten auf spanische und italienische Anfragen. Und Castoriadis machte das mit den USA und mit England, der Gruppe „Solidarity". Wir teilten die Korrespondenz also auf. Und dann gab es noch die öffentlichen Treffen. Bei diesen öffentlichen Treffen sprachen hauptsächlich Lefort oder Castoriadis. Anfangs kamen wenige, das war ein Dutzend, vielleicht 20, maximal 30. Das variierte ein bißchen. So um 1958, 1960, kamen mehr Leute. Und da öffneten wir uns auch, wir hatten Diskussionen mit anderen Personen wie Michel Crozier, mit Lapassade und auch Morin, und das waren sehr offene Treffen.[8]
Frage: War nicht Daniel Mothé auch eine öffentliche Figur bei „Socialisme ou Barbarie"?[9]
GP: Bei vielen Versammlungen war Mothé ein Aktivist im Hintergrund. Er war nicht von Anfang an in der Gruppe und dann auch manchmal draußen. Mothé ist einer, der sehr mitteilsam und manchmal ein bißchen ein Phantast ist. Nun, wir haben seine Berühmtheit ein bißchen benutzt und ausgeschmückt; Castoriadis hat ihn gemacht. Mothé war ein bißchen unser Aushängeschild. Aber es gab andere Aktivisten, die an der Basis waren wie Gaspard; sein richtiger Name war Hirzel, und in der Zeitung unterschrieb er mit dem Namen Bourt.[10] Die Auflösung der Pseudonyme findet man bei Gottraux; da hat er wenig Fehler.[11] Wir, die ehemaligen Mitglieder von „Socialisme ou

8 Michel Crozier ist ein bekannter Organisationssoziologe, Georges Lapassade lehrt Erziehungswissenschaften und der Soziologe Edgar Morin war Mitherausgeber der Zeitschrift „Arguments" (1956-1962).

9 Zu Daniel Mothé vgl. „Gespräch mit Daniel Mothé", in: Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit 16/2001, S. 407-416.

10 Der Bordigist Raymond Hirzel (alias Gaspard, alias Raymond Bourt) arbeitete bei Renault-Billancourt, und spielte eine große Rolle bei der unabhängigen Betriebszeitung „Tribune Ouvrière" (bei der auch Mothé mitarbeitete). Er konnte bei Renault viele Arbeiter mobilisieren.

11 Der Politologe Philippe Gottraux publizierte mit „'Socialisme ou Barbarie'. Un engagement politique et intellectuel dans la France de l'après-guerre" (Lausanne 1997) die bislang umfas-

Barbarie", haben ein bißchen Kritik an Gottraux. Aber ich denke, Gottraux ist eine wirklich gute Arbeit. Also, die Berühmtheit Mothés ist ein bißchen speziell. Meiner Meinung nach hat Castoriadis Mothé ein bißchen gemacht. Mothé hatte viel Talent, war sehr mitteilsam und hatte zwischendurch ein paar seltsame Ideen.

Frage: Gab es für dich eine enge Verknüpfung zwischen Beruf und politischer Aktivität?

GP: Da gab es zunächst überhaupt keine Verbindung. Dank meines Vaters habe ich bei der Eisenbahn angefangen. Eine Zeitlang war ich in einem technischen Planungsbüro, dann gab es Streiks, ich wurde rausgeworfen, aber Dank einer Intervention der kommunistischen Gewerkschaft CGT wieder eingestellt. Ich wurde aus dem technischen Planungsbüro geworfen und kam in ein anderes Büro, und später war ich beim „service de psychotechnique", bei der Arbeitspsychologie. Die SNCF suchte dafür Arbeitskräfte. Ich bewarb mich, um dieses Büro verlassen zu können, wurde dann bei dieser Arbeit genommen, und das hat mir gefallen. Ich verließ nach einer gewissen Zeit die SNCF und praktizierte als Arbeitspsychologe, aber ohne universitäre Ausbildung, sondern als Praktiker. Ich blieb in diesem Bereich und machte später ein universitäres Diplom. Es war eine psycho-soziologische Arbeit, und da gab es eine sehr klare Beziehung zu meiner politischen Aktivität.

Frage: Warst du in diesem beruflichen Feld auch in dem Sinne von „Socialisme ou Barbarie" aktiv?

GP: Ja. Ich habe sicherlich das industrielle moderne Management berührt, aber nicht die höheren Sphären. Das war auf dem Niveau einer Firma, Fabrik, eines Forschungszentrums, ich war immer in Einzelfirmen, nicht in großen Gesellschaften. Dort gibt es einen Direktor, der allerdings der Führung der Gesellschaft unterworfen ist. Ich arbeitete also auf der Ebene der Arbeitsorganisation. Und ich kümmerte mich dort, natürlich bezahlt von der Firmenleitung, um die Rekrutierung und Auswahl oder um die Ausbildung. Irgendwann wollte ich nur noch die Ausbildung machen und habe die große Gesellschaft verlassen. Manchmal wurde ich zu Gesprächen auf der Management-Ebene mitgenommen. Ich mußte die entsprechende Literatur lesen, und dann gab es sicher eine Verbindung zwischen dem modernen Management und unseren Ideen. Es gab keine „politische" Anwendung, von der ich wüßte. Aber trotzdem eine profunde Kenntnis der Unternehmen. Eine Kenntnis, die das von Genossen wie Mothé eingebrachte Wissen ergänzte.

Frage: Was waren die wichtigsten politischen und theoretischen Themen, die die Gruppe im Lauf der Zeit beschäftigt haben? Kann man da verschiedene Entwicklungsphasen unterscheiden?

GP: Vielleicht könnte ich das besser beantworten, wenn ich die Interviews mit Simon, Lefort und Castoriadis jetzt hier hätte, um sie zu kommentieren, oder andere Notizen und Verweise. Jetzt ist das zuviel.[12]

---

sendste Arbeit über die Geschichte der Gruppe. Vgl. die Rezension von Andrea Gabler, in: Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit 17/2003, S. 677-679.

12 Von der Spaltung von „Socialisme ou Barbarie" zum Bruch mit ICO. Eine Kritik des Avantgardismus. Gespräch mit Henri Simon, in: Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit 16/2001, S. 379-406 (De la scission avec Socialisme ou Barbarie à la rupture avec I.C.O. [entretien avec H. Simon], L'Anti-mythes, 6/November 1974); Entretien avec C. Lefort, réalisé le 19. avril 1975, in: L'Anti-mythes, 14/1975. Le Projet révolutionnaire aujourd'hui; Entretien

Frage: Es gab ja témoignages-Projekte bei „Socialisme ou Barbarie", z.B. von Mothé, Simon, Guillaume.[13] Warum gibt es keine témoignages von dir?
GP: Ja, Mothé. Guillaume war ein bißchen spezieller, weil das ein Intellektueller war, der beschlossen hatte in der Fabrik zu arbeiten. Er arbeitete zum Beispiel bei der Post, aber nur einige Monate, weil es seine gesundheitliche Verfassung nicht zuließ, dieser Arbeit nachzugehen. Das war eine interessante Sache, aber nichts Ernsthaftes. Ja, es ging darum, témoignages von Arbeitern zu sammeln. Man war sich in der Kritik der Theorie des modernen Managements einig. Ich glaube, das war richtig, und ich arbeitete da wegen meines Lebensunterhalts. Ich hatte eine Beziehung zu dem Thema, mit dem ich arbeitete, aber ich habe die Ideen, mit denen ich arbeitete, überhaupt nicht auf die Arbeit bei „Socialisme ou Barbarie" angewendet.
Weil ich ja in der Ausbildung der Leute arbeitete, versuchte ich, ihnen qualitative Ideen zu vermitteln. Es ging dabei um die Autonomie, darum, selbst zu reflektieren, anstatt auf die Befehle von oben zu warten. Besonders als die „autogestion" (Selbstverwaltung) in Mode kam. Man praktizierte das, aber ohne das Wort zu kennen. Aber bei Technikern oder jungen Ingenieuren konnte ich so schon sprechen. Ich habe aber in diesem Punkt zur Arbeit von „Socialisme ou Barbarie" wenig beigetragen, ich habe die Ideen eher angewandt. Wenn mein Beitrag dazu auch sehr gering war, so war es eher ein anderer Blick. Es gab die témoignages von Mothé und von anderen - Vivier oder Simon (aber der kümmerte sich um die Angestellten), und dann gab es gleichzeitig die Theoretisierung durch Chaulieu[14] und auch durch Lefort. Das war ein etwas theoretischer, abstrakter Blick auf die Gesellschaft. Und ich brachte eher reale Phänomene mit ein, ich bildete die Realität nach, ich denke, ich war Realist. Ich arbeitete mit einem jungen Mann namens Chatel[15] zusammen, der über die Büroangestellten arbeitete. Er hat das gut für das Büro angewandt. Ich habe das nicht gemacht. Und wir haben gemeinsam professionell im Management zusammengearbeitet. Es gab also nur eine kleine Verbindung zur politischen Arbeit.
Frage: Wie wurden die Auseinandersetzungen mit den Stalinisten - Kommunisten/CGT - als den zentralen politischen Gegnern auf der Linken geführt? Wie sahen die Konflikte mit denen aus?
GP: Das war eine sehr kurze Zeit in meinem Leben. Als ich Arbeitspsychologe geworden bin, hatte ich stärkere und sehr enge Beziehungen zu den kommunistischen Organisationen. Ab 1965 hatte ich keine theoretischen Beziehungen und Diskussionen mit den Kommunisten mehr, aber das waren Leute, die ich persönlich kannte. Ich war früher, zur Zeit des Trotzkismus, als Oppositioneller in der CGT gewesen und publi-

---

avec C. Castoriadis (26. janvier 1974), APL Basse Normandie (Agence de Presse „Libération"/Analyse et popularisation des luttes).

13 Henri Simon und Philippe Guillaume (eigentlich: Cyril de Bauplan) waren weitere Mitglieder von „Socialisme ou Barbarie". Zum Projekt der *témoignages* - Erfahrungsberichten über den Arbeitsalltag - vgl. Andrea Gabler: Die Despotie der Fabrik und der Vor-Schein der Freiheit. Von „Socialisme ou Barbarie" gesammelte Zeugnisse aus dem fordistischen Arbeitsalltag, in: Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit 16/2001, S. 349-378.

14 Ein Pseudonym von Cornelius Castoriadis.

15 S. Chatel ist das Pseudonym von Sebastien de Diesbach, der von 1957 bis 1965 Mitglied von „Socialisme ou Barbarie" war. In der Zeitschrift veröffentlichte er neben Beiträgen zur Entkolonialisierung Afrikas 1964 den Aufsatz „Hiérarchie et gestion collective" (Socialisme ou Barbarie 37/1964, S. 1-17 und 38/1964, S. 1-43).

zierte mit einem anderen Genossen ein internes oppositionelles Bulletin. Ich hatte auch Kontakt zu den „Auberges de la jeunesse". Aber all das ging nur bis 1955. Ich nahm auch am Wahlkampf 1946/47 teil, weil die Trotzkisten Kandidaten präsentierten. Ich machte solche Kampagnen, aber meine Beziehung zu den Kommunisten war oft ein wenig schief. Als ehemaliger Deportierter habe ich in den kommunistischen stalinistischen Meetings mein Abzeichen als Deportierter getragen (lacht) und wenn es Spannungen gab oder wenn die trotzkistische Zeitungen „La Vérité" öffentlich verkauft wurde und es ein wenig brenzlig wurde, dann habe ich gesagt: Wie könnt ihr euch so undemokratisch verhalten, ich war Deportierter.

Frage: Und die Konflikte zwischen „Socialisme ou Barbarie" und der CGT?

GP: Da gab es keine Konflikte mit der CGT. Nein, man hat sich ignoriert. In der CGT waren Typen, die waren so ungebildet (lacht), die kannten „Socialisme ou Barbarie" zweifellos gar nicht. Ich hatte Beziehungen zu lokalen unteren Funktionären. Diese Beziehungen waren nicht gut, aber sie existierten. Ich hatte den Eindruck, sie verstanden nicht, was man sagt. Es lag eine ganze Welt zwischen uns. Es war nicht möglich, mit einem kommunistischen Funktionär zu diskutieren. Er war gepanzert mit Überzeugung. Es war vielleicht mit einem Aktivisten möglich, aber nur im privaten Rahmen. In Organisationen von Deportierten, die von Kommunisten dominiert waren. Das waren zwei getrennte Welten.

Frage: War „Socialisme ou Barbarie" auch sonst in der Linken eher isoliert oder gab es Bündnispartner oder nahestehende Gruppen?

GP: Was ich für „Socialisme ou Barbarie" sage, galt für alle Gruppen der extremen Linken. In Frankreich bezog sich fast alles auf die Kommunisten. Es gab nur wenige Oppositionelle. Nehmen wir ein Ereignis wie den Streik von 1947, der den Tripartismus, die Allianz zwischen Kommunisten und anderen Regierungsbeteiligten zerbrochen hat.[16] Die andauernden Streiks waren eine Bewegung, die den Kommunisten entglitten ist. Diese Streiks, die von den Genossen bei Renault geführt wurden, provozierten das Ausscheiden der Kommunisten. Aber das war außergewöhnlich, das war ein wichtiger Moment, aber ein seltenes Ereignis.Aber die Bewegungen der Linken waren total isoliert. Egal welche: ob Anarchisten, die verschiedenen libertären Strömungen oder einige Bordigisten, alle waren total isoliert. Auch „Socialisme ou Barbarie" war total isoliert, bis auf einige Aktivisten wie Mothé bei Renault, wie Hirzel, wie Vivier bei Chausson. Es gab vielleicht fünf oder sechs Arbeiter bei uns, die direkt in der Arbeiterbewegung waren.

Frage: Gab es in der extremen Linken Gruppen, mit denen man kooperierte?

GP: Ja, es gab in der Tat nach 1963 Versuche. Vor allem Simon hatte Kontakte, Leute aus der Räteströmung, Anarchisten, Libertäre. Aber das waren wenige. Man hat diskutiert, aber das hatte keinen Zusammenhalt. Man hat sich da wenig vermischt. Das war zu spät. Das war nach der Trennung von „Socialisme ou Barbarie" und „Pouvoir Ouvrier". Und die Genossen von „Pouvoir Ouvrier" mit Véga waren marxistisch inte-

16 Der Tripartismus, die Regierungskoalition der drei großen Parteien, endete 1947 mit dem Ausscheiden der Kommunisten aus der Regierung. Anlaß waren die spontanen Streiks bei Renault-Billancourt gegen die Regierungspolitik der Preiserhöhungen und des Einfrierens von Löhnen. Daran schloß sich eine landesweite Streikwelle an, die schließlich in einem Generalstreik gipfelte. Am Ende der z.T. militärisch zerschlagenen Streikbewegung stand eine weitere gewerkschaftliche Spaltung, aus der „Force Ouvrière" (FO; zunächst CGT-FO) hervorging.

ressiert, sie hatten noch Illusionen über die Organisationen.[17] Wir nahmen an den Treffen teil, von denen Simon in seinem Interview mit „Anti-Mythes" spricht.[18] Zum Beispiel sprach er von einem großen Treffen im Gewerkschaftshaus, wir haben da nicht teilgenommen, mit Hunderten von Personen in Paris, aber das lief parallel ab. Es wurden keine gemeinsamen Koordinationskomittees gegründet. Die Unterschiede waren zu groß. Im allgemeinen sind die Libertären im Grunde Anarchisten geblieben. Die Rätekommunisten waren, (lacht), ja, rätekommunistisch, sie waren auch sehr blockiert durch eine marxistische Ideologie und dann durch eine Form von Sektierertum bezüglich des holländischen Rätekommunismus. Maoistische Gruppen, das ging gar nicht, das war ganz abwegig.

Frage: Du hast die Spaltung zwischen „Pouvoir Ouvrier" und „Socialisme ou Barbarie" schon angesprochen. Wie hast du diese Spaltungen und den Streit erlebt und auf welche Seite hast du dich geschlagen?

GP: Im allgemeinen und etwas schematisch ausgedrückt war das die Schwierigkeit der Genossen, den Marxismus aufzugeben. So war das. Ich rede nicht von der Trennung zwischen Lefort und Castoriadis und Simon, das bleibt jetzt ein bißchen außen vor. Aber die Theoriebildung von „Pouvoir Ouvrier" wurde von jungen Aktivisten getragen, oft Arbeitern, die von Véga geleitet wurden. Véga war der einzige Aktivist, der an einer wirklichen Revolution teilgenommen hatte, an der spanischen Revolution. Als er 2001 gestorben ist, habe ich gesagt: Véga war der einzige (von uns), der an der Arbeiterbewegung teilgenommen und eine Revolution gemacht hat. Er war intelligent, beeindruckend, nahm viele Anläufe zur Kritik des Bolschewismus, er hat die Vergangenheit niemals überwunden. Zum Beispiel kritisierte er die Erklärungen Trotzkis zu Stalinismus und spanischem Bürgerkrieg. Trotz allem: Er war etwas älter als wir, er hatte eine starke Ideologie, und es ist sehr schwierig, sich von solch einer zu lösen, von einer Ideologie, die auf alles antwortet, die auf alles im Kanon eine Antwort findet (lacht). Auch wenn es kein Katechismus ist, ist es immer noch eine Doktrin. Ich war nicht auf der Seite von „Pouvoir Ouvrier", ich schlug mich auf die Seite von „Socialisme ou Barbarie", von Castoriadis. Aber ich glaube, das war richtig. Danach sind diese Gruppen klein geworden. Diese ouvrieristische Gruppe hatte niemals in der Gesellschaft Fuß gefaßt. Die Arbeiterklasse wurde nicht nur zahlenmäßig klein, ihr Bewußtsein verschwand auch. Man kann von der Arbeiterklasse nicht mehr sagen, daß sie die Revolution will, sie ist konsumistisch, ganz klar, das sehen wir heute. Über dieses Problem haben Véga und die, die ihm folgten, niemals reflektiert.

Frage: Stellte dieser Bruch mit dem Marxismus ein Problem für dich dar?

GP: Doch. Das war ein Problem. Ich machte das eher etwas gleichgültig. Vielleicht auch, weil ich einen Blick auf die Gesellschaft hatte, der es mir nicht erlaubte, mich mit Analysen der Gesellschaft zufrieden zu geben, die theoretisch bereits abgeschlos-

---

17 1963 trennten sich „Socialisme ou Barbarie" und „Pouvoir Ouvrier" aufgrund verschiedener Bewertungen des Stellenwerts des Marxismus. Alberto Véga (eigentlich Alberto Maso, 1918-2001) hatte im spanischen Bürgerkrieg gekämpft und war im französischen Exil zunächst Bordigist und dann Mitglied bei „Socialisme ou Barbarie" geworden. Nach dem Bruch mit „Socialisme ou Barbarie" und später mit „Pouvoir Ouvrier" engagierte er sich in den siebziger Jahren wieder bei der POUM („Partido Obrero de Unificación Marxista").

18 Vgl. Von der Spaltung von „Socialisme ou Barbarie" zum Bruch mit ICO. Eine Kritik des Avantgardismus. Gespräch mit Henri Simon, a.a.O.

sen sind. In dem Maße, in dem ich mehr mit Ingenieuren als mit Arbeitern in Kontakt stand, hatte ich einen professionellen, illusionslosen Blick auf die Gesellschaft.

Frage: „Socialisme ou Barbarie" hat zwei zentrale Punkte behandelt. Einmal das Aufgreifen der Bürokratie als Thema und zum anderen die Marxismuskritik. Wie reagierten andere Gruppierungen in der Linken auf diese beiden wichtigen Themen? Und wie wichtig sind sie heute noch?

GP: Ich antworte erst auf die zweite Frage. Ich hatte von Castoriadis keine neuen Theorien erwartet. Es gab theoretische Arbeiten, aber die waren nicht systematisch, keine neue Ideologie. Eine Ideologie ist nicht mehr möglich. Wir sind verdammt dazu, die Realität zu entziffern und sie gleichzeitig zu erfinden, sie selbst zu erschaffen. Und dann kann man sich nicht erneut an eine Theorie binden, die schon fertig gestaltet ist. Das ist theoretische Arbeit, aber die müssen wir selbst machen. Nicht an etwas bereits Existierendes binden. Das war die Hauptkritik am Marxismus, der uns eine Theorie, tatsächlich eine Ideologie liefert.

Das war offensichtlich die Beziehung zur Analyse der Bürokratie, eher die Definition der Bürokratie als Bürokratie, nicht als Fehler des Sozialismus, aber als ein soziales Gebilde, das im letzten Jahrhundert aus der industriellen Entwicklung entstanden ist. Wenn man das bürokratische Phänomen analysiert, wird das Unzureichende der marxistischen Theorie offenbar und das Unzureichende aller Theorien, die im Vorhinein entworfen werden. Aber ich erkläre es vielleicht schlecht, ich bin kein großer Theoretiker. Jedenfalls darf es keine komplett ausgearbeitete Theorie geben, man muß sie erfinden, irgendwie. Und was die erste Frage betrifft - die Reaktion in der linken Bewegung -, ja, das hat natürlich zu unserer Isolierung beigetragen, zum Widerspruch mit allen. Inklusive sogar der libertären Bewegungen. Ja, es gab eine libertäre Strömung um Fontenis,[19] zu der wir Kontakt hatten, ich denke, es waren libertäre Kommunisten. Das heißt, sie wollten eine Art Synthese zwischen Anarchismus und Marxismus. Wir diskutierten mit ihnen. In einer konkreten politischen Situation, bei den wenigen Aktionen in den Fabriken, die wir gemacht haben, konnte man mit ihnen zusammenarbeiten. Aber bei den theoretischen Konzepten ging das trotzdem nicht. Sie träumten von einer libertären, linken Wiedergeburt der marxistischen, kommunistischen Ideen, damit konnten wir nichts anfangen. Die libertäre Inspiration teilten wir voll und ganz, aber ihre libertäre Organisation nicht.

Frage: Was war der Grund für die Auflösung der Gruppe Mitte der sechziger Jahre, kurz vor dem Mai '68, wo ja doch einiges auf die Tagesordnung kam, was euch schon lange ganz wichtig war ?

GP: Die Frage ist, warum die Auflösung nicht schon eher war. Die Gruppe wurde nur deshalb nicht schon 1963 aufgelöst, weil Artikel publiziert wurden. Castoriadis hat „Recommencer la révolution" in Nummer 35 veröffentlicht. Die Nummer 40 war die letzte Ausgabe, es gab also noch 5 Nummern danach.[20] Aber die Gruppe hatte kein Herz mehr. Wie soll man das erklären, daß dies mit dem Ausbruch der revoltierenden

---

19 Georges Fontenis (geb. 1920) war seit 1945 Aktivist und (mehrmals) Generalsekretär der „Fédération Anarchiste", die sich unter seinem maßgeblichem Einfluß 1953 in „Fédération communiste libertaire" umbenannte und bis 1957 bestand.

20 In den Nummern 36-40 erschien 1964/65 die Aufsatzfolge „Marxisme et théorie révolutionnaire", die später den ersten Teil von Cornelius Castoriadis, L'institution imaginaire de la société, Paris 1975 (dt.: Gesellschaft als imaginäre Institution, Frankfurt/Main 1984) bildete.

Bewegungen zusammenfiel? Denn mit ihren Protesten stellte diese Bewegung ähnliche soziale und politische Fragen. Die Arbeiterklasse, die noch sehr stark von den Kommunisten abhing und durchdrungen wurde, weniger auch von den Reformisten, verblaßte. Die Proteste tauchten in sozialen Bereichen der Gesellschaft auf, die als marginal erachtet wurden, wie zum Beispiel die Frauenbewegung, die Jugend. Das bemerkenswerte damals war, daß es sich um eine Jugendbewegung handelte, insbesondere eine der Studenten, aber auch grundsätzlich der Jugend. Diese Bewegung war überhaupt nicht in die Arbeiterklasse verliebt. Es gab Streiks, aber diese Streiks wurden von der CGT geführt. Der arme Sartre, der in Billancourt rumlief und die Arbeiter agitierte, das war (lacht) sehr, sehr lächerlich. Ich glaube, '68 war ein sehr großes Mißverständnis. Ich denke daran, wie die Studenten, viele aus der Mittelklasse, aus allen Berufen, die in den Streik getreten sind, das waren Ingenieure, Techniker, die einen Posten in der Industrie hatten oder Leute, die in der Kommunikationsbranche waren oder die im Bildungsbereich arbeiteten, ihren Job hinschmissen und in die Fabrik gegangen sind. Nun, es gab viel Bewegung, aber viele Illusionen und viele Mißverständnisse. Guillaume, der von der alten internen Zeitung, hatte den Journalismus aufgegeben, und ist damals zur Post gegangen. Ja, ich glaube, er hat es auch bei Renault als O.S. (Ouvrier spécialisé = angelernter Arbeiter) versucht. Und dann gab Sebastien seine Arbeit auf, er war Berater bei der Führungsetage, die für die Ausbildung zuständig war, einen guten Posten hatte er, aber er hat ihn aufgegeben.[21] Die Leute sind in die Cevennen gegangen.

JP: Ja, der Pierre soundso ging in den Süden Frankreichs, in die Cevennen, in einen Bauernhof mit seiner Freundin, die Krankenschwester war. Er begann, guten Käse zu produzieren.

GP: Es wäre also nicht richtig zu sagen, daß wir in dieser Bewegung eine Rolle gespielt hätten. '68 ist, denke ich, auf dem Niveau einer Revolte geblieben. Es gab kein Wiedererstarken von revolutionären Organisationen. Was '68 hervorbrachte, war ein Wiedererstarken von trotzkistischen und maoistischen Organisationen. Das ist ungeheuerlich, das ist unverständlich und paradox, daß diese libertäre Bewegung von '68 in ein Wiedererstarken der Maoisten mündete. Das ist außergewöhnlich. Ich will damit sagen, daß die Jungen sich im Maoismus wiedergefunden haben, sie waren nicht wirklich revolutionär, sie hatten keinen besonders ausgeprägten kritischen Geist. Es gab keine Lektüre. Das Resultat von '68 ist das Wiedererstarken von den am wenigsten fortschrittlichen, den reaktionärsten Dingen in der Arbeiterbewegung. Wir haben einen Text publiziert, den Castoriadis geschrieben hat und den wir unterzeichnet haben, wir haben uns in ihm wiedergefunden - und Lefort auch, ja man hat sich da gefunden, und dann mit Morin: „La Brèche" veröffentlicht.[22] Wir haben ihn in Umlauf gebracht und

---

21 Philippe Guillaume (d.i. Cyril de Bauplan) war Gründungsmitglied von „Socialisme ou Barbarie" und gab 1958 seinen Posten bei der OECD auf, um Arbeiter bei Renault-Billancourt bzw. bei der Post zu werden. Aus gesundheitlichen Gründen wurde er dann Redakteur bei AFP. Anfang der sechziger verließ er „Socialisme ou Barbarie", schloß sich nach 1968 „Informations et Correspondences Ouvrière" an und starb in den frühen siebziger Jahren. Zu Sebastien de Diesbach (alias Chatel) vgl. Fußnote 15.

22 Edgar Morin/Claude Lefort/Jean-Marc Coudray (d.i. Cornelius Castoriadis), Mai 68: la brèche. Premières réflexions sur les événements, Paris 1968; Claude Lefort, Die Bresche. Essays zum Mai 68, Wien 2008.

dafür gesorgt, daß er bekannt wurde, wir haben ihn ins Radio gebracht, und auch in die Provinz, wir haben ihn an die streikenden Fakultäten gebracht. Aber die wütenden Studenten träumten von anderen Dingen. Das war auch ein Triumph. Unsere Ideen wurden wieder aufgenommen, auch von den Situationisten, die wirklich sehr spektakulär waren (lacht). Bei meiner Arbeit pausierte ich inoffiziell zwei Wochen, unter dem Vorwand, daß die Kommunikation nicht mehr klappte.
JP: Ich habe sogar im Gymnasium (in dem ich arbeitete) geschlafen.
GP: Ja, ich habe auch in ihrem Gymnasium geschlafen. Wir haben uns sehr verausgabt.
JP: Ich trug damals ein lila Kleid. Gegenüber vom Gymnasium wohnten ältere Leute, so wie wir es heute sind. Sie schauten immer rüber, aber sie schlossen ihre Fensterläden, denn sie hatten Angst vor diesen jungen Leuten, die im Gymnasium übernachteten. Am Ende, als alles vorbei war, sagte der Herr von dieser anderen Seite: Ah, das waren Sie? Die Dame in Lila? (lacht) Sie haben sich wohl terrorisiert gefühlt, die Leute gegenüber, sie schlossen ihre Fensterläden. Und sie beobachteten, wer reinging, wer rausging, im Gymnasium, das von diesen kleinen Früchtchen besetzt war, den Gymnasiasten. Ich schlief dort auch, um, trotz allem, zu verhindern, daß sie zu große Dummheiten machten. Aber es ist nichts Schlimmes passiert.
GP: Das ist genau das, was ich gesagt habe: Die Revolution bestand nicht aus einem großen revolutionären Programm, nicht aus der Eroberung des Staates, sondern aus konkreten Aktionen und anscheinend ohne Bezug zur Organisation der Gesellschaft.
JP: Das meine ich auch, das war nicht die Revolution. Die Lehrerinnen am Gymnasium hatten ab '68 das Recht, in Hosen zu erscheinen. Vorher hatten wir dieses Recht nicht. In einem modernen Gymnasium in Paris. Das wenigstens war eine gute Revolution (lacht).
GP: Ich möchte noch etwas über das Phänomen der Bürokratie und die anderen linken Bewegungen sagen. Meiner Ansicht nach war dieses bürokratische Phänomen offensichtlich nicht im Kommunismus entstanden, sondern das war die Bürokratisierung der Gesellschaft, und das bedeutete unsere westliche Gesellschaft. Das in Frage zu stellen, das war revolutionär, aber die Leute haben uns nicht verstanden. Das bedeutete zunächst: alle, die Protestorganisationen, die Gewerkschaften waren bürokratisch organisiert. Die Organisation der Fabrik, das Denken des Managers, seine sozialen Ideen waren bürokratisch. Und dementsprechend waren nur diejenigen, die begannen, diese Bürokratie zu analysieren, die Libertären, Anarchisten, die gegen jede Organisation waren, in der Lage, dort anzusetzen, anzugreifen, zu begreifen und aktiv gegen die Bürokratie zu kämpfen. Sonst gab es und gibt es immer noch einen blinden organisatorischen Fleck, eine Leere, die von anderen gefüllt wird, von den Leitenden. Das ist immer noch die aktuelle Situation. Plötzlich eskaliert es, machen die Studenten Streiks, sie machen eine Art Revolution, aber sofort werden sie von der Ideologie gefangen. Die Studenten von '68 sind Maoisten geworden. Gut, nicht alle, aber Trotzkisten, die aktivsten unter ihnen. Nun, antibürokratische Ideen und Konzeptionen sind extrem schwierig durchzusetzen. Man kann daran zweifeln, ob sie überhaupt existieren. Man kann denken, daß die Gesellschaft in ihrer bürokratischen Form verharren wird, und vielleicht wird in Hunderten von Jahren etwas Neues passieren. Vielleicht finden wir uns auch in der Barbarei wieder. Das Risiko der Barbarei ist real. Ich bin sehr pessi-

mistisch. Und ich bin aus der Retrospektive nicht überrascht, daß wir gescheitert sind. Warum? Weil die Gesellschaft nicht so weit war. Man hat sich der Tatsache zu stellen, daß die Gesellschaft nicht in der Lage gewesen wäre, sich selbst zu führen, zu organisieren. Nun, ich glaube, man hat vielleicht eine Vorstellung von Barbarei, als wäre die Barbarei etwas „Wildes" usw. Man muß das zum Beispiel so sehen: Gut, es gibt die Arbeitslosigkeit, aber ich denke, das wird eines Tages gelöst sein. Ich denke, die Länder des fernen Ostens, die sich gerade entwickeln, werden sehr bald Löhne haben, die es ihnen nicht mehr erlauben, mit denen der entwickelten Länder zu konkurrieren. Aber viel schwieriger wird der Komfort zu bekämpfen sein. Denn dieser Komfort, den alle haben werden, führt dazu, einfach alles, egal was, zu akzeptieren ohne zu reflektieren.

Frage: Selbstverwaltung (autogestion) ist heute fast eine neoliberale Vokabel und Strategie.

GP: Nun, zunächst verstand man bei „Socialisme ou Barbarie" unter autogestion eine Annäherung von Wasser an Wein. Die autogestion ist kein zentrales Konzept bei uns gewesen, wir haben sie uns nicht ausgedacht, sondern sie distanziert benutzt. Im Laufe der Entwicklung von „Socialisme ou Barbarie" wurde die Selbstinstitution zu einem zentralen Konzept, was nicht das gleiche ist. Die autogestion bezieht sich auf das Funktionieren von Unternehmen, was damals überall entwickelt wurde, war die autogestion der Unternehmen. Aber diese Konzeption ist ein wenig beschränkt. Und die autogestion ist auch die autogestion der Gemeinden, von lokalen Angelegenheiten. Und ich denke, daß die Räteidee, der conseillisme in einer etwas abstrakteren Form, besser unseren Ideen von einer neuen Gesellschaft entsprach, als die einfache, reduzierte autogestion. Ich wollte dazu noch sagen, daß die autogestion damals groß in Mode war. Aber man sollte nicht vergessen, daß es das schon vorher gab; das Tito-Regime beanspruchte für sich, autogestion zu betreiben. Das war ziemlich lächerlich, die autogestion dort bestand aus einem sozialistischen (lacht), das heißt bürokratischen Plan. Auf der Ebene der einzelnen Fabrik sollten die Arbeiter dann diesen Plan umsetzen, aber da bereits alles von vornherein entschieden war, handelte es sich offensichtlich nicht um autogestion. Nun, wenn ein derzeitiger kapitalistischer Leitender sagt, daß man jetzt autogestion machen müsse, dann erscheint mir das ein bißchen lächerlich. Er wird entscheiden, was gemacht werden muß - was werden die Arbeiter in der Produktion entscheiden? Nichts. Vielleicht entscheiden sie bei Details, aber er entscheidet, was man macht. Selbst der Manager einer Firma hat nicht alles in der Hand. Das heißt, man betritt eine sehr komplexe Organisation, in der im übrigen die Verantwortungen diffundieren, und in der es viele automatische Funktionen gibt. Nein, autogestion, das ist lächerlich. Für die Instrumentalisierung der autogestion bin ich auch ein wenig mitverantwortlich, muß ich sagen. Ich habe nämlich den Managern der Firmen geraten, daß sie den Arbeitenden persönliche Verantwortung übertragen sollen (lacht), das hat dazu beigetragen, daß sie ihre Arbeit gut gemacht haben.

Frage: Was hast du nach der Auflösung von „Socialisme ou Barbarie" politisch gemacht? Bist du noch aktiv?

GP: Nein, nicht wirklich. Während der Ereignisse von '68 haben wir uns zum Beispiel bei Castoriadis wieder getroffen. Letztlich hatten wir nicht wirklich den Willen, den Faden wieder aufzunehmen. Einige hätten das vielleicht gewollt, ich weiß es aber nicht

genau. Wir waren nicht wirklich entschlossen. Wir fühlten, daß die Ereignisse einen unvorhergesehenen Weg einschlugen. Und dann: Castoriadis ging total in seiner analytischen Arbeit auf (lacht), er wurde Psychoanalytiker. Nein, es gab nicht den Willen, von vorne anzufangen. Aber mein kritischer Sinn ist immer noch entwickelt. Und ich äußere mich immer noch sehr, sehr kritisch und fundiert über die Gesellschaft. Aber das ist negativ, weil nicht ich es sein werde, der eine revolutionäre Bewegung schaffen wird. Wenn es so eine starke, ich meine nicht spontane Bewegung in der Gesellschaft gibt, kann ich vielleicht meinen bescheidenen Beitrag dazu leisten, von meinen Erfahrungen berichten, einige Dinge aufhellen. Aber dafür muß es eine Bewegung geben. Und momentan sehe ich das Verschwinden jeglicher Bewegung.

Frage: Es gibt Kontakte zu ehemaligen Mitgliedern von „Socialisme ou Barbarie" und es gibt ein gemeinsames Projekt?

GP: Ja, wir sind zu sechst (lacht). Wir versuchen, eine Anthologie wichtiger Texte von „Socialisme ou Barbarie" zusammenzustellen. Wir müssen eine Auswahl treffen und dann eine Einführung formulieren. Wir sind schon sehr weit, aber wir haben keinen Verleger. In jedem Fall sind wir noch nicht ganz fertig. Aber ich denke, wir werden das schaffen, und Texte auswählen zur Bürokratie, zur Krise des Kommunismus und auch zur Arbeit, also die fundamentalen Dinge. Es gibt große Schwierigkeiten, weil potentielle Verlage von uns verlangen, die Sache kurz zu halten, maximal 400 Seiten. Da ist sehr schwierig, weil es uns schwer fällt, zu komprimieren. Nun, das sind ausschließlich Genossen, die Castoriadis gefolgt sind. Hauptsächlich sind es Castoriadis-Schüler (lacht). Wir machen das Projekt der Anthologie, weil wir den Eindruck hatten, daß es Leute gibt, die Interesse haben an unseren Gedanken. Wir stehen in Kontakt mit Leuten aus dem Ausland, und auch in Frankreich zum Beispiel ist es Mode zu sagen: Ja, ich war bei „Socialisme ou Barbarie", im intellektuellen Milieu.

Frage: Du hast die weitere Entwicklung von Castoriadis, Lefort, Lyotard und anderen mitverfolgt, die sich im akademischen Feld einen Namen gemacht haben. Wie hast du die Entwicklung von den Leuten beurteilt, die mal bei „Socialisme ou Barbarie" waren und jetzt so ‚groß' geworden sind?

GP: Ich werde ganz offen sprechen, weil ich diesem Milieu nicht angehöre. Lefort ist der erste, über den ich sprechen will.[23] Lefort hatte eine intellektuelle Grundlage. Er hat viel zu „Socialisme ou Barbarie" beigetragen, aber er war Professor, promoviert und im Pariser Establishment anerkannt. Obwohl er sehr heterodoxe Ideen vertrat, wurde er anerkannt. Lefort publizierte in „Les Temps Modernes" von Sartre, mit dem es starke Differenzen gab, aber er war trotzdem ein Gesprächspartner von Sartre. Lefort verließ die Gruppe - er ging mehrere Male -, die politischen und auch persönlichen Divergenzen mit Castoriadis waren fundamental. Es herrschte eine offensichtliche Konkurrenz zwischen den beiden um die Führung. Selbst wenn man kein kleiner Psychologe ist wie ich, das war offensichtlich (lacht). Das, was ich jetzt sage, ist meine eigene Interpretation, das geht auf meine Kappe: Ich glaube, daß Lefort sehr intelligent war, aber nicht eine solche Fähigkeit zu arbeiten hatte wie Castoriadis. Er arbeitet viel

23 Claude Lefort (geb. 1924), Gründungsmitglied von „Socialisme ou Barbarie", verließ die Gruppe 1958 und engagierte sich danach kurzzeitig bei „Informations et Correspondences Ouvrières". Bekannt wurde er als politischer Philosoph und durch seine aktive Rolle in der Totalitarismus-Debatte der 1970er Jahre.

langsamer, denke ich, und als er in der Bewegung war, sei es in der trotzkistischen oder der Tendenz, der Gruppe, machte Castoriadis auf jeden Fall mehr. Er schrieb mehr, er hatte mehr Ideen, er war präsenter, bei den Treffen machte er Notizen etc. Das muß für Lefort, der seine Fernsehsendungen hatte, etabliert war, der sogar mit Sartre polemisierte und dabei keine schlechte Figur machte (überhaupt nicht, eher Sartre schnitt da schlecht ab), sehr schwierig gewesen sein, damit zu leben. Es war sehr schwierig für ihn, die überbordenden Ideen von Castoriadis zu akzeptieren.

JP: Ich möchte sagen, daß Lefort nicht so ein Draufgänger war wie Castoriadis. Selbst im Alltag, wenn Castoriadis zu uns nach Hause kam, wir haben eine Doppeltür, dann kam er einfach ohne anzuklopfen durch die beiden Türen rein, umarmte Jacqueline, stürmte ins Bad usw. Während Lefort an die Tür klopfte, und „Guten Tag Jacqueline" sagte.

GP: Ja, er hatte eine große Vitalität. Das war allerdings nicht das bedeutsamste. Aber es verdeutlicht ein wenig ihre Unterschiedlichkeiten.

Frage: Und Lyotard?

GP: Lyotard kam 1956 zur Gruppe. Er war Lehrer am Militärgymnasium in La Flêche. Er war vorher Lehrer in Algerien und spezialisierte sich nach seiner Rückkehr auf die Analyse Algeriens. Er hat eine sehr wichtige Arbeit über das Ende des Kolonialismus in Algerien geschrieben.[24] Aber Lyotard stieß zu „Socialisme ou Barbarie", als die grundlegenden Ideen und Konzepte bereits formuliert waren. Ich denke, daß er sich bei „Socialisme ou Barbarie" nicht sehr schlecht fühlte, aber nichtsdestotrotz wollte er bekannt werden. Es ist ein wenig unverständlich, daß er sich bei der Spaltung der Gruppe für „Pouvoir Ouvrier" entschied. Nach der Trennung ging er zusammen mit Véga weg, dann waren die beiden zusammen aktiv, aber sehr schnell wurde „Pouvoir Ouvrier" wirklich ouvrieristisch und Véga spielte ein wenig die Rolle des tonangebenden Chef-Denkers, und Lyotard hatte nicht viel zu sagen. Vielleicht ging er wegen der Rivalitäten zu „Pouvoir Ouvrier"? Ich weiß es nicht. Er hatte in jedem Fall ein großes Bedürfnis nach Anerkennung, denn er hatte bei „Socialisme ou Barbarie" lediglich eine untergeordnete Rolle gespielt. Nun, vor diesem Hintergrund hat er den Postmodernismus erfunden. Aber ich finde das ein bißchen lächerlich. Darüber hinaus habe ich nie verstanden, was das ist, der Postmodernismus. Also Lyotard hat postmoderne Theorien gemacht und wurde unverständlich. Er schrieb Artikel, die wirklich interessant waren, über den Algerienkrieg, und als er dann diese Sache erfand, wurde er verworren, komplett unverständlich. Die professionellen Philosophen, die ich kenne, haben auf jeden Fall keine hohe Meinung davon, das ist ein bißchen lächerlich. Das ist jedenfalls die Meinung von Lefort.[25]

---

24 Jean-François Lyotard (1924-1998) veröffentlichte von Dezember 1959 bis Mai 1963 in den Nummern 29-34 von „Socialisme ou Barbarie" eine Artikelserie über Algerien. Die Texte wurden später wiederveröffentlicht: Jean-François Lyotard, La guerre des algériens. Écrits 1956-1963, Paris 1989.

25 Was Petit hier erinnert, steht übrigens in offenkundigem Widerspruch zu den irreführenden Versionen, die teilweise über Lyotards „undogmatischen" Werdegang im Umlauf sind, wenn etwa kolportiert wird, daß er die *„extrem-marxistische Gruppe ‚Socialisme ou Barbarie'... Anfang der 60er Jahre verließ, weil sie begann, eine dogmatische Linie zu verfolgen"*. (Christine Pries/Wolfgang Welsch, ‚Lyotard, Jean-Francois', in: B. Lutz (Hg.), Metzler Philosophen Lexikon, Zweite, aktualisierte und erweiterte Aufl., Stuttgart/Weimar 1995, S. 543-546, hier: S. 545).

Frage: Hat sich Castoriadis während seiner Karriere verändert?
GP: Es gab keine charakterlichen Veränderungen. Er wurde bekannter, hat ein wenig zugenommen. Er hat seine Ideen nicht verändert und er hat sogar, anders als ich, die Idee der Revolution nicht aufgegeben. Ich habe nicht mit der Revolution gebrochen, aber ich glaube kaum noch an sie. 1995 gab es eine große Streikbewegung im Transportsektor, an der hat er teilgenommen.[26] Das war eine außergewöhnliche Situation, weil die Züge, die Busse, die Metro nicht mehr fuhren, und die Leute, die zur Arbeit gingen, und in den Vororten leben, sich gegenseitig fuhren. Es entstand eine Art spontaner Sozialisation, das war sehr interessant. Wenn wir damals noch als Gruppe existiert hätten, hätten wir Artikel darüber geschrieben. Einige nahmen auch eine distanzierte Haltung ein. Lefort sagte, dieser Prozeß wird nicht besonders weit gehen, es gibt kein Entwicklung, es entstehen keine „Organismen", also Komitees usw. Das war eine spontane Bewegung, die soziologisch gesehen sehr interessant und packend war, aber ins Leere gelaufen ist. Und da hatte Castoriadis die Schwäche, an diese Bewegung zu glauben und Ideen zu verbreiten. Es gab damals Texte, Erklärungen der Intellektuellen zugunsten der Streikenden, so was passiert in Paris (lacht) und ich glaube, er hat eine Petition unterschrieben. Lefort hat sich geweigert und gesagt, das bringt nichts. Ich stand hinter Lefort, klar, weil das kein Streik, sondern die spontane Bewegung war. Nun ja, es ist komplett im Sande verlaufen. Aber nicht, weil ich dagegen war (lacht). Ich denke, das hat Leforts und meine Analyse bestätigt. Das bedeutet aber nicht, daß wir gegen die Bewegungen waren. Es gab andere Bewegungen, die der Obdachlosen zum Beispiel, für das Recht auf Unterkunft von Abbé Pierre,[27] die Bewegung der Schwulen usw. Wir haben da teilgenommen, ich habe da mitgemacht. Castoriadis machte da auch ein bißchen mit. Die Bewegung der Obdachlosen in Paris, die von libertären Leuten angeführt wurde, war gleichzeitig libertär und bürokratisch. Darauf komme ich vielleicht zurück. Und dann besetzte man eine alte Schule, mitten im siebten Arrondissement. St Germain, da waren früher viele Existenzialisten, das ist heute ein extrem schicker Stadtteil mit großen Modeschöpfern und all dem. Nun, man besetzte eine alte Schule, die von Baulöwen gekauft worden war. Es gab alle möglichen Aktivitäten der Immobilienhändler in diesem Viertel. Und wir haben davon Gebrauch gemacht, wir waren uns etwas unsicher, aber dann haben wir sie besetzt, damit Obdachlose und Migrantenfamilien dort unterkommen konnten. Das erzeugte ganz schön viel Wirbel. Ich war mehrere Monate dabei, um verschiedene Dinge zu machen, es gab Beratungsgruppen zur Arbeitssuche, um Bewerbungen Korrektur zu lesen, das war konkrete soziale Arbeit. Castoriadis war auch da. Aber man machte sich keine Illusionen. Meiner Meinung nach war das um 2000 vorbei.

---

26 Die Streikbewegung von 1995/96 umfaßte nicht nur die öffentlichen Verkehrsbetriebe, sondern auch den Bildungssektor. Castoriadis stand dieser basisorganisierten Bewegung kritisch-optimistisch gegenüber (vgl. Cornelius Castoriadis, Follow-Up Interview with „Drunken Boat" (1996), in: Ders., The Rising Tide of Insignificancy (The Big Sleep), 2004, S. 155-164 und Cornelius Castoriadis, The *Coordinations* in France, in: ebd., S. 165-176. Als download unter http://www.notbored.org/RTI.pdf. Zur Chronologie dieser Streikbewegung vgl. „Streiks, Besetzungen, Demos, Krawalle", in: wildcat. Zirkular 24/Februar-März 1996, S. 47-52.

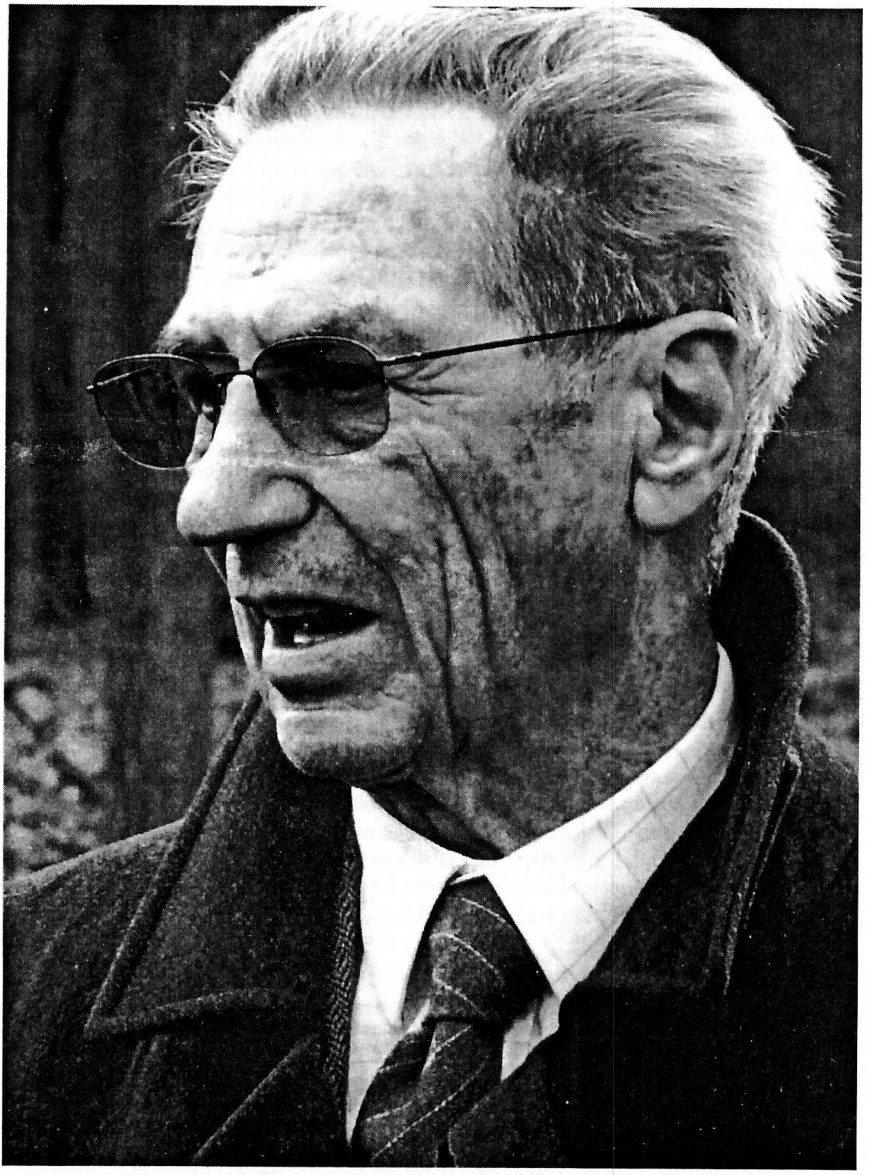
27 Der Priester Abbé Pierre (geb. 1912) gründete 1949 die Emmaus-Bewegung, eine Hilfsorganisation für Obdachlose. Petit bezieht sich hier auf die Pariser Obdachlosenbewegung Mitte der 1990er Jahre.

Ich denke; was wir später gemacht haben, war keine Militanz mehr. Was Castoriadis später geschrieben hat, also in den letzten Jahren, das war Philosophisches, Reflexionen über die Gesellschaft, es entsprach aber komplett dem, was er vorher gesagt und gedacht hatte.
Und ich, zumindest in dem Maße, wie ich dem folgen kann, denn wir sprechen jetzt von einem sehr pointierten philosophischen Werk, stimmte ihm sehr zu. Ich denke, in seinen letzten Schriften hat sich sein Genie wirklich entfaltet. Das zeigt auch der Sammelband, der dieses Jahr erschienen ist. Es sind kleine Stücke seiner Arbeit, und sie sind leicht zugänglich, Interviews und andere Beiträge, manchmal in Zeitungen erschienen, es ist perfekt als Einstieg (lacht).[28]
Frage: Hat Gottraux recht, wenn er behauptet, daß das politische Engagement bei „Socialisme ou Barbarie" zum Karrieremachen im intellektuellen Feld benutzt worden ist?
GP: Ja, ja, ich kenne die Studie von Gottraux. Ich glaube nicht, daß Gottraux sehr Recht hat. Einige meiner Genossen, mit denen ich die Anthologie mache, sind gegenüber Gottraux sehr kritisch. Ich glaube, daß seine Idee über das Nachlassen des Engagements, das heißt bezüglich der Wege der verschiedenen Personen aus dem politischen Engagement ein wenig lächerlich ist. Es bedeutet doch kein nachlassendes Engagement, wenn einer phantastische Ideen über die Funktion des Sozialen entwickelt. Die Ideen von Castoriadis über die Selbstinstitution der Gesellschaft sind revolutionär. Es gab nachlassendes Engagement, was die Arbeit bei Renault betrifft, aber wenn man bedenkt, daß die Arbeiterklasse ihre Rolle nicht erfüllte, dann ist das ein Nachlassen des Engagements, das mit dem allgemeinen Nachlassen in der Gesellschaft verbunden ist. Das hat ja er nicht gemacht. Er blieb weiterhin zutiefst revolutionär und zutiefst interessant. Gottraux betreibt eine Soziologie à la Bourdieu, aber das ist geisttötend. Ich sehe nicht, was Bourdieu an intellektuell Fruchtbarem gebracht haben soll. Das ist ein bißchen lächerlich. Eine Weiterentwicklung des Marxismus, er nimmt einige Worte des Marxismus und bastelt sich daraus... Nein, nein. Seine Ideen und seine Gesellschaftsanalyse sind nicht interessant. Ich würde sogar sagen, es ist lächerlich, ein Konzept, das auf die Ausbeutung angelegt war, auf die intellektuelle Produktion zu übertragen. Denn das marxistische Konzept bezog sich auf das Feld der kapitalistischen Produktion; nun, Feld: Bourdieu hat das Wort Feld nicht erfunden, und diese Konzeption ist auf die Produktion im intellektuellen Bereich anwendbar, das hat mit dem Kapitalismus nichts zu tun, sicherlich sind die Intellektuellen gegenüber den Arbeitern privilegiert - das ist eine andere Sache. Ausbeutung im intellektuellen Milieu, was ist das? Das ist keine Ausbeutung wie in den Fabriken, mit der gesellschaftlichen Trennung zwischen Leitenden und Ausführenden, mit dem Ausschluß der Arbeiter aus aller Leitung, mit der Herrschaft des Kapitals, das heißt der Herrschaft der toten Arbeit über die lebendige. Was hat das zu tun mit der intellektuellen Produktion? Also ich glaube, Gottraux mußte, um seine Dissertation zu schreiben, die herrschende Pariser Soziologie bedienen. Obwohl, Bourdieus intellektueller Ehrgeiz bestand darin, eine Bewegung anzutreiben. Aber das ist schon vorbei , er ist ja gestorben - und der Bourdieuismus auch. Das hat während einiger Jahre zu einigen guten Filmen geführt. Über

28 Cornelius Castoriadis, Une société à la dérive. Entretiens et débats 1974-1997, Paris 2005.

einen jungen Kerl, der in einer Fabrik ein Praktikum machte, er ist Soziologe, glaube ich, und dann muß er seinen Vater vor die Tür setzten, kündigen. Gut, ich höre mit Bourdieu auf (lacht).
Ich will dazu aber noch etwas sagen. Ich habe über Lefort und Lyotard gesprochen, aber noch nicht über Castoriadis. Castoriadis hatte große Schwierigkeiten im Pariser intellektuellen Feld, weil er nicht bekannt war, weil er nicht zu den Eingeweihten gehörte. Er hatte eine Stelle an der (École des) Hautes Études (en Sciences Sociales). Aber die Hautes Ètudes, genau wie das Collège de France holte die Leute von außerhalb der Universität, aber die Universität existiert immer mit dem ganzen Druck, auf die Verlage, den ganzen Tricks. Er stand da außen vor. Er hatte enorme Schwierigkeiten damit; nicht mit dem Publizieren. Irgendwann war er dann berühmt, aber er ist niemals in die französische Universität zurückgegangen, die sehr hermetisch ist. Also hat Castoriadis mit seinen eigenen Mitteln im intellektuellen Feld gewirkt; das lag ihm, er war kein Autodidakt, aber ein Self-Made-Man. Ganz anders war es bei Lefort, der überall anerkannt war. Lefort hatte auch Streit mit Leuten wie Sartre zum Beispiel, aber er hatte auch die Unterstützung von Merleau-Ponty.[29]
Frage: Einmal noch die Frage nach „Zurück nach Langenstein", zurück zu den schrecklichen Erfahrungen während der Deporation und der Nazi-Diktatur. Warum erst jetzt dieses Buch, und was ist Dir an ihm besonders wichtig?
GP: „Retour à Langenstein" wurde 2001 veröffentlicht. 1945 kam ich aus dem Lager zurück. Ich befand mich damals in einem totalen Dissens, ich mißbilligte die herrschende Ideologie über die Lager, auch über den Nazismus und besonders über die Lager, die KZs. Nun, warum? In Frankreich hatte man politisch gesehen mit der Besatzung eine sehr schwarze Periode. Während der Besatzung waren die französischen Notablen und sicher auch die Mehrheit der Bevölkerung pro-deutsch oder sie akzeptierten die Situation und paßten sich an, sie ließen die Dinge treiben. Nur eine Minderheit war in der Résistance, verweigerte sich. Na, ich will nicht Minderheit sagen, aber nicht die Hälfte der Bevölkerung. Klar, es gab Altersgründe, sich nicht zu widersetzen. Und wenn man 40 Jahre alt war und Verantwortung für die Familie hatte, zögerte man, sich zu engagieren. Aber innerlich konnte man trotzdem dagegen sein. Aber es dominierte sicherlich die Akzeptanz, sei es bei den Kollaborateuren mit den deutschen Behörden, sei es bei den meisten Leuten, die hungerten, versuchten, sich zu wehren und die Dinge akzeptierten, wie sie kamen. Das ist der normale Konformismus, den es immer gibt. Und es gab eine Minderheit, die sich dem widersetzte. Diese Minderheit bestand aus ein paar Nationalisten, aber nicht vielen, seltsamerweise, das ist ein wenig paradox. Die Militaristischsten, die Nationalistischsten vor dem Krieg, die haben die Nazis akzeptiert (lacht). Weil das für sie das Ende der Verwirrung der Volksfront etc. darstellte. Ja, und dann waren auch die Kommunisten schon in einer nationalistischen Phase, sie sind nationalistischer, aggressiver geworden als die Gaullisten. Sie betrieben beispielsweise eine vollkommen von der Komintern bestimmte Politik, wonach die französische kommunistische Partei die Repression provozierte. Das heißt, man machte individuellen Terrorismus, um die Repression der deutschen Autoritäten zu

29 Maurice Merleau-Ponty (1908-1961), einer der wichtigsten Vertreter der französischen Phänomenologie und bis zu seinem Bruch mit Sartre Mitherausgeber von „Les Temps modernes", war der philosophische und politische Mentor Leforts.



Georges Petit

provozieren. Zum Beispiel hat ein General auf der Place de Paris nicht hingenommen, daß seine Offiziere in der Metro oder am Bahnhof erschossen werden. Er reagiert und nimmt Geiseln. Und die kommunistischen Gruppen machten ein zweites Attentat, und sie erschossen die Geiseln. Das war eine entschiedene Politik der Provokation, damit die Besatzer böse werden (lacht). Das Kalkül war, durch die Provokation eine Reaktion der Bevölkerung auszulösen. Ich habe das als Ausführender erlebt, wurde aufgefordert, Sachen zu machen, die ich verurteilte. Die schlimmsten Sachen. Der Anfang von dem war ein Attentat 1941.[30] Die ersten Soldaten wurden von einem Kommando in der Metro erschossen. Das war militanter Kommunismus, der den Befehlen gehorchte und das Resultat war das Auslösen der Repression. Nach zwei neuen Attentaten hatten sie große Schwierigkeiten ihre Politik fortzusetzen, weil es dafür nicht viele Aktivisten gab.

Aber zurück zur Frage. Es wäre angemessener, „bedeutsame" statt „schreckliche" Erfahrungen zu sagen, denn die Härte der Erfahrung erleichtert nicht ihr Verständnis, sie behindert es eher. Die lange Zeit, sich davon zu befreien, kommt daher. Die Probleme, mit denen ich mich nach der Rückkehr aus dem Lager konfrontiert sah, überstiegen darüber hinaus bei weitem die Kenntnisse und Fähigkeiten des ziemlich ungebildeten jungen Mannes, der ich damals war, wie auch die auf dem damaligen „Markt der Ideen" verfügbaren Erklärungsvorschläge. Ich glaube, in diesem Buch am besten den Willen, sich aus einem vorgegebenen Rahmen zu befreien, ausgedrückt zu haben. Die französischen Institutionen wollten aus den zurückgekehrten Deportieren Opfer machen und sie als „nützliche Idioten" für ihre internen Kämpfe benutzen. Meine Wahrheit war eine andere.

Frage: Wie kann man heute die Idee der Autonomie, die Idee der radikalen Demokratie verfolgen?

GP: Zunächst beobachte ich, daß das Wort Autonomie heute in aller Munde ist: Der französische Staat bedient sich ihrer, um die Kommunen oder Regionen für Dinge zahlen zu lassen, die er selbst nicht mehr tragen möchte. In den Firmen wird die Umverteilung der Verantwortlichkeiten genutzt, um die Führungspersonen auf den höchsten Ebenen auf Kosten der „kleinen Würstchen" zu schützen. Im politisch radikalen Umfeld existiert die Idee der Autonomie weiterhin, aber im Rahmen der alten Ideologien. Ein Beispiel sind die trotzkistischen Delirien von Besancenot bezüglich der „Komitees",[31] die die Radikalisierung der Linken vorantreiben sollen, die sich im Sieg des „Nein" im Referendum ausgedrückt hat.[32]

---

30 Dies bezieht sich wahrscheinlich auf das Attentat auf den Offiziersanwärter Moser an der Métrostation Barbès am 21. August 1941. Die deutschen Besatzer und das Vichy-Regime reagierten darauf mit der Einrichtung eines speziellen Gerichtshofs (Cour spéciale) und Geiselnahmen. Auch in anderen Städten wurden nach Attentaten auf deutsche Militärs Geiseln erschossen. (vgl. François-Georges Dreyfus, Histoire de la Résistance 1940-1945, a.a.O., S. 599).

31 Olivier Besancenot: führendes Mitglied der trotzkistischen Organisation „Ligue Communiste Révolutionnaire" (LCR); vgl. Olivier Besancenot, Tout est à nous! Facteur et candidat de la LCR à la présendentielle, Paris 2002.

32 In dieser Volksabstimmung im Mai 2005 haben die französischen Wähler den EU-Verfassungsentwurf abgelehnt. Petit hat hier und auch weiter unten schriftliche Ergänzungen in die erste Fassung des Interviewtranskripts eingefügt und geht daher auf Ereignisse ein, die später stattfanden als unser Gespräch.

Diese Schwärmerei für das Wort ist gerade in Mode. Sie weiß nichts über die Grenzen und die Verzerrungen der Forderungen nach Autonomie auf der sozialen, wie auch auf der individuellen psychologischen Ebene. Man reibt sich die Augen und ist fassungslos angesichts der immer noch in der Bevölkerung existierenden Bereitschaft zur Unterwerfung. Was macht man denn mit Leuten, die den Wunsch ausdrücken, kommandiert zu werden? Und was ist die Idee der „radikalen Demokratie"? Wir haben geglaubt, daß die Menschen, ob bewußt oder unbewußt, nach der Freiheit, nach Autonomie und dementsprechend nach Demokratie trachteten. Es scheint mir heute eindeutig, daß es sich dabei um einen jugendlichen Traum gehandelt hat. Insofern muß die Bedeutung der Versuche der Bürger des 5. Jahrhunderts v. Chr. in Athen, die der Bürger des 17. Jahrhunderts oder der Revolutionäre von 1789 neu als positiv eingeschätzt werden, ich sage aber als positiv eingeschätzt, nicht mystifiziert.

Frage: Wie beurteilst Du die heutige politische Situation und die Bedingungen und Möglichkeiten für politisches Engagement?

GP: Das Scheitern der Revolution, die man sich als Verlängerung der bürgerlichen Revolution durch das Handeln des Proletariats vorgestellt hatte; das Wiederaufleben magischer und religiöser Tröstungen; die Unfähigkeit, die technische Entwicklung zu kontrollieren, besonders in denjenigen Gesellschaften, in denen die Anstrengungen zur Humanisierung das höchste Niveau erreicht hatten - all das zeugt von einer Krise, auf die momentan keine soziale Kraft und keine Ideologie eine Antwort zu haben scheint. Als das Proletariat am Anfang des 20. Jahrhunderts auf der Höhe seiner Macht war, gelang es ihm nicht, die Gesellschaft zu verändern. Wie sollte es das jetzt können, wo sein demographischer Anteil sinkt und wo es in seinem Innern keine Alternative bildet zu den Krisen, die die Welt zerreißen? Was die Möglichkeiten für heutiges politisches Handeln betrifft: hier stelle ich mir, ganz persönlich, zwei Fragen. Sollten wir nicht die Rolle des Kapitalismus in der Zivilisation neu untersuchen?

Marx hatte seine Rolle während einer Zeit des Übergangs vom alten Regime zu einem neuen untersucht, und die Aufhebung des Kapitalismus sollte die Arbeiterklasse übernehmen (zahlenmäßig und bewußtseinsmäßig). Man weiß heute, was von deren Fähigkeit zu halten ist.

Sollten wir nicht auch das Verhältnis zwischen Sozialismus und Demokratie neu untersuchen? Ein schonungsloser Blick auf die Realität zwingt uns, wie mir scheint, das Gewicht der unterschiedlichen sozialen Kategorien im politischen Spiel neu zu bewerten und uns ein System vorzustellen, welches auf den Fähigkeiten und dem Willen der Selbstorganisation der Bürger beruht, wo und wann immer er sich manifestiert, wo immer im komplexen Verhältnis zwischen dieser Kreativität und der Akzeptanz jener irreduziblen Ordnung, welche bereits existiert, welche in den lebenden Individuen verinnerlicht ist (Eltern, „Verantwortliche", die sich durchsetzen konnten etc). Letztlich: die Institution der Autonomie durch die Akzeptanz eines Teils der Heteronomie.

Zum aktuellen Zeitgeschehen und eher anekdotisch[33]: Das Referendum über die europäische Verfassung hat zu einer wahren Welle von Angst in der französischen Bevölkerung und zur Bildung einer heterogenen Mischung aus chauvinistischen Patrioten, ängstlichen und aggressiven Rassisten, Nostalgikern des Faschismus oder des

33 Auch hier handelt es sich um eine nachträgliche schriftliche Ergänzung.

Kommunismus, eines Teils der klassischen Rechten und der Hälfte der übrig gebliebenen Sozialdemokraten geführt. Obwohl inkohärent, war das „Nein" ein politischer Akt. Es war nicht, wie das „Ja", eine passive Antwort, welche Zustimmung ohne Engagement ausdrückt. Die Dynamik der Kampagne für das „Nein" hat das deutlich gezeigt. Meiner Meinung nach hätte der bescheidene Schritt, den man uns in Richtung einer politischen europäischen Einheit vorschlug, nur dann nicht abgelehnt werden können, wenn es in Konkurrenz zu einem über-nationalen sozialistischen, demokratischen Projekt auf Basis einer mächtigen sozialen Bewegung gestanden hätte. Nun, es gibt diese Basis heute nicht. Wir waten in einem rückständigen kapitalistischen Sumpf, und das arme kleine politische Projekt der europäischen Trockenlegung dieses Sumpfs, welches von den Völkern hätte akzeptiert werden sollen, die sich vorher so wenig damit auseinandergesetzt hatten, wurde von ihnen zurückgewiesen. Ich möchte hinzufügen, daß sich die Mehrheit der aufrechten Revolutionäre (eingeschlossen die ehemaligen Mitglieder von „Socialisme ou Barbarie") im Lager der Ablehner befanden. So hat also die einfache Perspektive einer supranationalen politischen Einheit der Idee, daß die Nation ein historisch unüberschreitbares Stadium darstellt, neue Kraft und Glaubwürdigkeit wiedergegeben.

David Ames Curtis

Konkrete Wirklichkeit und Reflexion in der Erfahrung eines Übersetzers von Cornelius Castoriadis*

Das Nachfolgende ist ein Essay auf der Suche nach seiner Form. Das Thema ist die Erfahrung eines Übersetzers, in diesem Fall eines Übersetzers von Castoriadis, bei der konkreten Ausübung seiner Arbeit, der Reflexion und Überlegung (dem Urteilen und Wählen), die fester Bestandteil dieser Arbeit sind und dem, was er daraus - durch seine geleisteten oder gescheiterten Bemühungen - an Wahrheit hat entnehmen können.

~

Ich beginne mit einer Bemerkung von Pierre Vidal-Naquet, die ich dem Original seiner von mir übersetzten „Présentation d'un document: Le Journal de Me Lucien Vidal-Naquet" entnehme: *„Jeder Zeuge muß vorgestellt werden."* Allerdings schreibt er selbst, daß sein Vater, ein in Auschwitz gestorbener Widerstandskämpfer, es in seinem während des Krieges geführten Tagebuch *„nicht versäumt, sich selbst vorzustellen"*.[1] Ich lege Wert auf die Notwendigkeit der Vorstellung eines Zeugen und nehme mir die Gelegenheit, es selbst zu tun, in Form einer Selbstvorstellung. Wie die „Mémoires" von Vidal-Naquat ist mein Zeugnis darum bemüht, der Wahrheit zu entsprechen und eine Reflexion über meine eigene Erfahrung und unter meiner eigenen Verantwortung zu sein.

Seit 1984 bin ich amerikanischer Übersetzer der Schriften von Castoriadis und habe seither mehr als eine Million Worte übersetzt. Das kann bereits als *eine Wahl* verstanden werden: Einen Autor zu übersetzen heißt, sein Werk einem fremden Publikum vorzustellen, ihm seine Ideen, seinen Stil, sein Imaginäres zu übermitteln. Schließlich ist niemand gezwungen, zumindest in unseren Gesellschaften, einen Autor zu übersetzen. Und es ist auch nicht unbedingt jeder dazu in der Lage - nicht nur wegen eines möglichen Mangels an Wissen oder Können, sondern aufgrund des ganzen Drumherums, das zum Übersetzerberuf dazugehört: die Unterstützung des Autors, das Interesse

---

* Am 28. Mai 2004 am „Séminaire Interdisciplinaire de Recherches Littéraires" (SIRL) der Facultés Universitaires Saint-Louis (FUSL, Brüssel) auf dem Kolloquium „L'Imaginaire au carrefour de l'interdisciplinarité. Autour de Cornelius Castoriadis" (27.-28. Mai 2004) gehaltener Vortrag. Ich möchte zunächst Laurent van Eynde danken, der die geniale Idee hatte, ein Kolloquium rund um Cornelius Castoriadis auszurichten, auf dem *„wir uns"* - unter anderem - *„bemühen werden,... die mögliche Ergiebigkeit dieses Denkens des Imaginären für das Feld der Philosophie, der Kunst und der Literatur aufzuzeigen, indem wir untersuchen, wie das literarische Werk an der Dynamik der Selbstveränderung von Magmen imaginärer Bedeutungen teilhat und somit zur Erfindung der Geschichte beiträgt"*, sowie meine Dankbarkeit zum Ausdruck bringen für seine Freundlichkeit, mich zur Teilnahme an diesem kreativen Unternehmen eingeladen zu haben. [Spätere Hinzufügungen sind in eckige Klammern gesetzt. Ich habe im übrigen bereits, ohne extra darauf hinzuweisen, manche Formulierungen im Französischen, das nicht meine Muttersprache ist, (geringfügig) verändert. Mein Dank geht an José Ferreira für die Französischkorrekturen, die er mir vorgeschlagen hat.]

1 Pierre Vidal-Naquet, Présentation d'un document: Le Journal de Me Lucien Vidal-Naquet, in: Annales. Economies, Sociétés, Civilisations, 3/Mai-Juni 1993 (48. Jg.), S. 501-512, hier S. 502.

des Publikums, die Zustimmung der Verlage in unserer heutigen kapitalistischen Welt usw. In meinem Fall konnte ich mir den relativen Luxus leisten, diese Wahl zu treffen, was mich zu einem weiteren Element an konkreter Wirklichkeit und Zufall bringt. Als ich mich vor zwanzig Jahren in Yale mit den Sekretärinnen der Universität im Streik befand, habe ich direkt mit Castoriadis Kontakt aufgenommen und ihm vorgeschlagen, nach dem Streik nach Frankreich zu kommen, um seine politischen, sozialen und philosophischen Schriften zu übersetzen. Meine politisch engagierte Vergangenheit und mein Studium als Philosophiestudent an der Harvard University haben sicherlich eine Rolle dabei gespielt, daß er meinen Vorschlag akzeptierte, aber es handelte sich vor allem um die Großzügigkeit dessen, der mir während seiner letzten dreizehn Lebensjahre ein sehr lieber Freund geworden ist.[2]

Ich habe zudem Übersetzungen aus allen „Perioden" seines Werkes gemacht. Auch das ist eine reale Wahl: es in allen seinen „Teilen" vorzustellen, es nicht zu amputieren oder zu teilen, indem man z.B. nur die sogenannten „politischen" Frühschriften übersetzt und die sogenannten „philosophischen" Spätschriften wegläßt, oder umgekehrt. Im übrigen lege ich in meinen Schriften und Vorträgen über Castoriadis immer besonderen Wert darauf, die Berechtigung einer solchen Unterscheidung in Frage zu stellen, und ich habe eine Vereinigung mitbegründet, „Agora International", die sich mittels Bibliographien und „Webographien", die mittlerweile in etwa fünfzehn Sprachen vorliegen und im Internet unter „http://agorainternational.org" abrufbar sind (eine Erweiterung meiner Arbeit als Übersetzer/Herausgeber), darum bemüht, Leute, die sich für diese oder jene „Periode" seines Lebens interessieren, zu ermutigen, miteinander zu kommunizieren und den Dialog mit anderen Personen fortzusetzen, die sich für andere „Teile" seines Werkes interessieren.[3]

---

2 An der Yale University, wo ich als Forschungsleiter des „Black Periodical Fiction Project" (1982-1984) mit Henry Louis Gates, Jr. zusammenarbeitete, hatte ich bereits ein erstes Selbstverwaltungsexperiment mit den von mir betreuten Forschungsstudenten unternommen. Und während meiner Zeit als *community organizer* (1979-1982) bei „Carolina Action/Association of Community Organizations for Reform Now" (ACORN) gehörte ich zu den Anführern einer Rebellion von Basisorganisatoren, die die interne Selbstverwaltung ihrer Angelegenheiten forderten.

3 Ich beglückwünsche Laurent van Eynde zu der Entscheidung, die „Interdisziplinarität" des Werkes von Castoriadis zu betonen, auch wenn ich selbst lieber von einem Projekt der *Transdisziplinarität* spreche, das die zunehmende Fragmentierung des aktuellen Wissens nachdrücklich in Frage stellt. Das war die Absicht meines Vortrags „Castoriadis, la science et le thème du monde morcelé" bei den „Rencontres Castoriadis", die 1999 in Paris von ehemaligen Castoriadis-Studenten an der École des Hautes Etudes en Sciences Sociales organisiert wurden: „*Um das bisher Gesagte zusammenzufassen: Ausgehend von einer Untersuchung, die im spezifischen Kontext einer Gesellschaft entstanden ist, die von der Unsicherheit hinsichtlich ihrer Lebens- und Seinsweisen, ihrer Ziele, ihrer Werte und ihres Wissens beherrscht wird, und die bisher weder zu einem angemessenen Verständnis der Krise, die sie durchmacht, gelangt ist, noch zur Beseitigung der Ursachen für das Auftauchen und Anhalten dieser Krise, versucht Castoriadis - für die Menschen und für die Entfaltung ihrer autonomen Tätigkeit -, diese Krise und die Ursachen für diese Krise zu klären. Er beginnt, die Krise in den verschiedenen - und zumeist nicht miteinander kommunizierenden - Wissensgebieten zu untersuchen, und setzt auf diese Weise eine bereits in den sechziger Jahren begonnene Arbeit fort, die versuchte, die revolutionären Implikationen dieser Disziplinen in die gesellschaftsverändernden Ansätze der Menschen zu integrieren. Diese Krise ist abzulesen an, aber nicht aufzulösen durch eine(r) Vielzahl verschiedener Antworten, die von den interdisziplinären Studien oder der Multiversität (oder auch der Archäologie) gegeben werden. In der Zwischenzeit dient die hybride Disziplin der Wissenschaftsgeschichte dem Nachweis, daß eine produktive Vorgehensweise nicht darin besteht, zwei oder mehrere Disziplinen einfach zu addieren oder zu kombinieren oder ihre Schnittpunkte zu*

~

Hier werden wir uns bemühen, wenn ich die Absicht dieses Kolloquiums richtig verstanden habe, uns über die möglichen und möglicherweise realen Beziehungen zwischen Philosophie, Kunst und Literatur *unter dem Zeichen der Kreativität und des Imaginären* klar zu werden. Das heißt, die Art, wie wir uns selbst als Philosophen, als Künstler und als Schriftsteller aktiv einbringen, sollte ständig und auf exemplarische Weise präsent sein, um neue Normen und Formen aufzustellen -, die nicht dazu da sind, von anderen Personen kopiert zu werden, sondern um sie zu inspirieren, weiter zu gehen, indem sie selbst wiederum neue Beiträge unter ihrer eigenen Verantwortung schaffen.

Hinsichtlich solcher Beziehungen habe ich bei der Übersetzung eines Buches eines weiteren Autors viel lernen können: „Ecrire: à l'épreuve du politique" von Claude Lefort,[4] in dem es darum geht, die tatsächliche literarische Ausdrucksweise in politisch-philosophischen Texten sowie eventuelle politische Implikationen in literarischen Texten zu studieren, unter Vermeidung eines bereits von seinem Lehrmeister Maurice Merleau-Ponty kritisierten „flüchtigen Denkens", das politischen Texten eine fertige „Lehre" entnimmt und ihren literarischen Ausdruck vernachlässigt, oder den Autor auf seine abstrakte literarische Wirkung beschränkt, ohne die tatsächlichen oder potentiellen politisch-gesellschaftlichen Beziehungen zu einem möglichen Leser zu berücksichtigen. Im übrigen - noch eine Wahl - übersetze ich nicht haufenweise unterschiedliche Autoren, sondern bemühe mich vielmehr, durch eine begrenzte Auswahl von Autoren ein *Übersetzerwerk* zu schaffen - Ausdruck einer effektiven Selbstbeschränkung und folglich einer möglichen Autonomie des Übersetzers. Natürlich steht es einem Übersetzer frei, sich nicht um eine solche Wahl zu kümmern und zu übersetzen, was kommt (gewöhnlich von Seiten seines Auftraggebers). Aber ausgehend von meiner eigenen Erfahrung als Übersetzer (und zunächst wegen meiner ständigen Bedenken sowie der Verlegenheit, die ich manchmal angesichts meiner vermeintlich endgültigen Entscheidungen empfinde) bin ich zu der Überzeugung gelangt, daß ein wahres Übersetzungswerk eine Kunst für sich ist (die sich niemals auf einen Computeralgorithmus wird reduzieren lassen), und daß der Übersetzer als Künstler - aufgrund seiner tatsächlichen und durchdachten Entscheidungen oder in Ermangelung derselben - mehr schlecht als recht und komme, was da wolle, sein eigenes Werk aufbaut. Anstatt in der übervölkerten Wüste des zeitgenössischen Literaturbetriebs alles und egal was zu übersetzen, habe ich lieber um die (gründliche) Übersetzung einiger bevorzugter und von mir selbst ausgesuchter Autoren herum ein Übersetzerwerk geschaffen.[5]

---

finden, sondern diese Krise selbst in allen Disziplinen zu reflektieren und ihre Bedeutung zu klären, indem man die allgemeinen epistemologischen Einsätze überwindet, um ontologische Fragen aufzuwerfen, die für die Veränderung der Gesellschaft und der Institution der Wissenschaft relevant sind." Leider haben die Organisatoren, die sich weigerten, andere Personen an der Organisation dieses Kolloquiums zu beteiligen, es versäumt, die Beiträge für eine Publikation zu sammeln. [Folglich ist dieser Text immer noch unveröffentlicht.].

4 Claude Lefort, Ecrire: à l'épreuve du politique, Paris 1992; Claude Lefort, Writing: The Political Test, Durham, NC: Duke University Press, 2000, übers. von David Ames Curtis (AdÜ).

5 Woran sich manche stören könnten, die in einer solchen Wahl nichts als „Fanatismus" usw. erkennen, als würde eine Wahl zu treffen von Engstirnigkeit zeugen statt von einer gewollten Selbstbeschränkung, die auch eine tatsächliche und gut überlegte Öffnung zur Welt ist.

Ein „Übersetzerwerk“: schon der Ausdruck selbst könnte Fragen oder Probleme aufwerfen. Als Übersetzer sollte man eigentlich eine „treue“ Übersetzung abliefern, und dann sieht man sich manchmal gezwungen, gegenüber dem potentiellen Leser, der eine andere Sprache spricht als die des Originaltextes, erklärende Zusätze zu machen, Anmerkungen und Erläuterungen zu schreiben usw., und außerdem ist die Übersetzung immer in gewisser Weise ein „Verrat“, es ist immer der Autor, der im Vordergrund stehen sollte, und nicht der Übersetzer. Und doch: Der Übersetzer und die Entscheidungen, die er zu treffen hat, sind vorhanden, angefangen mit dem Beschluß, diesen oder jenen Autor zu übersetzen, in seinen konkreten Übersetzungsentscheidungen, und so weiter. Es ist diese *Qual der Wahl*[6] - in einem neuen Verständnis des Begriffes und nicht in dem in unserer Konsumgesellschaft allzu geläufigen Sinn -, die das Dilemma des Übersetzers ausdrückt, das er nicht übergehen oder verleugnen darf, einfach weil es ihm unbequem erscheint. Ich spreche hier zunächst gar nicht von mir selbst -, der ich erst kürzlich in der auflagenstärksten amerikanischen Universitätszeitung[7] als der *„umstrittene Übersetzer“* von Castoriadis tituliert wurde -, sondern von meinem Vorgänger, der unter dem Pseudonym „Maurice Brinton“ bekannt ist und der Castoriadis sehr gekonnt für die Londoner „Solidarity Group“, die Schwesterorganisation von „Socialisme ou Barbarie“ in England, übersetzte.[8] Die „Situationistische Internationale“ hat die Wahl Brintons als englischen Übersetzer der Schriften von Castoriadis in den sechziger/siebziger Jahren unaufhörlich kritisiert, bis hin zu dem, unter Revolutionären, schwerwiegenden Vergehen, im Zuge ihrer ebenso erbitterten wie ungerechten Kritiken, auf ihren Seiten den richtigen Namen Brintons zu enthüllen. Der Übersetzer ist also nicht zu vernachlässigen: Sein ganzes Leben und alle seine Entscheidungen können jederzeit und was er auch tut in Frage gestellt werden; dieses Leben und diese Entscheidungen können verheerende oder günstige Auswirkungen auf die Rezeption eines Autors im Ausland haben. Die Meinung eines Übersetzers, hinter den Worten des in eine andere Sprache übersetzten Autors „unsichtbar“ zu sein, ist

---

6 Diese konkrete Erfahrung des Dilemmas von Seiten des Übersetzers gehört zu den in meinem „Translator's Foreword“ für das Buch von Claude Lefort, Writing: The Political Test, a.a.O., behandelten Themen; jetzt verfügbar unter: http://perso.wanadoo.fr/www.kaloskaisophos.org/rt/rtdac/rtdactf/rtdactfwriting.html.

7 Scott McLemee, The Strange Afterlife of Cornelius Castoriadis: The Story of a Revered European Thinker, a Literary Legacy, Family Squabbels, and Internet Bootlegging, in: The Chronicle of Higher Education, 29/26. März 2004 (Vol. 50), S. A14-16, verfügbar unter: http://www.notbored.org/strange-afterlife.html.

8 Der kürzlich verstorbene Maurice Brinton (1923-2005) war Mitbegründer und treibende Kraft der libertärsozialistischen Londoner „Solidarity Group“ (1960-1992), die vor allem durch ihre publizistische Tätigkeit (die zweimonatlich bzw. vierteljährlich erscheinende Zeitschrift „Solidarity“, mehr als 60 Broschüren sowie vier Bücher) in den 1960er und 1970er Jahren einen beträchtlichen Einfluß auf die britische Linke ausübte. Castoriadis war der wesentliche theoretische Bezugspunkt der Gruppe. Unter seinem Pseudonym „Paul Cardan“ wurden neben zahlreichen Zeitschriftenartikeln insgesamt neun Broschüren jeweils in der Übersetzung (und mit Vorworten) von Maurice Brinton veröffentlicht - die wiederum Ausgangspunkt der ersten deutschen Castoriadis-Übersetzungen waren (Cornelius Castoriadis, Arbeiterräte und selbstverwaltete Gesellschaft, Frankfurt 1974; Paul Cardan, Postskript zur Neudefinition der Revolution, Hamburg 1974). Von den Schriften Brintons wurden „Die Bolschewiki und die Arbeiterkontrolle. Der Staat und die Konterrevolution“ (Hamburg 1976) sowie seine Schilderung der Pariser Mai-Ereignisse „Mai 68. Die Subversion der Beleidigten“ (Hamburg 1976) ins Deutsche übersetzt. Eine größere Auswahl seiner Schriften erschien zuletzt unter dem Titel „For Workers' Power. The Selected Writings of Maurice Brinton“ (Oakland/Edinburgh 2004) (AdÜ).

nicht nur eine trügerische und verlogene Fiktion, sondern auch ein Sichdrücken vor seiner eigenen, unausweichlichen Verantwortung, wobei dieses Dilemma, das manche vergeblich zu vermeiden versuchen, keine Rolle spielt. Man braucht nicht weiter zu gehen als bis zu den „Protokollen der Weisen von Zion" - einer speziell für den Zaren angefertigten Fälschung auf russisch, deren Übersetzer völlig im Dunkeln bleibt, ausgehend von einem deutschen Roman von Hermann Goedsche (1868), der wiederum auf einem gegen den Kaiser gerichteten französischen Pamphlet von 1864 beruht, in dem Goedsche, der sich nicht als Übersetzer-Plagiator zu erkennen gibt, böswillig „Frankreich" durch „die Welt" und „Napoleon III" durch „die Juden" ersetzt hat -, um zu verstehen, daß die Vorstellung des Übersetzers (selbst wenn sie, notfalls, anonym oder unter Pseudonym erfolgt) und seiner Arbeit kein Luxus, sondern eine grundlegende und unerläßliche Notwendigkeit in der transnationalen Gelehrtenrepublik ist.[9]
Mehr noch, beim Übersetzen eines Autors muß der Übersetzer Stellung nehmen zu seiner eigenen literarischen Tradition. Auch hier ist er hin und her gerissen zwischen der absolut notwendigen Treue zum Originaltext und der ebenso unvermeidlichen wie erwünschten Gelegenheit, daß diese in eine andere Sprache verwandelten Worte vernommen und verstanden werden. Eine Übersetzung, die so textgetreu ist, daß sie für die Augen und Ohren der neuen Leser zu fremdartig erscheint, wird niemals in wirksamer Weise aufgenommen werden; eine Übersetzung hingegen, die die Leser nicht teilhaben läßt an der beunruhigenden Fremdheit eines aus einer anderen imaginären Welt stammenden Textes, wird - aufgrund dieser beinah stets an das Widersinnige und Absurde grenzenden Kommunikationsform der Übersetzung - ihrer Aufgabe nicht gerecht, das wechselseitige Verständnis innerhalb der gerade erwähnten transnationalen Gelehrtenrepublik zu erweitern.
Die Entscheidung Brintons in Bezug auf seine literarische Tradition bestand darin, Castoriadis für eine im Wesentlichen aus englischen Arbeitern und Politaktivisten bestehende Leserschaft in deren mutmaßliche Sprache zu übersetzen, und das übrigens auf sehr wirkungsvolle Weise, während die *Übersetzungs*seite im eigentlichen Sinn weitgehend im Verborgenen blieb.[10] Als jemand, der zu einer anderen Zeit arbeitet, auch aus einem anderen Land kommt und Texte aus allen „Perioden" und „Teilen" von Castoriadis Leben übersetzen will, habe ich die Wahl getroffen, *näher* am Original zu bleiben - mit der ganz und gar beabsichtigten Wirkung, eine gewisse Distanz für den kritischen Leser von heute zu schaffen - aber auch, mich auf andere literarische Traditionen zu beziehen.

---

9 1864 hatte Maurice Joly die gegen Napoleon III. gerichtete satirische Schrift „Dialogue aux enfers entre Machiavel et Montesquieu" anonym in Brüssel veröffentlicht; 1868 veröffentlichte Hermann Goedsche unter dem Pseudonym Sir John Retcliffe den Roman „Biarritz", in dem von einer Versammlung auf dem Friedhof von Prag die Rede ist, auf der Vertreter der zwölf Stämme Israels Fortschritte bei dem Plan zur Eroberung der Welt besprechen. Aus dieser fiktiven Geschichte entwickelte sich über verschiedene Umwege jene angeblich auf Tatsachen beruhende Version der „Protokolle der Weisen von Zion", die Sergej Nilius 1905 in der zweiten Ausgabe seines Buches „Das Große im Kleinen, oder die Ankunft des Antichrist und die herannahende Herrschaft des Teufels auf der Erde" veröffentlichte (AdÜ).

10 In seiner Magisterarbeit in Geschichte an der University of Wisconsin aus dem Jahr 1971, „Socialisme ou Barbarie: Examination of a Revolutionary Project", gelangte Allen Binstock zu dem Schluß, daß „Paul Cardan" (Pseudonym von Castoriadis) nach dem Mai '68 nach England gezogen sein müsse.

Als Amerikaner stehe ich vor einem weiteren Dilemma. Aus offensichtlichen Gründen habe ich unsere literarische Ursprungstradition, d.h. den *Puritanismus*,[11] ohne weiteres verworfen. Die philosophischen Traditionen des amerikanischen Pragmatismus und der angelsächsischen analytischen Philosophie schienen mir kaum besser geeignet, schon in Anbetracht dessen, was Castoriadis selbst darüber dachte. Das Gleiche gilt für alle anderen Traditionen aus dem englischsprachigen Bereich, deren Hang zur Vereinfachung einer gewissen Komplexität sowie der Einheit und Besonderheit des Denkens von Castoriadis nicht gerecht geworden wäre, während ich stets darum bemüht war - und es in meinen konkreten Übersetzungen auch umgesetzt habe -, jenen Anteil an *plain-spokenness* („Unverblümtheit" oder *parrēsia*), der in seinem Stil unzweifelhaft enthalten ist, zu vermitteln - im scharfen Kontrast zu dem gewundenen Stil einer großen Zahl französischsprachiger Schriftstellerphilosophen der letzten Jahrzehnte.
Und es schien mir, daß ich mich vor allem im Kontakt mit der Materie selbst als Übersetzer von Castoriadis zu positionieren hätte. Indes stellte sich heraus, daß es tatsächlich bereits eine amerikanische Tradition, eine recht aufschlußreiche, wenn auch verschüttete, gab, und zwar in direkter Verbindung mit Castoriadis' revolutionärer Gruppe. In den ersten acht Ausgaben der Zeitschrift „Socialisme ou Barbarie" wurde eine Übersetzung von „The American Worker" veröffentlicht, einem zweistimmigen Text eines Arbeiters und einer Intellektuellen - beide Mitglieder der „Johnson-Forest-Tendency"[12] -, der in der ersten Person Singular von den Erfahrungen eines amerikanischen Proletariers berichtete (Paul Romano, noch ein Pseudonym), gemäß dem Prinzip, daß derjenige, der die tatsächliche Arbeit tut, auch das Recht habe müsse, ein Wörtchen mitzureden (*to have a voice and to have to say*), und der erst von diesem konkreten Erfahrungsbericht aus eine nachträgliche Analyse lieferte (in diesen Fall von „Ria Stone", der chinesisch-amerikanischen Philosophin Grace Lee Boggs).[13]

---

11 In seinem vor kurzem in der australischen Zeitschrift für Sozialtheorie, „Thesis Eleven" (76/Februar 2004, S. 49-69), erschienenen Artikel über „Islamism, Castoriadis and Autonomy" gelangt Christopher Houston zu dem völlig falschen und merkwürdigen Schluß, die Autonomiephilosophie von Castoriadis sei, wie die Absichten der Islamisten (!), auf der Suche nach einer gewissen *Reinheit*. Dabei wird nicht berücksichtigt, daß dort, wo Castoriadis zum ersten Mal in systematischer Weise sein Autonomiekonzept darlegt (Paul Cardan, Marxisme et théorie révolutionnaire, in: Socialismus ou Barbarie, 36/April-Juni 1964, S. 1-25; 37/Juli-September 1964, S. 18-53; 38/Oktober-Dezember 1964, S. 44-86; 39/März-April 1965, S. 16-66; 40/Juni-August 1965, S. 37-71; wieder abgedruckt in: Cornelius Castoriadis, L'Institution imaginaire de la société, Paris 1975, S. 13-230, dt. Übersetzung: Cornelius Catoriadis, Gesellschaft als imaginäre Institution. Entwurf einer politischen Philosophie, Frankfurt am Main 1990, S. 19-282), es nicht darum geht, den Diskurs des Anderen irgendwie zu beseitigen (durch eine vermeintliche Säuberung), sondern darum, *„eine andere Beziehung"* zu diesem Diskurs herzustellen.

12 Benannt nach den Pseudonymen des aus Trinidad stammenden Revolutionärs C.L.R. James („Johnson") und Raja Dunayewskajas („Forest"), zeitweise Sekretärin von Trotzki. Die Übersetzung der 1947 in New York von Paul Romano (Pseudonym von Phil Singer) und Ria Stone (Pseudonym von Grace C. Lee, später, nach ihrer Heirat mit James Boggs, Grace Lee Boggs) veröffentlichten Broschüre „The American Worker", die einen Bericht über seine Erfahrungen als Fabrikarbeiter bei General Motors von Romano („Life in the Factory") und einen diesen interpretierenden theoretischen Text von Stone („The Reconstruction of Society") enthielt, erschien in den Heften 1 (März/April 1949) - 8 (Januar/Februar 1951) von „Socialisme ou Barbarie" (AdÜ).

13 Zum Thema der *workers' narratives* (Arbeiterberichte) sollte man die ausgezeichnete Studie von Stephen William Hastings-King „Fordism and the Marxist Revolutionary Project: A History of Socialisme ou Barbarie, Part I" (geschichtswissenschaftliche Dissertation an der Cornell University aus dem Jahr 1999) zu Rate ziehen, der die diesbezüglichen Bemühungen

Darin sind für jeden unschwer die späteren Hauptthemen der Gruppe und Zeitschrift „Socialisme ou Barbarie" zu erkennen: die grundlegende Unterscheidung und der erbitterte Kampf zwischen Leitenden und Ausführenden; der Vorrang der proletarischen Erfahrung; die Idee, daß das, „was wirklich wichtig ist" („what really matters"), die Stimme sowie das Anliegen dessen sind, der die Arbeit macht; die von dem Hilfsarbeiter „Daniel Mothé" (Jacques Gautrat) geschriebenen und in „Socialisme ou Barbarie" veröffentlichten Schilderungen des Fabriklebens; der Versuch, eine Arbeiterzeitung herauszugeben, in der die Arbeiter selbst zu Wort kommen sollten; die Nachrangigkeit der Theorie gegenüber der praktisch gelebten Erfahrung; die Fortführung des Autonomieentwurfs in all seinen potentiellen Formen.

~

Als ich meinen ersten Übersetzervertrag unterschrieb, wurde mir außerdem klar, daß in den Vereinigten Staaten die Arbeit des Übersetzers nach einem Ausdruck des „Internal Revenue Service" nichts ist als „*work made for hire*" (Mietarbeit). Aus der Sicht des Arbeitenden selbst stellte sich also sofort die Frage nach dem Status des Übersetzers - nämlich der äußerst bescheidene Status desjenigen, der ausgehend vom Text eines anderen eine Arbeit verrichtet, dem für gewöhnlich nicht gestattet wird, sich groß über seine Arbeitsbedingungen zu äußern und der zumeist nicht einmal das Recht hat, das Spezifische seiner Erfahrung mitzuteilen, die in aller Regel als abgeleitet und bedeutungslos hingestellt wird.
Als ich im übrigen Mitte der 1980er Jahre mit meiner Castoriadis-Übersetzungsarbeit begann, gelangte der Autor selbst bereits zu der Feststellung, daß der sekuläre Autonomieentwurf sich im Niedergang, ja sogar in Auflösung befand - was ihn seinerseits nicht im Geringsten dazu veranlaßte, darauf zu verzichten. Und in dem zweiten Text von Castoriadis, den ich übersetzte, las ich folgende Zeilen: „*Eine radikale Umgestaltung der Gesellschaft... kann nur das Werk von Individuen sein, die ihre Autonomie, auf gesellschaftlicher wie auf individueller Ebene, wollen. Folglich vollbringt man bereits ein politisches Werk, wenn man daran arbeitet, die Möglichkeiten für Autonomie und autonomes Handeln zu erhalten und zu* erweitern *und ihre Zahl zu* erhöhen, *und zwar ein Werk, dessen Wirkungen wichtiger und nachhaltiger sind als manche Arten oberflächlicher und unergiebiger Agitation.*"[14]
Die Bedeutung des Nachdenkens und Überlegens, auf die Castoriadis von Beginn seines Werkes an hingewiesen hatte, nahm unaufhörlich zu, vor allem als sein eigenes Nachdenken über das griechische Erbe einsetzte. Gab es keine Möglichkeit, auf exemplarische, durchdachte und entschiedene Weise, also auf eine autonome Weise, zu handeln und auf meine eigene Verantwortung hin, ausgehend von meiner eigenen Lage, meiner persönlichen Erfahrung als Übersetzer, also von jemanden, der nahezu auf der untersten Stufe der literarischen Handlanger stand? Tatsächlich machte Casto-

---

der „Johnson-Forest-Tendency" und von „Socialisme ou Barbarie" sowie deren Probleme und Zwiespältigkeiten untersucht.

14 Cornelius Castoriadis, Institution première de la société et institutions secondes (1985), in: ders., Figures du pensable. Les Carrefours du labyrinthe VI, Paris, Éditions du Seuil, 1999, S. 125-126, hier S. 126 (Hervorhebungen von mir).

riadis selbst wenig später geltend, daß zwar *„eine große, kollektive politische Bewegung nicht durch den Willensakt einiger weniger entstehen"* könne, daß man aber in Anbetracht des dahinschwindenden Autonomieentwurfs auch anerkennen müsse, daß, *„solange die jetzige kollektive Hypnose noch andauert, diejenigen unter uns, die mit dem bedeutungsschweren Privileg, sprechen zu können, ausgestattet sind, bis auf weiteres die ethische und politische Pflicht haben, den bestehenden Zustand zu entlarven, zu kritisieren, anzuprangern. Und für alle gilt: dort, wo sie sich befinden, auf exemplarische Weise zu handeln und sich zu verhalten. Wir sind verantwortlich für das, was von uns abhängt."*[15]

Nicht gerade *„Look to your own oppression"* (schauen, wo man selbst unterdrückt wird), ein Slogan der sechziger Jahre, sondern im weiteren Sinne „Schauen, überlegen und seine eigene Erfahrung mitteilen", ist folglich zur Devise und Losung eines von unten kommenden Autonomiewillens geworden. Hier beginnt das Philosophische (Selbsterkenntnis durch allen zugänglich gemachte praktische Erfahrung und Experimente) sich mit dem Künstlerischen und Literarischen zu vermischen, von den politischen Implikationen im Hintergrund ganz zu schweigen. Und auch hierbei kann man sich wiederum auf eine amerikanische Literatur- und Philosophietradition beziehen, den *Transcendentalism*, eine Tradition, auf die ich mich, aus Vorliebe und um der Sache selbst willen, sofort berufen habe, zumindest in impliziter Weise. Der *Transcendentalism* ist eine Tradition, bei der es vorrangig um die gelebte Erfahrung, sogar das Experiment mit dem eigenen Leben geht, das im übrigen in allem, was man auch unternimmt, eine potentielle, nicht theoretische, sondern praktische Allgemeingültigkeit enthält. Wie Thoreau in „Walden" schreibt: *„Nur von dem günstigen Standpunkt aus, den wir freiwillige Armut nennen, kann das menschliche Leben unparteiisch und vernünftig beurteilt werden. Die Frucht eines Luxuslebens ist Luxus, sei es im Ackerbau, im Handel, in Literatur oder Kunst. Heutzutage gibt es Professoren der Philosophie, aber keine Philosophen. Doch bewundert man noch heute, was vom Katheder aus doziert wird, weil man es früher bewunderte, als es sich im Leben offenbarte. Um ein Philosoph zu sein, ist es nicht genug, ein tiefer Denker zu sein, sogar nicht Schule gemacht zu haben, sondern die Weisheit zu lieben, daß man nach ihren Vorschriften lebt, ein Leben der Einfachheit, der Unabhängigkeit, der Großmut und des Vertrauens. Man muß einige der Lebensrätsel nicht theoretisch, sondern praktisch lösen."*[16]

~

Es verstoße gegen den „guten Ton", werden manche wortgewandt erklären, von sich selbst zu sprechen. Das trifft aber nur dann zu, wenn die Vorstellung vom Individuum von der des Sozialen *getrennt* wird - was allerdings bei Castoriadis nicht der Fall ist, für den das Individuum schlimmstenfalls (in einer traditionell heteronomen oder konformistischen Gesellschaft) und vielleicht manchmal auch bestenfalls gerade das sprechende und wandelnde (in diesem Fall schreibende) Fragment des Sozialen ist, nicht

15 Cornelius Castoriadis, Quelle démocratie? (exposé au colloque de Cerisy le 5 juillet 1990) (1990), in: ders., Figures du pensable, a.a.O., S. 145-180, hier S. 179.

16 Henry David Thoreau, Walden, Köln 1996, S. 19 (zuerst: München 1897, Übersetzung von Emma Emmerich).

von letzterem getrennt, sondern seine konkrete Verkörperung und Institution, wo sich der größte Teil der Kreativität einer Gesellschaft abspielt, zumindest einer Gesellschaft, die in der Lage ist, *individualisierte Individuen* hervorzubringen. Und ebenso wenig gilt das für die transzendentalistische Strömung, die nicht den *„rugged individualist"* (*„eigensüchtigen Individualisten"*) aus dem Mythos und der Ideologie des amerikanischen Kapitalismus feierte, sondern den individuellen Nonkonformismus. Man muß nicht weiter gehen als bis zum „Song of Myself" („Gesang von mir selbst"), der mit den Worten beginnt: *„Ich feiere mich selbst und singe mich selbst, / Und was ich mir herausnehme, sollst auch du dir herausnehmen, / Denn jedes Atom, das mir gehört, gehört ebensogut auch dir"*, und der uns versichert, dieses Ich namens *„Walt Whitman, ein Kosmos, Manhattans Sohn; / Stürmisch, fleischlich, sinnlich, essend, trinkend und zeugend: / Kein Empfindler, der sich über Männer und Weiber stellt oder sich von ihnen absondert"*, sei auch *„nicht mehr bescheiden als unbescheiden."*[17]
Diese Vorgehensweise ist natürlich eine individuelle, ganz persönliche. Thoreau ist auf der Suche nach Selbsterkenntnis in den Wald gegangen: *„Ich zog in den Wald, weil ich den Wunsch hatte, mit Überlegung zu leben, dem eigentlichen, wirklichen Leben näherzutreten, zu sehen, ob ich nicht lernen konnte, was es zu lehren hatte, damit ich nicht, wenn es zum Sterben ginge, einsehen müßte, daß ich nicht gelebt hatte. Ich wollte nicht das leben, was nicht Leben war; das Leben ist so teuer. Auch wollte ich keine Entsagung üben, außer es wurde unumgänglich notwendig. Ich wollte tief leben, alles Mark des Lebens aussaugen, so trutzig und spartanisch leben, daß alles, was nicht Leben war, in die Flucht geschlagen wurde, einen breiten Schwaden dicht am Boden mähen, das Leben in die Enge treiben und auf seinen äußersten Preis reduzieren und, wenn es sich gemein erwiese, seiner ganzen, wahren Niedrigkeit auf den Grund kommen und sie der Welt verkünden; war es aber erhaben, so wollte ich dies durch Erfahrung erkennen."*[18]
Sollte es nicht auch möglich sein, in den Dschungel zu ziehen, den die kapitalistische Welt des zeitgenössischen Verlagswesens darstellt, in ihren Tiefen als Übersetzer zu leben, diese Welt durch Erfahrung zu erkennen, sie durch ständiges nonkonformistisches Experimentieren zu erkunden, dessen Resultate der ganzen Welt mitgeteilt würden, und dabei jederzeit in einem bewußten und überlegten Kontakt zu den Worten sowie zu den literarischen Formen und Stilen der zur Übersetzung ausgesuchten Autoren zu bleiben? Dieses Vorgehen lebt also vom Zufall der Begegnungen, vom Finden bislang unbekannter Antworten, sowohl bei der Übersetzungsarbeit als auch beim Nachdenken über diese Übersetzererfahrung, wobei nicht das Geringste von dem ausgelassen wird, was um diese Erfahrung herum geschieht oder was diese zur Folge hat. (Es geht also nicht um eine phänomenologische Beschreibung.) Dieses individuelle Vorgehen, zugleich weltoffen und selbstkritisch, ist auch kein reiner Egoismus, insofern jede sich selbst individualisierende Erfahrung kein Widerspruch oder Gegensatz zum Sozialen ist, sondern vielmehr dessen möglicher Ausdruck in einer *stets zu erneuernden und zu vertiefenden* potentiellen Allgemeingültigkeit - durch weitere Beiträge. In seinem wegweisenden Essay, der nicht umsonst „Self-Reliance" („Selbständigkeit")

17 Walt Whitman, Grashalme, Stuttgart 1968 (zuerst: 1907, Übersetzung von Johannes Schlaf) [AdÜ].
18 Henry David Thoreau, Walden, a.a.O., S. 97.

betitelt ist, bringt Ralph Waldo Emerson vielleicht am besten diese Überzeugung zum Ausdruck, eine Autonomie zu leben, bei der sich Individuum und Soziales unter dem Zeichen einer nonkonformistischen und sich verallgemeinernden Schöpfung vermischen.

„Ich las jüngst einige Verse von der Hand eines berühmten Malers; dieselben waren ungewöhnlich und nichts an ihnen war konventionell. In solchen Zeilen vernimmt die Seele stets eine mächtige Mahnung, der Inhalt mag sein, welcher er will. Das Gefühl, das sie einflößen, ist wertvoller als die tiefsten Gedanken, die sie enthalten könnten. An den eigenen Gedanken zu glauben - zu glauben, daß, was für uns im Innersten unserer Seele wahr ist, wahr sein muß für alle Welt, - das ist Genius. Sprich deine geheimste Überzeugung aus, und sie wird bald die allgemeine sein. Denn das Geheimste wird seiner Zeit das Offenbarste... Der Mensch sollte sich mehr bemühen, den Lichtstrahl, der aus seinem eigenen Innern durch seine Seele flammt, zu entdecken und zu beachten, als allen Sternenglanz am Firmament der Sänger und Weisen. Und doch läßt er gewöhnlich seinen eigenen Gedanken unbeachtet - weil es der seine ist. In jedem Werk des Genies finden wir unsere eigenen Gedanken wiedergespiegelt, sie kommen mit einer fremden Majestät bekleidet zu uns zurück. Die größten Werke der Kunst geben uns keine ergreifendere Lehre als die, an unserem spontanen Eindruck mit fröhlicher Unbeugsamkeit festzuhalten, und gerade dann am meisten, wenn das ganze Stimmengezeter für die Gegenseite ertönt. Sonst wird morgen ein Fremder mit meisterhaftem Verständnis gerade das aussprechen, was wir die ganze Zeit über gedacht und gefühlt haben, und wir sehen uns mit Beschämung gezwungen, unsere Meinung von einem anderen zu entlehnen.“[19]

Die Darlegung der individuellen Erfahrung unter dem Zeichen des gelebten Experiments wird zu einer persönlichen Verpflichtung beim Streben nach Selbsterkenntnis, will man verhindern, daß die eigenen Gedanken als fremde zu einem zurückkehren, aber auch zur Bürgerpflicht, der Welt die Resultate davon mitzuteilen.[20] Oder wie es Thoreau - ein kantianischer Transzendentalist, der im Unterschied zu Kant nicht vor der Wiederentdeckung der Imagination „zurückwich“ - es schlichter ausdrückte: *„Wenn ein Mensch einmal dahin gelangt sein wird, eine Tatsache seiner Imagination als Tatsache seines Verstandes zu erkennen, so werden alle Menschen schließlich, das sehe ich voraus, ihr Leben auf dieser Basis aufbauen.“*[21]

---

19 Das ist die berühmte Einleitung von „Self-Reliance“ von Ralph Waldo Emerson (Essays, Halle/Saale o.J. [1897], S. 20. Übersetzung: Karl Federn und Thora Weigand). Der zweite Absatz rät uns, uns von *„Neid“* und *„Nachahmung“* frei zu machen.

20 Dieses Mitteilen von Erfahrung seitens derer, die dem Werk von Castoriadis begegnet sind, beschränkt sich nicht auf diejenigen, die diese qua Übersetzung gemacht haben. Unter „Agora International“ ist die Webpage „Castoriadis lehren“ eingerichtet worden http://www.agorainternational.org/paideiatext.html: *„Wir laden alle Lernenden, Lehrenden und Aktivist(inn)en, die Erfahrungen mit dem Lernen oder Lehren von Castoriadis gemacht haben, dazu ein, eine webpage für unsere CC/AI website zu gestalten, die dazu dienen kann, sich mit anderen über diese Erfahrungen auszutauschen... Wir suchen auch nicht nur positive Zeugnisse: ebenso willkommen ist das ehrliche Eingeständnis von Fehlversuchen - wie von Erfolgen, Kritiken und Fragen. Nur Hagiographie ist verpönt.“* Alle Interessierten mögen sich an die Koordinatorin dieser page, agabler@gwdg.de, wenden.

21 Henry David Thoreau, Walden, a.a.O., S. 15/16. Was bei Castoriadis *élucidation* (Aufklärung, Erläuterung) heißt. Da er nicht den gleichen kulturellen Zugang zu den amerikanischen Transzendentalisten hatte, zitierte er eher William Blake: *„What is now proved was once only imagin'd“*. Am Anfang von „Walden“ fragt der *Abolitionist* Thoreau: *„Wo ist der Wilberforce, der*

~

Und genau dort, im Imaginären, liegt das zentrale Bindeglied zwischen der Übersetzungsarbeit und der Reflexion des Übersetzers über seine eigene Erfahrung beim Übersetzen eines Textes, wie ich in meinem „Translator's Foreword" zum Buch von Lefort erläutert habe: „*Alle in dieser Übersetzung gewählten Worte habe ich selber ausgewählt - eine Feststellung von grandioser Banalität, außer wenn wir uns die sonderbare Situation des Übersetzers vor Augen halten, der sich im Zuge seiner schwierigen und nahezu absurden Arbeit für einen erschöpfend langen Zeitraum vorstellen muß, jemand zu sein, der nicht nur nicht er selbst ist, sondern den es gar nicht gibt - in diesem Fall ein 'Claude Lefort' englischer Muttersprache - und dabei zugleich sein Möglichstes tut, um auf eine zugleich kreative und undefinierbare Art eine hinreichend fremde Präsenz zu bewahren, damit die Übersetzung auf ehrliche Weise ihren eminent wichtigen, wenn auch impliziten zivilen Zweck erfüllen kann, nämlich die Einführung fremder Ideen in das, was wir für eine festgelegte, wenn auch wandelbare literarische Gemeinschaft oder einen ,politischen Verband' halten, um diesen ,Verband' für die Möglichkeit einer reflektierten Assimilation von etwas zu öffnen, das (noch) nicht er selbst ist. Indem ich emportauche aus dieser Erfahrung des Sprechens (des Schreibens qua Übersetzung) mit einer imaginären Stimme, die nicht meine ist - die genau genommen niemandem gehört und nun irgendwie alleine zurechtkommen muß, eng verbunden mit Lefort und in geringerem Maße mit mir -, versuche ich, auf immer verwandelt durch diese verwirrende und verunsichernde Erfahrung, meine eigene Stimme wiederzufinden, um Ihnen schriftlich einige provisorische Anhaltspunkte für die Lektüre dessen, was ich in dieser Übersetzung geschrieben und doch nicht geschrieben habe, mitzuteilen.*"[22]

Ich führe diese meiner Erfahrung entsprungene Reflexion über das Erschaffen eines imaginären Wesens aus mir heraus, das nicht ich ist und nicht mir gehört, fort, indem ich die Fragestellungen beschreibe, die sich mir daraus bei der Niederschrift meiner Vorworte ergeben: „*Seit ich vor der Aufgabe stehe, ein Vorwort für ein von mir übersetztes Buch zu schreiben, sehe ich mich einer Reihe kniffliger Probleme ausgesetzt. Wenn ich als Übersetzer gute Arbeit geleistet hätte, wäre es doch eigentlich überflüssig, dem Leser in einer gesonderten Einführung zu erzählen, was er im Folgenden lesen würde oder im Text bereits gelesen hätte. Und da die wesentlichen Autoren, die ich mir zum Übersetzen ausgesucht habe - Castoriadis, der Historiker Pierre Vidal-Naquet, der Mitbegründer von S. ou. B. Claude Lefort -, voll und ganz für sich selbst sprechen können und, historisch betrachtet, zur Strömung des libertären Sozialismus gehören, schien es mir ebenso anmaßend wie voreilig meinerseits, den Lesern im voraus zu sagen, was sie von einem Werk zu halten hätten, das ihnen erst jetzt zum ersten Mal in englischer Sprache zugänglich gemacht wird. Gleichwohl schien es mir so, daß der Übersetzer in der transnationalen Gelehrtenrepublik die Bürgerpflicht habe, einen*

---

in den westindischen Provinzen der Phantasie und Imagination die Selbstemanzipation herbeiführt?" (Henry David Thoreau, Walden a.a.O., S. 12). Zu Thoreau und Marx vgl. Staughton Lynd, Intellectual origins of American radicalism, New York 1968.

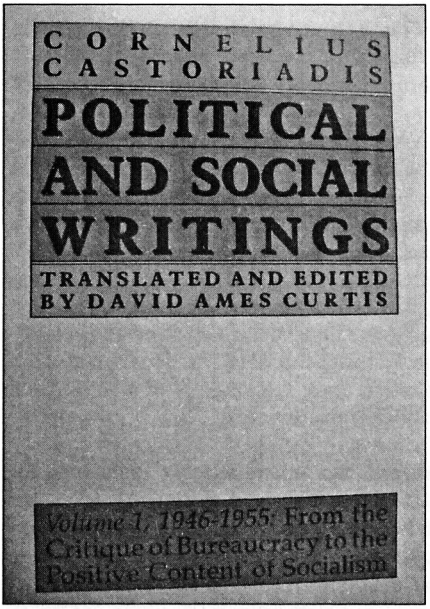
22 David Ames Curtis, Translator's Forword, in: Claude Lefort, Writing: The Political Test, a.a.O., S. IX-X, verfügbar unter http://perso.wanadoo.fr/www.kaloskaisophos.org/rt/rtdac/redactf/rtdactfwriting.hmtl.

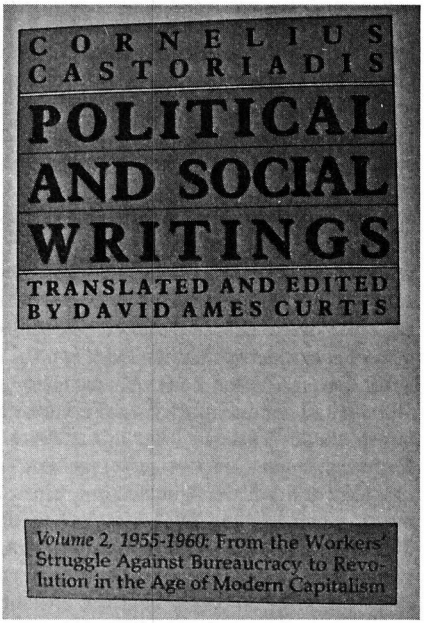
Autor seinem fremden Publikum vorzustellen - verbunden mit einer Selbstvorstellung, einer Erklärung der Gründe, warum seine Wahl gerade auf diesen Autor gefallen ist, sowie einer Darlegung der Probleme, auf die er im Laufe der Übersetzung gestoßen ist bzw. der Lösungen, die er dafür gefunden hat. Und dieser Prozeß beinhaltete die Herausforderung einer Selbstreflexion meinerseits in meiner Arbeit als Übersetzer und im weiteren Sinne als Vermittler, der einen Autor seinen neuen Lesern vorstellt.
Am geeignetsten erschien mir, den Leser mit Hintergrundinformationen zu versorgen, die ihm vielleicht nicht aus anderen Quellen zur Verfügung standen. Ich habe das jeweils in dem Wissen getan, daß dies Entscheidungen hinsichtlich der Schwerpunktsetzung sowie des Inhalts erforderlich machen würde, für die ich allein die Verantwortung übernehmen konnte und die andere in ganz unterschiedlicher Weise gehandhabt hätten. Was ich aber um jeden Preis vermeiden wollte, war, jedes Mal den gleichen Ablauf einfach zu wiederholen, weil ich sonst der Herausforderung des je besonderen Werkes, das ich übersetzte, und der in ihm enthaltenen Anregung zum Andersdenken ausgewichen wäre... So stellte sich mir das Problem der literarischen Form des Übersetzervorworts seit Beginn meiner Laufbahn auf radikale Weise und tut es auch weiterhin bei jedem neuen Vorwort, das ich schreibe. Da die Autoren, die ich mir bewußt zum Übersetzen ausgesucht habe, zu denen gehören, die nicht versuchen, irgendeine Doktrin durchzusetzen, sondern denen vielmehr daran gelegen ist, philosophische, politische oder historiographische Fragen aufzuwerfen, war mir klar, daß meine Vorworte improvisatorische, experimentelle oder sonstige Elemente enthalten sollten, die man nicht zwangsläufig von der Einleitung eines Übersetzers erwartet. Wenn mich, als englischsprachiger Erstleser der Schriften eines fremdsprachigen Autors, das jeweilige Werk emotional berührt - und was wäre meine Übersetzung wert, wenn das nicht der Fall wäre? -, sollte ich auch in der Lage sein, in meinen einleitenden Bemerkungen etwas von dieser bewegenden Erfahrung mitzuteilen, die ‚Probe aufs Riskante', wie Lefort sagen würde, zu machen. Ich frage mich ständig, inwieweit es mir gelingt, dieses Unternehmen zu vermitteln, das zugleich nachschaffend und, wie ich hoffe, auch ein wenig kreativ meinerseits ist. Mich treibt die ständige Sorge um, daß entweder das, was ich sage und wie ich es sage, zu sehr in der bloßen Wiederholung oder Umschreibung dessen verbleibt, was der von mir übersetzte Autor bereits ausgedrückt hat (und zwar, qua Übersetzung, durch mich), oder daß ich, im Gegenteil, zu sehr abschweife und dadurch den Kontakt zu dem Autor verliere, den ich doch eigentlich vorstellen soll. Ich stehe also vor neuen kniffligen Problemen philosophischer und literarischer Natur (die mich indes an meine erste Begegnung als Übersetzer mit dem jeweiligen Autor erinnern) und befinde mich niemals auf sicherem und festem Grund. Und das ist vielleicht nicht das schlechteste."[23]

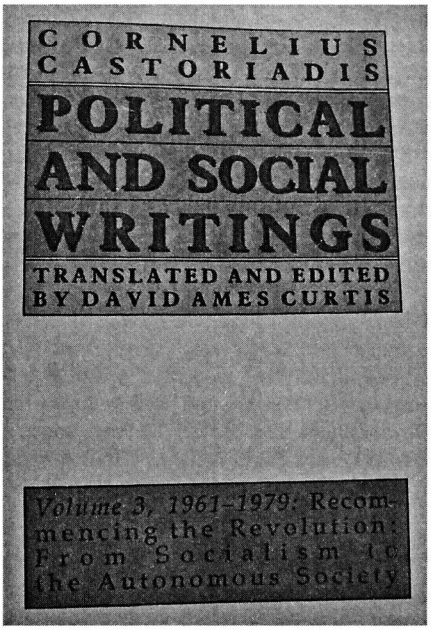
~

Bei dieser Darstellung eines Werdegangs, der 1984 begann, habe ich die Befürchtung, daß meine Schilderung ein zu harmonisches Bild davon vermittelt. Denn, wie jedes Vorhaben - und um so mehr eines, das *von vornherein* unter dem Zeichen des Experi

23 Ebd., S. XXIV-XXV.


CORNELIUS CASTORIADIS
POLITICAL AND SOCIAL WRITINGS
TRANSLATED AND EDITED BY DAVID AMES CURTIS
Volume 1, 1946-1955: From the Critique of Bureaucracy to the Positive Content of Socialism


CORNELIUS CASTORIADIS
POLITICAL AND SOCIAL WRITINGS
TRANSLATED AND EDITED BY DAVID AMES CURTIS
Volume 2, 1955-1960: From the Workers' Struggle Against Bureaucracy to Revolution in the Age of Modern Capitalism


CORNELIUS CASTORIADIS
POLITICAL AND SOCIAL WRITINGS
TRANSLATED AND EDITED BY DAVID AMES CURTIS
Volume 3, 1961-1979: Recommencing the Revolution: From Socialism to the Autonomous Society

ments stand - entwickelt sich auch dieses mit der Zeit und beinhaltet natürlich ständig die Möglichkeit von Mißerfolgen und Fehlschlägen.
Ein erstes größeres Problem könnte aus der Angst vor dem - ich würde nicht unbedingt sagen, dem Haß auf den - Anderen entstehen,[24] in diesem Fall eine Angst vor denen, die die fremde Sprache sprechen, in die ein Werk übersetzt wird. Eine Übersetzerkollegin hat mir die Geschichte einer französischen Feministin erzählt, die ihre Person nicht von ihrem Werk trennte und gegen jede Beeinträchtigung des letzteren Einspruch erhob, was so weit ging, daß sie den amerikanischen Verleger zwang, in dem Buch eine Erklärung („*a disclaimer*") zu veröffentlichen, daß die Übersetzung (selbstverständlich!) keine perfekte Reproduktion des Originals ist - und zwar u.a. schon deshalb, weil in der amerikanischen Ausgabe, wie in jedem Buch im angelsächsischen Raum, das Inhaltsverzeichnis am Anfang, nicht am Ende steht! Das Streben nach potentieller Allgemeingültigkeit gerät häufig in Konflikt mit dem Narzißmus und einer relativen Geschlossenheit, die für jede Institution einer Gesellschaft charakteristisch sind, sowie mit dem Mißtrauen gegenüber anderen Institutionen. *Die Übersetzung ist ein Störfaktor.*
Es gibt natürlich auch mißlungene Experimente. Ein amerikanischer Philosoph, für den ich eine Übersetzung gemacht habe, hatte die geniale und großmütige Idee, daß ich zu seinem auf französisch geschriebenen Buch über die Entstehung der amerikanischen Verfassung ein Übersetzervorwort beisteuere - „so kritisch wie möglich", nach seinem Vorschlag -, und daß er eine Antwort darauf verfaßt. Was ich für meinen Teil getan habe, indem ich einen Brief im Stil eines Pamphlets schrieb (zu Ehren der politischer Denker dieser Zeit). Anstatt seine Antwort auf dieses allerdings sehr kritische Vorwort zu schreiben, ließ er die ganze Sache fallen und hat mich auch nicht unterstützt, als der Verleger - der mir erklärte, daß solche Kritiken dem Buchverkauf nicht förderlich seien - sich weigerte, meinen Text zu drucken.[25] Auf meine eigene Initiative hin habe ich bei der Übersetzung eines französischen Autors ein weiteres Mal versucht, einen solchen Dialog zwischen dem Schriftsteller und demjenigen, der seine Worte für ein anderes Publikum umformt, herzustellen, in der Hoffnung, so den impliziten Dialog, der sich während der Übersetzungsarbeit vollzieht (manchmal mit Hilfe des Autors, wenn dieser englisch spricht), fortzusetzen und - durch Anführung konkreter Beispiele und gründliche Untersuchung der aufgetretenen Übersetzungsprobleme - den Prozeß zu erhellen, durch den ein Text sich für die Bewohner einer anderen imaginären Welt verwandelt. Die (Wieder)Herstellung von Sinn, welche die Übersetzung ist, und die Vorstellung des Übersetzers und seines Autors - im Vorwort und über die ganze Übersetzung hinweg - hätten also auf explizite Weise von einer permanenten Rückkoppelung dieses Übersetzungsprozesses begleitet werden und so dem Leser ermöglichen können, sich über Bedeutungsschwankungen und die der Übersetzungsarbeit inhärenten Entscheidungen klar zu werden. Dieses Mal ist mein Vorwort ohne Schwierigkeiten erschienen, aber der junge Mann, um den es ging, sah sich nicht in

24 Vgl. Cornelius Castoriadis, Les racines psychiques et sociales de la haine, in: ders., Figures du pensable, a.a.O., S. 183-196.
25 Dick Howard, The Birth of American Political Thought, 1763-87, übers. von David Ames Curtis, Basingstoke u.a.: Macmillan 1990 und Minneapolis, Minn.: University of Minnesota Press, 1990.

der Lage, rechtzeitig eine Antwort zu formulieren.[26] Dieses Projekt harrt also noch einer zukünftigen Verwirklichung, im Interesse einer experimentellen Förderung des transkulturellen Verständnisses und unter dem Zeichen des jeder Verwandlung einer imaginären Welt in eine andere zugrunde liegenden Chaos. Ein Übersetzerwerk, selbst wenn es so bewußt und konsequent verfolgt wird wie das meine, entsteht aus solchen Zufällen und ist größtenteils das Resultat aus konkreten Begegnungen, deren Ausgang häufig unvorhersehbar bleibt.

~

Es ist alles andere als erstaunlich, daß früher oder später dieses Beharren auf der Rolle der Übersetzers sowie dem Respekt und der Anerkennung, die seinem kulturellen Status gebühren, in Konflikt gerät mit starken Tendenzen innerhalb unserer Gesellschaft, von Seiten der führenden und tonangebenden Persönlichkeiten (Verleger, Akademiker, Rechteinhaber, berühmte und angesehene Intellektuelle), sich dem Gedanken zu verschließen oder ihm entgegen zu wirken, daß jemand, der von unten auf der Leiter der literarischen Produktion kommt, der die Übersetzungsarbeit ausführt, sich (ebenfalls) zu Wort melden könne. Was mich schon eher erstaunt, ist, daß ich es unter diesen Umständen so oft geschafft habe.
Zu seinen Lebzeiten hat die Zusammenarbeit mit Castoriadis sehr gut funktioniert.[27]

---

26 David Ames Curtis, Translator's Foreword, in: Jean-Marc Coicaud, Legitimacy and Politics. A Contribution to the Study of Political Right and Political Responsability, übers. von David Ames Curtis, Cambridge u.a.: Cambridge University Press, 2002, S. IX-XXVII. Vgl. die elektronische Version unter http://perso.wanadoo.fr/www.kaloskaiphos.org/rt/rtdac/rtdactf/ rtdactfl &p.html.

27 *„David [Ames Curtis] ist ein Übersetzer, wie man selten einen trifft: extrem gewissenhaft, überprüft er unermüdlich alles, was er macht und zögert nie, bei allen Problemstellen in den Texten, an denen er gerade arbeitet, die Autoren um Rat zu fragen. Er hat mittlerweile sechs Bände meiner Schriften übersetzt, die bei der University Press of Minnesota, der Oxford University Press, der Stanford University Press und bei Blackwell's erschienen sind. Pierre Vidal-Naquet, von dem er ebenfalls mehrere Werke übersetzt und veröffentlicht hat, und der als Philologe von Beruf scholastische Ansprüche an die Genauigkeit der Begriffe hat, ist voll des Lobes über ihn.*" (Brief von Cornelius Castoriadis, 19. Juli 1997). Um eine gute Wiedergabe seiner Texte in der Übersetzung zu erreichen, diskutierten wir häufig über die Begriffswahl (Castoriadis sprach sehr gut englisch), auch in Texten, die zur Veröffentlichung anstanden: Er schätzte meine Vorschläge und vertraute auf mein Urteil über die angloamerikanische Verlagswelt. Als hartnäckiger Mensch, der er war, widersetzte er sich manchmal eine Weile einer Übersetzungsentscheidung, auch wenn diese sich aufdrängte, und ein Mal mußte ich, nach langen Diskussionen, sogar seinen hier anwesenden italienischen Übersetzer Fabio Ciaramelli [der schließlich aus persönlichen Gründen doch nicht an dem Kolloquium teilnehmen konnte] zur Hilfe rufen, um die Hinzufügung eines simplen Gedankenstrichs zu bestätigen. Meine Tätigkeit ging häufig über die eines Übersetzers hinaus; manchmal bin ich als sein literarischer Agent aufgetreten, was mich gegenüber den Verlegern in eine heikle Situation brachte, wenn es zu Differenzen kam, was ich aber gerne getan habe, um ihn zu entlasten, selbst auf die Gefahr hin, als sein Gorilla oder als unbeherrschter Grobian wahrgenommen zu werden. (Vgl. „Preface to the Electronic Reprint of the 1989 Editor's Foreword" zu „Philosophy, Politics, Autonomy. Essays in Political Philosophy" (New York u.a.: Oxford University Press 1991, hrsg. und übers. von David Ames Curtis), einsehbar unter http://perso.wanadoo.fr/www.kaloskaisophos.org/rt/rtdac//rtdacf/ rtdacfppa.html. Unsere Differenzen haben wir untereinander ausdiskutiert, und wenn es Meinungsverschiedenheiten gab, beispielsweise in Bezug auf einen Punkt in einem meiner Vorworte, habe ich stets, nach Diskussion und ohne den geringsten Einwand seinerseits, meine Darstellung unter meinem eigenen Namen veröffentlichen können - das verstand er unter Respekt vor der Autonomie des anderen. Und er war so freundlich, mir zu sagen, daß mein Vorwort für

Leider hat er bei seinem Tod kein Testament für seine Familie hinterlassen. Das einzige, was er verfügt hatte, war, auf der anderen Seite der Straße, wo wir - die hier anwesende Clara Gibson Maxwell und ich - wohnen, auf dem Friedhof Montparnasse, begraben zu werden - was uns den unversöhnlichen Haß seiner Erbinnen eingetragen hat. Der Versuch, mich als Übersetzer des verstorbenen Gatten und Vaters los zu werden, hat, wie ich später erfuhr, bereits am Tag der Beisetzung begonnen. Eine Woche später befahl mir die ältere Tochter, „jede Arbeit" im Zusammenhang mit ihrem Vater sofort einzustellen, als stünde das in ihrer Macht. Auch darin liegt nichts sonderlich Überraschendes. Die Angst vor dem Anderen, davor, Schriften in eine andere Sprache verwandelt zu sehen - davon war bereits die Rede.[28] Vor allem aber: jede unabhängige Stimme stellte für ihre bereits sehr prekäre und instabile Position eine unerträgliche Herausforderung dar. So störte sie das Verfassen von Übersetzervorworten mehr als alles andere.[29] Selbst Pierre Vidal-Naquet, der zum Vorsitzenden einer von der Familie gegründeten „Association Cornelius Castoriadis" gekürt wurde, konnte es nicht ertragen, seinen „perfekten Übersetzer" als gleichwertiges Mitglied teilnehmen zu sehen.[30]

---

die Übersetzung von „Le Monde morcelé. Les carrefours du labyrinthe III" (Paris 1990) einer der besten Texte sei, die er jemals über sein Werk gelesen habe (Vgl. Translator's Foreword, in: Cornelius Castoriadis, World in Fragments: Writings on Politics, Society, Psychoanalysis, and the Imagination, hrsg. u. übers. von David Ames Curtis, Stanford, CA: Stanford University Press 1997, S. XI-XXX).

28 Die Familie Castoriadis konnte nicht ertragen, daß eine amerikanische Ausgabe erscheint, die - durch die Aufnahme bibliographischer Anhänge, eines Index, erklärender Fußnoten usw. (was ich stets mit Castoriadis' Hilfe und Zustimmung gemacht habe) - vollständiger und nützlicher als die Originalausgabe ist und damit sogar zu dieser in Konkurrenz tritt. Ganz eigennützig wollten die Erbinnen die größtmögliche Zahl von Exemplaren verkaufen, ohne Rücksicht auf die Stimmigkeit der dabei in fremden Sprache herauskommenden Bände.

29 Sie nahmen das Recht in Anspruch, dagegen ein absolutes Veto einzulegen und stellten zugleich das Prinzip einführender Texte als solches in Frage - nicht ohne solche Texte, voller Kommentare, zu den posthum auf französisch erschienenen Bänden zu autorisieren. Mehr noch, jede Person, die von ihrem Umfeld als nicht kontrollierbar eingeschätzt wurde, mußte auf den Index gesetzt oder von der Liste der Vortragenden gestrichen werden, die zu den unter Beteiligung der Familie organisierten Kolloquien eingeladen wurden - eine schwarze Liste, die übrigens von den Organisatoren dieser Kolloquien, die ansonsten behaupteten, sich für das Werk von Castoriadis einzusetzen, respektiert wurde. All das könnte indes etwas mit der Situation einer Witwe und der verwaisten Kinder zu tun haben, die unfähig zu trauern und außerdem damit überfordert sind, das Erbe einer so bedeutenden und konsequenten Persönlichkeit zu verwalten, sowie der von Personen, die wenig Skrupel haben und mehr auf ihre Karriere bedacht sind als auf die Folgerichtigkeit ihres Handelns.

30 Die Erbinnen haben im Juni 1999 eine „Association Cornelius Castoriadis" gegründet und Pierre Vidal-Naquet zu deren Vorsitzenden ernannt. Manche, wie ich, wurden zu „Gründungsmitgliedern" bestimmt und gleichzeitig von der Versammlung ausgeschlossen, auf der die Statuten dieser Vereinigung abgefaßt wurden, ohne Protest von seiner Seite. Während der fünf Jahre ihres Bestehens *„haben alle Versammlungen ihres Rates im Geheimen stattgefunden. Die Tagesordnung wurde nicht im voraus bekannt gegeben. Keine Protokolle über den Inhalt der Diskussionen wurden den Mitgliedern der Organisation zugestellt. Die gefaßten Beschlüsse wurden nicht rechtzeitig mitgeteilt."* (vgl. das „Foreword" der Elektro-Samisdat-Ausgabe von Cornelius Castoriadis, The Rising Tide of Insignificancy (The Big Sleep), S. XVI, einsehbar unter http://notbored.org/RTI.pdf.). Dieser Rat hat sogar eine Website eingerichtet, zu der die Basismitglieder keinen Zugang hatten.
Um diese ärgerliche Situation zu bereinigen, die den direktdemokratischen Prinzipien des Namensgebers dieser „Association" völlig zuwiderläuft, habe ich Ende September 2001 die Gründung eines „Anti-Rates" vorgeschlagen, *„der unter den Basismitgliedern ausgelost wird, gemäß einem mehrfach von Vidal-Naquet selbst vorgeschlagenen Plan, da der Losentscheid eine demokratische Praxis ist, die auch von Castoriadis befürwortet wurde"* (ebd., S. XV). Drei Jahre später warten wir immer noch auf eine Antwort von Seiten des Rates, der sich, unter dem Vor-

Und manche Ehemaligen von „Socialisme ou Barbarie“ haben sich lieber als klammheimliche „Streikbrecher“ in diesem Arbeitskonflikt betätigt, als zuzulassen, das andere, die jünger sind und folglich niemals Mitglieder ihrer Gruppe sein konnten, sich dennoch von ihr inspirieren lassen.[31]

Was ist der aktuelle Stand der Dinge? Sechs Jahre nach dem Tod meines lieben Freundes Cornelius hat die anarcho-situationistische Website „www.notbored.org“ am 6. Dezember 2003 eine Elektro-Samisdat-Ausgabe von „The Rising Tide of Insignificancy (The Big Sleep), translated from the French and edited anonymously as a public service“ („aus dem Französischen übersetzt und anonym herausgegeben als Dienst an der Öffentlichkeit“) publiziert.[32] Aus offensichtlichen Gründen streite ich meine Beteiligung weder ab, noch gebe ich sie zu. Es sei nur so viel gesagt, daß ich mich bei

---

sitz von Vidal-Naquet, das alleinige Recht herausnimmt, diesen Vorschlag zu prüfen und darüber zu entscheiden. Vidal-Naquet hat auch mehrfach sein Versprechen gebrochen, daß ich Übersetzer von Castoriadis bleiben könne, aber das ist nur die persönliche Charakterschwäche von jemandem, der keine Versprechen halten kann. Als Vorsitzender der „Association Cornelius Castoriadis“ und Gestalt des öffentlichen Lebens, der zuvor häufig erklärt hatte, daß der Losentscheid das bevorzugte Mittel zur Beförderung der Demokratie sei (vgl. z.B. Pierre Vidal-Naquet, Democracy: A Greek Invention, in: Pierre Lévêque/Pierre Vidal-Naquet, Cleisthenes, the Athenian: An Essay on the Representation of Space and Time in Greek Political Thought from the End of the Sixth Century to the Death of Plato. With a new Discussion of the Invention of Democracy by Pierre Vidal-Naquet, Cornelius Castoriadis, and Pierre Lévêque, übers. von David Ames Curtis, Atlantic Highlands, New Jersey, Humanities Press, 1996, S. 109), liefert er das Beispiel schlechthin, welche *Wahl* man in Bezug auf unser Verhältnis zum Werk von Castoriadis nicht treffen sollte.

31 Um das Maß voll zu machen, haben die Erbinnen eine Übersetzerin engagiert, um mich zu ersetzen, während ich noch einen gültigen Übersetzungsvertrag habe und mein Verlag mir noch 5.000$ für eine bereits bestellte und beendete Arbeit schuldet. Wie sich herausstellte, ist diese Person niemand anderes als Helen Arnold, eines der wenigen Mitglieder amerikanischer Herkunft in Castoriadis' proletarisch-revolutionärer Gruppe - und jetzt Streikbrecherin in einem noch andauernden Arbeitskonflikt, in einer „Association Cornelius Castoriadis“ unter dem Vorsitz eines engagierten und international renommierten Intellektuellen, der als Garant für die Integrität der besagten „Association“ einsteht. Als ich mit meinem gewagten und unkonventionellen Vorhaben begann, das sich von den Grundprinzipien der Gruppe „Socialisme ou Barbarie“ inspirieren ließ, hätte ich mir in meinen kühnsten Träumen nicht vorstellen können, daß ich einmal so abschreckende und zugleich so lehrreiche Beispiele haben würde, um ihren Sinn zu veranschaulichen.

32 Die Einzigen, die bisher Protest eingelegt haben bei dieser Website - die bereits 5.000 Besucher auf der Seite dieser nicht autorisierten Übersetzung zu verzeichnen hat - waren niemand anderes als Arnold und ihr Ehemann Daniel Blanchard („Canjuers“ in der Gruppe, der sich als derjenige präsentiert, der den Situationisten Guy Debord bei „Socialisme ou Barbarie“ eingeführt hat; vgl. Daniel Blanchard, Debord, dans le bruit de la cataracte du temps suivi de Préliminaires pour une définition de l'unité du programme révolutionnaire [le 20 juillet 1960] par G.-E. Debord & P. Canjuers [Paris: Sens et Tonak, 2000]). Über den offenkundigen Interessenkonflikt, den ihr Protest darstellte, haben sie sich aber sorgsam ausgeschwiegen, zur tiefen Bestürzung des Website-Betreibers Bill Brown. Als Konsequenz aus seiner eigenen Untätigkeit schweigt auch Vidal-Naquet. Keine Zeugnisse, keine Zeugenvorstellungen mehr. Das Gleiche gilt für die Familie Castoriadis und all jene, die ihr in dieser Sache geholfen haben. Allein Arnold (eine professionelle Übersetzerin, die aber in den letzten 37 Jahren seit Auflösung von „Socialisme ou Barbarie“ nicht die geringste Übersetzung der Schriften von Castoriadis gemacht hat) spricht mit den Journalisten und streicht das Geld ein, das mir zusteht, während ich Probleme habe, über die Runden zu kommen. Infolge dessen, was mir als totaler professioneller Selbstmord erscheint, haben mir aber andere ehemalige Mitglieder und Sympathisanten von „Socialisme ou Barbarie“ großzügig Arbeit und Unterstützung angeboten. „The Rising Tide of Insignificancy (The Big Sleep)“ z.b. ist auch unter http://www.costis.org/x/castoriadis/castoriadis-rising_tide.pdf, der Website des griechischen Künstlers Costis verfügbar, der während der siebziger Jahre mit Castoriadis zu einer griechischsprachigen politischen Gruppe gehörte.

der konkreten Ausübung einer reflektierten Übersetzungsarbeit, die für sich das Recht wie die Pflicht in Anspruch nimmt, dem Publikum seine nonkonformistische Erfahrung und seine autonomen Entscheidungen mitzuteilen, gezwungen sehe, mich von jetzt an als *Underground*-Übersetzer zu verhalten, um auf diese Weise eine bereits widerständige Erfahrung fortzusetzen und zu vertiefen.[33]

Nachschrift*

La traduction est dérangeante, Übersetzung ist ein Störfaktor, so eine Aussage in meinem auf französisch gehaltenen Vortrag an den „Facultés Universitaires Saint-Louis" (FUSL) in Brüssel im Mai 2004 vor einem überwiegend akademischen Publikum, das sich angeblich dort eingefunden hatte, um die literarischen und künstlerischen Implikationen im Werk des revolutionären politischen Denkers und Sozialphilosophen Cornelius Castoriadis zu untersuchen und zu diskutieren. Wie ich feststellen mußte, kann eine solche Botschaft in einem interkulturellen Rahmen selbst störend wirken. „*Wie leicht vorherzusehen war und überdies im Text selbst quasi vorausgesagt wurde*",[34] sollte meine Wette - daß ein Amerikaner vor einem französischsprachigen Publikum in dessen eigener Sprache auf ehrliche, aussagekräftige und erfolgreiche Weise über die Schwierigkeiten und Herausforderungen eines Projekts der Umwandlung von Castoriadis' Worten aus dem Französischen ins Englische für ein amerikanisches Publikum würde sprechen können -, bestenfalls durchwachsene Resultate zeitigen. Wie die Übersetzung steckt die Vorstellung und Aufnahme von Worten in einem solchen Rahmen voller Schwierigkeiten, Hindernisse und Komplikationen. Verhaltensregeln, Gepflogenheiten und Vorurteile unterscheiden sich von einer Gesellschaft - einer gesellschaftlich imaginären Institution - zur nächsten. Und solche Unterschiede können

33 Was werden junge Leute - unsere Zukunft - davon halten, die gerade anfangen, sich für Politik und Philosophie zu interessieren und eine solche Kontroverse miterleben? Welche *Wahl* werden sie für ihr Leben treffen, nachdem sie Zeuge des Ausschlusses und der anschließenden stillschweigenden Entlassung eines nonkonformistischen Übersetzers geworden sind, der hinterrücks durch ein Ex-Mitglied der revolutionärsten Gruppe der Nachkriegszeit ersetzt wird, ohne den geringsten öffentlichen Protest von Seiten des bekanntesten französischen Unterzeichners von Resolutionen? Und es stellt sich eine weitere Frage, die eben die Übersetzungsarbeit und die Übersetzererfahrung betrifft. Ist es möglich, eine formal korrekte Übersetzung zu machen, und dabei allem Anschein nach nichts von ihrem Inhalt zu verstehen? Was ist eine solche Mühe wert? Helen Arnold und die Familie Castoriadis haben sich vorgenommen, es demnächst auszuprobieren, während der anonyme Übersetzer plant, den gleichen Band wiederum in einer Elektro-Samisdat-Ausgabe bei „Not Bored!" zu veröffentlichen. Weitere konkrete Erfahrungen zur Begutachtung durch das englischsprachige Publikum. So möge jeder die Resultate selbst beurteilen.

Ich danke Fabien Doyennel und Clara Gibson Maxwell für ihre Anregungen in Bezug auf die Formulierung dieses Vortrags.

* Die Nachschrift wurde im September 2004 (Paris -Versonnes - Paris) auf Anfrage speziell für das „Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit" verfaßt. Ich bin den Herausgebern für ihr Interesse und ihre Unterstützung zu großem Dank verpflichtet.

34 Ich entnehme diesen Satz einer Anmerkung der veröffentlichten Fassung des ersten Textes, den Castoriadis einer akademischen Versammlung vorstellte, dem Organisationskomitee einer Tagung über interdisziplinäre Studien, die im Februar 1971 in Royaumont stattfinden sollte (Cornelius Castoriadis, Le monde morcelé, in: Textures 4-5 [1972], S. 3). Wenn ich den Veröffentlichungshinweis (Cornelius Castoriadis, Les Carrefours du labyrinthe [Paris: Seuil, 1978], S. 25) richtig verstanden habe, wurde zwar eine Kopie an die etwa vierzig Teilnehmer verteilt, der Text aber niemals den Tagungsteilnehmern vorgetragen.

tatsächlich zu einer Quelle möglicher Reibungen, ja Konflikte werden, aber auch die Gelegenheit zu aufschlußreichen Betrachtungen über solche Begegnungen bieten.
Bereits der *Ton* kann ein Problem darstellen. Wie eine wohlmeinende frankokanadische Freundin nach Lektüre meines Referats bemerkte, sei ihr nicht klar geworden, ob ich den Text direkt auf französisch geschrieben habe (was tatsächlich der Fall war) oder von jemandem habe übersetzen lassen, und sie fand den Ton, zumindest auf dem Papier, reichlich *sec* (trocken). Diese scheinbare Trockenheit des Tons mochte vielleicht, teilweise, auf meine nicht perfekte Beherrschung des Französischen zurückzuführen sein. Interessanterweise wurde der Vortrag aber mündlich auf französisch gehalten und zwar, ganz im Gegenteil, mit einer Emphase, die befremdlich gewirkt haben könnte, zumal in Verbindung mit einem amerikanischen Akzent, der in französischen Ohren fremd klingt. (Allerdings ließ ich Kopien meines Vortrags an das Publikum verteilen, für den Fall, das jemand würde nachlesen wollen, was ihm durch meine Aussprache vielleicht entgangen war.) Natürlich verbergen sich hinter Kritiken oder emotionalen Reaktionen auf den „Ton" möglicherweise tiefer sitzende Brüche und Abneigungen: Unbehagen über den *Inhalt* meiner Aussagen könnten in „bloße" Klagen über den Ton, den dieser Amerikaner angeschlagen hatte, sozusagen „übersetzt" worden sein.[35] Und außerdem sind solche Reaktionen auf der Ebene des Hörens/Lesens keineswegs unüblich für die Art, wie eine imaginäre Welt in Bezug auf eine andere, und manchmal gegen sie, instituiert wird. Daß ich im Französischen einen offenen und direkten, ja ausgesprochen unverblümten Ton anschlug[36] - indem ich z.B. verkündete, daß ich mir das autonome Recht herausnähme, mir aus der „übervölkerten Wüste" der aktuellen Literaturproduktion sehr gezielt die Autoren herauszusuchen, die ich vom Französischen ins Englische übersetzen würde - war nicht unbedingt dazu angetan, mich bei diesem französischsprachigen Publikum beliebt zu machen.[37] Es auf diese Weise an Castoriadis' eigene virulente Attacken auf das, was er in Anlehnung an Marx/Engels die „französische Ideologie" nannte, zu erinnern, könnte von manchen negativ aufgenommen worden sein (und wurde es tatsächlich). Die veröffentlichten Autoren unter den Anwesenden[38] haben solche Worte vielleicht als pauschale Verurteilung der Zuhörer durch einen Fremden, und noch dazu auf ihrem eigenen Terrain, aufgefaßt - obwohl natürlich jede(r) meine Worte auch als offene Einladung hätte begrüßen können, seine oder ihre potentiell nonkonformistische Prosa von mir ins Englische übersetzen zu lassen.[39] Und doch, wer war diese Amerikaner, der sich anmaßte zu entscheiden, was von der französischsprachigen Literatur wert sei, in Über-

35 Solche Klagen wurden tatsächlich laut. Siehe unten.

36 Eine Einstellung, die jedoch Castoriadis' eigener Praxis der *parrēsia* nicht unähnlich ist. Seit seinem Tod ist das komische Gerücht aufgekommen, er sei immer sehr vorsichtig und höflich gewesen, und nicht die extrem freimütige und oft polemische Person, die er wirklich war.

37 Außerdem erwähnte ich den sehr geschraubten Stil eines Großteils der aktuellen französischsprachigen Literaturproduktion, um gerade den Kontrast zu Castoriadis' eigenem direkten und unumwundenen Stil hervorzuheben.

38 Ich sage „Anwesende", da, wie bereits oben erwähnt, Fabio Ciaramelli - der scharfsinnigste Interpret der genuin philosophischen Aspekte von Castoriadis' Werk und einer der Autoren, die ich regelmäßig übersetze - nicht an diesem Kolloquium teilnehmen konnte. Es war Ciaramellis Verdienst, daß ich zu dieser Tagung überhaupt eingeladen wurde.

39 Ich glaube nicht, daß dies die durchgängige Reaktion derer war, die ihrem Alter nach schon veröffentlichte Autoren sein konnten. Jedoch unterschieden sich die Reaktionen der Jüngeren auffallend von denen ihrer Lehrer und deren Altersgruppe.

setzung veröffentlicht zu werden? Im Zusammenhang mit dem „Ton" ist auch die Besonderheit des Rahmens, in dem der interkulturelle Austausch stattfindet, von großer Bedeutung und trägt das Seine zu Problemen, Mißverständnissen und zur Verstärkung bereits bestehender Konflikte bei. Als gezielte Antwort auf eine Publikumsfrage nach dem Verhältnis von Übersetzung und Chaos, sagte ich, daß es ebenso wenig einen Gott als eine Art Garantie noch ein zufrieden stellendes Computerübersetzungsprogramm gäbe. Erst im Nachhinein fiel mir ein, daß in einem kommunitären Land wie Belgien, wo Religion und sprachliche Identität zusammenfallen, ein solcher Hinweis auf die Nichtexistenz Gottes nicht allzu gut angekommen sein dürfte.[40] Zu „Saint Louis" fallen mir im Allgemeinen „Blues" und das Baseballteam der Cardinals ein, nicht Institutionen des höheren Bildungswesens. Als naiver Amerikaner mußte ich zu meiner eigenen Beschämung erkennen, daß sich hier, ohne daß es mir bewußt war, eine große Lücke in meinem eigenen interkulturellen Verständnis auftat.[41]

Von einer negativen Lücke zu einer positiven Basis für Mißverständnisse ist es nur noch ein weiterer Schritt. Zweifellos ist die akademische Welt heute einer der Orte, an denen ein mehr oder minder deutlich ausgeprägtes Interesse an Castoriadis' Werk besteht. Und hier ist es recht einfach, an Geld zu kommen, um Kolloquien zu organisieren - die, materiell gesprochen, Organisation verlangen, d.h. es müssen kompetente Referenten eingeladen werden, die auch kommen wollen und können, deren Reise- und Unterkunftskosten oft übernommen werden müssen, usw. Nun erschien es mir allerdings absurd, eine Tagung über einen revolutionären Denker abzuhalten, die in ihrer Ausrichtung und ihrem Tenor rein akademisch wäre. Es war vielleicht vermessen von mir anzunehmen, daß es in dem akademischen Milieu, in das ich eingeladen worden war, noch andere Teilnehmer gibt, die meine Auffassung teilen. Tatsächlich aber hatte, abgesehen von den kurzen einleitenden Bemerkungen des Tagungsleiters Laurent van Eynde, der erste Nachmittag dieser anderthalbtägigen akademischen Zusammenkunft, die sich doch um Castoriadis drehen sollte, praktisch überhaupt nichts mit Castoriadis zu tun! Der erste geladene Redner, James Boyd White von der University of Chicago, erklärte, daß er Castoriadis' Namen vorher noch nie gehört hätte. *„Castoriadis" wurde so zum Label, unter dem ein namhafter Gelehrter, der von dessen Werk keine Ahnung hatte, über den Ozean geschafft werden konnte.*[42] Und abgesehen vom Titel und ein

---

40 Außer natürlich als zentrales imaginäres Zeichen gewisser heteronomer Gesellschaften, wie Castoriadis sagen würde.

41 Die Naivität der Amerikaner kann eine *sehr durchdachte* sein - was im Umgang mit meinen Landsleuten häufig übersehen wird. Sie muß nicht, wie heute zumeist der Fall, die Form mutwilliger Ignoranz annehmen, sie kann auch einen beharrlichen und dauerhaften Wunsch zum Ausdruck bringen, die Welt jeden Tag mit neuen Augen zu sehen. Thoreau drückte das ganz am Ende von „Walden" wie folgt aus: *„Nur der Tag bricht an, für den wir wach sind. Noch mehr Tag harrt des Anbruchs. Die Sonne ist nur ein Morgenstern."* (Henry David Thoreau, Walden, a.a.O., S. 341). Castoriadis, der antibürokratische Sozialphilosoph, berief sich stattdessen direkt auf einen Vorsokratiker, um am Ende seiner Rede „The End of Philosophy?" einen ähnlichen Gedanken zu formulieren: *„Die Nacht ist nur über die hereingebrochen, die sich selbst der Nacht anheim gegeben haben. Für die Lebenden, helios neos eph'hemerei estin, ist die Sonne neu jeden Tag (Herakleitos, Diels, 22B6)."* (Cornelius Castoriadis, The End of Philosophy?, in: ders., Philosophy, Politics, Autonomy, a.a.O., S. 13-32, hier S. 32).

42 Das könnte auch bedeuten, daß somit keine Mittel mehr vorhanden waren, um einige jüngere Gelehrte und Aktivisten einzuladen, die tatsächlich etwas Konkretes über Castoriadis wissen. Besonders hervorzuheben hierbei ist, daß bei einer solch extremen Akademisierung von „Castoriadis" letzten Endes jegliche Vertrautheit mit seinem Werk verloren geht.

paar einführenden Worten wurde auch im Vortrag des anderen Referenten des ersten Nachmittags, des stellvertretenden Rektors der FUSL und angesehenen Rechtsgelehrten François Ost, Castoriadis kaum mehr als beiläufig erwähnt, zu Beginn einer Rede, in der es stattdessen um die Anwendbarkeit literarischer Begriffe über das „Erzählen" des Philosophen Paul Ricœur auf das etablierte Rechtsdenken und die Rechtspraxis ging. Trotz Osts stolzer Erklärung, daß „L'Institution imaginaire de la société" seit fast drei Jahrzehnten „auf seinem Schreibtisch liege", lieferte zumindest sein Vortrag kaum Anhaltspunkte dafür, daß Castoriadis' *opus magnum* des öfteren zur Hand genommen und aufgeschlagen worden wäre, um es zum Lesen und Nachdenken zu benutzen.[43]
An dieser Stelle kamen die der akademischen Welt eigenen ethnologischen Bräuche ins Spiel. Ost hatte White als führenden Kopf einer aufstrebenden „Law and literature"-Bewegung vorgestellt, für die er selbst vor Ort Interesse bekundete. White war zweifellos ein wortgewaltiger Kritiker der politischen Publizisten und Werbetrommler, die heutzutage den öffentlichen Raum in den Vereinigten Staaten beherrschen und verpesten.[44] Hätte man diesem freundlichen amerikanischen Wissenschaftler Bescheid gesagt, worum es in der Tagung geht, die ganz oder teilweise für seine Reise- und Hotelrechnungen aufkam, hätte er sich sicherlich vorher sorgfältig über Castoriadis' Werk informiert und dazu in seiner Rede zumindest ein paar inhaltliche Bezüge hergestellt. Leider war das nicht geschehen. White wirkte wie Osts Stargast, der nicht mit solchen Details wie dem eigentlichen Thema der Tagung, an der er teilnahm, behelligt werden sollte.[45] Während des auf Konferenzkosten gehenden Abendessens in einem der schönsten Art-Deco-Restaurants Brüssels saß White an einem Tisch, an dem nur noch Ost, Kollegen der FUSL und einige andere Referenten Platz hatten. Ich war von van Eynde weder White noch einem der anderen Referenten vorgestellt worden und saß mit einigen Studenten zusammen, die an der Tagung teilnahmen.[46] Dennoch wollte ich White zu seinen energischen und bewegenden Worten beglückwünschen und wagte mich am Ende des Essens an den Wichtige-Leute-Tisch. Ost, der keine Ahnung hatte, wer ich war, aber bemerkte, daß sein zuvorkommender Kollege sich angeregt mit mir auf englisch unterhielt, wurde sichtlich nervös.[47] Später tauchte Osts Assistent auf und fragte mich, ob ich White nach Amsterdam, der nächsten Station seiner „Law and Literature"-Tour, begleiten würde. Die Konventionen der akademischen Hierarchie waren plötzlich durch ein unbefugtes (zweiminütiges) Gespräch mit dem umworbenen Gast durcheinander gebracht worden. Es schien, als wäre eine Welle der Paranoia durch die „kollegiale" Versammlung gegangen.
Dies war also nicht unbedingt der ideale interkulturelle Rahmen, um kontroverse Punkte anzusprechen, die die vorherrschenden Dispositionen des eigenen Verhaltens

43 Es sollte dennoch nicht geschwiegen werden, daß ich eine kurze Erwähnung von Castoriadis und „L'Institution imaginaire de la société" in Michel van de Kerchoves und Francois Osts „Le système juridique entre ordre et désordre" (Paris: Presses Universitaires de France, 1988), S. 160 und Fn. 34 gefunden habe.

44 Ich schätze, White dürfte, unter anderen, an den politischen Chefberater von Präsident George W. Bush, Karl Rove, gedacht haben.

45 White entschuldigte sich zu Anfang seiner Rede höflich dafür, daß er über Castoriadis überhaupt nichts wisse.

46 Das war zweifellos eine wohltuende Erfahrung. Es ist immer interessant, junge Leute über ältere reden zu hören, die ihnen gegenüber in einer Autoritätsposition sind.

47 Wie mir von einem anderen Anwesenden berichtet wurde.

in Frage stellten. Es ist eine Sache, als Amerikaner im Ausland das niedrige Niveau des politischen und rechtlichen Diskurses im eigenen Land anzuprangern. Tatsächlich hat mancher Exil-Amerikaner Karriere gemacht mit solchen Äußerungen - die im derzeitigen Klima eines weltweit grassierenden Antiamerikanismus, der von tiefer Enttäuschung bis zu wütendem Haß reicht, umso dankbarer aufgenommen werden. Von unserem internationalistischen, libertärsozialistischen Standpunkt aus jedoch, dem des Autonomieentwurfs und der Autonomiebewegung, dient ein solcher Antiamerikanismus fast durchgängig als selbstgefälliges Deckmäntelchen für andere Formen von Unterdrückung und Ungerechtigkeit anderswo auf der Welt, und kann überdies die Bereitschaft von Nicht-Amerikanern schwächen, den bestehenden Mächten in ihrem eigenem Land entgegenzutreten. So ist es etwas ganz anderes, sich als Amerikaner hinzustellen und Belgiern (Franzosen, Europäern, der Welt), wenigstens implizit, zu erzählen, daß sie alles in allem vielleicht den schlechtesten Teil von Amerika gewählt und/oder den besten, den radikalsten übersehen haben. Und noch schwieriger dürfte die Aufnahme sein, die einem zuteil wird, wenn man ihnen erklärt, daß die Übersetzungsarbeit - etwas aus einer individuellen Auslegung einer imaginären Institution der Gesellschaft zu nehmen und es über seinen ursprünglichen Geltungsbereich hinaus in etwas für Menschen aus einer anderen derartigen Institution Lesbares und Relevantes zu verwandeln - zur Veranschaulichung dieser umstrittenen Umgestaltung akzeptierter und vernachlässigter Werte dienen könne: In der Übersetzung kann ein Text eine Bedeutung und ein Gewicht annehmen, die er in seiner Originalsprache nie gehabt hat, und diejenigen im ursprünglichen Sprachgebiet fühlen sich vielleicht irgendwie beraubt oder auf sonst eine Weise betrogen.

~

Als diese um Castoriadis herum veranstaltete akademische Konferenz am nächsten Morgen ernsthaft begann, war ich der Eingangsredner. Es ging gleich schlecht los. Ein freundlicher Herr, der bei diesem ersten Diskussionsforum den Vorsitz führte, fragte mich höflich nach meinen akademischen Referenzen, um mich vorstellen zu können. Ich mußte ihm in aller Aufrichtigkeit gestehen, daß ich nirgendwo eine feste institutionelle Anbindung hätte, abgesehen von einer von mir selbst mitbegründeten Organisation („Agora International"), daß aber sowieso eine Selbstvorstellung ein thematischer Bestandteil meiner Rede sein sollte. Und schon hatte ich mich als potentieller Eindringling in eine soziale Sphäre zu erkennen gegeben, in der unterschiedliche Referenzen manchmal das Einzige sind, was die beteiligten Akteure zu bieten haben.
Der Vortrag selbst verlief gut. Die Fragen und die Diskussion waren interessant, wenn nicht glänzend. Ich bemerkte hinterher, daß mehr Kopien meiner Rede mitgenommen worden waren, als sich Leute im Vortragsraum befanden - immer ein gutes Zeichen für anhaltendes Interesse, und vor allem dann, wenn das fragliche Referat selbst kontroverser Art ist. Der zweite Redner in meinem Diskussionsforum, eine junge Altphilologin, war von der spannungsgeladenen Atmosphäre wie elektrisiert und richtete fast ihr gesamtes Referat an mich persönlich, der ich neben ihr saß. Wie sie mir später erzählte, hatte sie sich in Belgien und der Schweiz fünf Jahre lang mit Castoriadis beschäftigt, ohne jemanden zu kennen, der direkt mit Castoriadis' Werk zu tun hatte. Ich

hätte mir vielleicht Sorgen gemacht, daß irgendeine unglückliche Art von Übertragung stattfindet, hätte nicht ihre glänzende Darstellung von Castoriadis' Ansichten über den Autonomieentwurf im antiken Griechenland gezeigt, daß sie bereits ein meisterhaftes Verständnis ihres Themas hatte.[48] Was auch immer das Publikum über Inhalt oder Ton gedacht haben mag, ich wurde in meinem Glauben, daß meine Botschaft durchgedrungen war, bestätigt, als der Vorsitzende der Diskussionsrunde nach dem Ende der Sitzung zögerlich auf mich zukam. Ein bißchen schüchtern entschuldigte er sich zunächst dafür, daß auch er nichts über Castoriadis wisse. Er wirkte unsicher, als er dann sagte, daß er wieder „nach oben" gehe müsse, denn als „Bürokrat" (er hatte tatsächlich meiner Darstellung von Castoriadis' Unterscheidung zwischen „Leitenden" und „Ausführenden" im „bürokratischen Kapitalismus" zugehört) hätte er noch einigen Papierkram zu erledigen. Schließlich machte er nervös auf dem Absatz kehrt und verabschiedete sich mit folgenden Worten, die er in verlegenem Ton und wahrhaft pathetisch in dem schlechten Gewissen, das aus ihnen sprach, von sich gab: „*Vive l'administration!*". Die Studenten der FUSL sind sicherlich nicht auf dem Sprung, morgen einen neuen Mai '68 anzuzetteln, aber die Sorge auf Seiten derer, die vermeintlich die Macht innehaben, daß ihre Autorität in Frage gestellt werden könnte, zieht sich als ständige unterschwellige Angst durch ihr tägliches Leben.

Tatsächlich wurden negative oder auf andere Weise problematische Erfahrungen mit bestehenden Autoritätsbeziehungen, die mein Vortrag an die Oberfläche gebracht hatte, zu einem wiederkehrenden Diskussionsthema. Während der Mittagspause erzählten mir einige junge Konferenzteilnehmer ihre Erfahrungen und Frustrationen, und nahmen meine Worte vom Morgen, als seien sie ausdrücklich und unmittelbar an jeden von ihnen und ihre jeweilige Situation und Befindlichkeit gerichtet. Außerdem habe ich in der Folgezeit viele ähnliche Reaktionen erfahren und vergleichbare Geschichten von anderen Leuten gehört, die mein Referat gelesen haben, das offenbar eine Saite anschlug, die bereits am Schwingen war. Castoriadis und „Socialisme ou Barbarie" haben bereits von 1964 an darauf hingewiesen, daß die Trennung zwischen Leitenden und Ausführenden die pyramidenförmigen Hierarchiebeziehungen in unseren Gesellschaften des „modernen Kapitalismus" nicht mehr vollständig und zutreffend beschreibt (zumal die meisten Menschen sich in der - häufig unbequemen - Position irgendwo dazwischen befinden, also gleichzeitig oder nacheinander sowohl leitende als auch ausführende Funktionen einnehmen).[49] Aber, wie zu dieser Zeit ebenfalls betont wurde, wird die Bedeutung dieses mittlerweile historisch etwas entschärften Konflikts weiterhin als sinnvolles analytisches Werkzeug wahrgenommen - und wirkt so als Katalysator, um den Leuten ihre Erfahrungen bewußt zu machen und sie zu ermutigen, als ersten Zugang zum Projekt einer Neugestaltung der Gesellschaft ihre

---

48 Sophie Klimis, deren Vortrag mit „Les sources grecques de l'auto-création humaine selon Castoriadis" betitelt war, widmete mir freundlicherweise ein Exemplar ihrer veröffentlichten Doktorarbeit (Archéologie du sujet tragique, Paris:Èditions Klimé, 2003) mit den folgenden Worten: „*Für David Curtis. Als Ausdruck der Wertschätzung für sein autonomes Übersetzungsprojekt und in der Hoffnung, daß sich die Gelegenheit für eine gemeinsame Arbeit über Castoriadis ergibt!*"

49 Vgl. Cornelius Castoriadis, Die Revolution neu beginnen, in: ders., Sozialismus oder Barbarei. Analysen und Aufrufe zur kulturrevolutionären Veränderung, Berlin 1980, Punkt 18, S. 160-161.

Unzufriedenheiten und ihre Hoffnungen, aber auch ihre Gedanken über die sowohl persönlichen als auch kollektiven Probleme mit dem tatsächlichen Zustand der Gesellschaften, in denen sie leben, mitzuteilen.
Um einen besseren Eindruck von dieser angeblich dem Werk von Castoriadis gewidmeten Tagung zu geben, möchte ich eine Anekdote erzählen. Wie die Studenten in der Mittagspause kam ein weibliches Fakultätsmitglied nach meinem Vortrag auf mich zu, um mehr Informationen über meine fortdauernden Schwierigkeiten mit den Castoriadis-Erbinnen zu erhalten. Sie legte dann Wert darauf, im weiteren Verlauf des Tages neben mir zu sitzen. Als ein männliches Fakultätsmitglied während seines Vortrags die Bemerkung machte, daß jemanden zu lieben, bedeute, ihn zu kennen, brach sie in ein schallendes Gelächter aus und musterte mich dann eingehend, um zu sehen, wie ich reagieren würde. Es kam mir vor, als sei ich in ein belgisches Remake der kanadischen Filme „Le Déclin de l'Empire américain" und „Les Invasions barbares" hineingeraten.[50] Ihren eigenen, weitgehend unvorbereiteten Vortrag mußte sie mitten im Redeschwall unterbrechen, weil sie eines ihrer mit Notizen bekritzelten Zettelchen, die sie vor sich auf dem Tisch liegen hatte, nicht mehr wiederfinden konnte. In der anschließenden Diskussion wurde sie von einem Studenten scharf kritisiert, weil sie eine Äußerung von Jürgen Habermas über Castoriadis zitiert hatte, ohne es für nötig zu befinden, auf Castoriadis' treffende Erwiderung einzugehen. Der Grad an Reife und Seriosität während dieser anderthalbtägigen Konferenz schien oft im umgekehrten Verhältnis zum Alter und zum Autoritätsgrad der Anwesenden zu stehen. Wie Castoriadis 1968 sagte, werde das, was Edgar Morin das „Erwachsenwerden" der etablierten Gesellschaft nannte, von einer *Infantilisierung* ihrer erwachsenen Mitglieder begleitet, besonders derjenigen in Autoritätspositionen.
Wenn es ein zentrales Thema gab, das sich durch die meisten Vorträge zog, dann, daß Castoriadis' Ansichten über Autonomie exotisch, zu anspruchvoll, ja unmöglich seien, auf jeden Fall aber die verbleibende oder wiederkehrende Macht der Heteronomie zu sehr vernachlässigen würden. Doch wurde dieses Thema in den meisten dieser offiziellen Vorträge nicht als Kritik präsentiert, die darauf abgezielt hätte, die Zuhörer, und die Sprecher selbst, dazu anzuspornen, ihre Bemühungen und gedanklichen Anstrengungen zu verdoppeln, um einen Autonomieentwurf zu fördern und voranzubringen, dem extrem schwere Zeiten bevorstehen, sondern eher im Sinne einer Entschuldigung für eine Anpassung oder einen Aufruf zu einer Anpassung an die (bestehende) Heteronomie. Nicht, daß viel Zusammenhang in diesen Ausführungen gewesen wäre, da das Problem, *wie* (und nach welchen Prinzipien) der Heteronomie zuzustimmen, ihr Platz zu machen - sie sozusagen in ihren Rechten anzuerkennen - sei, gar nicht angesprochen wurde. Stattdessen folgte eine Karikatur von Castoriadis' Position auf die nächste, üblicherweise als Gleichsetzung von Heteronomie mit „dem Anderen" im Allgemeinen, verbunden mit einem ausgeprägten Unvermögen, zur Kenntnis zu nehmen, daß, wie ich bereits in eine Fußnote meines Referats ausgeführt hatte, Castoriadis' Darlegung der Autonomie keine *Beseitigung* des „Diskurses des Anderen" bein-

50 „Der Untergang des amerikanischen Imperiums" (1986) und „Die Invasion der Barbaren" (2003), zwei Filme des frankokanadischen Regisseurs Denys Arcand, die im Akademikermilieu spielen. „Der Untergang des amerikanischen Imperiums" besteht weitgehend aus den Unterhaltungen von vier Universitätsdozenten (sowie ihrer Ehefrauen) über das Thema Sex (AdÜ).

haltet, sondern vielmehr die Herstellung einer *anderen Beziehung* zu diesem stets unvermeidbaren Diskurs, durch Reflexion und Überlegung ebenso wie durch das Hervorbringen und Verfolgen autonomer Selbsttätigkeit. Den allgemeinen Eindruck, den man aus den Beiträgen vieler Konferenzredner gewinnen konnte, war der, daß Castoriadis den Menschen zu viel abverlange, einschließlich ihnen selbst, die sich dieser Aufgabe nicht gewachsen fühlten.[51] *„Castoriadis" wurde so zu einem Symbol, auf das sich Akademiker aus vielen Ländern verständigen konnten, um ihren Kompromiß mit der Heteronomie zu legitimieren.*

~

Wir müssen noch einmal zur Frage des Tons in einem interkulturellen Rahmen zurückkehren. In dem Bemühen, mich an das in der Einladung zu dieser Castoriadis-Tagung über Literatur und Imagination genannte Thema zu halten, sprach ich über die konkrete Wirklichkeit und potentielle Reflexion in der Erfahrung seines amerikanischen Übersetzers und führte Elemente von Zufall, Experiment und sogar Verwirrung in die soziale Konstruktion dieser (hoffentlich) kreativen und künstlerischen Erfahrung ein. Abrupte Tonwechsel, die aus Überraschungen resultierten - und allgemeiner aus unvorhergesehenen Ereignissen oder Umständen, die sich der Kontrolle des Übersetzers entzogen -, sollten deshalb nicht allzu überraschend gewirkt haben, denn sie waren fester Bestandteil dieses explizit nicht-phänomenologischen Rechenschaftsberichts über gesellschaftlich konkrete Wirklichkeit. Ich hätte den Leser/Hörer dennoch deutlicher vor kommenden Überraschungen warnen,[52] mich sogar dafür entschuldigen können, daß unerfreuliche Dinge, möglicherweise sogar Konflikte, zur Sprache kämen. Ich tue das jetzt, in Bezug auf diese Nachschrift.

Die größte Überraschung für den Leser/Hörer war, wie ich feststellte, der scheinbar abrupte Tonwechsel im letzten Abschnitt meines Referats.[53] Die erste Überraschung für mich war, daß Castoriadis' Witwe und Erbin in letzter Minute von van Eynde zur Teilnahme an dieser Konferenz eingeladen worden war, nachdem ich längst beschlossen hatte, das Publikum dort über einige der Konflikte zwischen den Castoriadis-Erbinnen und mir (einem unter vielen) zu informieren.[54] Um den Konflikt, der gerade zur

---

51 Natürlich geht es nicht um „Castoriadis' Autonomieentwurf", sondern um eine zumindest engagierte Diskussion darüber, ob und inwieweit es Castoriadis gelungen ist, einen bestehenden und andauernden Autonomieentwurf angemessen zu beschreiben, zu erklären und zu fördern, der Jahrhunderte alt ist und nicht auf besondere Persönlichkeiten (nicht einmal Castoriadis) zurückgeht, sondern vielmehr auf das anonyme Kollektiv.

52 Castoriadis selbst schloß die einleitenden Bemerkungen zu seinen „Reflections on Racism" mit den Worten: *Lassen Sie mich eines hinzufügen: was ich zu sagen haben, wird oftmals in der Frageform stehen und fast ebenso oft unangenehm sein.*" (Cornelius Castoriadis, Reflections on Racism, in: ders., World in Fragments, a.a.O., S. 19-31, hier S. 20).

53 Allerdings habe ich den Leser/Hörer explizit auf die potentielle Überraschung eines Tonwechsels vorbereitet, indem ich den vorletzten Abschnitt mit den Worten beendete: *„Ein Übersetzerwerk, selbst wenn es so bewußt und konsequent verfolgt wird wie das meine, entsteht aus solchen Zufällen und ist größtenteils das Resultat aus konkreten Begegnungen, deren Ausgang häufig unvorhersehbar bleibt"*, und der letzte Abschnitt begann mit: *„Es ist alles andere als erstaunlich, daß früher oder später dieses Beharren auf der Rolle der Übersetzers sowie dem Respekt und der Anerkennung, die seinem kulturellen Status gebühren, in Konflikt gerät mit starken Tendenzen innerhalb unserer Gesellschaft".*

54 Es ist mir immer noch unklar, ob van Eyndes Unvermögen, mich den anderen Referenten

Sprache gebracht werden sollte, abzumildern und in der Angelegenheit die Wahrheit zu sagen (und da ich bis zum Beginn meines Vortrags nicht sicher wußte, ob Madame Castoriadis anwesend sein würde), beschloß ich, ihr meine Rede mit folgenden Worten zu widmen: *„Mein Vortrag ist Madame Zoé Castoriadis gewidmet, der Witwe von Cornelius Castoriadis. Ich kenne sie seit zwanzig Jahren und mag sie immer noch sehr."* Wie sich herausstellte, hatte Castoriadis' Witwe beschlossen, sich alle Vorträge außer meinem anzuhören, so daß ihr meine versöhnlichen und tief empfundenen Worte entgingen.[55]

Eine größere Überraschung stand mir indes noch bevor. Nach meiner Rede kam van Eynde mehrfach in Konferenzpausen auf mich zu, um mir mitzuteilen, daß er mich „bald" sprechen müsse - was indes für den ganzen Rest der Veranstaltung nicht geschah. Doch kaum war die Tagung beendet, da kam van Eynde erneut zu mir und begann mit einer wirren, einseitigen Konversation, die die Fortsetzung irgendeines inneren Dialogs zu sein schien (oder vielleicht seine Hälfte eines Gesprächs mit Ost, in das ich nicht eingeweiht war?). Jedenfalls verstand ich kein Wort von dem, was er in seinem plötzlich so geschwätzigen und emotional aufgewühlten Französisch von sich gab. Nachdem ich ihn gebeten hatte, Platz zu nehmen, sich zu beruhigen und noch einmal von vorn zu beginnen, bekam ich schließlich mit, daß er meinte, ich hätte einen schwereren Fehler begangen und wüßte auch schon, welchen. Allerdings war es schwerer herauszufinden, worin seiner Meinung nach dieser unverzeihliche Fehler bestand.

Als Antwort auf meine Frage, ließ sich van Eynde lang und breit darüber aus, daß der gesamte Schluß meines Vortrags unzumutbar sei. Die Möglichkeit einer Klage seitens der Castoriadis-Erbinnen wurde beschworen, und mir wurde bedeutet, daß ich in meinem Vortrag nicht näher bezeichnete Kürzungen vorzunehmen hätte, wenn ich ihn später in den Tagungsunterlagen veröffentlichen wolle.[56] Auf meine Nachfrage, was genau denn ein rechtliches Problem darstellen könne, fiel van Eynde nichts anderes ein als meine Bezugnahme auf Castoriadis' Wunsch, gegenüber meiner Wohnung begraben zu werden - das am wenigsten strittige Faktum, da es Madame Castoriadis selbst war, die mich vor Castoriadis' Tod von diesem Wunsch in Kenntnis gesetzt hatte. Ich schlug van Eynde vor, sich etwas Zeit zu lassen und seine genauen Bedenken schriftlich zu formulieren, damit ich jedem vernünftigen Ansinnen nachkommen könne. Er lehnte ab. In Anbetracht der Tatsache, daß es für seine Angst vor einer Klage keinen Grund gab, den er mir hätte mitteilen können oder wollen, änderte er seine Begründung dahingehend, daß in den „wissenschaftlichen" Rahmen einer Konferenzpublikation (diese Behauptung klingt im Französischen nicht ganz so hochtrabend wie im

---

vorzustellen, auf die Anwesenheit von Castoriadis Witwe oder einen kompletten Mangel an gesellschaftlichen Umgangsformen zurückzuführen war.

55 Interessanterweise sorgte ihr einseitiger Beschluß, den Raum zu verlassen, als ich zu sprechen begann, für eine zusätzliche Spannungsebene, die den Eindruck entstehen ließ, als trügen wir beide gleichermaßen die Verantwortung für einen rein persönlichen Konflikt. Dabei wurde der im Mittelpunkt des Konflikts stehende Arbeitskampf ebenso ausgeblendet wie die überaus bedeutsamen Fragen demokratischer Organisation, die die faktische Vorgehensweise der „Association Cornelius Castoriadis" betreffen.

56 Dies war das Zuckerbrot als Beigabe zur Peitsche. In einem späteren Brief dieses Organisators einer Castoriadis gewidmeten Konferenz war von einem *„kollektiven"* Band die Rede, dessen Herausgabe er allein *„leiten"* würde.

Englischen) nichts „Kontroverses" Eingang finden dürfe. Auf meinen vorsichtigen Einwand hin, daß auch die akademische Welt nicht zwangsläufig gegen Kontroversen und Meinungsverschiedenheiten gefeit sei, und daß er vielleicht, ganz im Sinne von Whites Rede,[57] gut beraten sei, eine vernünftige Umgangsform zu finden, bei der alle Standpunkte ohne irgendwelche Ausschlüsse zum Zuge kämen, lehnte er erneut ab. Stattdessen brachte er eine dritte, noch schwächere Begründung auf seiner abschüssigen Bahn in Richtung Zensur vor: Es könne für junge Forscher, die gerade erst angefangen hätten, sich mit Castoriadis' Werk zu beschäftigen, „entmutigend" sein, gleich mit „Konflikten" konfrontiert zu werden. Mit dieser eilfertigen Berufung auf die Zartbesaitetheit seiner jugendlichen Studenten wurde das *„wissenschaftliche" Studium von „Castoriadis" zu einem Symbol, durch das Zensur nunmehr als Vermeidung von „Konflikten" gerechtfertigt ist.* Tatsächlich war die Aufforderung an mich, im Vorfeld einer Publikation Selbstzensur zu üben, vollkommen irrational, weil die Anfrage niemals näher bezeichnete, was genau gestrichen werden sollte.
Es wird nach all dem wohl niemanden überraschen zu erfahren, daß die Castoriadis-Erbinnen und ihre „Association Cornelius Castoriadis" sich in Form der Nicht-Beantwortung einer formellen schriftlichen Anfrage geweigert haben, sowohl im einzelnen zu benennen, welche Teile meines Vortrags gerichtlich belangbar wären, als auch zu bestätigen, daß sie nicht klagen werden, falls dieser Vortrag von Castoriadis' Übersetzer in van Eyndes Sammelband erscheinen sollte.[58] Der Vorsitzende der „Association Cornelius Castoriadis" Pierre Vidal-Naquet scheint entschlossen, seinen Kritikern (wie Noam Chomsky) zu beweisen, daß sie Recht hatten mit ihrer Behauptung, hinter Vidal-Naquets eigener Kontroverse mit dem Negationisten Robert Faurisson stehe keineswegs die uneigennützige Sorge um die Einhaltung wissenschaftlicher Standards, sondern die alles anderes als ehrbare Absicht, die Meinungsfreiheit einzuschränken.[59]

~

Indem ich in jedes meiner Übersetzervorworte einen Rechenschaftsbericht über meine Erfahrung als Übersetzer aufnahm und diesen Prozeß in meinen Vortrag fortsetzte, habe ich beabsichtigt, von realem Wissen zu sprechen und nicht so zu tun, als würde

57 In einer einleitenden Bemerkung zu meinem mündlichen Vortrag sagte ich: *„Ich möchte meine Wertschätzung für den gestrigen Beitrag von James Boyd White bekunden, der von 'thoughtful experimentation and experience' sprach - was sich thematisch eng an meinen heutigen Vortrag anschließt. Diese Formulierung erinnert uns an den allerletzten Satz von ‚L'Institution imaginaire de la société', wo Castoriadis vom 'denkenden Tun' spricht."*

58 Natürlich entschuldige ich mich im voraus dafür, falls in meinem Vortrag oder in dieser Nachschrift etwas Unzutreffendes stehen sollte (nicht, daß ich denke, daß es so ist), und es versteht sich von selbst, daß ich gerne bereit bin, solche Ungenauigkeiten in der Druckfassung zu berichtigen, denn ich habe niemandem zu nahe treten wollen. Insbesondere die Nachlaßverwalterinnen von Castoriadis könnten beweisen, daß ich mich irrte, als ich schrieb, daß sie einen *„unversöhnlichen Haß"* auf mich hätten, indem sie ihre Arbeitsverhandlungen mit mir unverzüglich wieder aufnehmen. Diese Verhandlungen wurden im September 2003 ausgesetzt, als sich die Erbinnen untereinander nicht auf den Wortlaut einer schriftlichen Vereinbarung einigen konnten, die zwischen ihnen und mir unterzeichnet werden sollte.

59 Trotz Vidal-Naquets offensichtlicher Komplizenschaft bei diesem Versuch, mich durch die Weigerung zu zensieren, vermeintliche oder tatsächliche Zensurdrohungen zu beseitigen, stehe ich auch weiterhin hinter seiner Position in Bezug auf Chomsky - vgl. S. XXIX des anonymen Übersetzervorworts zu „The Rising Tide of Insignificancy (The Big Sleep)", a.a.O.

ich eine allgemeine Übersetzungs„theorie" liefern, die irgendwie auf alle Übersetzer anwendbar wäre, noch bevor diese von eigenen Erfahrungen zu berichten hätten, die sich möglicherweise von meiner unterscheiden und diese sogar in einem anderen Licht erscheinen lassen könnten. Ich bin hier wiederum in der gleichen Weise verfahren, indem ich von der interkulturellen Erfahrung, die ich beim Erzählen dieser Erfahrung gemacht habe, berichtete.[60] Zu der Überzeugung, daß der Übersetzer - so gering sein Status auch sein mag - ein vollwertiges und kreatives Mitglied der transnationalen Gelehrtenrepublik ist, gehört auch, daß, wie Thoreau über sein „Experiment" sagt, dessen „Erfahrung" er in *Walden* beschreibt, es nicht darum gehe, *„eine Ode an die Niedergeschlagenheit zu singen, sondern so vergnügt wie der Gockel auf seinem Steig am frühen Morgen zu krähen, und wäre es nur, um meinen Nachbarn aufzuwecken"*,[61] und daß, wenn, wie oben zitiert, die eigene Lebenserfahrung sich an einem bestimmten Punkt als *„gemein erwiese"*, man ihrer *„ganzen, wahren Niedrigkeit auf den Grund kommen und sie der Welt verkünden"* müsse. Mit einem solchen öffentlichen wie persönlichen Erklärungsversuch - diesem *„Lied über einen selbst"*, das bestrebt ist, die eigene *„geheimste Überzeugung"* auszusprechen, in dem Emersonschen Glauben, daß diese tatsächlich *„bald die allgemeine"* werden könnte (offen, natürlich, für weitere Beiträge und Änderungen) - ist man, wie Whitman uns nahe legt, *„nicht mehr bescheiden als unbescheiden"*. In diesem Sinne zielt mein Unternehmen ganz unverhohlen darauf ab, insbesondere junge Leute - die sehen, welche Verwirrung bei den älteren Generationen herrscht und wie unaufrichtig und verlogen die Welt ist, in der sie leben - sowie diejenigen, die sich am unteren Ende der bestehenden Gesellschaftsordnung befinden, zu ermutigen, ihrer eigenen Erfahrung zu trauen (und sie kritisch zu überprüfen), während sie sich gleichzeitig bemühen, etwas Neues und Anderes aus ihr zu machen, und zwar zunächst einmal, indem sie sich und anderen darüber auf ehrliche und realistische Weise Rechenschaft ablegen.[62]

Außerdem wollte ich einige der Reaktionen, die dieses Bemühen hervorgerufen hat, mitteilen. Da meine Unternehmungen immer wieder von *Behinderungen*, ebenso wie Enttäuschungen und Überraschungen - über die ich rückhaltlos Auskunft gegeben habe -, begleitet wurden, haben sich viele dieser Reaktionen über Gebühr auf diese Schwie-

---

60 Zensurversuche sind jedoch keine interessanten interkulturellen Erfahrungen, sondern, egal wo sie vorzufinden sind, schlechte Realität.

61 Henry David Thoreau, Walden, a.a.O., S. 90. In diesem Absatz spricht Thoreau auch über sein „Experiment" und die Beschreibung der „Erfahrungen", die er damit gemacht hat.

62 Tatsächlich war mein Vortrag ursprünglich als Antwort auf einen jungen Studenten gedacht und geschrieben, der unter „Agora International" angefragt hatte, ob er als angehender Übersetzer erst „Übersetzungstheorie" studieren müsse, bevor er seinen Beruf ausüben könne. Da sich Madame Castoriadis, der ich meinen Vortrag zuvor hatte widmen wollen, weigerte, ihn sich überhaupt nur anzuhören, widme ich nun den Vortrag und diese Nachschrift Alexandros Gezerlis. Ich möchte hier auch die Anregung nicht unerwähnt lassen, die ich von einer jungen Anthropologie-Studentin, Marcela Tovar, bekommen habe, die einen Teil ihrer Dissertation aus dem Jahr 2004 an der New School of Social Research der Untersuchung ihrer eigenen Schwierigkeiten widmete, an einer nordamerikanischen Einrichtung des höheren Bildungswesens angemessene Unterstützung für ihre Arbeit zu erhalten. Letztere erwies sich als rückständiger und engstirniger als entsprechende Einrichtungen in ihrem Heimatland Kolumbien (vgl. Anhang A, Abschnitt III, „Institutional Obstacles", in ihrer Arbeit „Fields of Inclusion and Exclusion in the Configuration of Anthropology: The Case of Cornelius Castoriadis", ein gutes Beispiel für einen selbstreflexiven Bericht von unten, der die Thematik des selbst gewählten Forschungsbereichs mit der eigenen Arbeitserfahrung in diesem Bereich verbindet).

rigkeiten konzentriert. Warum ich nicht aufgäbe, werde ich oft gefragt, da ich auf die schwarze Liste gesetzt, durch Streikbrecher ersetzt, wie ein Aussätziger behandelt würde, nachdem ich Castoriadis' vollstes Vertrauen während seiner letzten dreizehn Lebensjahre genossen hatte? Kurzum, es ist zu *schmerzlich* für manch einen Leser oder Hörer, darüber nachzudenken, wie es mit mir weitergehen könne und zu schwer, sich vorzustellen, wie ich auf diese Art und Weise den Autonomieentwurf fortsetzen könne. Andere, die nach dem Hören oder Lesen meines Vortrags zu dem Schluß gelangt sind, daß ich mich in einer Sackgasse befinde, fragen sich, ob es jetzt nicht sinnvoller für mich sei, „Übersetzungstheoretiker" zu werden - und übersehen so die spezifische Ausrichtung meines Ansatzes, den dieser Vortrag detailliert beschreibt, mit seinem Schwerpunkt auf direkt wiedergegebener Erfahrung und permanentem Experimentieren. Vielleicht hat der Komponist John Cage, ein anderer stark von Thoreau beeinflußter Amerikaner,[63] diese hartnäckige Entschlossenheit in seiner „Unbestimmtheit" betitelten Vorlesung am besten zum Ausdruck gebracht: „N*achdem ich zwei Jahre bei ihm studiert hatte, sagte Schönberg zu mir: ,Um Musik zu schreiben, müssen Sie ein Gefühl für Harmonie haben.' Ich erklärte ihm, daß ich kein Gefühl für Harmonie hätte, worauf er erwiderte, daß ich stets auf ein Hindernis stoßen werde, daß es so sein werde, als gelange ich an eine Mauer, die ich nicht überwinden könne. Ich sagte: ,In diesem Fall werde ich es mir zur Lebensaufgabe machen, mit dem Kopf gegen diese Mauer zu schlagen.*"[64] Metaphorisch gesprochen war die (rhythmus- und zeitbezogene) Musik, die Cage später schuf, das Geräusch, das beim Schlagen „*mit dem Kopf gegen diese Mauer*" entstand.[65]

Jemand anderes, der mich kennt, solange ich mich mit Philosophie beschäftige, sprach stattdessen treffend von meinem „*lebenslangen Bemühen, den Taylorismus aus der Übersetzungsarbeit zu verbannen*". In diesem Sinne habe ich vorgeschlagen, daß mein Beitrag für das „Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit" nicht mit meinem eigenen Fazit enden, sondern durch das erweitert werden sollte, was der oder die Übersetzer meiner französisch- und englischsprachigen Teile gerne an eigenen Gedanken über die Erfahrung bei der Umformung dieser Worte für ein deutschsprachiges Publikum hinzufügen würden.[66]

---

63 Thoreau, der einstige Harvard-Student, zog später „in den Wald", um „*mit Überlegung zu leben*". In einer Installation, die ich in den späten 1970er Jahren sah, kehrte Cage diesen Prozeß um und brachte den Wald nach Harvard. In einem großen Raum auf dem Universitätsgelände hängte er breite Holzbalken auf, die sozusagen als Resonanzböden für die von ihm geschaffene Raummusik dienten. Man mußte das Ohr nahe an das Holz halten, um die übertragenen Klänge zu hören.

64 Ich habe dieses Zitat im Internet wiedergefunden, unter http://en.wikipedia.org/wiki/John_Cage.

65 Für mich persönlich ist die Musiktheorie, die mein Formgefühl beim Schreiben am meisten beeinflußt hat, eher die dreiteilige (und fast griechisch anmutende) Theorie der „Harmolodie" des Komponisten Ornette Coleman, bei der *Har*monie, Bewegung (oder Rhythmus) (*mo*tion) und Me*lodie* gleichwertig sind und bei der jede(r) Teilnehmer(in) aus seinem/ihrem eigenen Antrieb auf demokratische Weise einen Beitrag zur Entstehung einer sich entwickelnden Gesamtform leistet. Coleman stellte freundlicherweise zwei seiner eigenen Bilder, eine Zeichnung und ein Gemälde, als Bildvorlagen für die Einbände zu zweien meiner Castoriadis-Übersetzungen ins Englische zur Verfügung: „The Castoriadis Reader" (hrsg. und übers. von David Ames Curtis, Oxford u.a.: Blackwell 1997) und „World in Fragments" (a.a.O.). Auf seine Bitte hin wurde Coleman nach einem seiner Pariser Konzerte Castoriadis vorgestellt, und Castoriadis nahm später an einem Kolloquium teil, das Coleman in La Villette organisierte.

66 An dieser Stelle möchte ich Harald Wolf danken, der im Hinblick auf die Veröffentlichung ei-

Nachschrift zur Nachschrift

Seit der Abfassung dieser Nachschrift ist ein zweiter Band mit Castoriadis'/Cardans Schriften auf Englisch im Internet erschienen, wiederum „aus dem Französischen übersetzt und anonym herausgegeben als Dienst an der Öffentlichkeit". „Figures of the Thinkable (Including Passion and Knowledge)" wurde Anfang Februar 2005 auf die Website des griechischen Künstlers und Castoriadis-Gefährten Costis gestellt (http://www.costis.org/x/castoriadis/Castoriadis-Figures_of_the_Thinkable.pdf) sowie auf die „Not-Bored!"-Website (http://www.notbored.org/FTPK.pdf). Als Antwort darauf habe ich auf meiner privaten/beruflichen Website ein „Statement of David Ames Curtis concerning the announcement of the PDF electronic publication of Cornelius Castoriadis/Paul Cardan's *Figures of the Thinkable (*Including *Passion and Knowledge)*" veröffentlicht (http://perso.wanadoo.fr/www.kaloskaisophos.org/rt/rtdac/rtdactf/rtdacftp&kblogstatement1.html), in dem ich mich positiv zu dieser neuen elektronischen Publikation äußere, die Situation rund um meinen Arbeitskonflikt mit den Castoriadis-Nachlaßverwalterinnen auf den neusten Stand bringe und das Verhalten der „Association Cornelius Castoriadis" kommentiere.

Übersetzung aus dem Französischen: Michael Halfbrodt

---

ner deutschen Übersetzung meines Vortrags aus eigener Initiative den Kontakt zum Herausgeber des „Archivs für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit", Wolfgang Braunschädel, aufgenommen hat. Es ist meine Hoffnung, daß es vielleicht weitere Übersetzungen dieses Vortrags in andere Sprachen geben wird, mit zusätzlichen Übersetzervor- oder nachworten, die nach und nach den obigen Text ergänzen als konkrete Fortschreibungen einer sich kreativ entwickelnden Form der Reflexion über tatsächliche, konkrete Erfahrungen.

Fritz Keller

„Das Recht auf Faulheit" - Zensiert?

Auch wenn Gerhard Schröder, der sich aus kleinen Verhältnissen zum politischen Statthalter des von ihm so sehr verehrten Kapitals hinaufgedient hat, in der „Bild-Zeitung" in guter sozialdemokratischer Tradition zwecks Disziplinierung sowohl der Arbeitenden als auch der Arbeitslosen und damit diese nicht auf „faule" Gedanken kommen verkündete, daß es *„kein Recht auf Faulheit in unserer Gesellschaft (gibt)"*,[1] proklamierte Paul Lafargue - 1842 in Santiago de Cuba geboren und später Schwiegersohn von Karl Marx - bereits im Sommer 1880 in der französischen Zeitschrift „Egalité" eben dieses *„Recht auf Faulheit"* als *„Widerlegung des ‚Rechtes auf Arbeit' von 1848"*.[2] An der Jahreswende 1883/1884 veröffentlichte der „Sozialdemokrat" eine von Eduard Bernstein verantwortete deutsche Version.[3] 1884, 1887, 1891 und 1897 erschien derselbe Text auch als Broschüre.[4] Seit Mitte der 1960er Jahre ist diese deutschsprachige Fassung mehrfach nachgedruckt worden,[5] obwohl Bernstein in sei-

---

1 *„Wer arbeiten kann, aber nicht will, der kann nicht mit Solidarität rechnen. Es gibt kein Recht auf Faulheit in unserer Gesellschaft."* (Gerhard Schröder in: Bild-Zeitung, 5. April 2001). Zur Denunziation Schröders, zu der ihm seine damalige Konkurrentin und spätere Nachfolgerin Angela Merkel gratulierte, und zu den folgenden Debatten s. Frank Oschmiansky/Silke Kull/ Günther Schmid, Faule Arbeitslose? Politische Konjunkturen einer Debatte, Berlin 2001 (WZB, discussion papers FS I 01-206) sowie Klartext e.V. (Hrsg.), Sind Arbeitslose faul? Was ist dran an den Vorwürfen?, Frankfurt am Main 2004.

2 Paul Lafargue, La Droit à la Paresse. Réfutation du 'Droit au Travail' de 1848, in: Egalité, 23. Juni und 4. August 1880.

3 Der Sozialdemokrat, 13. und 20. Dezember 1883 sowie 31. Januar 1884.

4 Paul Lafargue, Das Recht auf Faulheit, Hottingen-Zürich 1884 (Schweizerische Genossenschaftsbuchdruckerei, 30 S.); Hottingen-Zürich 1887 (Verlag der Volksbuchhandlung, 30 S.); Berlin 1891 (Verlag der „Buchhandlung Vorwärts", 31 S.); Berlin 1897 (Verlag der „Buchhandlung Vorwärts", 31 S.).

5 Paul Lafargue, Das Recht auf Faulheit & Persönliche Erinnerungen an Karl Marx. Herausgegeben und eingeleitet von Iring Fetscher, Frankfurt am Main/Wien 1966 (Europäische Verlagsanstalt/Europa Verlag; 2. Aufl. Frankfurt/Wien 1969); Paul Lafargue, Das Recht auf Faulheit. Widerlegung des „Rechts auf Arbeit" von 1848, o.O., Juli 1978 (Edition Sonne & Faulheit; diese später ohne Angaben zu Verlag und Erscheinungsort mindestens noch einmal nachgedruckte Ausgabe ist ein Nachdruck der Ausgabe von 1966, enthält aber statt der Einleitung von Iring Fetscher und des „Vorworts des Übersetzers" von Eduard Bernstein eine Einleitung von Aslan V. Grimson und als Anhang den Text „Die Verharmlosung der Thesen Lafargues durch die deutsche Übersetzung Eduard Bernsteins" von Ernst Benz, bei dem es sich um Kapitel VIII (S. 60-73) von dessen Buch „Das Recht auf Faulheit oder Die friedliche Beendigung des Klassenkampfes: Lafargue-Studien", Stuttgart 1974, handelt); Paul Lafargue, Das Recht auf Faulheit. Widerlegung des „Rechts auf Arbeit" von 1848, o.O., Juni 1980 (Edition Sonne & Faulheit; diese Ausgabe enthält gegenüber der Ausgabe von 1978 ein verändertes Vorwort von Lucifer Dionysios mit dem Titel „Sonne und Faulheit" sowie einen einleitenden Text von Peter Paul Zahl mit dem Titel „Müssiggang statt/oder Arbeit"); Paul Lafargue, Das Recht auf Faulheit u.a. ausgewählte Texte, Wien/Berlin (Verlag Monte Verita/Edition Kalter Schweiß) o.J. (1988; 4. korrigierte und neu gesetzte Auflage 1999); Paul Lafargue, Das Recht auf Faulheit und andere Satiren, Berlin 1986 (Stattbuch Verlag; 2. Aufl. 1991); Paul Lafargue, Das Recht auf Faulheit. Widerlegung des „Rechts auf Arbeit" von 1848, Grafenau 1998 (fünf Auflagen bis 2004; diese Ausgabe enthält eine Einleitung von Pablo Pereza mit dem Titel „Das Recht auf Faulheit - 100 Jahre später", kommentierende Anmerkungen und als Anhang einen nicht signierten Text „Wie man arbeiten muß" sowie Paul Scheerbarts „Die gebratene Ameise"); Paul Lafargue, Das Recht

nem Vorwort zur Ausgabe von 1887 selbst erklärt hatte: *„Diese deutsche Übersetzung ist nicht ganz wörtlich. Im Einverständnis mit dem Verfasser sind einige nicht unbedingt zum Thema gehörige und nur für französische Leser verständliche Sätze fortgeblieben, während an anderen Stellen auf deutsche Verhältnisse passende Einschaltungen vorgenommen, deutsche Persönlichkeiten an Stelle französischer zur Exemplifizierung benutzt wurden. Nur so war es möglich, der Schrift den Charakter einer Satire zu erhalten. Auch die Kapiteleinteilung ist eine andere als die des Originals."*[6] Wurde also Lafargues Text verfälscht, zerstückelt, gar zensiert?

Vor der Behandlung dieser Frage lohnt es sich einen Blick auf die Entstehungsgeschichte des „Rechts auf Faulheit" zu werfen. Lafargue schrieb sein Pamphlet im Londoner Exil und stützte sich dabei - ohne ausdrückliche Erwähnung - auf ein Buch aus Marx' Bibliothek: „Du droit à l'oisiveté et de l'organisation du travail servile, dans les républiques grecques et romaine" („Das Recht auf Müßiggang und die Organisation der Sklavenarbeit in den griechischen und römischen Republiken") von Louis-Mathurin Moreau-Christophe.[7] Vor allem viele von Lafargue verwendete Zitate von antiken Schriftstellern wie Herodot, Livius, Aristoteles, Vergil und Juvenal finden sich in dieser Abhandlung. Auf Grundlage dieser Quellen verschärfte er jedoch die intellektuelle Attacke, indem er schon im Titel nicht mehr vom *„Recht auf Müßiggang"* oder „Freizeit" („loisir") oder „Vergnügen" („plaisir"), sondern explizit von *„Faulheit"* sprach,[8] ganz im Sinne von Gotthold Ephraim Lessing: *„Laßt uns faul in allen Sachen,/Nur nicht faul zu Lieb' und Wein,/Nur nicht faul zur Faulheit sein".*[9]

Nach Frankreich zurückgekehrt, mußte Lafargue am 21. Mai 1883 eine sechsmonatige Arreststrafe im Pariser Gefängnis Sainte-Pelagie antreten, weil er nach Meinung eines Gerichtes bei seinen Vortragsreisen durch Frankreich während der Jahre 1870/71 zu Mord, Raub und Brandstiftung aufgerufen habe. Die Haftbedingungen waren relativ human: Von 10 bis 16 Uhr konnte Besuch empfangen werden, nur in der Nacht wurden die Zellen verschlossen. Während dieser erzwungenen Muße überarbeitete Lafargue nach vorliegenden Polizeiberichten[10] „La Droit à la Paresse" in einigen Details: An Stelle von *„Wahlversprechen der republikanischen Deputierten"* ist in der Neufassung von *„bourgeoisen Kandidaten"* die Rede. Dem Wort *„Fabriken"* fügte er das Adjektiv *„kapitalistischen"* hinzu, anstelle von *„industriellen Klöstern"* ist nun von

---

auf Faulheit, Hamburg 2001 (Europäische Verlagsanstalt; diese Ausgabe ist eine um die seinerzeit zusätzlich zum „Recht auf Faulheit" aufgenommenen Text gekürzte Neuauflage der Ausgabe von 1966, wobei Iring Fetschers Einleitung von 1966 unverändert als Nachwort übernommen wurde). 1971 erschien zudem ein unveränderter fotomechanischer Nachdruck der Ausgabe von 1887 beim Zentralantiquariat der Deutschen Demokratischen Republik in Leipzig.

6 Eduard Bernstein, Vorwort des Übersetzers, in: Paul Lafargue, Das Recht auf Faulheit, Berlin 1891, S. 3-4, hier S. 3.

7 Louis-Mathurin Moreau-Christophe, Du droit à l'oisiveté et de organisation du travail servile dans les républiques grecques et romaine, Paris 1849.

8 Beachtenswert ist dabei, daß in Deutschland der erhoffte Kuß einer Muse dem Müßiggang bei Dichter(inne)n und Denker(inne)n Reputation verleiht, während der Volksmund auf der ursprünglichen Bedeutung des mittelhochdeutschen „muezec = unbeschäftigt, unnütz, überflüssig" beharrt und im „muezecganc" aller Laster Anfang sieht.

9 Gotthold Ephraim Lessing, Die Faulheit, in: Ders., Werke, Erster Band. Gedichte, Fabeln, Lustspiele, Darmstadt 1996, S. 78.

10 Archives de le Préfecture de police, BA/11 35, zit. nach: Paul Lafargue, Textes choisis. Introduction et notes par Jacques Girault, Paris 1970, S. 98.

„Gefängnissen" die Rede usw. Eine eigentlich zum Text gehörende programmatische Widmung an die Mitarbeiter der „Egalité" wurde bei dieser Gelegenheit durch eine neues Vorwort ersetzt, wohl weil die Widmung nicht in den Rahmen der geplanten und noch im gleichen Jahr erschienenen Broschüre paßte.[11] Diese *„dédicace"* lautete:

„Liebe Genossen,

wachsam und voll Eifer bekämpfen wir die kapitalistische Gesellschaft, die den Arbeiter zermalmt wie der Mühlstein das Korn. Die Bourgeois, unsere Herren, diese degenerierten Söhne eines Rabelais, eines Diderot, predigen die Enthaltsamkeit. Ihre kapitalistische Moral, erbärmliche Parodie der göttlichen Moral, hat die menschlichen Leidenschaften mit dem Bannfluch belegt. Ihr Ideal ist die Verwandlung des Produzenten in eine Maschine, die ohne Rast und Ruhe arbeitet. Ergreifen wir die Fahne der Materialisten der Renaissance und des 18. Jahrhunderts, verkünden wir vor allen Heuchlern, allen Wendehälsen der ökonomischen wie der christlichen Kirche, daß die Erde für die Arbeiterklasse kein Jammertal mehr sein darf, daß in der sozialen Umgebung, die wir ‚wenn möglich auf friedliche Weise oder notfalls gewaltsam' schaffen werden, alle menschlichen Leidenschaften freie Bahn haben werden, denn ‚wir sehen, daß sie alle von Natur aus gut sind und wir müssen nur ihren schlechten Gebrauch und Überdruß zu meiden haben'. (Descartes, Les Passions de l'âme [Leidenschaften der Seele]).[12] Und um ihre schlechte Anwendung zu vermeiden, muß man die einen durch die anderen ausgleichen indem man sie alle entwickelt.

Die Gambetta,[13] die Galliffet,[14] die Bonnet,[15] die Rothschild, diese lupenreinen Tugendbolde, werden über Sittenlosigkeit aufschreien. Umso besser: wenn wir die Herren sein werden, lassen wir ihnen die Süße der Enthaltsamkeit und des Arbeitszwangs angedeihen, die sie allen Produzenten auferlegen.

Frisch gewagt meine Freunde, stürmen wir die Moral und die Sozialtheorien des Kapitalismus; auf daß unsere Kritik die bürgerlichen Vorurteile zerstöre bis zum Tag da unsere revolutionäre Aktion das bürgerliche Eigentum zu Fall bringt.

Auf zum Kampf! Auf zum Kampf! Genossen, die Aufgabe ist gewaltig und die Zeit drängt!"[16]

Zu Lafargues Lebzeiten (1842-1911) wurde „La Droit à la Paresse" in dieser modifizierten Form 1883, 1891, 1898, 1900 und 1906 neu aufgelegt. Nach dem Katalog der „Biliothèque nationale" in Paris erschienen weitere Ausgaben in den folgenden Jahren:

---

11 Paul Lafargue, La Droit à la Paresse. Réfutation du 'Droit au Travail' de 1848, Paris 1883.

12 René Descartes, Die Leidenschaften der Seele. Herausgegeben und übersetzt von Klaus Hammacher (dt.-frz.), Hamburg 1984, S. 319-321.

13 Als Advokat und radikaler Abgeordneter bekämpfte Léon Gambetta (1838-1882) das zweite Kaiserreich. Nach dessen Sturz 1870 hatte er in der „Regierung der nationalen Einheit" die Funktionen des Innen-, später auch Kriegs- und Finanzministers inne und war maßgeblich an der Niederschlagung der Pariser Commune beteiligt. Nach seinem Rücktritt aus der Regierung 1871 widmete er sich der parlamentarischen Tätigkeit als Führer der gemäßigten Republikaner.

14 Gaston Auguste Marquis de Galliffet (1830-1909) befehligte als General jene Versailler Truppen, die die Pariser Commune niederschlugen.

15 Lafargue meint entweder Ossian Bonnet, Professor der mathematischen Astronomie und Mitglied der Akademie der Wissenschaften seit 1862, oder Guillaume Bonnet, Bildhauer, der für seine Büsten verschiedener Persönlichkeiten berühmt war (Chateaubriand, Pius IX. etc), oder den Industriellen Louis Bonnet, ab 1876 Senator des Departement Ain.

16 Egalite, 23. Juni 1880 (Übersetzerin: Christa Scheuer).

1912, 1929, 1935, 1937, 1946, 1965, 1969, 1970, 1972, 1974, 1977, 1981, 1982, 1987, 1990, 1991, 1992, 1994, 1995, 1996 und 2000.

Bernstein, der Lafargue bewunderte,[17] machte wie viele andere Übersetzer[18] die Version von 1883 zur Grundlage seines deutschen Textes. Welche (offensichtlich vom Verfasser autorisierte) Änderungen nahm er dabei vor?

Beginnen wir mit den Streichungen. Da wird einmal der Titel um seinen zweiten Teil „Réfutation du Droit au Travail' de 1848" gekürzt, das heißt der Polemik gegen das vom Frühsozialisten Louis Blanc 1848 verkündete und in den „Produktiv-Assoziationen" verwirklichte „Recht auf Arbeit" wird die Spitze genommen. Dann fehlt eine deftige antiklerikale Passage, in der es über die *„Betbrüder, Heuchler, Scheinheiligen und anderes derartiges Gesindel"* heißt: *„Denn während sie dem einfachen Volk weismachen, sie wären mit geistlicher Betrachtung und Andacht, mit Fasten und Verzicht beschäftigt und hielten ihr bißchen Sterblichkeit nur eben so am Leben, lassen sie es sich Gott weiß wie wohl sein, et Curios simulant, sed bacchanalia vivunt (sie tun als seien sie wie Curius,[19] leben aber wie auf Bacchanalien). Das könnt ihr in großer Leuchtschrift von ihren roten Backen und ihren Wänsten ablesen, vorausgesetzt, sie pudern sich nicht mit Schwefel."*[20]

In einem anderen gestrichenen Absatz wird ein französischer Abgeordneter, Kriegs- und Finanzminister wegen seiner außenpolitischen Erklärungen und seiner enormen Freßlust verspottet. *„Léon Gambetta wird über Außenpolitik palavern, über das kleine Griechenland, das ihm was vormacht und Europa in Brand steckt, um die Türkei übers Ohr zu hauen; über das große Rußland, das ihn um den Verstand bringt mit dem Kompott, das es aus Preußen zu machen verspricht und das Westeuropa sämtliche Plagen an den Hals wünscht, um im Osten sein Spiel zu treiben und die Staatsverdrossenheit im Inneren zu drosseln; über Herrn von Bismarck, der ihm in seiner äußersten Güte erlaubte, sich zur Frage des Straferlasses zu äußern... Dann wird er seinen riesigen dreifarbig bemalten Wanst entblößen, wird die Trommel rühren und die köstliche Tierchen, die Fettammern,[21] die Trüffel, die Gläser voll Margaux und Yquem[22] aufzählen, die er hinuntergeschlungen hat, um die Landwirtschaft zu fördern und die Wähler von Belleville bei Laune zu halten."*[23]

Konsequenterweise ersetzte Bernstein in seiner Übersetzung Gambetta durch den Kanzler Bismarck und den bonapartistischen Schreiberling Bernard Garnier de Cassagnac durch den Hofprediger Alphons Stöcker, der 1878 seine antisemitische „Christlichsoziale Arbeiter-Partei" gegründet hatte. Er münzte dann das Pamphlet vollständig auf diese beiden neuen Akteure um, indem er zum Beispiel über die

---

17 Vgl. Leslie Derfler, Paul Lafargue and the Founding of French Marxism, 1842-1882, Cambridge (Mass.)/London 1991, S. 189.

18 Nach Schätzungen handelt es sich beim „Recht auf Faulheit" um das weltweit am häufigsten übersetzte Pamphlet nach dem „Kommunistischen Manifest" (S. Leslie Derfler, Paul Lafargue, a.a.O., S. 181).

19 Der Feldherr Curius Dentatus (um 280 v.u.Z.) gilt als Musterbeispiel altrömischer Tugenden.

20 Paul Lafargue, La Droit à la Paresse, Paris 1883, S. 45.

21 Die Fettammer, auch Ortolan, ist ein ca. 16 cm langer Vogel, der in Südeuropa schon seit den Zeiten der Römer gemästet und gegessen wird.

22 In der Region um das Chateau Margaux werden die berühmtesten Bordeaux-Weine gekeltert; rund um das Chateau de Yquem gedeiht der berühmteste edelsüße Wein der Welt.

23 Paul Lafargue, La Droit à la Paresse, Paris 1883, S. 46-47.

Schauspiele der siegreichen Proletarier(innen) schrieb: *„Bismarck wird, als Eisenfresser kostümiert, die Augen rollen, den Schnurrbart drehen, brennendes Werg*[24] *ausspeien und jedermann mit Degen, Revolver, Bierseidel usw. bedrohen, aber, sobald man ihm das Bild des Herrn von Münchhausen zeigt, sich in ein große Loch stürzen. Stöcker wird als Apostel der Bruderliebe von Arbeiterwohl und Ausbeuterhaß, von christlicher Milde und christlichem Sozialismus, von deutscher Art und Sitte reden, dann aber wird er plötzlich den Talar fallen lassen und im schwarz-weißen Kostüm dastehen, in der einen Hand eine Knute, in der anderen den Klingelbeutel; um seinen Hals wird ein Plakat hängen: Agent für Landbarone, Schlotjunker und Konsorten!"*[25]
An anderer Stelle ersetzte Bernstein eine Attacke Lafargues gegen Pierre-Joseph Proudhon durch einen Angriff auf den „Kathedersozialisten" und Mitbegründer des „Vereins für Sozialpolitik" Adolph Heinrich Gotthilf Wagner, an Stelle des Bankiers Rothschild wird der Industrielle Krupp verhöhnt.
Gleich drei Mal ersetzt Bernstein die konkrete Forderung Lafargues nach einer Reduktion der Arbeitszeit auf drei Stunden durch das schwammige Verlangen nach Beschränkung auf ein *„den gesellschaftlichen Bedürfnissen entsprechendes Maximum"*.[26]
Die gleiche Tendenz kommt bei der Auslassung einer entscheidenden Stelle am Schluß des zweiten Kapitels über die *„Segnungen der Arbeit"* zum Tragen, in der Lafargue in eindringlichen Worten das Proletariat aufruft, seine selbstgewählte Misere abzuschütteln und an Stelle des menschenfeindlichen Rechts auf Arbeit das Recht auf Faulheit für sich zu erkämpfen und die Arbeitszeit auf höchstens drei Stunden täglich zu reduzieren.
Zusammenfassend läßt sich sagen: Mit Ausnahme der Entfernung einer radikal antiklerikalen Passage hat Bernstein durch die Ersetzung französischer durch deutsche Politiker und Industrieller den Text durchaus im Sinne der seit 1878 von Bismarck illegalisierten SPD in seiner politischen Aggressivität tendenziell eher verschärft, für die damaligen Leser(innen) leichter verständlich gemacht und obendrein den in Deutschland seinerzeit bereits weit verbreiteten Antisemitismus aufs Korn genommen. Gleichzeitig hat sich Bernstein - in diesen Tagen noch weit entfernt von seinen späteren „revisionistischen" Ansichten - offensichtlich die persönliche Warnung von Friedrich Engels zu Herzen genommen, die da lautete: *„Mit ‚droit à la paresse' nehmen Sie sich in acht. Selbst den Franzosen war das stellenweise zu stark... Sehen Sie ja zu, daß Sie den Heuchlern in diesem Moment keinen wohlfeilen Vorwand geben, auch Freund B[ebel] ist in dieser Beziehung noch etwas Germane."*[27]
Mit anderen Worten: Engels rät Bernstein eindringlich, auf die Vorurteile der eigenen Klientel Rücksicht zu nehmen. Diesem Ratschlag folgt er nicht nur bei den bereits genannten Modifikationen des Textes. Er baut auch ein im Original nicht vorhandenes

---

24 Flachs-Abfall, der als Surrogat für Stopfmaterial von Polsterern verwendet wurde.
25 Paul Lafargue, Das Recht auf Faulheit, Hamburg 2001, S. 53-54.
26 Diese Abänderungen sowie die im folgenden erwähnte Auslassung sind das Herzstück der Argumentation von Ernst Benz, Das Recht auf Faulheit oder Die friedliche Beendigung des Klassenkampfes, a.a.O., S. 63-65.
27 Brief von Friedrich Engels an Eduard Bernstein, 13. November 1883, in: Karl Marx/Friedrich Engels, Werke, Band 36, Berlin 1987, S. 71-72, hier S. 72; mit Heuchlern sind laut redaktioneller Anmerkung *„die rechtsopportunistischen Elemente in der deutschen Sozialdemokratie gemeint"* (ebd., S. 754).

Zitat aus dem „Kapital" von Karl Marx quasi als ideologische Absicherung ein.[28] Und er verharmlost den gesamten Textes als *„Satire"*, obwohl das „Recht auf Faulheit" nicht dieser Gattung zugerechnet werden kann. Warum wird sofort klar, wenn man einige Meisterwerke dieses Genres geistig Revue passieren läßt: „Gargantua und Pantagruel", „Don Quijote", „Gullivers Reisen", „Candide". „Das Recht auf Faulheit" ist keine Literatur und kann schon allein deshalb nicht einer literarischen Gattung angehören. Satirische Stilmittel werden von Lafargue passagenweise nur dort eingesetzt, wo politische Akteure als lebendige Parodien ihrer selbst verunglimpft werden sollen. „Das Recht auf Faulheit" in seiner Gesamtheit ist eindeutig ein Pamphlet - nach der Definition des Duden eine *„politische Streit- und Schmähschrift"*.[29]

Aus all diesen Gründen ist jedoch ein unveränderter Nachdruck der von Bernstein modifizierten deutschen Fassung heute eigentlich nicht mehr gerechtfertigt. Bei einem solchen Nachdruck von Bernsteins Fassung wäre zumindest ein Hinweis auf die abweichenden französischen Versionen von 1880 und 1883 sowie auf die von ihm vorgenommenen Änderungen jenes Minimum an herausgeberischer Sorgfalt, das verlangt werden muß, insbesondere da seit 1988 eine geradezu vorbildliche deutsche Übersetzung der Urfassung vorliegt, die sogar über Internet abrufbar ist.[30]

Neben dieser editorischen Seriosität spricht noch ein weiteres Argument für die ausschließliche Verwendung der Urfassung bei der Neuveröffentlichungen solcher historischen Texte. Die von Bernstein bei seinen Veränderungen offenbar intendierte Lese- und Verständnishilfe ist heute völlig wirkungslos, denn für den (die) Durchschnittsleser(in) ist der Hofprediger Stöcker ein ebensolcher Unbekannter wie Bernard Garnier de Cassagnac. Die einzige wirkungsvolle Hilfestellung, die gegenwärtig vielleicht von Herausgeber(inne)n angeboten werden könnte, ist eine behutsame Modernisierung der Sprache, auf die jedoch ausdrücklich hingewiesen werden müßte; denn antiquierte Wörter wie *„Frauenbase"* oder *„zweihändige Knechte"* werden heutige Leser(innen) nur wenig amüsieren. Daß sich hinter *„Auvergnaten"* die Bewohner(innen) einer französischen Provinz verbergen und mit *„Boutiken"* alle kleinen Läden, also nicht spezielle Textilgeschäfte gemeint sind, ist mit einigem guten Willen noch zu erraten, erschwert aber unnötig den Zugang zum Text. Und warum die arbeitsamen Oberschlesier als *„Rasse"* bezeichnet werden, kann überhaupt nur verstehen, wer sich eingehender mit dem Gebrauch dieses Begriffs in Frankreich zu Ende des 19. Jahrhundert beschäftigt hat.

---

28 Paul Lafargue, Das Recht auf Faulheit, Hottingen-Zürich 1887, S. 19/20. Auf diese Weise spielt er auch die gravierenden Differenzen zwischen Marx und seinem Schwiegersohn herunter, die zu Marx' Aussage führten: *„Ce qu'il y a de certain, c'est que moi je ne suis pas Marxiste."* (diese Äußerung kolportiert Eduard Bernstein in „Aus den Jahren meines Exils", Berlin 1918, S. 228).

29 Der Larousse Classique erklärt „pamphlet" mit *„petit écrit satirique et violent"* (Larousse Classique, Paris 1951, S. 537).

30 Paul Lafargue, Das Recht auf Faulheit. Widerlegung des Rechts auf Arbeit von 1848, Ludwigshafen 1988 (Sondernummer der Schriften gegen die Arbeit; Übersetzung: Redaktion Schriften gegen die Arbeit). Der Text dieser Ausgabe ist im Internet unter folgender Adresse abrufbar: www.wildcat-www.de/material/m003lafa.htm.

Rezensionen und Hinweise

Hugo Ball, Die Folgen der Reformation. Zur Kritik der deutschen Intelligenz. Herausgegeben von Hans Dieter Zimmermann (Sämtliche Werke und Briefe. Herausgegeben von der Hugo-Ball-Gesellschaft, Pirmasens, Band 5), Göttingen: Wallstein Verlag, 2005, 526 S.

Nachdem sich Hugo Ball im Frühjahr 1917 aus dem Milieu der Züricher Dadaisten zurückgezogen hatte, wo er im „Cabaret Voltaire" mit seinen Lautgedichten die deutsche Sprache in ihren Bestandteilen vorzuführen pflegte, während zur gleichen Zeit von deutschem Geist in Stellung gebrachte Geschütze die Welt in Trümmer legten, begann im Herbst des gleichen Jahres seine Mitarbeit an der in Bern erscheinenden „Freien Zeitung", aus der schließlich jene „Kritik der deutschen Intelligenz" hervorging, mit der er den geistigen und kulturellen Ursprüngen des im Krieg kulminierenden Zerfallsprozesses auf den Grund gehen, die *„deutsche Staatsidee"* im besten Sinne denunzieren und einen über politische und soziale Änderungen hinausreichenden grundlegenden moralisch-mentalen Erneuerungsprozeß in Gang setzen wollte: *„Es ist meine feste Überzeugung, dass der Sturz der preussisch-deutschen Willkürherrschaft... nicht genügen wird, die Welt vor einem ferneren deutschen Attentat... zu schützen."* Als das Buch im Januar 1919 erschien, wurde es in Deutschland kaum zur Kenntnis genommen. Das hängt zum einen zweifellos mit dem Inhalt zusammen, der für das damalige - und manches heutige - deutsche Gemüt eine schwer verdauliche Kost bot und bietet, mag aber auch darin begründet sein, daß die „Freie Zeitung", in deren Verlag es erschien und in der vorwiegend deutsche Emigranten die deutsche Kriegspolitik und ihre Ursachen analysiert und vehement bekämpft hatten, als fremd finanziertes Organ feindlicher Mächte galt - der gemeine Nationalist mit seinem beschränkten vernunftlosen Verstand sah sich natürlich genötigt, die Autoren folgerichtig als Vaterlandsverräter anzusehen. Fünf Jahre später, Anfang 1924 begann Ball mit der Arbeit an einer Neufassung der „Kritik", die schließlich um etwa die Hälfte gekürzt und hier und dort ergänzt wurde und im Herbst des gleichen Jahres unter dem Titel „Die Folgen der Reformation" erschien; die Resonanz war durchweg negativ, insbesondere von protestantischer, aber auch von katholischer Seite. 1970 schließlich edierte der Rechtsintellektuelle Gerd-Klaus Kaltenbrunner eine um als antisemitisch eingestufte Passagen gekürzte Ausgabe der „Kritik", die in den folgenden Jahren noch zweimal neu aufgelegt wurde. Die Kürzungen erfolgten laut Kaltenbrunner auf Wunsch der Erbin Annemarie Schütt-Hennings, aber man darf durchaus annehmen, daß Balls vorgeblicher Antisemitismus den rechten Milieus gelegen kommt, da man möglicherweise glaubt, damit seiner vehementen Kritik am protestantisch-preußischen Nationalismus ein wenig Wind aus den Segeln nehmen zu können. Die jetzt vorliegende Ausgabe beider Bücher im Rahmen der „Sämtlichen Werke und Briefe" Hugo Balls bringt die Texte in der jeweils ursprünglichen Fassung, ergänzt um ausführliche Kommentare zur „Kritik", einige zeitgenössische Rezensionen, ein Register und insbesondere ein Nachwort des Herausgebers Hans Dieter Zimmermann, in dem dieser auf die Entstehungsgeschichte, die inhaltlichen Schwerpunkte und auch auf die sich im wesentlichen als haltlos erweisenden Antisemitismusvorwürfe eingeht.

Balls Exploration dessen, was als Geist von 1914 den Ideen von 1789 mit militärischen Mitteln den Garaus machen wollte und als teutonischer Ungeist in die Geschichte eingegangen ist, beginnt mit der *„Tat eines politisch und geistig gleich un-*

vollendeten Mönchs" namens Luther, der *„Deutschland von Rom (trennte)"*, mit seiner *„Busslehrenrevolte" „das Gewissen in den Schutz weltlicher Fürsten stellte"* und somit *„jenen Staats-Pharisäismus"* zu schaffen half, *„für den das Gottesgnadentum, die gottgewollte Abhängigkeit und die Phrase vom ‚praktischen Christentum' gleicherweise Symbole sind"*. Luther, so Ball, stand an der Wiege des Bündnisses *„der deutschen Bourgeoisie mit dem Feudalismus"*, er *„wurde der Prophet eines Bürgertums, das sich sein wohlbestalltes Schlaraffentum nicht verkümmern zu lassen gewillt war, und doch in geheuchelter Angst vor Gerichtstag und Abrechnung sich tiefe Verworfenheit und sündige Inferiorität suggerierte"*. Was als „Konterrevolution *gegen die christlich-kommunistischen Bauernaufstände des Mittelalters"* begann, endete als *„Heiligung des Staates durch die Christlichkeit der Knechtschaft"*, als jenes *„gute Gewissen"*, das die Deutschen *„zum geflissentlich reaktionären Volk, zu Hütern der ‚sittlichen Weltordnung' aus Gründen der Theokratie, zu Bekämpfern jeglicher Freiheitsregung aus Gründen eines verruchten, scheelsüchtigen ‚Gottesbefehls'"* machte. Nachdem mit der Augsburger Konfession von 1530, dem *„Hauptdokument des preussisch-deutschen Byzantismus"*, die *„im Namen Gottes den Absolutismus (sanktionierte)"* und *„durch Verleihung der höchsten geistlichen Würde an den Landesvater so viele protestantische Päpste ein(setzte), als es protestantische Fürsten gab"*, der Protestantismus zu einer spezifisch deutschen Variante von Theokratie geadelt und zum *„Geschäftsträger für die diplomatischen Beziehungen preussischer Kaiser zum lieben Gott"* geworden war, bedurfte es in der Folgezeit nur noch hingebungsvoller Ideologen, die dieses theokratische Bündnis zwischen lutheranischem Protestantismus und preußischem Staat, zwischen Religionsphilosophie und Militarismus auf je zeitgemäße Manier abzusegnen bereit waren. Die diesbezüglichen Chefideologen fanden sich zum einen im weltläufigen Kosmos des deutschen Idealismus, zum anderen aber auch im Reich des deutschen Staatssozialismus. Im Anschluß an Luther ist es der dem Geist des Protestantismus entsprungene deutsche Idealismus, der, ohne rechten Anschluß an die westeuropäische Aufklärung zu finden, dem geheiligten *„Staatslutheranismus"* seine philosophische Würde verlieh. Kant, so Ball, *„war der zweite Deutsche nach Luther, der das Gewissen verriet; so sublim und abstrakt und so dunkel, dass es gewitzigter Sinne bedarf, hier noch die Urschrift zu lesen. Kant hob die preussische Knutung zur Metaphysik."* Seine Zuständigkeit für die *„intelligible Freiheit"* fand je nach Umständen ihre Grenzen in der *„praktischen Vernunft"* der preußischen Könige; wenn es in deren praktischem Interesse war, wurde Schweigen auch für Kant zur *„Untertanspflicht"* und die Frage, ob *„sich hinter der Kant'schen Moralmaxime nicht ebenso Friedrich Wilhelms Knutenregiment wie Friedrichs Pflichtideal im kategorischen Imperativ"* verbirgt, erweist sich insofern als bloß rhetorische. Seine Apotheose fand der preußische *„Staatslutheranismus"* schließlich in Hegel; dieser war, so Ball, *„als Privatmann ein ziemlich lächerlicher Kleinbürger aus Schwaben"* (was den heutigen Zeitgenossen an jene „Krawallschwaben" erinnert, die einen nicht unerheblichen Teil der Berliner Linken seit etwa 1968 ausgemacht und zu deren inferiorem Sendungsbewußtsein beigetragen haben). Um sich aus dieser dumpfen Umgebung zu erheben, *„griff Hegel zur ‚Weltseele' und liess sie sich mittels These, Antithese und Synthese zum Selbstbewusstsein des preussischen Untertanen und Staates hinaufentwickeln"*. *„In der ‚Weltseele'"*, so erläutert Ball weiter, *„war ein Gott-Ersatzmittel gefunden von erklecklicher Würde. Hegel setzte seine Weltseele bei Adam und Eva in eine Art Krankenfahrstuhl, gab ihr These und Antithese als zwei Hebel in die Hände und liess sie in der Synthese sich fortbewegen. Er nannte das die ‚Fortbewegung der*

reinen Vernunft vom An-sich durch das Für-sich zum An-und-für-sich'. Den zurückgelegten Weg nannte er Prozess oder Fortschritt. Nach Verlauf von einigen tausend Jahren kam die Weltseele in Berlin an und die Studenten jubelten ihr zu, als sie im Königlichen Palais abstieg. Herr Professor Hegel aber, als dem Erfinder dieser Maschine, brachten die Studenten einen Fackelzug." In Bismarck schließlich gewann der preußische *„Staatslutheranismus"* jene Durchschlagskraft, die im Gefolge der Reichsgründung und der dadurch entfachten Großmachtphantasien zum Weltkrieg führte: *„Das Aufkommen Bismarcks bedeutete die Vorbereitung des dritten und letzten Einbruchs teutscher Barbarei in die romanische Zivilisation: den Weltkrieg von 1914."* Im Innern konnte Bismarck mit seiner *„berühmte(n) Sozialgesetzgebung, einer der grössten und verhängnisvollsten Korruptionsversuche aller Zeiten"*, an die von den Autoritäten Marx und Lassalle *„als Staatsdoktrinäre und Wissenschaftsabsolutisten Hegel'scher Provenienz"* geförderte Staatsgläubigkeit einer Sozialdemokratie anschließen, die sich darauf kapriziert hatte, alles, was über ihren staatlich beschränkten Horizont hinausreichte, als utopisch zu denunzieren und in der *„Auslieferung der sozialen Idee an den messianisch unsozialen, preussisch-deutschen Gewalt- und Erfolgsstaat"* ihre eigentliche Bestimmung gefunden hatte, von der sie noch heute lebt.

In der „Kritik" ging es Ball angesichts des Krieges um jene spezifisch protestantisch-preußisch-deutsche Tradition, die diesen Krieg zu verantworten hatte, jene *„verderbliche, staatspragmatisch gerichtete protestantische Filiation, als deren Hauptvertreter Luther, Hegel und Bismarck"* erscheinen. Im Blickfeld hatte Ball darüber hinaus jedoch jegliche *„Verbindung von Religion und Staat"*, jegliche *„göttliche Sanktionierung der Autokratie"*, jegliche *„Ideenverwaltung durch eine wilde Staatsautorität"*. *„Der Protestantismus ist eine Irrlehre"*, so sein Resümee, *„eine Irrlehre ist der Katholizismus, der sich auf der Erde etabliert."* Somit *„(würde) eine Vervollständigung der Kritik des theokratischen Systems der Mittelmächte ergeben, dass die Schuldfrage in letzter Instanz sich gegen das Papsttum richtet, als gegen das letzte Refugium militärischer Bevormundungssysteme, die auf die Gottesweihe und Gottesstellvertreterschaft sich berufen."*

Im Vorwort der „Kritik", datiert auf den 24. Dezember 1918, hatte Ball die Hoffnung ausgesprochen, *„das neue Ideal außerhalb des Staates und der historischen Kirche in einer neuen Internationale der religiösen Intelligenz zu begründen"*, die sich - so hieß es im Nachwort - *„gegen den theokratischen Anspruch jeder Staatsmetaphysik"* richten sollte und *„nur möglich"* sein würde, *„wenn der protestantisch-katholische Gottes- und Despotenstaat mit seiner wirtschaftlichen Stütze, einer zuchtlosen Finanz, und seiner theologischen Stütze, dem unfehlbaren absolutistischen Papsttum, hinweggeräumt ist"*. Dies alles sollte sich nicht erfüllen. Für sich persönlich mag Ball in der Tradition der gegen die Staatsfetischisten protestantischer oder sozialistischer Provenienz erinnerten Revolutionäre Thomas Münzer, Wilhelm Weitling und Michail Bakunin trotz seiner Rückkehr in den Schoß der katholischen Kirche dieses Ideal gefunden haben, als „Internationale" aber ließ es sich nicht verwirklichen; einer seiner intimeren Bekannten aus diesen Jahren, Carl Schmitt, dessen „Politischer Theologie" Ball einen wichtigen, im „Hochland" veröffentlichten Text gewidmet hatte, und der sich gegen die Veröffentlichung der „Folgen der Reformation" aussprach, sollte zum Diener des schrecklichsten Staates des an schrecklichen Staaten nicht armen Deutschlands werden. 1924 war eine Kritik des praktischen Ungeistes des preußisch-protestantischen *„Staatslutheranismus"* noch weniger opportun als es 1919 gewesen war. Gerhard Ritter, der aufstrebende protestantische Nationalhistoriker, las die „Folgen der

Reformation" - völlig zurecht - als *„Lästerung unserer nationalen Geschichte"*; Jahrzehnte später attackierte Ritter seinen Zunftgenossen Fritz Fischer, als dieser mit den nationalprotestantischen Illusionen im Hinblick auf die Ursachen und die Verursacher des Ersten Weltkrieges aufzuräumen begann und somit nicht nur die geschichtsvergessenen Historiker, sondern auch die Öffentlichkeit zumindest ansatzweise indirekt mit alten Erkenntnissen Hugo Balls bekannt machte. Eben zu dieser Zeit begann eine fortschrittlicher gesinnte nationalprotestantische Geschichtsmetaphysik mit einer Erweiterung ihres personellen Reservoirs, indem sie die ehemals als „vaterlandslose Gesellen" gescholtenen Sozialdemokraten, die sich in den Nachkriegsjahren aus eigenem innerem Antrieb selbst gesäubert hatten, in ihren nationalen Kosmos aufnahm - quasi als Ersatz für jene, die in den tausend Jahren zwischen 1933 und 1945 einem katholischen Provinzpolitiker aufgesessen waren und nicht mehr repräsentabel schienen. Diese aus nationalprotestantischer Sicht vorerst als verloren anzusehenden Jahre zum einen und zum anderen die verzweifelten Versuche der in den östlich der Elbe gelegenen protestantischen Stammlanden vier Jahrzehnte regierenden Realsozialisten, Anschluß an die protestantische Nationalgeschichte zu finden, müssen vorerst noch als historische Leerstellen angesehen werden, deren Eingliederung in eine nationalprotestantische Genealogie es noch einiger Geschichtsmetaphysiker bedürfen wird - aber, man darf sich dessen sicher sein, sie arbeiten daran, denn es wächst zusammen, was zusammengehört. Ball war bereits 1927 gestorben; *„die Welt vor einem ferneren deutschen Attentat... zu schützen"*, hatten seine Schriften nicht vermocht. Aber sie hatten Einsichten vermittelt, an denen sich die für die Thematiken zuständigen diversen akademischen Milieus noch Jahrzehnte später schweren Herzens abarbeiten: *„Das Totschweigen der ‚Kritik der deutschen Intelligenz' von Hugo Ball"*, so schließt Hans Dieter Zimmermann sein Nachwort, *„hat ebenso eine selbsterhaltende Funktion für die akademische Intelligenz: an diesem Text könnten ihre eigenen Einsichten gemessen werden."*

Wolf Raul

Wolfram Pyta, Hindenburg. Herrschaft zwischen Hohenzollern und Hitler, München: Siedler Verlag, 2007, 1117 S.
Jesko von Hoegen, Der Held von Tannenberg. Genese und Funktion des Hindenburg-Mythos, Köln/Weimar/Wien: Böhlau Verlag, 2007, 475 S.

In gewissen fortschrittlichen, vorwiegend also protestantischen Milieus Deutschlands war und ist man teilweise immer noch der Überzeugung, daß die Ernennung eines scheinbar obskuren Katholiken aus der österreichischen Provinz zum deutschen Reichskanzler durch den Reichspräsidenten Paul von Hindenburg diesen zum Hauptverantwortlichen für das in dieser fortschrittlichen Sicht nationale Unglück gemacht habe, das jener Katholik über das deutsche Volk gebracht habe; eine Sicht übrigens, die auch in linken Milieus weit verbreitet war und ist. Solcherlei Personalisierungen machen stutzig; unabhängig davon, daß die Geschichtsschreibung sich in methodischer Hinsicht schon längst von solcherlei Heldengeschichtsschreibung, der zufolge große Männer große Geschichte im positiven oder negativen Sinne machen, verabschiedet hat, erwecken sie den Verdacht, daß diejenigen, die sich hinter solchen großen Gestalten in welcher Weise auch immer verstecken, etwas zu verbergen haben.

Die politische Karriere Hindenburgs ist in der Tat in höchstem Maße erstaunlich. Nachdem er seine erfolgreiche militärische Laufbahn bereits beendet hatte und seit dem März 1911 ein geruhsames Leben als Pensionär führte, ließ er sich zu Beginn des

Ersten Weltkrieges im Alter von fast 67 Jahren reaktivieren und wurde Ende August 1914 als Sieger der Schlacht von Tannenberg zum gefeierten Helden der Nation. Hindenburg hatte sehr schnell begriffen, daß er zur Projektionsfigur nicht nur eines euphorisierten Siegeswillens, sondern auch jener Sehnsucht nach einer nationalen Einheit geworden war, die Kaiser Wilhelm II. bei Ausbruch des Krieges mit seiner Beschwörung einer klassenlosen Gesellschaft zum Ausdruck gebracht hatte. Insbesondere hatte der bis dahin politisch nicht aktive und keiner Partei angehörende Hindenburg begriffen, daß er als solche Projektionsfigur auch aktiv und gestaltend ins politische Geschehen eingreifen konnte oder den Umständen entsprechend auch eingreifen mußte, wobei das höchste Ziel dieses politischen Eingreifens auch in seiner Sicht immer in der Wahrung oder gegebenenfalls Wiederherstellung einer zumindest ideologisch funktionierenden klassen- und schichtenübergreifenden nationalen Einheit bestand. Insofern er selbst in weiten Kreisen der Bevölkerung als personifiziertes Symbol dieser nationalen Einheit anerkannt und entsprechend idealisiert wurde, war es nur konsequent, daß er schon bald alles daran setzte, diese Rolle als Symbol der nationalen Einheit nicht nur passiv zu spiegeln, sondern auch aktiv, unter gezieltem Einsatz der seinerzeit zur Verfügung stehenden Medien, auszufüllen.
Die wilhelminische Gesellschaft war auf der einen Seite in ökonomischer und soziokultureller Hinsicht zwar zweifellos in soziale Klassen und Schichten gespalten, auf der anderen Seite jedoch wurde diese soziale Fragmentierung überlagert von einer durch die erst einige Jahrzehnte zurückliegende Reichseinigung fundierten und durch den Krieg extrem verstärkten politischen Deutungskultur, in deren Zentrum die Nation und deren Einheit stand. Die Nation war über alle ansonsten trennenden Aspekte der unterschiedlichen soziokulturellen Milieus hinweg das Element, das insbesondere in der Kriegssituation jene Gemeinschaft herstellte oder herstellen sollte, zu der nunmehr auch die zuvor als „vaterlandslose Gesellen" oder als Ultramontane aus dem nationalen Verband Ausgeschlossenen oder allenfalls am Rande Geduldeten gehören durften. Indem Hindenburg *„in die symbolische Funktion eines Repräsentanten"* der national fundierten und dadurch milieuübergreifend funktionierenden Deutungskultur *„zu schlüpfen vermochte"*, wurde, so Pyta, ein Prozeß in Gang gesetzt, *„in dem Hindenburg einerseits tiefsitzende kulturelle Erwartungshaltungen in der deutschen Gesellschaft aufsaugt(e), andererseits eine aktive Rolle bei der Produktion symbolischer Wahrnehmungsmuster spielt(e)"*. Damit Hindenburg diese *„Doppeleigenschaft als Symbol und politischer Akteur"* zugesprochen werden konnte, damit er das Doppelspiel zwischen *„symbolisierende(r) Politikrepräsentation"* und *„symbolische(r) Politikinszenierung"* spielen und auch selbst gestalten konnte, damit diese auf einer *„dynamischen Wechselbeziehung zwischen kulturell fest verankerten ‚Leitideen' und einer diese verkörpernden Person"* basierende charismatische Herrschaftsform tatsächlich funktionieren konnte, bedurfte es jedoch spezifischer *„politische(r) Rahmenbedingungen"* dergestalt, *„daß eine symbolische Beauftragung durch die Gesellschaft als Legitimationsgrundlage für politische Richtlinienkompetenz ausreicht"*. Eine solche Situation war in Deutschland tatsächlich gegeben: Einem schwachen, von Hindenburg als Chef der Obersten Heeresleitung symbolisch und schließlich auch politisch an den Rand gedrängten Kaiser, der eher den Verfall und die Durchsetzungsschwäche des monarchischen Prinzips repräsentierte, korrespondierte ein gegenüber westlichen Gesellschaften unterentwickelter und unausgereifter Parlamentarismus und eben dieses *„Zwischenstadium... bot ein hervorragendes Experimentierfeld für einen solchen Transfer symbolischer Kompetenz in herrschaftliche Befugnis"*.

Mit der Revolution von 1918/1919, der Abschaffung der Monarchie und der Etablierung eines parlamentarischen Regierungssystems, so sollte man annehmen, war dieses *„Zwischenstadium"* beendet. Als Hindenburg nach dem Tod des ersten Reichspräsidenten Friedrich Ebert erneut sein Pensionärsdasein aufgab und mit den Stimmen der Konservativen und der politischen Rechten zu dessen Nachfolger gewählt wurde, stand er vor einem Dilemma, das erst nach seiner Wiederwahl im Jahre 1932 - diesmal vorwiegend mit den Stimmen der sich zum Weimarer Staat bekennenden republikanischen und linken Demokraten - angesichts der parlamentarischen Lähmung wirklich manifest werden sollte. Die Tatsache, daß der parteilose Hindenburg 1925 zum Reichspräsidenten gewählt wurde, beruhte zweifellos auf dem von seiner Person weiterhin ausstrahlenden Charisma, zugleich aber hatte er damit ein legales, in das parlamentarische Institutionengeflecht eingebundenes Amt inne, so daß sich zwischen diesen beiden Aspekten fast schon notwendigerweise eine Spannung ergab. *„Die Doppelstruktur seiner späteren Herrschaft als Reichspräsident und Charismatiker in Personalunion hat dazu geführt"*, so Pyta, *„daß Hindenburg heftige Kämpfe mit sich selbst austrug, welches von den beiden herrschaftsfundierenden Prinzipien den politischen Ausschlag geben sollte."* Hindenburg war zweifellos kein Demokrat im republikanischen Sinne, sondern ein bekennender Rechter, der den Traum einer nationalen Einheit im Sinne *„eines homogenen politischen Körpers"* nie aufgegeben hatte. Am Ende hat er die Möglichkeiten, die das Reichspräsidentenamt durchaus bot, nicht ausgeschöpft, es gab Angebote, Vorschläge und Ideen aus den Kreisen um Kurt von Schleicher und Carl Schmitt, die sich am Rande der Legalität bewegten oder diese auch überschritten. *„Hindenburgs Interesse am Fortbestehen seines Mythos"*, so Pyta, hat *„sein Handeln als Reichspräsident so überlagert, daß er die Möglichkeiten des Reichspräsidenten nicht ausschöpfte, weil sie dem Mythos abträglich waren."* Es mag aber auch sein, daß er diese Möglichkeiten am Rande der Legalität nicht ausschöpfte, weil er seinen Mythos nicht durch Überschreitung der Legalität beschädigen wollte und weil ihm an einem noch so labilen Gleichgewicht zwischen Mythos, Charisma und Legalität gelegen war. Er hat schließlich, eingebunden in die durchaus verworrene Situation im Januar 1933 und beeinflußt von Franz von Papen, die Wahl getroffen und im Glauben, in diesem einen seiner Nachfolge würdigen Charismatiker gefunden zu haben, Hitler zum Reichskanzler ernannt. Damit hatte er sich, so Pyta, *„für die charismatischen Ursprünge seiner Herrschaft und gegen die Ausschöpfung der Möglichkeiten des Reichspräsidentenamtes entschieden"*. Es ist müßig zu fragen, ob er wußte oder auch nur ahnte, was kommen würde; die Führung der KPD war seinerzeit der Überzeugung, daß die Nationalsozialisten nach einem Jahr abgewirtschaftet hätten und dann ihre Zeit gekommen sei und große Teile der deutschen Bevölkerung, die nationalsozialistisch gewählt hatten und damit das kommende Unheil erst heraufbeschworen hatten, glaubten sich am Ziel oder auch Beginn einer nationalen Neuerfindung. Die Republik ist nicht von Hindenburg verloren worden, sie ist von den vorwiegend im protestantischen Deutschland gewählten Nationalsozialisten, von der politischen Rechten und von den konservativen Eliten zerstört worden und sie ist von den republikanischen Demokraten und der politischen Linken nicht gerettet worden.

In 37 Kapitel und zwei Exkursen hat Pyta eine Biographie Hindenburgs vorgelegt, die erheblich mehr ist als nur eine Lebensbeschreibung und als Beitrag zu einer Geschichte durchaus spezifischer deutscher Mentalitäten und spezifischer deutscher Politikformen gelesen werden kann. Hindenburgs ungewöhnliche politische Karriere läßt sich nur im Kontext einer Gesellschaft verstehen, deren tragende Schichten - im Ver-

gleich etwa zu England, Frankreich oder den USA - über keinerlei oder bestenfalls marginale demokratische Traditionen verfügten. Der Wandel zum parlamentarischen Regierungssystem der Weimarer Republik wurde von breiten Bevölkerungsschichten, insbesondere den Konservativen und Rechten, nicht mitgetragen und sie wurde von dieser Seite aus von vorneherein bestenfalls als Republik auf Abruf akzeptiert. Der von Bismarck auf kriegerischer Basis errichtete kleindeutsch-preußisch-protestantische Obrigkeitsstaat, der seine innere Stabilität und das, was man nationale Identität zu nennen pflegt, auch durch praktische und ideologische Exklusion großer Bevölkerungsgruppen (rote Internationale: Sozialdemokraten; schwarze Internationale: Katholiken; goldene Internationale: Juden) gewonnen hatte, hatte zugleich jenen Mythos nationaler Einheit begründet, auf dessen Hintergrund Hindenburg auf der Basis von Zuschreibungen seitens der Bevölkerung und aktiver Annahme und Ausgestaltung dieser Zuschreibungen in die Rolle eines charismatischen nationalen Symbols hineinwachsen konnte, die mit demokratischer Legitimation nichts zu tun hatte; seine Wahl zum Reichspräsidenten war in dieser Hinsicht eine zeitgemäß angebrachte Bestätigung dieser Rolle. Deren Übertragung auf Hitler hatte von daher nichts damit zu tun, daß Hindenburg trotz seiner anfänglich heftigen Abneigung gegenüber Hitler zum Nationalsozialisten oder zum rassistischen Antisemiten geworden war; Nationalsozialist ist er zweifellos nie gewesen und auch nicht geworden und Antisemit ist er vermutlich in jener für seine soziale Herkunft tradierten Manier gewesen, wie es Stephan Malinowski in seiner großen Studie „Vom König zum Führer. Deutscher Adel und Nationalsozialismus" analysiert hat. Die am sogenannten „Tag von Potsdam" symbolisch in Szene gesetzte Anerkennung Hitlers als Nachfolger Hindenburgs war in dieser Hinsicht der Versuch einer Tradierung und Aktualisierung des von Bismarck geschaffenen oder ihm zumindest zugeschriebenen Mythos von der nationalen Einheit des deutschen Volkes. Aber auch unter dem neuen Charismatiker war diese nationale Einheit und Identitätsstiftung offensichtlich nur um den Preis einer Exklusion in radikalisierter Manier zu haben. Dem Projekt „Endlösung der Judenfrage" sollten laut Protokoll der Wannsee-Konferenz europaweit elf Millionen Juden zum Opfer fallen; in der Mordzentrale, dem Reichssicherheitshauptamt, waren zahlreiche promovierte und von ihrer Aufgabe völlig überzeugte und entsprechend engagiert zur Tat schreitende Akademiker aus besserer Gesellschaft mit der Umsetzung dieses nationalen Programms beschäftigt. Mit den Katholiken hatte es einen zu deren ewiger Schande halbwegs funktionierenden Kompromiß gegeben, Sozialdemokraten und Kommunisten wurden verfolgt und ermordet. Nach Kriegsende, nach der Zerschlagung Preußens, des Staat gewordenen Untertanengeistes, wurde es merkwürdigerweise als Aufgabe der Sozialdemokraten (Kommunisten blieben weiterhin, im Gegensatz z.B. zu Frankreich oder Italien, verfolgt und ausgeschlossen) und Katholiken angesehen, der Träger der demokratischen Weimarer Koalition also, sich in die neue Demokratie zu integrieren, während die Rückkehr emigrierter Juden weitgehend unerwünscht war.

Hinzuweisen bleibt noch auf die Arbeit Jesko von Hoegens, eine von Pyta betreute Dissertation, die sich mit der Entstehung, der Entwicklung und Ausgestaltung sowie der Funktion des Hindenburg-Mythos beschäftigt. Nicht nach der Person Hindenburgs wird gefragt, sondern danach, *„wie sich die deutsche Gesellschaft* ihren *Hindenburg zurechtgeformt und wie sie ihn nach ihrem Bilde modelliert hat"*. Auch von Hoegen kommt zu dem Ergebnis, *„daß die Stilisierung Hindenburgs zu einem 'Symbol der Einheit' das Grundbedürfnis der deutschen Gesellschaft nach Integration wiederspiegelte"*, wobei dieses Grundbedürfnis ein durchaus milieuübergreifendes war, auch

wenn es zu unterschiedlichen Zeiten in sozialdemokratischen, kommunistischen oder nationalsozialistischen Milieus nicht unbedingt von Hindenburg abgedeckt wurde. Der unverzüglich nach der „Schlacht von Tannenberg" entstandene, von Hindenburg selbst aufgegriffene und in der Folgezeit mit allen zur Verfügung stehenden medialen Mitteln ausgebaute Mythos hat alle politischen Krisen, insbesondere die der Nachkriegsjahre, überlebt, konnte jedoch nach Hindenburgs Wahl zum Reichspräsidenten nicht in eine eigenständige republikanische Symbolpolitik eingebunden werden. Der Hindenburg-Mythos, so von Hoegen, *„bildete einen ‚unechten' Integrationspunkt außerhalb des konkreten Staates, einen trügerischen Ersatz für eine identitäts- und damit einheitsstiftende republikanische Nationalsymbolik... und ist damit als kaum zu unterschätzender Faktor des Auflösungsprozesses der Weimarer Republik anzusehen"*. Auf die von den konservativen und rechten politischen Eliten 1933 gewünschte und durchgesetzte Einbindung des Hindenburg-Mythos in das nationalsozialistische Regime folgte im Jahre 1945 schließlich der gemeinsame Untergang.

Karl Andres

Eva Maria Ziege, Mythische Kohärenz. Diskursanalyse des völkischen Antisemitismus, Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft, 2002, 301 S.

Die Radikalisierung des völkischen Spektrums in der Weimarer Republik und der Stellenwert des Antisemitismus für dessen Ideologie und Praxis finden in der historischen Forschung vermehrt Beachtung. Bislang wird der Antisemitismus häufig mit zwei Argumenten klein geredet. Zum einen wird darauf verwiesen, daß die völkische Agitation in etlichen Fällen ohne die explizite Stigmatisierung ‚des Juden' auskam. Dadurch sei Distanz zum Radauantisemitismus der NSDAP hergestellt worden. So schreibt Stefan Breuer in seiner „Anatomie der konservativen Revolution", Ernst Jünger habe dem Antisemitismus trotz der von ihm gedachten *„virtuellen Ausmerzung"* der Juden keinen zentralen Platz in seinem Denken eingeräumt. Zusätzlich wird allgemein darauf verwiesen, daß die nationalsozialistische Bewegung trotz und nicht wegen ihres Antisemitismus die Macht erlangt habe, denn sie habe den Antisemitismus vor der Machtübernahme gedrosselt.

Neuere diskurswissenschaftlich orientierte Untersuchungen beschränken sich nicht wie Breuer darauf, die eindeutigsten antisemitischen Äußerungen anzuführen. Sie fördern den Antisemitismus auch in Texten zu Tage, die nur kursorisch die *„Judenfrage"* zum Thema haben, nichtsdestotrotz von einem Dualismus „Wir/ Jude" bestimmt sind. Eva Maria Ziege untersucht in ihrer Dissertation „Mythische Kohärenz. Diskursanalyse des völkischen Antisemitismus" die Publizistik des völkischen Spektrums der zwanziger und dreißiger Jahre in Deutschland. Der völkische Diskurs ist ihr zufolge trotz aller inhaltlichen Widersprüche fundamental antisemitisch: *„Trotz seiner wirren Widersprüchlichkeit blieb er stets kohärent. Dies war indes keine rationale, sondern eine mythische Kohärenz, die aus einem Netz teils offener, teils verborgener Entsprechungen entstand. Aus den inneren Widersprüchen folgte eine Radikalisierung des Antisemitismus, ein Prozeß des nicht mehr Haltmachenkönnens, der die Vernichtung der Juden regelrecht ‚erzwang'."* Dabei ergebe sich die zentrale Botschaft der Texte der völkischen Autor(inn)en aus diversen Begriffspaaren. Das negative Bild „des Juden" resultiere nicht aus pejorativen Zuschreibungen, sondern aus der Addition der (jeweils für sich harmlos erscheinenden) Begriffe der anderen Seite der Begriffspaare. Ziege decodiert zum ersten die Begriffspaare im Text, zum zweiten untersucht sie chronologisch die Radikalisierung des Diskurses. Neben der Nutzung von Theoriefragmenten

von Jürgen Link und Roland Barthes bedient sie sich dabei der Feldanalyse Pierre Bourdieus.
Zu Beginn analysiert Ziege Textfragmente aus zwei Standardwerken, dem „Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene" (1921) von Baur/Fischer/Lenz und aus Hans F.K. Günthers „Rassenkunde des deutschen Volkes" (1922). Der „Grundriß" wurde zu einem Zeitpunkt veröffentlicht, als eine aufstrebende Gruppe der Bildungselite den Rassebegriff von einem Begriff des „Alltagswissens" zu einer Wissenschaft erhöhte. Ziege widerlegt den Eindruck, die Autoren würden in der Beschreibung der jüdischen Rasse keine negativen Stereotype auflisten, somit wissenschaftlich und neutral schreiben. Indem sie die Gegensatzpaare zuordnet, kann sie eine zweite Ebene der Beschreibung aufdecken, in der *„Jude"* mit den Begriffen *„zerstören"*, *„abstrakt"*, *„Zivilisation"* und anderen assoziiert ist.
Im zweiten Teil des Buches analysiert Ziege von Frauen geschriebene Texte aus den Jahren 1933/34: Lydia Gottschewskis „Männerbund und Frauenfrage. Die Frau im neuen Staat", einen Text von Margarete Kurlbaum-Siebert aus dem Sammelband „Deutsche Frauen an Adolf Hitler" und Texte aus Charlotte Köhn-Behrens' „Was ist Rasse? Gespräche mit den größten deutschen Forschern der Gegenwart". Lydia Gottschewski nahm, obwohl der völkischen Bewegung und nicht der alten Frauenbewegung zugehörig, feministische Impulse auf. Dem männlichen Übergewicht, wie es der Diskurs über den Männerbund fordert, setzte sie die mythische Einheit in Ehe und Volk entgegen. Die Ambivalenz des Textes entstand dadurch, daß sie die Attacke der Männerbündler gegen die alte Frauenbewegung befürwortete. Diese Ambivalenz löste Gottschewski geradezu klassisch auf, indem sie die Übersteigerung der männerrechtlichen Bewegung einem Juden zuschrieb, nämlich Otto Weininger, Autor von „Geschlecht und Charakter". Die erlösende Einheit erforderte für sie die Exklusion des Juden aus der Gemeinschaft. Diese Wahnidee vertrat auch Kurlbaum-Siebert, allerdings ungleich drastischer und noch offener apokalyptisch, projektiv schon in der Form, einer gebetsähnlichen Bitte an Adolf Hitler.
In einem Interview von Köhn-Behrens mit dem Leiter des nationalsozialistischen „Amtes für Sippenforschung" finden sich für Ziege die Spezialdiskurse aufgehoben. Zahlreiche Stilmittel und Codes der bisher analysierten Texte wurden hier aufgenommen: Populäre Sprache bei Betonung der wissenschaftlichen Autorität; apokalyptische Vision, die in der Drohung von *„Ausmerze"* und *„Auslese"* gegenüber den Juden mündet und schließlich das Bild der *„degenerierten"* Frau, dessen Gegensatz die Perspektive der rassischen Hochzüchtung ist. Die Schlußfolgerung, derzufolge *„die jüdische Ausmerze eine Notwendigkeit (ist)"*, war für Ziege sagbar geworden durch die vorangegangenen Euphemisierungsstrategien und durch die Radikalisierung des Diskurses selbst.
Methodisch folgt Ziege neben der Diskursanalyse den Methoden, die Pierre Bourdieu in seinen Feld- und Sprachanalysen entwickelte. Mit Hilfe dieser Methoden ist es möglich, inhaltliche Radikalisierungen zur jeweiligen Position im Feld in Beziehung zu setzen. Ziege kommt tatsächlich zu dem Befund, daß eine Verstärkung der antisemitischen Aussage bei Autor(inn)en auftritt, die in Konkurrenz und Widerspruch zueinander stehen. Allerdings eignet sich Bourdieus Methodologie weniger dazu, längerfristige historische Linien (wie die Tradition völkischen Denkens) zu untersuchen. Das zeigt sich bei Zieges historischer Einordnung des völkischen Denkens. Der völkische Diskurs wird von ihr in der zeitlichen Nachfolge der Antisemitenparteien des Kaiserreichs verortet. Die Selbstbezeichnung als „Antisemit" verschwand und wurde durch

die Selbstetikettierung „völkisch“ ersetzt. Hier umgeht Ziege ein Problem. Indem sie *völkisch* einfach mit *antisemitisch* gleichgesetzt, mißachtet sie, daß das völkische Denken in Deutschland mehrere Jahrzehnte vor dem Antisemitismus entstand.
Ziege verzichtet mit Bourdieu darauf, die Spezifika des deutschen Weges zu berücksichtigen. Die Übertragung der Bourdieuschen Axiome auf die deutschen Zustände ist zusätzlich deswegen problematisch, weil das Selbstverständnis der Intellektuellen in Frankreich sich seit der Dreyfusaffäre von dem in Deutschland unterschied und weil es eine so weitgehende „Autonomie“ des literarischen Feldes in Deutschland nicht gab. Somit verweist Zieges Untersuchung auf weiterreichende methodische Fragen; zudem fehlt eine gründlichere Einordnung in die Ideologiegeschichte. Ansonsten ist Eva-Maria Zieges Analyse völkischer Texte ergiebig. Sie rückt Texte in den Mittelpunkt, deren antisemitischer Gehalt bisher ungenügend beachtet worden ist. Von Bedeutung ist auch, daß sie die Grenzzone von wissenschaftlicher und populärer Textproduktion ins Auge faßt. Einer derart gründlichen Sprachkritik hätte man allerdings eine weniger szientifistische Schreibweise gewünscht.

Thomas Käpernick

Bernd Wedemeyer-Kolwe, „Der neue Mensch”. Körperkultur im Kaiserreich und in der Weimarer Republik, Würzburg: Königshausen & Neumann, 2004, 519 S.

Obwohl das Wort Lebensreformbewegung in der Gegenwart kaum gebraucht wird, kann man durchaus die Meinung vertreten, daß wir mit dem leben, was es meint. Die Zahl der Wissenschaftler, die ihre Sprache in ihren Familien oder in informellen Gesprächen mit Kollegen benutzen, ist unmöglich zu überblicken. Ihre Rhetorik wird doch plötzlich sichtbar, wenn in wissenschaftlichen Publikationen von holistischer Natur und kosmischer Harmonie nicht im Sinne von Konstruktionen, sondern von ahistorischen Fakten die Rede ist. In diesem Kontext kritisch über die Lebensreformbewegung zu schreiben, kommt einem politischen Akt gleich, der tief verwurzelte und unüberprüfte moderne Überzeugungen in Frage stellt. Heutzutage dürfte die Zahl der Gläubigen die der Kritiker übertreffen: das Gebiet ist erschreckend wenig erforscht.
Wedemeyer-Kolwes wissenschaftliche Arbeit über die Lebensreformbewegung, eine überarbeitete Fassung seiner Habilitationsschrift an der Georg-August-Universität Göttingen, ist zuerst und vor allem eine Geschichte der Institutionen eines bedeutenden Teils der deutschen Lebensreformbewegung: der Organisationen, Siedlungen, Schulen, Sanatorien und Ferienheime, die den Anspruch erhoben, den menschlichen Körper zu verschönern oder manchmal gar zu perfektionieren. Unglücklicherweise sind zahlreiche Quellenmaterialien zu diesem Themenkomplex wie z.B. Rundschreiben oder Broschüren verloren gegangen und in solchen, die noch vorhanden sind, wurde vieles nicht mitgeteilt. So wurde in Kraftsportzeitschriften beispielsweise darauf hingewiesen, wenn neue Sportstudios eröffneten, aber selten, wenn sie schlossen. Von daher ergeben sich in Wedemeyer-Kolwes Gesamtüberblick unvermeidliche Lücken, aber seine Arbeit ist nichtsdestotrotz bemerkenswert detailliert. Er hat zwecks Informationen über sowohl lokale als auch darüber hinausreichende Institutionen eine beeindruckende Menge von schwer aufzufindender Gebrauchsliteratur gesichtet, darunter Werbeprospekte, Postkarten, Anzeigen, Buchkritiken, Ratgeberkolumnen sowie Fotos, die den körperlichen Zustand angeblich vor und nach den Aktivitäten in einem Bodybuilding-Studio zeigen. Die Tatsache, daß er mit einem Großteil seiner Untersuchungen neue Felder betritt, ist ein guter Hinweis darauf, daß die Erforschung dieses The-

menkomplexes sich in einem Anfangsstadium befindet. Wie Wedemeyer-Kolwe zurecht bemerkt, haben Historiker, die sich mit Sport und Tanz beschäftigten, nur einige Aspekte jenes Teils der Lebensreform ins Auge gefaßt, mit dem er sich beschäftigt, und Religionshistoriker haben ihn erst gar nicht ernst genommen. Seine Buch ist eine Pionierarbeit und zweifellos für jeden von Nutzen, der sich für die Geschichte von Tanz, Gymnastik, Nudismus, Yoga, Fitneß und Esoterik in Deutschland bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs interessiert (es gibt ein kurzes Kapitel zur nationalsozialistischen Zeit, das im Titel des Buches übergangen worden ist). Besonders wertvoll ist der umfangreiche Abschnitt über Bodybuilding: Studios, Vereinigungen, Wettbewerbe, Kurse und Ausrüstungen. Allerdings werden die Begriffe „Bodybuilding" und „Fitneß" von Wedemeyer-Kolwe wiederholt benutzt, ohne genügend zu erklären, inwieweit diese Wörter zu dieser Zeit in Deutschland verwendet wurden.

Auch wenn die neuen städtischen Mittelschichten im Zentrum der Studie stehen, wird der Anteil anderer Gruppen an der Lebensreformbewegung nicht ignoriert. Einige der faszinierendsten Passagen beschäftigen sich mit der Art und Weise, wie der soziale Status von Körperbildern bestimmt wurde. So stellt Wedemeyer-Kolwe zum Beispiel einen umfassend mobilen Körper als das neue und modische Ziel der sitzend Arbeitenden vor, der sogenannten Büromenschen, die sich vom der Arbeiterklasse angehörenden Drucker und Setzer über Lehrer und Journalisten bis zu leitenden Angestellten und Aristokraten erstreckten. Dies unterschied sie vom Proletariat und dem Kleinbürgertum, wo man Wert auf einen muskulösen Körper legte und diesen vorwiegend durch Gewichtheben in ihren Vereinen schuf. Da Fitneß-Studios oft teuer waren, zogen diese ein reicheres Klientel an. Diejenigen, die wenig verdienten und wenig flexible Arbeitszeiten hatten, versuchten im allgemeinen den gewünschten Effekt durch Heimtrainingsprogramme zu erreichen. Sie kauften sich eine entsprechende Ausrüstung, Bücher und Broschüren, belegten Fernkurse und wechselten dabei manchmal von einem System zu einem anderen oder kombinierten sie nach eigenem Willen. *„Damit gehörten sie"*, so Wedemeyer-Kolwe, *„zur Gruppe der neuen ‚Aufsteiger und Selfmademan', die ihre bevorzugten Eigenschaften wie Individualität und Selbstfindung, Gesundheit und Leistung, körperliche Attraktivität und mentale Flexibilität in den Regeln der Hantelanleitungsbücher wiederfanden und für die ein konventioneller und traditionelle Bürgerlichkeit repräsentierender Turnverein bzw. ein unterbürgerlicher Arbeiter-Turnverein mit festen Regeln und traditionellem Tugendkatalog nicht in Betracht kam."* Von daher ist auch innerhalb einer breit definierten Mittelschicht von Unterscheidungen auszugehen, die vom Ort und von der Art der Übungen abhingen.

Der Vorteil von Wedemeyer-Kolwes Konzentration auf Institutionen liegt darin, daß er es damit vermeidet, sich in der zeitgenössischen Rhetorik zu verlieren. In der Lebensreformbewegung traten modische Schlagworte wie rhythmisch, natürlich, harmonisch, hygienisch und künstlerisch so oft und in unterschiedlichen Verbindungen auf, daß es manchmal schwer fällt zu verstehen, was sie jeweils zum Ausdruck bringen wollten, falls sie dies denn überhaupt wollten. Wedemeyer-Kolwe zeigt, daß es nutzbringender ist, zu fragen, worauf ein Autor besonderen Wert legt; dabei schenkt er Handlungen eine ebenso große Aufmerksamkeit wie dem geschriebenen Wort. So wandten sich z.B. nur wenige Praktiker der Rhythmischen Gymnastik in Gefängnissen oder in Kliniken an sozial Benachteiligte und manche von ihnen waren Sozialisten, wie Dore und Arthur Jacobs und ihr Bund. Rhythmiker(innen) der Linken oder Rechten zuzuordnen ist dabei angesichts der Tatsache, daß viele Theorien und Praktiken

einschließlich der Einstellung gegenüber einem Führerkult weitgehend geteilt wurden, durchaus nicht immer leicht.
Als sich nach dem Ersten Weltkrieg die Vorstellung von Rhythmus als einer spezifisch deutschen Eigenschaft verbreitete, nahmen die elitären und ausländerfeindlichen Aspekte in den Texten solcher Theoretiker des Ausdruckstanzes und der Rhythmischen Gymnastik wie Rudolf von Laban und Rudolf Bode einen schrillen Ton an. Wedemeyer-Kolwe hat ein gutes Gespür für völkische Töne. Wenn Sozialdarwinisten in den die „Kraft und Schönheit"-Bewegung befürwortenden Bünden sich für Fitneßübungen zum Zwecke der Heilung sowohl der Nation als auch der Individuen einsetzten, verweist er darauf, daß ihre Verherrlichung starker und gesunder *„Rasseveredler"* implizit - manchmal auch explizit - Verachtung für Schwache, Kranke und *„disharmonische"* Menschen ausdrückte. Er spürt den arischen Mythos bei jenen Autoren, die von *„Neugeist"* schreiben, sowie in der Runengymnastik (auch als *„Runenyoga"* bezeichnet) der frühen dreißiger Jahre und man muß ihm dankbar sein für seine Analyse dieser Bewegungen, die in der Wissenschaft kaum thematisiert worden sind. Er ist auch nicht bereit, Hinweise in Yoga-Büchern aus der Weimarer Zeit, denen zufolge nur reine Arier erfolgreich arisches Yoga praktizieren können, zu ignorieren oder herunterzuspielen. *„Die rassistische Yogarezeption"*, schreibt er, *„kann keinesfalls verharmlosend als isoliertes ‚dunkles Kapitel der deutschen Yogageschichte' abgetan werden, sondern ist eine deutliche Weiterentwicklung der bereits in früheren Yogabüchern aufkeimenden Idee der Elitenbildung als Folge der Yogapraxis und steht im Entwicklungskontext der gesamten Körperkulturbewegung."* Auch als wissenschaftliches Buch ist die Arbeit provozierend.
Seit dem Zweiten Weltkrieg gibt es ein weit verbreitetes Bedürfnis, viele Aspekte der Weimarer Kultur ins Licht einer positiven Vergangenheit, frei von jeglichem Makel des Protofaschismus, zu setzen. Aber auch das Bauhaus z.B. hatte mindestens einen Kanal für rassistische Ideen: Johannes Itten, ein charismatischer Kunstlehrer mit vielen Anhängern in der Schule. Itten, der von Gropius 1919 an das Bauhaus geholt worden war, war ein Anhänger der religiösen Mazdaznan-Bewegung (im deutschen ausgesprochen und manchmal entsprechend geschrieben: Masdasnan), die eine komplizierte Körperlehre mit dem Ziel der Wiedergeburt der arischen Rasse entwickelt hatte. Nach Konflikten wegen der von Gropius forcierten Schwerpunktlegung auf das Design von Industrieprodukten verließ er das Bauhaus im April 1923. Eine weitergehende Studie zum Bauhaus und zur Mazdaznan-Bewegung hätte in Betracht zu ziehen, ob Itten seinen Studenten jene Ideen vermittelte, die er im Juni 1923 veröffentlichte: *„Erst der weißen Rasse ist die Möglichkeit geboten, vollendete, d.h. harmonische Kunstwerke zu schaffen als Symbole und Vorbilder des Fortschritts zur menschlichen Vollkommenheit, zur Heiligkeit. Die bildende Kunst (Malerei, Plastik, Architektur), die Kunst der Töne und des Wortes wirken sich erst in der weißen Rasse vollkommen aus."*[1] Indem er sich auf das von der Mazdaznan-Bewegung vertretene einflußreiche System der Atmung konzentriert, behandelt Wedemeyer-Kolwe sie als eine Form der Yogarezeption, eine sicherlich wichtige Perspektive, aber auch eine, die andere Aspekte dieser noch existierenden internationalen Bewegung zu wenig berücksichtigt. Zurecht stellt er fest, daß es keine wissenschaftliche Monographie zu diesem Thema gibt; eine solche ist längst überfällig. Ausgehend von meinem Interesse an Itten habe ich mir Wedemeyer-Kolwes Kapitel über die Mazdaznan-Bewegung näher angesehen. Der Teufel liegt im

1 Johannes Itten, Rassenlehre und Kunstentwicklung, in: Masdasnan-Zeitschrift (Herrliberg, Switzerland), Heft 6/Juni 1923 (Jg. 16), S. 92.

Detail: In einer Reihe von Fällen habe ich Materialien nicht an den in seinen Fußnoten angegebenen Orten finden können. Die Eintragungen über die Mazdaznan-Bewegung in dem Organisationsregister sind unvollständig - ich fand etwa zwei Dutzend Erwähnungen der Mazdaznan-Bewegung in dem Buch, die keinen Eingang in das Organisationsregister gefunden haben -, was nahe legt, daß seine Arbeit nicht in dem Maße als Nachschlagewerk benutzbar ist, wie es sein könnte.
Andere Desiderata beziehen sich mehr auf den Inhalt als die Form. Ich hätte es gerne gesehen, wenn weibliche Körperideale eine stärkere Beachtung gefunden hätten, da die Lektüre amerikanischer Quellen zu dieser Zeit darauf hindeuten, daß es wichtige Unterschiede in den Einstellungen von Männern und Frauen gegeben hat, z.B. im Hinblick auf den Wunsch nach einem *„definierten Muskelrelief"* oder nach Körperrundungen. Zudem hätte die Entwicklung des Ausdruckstanzes und der Rhythmischen Gymnastik auch in den Kontext anderer Berufsmöglichkeiten für Frauen zu dieser Zeit gestellt werden können. Oft ist es für Frauen erheblich leichter, sich an der Gründung einer Bewegung zu beteiligen, als sich in bereits bestehende Institutionen zu integrieren. Dies ist ein von Historikern betonter Aspekt des us-amerikanischen Spiritualismus des 19. Jahrhunderts, der wohl auch auf die deutsche Lebensreformbewegung zutreffen mag. Aber diejenigen, die an der Erforschung solcher weiterführenden Probleme interessiert sind, werden zweifellos dankbar für die Grundlagen sein, die Wedemeyer-Kolwe mit seiner Arbeit gelegt hat.

Karen Rosenberg

Detlef Siegfried, Das radikale Milieu. Kieler Novemberrevolution, Sozialwissenschaft und Linksradikalismus 1917 - 1922, Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag, 2004, 191 S.

In seiner 2001 erschienenen Untersuchung „Der Fliegerblick" hat Detlef Siegfried der gewundenen Karriere Adolf Dethmanns vom Wissenschaftler über seine Rolle als Theoretiker der „Kommunistischen Arbeiterpartei Deutschlands" (KAPD) zum Direktor der Junkers-Flugzeugwerke nachgeforscht. In einer jetzt vorliegenden ergänzenden Studie untersucht Siegfried verschiedene Aspekte des Kieler radikalen Milieus, in dem Dethmann als Wissenschaftler und Parteiaktivist seine Karriere begann. Die Torpedowerkstatt in Kiel-Friedrichsort wurde im Ersten Weltkrieg zum Sammelbecken linksradikaler Arbeiter. Und mehrere Wissenschaftler des neu gegründeten Kieler „Instituts für Weltwirtschaft" sympathisierten mit der revoltierenden Arbeiterbewegung. Von diesem Milieu ausgehend untersucht Siegfried einerseits die Biographien dieser Wissenschaftler und andererseits die Politik der KAPD in Norddeutschland.
Die Gruppe von jungen Wissenschaftler(inne)n des Kieler „Instituts für Weltwirtschaft" traf sich in Künstlerzirkeln, auf Feiern, am Rande der Matrosenrevolte des November 1918, in politischen Veranstaltungen, sogar in einer Wohngemeinschaft. Man suchte die Nähe zur Arbeiterbewegung; man war Mitglied einer der diversen Parteien von der SPD bis zu KAPD und engagierte sich in der Arbeiterbildung. Adolf Dethmann war unter ihnen der radikalste und reüssierte in der KAPD, der Partei, die sich innerhalb der Linksradikalen dadurch abhob, daß sie lange Zeit von Intellektuellen geführt wurde und die Rolle des „Klassenbewußtseins" besonders betonte. Siegfried würdigt unter den Mitarbeitern des „Instituts für Weltwirtschaft" insbesondere Kurt Albert Gerlach, der in Kontakt mit Anachosyndikalisten trat und die Initiative zur Gründung des „Instituts für Sozialforschung" in Frankfurt ergriff (am Beispiel Gerlachs arbeitet Siegfried die Spannung zwischen wissenschaftlicher Karriere und pri-

vatem Engagement in der Linken heraus; so kostete Gerlach letzteres zeitweilig das Vertrauen seines Förderers Ferdinand Tönnies), Hans Bötcher, 1922 sehr früh verstorbener Kenner des Rätekommunismus, Alfred Meusel, der 1922 über das Erkenntnisobjekt bei Marx promovierte, später zur KPD tendierte und in der DDR erster Direktor des Deutschen Historischen Museums wurde sowie Paul Hermberg, der das Archiv des „Instituts für Weltwirtschaft" aufbaute und für den in der Endphase der Weimarer Republik von der SPD-Linken gegründeten „Klassenkampf" schrieb. Der gemeinsame Nenner dieser und weiterer Wissenschaftler(innen) liegt für Siegfried in der Suche nach einem *„Mittelweg zwischen einer radikalen Verstaatlichung, wie sie in der Sowjetunion zu beobachten war, und dem rein dezentralen Prinzip des Syndikalismus"*.
Erklärend verweist Siegfried auf die Voraussetzungen im neu gegründeten „Institut für Weltwirtschaft": einerseits die Förderung durch die Ordinarien - Tönnies stand dem britischen Gildensozialismus nahe - und andererseits dem Anspruch auf Synthese, mit dem die Wirtschaftswissenschaft mit ihrem noch ungeklärten Verhältnis zur Soziologie auftrat. In diesem zentralen Teil seiner Studie schöpft Siegfried auch aus unorthodoxen und entlegenen Quellen verschiedener Provenienz. Allerdings bleibt manchmal vage und schwer belegbar, wie der Zusammenhalt im „Milieu" ausgesehen haben mag. Anschließend legt Siegfried dar, warum im Verhältnis zu den bedeutenderen Orten Hamburg und Bremen die KAPD in Kiel eine antizentralistische und antinationalistische Tendenz vertrat. Siegfried führt mehrere Stationen an: Bedeutsam war die lokale Erfahrung der in einer „Einheitsorganisation" versammelten Kommunisten der Friedrichsorter Torpedowerkstatt, die im August 1919 entlassen wurden - und zwar aufgrund eines Streiks, den die Freien Gewerkschaften für ihre Entlassung geführt hatten. Das Mißtrauen gegen das *„Bonzentum"* wurde durch die Erfahrung mit den Manövern der Parteispitze der KPD auf dem Heidelberger Parteitag im Oktober 1919 bestätigt. Ihren Maximalismus setzten die Kieler KAPDler auch in der nationalen Frage gegen die Hamburger durch, die unter dem Einfluß der Nationalbolschewisten Fritz Wolffheim und Heinrich Laufenberg standen. Die nach der Trennung von der KPD zu gründende Partei sollte nach den Vorstellungen der Kieler nicht KAPD, sondern „Antinationaler Kommunisten-Bund" heißen. Im 1920 ausgefochtenen Konflikt mit den Hamburgern gewann Dethmann schließlich seine Statur als Nachwuchstheoretiker der Partei. Dies führte ihn in die Nähe der Berliner Parteiführung um Karl Schröder und Bernhard Reichenbach. Nach dem Scheitern ihrer Großprojekte (Intervention in der Komintern, Aufbauversuch einer neuen Internationale) und nach der Niederlage der Märzaktion 1921 trat Dethmanns aus der Partei aus.
In seinem Resümee betont Siegfried die Zeitgebundenheit der damaligen Revolte. Das expressionistische Lebensgefühl wurde verdrängt durch die zumeist nationalistische „Generation der Sachlichkeit". Auch in der Rest-KAPD wurden die Genossen nun als *„Maschinen einer neuen Zeit"* angesprochen. Die dezisionistische Todeskrisentheorie (der zufolge der Zusammenbruch des Kapitalismus unmittelbar bevorstehe und der klassenbewußte Teil des Proletariats sich folglich in tagesaktuellen Konflikten abstinent verhalten solle), die Dethmann mit anderen für die KAPD zur Doktrin erhob, steht für die Ablösung vom Paradigma der Revolte zugunsten einer Doktrin, in der das Beharren auf die Revolution dialektisch aufgehoben sein sollte. Siegfried hebt den Pluralismus der Kieler Jungintellektuellen besonders hervor: Von KPD, KAPD, Syndikalismus, Parteiunabhängigkeit, Anarchismus bis hin zu SPD und Gildensozialismus reichten die Optionen. *„Diese ausgesprochen hohe Fluktuation in der Organisationszugehörigkeit"*, so das vorsichtige Fazit Siegfrieds, *„war vor allem Ausdruck von Ra-*

dikalisierungs- und Desillusionierungsschüben, widerspiegelte aber auch einen verhältnismäßig unorthodoxen Linkspluralismus."
Siegfried ergänzt den Forschungsstand zur Geschichte der KAPD in Norddeutschland um die lokale Dimension der Stadt Kiel. Das Verhältnis von lokaler Arbeiterbewegung und lokalen Intellektuellen wird von ihm übersichtlich aufgerollt. Die von ihm skizzierten Biographien reizen zu weiterer Forschung. Einige Aspekte der linksradikalen Geschichte wie der Antinationalismus der KAPD werden von Siegfried neu beleuchtet. Zudem zeigt seine Studie, daß das Interesse an der Theoriebildung in den linksradikalen Segmenten der Arbeiterbewegung durchaus noch neue Einsichten verspricht; zumal wenn man nicht - wie Siegfried es tut - den Pluralismus gegen die historischen Versuche, die Kritik zuzuspitzen und an der Revolte festzuhalten, ausspielen will.

Thomas Käpernick

Deutscher Oktober 1923. Ein Revolutionsplan und sein Scheitern. Herausgegeben von Bernhard H. Bayerlein, Leonid G. Babičenko, Fridrich I. Firsov und Aleksandr Ju. Vatlin, Berlin: Aufbau-Verlag, 2003 (Archive des Kommunismus - Pfade des XX. Jahrhunderts, Band 3), 479 S.
Nach dem im letzten „ARCHIV" besprochenen Quellenwerk über die Thälmann-Wittorf-Affäre legt der Aufbau-Verlag nun in der gleichen Reihe einen Band über den „Deutschen Oktober" des Jahres 1923 vor. Ein Quellenwerk zu diesem Thema gehörte zu den ersten Veröffentlichungen, die nach der Öffnung der Archive der KPdSU zu Anfang der 1990er Jahre geplant wurden. Die hier abgedruckten 103 Dokumente aus dem Zeitraum zwischen dem 2. Juli 1923 und dem 19. Januar 1924 können dazu beitragen, die Hintergründe des mißlungenen zweiten Revolutionsversuchs der KPD weiter zu erhellen.
Obwohl der Fehlschlag der Märzaktion von 1921 - dem ersten Aufstandsversuch der KPD, der außerhalb des Kampfgebietes in Mitteldeutschland nur geringe Resonanz hatte - noch recht präsent war, begannen im Spätsommer 1923 auf Initiative der Führung der Russischen Kommunistischen Partei (RKP) die Vorbereitungen eines neuerlichen revolutionären Aufstandes. Im August 1923 hatte sich die Stimmung im Politbüro der RKP sowie im Exekutivkomitee der Kommunistischen Internationale (EKKI) allmählich gedreht. Das unter einer heftigen Wirtschaftskrise und der Hyperinflation leidende Deutschland war nun anscheinend reif für den revolutionären Aufstand. Den offiziellen Startschuß zur groß angelegten Aufstandsvorbereitung gab der Entwurf der Leitsätze des EKKI zur Lage in Deutschland, den der Vorsitzende der KI Sinowjew am 15.8.1923 vorlegte (Dokument 7, S. 103f.). Am 21.8.1923 diskutierte das Politbüro der RKP über erste konkrete Schritte (Dok. 10, S. 116ff.). Man war sich einig, daß die Führung des Aufstandes durch die RKP bzw. die KI nicht bekannt werden dürfe. Einen Tag später beschloß das Politbüro der RKP den Aufstand vorzubereiten, und einen weiteren Tag später beschloß das Präsidium der KI, für den 20. September zu einer Konferenz in Moskau über die deutsche Revolution einzuladen.
Auf dieser Konferenz, die schließlich erst am 25.9.1923 stattfinden konnte, teilte der Vorsitzende der KI den anwesenden Mitgliedern des EKKI (darunter Bucharin, Radek, Stalin und Trotzki), den Delegierten der KPD (unter ihnen Zetkin, Brandler und Thälmann) und den Delegationen der kommunistischen Parteien der deutschen Nachbarländer Frankreich und Tschechoslowakei mit, daß nach dem Beschluß des Zentralkomitees der RKP vom 22./23.9.1923 in Deutschland *„die Ereignisse herangereift"* seien, und daß die jetzt vorzubereitende deutsche Revolution den Auftakt zur Weltre-

volution darstelle (Dok. 22, S. 162ff.). Am 4.10.1923 trat das Politbüro der RKP zusammen; es beschloß formal, die deutsche Revolution einzuleiten und empfahl den symbolträchtigen 9. November zum Revolutionsdatum (Dok. 31, S. 194ff.).
Der weitere Verlauf der deutschen Revolution ist bekannt. Am 10.10.1923 trat die KPD in die sächsische Koalitionsregierung ein. Am 21.10. zog Parteichef Brandler den Revolutionsbeschluß zurück, nachdem sich eine Konferenz von Gewerkschaftern und Betriebsräten in Chemnitz gegen einen Generalstreik ausgesprochen hatte. Noch in der gleichen Nacht marschierte die Reichswehr in Sachsen ein, um die Regierung abzusetzen. In Hamburg kam es - aus Gründen, die auch hier nicht weiter geklärt werden können - am 23.10. zum kommunistischen Aufstand, der innerhalb von drei Tagen niedergeschlagen wurde. Gemeinsam mit dem am 11.11. ergangenen Parteiverbot stürzten diese Ereignisse die KPD in ihre größte Krise und führten dazu, daß die bisherige Parteilinke im Frühjahr 1924 die Führung der Partei übernehmen konnte.
Anhand der zumeist erstmals veröffentlichten Quellen läßt sich sehr gut erkennen, wie weit der Einfluß der sowjetischen Parteiführung auf die KPD und die Planung der deutschen Revolution ging, den sowohl die Herausgeber als auch die Autoren der vier Vorworte hervorheben. Die kommunistische Spitzenpolitik jener Zeit wird damit in ihrer ganzen romantischen Naivität und intellektuellen Sterilität transparent.
Wie die Revolution in den Gremien der Partei in Deutschland besprochen wurde, wie sie *vor Ort* konkret geplant wurde, ist hier hingegen nicht zu erfahren. Dieses Werk ist also nicht so sehr ein Buch über die deutsche Revolution, die nun einmal nicht in Moskauer Büros durchgeführt werden konnte, sondern ein aus russischen Quellen geschöpftes Buch über die sowjetischen Hintermänner und Planer der deutschen Revolution. Die deutsche Seite der ganzen Entwicklung - und es befinden sich noch zahlreiche Meter an unveröffentlichten Akten im „Historischen Archiv der KPD" im Bundesarchiv in Berlin - fällt bei einem solchen Konzept natürlich heraus. Dies hat zur Konsequenz, daß auch die Erklärungskraft dieses Werks allein nur sehr eingeschränkt ist. Dieses ‚russische Übergewicht' läßt sich sicherlich damit rechtfertigen, daß die vom ausgefallenen deutschen Revolutionsversuch nicht unwesentlich beeinflußte Entwicklung der Diadochenkämpfe an der Spitze der RKP welthistorisch die Bedeutung der Ereignisse um den Hamburger Aufstand bei weitem übertraf.
Bei der Veröffentlichung des hier vorliegenden Quellenbandes scheint trotz des langen Vorlaufs, der u.a. durch die wechselhafte Archivpolitik der russischen Regierungen seit 1991 bedingt war, der Zeitdruck enorm gewesen zu sein. Viele Texte machen den Eindruck, nicht von einem deutschen Muttersprachler übersetzt worden zu sein. Sowohl in den ursprünglich russischsprachigen Quellen als auch in den Beiträgen der Herausgeber wimmelt es von ‚Sowjetizismen', so werden z.B. die Namen der wichtigsten Instanzen der KPD wie die Zentrale oder der Zentralausschuß beinahe durchgängig falsch übersetzt.
Die Konzeption des Bandes erleichtert die Orientierung: die Quellen wurden in fünf sinnvolle Abschnitte unterteilt, die jeweils mit einer Chronik der Ereignisse beginnen. Der Abdruck der einzelnen Dokumente beginnt mit (teilweise sehr umfassenden) Anmerkungen zum Hintergrund und zur Interpretation. Nach den Regesten finden sich Hinweise über die Art des jeweiligen Dokuments und seine archivalische Herkunft. Was leider völlig fehlt, ist eine grundlegende Erörterung des Quellenwerts der abgedruckten Dokumente. Zusatzinformationen, Auszüge aus veröffentlichten Dokumenten oder der Fachliteratur sowie Fotos einiger Akteure haben die Herausgeber in einem verwirrenden Collage-System über die Seiten verstreut. Auf umfassende Anmerkun-

gen sowie Kurzbiographien der Akteure wurde aus Platzgründen verzichtet; die Internetseite allerdings, auf der diese Informationen der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden sollten, konnte der Rezensent weder im November 2003 noch im Dezember 2004 noch im Februar 2006 auffinden.

Ulrich Eumann

Reiner Tosstorff, Profintern: Die Rote Gewerkschaftsinternationale 1920-1937, Paderborn/München/Wien/Zürich: Ferdinand Schöningh, 2004, 791 S.

Im Herbst 1917 fand in St. Petersburg, der Hauptstadt eines aus industriegesellschaftlicher Perspektive eher unterentwickelten Landes, vor dem Hintergrund kriegsbedingter sozialer und politischer Unruhen eine Art Putsch statt, der den Anfang der gewaltsamen Machtergreifung einer zuvor eher marginalen Partei markierte. Den Bolschewiki gelang es in den nächsten Monaten und Jahren, nachdem sie bei den Wahlen zur Konstituierenden Versammlung im Frühjahr 1918 eine deftige Niederlage hatten einstecken müssen, sich die Macht im Staat mit Mitteln zu sichern, die mit der proklamierten Selbstbefreiung des nicht gerade zahlreichen russischen Proletariats eher wenig zu tun hatten. Zur gleichen Zeit hatten sich in den westlichen Industriegesellschaften gegen die sozialdemokratische und gewerkschaftliche Unterstützung des Krieges oppositionelle Gruppen herausgebildet, welche die Machtergreifung der Bolschewiki zum Teil emphatisch begrüßten und von denen sich die im Bürgerkrieg und von ausländischen Invasionstruppen bedrängten Bolschewiki eine Unterstützung dadurch erhofften, daß diese sich nach und nach in eigenständigen Parteien organisierenden Gruppen revolutionäre Umsturzbewegungen in den jeweils eigenen Ländern einleiten und damit die ersehnte Weltrevolution auf den Weg bringen würden - ohne solche revolutionären Umwälzungen zumindest in Europa würden sich die Bolschewiki, so ihre eigene Überzeugung, nicht an der Macht halten können. Zwecks Unterstützung und ideologischer Einbindung dieser Organisationen wurde im Mai 1919 die „Kommunistische Internationale" (KI) gegründet, die das organisatorische Zentrum dieses weltrevolutionären Prozesses darstellen und als solches in den nächsten Jahren tatsächlich manche merk- bis fragwürdige Aktion initiieren und durchführen sollte. Analog zur „Kommunistischen Internationale" wurden in der Folge der sich immer deutlicher manifestierenden Spaltung der Arbeiterbewegung in ein sozialdemokratisches und ein parteikommunistisches Lager nach und nach weitere internationale Organisationen gegründet, darunter als die wohl wichtigste im Juli 1921 die „Rote Gewerkschaftsinternationale" (RGI), die den fast auf den Tag genau ein Jahr zuvor gegründeten „Internationalen Gewerkschaftsrat" beerbte.

Auf gewerkschaftlicher Ebene wurde die internationale Spaltung der Arbeiterbewegung dadurch verkompliziert, daß neben dem reformistischen „Internationalen Gewerkschaftsbund" (IGB), auf dessen Geschichte bis zum Ersten Weltkrieg Tosstorff im einleitenden ersten Kapitel eingeht, noch die seit Ende der neunziger Jahre des 19. Jahrhunderts gegründeten „Internationalen Berufssekretariate" und zudem - besonders in den romanischen Ländern - relativ starke (anarcho)syndikalistische Organisationen existierten, die sich parteipolitisch nicht ohne weiteres zuordnen ließen und im Gründungsprozeß der RGI eine durchaus wichtige Rolle spielten. Dazu kamen die russischen Gewerkschaften, die in der Folge der Februarrevolution des Jahres 1917 einen starken Aufschwung erlebten und in den folgenden Jahren eine Mitgliedschaft in den reformistisch dominierten „Internationalen Berufssekretariaten" anstrebten, während die Mitarbeit in dem nach den Kriegswirren im Sommer 1919 wieder gegründeten IGB

abgelehnt wurde. Aus dieser ménage à quatre - IGB, nach seinem Sitz auch als Amsterdamer Internationale bekannt, „Internationale Berufssekretariate", russische Gewerkschaften und schließlich RGI - entwickelte sich über die Jahre hinweg ein äußerst komplexes und inhaltlich kompliziertes Beziehungsgeflecht, dem nachzuspüren es eines arbeitsintensiven Abtauchens in die papiernen Abgründe der Archive bedurfte, insbesondere derjenigen der RGI selbst, die nach der Implosion des sowjetischen Systems erst seit den frühen neunziger Jahren zugänglich sind.
Verglichen mit der Arbeit der kommunistischen Parteien, die den gegnerischen reformistischen Parteien gewissermaßen nur von außen gegenübertreten konnten, war die Arbeit kommunistischer Gewerkschafter insofern erheblich komplizierter als die eigentlichen Objekte der Begierde, die wirklichen Arbeiter mit ihren wirklichen materiellen Bedürfnissen, in vielen Ländern nahezu ausschließlich in reformistischen Gewerkschaften organisiert waren, da revolutionäre Gewerkschaftsorganisationen im Sinne der RGI entweder überhaupt nicht existierten oder nur kleine Minderheiten für sich gewinnen konnten. Kommunistische Gewerkschafter mußten also als Mitglieder reformistischer Gewerkschaften in diesen arbeiten und dort versuchen, entsprechende Fraktionierungen in die Wege zu leiten, um ihre inhaltlichen Zielsetzungen proklamieren oder gar durchsetzen zu können. In der sozialen und politischen Realität führte dies in erster Linie jedoch dazu, daß die kommunistische Gewerkschaftspolitik im Laufe der Jahre immer mal wieder grundlegende, von oben diktierte und auch der eigenen Klientel schwer zu vermittelnde Richtungswechsel vornahm; mal war eine Einheitsfrontpolitik von oben - das heißt ausgehend von der Führungsebene - angesagt, dann wurde eine Einheitsfrontpolitik von unten unter Ausschluß dieser Führungen propagiert, was schließlich seit Ende der zwanziger Jahre in Deutschland im Kontext der Stalinisierung und der Konfrontationspolitik gegenüber der Sozialdemokratie, die als Sozialfaschisten angegriffen wurde, zur Gründung der „Revolutionären Gewerkschaftsopposition" führte. Zu diesem Zeitpunkt war die Politik der RGI, die in ihrer Anfangszeit aufgrund der Einflüsse mancher nicht parteikommunistisch gebundener Organisationen noch relativ offen gewesen war, längst von derjenigen der KI bzw. der russischen Regierung abhängig geworden, wobei auch in der RGI die innerrussischen Fraktionskämpfe eine immer stärker dominierende Rolle spielten. Davon abgesehen hatte die RGI im Laufe der Jahre insbesondere in den westlichen Ländern zunehmend an realem Einfluß verloren, zugleich aber eine auf zum Teil wohl eher fiktiven Mitgliederzahlen basierende Scheinwelt errichtet, wobei die Mitgliedschaften von Kleinorganisationen aus außereuropäischen Ländern, in denen der europazentrierte IGB keine Rolle spielte, zum geschönten Bild beitrugen. Als Stalin nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten in Deutschland die russische Bündnispolitik neu auszurichten gezwungen war und mit Hilfe der KI eine Volksfrontpolitik mit reformistischen und bürgerlichen Kräften aus der Taufe gehoben wurde, war die weitgehend einflußlos gewordene RGI überflüssig geworden und wurde nach einer längeren Agonie im Jahre 1937 endgültig in den Orkus der Geschichte verabschiedet, wo sie in den Archiven überlebte und im Rahmen akademischer Forschungsprojekte wieder nach und nach ans Tageslicht befördert wird. Dort angekommen, stellt sich für den Leser der von Tosstorff anhand von Kongreßprotokollen, offiziösen oder kritischen Publikationen, Briefwechseln und Archivalien ausführlich und akribisch nachgezeichneten Entstehungs- und Verlaufsgeschichte der RGI mit all ihren im Nachhinein zum Teil absurd und wirklichkeitsfremd anmutenden Auseinandersetzungen sowie den persönlichen Dramen und den Toten die Frage, wie es dazu kommen konnte, daß sich im

Anschluß an den mit zum Teil geradezu religiöser Inbrunst begrüßten und verteidigten Oktoberputsch des Jahres 1917 und die Etablierung des Sowjetregimes eine weltweit funktionierende, sichtlich ideologisch konstruierte Gegenwelt etablieren konnte, die von weitgehend nationalrussischen Interessen bestimmt war, die gemeinhin nicht die derjenigen waren, die in dieser und für diese Gegenwelt lebten. Diese Frage zu beantworten bedarf es wahrscheinlich mehr als sozialhistorischer Forschung und einer Rekapitulierung der Ereignisgeschichte auf der Basis der überlieferten Dokumente und Materialien. Die weitere Frage, ob die Geschichte der RGI, ähnlich wie die der KI, am Ende eher eine Randnote der Geschichte bleiben wird, ist eher eine zünftlerische Frage: Für diejenigen, die jahre- und jahrzehntelang in ihrem Kosmos gelebt und ihren Glauben mit den sozialen und politischen Interessen zu verdankenden inhaltlichen Irrungen und Wirrungen unlösbar verknüpft hatten, war dies keine Randnote der Geschichte, sondern schlicht die Geschichte.
Bleibt noch zu erwähnen, daß sich im Anhang von Tosstorffs Mainzer Habilitationsschrift ein biographischer Text zum Werdegang des Vorsitzenden der RGI Alexander Lozovskij bis 1918, Kurzbiographien wichtiger Gewerkschaftsaktivisten, ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis, ein nützliches Personenregister sowie ein Register der gewerkschaftlichen Organisationen finden.

Karl Andres

Bernhard H. Bayerlein, „Der Verräter, Stalin, bist Du!" Vom Ende der Solidarität 1939-1941. Komintern und kommunistische Parteien im Zweiten Weltkrieg 1939-1941. Unter Mitarbeit von Natalja S. Lebedewa, Michail Narinski und Gleb Albert. Mit einem Zeitzeugenbericht von Wolfgang Leonhard. Mit einem Vorwort von Hermann Weber (Archive des Kommunismus - Pfade des XX. Jahrhunderts, Band 4), Berlin: Aufbau Verlag, 2008, 540 S.
Der am 23. August 1939 in Moskau unterzeichnete Hitler-Stalin-Pakt gehört zweifellos zu den fatalsten Ereignissen in der Geschichte des an desaströsen Entscheidungen und Handlungen wahrlich nicht armen Parteikommunismus des 20. Jahrhunderts; nicht ohne Grund sind der Pakt und insbesondere die geheimen Zusatzverträge in der scheinbar heilen Welt des Parteikommunismus jahrzehntelang schön geredet bzw. geschrieben oder gar schlicht verschwiegen worden. Auch wenn der Pakt keineswegs den Anfangs-, sondern eher den Endpunkt jeglichen Anspruchs einer von den Parteien und sonstigen Organisationen der „Kommunistischen Internationale" ausgehenden sozialrevolutionären Umwälzung in den westlichen Industriegesellschaften markiert, ist er zum wohl entscheidenden Symbol nicht nur des wie auch immer bedingten Niedergangs, sondern auch der realpolitischen Interessen der sowjetischen Politik zu verdankenden Selbstaufgabe sozialrevolutionärer Zielsetzungen geworden. Ende der dreißiger Jahre waren sämtliche Organisationen der „Kommunistischen Internationale" längst zu Instrumenten sowjetischer Außen- und Innenpolitik geworden und für viele wurde die mit dem Pakt sich anbahnende Zusammenarbeit zwischen den beiden totalitären Regimes zum letzten Schock, um sich endgültig aus dem Kosmos eines bloß noch nationalistischen Interessen dienenden bolschewistischen Revolutionsmodells zu verabschieden.
In sechs Kapiteln haben Bayerlein und seine Mitarbeiter zahlreiche Dokumente aus dem Zeitraum vom Abschluß des Paktes bis zum Beginn des Krieges gegen die Sowjetunion zusammengetragen, die einen gleichermaßen erschreckenden wie erhellenden Einblick nicht nur in die politischen Überlegungen und Zielsetzungen der Akteure,

sondern insbesondere auch in die Entscheidungsmechanismen der parteikommunistischen Eliten bieten; in einem anschließenden Ausblick wird die Entwicklung bis zur Auflösung der „Kommunistischen Internationale" im Mai 1943 dokumentiert. Die Lektüre der zum großen Teil aus dem „Russischen Staatsarchiv für Sozial-politische Geschichte" und der „Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR" stammenden, und aus Platzgründen vielfach gekürzten und collageartig zusammengestellten Dokumente sollten die letzten Illusionen, die gläubige Anhänger parteikommunistischer Revolutionsillusionen noch mit sich herumschleppen mögen, wie eine Seifenblase zerplatzen lassen.
Mehr als gewagt ist in diesem Zusammenhang die Behauptung Bayerleins, daß *„außer Trotzki... nur wenige sonst die Dimension des inneren Verrats und des Bruchs der linken Solidarität so unmittelbar als epochalen Einschnitt verstanden haben"*. Einmal abgesehen davon, daß Stalin seit Ende der zwanziger Jahre Trotzkis Programm der Industrialisierung mit all seinen fatalen Konsequenzen umgesetzt hat, wird derjenige, der die Ursprünge dessen, was hier als *„innerer Verrat"* oder als *„Bruch der linken Solidarität"* bezeichnet wird, verstehen will, nicht umhin kommen, auf die Machtergreifung der Bolschewiki selbst und ihre dadurch in Gang gesetzte nationale und internationale Politik zurückzugehen - Stalin ist schließlich kein isoliertes, irgendwie individualpathologisch zu erläuterndes Phänomen, sondern eingebunden in eben diese Politik. 1920 war Lenins Hetzschrift „Der ‚Radikalismus', die Kinderkrankheit des Kommunismus" erschienen, in der er jene Marxisten aus dem bolschewistischen Solidaritätskosmos ausschloß, die die Übertragung des bolschewistischen Revolutionsmodells auf sozial ganz anders als Rußland strukturierte westliche Gesellschaften in Frage stellten. Zu den damals von Lenin Denunzierten gehörte auch Anton Pannekoek, der im Jahre 1938 in Amsterdam in deutscher Sprache und unter dem Pseudonym J. Harper seine Schrift „Lenin als Philosoph" veröffentlichte, in der er in einer materialistisch fundierten Analyse mit den Mythen des marxistischen Theoretikers Lenin und der bolschewistischen Revolution abrechnete. Für einen materialistisch denkenden Marxisten wie Pannekoek - und er war in dieser Hinsicht durchaus nicht der einzige - konnten die aus wie auch immer begründeten realpolitischen Erwägungen folgenden und von der „Kommunistische Internationale", die in der Realität und in der Analyse Pannekoeks und anderer längst zu einem verlängerten Arm sowjetischer Macht- und Interessenspolitik geworden war, immer wieder abgesegneten Eskapaden eines Stalin keine wirkliche Überraschung bieten, auch wenn die konkreten Ereignisse und die jeweiligen Begründungen immer wieder Verblüffung hervorrufen mochten. Schließlich sei noch darauf verwiesen, daß die Kategorie des „Verrats", abgesehen von rein individuellen Verhaltensweisen, keinerlei analytische Erklärungskraft besitzt. Schon das Verhalten der Sozialdemokratie bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges, das bis heute immer wieder gerne als „Verrat" bezeichnet wird, ist mit einer solchen Begrifflichkeit nicht zu verstehen. Das gilt ebenso für die sowjetische Politik vor, unter und nach Stalin. Wen oder was sollte Stalin verraten haben? Die internationale linke Solidarität? Welche? Diejenige Lenins in seiner genannten Hetzschrift? Die eigene der Schauprozesse der Jahre 1936 bis 1938? Eine solche internationale linke Solidarität hat es zum Zeitpunkt des Hitler-Stalin-Paktes schon längst nicht mehr gegeben; sie war im wesentlichen und zuallererst von den Bolschewiki aufgekündigt worden und zwar schon längst vor der Alleinherrschaft Stalins, zu dem Zeitpunkt, als die Bolschewiki ihr ganz spezifisches russisches Revolutionsmodell einer nachholenden Akkumulation marxistischen Organisationen anderer, westlicher Gesellschaften mit ganz anderem sozialgeschichtlichem

Hintergrund aufzudrängen und all jene zu exkommunizieren begannen, die sich dieser z.B. mit den berüchtigten 21 Bedingungen des Zweiten Kongresses der Komintern aufgezwungenen Solidarität nicht beugen wollten. Das eigentliche Drama der auf die Bolschewiki und die Sowjetunion orientierten weltweiten parteikommunistischen Bewegung bestand in einem zwanghaften, mit tradierten Unterwerfungsriten einhergehenden und in ein komplexes Gratifikationssystem eingebundenen Glauben an ein falsches Idol, der mit kritischer materialistischer Analyse, mit Marxismus also, nichts zu tun hatte. Dieser Glaube an ein falsches Idol hat in erster Linie zahllose Menschenleben gefordert und das Projekt eines auf materialistischer Analyse sozialer Verhältnisse beruhenden und diese transzendierenden Kommunismus auf unabsehbare Zeit diskreditiert.

Karl Andres

Hans-Rainer Sandvoß, Die „andere" Reichshauptstadt. Widerstand aus der Arbeiterbewegung in Berlin von 1933 bis 1945, Berlin: Lukas-Verlag 2007, 668 S.

Seit 1983 erforscht und dokumentiert die „Gedenkstätte Deutscher Widerstand" (GDW) in Berlin den Widerstand gegen den Nationalsozialismus in den einzelnen Berliner Verwaltungsbezirken. Von den bisher erschienenen 14 Bänden, die kostenlos bei der GDW bezogen werden können, wurden zehn von Hans-Rainer Sandvoß erarbeitet. Damit war Sandvoß natürlich dazu prädestiniert, in seiner späten Doktorarbeit die Synthese einer Geschichte des Widerstandes der Arbeiterbewegung in Berlin zu verfassen und so eine schmerzliche Forschungslücke zu schließen. Wie wir noch sehen werden, liegt in diesem Entstehungszusammenhang auch eines der Hauptprobleme des hier zu besprechenden Werkes begründet.

Es gibt immer verschiedene Wege, einen Stoff zu strukturieren. In diesem Fall bietet sich zunächst ein grundsätzlich chronologischer Aufbau an. Sandvoß hat sich demgegenüber dafür entschieden, das Thema nach Organisationen zu gliedern, beginnend mit der SPD (110 S.) über die zahlreichen Kleinorganisationen im sozialistisch-kommunistisch-anarchistischen Zwischenfeld (100 S.) bis hin zur KPD (260 S.). Den Band beschließt ein Abschnitt über den Widerstand im Betrieb (70 S.). Beim zweiten Gliederungskriterium handelt es sich um eine recht unbefriedigende Mischung aus Chronologie und Systematik, insbesondere im großen Abschnitt über die KPD geht es teilweise sprunghaft zwischen den verschiedenen Ebenen hin und her.

Grundsätzlich notwendig für ein Werk über den Widerstand scheint mir, eine Definition des zentralen Begriffs „Widerstand" vorauszuschicken. Eine solche Definition ermöglicht dem Autor auszuwählen, was zu seinem Thema gehört und was nicht. Leider streift Sandvoß die begrifflich-methodische Diskussion der letzten Jahre nur äußerst knapp. Es verwundert daher nicht, daß sein Widerstandsbegriff changiert. So findet er zum Beispiel keine konsistente Linie, was das Problem der Verfolgung von Angehörigen der Arbeiterbewegung betrifft, die nun einmal nicht notwendig erst durch aktiven Widerstand ausgelöst wurde.

Manchmal hat man daher bei der Lektüre den Eindruck, Widerstand war eigentlich das, was die Gestapo verfolgt und die NS-Gesinnungsjustiz verurteilt hat. An den Quellen kann das nicht gelegen haben. Sandvoß stellt siebzehn Jahre nach dem Fall der Mauer als Erster die Forschung zum Widerstand der Berliner Arbeiterbewegung auf die allerbreiteste Quellenbasis. Neben den unvermeidlichen Täterakten verwendet er Berichte von über 200 Zeitzeugen, die er selbst mündlich oder schriftlich befragt hat. Hinzu kommen die Wiedergutmachungsakten aus der Nachkriegszeit.

„Es war das Kennzeichen sozialdemokratischer Gegnerschaft zum NS-Regime, dass überwiegend Formen des Zusammenhalts und Zusammenwirkens bevorzugt wurden, die sich nach außen legaler bzw. unverdächtiger Strukturen und Symbole bedienten, im Innern jedoch systemkritischen Zwecken Raum boten." Die Berliner Sozialdemokratie unterschied sich darin nicht von der anderer Städten. Eine Berliner Besonderheit war hingegen die legale Herausgabe des SPD-Blattes „Blick in die Zeit" bis zum Sommer 1935.

Sandvoß bietet eine Überfülle an Details, die er aber nicht immer gebändigt bekommt. Man hat den Eindruck, und das verstärkt sich noch im Abschnitt über die KPD, daß er aus arbeitsökonomischen Gründen der Neigung erlegen ist, das Werk aus seinen bisherigen Schriften über die Berliner Stadtbezirke zu komponieren. So wandert man ohne rechten roten Faden von einer Widerstandsgruppe zur nächsten. Hinzu kommt eine gewisse Tendenz zur Auflösung von Organisationsgeschichten in Personengeschichten. So wichtig es ist, die Schicksale der Aktivisten nachzuzeichnen, so unverzichtbar ist es, den Gesamtzusammenhang zu bewahren. Auch im Resümee des Schlußkapitels gibt Sandvoß keine wertende Einordnung. Grundsätzliche Fragen wie etwa die nach dem Anteil der aktiven Widerstandskämpfer an der Mitgliedschaft von 1933 oder der Rekrutierung neuer Kräfte werden daher nicht beantwortet. Eine systematische Auswertung des Materials fällt hier wie in anderen Abschnitten dem Bestreben nach Vollständigkeit zum Opfer.

Die Widerstandstätigkeit der KPD war in den ersten Jahren durch den Versuch charakterisiert, die Organisation zu erhalten bzw. wieder aufzubauen und die Öffentlichkeit durch den hochriskanten massenhaften Vertrieb von illegalen Schriften über die Ziele der Hitler-Regierung aufzuklären. Methodisch weist dieser Forschungsbereich eine ganze Reihe von Problemfeldern auf. Da sind zum Beispiel die zahllosen kommunistischen Nebenorganisationen, die schon in der Spätphase der Weimarer Republik mit dem Ziel gegründet wurden, ein komplettes Spiegelbild der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung zu schaffen, und in denen sich zumeist immer wieder dieselben KPD-Genossen als Großteil der Mitgliederbasis tummelten. In Berlin ist hier zuallererst der Arbeiterturnverein „Fichte" zu nennen, der allerdings schon zu Beginn der 1920er Jahre durch die KPD dominiert wurde. Sandvoß macht es zu seiner Aufgabe, den Widerstand der wichtigsten KPD-Nebenorganisationen darzustellen. Es fragt sich allerdings, nach welchen Kriterien die Verfolgungsinstanzen festgestellt haben wollen, ob sich jemand in seiner Eigenschaft als KPD-Mitglied oder als Mitglied der Roten Hilfe, der Revolutionären Gewerkschafts-Opposition oder des Bundes der Freunde der Sowjetunion betätigt hat - spezifische Ziele der jeweiligen klandestin fortgeführten Nebenorganisation neben dem Organisationserhalt als legitimem Selbstzweck gab es ohnehin nur wenige.

Sandvoß befaßt sich im Abschnitt zum kommunistischen Widerstand ausführlich mit den Bemühungen um den Erhalt bzw. den Wiederaufbau der Parteiorganisation. Dabei gerät ihm aber die Chronologie vollkommen durcheinander. Statt etwa mit der letzten legalen Bezirksleitung Berlin-Brandenburg um Wilhelm Florin als Politischem Leiter zu beginnen und dann Zerschlagung und Wiederaufbau in einem oder zwei systematischen Unterabschnitten zu behandeln, erfahren wir von dem Ende der ersten illegalen Bezirksleitung der KPD im November 1933 nur am Rande. Zu dieser Vorgehensweise paßt, daß die Angaben zu den Mitgliederzahlen der illegalen KPD auf zwei verschiedene Unterabschnitte verteilt wurden.

„Am Ende der dreißiger Jahre war auch die Opposition vieler kommunistischer Kreise weitgehend auf jene Formen isolierter Freundesgruppen reduziert, die sich - sehr ähnlich der früher dafür gescholtenen SPD - eher informell, aber ideologisch relativ resistent, der nationalsozialistischen ‚Volksgemeinschaft' fernhielten und weniger gefährliche Arten der Zusammenkunft (Sport-, Gesangsvereine u.ä.) bevorzugten."
Alles in allem haben wir es hier also mit einem Werk zu tun, das in großer Detailliertheit den Kenntnisstand über den Widerstand der Arbeiterbewegung in Berlin auf ein völlig neues Niveau hebt. Der im Klappentext vom Verlag beanspruchte Status eines Standardwerks ist sicher nicht zu hoch gegriffen. Wir haben es aber auch mit einem Buch zu tun, in dem es dem Autor nie gelingt, die Überfülle intellektuell zu bändigen. Eine lokalhistorische Dissertation zu einem Teilthema aus umfangreichen Widerstandsgeschichten über einzelne Stadtviertel zu komponieren, mag eine ökonomische Vorgehensweise sein, einer wissenschaftlichen Durchdringung eines Themas ist sie anscheinend nicht unbedingt förderlich.

Ulrich Eumann

Regina Scheer, Im Schatten der Sterne. Eine jüdische Widerstandsgruppe, Berlin: Aufbau Verlag, 2004, 478 S. u. 24 S. Fotomaterial
Arno Lustiger, Sing mit Schmerz und Zorn. Ein Leben für den Widerstand, Berlin: Aufbau Verlag, 2004, 303 S. u. 24 S. Fotomaterial
Mario Keßler, Ein Funken Hoffnung. Verwicklungen: Antisemitismus, Nahost, Stalinismus, Hamburg: VSA-Verlag, 2004, 206 S.
Hersch Mendel, Erinnerungen eines jüdischen Revolutionärs. Mit einer Einleitung von Isaac Deutscher und einem Nachwort von Jakob Moneta, Köln: Neuer ISP Verlag, 2004, 278 S.
„Unser Gedächtnis ist nicht einfach Erinnerungsvermögen. Wir entscheiden uns, manche Dinge zu vergessen. Manche Dinge, die wir nicht vergessen können, machen wir erträglich. Das Leben spült wie Gezeiten über uns hinweg. Durch Ebbe und Flut werden die Fragmente der Vergangenheit abgeschliffen, so dass wir sie, mit der Zeit, wie Steine aus einem Felsbecken in die Hand nehmen können, um ihre Farbe, Form und Textur zu bewundern. Wir wissen nicht, welche sich bewegen und knirschen werden, wenn die Ebbe uns zum letzten Mal verläßt. Dies sind die Kiesel meines Schädels."
Unser Gedächtnis als eine Ansammlung von geformten Kieseln in Bewegung, geschaffen von den Gezeiten des Lebens, aber auch von uns gewollt und gewählt, so beschreibt Stuart Hood in „Carlino", seiner lesenswerten Geschichte aus dem Widerstand im Italien des Zweiten Weltkriegs, seine Erfahrung.[1] Die in der hier vorliegenden Rezension vorgestellten Bücher haben viel mit den beiden Seiten der Erinnerung, der objektiven und von außen kommenden, wie auch der subjektiven und von innen kommenden, zu tun. Konkret geht es vor allem um die Erinnerung an das und um die Gedächtnispolitik des jüdische(n) Leben(s) in Deutschland.
Regina Scheers Buch „Im Schatten der Sterne. Eine jüdische Widerstandsgruppe" ist ein besonderes Werk: Es ist ein Buch eines Entdeckungs- und Erinnerungsprozesses. Die jüdische Widerstandsgruppe um Herbert Baum plante und verübte im Mai 1942 in Berlin einen Brandanschlag auf die Propagandaausstellung „Das Sowjetparadies". Viele der meist jugendlichen Mitglieder der Widerstandsgruppe wurden 1942 bzw. 1943 hingerichtet. In der DDR gab es eine zögerliche Ehrung der jüdischen Wider-

1 Stuart Hood, Carlino. Eine Geschichte aus dem Widerstand, Zürich 2002, S. 7.

ständler - immerhin. In der BRD saßen ihre Verfolger und Richter längst wieder auf verantwortlichen Posten. Aber in der DDR wurde ausgeblendet, daß es sich bei den jungen Leuten um von der Vernichtung bedrohte Juden handelte. Es zählte dort „nur" der radikale und kommunistische Aspekt ihrer Haltung und nicht die Verfolgung aus rassischen Gründen. *„Aber die Menschen blieben schemenhaft"*, schreibt Scheer und: *„Ich dachte, man müsste den Vorhang von Schlagwörtern nur wegziehen und könnte die Menschen erkennen."* Das beschreibt recht gut, woher Scheers Motivation für diese Spurensuche stammt. Entstanden ist ein gut lesbares Buch, ohne wissenschaftlichen Anmerkungsapparat, aber erkennbar sorgfältig recherchiert. Neben Zeitzeugenbefragungen bildet die Auswertung von Briefen, Kassibern, Gnadengesuchen, Gestapo- und Stasi-Akten die Grundlage der Arbeit. Ein Personenverzeichnis ergänzt den Nachweis der Quellen, Literatur und benutzten Archive. Scheer hat ein historisches Buch geschrieben, aber in einer sehr persönlichen und engagierten Art und Weise. Das schadet der Qualität nicht. Im Gegenteil: Die Beschreibung ihres Vorgehens, ihrer Kontakte, ihrer Gedanken und Gefühle lassen den Leser an einer außerordentlichen Spurensuche und Rekonstruktion teilhaben. Die Lebensgeschichten zahlreicher Personen aus dem Widerstand, persönliche und politische Netze und Freundschaften werden beleuchtet und somit wird ein verdrängtes (oder „unterbelichtetes") Kapitel der Geschichte des antifaschistischen Widerstandes aufgearbeitet. Gleichzeitig ist es durch die Entwirrung der in der DDR verbreiteten Legenden eine Aufarbeitung auch der DDR-Geschichte. Aber vor allem hat Scheer in ihrem Buch keine Geschichte vom lammfrommen Juden, der fast ohne Widerstand der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik zum Opfer fiel, geschrieben. Es ist eine Geschichte vom jüdischen Widerstand.

Über Arno Lustiger, Autor mehrer Bücher zur jüdischen Geschichte und zum jüdischen Widerstand, läßt sich vieles sagen, aber sicherlich nicht, daß er den jüdischen Widerstand im vergangenen Jahrhundert übersehen oder verschwiegen habe. Mit „Sing mit Schmerz und Zorn. Ein Leben für den Widerstand" hat Lustiger eine Sammlung vorgelegt, die um einen Kern autobiographischer Texte gruppiert ist. Die derzeit noch andauernde Konjunktur der Erinnerungsliteratur und -forschung hat mit dem Ende des *„Zeitalters der Extreme"* (Eric Hobsbawm), des *„kurzen 20. Jahrhunderts"* zu tun. Der offenbar gewordene Umbruch zu einer neuen Epoche wird zugleich zum Zeitpunkt, an dem die lebendige Erinnerung von Zeitzeugen an die großen Katastrophen des 20. Jahrhunderts gänzlich zu verschwinden droht. Es ist die Zeit der Geschichtsschreibung, die sich der Erinnerung von Opfern wie Tätern annimmt. Aber Historiker haben Zeit, die Zeitzeugen nicht. Ein gutes Beispiel für einen Zeitzeugen, der zum Historiker wurde, weil er Zeugnis ablegen wollte, ist Arno Lustiger. *„Unsere Zeit aber drängt"*, schreibt Lustiger: *„Denn wir, die letzten Überlebenden..., werden nicht ewig Auskunft geben können."* Es ist das mühsame Ankämpfen gegen das eigene Vergessen und gegen das der anderen, das Lustiger antreibt. *„Aber wenn wir uns erinnern, wie und wovon sollen wir sprechen?"* und, *„Wie soll man sich erinnern?"*, das sind Fragen, die Lustiger fast quälend beschäftigen.

Geboren wurde Lustiger am 7. Mai 1924 in Bedzin (Westpolen), das damals mit seinen 40.000 Einwohnern ein kulturelles und wirtschaftliches Zentrum jüdischen Lebens war. Lustigers Familie genoß dort gesellschaftliches Ansehen. Seine Pläne für Studium und Leben werden von den Nazis durchkreuzt. Lustiger berichtet von Verfolgung und vom jüdischen Widerstand in Bedzin sowie von Widerstandsgruppen in anderen Teilen Polens. Er war Häftling in Auschwitz-Blechhammer, Buchenwald und Langenstein

und überlebte zwei Todesmärsche. *„Ich dachte manchmal, ich sei der letzte Jude"*, schreibt Lustiger, der nach der Flucht vom Todesmarsch der US-Army als Dolmetscher diente. Bewegend sind seine Schilderungen sehr persönlicher Momente wie die Begegnung mit Yehudi Menuhin in Bergen-Belsen, der dort ein Konzert für die Überlebenden gab, und 1951 in Frankfurt/Main oder das glückliche Wiedersehen mit Mutter und Schwestern. Lustiger kommt nach dem Krieg mit den Überlebenden seiner Familie nach Zeilsheim (Frankfurt/Main) in ein Lager für *displaced persons* und arbeitet dort an einer jiddischen Zeitung mit. Später wird er Vorsitzender der Zionistischen Organisation in Deutschland und nach dem Sechs-Tage-Krieg ein Lieblingsfeind der spontaneistischen Linken Frankfurts, die bis dahin freundschaftlich mit ihm verkehrt hatte. Auslöser für die Niederschrift von Lustigers historischen Studien waren Gespräche mit Saul Friedländer während des ersten Holocaust-Kongresses in Stuttgart im Mai 1984. Ergänzt werden die autobiographischen Teile, die auch Berichte über weitere Familienmitglieder umfassen, durch Exkurse zur Geschichte und Kultur der Juden in Polen, zur jüdischen Geschichte in Frankfurt, Anmerkungen zum jüdischen Widerstand und Reflexionen über Zionismus und Sozialismus.
Auch - aber nicht nur - mit dem Antisemitismus beschäftigt sich Mario Keßler in „Ein Funken Hoffnung". Das Buch versammelt Aufsätze (oft Rezensionen zu Neuerscheinungen), die seit Anfang der neunziger Jahre des letzten Jahrhunderts meist bereits an anderer Stelle (z. B. in „Utopie kreativ", „Sozialismus", „Neues Deutschland") veröffentlicht worden sind. Im vorliegenden Band sind die Aufsätze in Kapitel zum Antisemitismus, Stalinismus, zu Nahost, „DDR und ihre Historiker" und zum Thema „Radikale Lebensläufe" zusammengefaßt worden. Der Anspruch ist - je nach Beitrag unterschiedlich gewichtet - wissenschaftlich, aber noch stärker publizistisch. Keßler geht es ums eingreifende Schreiben, um Wortmeldungen zu brisanten Fragen des 20. und 21. Jahrhunderts. Was den Leser erwartet, sind demnach keineswegs neue Forschungsergebnisse, sondern pointierte und in ihrer Gesamtheit facettenreich Beiträge.
Keßlers Aufsätze zum Antisemitismus und zum Nahost-Konflikt behandeln unterschiedlichste Aspekte dieser Problemfelder. In einem Beitrag zum Antisemitismus in den USA (Rezension des Buches von Jonathan Kaufman, The Broken Alliance. The Turbulent Times Between Blacks and Jews in America, New York 1990) beschreibt Keßler das zerbrochene Bündnis zwischen Schwarzen und Juden, die anders als die Mehrheit der Schwarzen nach dem Zweiten Weltkrieg als ethnische Gruppe einen außerordentlichen sozialen Aufstieg innerhalb der USA geschafft haben. Der Aufstieg brachte wachsende Spannungen, antijüdische wie auch antischwarze Ressentiments und Beschimpfungen, letztendlich eine politisches Zerwürfnis mit sich.
Ein Beitrag arbeitet Trotzkis Voraussage des Holocaust heraus: 1938 prophezeite Trotzki die „Endlösung", die physische Ausrottung der Juden. Keßler bettet dies in eine Beschreibung der Antisemitismus-Analysen Trotzkis und der Entwicklung seiner Faschismus-Analysen ein. Trotzkis Analysen, die trotz schwierigster Lebens- und Arbeitsbedingungen zustande kamen, basieren auf einer exakten Einschätzung der sozialen Fundierung der NSDAP und der Ventilfunktion des Antisemitismus. Es wird der qualitative Unterschied zu den hanebüchenen Fehleinschätzungen aus den Reihen der stalinistischen Kommunistischen Internationale und KPD deutlich, die die Dynamik des nationalsozialistischen Antisemitismus nicht begreifen konnten.
Keßlers Artikel über DDR-Historiker (in der Mehrzahl Buchbesprechungen) arbeiten die Widersprüchlichkeit der Existenz dieser Männer (es handelt sich im konkreten Fall nur um Männer) im realexistierenden Sozialismus heraus: „Zwischen Kompromiss

und Aufbegehren“ (so eine Artikelüberschrift). Neben Standhaftigkeit gab es selbstverständlich auch eine große Anpassungsfähigkeit. Keßler wendet sich mehrfach gegen die nahezu völlige Beseitigung die DDR-Historiker aus dem Wissenschaftsbetrieb des vereinigten Deutschland. Aber nicht anders als auf dem kapitalistischen Markt setzten sich auch in der Wissenschaftslandschaft (bis auf wenige Ausnahmen) die Westprodukte durch.
Interessant ist der Vergleich der Wege Arthur Rosenbergs (1889-1943) und Franz Borkenaus (1900-1957). Beide waren Historiker, zeitweise in der KPD aktiv, seit Ende der zwanziger Jahre getrennt von der Partei, und beide ließen ihre Erfahrungen aus der Politik in wissenschaftliche Darstellungen einfließen. Neben den Gemeinsamkeiten offenbart der spätere Lebensweg deutliche Unterschiede: Rosenberg blieb kritischer Marxist, während Borkenau durch seine Erfahrungen im Spanischen Bürgerkrieg ein konservativer Antikommunist wurde.
25 Jahre nach der deutschen Erstauflage im Rotbuch Verlag liegen nun in einer Neuausgabe bei ISP Hersch Mendels „Erinnerungen eines jüdischen Revolutionärs“ wieder vor. Mendel (1898-1968), polnisch-jüdischer Arbeiter, trat 1911 dem „Allgemeinen Jüdischen Arbeiterbund in Litauen, Polen und Rußland“ („Bund“) bei und nahm nach einem Aufenthalt in Paris an der Russischen Revolution teil. 1919 kam er wieder nach Polen, wo er Mitglied der Kommunistischen Partei wurde. Nach einem Besuch der Leninschule in Moskau von 1928 bis 1930 war Mendel 1930/31 Sekretär des jüdischen Zentralbüros der polnischen KP. Nach seinem Parteiausschluß 1931 wurde er Mitbegründer der Organisation der polnischen Linksopposition. Mendel, der auch an internationalen Treffen und Konferenzen der Linksopposition teilnahm, sprach sich aber - so wie er es in den vorangegangenen Jahren bereits getan hatte - gegen die Gründung einer IV. Internationale aus.
Die dem Text Mendels vorangestellte Einleitung von Isaac Deutscher (ursprünglich für die jiddische Originalausgabe geschrieben) war bereits in der deutschen Erstauflage enthalten; auch das Nachwort von Jakob Moneta wurde in die Neuauflage aufgenommen. Ein Lob dem kleinen ISP-Verlag, der bemüht ist, seine Publikationen sorgfältig recherchiert und editiert vorzulegen. In die vorliegende Neuausgabe wurden ein Personenregister und eine Korrekturliste, die Korrekturen (leider nur einiger) sachlicher Fehler Mendels nennt, aufgenommen. Mendels Text ragt aus der Flut biographischer und autobiographischer Texte, die uns seit Jahren überschwemmt, heraus. In den Memoiren Mendels werden immerhin Teile der Konturen des *„kurzen 20. Jahrhunderts“* sichtbar. Mendel hat als revolutionärer Arbeiter eine wichtige Rolle in der Arbeiterbewegung Polens gespielt und darüber hinaus die internationale Dimension des Klassenkampfes und der revolutionären Organisationen kennen gelernt. Lesenswert ist das Buch nicht zuletzt wegen der Verbindung der Erzählung des individuell Erlebten und Erfahrenen mit den politisch-gesellschaftlichen Vorgängen, die Mendels engagierten Lebensweg bestimmten oder zumindest mitbestimmten.

Roland Ludwig

Peter Berens, Trotzkisten gegen Hitler, Köln: Neuer ISP Verlag, 2007, 223 S.
Peter Berens legt mit seiner materialreichen Abhandlung „Trotzkisten gegen Hitler“ eine detaillierte Untersuchung der Widerstandstätigkeit der Linken Opposition (LO) der KPD und deren Nachfolgeorganisationen gegen den Nationalsozialismus vor. Die Arbeit, die den Zeitraum der zwanziger Jahre bis 1945 behandelt, konzentriert sich dabei auf die Region Ruhrgebiet und Rheinland.

Etwa ein Drittel des Textes arbeitet die Stellung der LO der KPD im Kontext mit anderen oppositionellen Strömungen der Arbeiterbewegung seit den zwanziger Jahre heraus (wie etwa der SAP, der KPO, des Leninbundes oder der Korsch-Gruppe), die politisch der Arbeitereinheitsfront gegen den Nationalsozialismus verpflichtet sind. Neben der Analyse der Mitgliederstrukturen und -zahlen, Zeitungsauflagen und der Spaltungen und Fusionen der einzelnen *„linken Kleinorganisationen"*, wird das Zusammenspiel der oppositionellen Kräfte an einzelnen Orten des Ruhrgebiets und Rheinlands ausführlich erörtert.
Die (vorwiegend propagandistische) Widerstandstätigkeit der deutschen Trotzkisten ab 1933 umfaßte neben Betrieben auch Kirchenkreise und bürgerliche jüdische Organisationen, wich aber mit zunehmender Repression der Organisierung von Fluchtmöglichkeiten und Emigration. Der Konstellation zwischen den verschiedenen trotzkistischen Auslandsorganisationen und der Untergrundtätigkeit in Deutschland selbst ist der Hauptteil der Untersuchung gewidmet. Paris, Amsterdam, Prag, Brüssel, Kopenhagen, Wien oder das Saarland waren bis zur jeweiligen Okkupation Stationen der Emigration, aus denen heraus die Verbindung zum Untergrund in Deutschland aufrechterhalten und dessen Arbeit angeleitet wurde. Sitz des Auslandskomitees der schließlich als „Internationale Kommunisten Deutschlands" (IKD) agierenden Trotzkisten und der Redaktion ihrer Zeitung „Unser Wort" war Paris, in Antwerpen gab es unter dem Namen Dynamo-Verlag eine eigene Druckerei. Aus der Rhein-Ruhr-Region stammende Exilanten waren führend in der Auslandsleitung der IKD tätig und trugen 1935 im Saarland zur Entstehung der Einheitsfront gegen den Anschluß an das Deutsche Reich bei. Nach der Zerschlagung der Inlandsstrukturen der Trotzkisten im Rhein-Ruhr-Gebiet 1935 durch die Gestapo konzentrierte sich die politische Tätigkeit auf die Exilgruppen; schließlich brachen deren ohnehin spärliche Verbindungen nach Deutschland zu Beginn des Weltkrieges 1939 völlig ab.
Der Autor analysiert die vorwiegend im Exil geführten politischen Strategiedebatten der Trotzkisten, die nicht nur der ständigen Bedrohung durch die Nationalsozialisten, sondern auch den oft tödlichen Angriffen durch den Stalinismus ausgesetzt waren, und - typisch für die politische Emigration - die historische Niederlage der europäischen Arbeiterbewegung in Form von Fraktionierungen, Ausgrenzungen und Spaltungen widerspiegelten.
Ausführlich rekapituliert wird die Debatte innerhalb der Auslands-IKD, die politisch in einer Abkehr der Führungskader vom Marxismus und organisatorisch in der Emigration nach New York endete. Demoralisiert vom anhaltenden Siegeszug des Faschismus in Europa vertrat die IKD schließlich Thesen, die von einer ganzen historischen Epoche faschistischer Herrschaft ausgingen und die Notwendigkeit einer demokratischen Etappe (statt einer proletarischen Revolution) im Kampf gegen den Faschismus betonten. Gegenläufige politische Tendenzen innerhalb des deutschen Trotzkismus organisierten sich rudimentär sowohl in Deutschland und Österreich selbst als auch in verschiedenen Emigrationszirkeln. Hier wurde dann unter schwierigsten Bedingungen die programmatische und personelle Kontinuität geformt, die ab 1945 für den Trotzkismus in Deutschland prägend wurde.
Wenn auch der Detailreichtum der Untersuchung fast durchgehend für einen sehr sperrigen Text sorgt, so liegt mit „Trotzkisten gegen Hitler" doch ein facettenreiches Werk über wichtige Aspekte des deutschen Trotzkismus vor. Die Einschätzung des Autors, daß *„die Trotzkisten die Erben des linken und ultralinken Arbeiterkommunismus in*

Deutschland" sind, dürfte indes von Vertretern anderer Traditionslinien der „alternativen" Arbeiterbewegung so nicht ohne Vorbehalte geteilt werden.

Karl Klöckner

Barbara Weinhold, Eine trotzkistische Bergsteigergruppe aus Dresden im Widerstand gegen den Faschismus, Köln: Neuer ISP-Verlag, 2004, 236 S.

Der Trotzkismus hat in Deutschland unbestreitbar keine mit Frankreich oder Großbritannien vergleichbare politisch-gesellschaftliche Bedeutung erreicht. Zwar gab es im Land mit der einstmals stärksten kommunistischen Bewegung in Europa außerhalb der UdSSR ein gewisses Echo auf Trotzkis Opposition gegen Stalin und vor allem gegen dessen innerhalb der Kommunistischen Internationale durchgesetzte katastrophale Politik, die dazu beitrug, die Arbeiterbewegung gegenüber dem aufkommenden Nationalsozialismus zu entwaffnen. Das betraf nicht nur die große Verbreitung von Trotzkis scharfsinnigen Analysen zur politischen Situation in Deutschland vor 1933, die weit über den vergleichsweise kleinen Rahmen seiner direkten Mitstreiter in der „Linken Opposition" reichte. Doch brach die Kontinuität durch die Verfolgung im Nationalsozialismus ab; praktisch die gesamte organisierte illegale Organisation wurde 1936/37 zerschlagen. Die trotzkistischen Exilanten, schon bald nach 1933 durch eine Reihe von Spaltungen geschwächt, zerstreuten sich nach Kriegsbeginn und fast alle entfernten sich vom Trotzkismus. Nach 1945 behinderten die Besatzungsmächte - jede auf eigene Weise - die Bemühungen um eine Rekonstruktion, die in den Westzonen dann doch mühsam in Angriff genommen werden konnte, während in der sowjetischen Zone daran erst gar nicht zu denken war.

Die Organisationskraft der trotzkistischen Bewegung beruhte vor 1933 auf einer Reihe lokaler Gruppen, die fest in ihrem örtlichen ‚proletarischen Milieu' verwurzelt waren. Solche Gruppen bestanden allerdings nur in wenigen Orten oder gar nur Stadtteilen größerer Zentren, so daß die „Linke Opposition", bei allen Möglichkeiten zur Initiative ‚vor Ort', als „nationale Kraft" über den propagandistischen Rahmen nicht hinauskam. Unter den Organisationen am Rande von KPD und SPD war sie wesentlich schwächer als etwa die KP-Opposition („Brandlerianer"), die „Sozialistische Arbeiterpartei" (SAP) oder, nach 1933, die Gruppe „Neu Beginnen".

Dessen ungeachtet liefert auch ihre Geschichte wichtige Einblicke in die der gesamten Arbeiterbewegung und ist damit von Interesse, will man nicht das Kriterium, wonach nur „Sieger" zählen, anlegen. Nachdem Wolfgang Alles (Zur Politik und Geschichte der deutschen Trotzkisten ab 1930, Frankfurt 1987) bereits eine Gesamtdarstellung der trotzkistischen Bewegung vorgelegt und Jan Foitzik (Zwischen den Fronten. Zur Politik, Organisation und Funktion linker politischer Kleinorganisationen im Widerstand 1933 bis 1939/40, Bonn 1986) sie in seiner Überblicksdarstellung der „Zwischengruppen" berücksichtig hatte, sind mittlerweile auch lokale und biographische Studien erschienen, darunter die hier anzuzeigende Darstellung einer Gruppe Dresdener Trotzkisten, deren Weg von ihrer politischen Formierung Ende der zwanziger Jahre über den Widerstand, das Exil bis hin zur Nachkriegszeit nach der Rückkehr aus den Konzentrationslagern oder der Emigration verfolgt wird.

Dabei ist zunächst bemerkenswert, daß diese Gruppe sich in einem breiten Zusammenhang von „reiner" politischer Arbeit und Freizeitaktivitäten im Rahmen der Naturfreundejugend gebildet hatte. Vom Reformismus der Sozialdemokratie enttäuscht, schloß sie sich der KPD an, um sofort auf Konfrontationskurs zu deren ‚ultralinker' Politik des Sozialfaschismus zu gehen. Sie kam in Kontakt zur trotzkistischen Bewe-

gung, der sie sich 1932 anschloß. Nach 1933 geriet sie sofort ins Visier der neuen Herren. Während die rechtzeitig auf die Illegalität eingestellten Mitglieder Widerstandsaktivitäten entfalteten, mußten die „bekannten" Gesichter (Wenzel und Käthe Kozlecki) in die nahe Tschechoslowakei flüchten. Dort pflegten sie in Reichenberg (heute Liberec) eine enge Zusammenarbeit mit den sudetendeutschen Trotzkisten und organisierten illegale Transporte von Materialien ins „Reich". Die Dresdener Naturfreunde waren in der Bergsteigersektion der Naturfreunde aktiv gewesen, kannten also die Sächsische Schweiz und damit das Grenzland in- und auswendig und konnten so mit ihrer Erfahrung die scharfen Grenzkontrollen überwinden. Allerdings wurde im Jahre 1937 auch ihre Gruppe zerschlagen und ihre Mitglieder wurden zu Zuchthaus oder Konzentrationslager verurteilt. Die Kozleckis mußten im folgenden Jahr vor den das Sudetenland ins „Reich" eingliedernden Nationalsozialisten fliehen, wobei sich ihre Lebenswege trennten. Während Wenzel durch Trotzkis Vermittlung nach Mexiko gelangte, fand Käthe in Großbritannien Exil, wo sie an der Bildung eines kleinen deutschsprachigen trotzkistischen Zirkels beteiligt war, der nach 1945 versuchte, durch eine Zeitung nach Deutschland hineinzuwirken. Die Überlebenden der Konzentrationslager beteiligten sich ab 1945 am Wiederaufbau Dresdens und schlossen sich der KPD/SED an. Sie hielten nur noch persönliche Kontakte aufrecht, auf weitere politische Aktivitäten im trotzkistischen Sinne verzichteten sie; dennoch gerieten sie in die spätstalinistischen Säuberungen. Auch wenn man ihnen keine „aktuellen Aktivitäten" nachweisen konnte, reichte es doch zu Repressalien, die erst 1956 rückgängig gemacht wurden.

Wenzel Kozlecki hatte sich noch im mexikanischen Exil von allen politischen Aktivitäten entfernt, auch von dem Kreis der Exilanten, der sich vom Trotzkismus abgewandt hatte und eine eigene Zeitschrift („Dinge der Zeit") begründete. Er kehrte später in die Bundesrepublik zurück, da er mit Recht vermuten konnte, daß er in der DDR nicht willkommen war. Käthe Kozlecki dagegen bemühte sich zunächst in der Bundesrepublik um die Wiederbelebung der trotzkistischen Organisation, ging aber dann im Verlaufe der fünfziger Jahre, nach Aufgabe der politischen Aktivitäten, nach Dresden zurück.

Die alte Gruppe war vollständig zerfallen und bestand nur noch in privaten Kontakten weiter. Für ihre politischen Aktivitäten hatten ihre Mitglieder einen hohen Preis (Verlust von Freiheit, Gesundheit oder „einfach nur" von Lebensglück) zahlen müssen. Die politischen Umstände in der DDR erlaubten es ihnen nicht, dies in einem breiteren Sinne bilanzieren zu können. Bei allem persönlichen Zusammenhalt hatten sie sich von ihren politischen Überzeugungen, die zu ihren Widerstandsaktivitäten geführt hatten, abwenden müssen und hatten natürlich auch keine Gelegenheit, davon in irgendeiner Form zu berichten; ihre Erfahrungen wurden zu einem privaten Geheimnis, das erst nach 1989 enthüllt werden konnte. In den in diesem Buch ausgebreiteten Schicksalen, in denen das Private Hand in Hand mit dem Politischen geht, wird die ganze Tragödie der deutschen Arbeiterbewegung deutlich. Zugleich aber wird in den einfühlsamen Porträts all dieser Aktivist(innen) auch ein gutes Stück proletarischer „Widerständigkeit" deutlich und so hat die Verfasserin nur Recht getan, ihnen, den *„mutigen Männern und Frauen einer Dresdener Widerstandsgruppe... ein würdiges Denkmal [zu] setzen und ihren Kampf dem Vergessen [zu] entreißen"*.

Reiner Tosstorff

Egon Günther, Bayerische Enziane. Ein Heimatbuch, Hamburg: Edition Nautilus, 2005, 256 S.

Das neue Buch des oberbayrischen Malers, Autors und Übersetzers Egon Günther trägt den Untertitel: „Ein Heimatbuch". Heimatbuch? Das kann nur ironisch gemeint sein; denn Heimat-, Trachten- und dergleichen Vereine verstehen darunter etwas anderes: dort dominiert Heimattümelei, tritt Geschichte oft im Gewand der braven Chronik auf, in der die als unangenehm empfundenen Seiten der eigenen Geschichte gerne verdrängt werden. Nur die durch die Natur verursachten Katastrophen werden als solche wahrgenommen, weniger die durch Menschen ausgelösten. Heimatbüchern konservativer Machart ist der schöne Schein wichtig: Heimat muß Wärme ausstrahlen und Harmonie. So aber war und ist das Heimatbuch von Egon Günther nicht gemeint. Seine Gestalten und Geschichten sind angesiedelt (*„beheimatet"*) im alten, d.h. vornapoleonischen Bayern. Dickköpfig verweist der Autor in seinem Vorwort auf die Verordnung König Ludwig I. aus dem Jahre 1825, *„die alte Schreibweise von Baiern durch die Einführung des Ypsilons zu veredeln"*. Die Revolution des Jahres 1918 hob diese Regelung auf, die revolutionäre Regierung wandte sich wieder an das *„bairische Volk"*. Damit spiegelt sich in der Schreibweise bereits das Thema des Buches: die Auseinandersetzung des aufmüpfigen humanen Baierns mit dem inhumanen, die Macht behauptenden Bayern. Günther schließt seine Einleitung mit den Worten: *„In diesen selbstverständlich mit der Räteidee sympathisierenden Notizen wird daher versucht, Sprache, Landschaft und Leute weitgehend bairisch zu belassen und den Rest bayerisch."*

Eingangs setzt sich der Autor mit dem von ihm dargestellten Raum und den in diesem lebenden Menschen auseinander. Er kommt dabei zu dem Ergebnis, daß *„Herkunft und Erbe anmaßende und willkürliche Begriffe (sind) - angesichts der Tatsache, daß wir letzten Endes alle irgendwoher kommen..."* Egon Günther schildert nicht nur seine oberbairische Heimat, er bekennt auch, diese Landschaft löse in seinem *„Gefühlshaushalt oft und leicht solche Irritationen aus"*. In diesem emotionalen Raum, *„der alle Voraussetzungen für ein Arkadien in sich birgt"*, findet Alltag statt, wird aber auch *„revolutioniert, verfolgt, gefoltert und erschossen"*. Hier ereigneten sich Katastrophen und Tragödien, wie z.B. der Todesmarsch von KZ-Häftlingen kurz vor Kriegsende. Egon Günthers Publikation handelt von Menschen, die *„humane und soziale Utopien vertraten und manchmal gar zu verwirklichen trachteten, dabei aber meist unter die Räder gerieten"*. Diesen *„aufständischen und unbequemen Menschen"* widmet er das Buch, dessen zeitlicher Rahmen sich von der Gegenreformation bis in die Gegenwart spannt. Mit den Taten und Schicksalen der Menschen, die im Chiemgau, im Isartal, dem Pfaffenwinkel und dem Fünfseenland leben, *„Flüchtlinge, Verschleppte und Migranten, Verschwörer und widerwillige Rebellen, Geschlagene und Hoffende, Agitatoren und Renegaten"*, befaßt sich der Autor.

Bei den Widerstandsaktionen schildert Günther am Beispiel der autobiographischen Aufzeichnungen des Sozialdemokraten Wilhelm Hoegner die Hilfsdienste roter Bergsteiger bei der Flucht über die „grüne" Grenze in den Alpen von Deutschland nach Österreich. Im Anschluß an eine Aussage von Ernst Bloch zur Befindlichkeit von Emigranten kommt Günther zu der Feststellung: „Diese erzwungenermaßen Reisenden teilen mit denen, die zu ihrem Vergnügen unterwegs sind, vielleicht denselben Raum, doch nicht die Wahrnehmung." *Denn* „wie fremd und bedrohlich Land und Bewohner einem Menschen auf der Flucht vorkommen mögen", *verdeutlicht er am Beispiel von*

Rudolf Schollenbruch, Volksbeauftragter für das Gesundheitswesen in der kommunistischen Räterepublik und Chefarzt der bairischen Roten Armee.
Als positiven Ansatz, Schritte auf dem Weg zur Utopie nicht nur zu entwerfen, sondern tatkräftig zu realisieren und tatsächlich zu leben, führt er u.a. die kommunistische Siedlung Blankenburg an. Dort versuchte ein Freundeskreis jugendbewegter Antimilitaristen auf einem Bauernhof bei Donauwörth im bayrischen Schwaben seine utopischen Vorstellungen umzusetzen.
Unter der Kapitelüberschrift „Zuflucht im Süden" berichtet Egon Günther über den illegalen Aufenthalt des Bremer Kommunistenführers Johann Knief, Herausgeber der Wochenzeitschrift „Arbeiterpolitik", mit seiner Kampf- und Lebensgefährtin Lotte Kornfeld im September 1917 in Riederau am Ammersee bei Familie Kaetzler. Gabriele Kaetzler, aus einer ostelbischen Adelsfamilie stammend und entsprechend erzogen, bekannte sich schon als junges Mädchen zum Sozialismus. Sie brannte mit ihrem zwanzig Jahre älteren Hauslehrer durch und brachte sechs Kinder zur Welt. Gabriele Kaetzler vermittelte für das untergetauchte Paar über Erich Mühsam eine Unterkunft in München. Erst nach dem Ausbruch des Munitionsarbeiterstreiks im Januar 1918 wurden die beiden Flüchtlinge auf Ersuchen der Berliner Polizei verhaftet, in die Reichshauptstadt transportiert und in militärische Schutzhaft genommen
Gabriele Kaetzler war eine beeindruckende Persönlichkeit, die sich gegen die schlechte Verfaßheit der Welt auflehnte und dafür Verfolgung und Haft in Kauf nahm. Doch ihr Name wird *„in keiner Genealogie der radikalen Größen aufscheinen und kein Gedenkkult (wird) um ihre Person betrieben werden"*, stellt Günther fest. Kurzzeitig verhaftet, konnte sie die Schüsse hören, mit denen Eugen Leviné nach der Niederschlagung der Münchner Räterepublik ermordet wurde. Sie verließ im Oktober 1919 mit ihren drei jüngeren Kindern die Gegend um den Ammersee und zog zunächst auf den Worpsweder Barkenhoff des Jugendstilmalers Heinrich Vogeler, der auf seinem Hof eine *„kommunistische Insel im kapitalistischen Staat"* - so seine eigene Formulierung - errichten wollte.
Gabrieles Tochter Wise war mit dem KPD-Mitglied Max Barthel verheiratet, später lebte sie mit dem KPD-Aktivisten Alexander Abusch zusammen. Egon Günther bemerkt zu Wise, daß diese *„eine jener vielen namenlos gebliebenen Sekretärinnen war, jener Menschen aus der zweiten Reihe, ohne deren Rückhalt keine Organisation der Linken, ob im Inland oder im Exil, lange Bestand gehabt hätte. Den Ruhm und die Erinnerung der Nachwelt trugen jedoch meist andere davon."* Gabrieles Tochter Fite arbeitete zeitweise als Sekretärin bei der Inprekorr („Internationale Pressekorrespondenz") der Komintern. Durch die NS-Herrschaft in Deutschland fanden sich Gabriele Kaetzlers Kinder und Enkelkinder bald über mehrere Länder Westeuropas verstreut: in Deutschland, der Schweiz, Italien, Frankreich und in Spanien. Einer ihrer Schwiegersöhne, Adolph M. Steinschneider kommentierte das so: *„Eine durcheinandere Familie gibt es wohl nicht."*
Aber nicht nur Familie Kaetzler und ihr personelles Umfeld werden geschildert, sondern auch z.B. die Räte im oberbayrischen Kolbermoor, in das sich die Reste der Roten Armee zurückzogen und wo sie kapitulieren mussten. In dieser im Moor errichteten Industriestadt versuchte ein revolutionärer Arbeiterrat durch konkrete Maßnahmen die Lage der bedürftigen Bevölkerung zu verbessern. Im Jahre 1986 dagegen sammelte dort eine Bürgerinitiative erfolgreich Unterschriften gegen eine Flüchtlingsunterkunft, was Günther als *„erschreckenden Grad der Lähmung und Geschichtslosigkeit im heu-*

tigen Gesellschaftszustand", als eine Folge der Auflösung sozialer Milieus, *„dessen Splittern die Kenntnis über sich selbst abhanden gekommen ist"*, beklagt.
Egon Günther setzt sich kritisch mit der Inkarnation urbairischen *„Kraftprotzentums"* auseinander: der kanonisierten Gebirgstracht aus kurzer Lederhose, Joppe, kleinem grünen Hut, vielleicht gar noch mit einem Gamsbart dekoriert, nach seiner Einschätzung ein generalisiertes Mißverständnis. Dies war auch die Kostümierung des Werdenfelser Freikorps. Und damit verweist Günther distanziert ironisierend auf den *„verkörperte(n) gesunde(n) Volkszorn, der aus der klaren kräftigen Gebirgsluft herab in die trüben Niederungen der Städte steigt..."* Diese verderblichen Kräfte, diese *„unterirdisch grollende Reaktion"* ist in seiner Landschaft beheimatet und wird von ihm in manchen Beispielen vorgeführt.
Der Bergarbeiterstadt Penzberg mit ihrer stabilen sozialistischen Mehrheit sowie einer lebendigen proletarischen Subkultur sind einige Kapitel gewidmet: vom massenhaften Kartoffeldiebstahl in der Not der Inflationszeit bis zur *„latente(n) Opposition"* bzw. *„eine(r) Art kollektive(r) innere(r) Emigration'"* der Arbeiterbevölkerung während des Dritten Reiches. Hier nächtigten Flüchtlinge in den Wäldern und Mooren der engeren Umgebung in Heustadeln, Strohmieten und Höhlen, hier organisierte sich Widerstand, hier agierte am 28. April 1945 die „Freiheitsaktion Bayern", die mit der Exekution der Beteiligten endete.
Ein Zitat von Italo Calvino, wonach Gedenken nur dann gültig sei, *„wenn es die Prägung des Vergangenen mit dem Entwurf des Zukünftigen verbindet"*, stellt der Autor als Motto dem Kapitel „Topographie der Erinnerung" voran. Hier betont Egon Günther, daß das heutige Unbehagen an unserer Erinnerungskultur daraus resultiere, *„daß in der Zwischenzeit all dem Erinnerten die Dimension des Zukünftigen ausgetrieben worden ist"*, so daß Personen wie Toller oder Eisner als Gestalten eines vergangenen Revoluzzertums *„inzwischen fester Bestandteil einer eigenartigen Folklore"* geworden seien. Im Hinblick auf die Sendlinger Mordweihnacht in München führt das zu dem Ergebnis, daß die Erinnerung an diesen frühen Revolutionsversuch heute *„zu einer volkstümlich verbrämten, chauvinistischen Brauchtumsveranstaltung verkommen"* ist.
Bei der Passage über die Gruppe „Neu Beginnen" spielte ein konspirativ genutztes Wochenendhäuschen eine Rolle. Hatte es doch in Bayern keine Widerstandsgruppe geschafft, solange wie diese - immerhin ein knappes Jahrzehnt - zu bestehen, ohne aufgerollt zu werden.
Ein anderer im Buch berücksichtigter Aspekt sind die in Lagern für displaced persons (DPs) untergebrachten jüdischen Überlebenden nach dem Holocaust. In ihnen kam es noch einmal zu einem kurzen Wiederaufleben des osteuropäischen Schtetls, bevor die Überlebenden nach Palästina oder in die Vereinigten Staaten auswanderten. In der Landsberger Saarburgkaserne lebten zeitweise bis zu 10.000 DPs. Es ist nicht untypisch für Günthers Vorgehensweise, daß er dieses Thema unterbricht durch ein Kapitel über die Wieskirche und die aus Italien stammenden Wessobrunner Baumeister des Barock und Rokoko, die über zwei Jahrhunderte die geschicktesten Gipsarbeiter, Maler, Marmorierer, Vergolder und auch Bildhauer hervorbrachten. In diesem Zusammenhang stellt Günther die Frage, ob nicht auch Menschen in seine Topographie des Raumes einbezogen werden sollten, *„die unser Interesse deshalb verdienen, weil sie entweder in irgendeiner Form die bestehende Gesellschaftsform transzendiert oder ihr... Widerstand entgegengesetzt haben?"*

Am Ende des Hauptteils rekurriert der Autor noch einmal auf das gängige Bild der Revolution in München, wo die revolutionären Massen von einem bürgerlichen Stadtchronisten auf Norddeutsche, Sachsen, Polen, russische Gefangene und zerlumpte Weiber, an anderer Stelle auf Halbwüchsige, Deserteure, Vorstadtweiber, Munitionsarbeiterinnen und die unvermeidlichen Schwabinger Kaffeehausliteraten reduziert und diffamiert werden. Tatsächlich aber forderte das *„längst nicht mehr obrigkeitshörige Volk... das Rätesystem als den einzig gangbar erscheinenden Weg aus der Katastrophe"* und *„das Tor zu einer neuen Welt stand für einen Augenblick offen"*. Aber nur für einen kurzen Augenblick, denn *„die alte Welt kam wieder zu Atem und griff die Revolution an die Gurgel"*. Nach dem Scheitern der bairischen Revolution avancierte München zum Hort des weißen Terrors der rechtsextremen und patriotischen Militärverbände. Dort gab man dem Pazifisten Eisner, indem man wohl kalkuliert Ursache und Wirkung vertauschte, die Schuld am Ausgang des Krieges. Die Protagonisten der Räterepublik wurden mit dem Stigma des Außenseiters und Fremden versehen. Der Sieg über die Münchner Räterepublik wurde zum Gründungsmythos des aufkommenden Faschismus und mit der einsetzenden Reaktion gegen die Rätebewegung begann Hitlers Aufstieg in München. Heute vergessen bleibt, daß die gegenrevolutionäre Propaganda, die erfolgreich den revolutionären Bestrebungnen übergestülpt wurde, unterschlägt, daß Revolution und Räterepublik in München *„nahezu unblutig"* verlaufen sind; Opfer waren zumeist nur bei den Aktionen der Reaktion zu beklagen.
Auf den eben skizzierten Hauptteil des Buches folgen zwei längere Abschnitte, die aus dem formalen Rahmen des Werkes ein wenig herausfallen. Unter dem Titel „Das Gold der Zeit" bringt Günther eine Anekdote über den Fund einer kleinen Zigarettenschachtel mit dem Aufdruck „Freiheit" und drei schräg nach unten weisenden, parallel laufenden Pfeilen, dem Symbol der „Eisernen Front", dem Zusammenschluß von Reichsbanner, Freien Gewerkschaften und SPD, sowie ein Bild des Anarchisten Michael Bakunin, die Günther bereits in diesem Periodikum unter dem Titel „Der beredte Fund. Eine Anekdote" veröffentlicht hat. (Vgl. Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit 17/2003, S. 527-542)
Als quasi dritten Teil berichtet Günther über Sir Roger Casement, den irischen Freiheitskämpfer, der sich - *„ein Rebell in Riederau"* - im Sommer 1915 am Ammersee aufhielt, bevor er mit einem deutschen Unterseeboot an der irischen Küste an Land gesetzt, von den Briten gefangen und nach dem Scheitern des irischen Dubliner Osteraufstandes in England verurteilt und hingerichtet wurde.
Egon Günther bricht in seinem Buch *„das beredte Schweigen über die verstörenden Träume der Vergangenheit"*. Der Autor verarbeitet dabei auch seine eigene politische Sozialisiation, z.B. indem er auf seine *„plötzlich von Antiautoritären zu Kaderkommunisten mutierten Altersgenossen aus den Reihen der Roten Schülerfront"* verweist. Wie der Waschzettel zutreffend bemerkt, bringt Egon Günther die verdrängte und vergessene freiheitliche Tradition Bayerns, nein Baierns, wieder ans Tageslicht und in das Bewußtsein des Lesers. Er schildert *„die Sehnsucht nach Freiheit und Autonomie"*. Bei seiner Publikation handelt es sich - im besten Sinne - um „Geschichte von unten". Egon Günther eröffnet Einblicke in linksradikale Milieus und das - wie er selbst betont - *„auf einem anderen Feld als dem sonst üblichen der Organisationsgeschichte"*. Man könnte sein Buch als eine linksradikale Familiengeschichte des bairischen Raumes bezeichnen. Günther springt souverän zwischen den Jahrhunderten hin und her, ohne den Leser damit zu irritieren und den wahrhaft „roten Faden" zu verlieren. 38 Abbildungen, zumeist Fotos (deren Druckqualität leider zu wünschen läßt) vom Arbeiter-Rad-

fahrerverein „Solidarität“ bis zum Postkartenmotiv von Riederau um 1915 veranschaulichen den Text. Auf das aktualisierende und ein wenig zu selbstverliebte Nachwort von Thomas Meinecke hätte der Rezensent verzichten können, nicht dagegen auf die weiterführenden konzentrierten und gehaltvollen Anmerkungen des Verfassers. Literaturhinweise und ein Namensregister schließen das sehr empfehlenswerte Buch ab. Die „Bayerischen Enziane“ lesen sich vergnüglich, bringen - insbesondere für den nichtbayrischen Leser - eine Fülle interessanter Informationen und machen nachdenklich.

Peter Kuckuk

Helge Döhring, Damit in Bayern Frühling werde! Die syndikalistische Arbeiterbewegung in Südbayern von 1914 bis 1933, Lich/Hessen: Verlag Edition AV, 2007, 276 S.

In der im März 2008 erschienenen Nr. 22 der Berliner Quartalsschrift „Gegner“ ist eine interessante Kritik der aktuellen Geschichtsschreibung über den Linksradikalismus abgedruckt, die der Sozialwissenschaftler Hartmut Rübner verfaßt hat. Darin werden neuere Kompilationen zur Lokalgeschichte des Anarchosyndikalismus unter die Lupe genommen und als *„heimatkundige“* Faktenhuberei abgetan. Der hier besprochenen Regionalstudie bescheinigt Rübner u. a., über den Gebrauchswert eines 80 Jahre alten Telefonbuchs zu verfügen.

Der Rezensent freut sich dennoch, aus dem Buch Helge Döhrings über die revolutionäre syndikalistische Arbeiterbewegung in Südbayern immerhin erfahren zu haben, daß ausgerechnet in seinem in München-Thalkirchen stehenden Geburtshaus vormals ein Vertreter der lokalistischen Berufsvereinigung der Fliesenleger zur Miete gewohnt hat. Diese Organisation gehörte zu der vor dem Ersten Weltkrieg ins Leben gerufenen „Freien Vereinigung deutscher Gewerkschaften“, einem Zusammenschluß von hauptsächlich in der Bau- und Metallbranche beschäftigten Arbeitern und Handwerkern, der sich von den zentralistisch und rein politisch organisierten Zentralgewerkschaften abgegrenzt hat und von diesen massiv bekämpft wurde. Helge Döhring unternimmt den Versuch, die von ihm konstatierte Schieflage auszugleichen, die darin besteht, daß bislang in Publizität und Forschung den prominenten Ideenträgern des reinen Anarchismus wie Gustav Landauer und Erich Mühsam und ihrem Wirken in Bayern mehr Stellenwert zukam als denjenigen, die deren freiheitliche Ideen und föderalistischen Vorschläge in den Betrieben und im Aufbau von Arbeiterbörsen vertreten haben. Sein Material fand er, unterstützt von den Mitgliedern des „Allgemeinen Münchner Syndikats der Erwerbslosen und Lohnabhängigen“ (A.M.S.E.L.) und der Münchner „Freien Arbeiterunion“ (FAU), den heutigen Nachfolgern der damaligen Lokalisten und Syndikalisten, bei der Durchsicht von Archivbeständen in Augsburg, Dachau, Moosburg, Erding, Trostberg und München sowie in Kongreßprotokollen und Drucksachen der syndikalistischen Arbeiterbewegung. Helge Döhring ist selbst in dieser Bewegung aktiv, deshalb ist sein Buch parteiisch und gibt nicht vor, Forschung und Bewegung trennen zu wollen, wie es die Verfechter akademischer wissenschaftlicher Standards einfordern, die von einem scheinbar objektiven Erkenntnisinteresse ausgehen. Bereits Ulrich Linse hatte festgestellt, daß der Münchner Arbeiteranarchismus nicht politisch, sondern primär gewerkschaftlich eingestellt war, und er sah darin einen Grund, warum die Syndikalisten bei der Novemberrevolution und in den Geschehnissen der bairischen Räterepublik angeblich kaum eine Rolle gespielt haben. Dennoch wurden bei der blutigen Repression der kommunistischen Räterepublik im Mai 1919 auch Mit-

glieder der „Syndikalistischen Arbeiterföderation" (SAF) von den Nosketruppen ermordet und die Münchner Arbeiterbörse führte Sammlungen zur Solidarität mit den verhafteten Räteanhängern und den Opfern der Märzkämpfe im Ruhrgebiet durch. Die vorliegende Regionalstudie geht dem nach und beschreibt die Organisationsstruktur dieser freiheitlichen Strömung der Arbeiterbewegung, die ihren Zusammenhalt in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg gegen die zentralistischen Organisationsformen zwar anfangs behaupten konnte, aber in den letzten Jahren der Weimarer Republik dahin geschmolzen ist. Zudem wird auf die außerbetrieblichen und kulturellen Aktivitäten der südbayerischen Syndikalisten, die sich zum großen Teil in der anarchosyndikalistischen FAUD organisiert hatten, anhand erhaltener Nachweise über ihre durchgeführten Veranstaltungen eingegangen: Freidenkertum, syndikalistische Jugend- und Frauenbünde, Freie Sänger usf. werden angesprochen. Einen besonderen Platz nimmt das Porträt des Schreiners und Anarchisten Benno Scharmanski ein, der in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg der „Föderation Freiheitlicher Sozialisten (FFS)" angehörte und noch bis in die neunziger Jahre hinein jüngeren Genossen mit Rat und Tat zur Seite stand. Auch der Sekretär der „Internationalen Arbeiter Assoziation" und Theoretiker des Anarchosyndikalismus Helmut Rüdiger wird eigens vorgestellt. Seine „Karriere" begann in München als Delegierter der Ortsvereine Dachau, München und Trostberg für den 16. FAUD-Kongreß. Zusammenfassende Überlegungen, warum die *„originäre proletarische Klassenbewegung"* der Syndikalisten mitunter auch in ländlichen Regionen bei der neu geformten Industriearbeiterschaft, beispielsweise den Chemiearbeitern in Trostberg oder den Arbeitern im Solnhofener Steinbruch, gegenüber den zentralistischen Verbänden punkten konnte und worin die eigentliche Stärke des Syndikalismus besteht, beschließen den mit einem materialreichen Anhang versehenen Band, zu dem Günther Gerstenberg ein fulminantes Nachwort beigesteuert hat. Beiläufig formuliert es interessante durch das Buch aufgeworfene Fragen nach der Konjunktur des Anarchosyndikalismus, deren Beantwortung vielleicht das Warten auf den Frühling ein wenig kurzweiliger macht: Warum wurde die anarchosyndikalistische Bewegung in Bayern - und wohl auch im übrigen Deutschland - trotz aller Verve, Begeisterung und trotz der vielen Anstrengungen und Opfer ab Mitte der zwanziger Jahre dennoch zu einer Marginalie? Und wo stehen die heute an einer freiheitlich orientierten Bewegung zur Aufhebung der Lohnarbeit Interessierten in einer seither durch und durch umgebildeten Arbeitswelt, in der, die Positionen der Aufklärung vereinnahmend, der Kapitalismus auf Subjekte setzt, die zwar selbständig und flexibel handeln, sich aber dabei mit den Verhältnissen im Einklang befinden sollen?

Egon Günther

Norman Dankerl, Alois Lindner. Das Leben eines bayerischen Abenteurers und Revolutionärs, Viechtach: edition lichtung, 2007, 143 S.

Am 21. Februar 1919 wurde der bayerische Ministerpräsident Kurt Eisner, der seine Demissionserklärung in der Tasche hatte, auf dem Weg in den Landtag von dem rechtsradikalen Studenten und Weltkriegs-Leutnant Anton Graf Arco auf Valley ermordet. Als Reaktion auf diese Tat stürzte das Mitglied der „Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei" (USPD) und des Revolutionären Arbeiterrats, der aus Kehlheim gebürtige Schankgeselle Alois Lindner, in den Landtag und feuerte auf den mehrheitssozialistischen Innenminister Erhard Auer, den er für den geistigen Urheber eines Komplottes gegen Eisner hielt. In dem daraufhin ausbrechenden Tumult erschoß Lindner einen Abgeordneten, der sich ihm, um seine Flucht zu hindern, in den Weg

stellte, ein anderer Abgeordneter wurde durch Schüsse, die von der Galerie des Landtags herab von anderen Mitgliedern des Revolutionären Arbeiterrates abgegeben wurden, zu Tode getroffen. Der Attentäter floh mit Hilfe von Freunden nach Ungarn, wo er an der Märzrevolution teilnahm und als politischer Kommissar die deutsche Legion der Roten Armee mit organisieren half. Bei einer Kurierfahrt nach Wien wurde er an der Grenze verhaftet, eingekerkert und nach Deutschland ausgeliefert. Ein Volksgerichtsprozeß verurteilte ihn wegen eines Verbrechens des versuchten und eines des erschwerten Totschlags zu 14 Jahren Zuchthaus. Im Zuchthaus Straubing schrieb er seine „Abenteuerfahrten eines Revolutionären Arbeiters", die 1924 als Taschenbuch erschienen sind. Darin beschreibt er seine Kindheit in ärmlichen Verhältnissen, seine Jugend-, Lehr-, und Wanderjahre als Metzger und seine Fahrten zur See als Küchenhilfe, die ihn um die Welt geführt und seinen Gerechtigkeitssinn geschärft haben. In Texas arbeitete Lindner als Cowboy auf einer Ranch gemeinsam mit anderen Proletariern aus Rußland und Polen und verliebte sich in eine Indianerin, in Australien fand er Arbeit in einer Konservenfabrik und beklagte die unbarmherzige Ausrottung der schwarzen Ureinwohner. Beim Ausbruch des Weltkrieges wurde Lindner in Spanien als Seemann entlassen. Mit anderen Seeleuten bemächtigte er sich in Barcelona eines morschen Kutters, erreichte nach einer abenteuerlichen Fahrt den Hafen von Palermo und gelangte schließlich nach München, wo er als Schankkellner arbeitete, sich Eisners unabhängigen Sozialisten anschloß und an der Revolution teilnahm.
Diese autobiographische Skizze bildet den ersten Teil des Buches von Norman Dankerl, das in der im Bayerischen Wald ansässigen „edition lichtung" erschienen ist. Im zweiten Teil wird der Streit zwischen den politischen Gegnern Eisner und Auer um die Einberufung einer gesetzgebenden Versammlung und das Fortbestehen der Rätedemokratie skizziert und damit der Hintergrund des von Lindner verübten Attentats, das zusammen mit dem Mord an Eisner im Februar 1919 die zweite Revolution in Bayern eingeläutet hat. Abschließend wird Lindners letzter Lebensabschnitt behandelt: sein Exil ab 1931 in der Sowjetunion, wo er bei der „Internationalen Hilfsorganisation für die Kämpfer der Revolution" (MOPR) in Moskau als Agitator arbeitete und in die Partei eintrat. Bei Ausbruch des Zweiten Weltkriegs meldete er sich zum Dienst in der Roten Armee und kämpfte 1941 in einem Arbeiterbataillon an der Front. 1943 findet sich von ihm eine letzte Spur in der Kirgisischen Sowjetrepublik, wohin er und seine zweite Frau Cäcilie, die er nach seiner Haftentlassung in Berlin geheiratet hatte - die erste Ehefrau hatte sich von ihm scheiden lassen -, evakuiert wurden. Er wandte sich von dort an Dimitrow um Hilfe, und bat darum, nach Moskau zurückkehren zu dürfen. Über sein weiteres Schicksal ist nichts bekannt. Mit der Gesundheit des 55 Jahre alten Revolutionärs stand es nicht bestens. Doch vielleicht ist er am Ende auch dem stalinistischen Terror zum Opfer gefallen. In den Jahren des „Großen Terrors" 1937/38 ist dies bereits das Schicksal vieler nach Rußland emigrierter „Ehemaliger" der bairischen Räterepublik gewesen.

Egon Günther

Nicholas Mailänder, Im Zeichen des Edelweiß. Die Geschichte Münchens als Bergsteigerstadt, Zürich: AS Verlag, 2006, 416 S.
In München wurde 1869 der spätere „Deutsche und Österreichische Alpenverein" gegründet. Bergsteiger der „Münchner Schule" haben seither entscheidende Beiträge zur Entwicklung des Alpinismus geleistet. Dennoch scheuten die Fachhistoriker bislang eine Auseinandersetzung mit der Münchner Alpingeschichte. Wie es scheint, aus gu-

tem Grund: Die Erstbegehung der Eiger-Nordwand wurde von den Nationalsozialisten politisch ausgeschlachtet. Bilder wie die Aufnahme des in die Hakenkreuzfahne gehüllten Leichnams eines 1934 am Nanga Parbat, dem „Schicksalsberg der Deutschen", gestorbenen Bergsteigers stützten die in der Welt verbreitete These eines *„Climbing for Hitler"*. Der Militarist und Kletterfunktionär Paul Bauer ließ sich auf den von ihm geleiteten Expeditionen im Himalaya als „Hauptmann" ansprechen und sah das Bergsteigen als Fortsetzung der Kampferlebnisse im Krieg an. Unmittelbar nach der Niederwerfung der Räterepublik hatte der Ortsausschuß der Münchner Alpenvereinssektionen die Münchner Alpinisten zum geschlossenen Eintritt in die bewaffneten Einwohnerwehren aufgerufen. Und rechtsgescheitelte Bergsteiger wie Eugen Allwein engagierten sich damals beim Freikorps Oberland. Unrühmlich sind die Vorgänge um die „Sektion Donauland", einer Gründung von jüdischen Alpinisten und von mit ihnen solidarischen „deutschen" Bergsteigern, die wegen des in Österreich grassierenden Antisemitismus, der in der Einführung eines Arierparagraphen gipfelte, aus der Sektion Austria ausgetreten waren. Den Wiener Antisemiten und ihren völkischen Verbündeten im deutschen Reich gelang es schließlich in mehreren Anläufen, besagte Sektion im Jahr 1924 aus dem gesamten Alpenverein auszuschließen. Nicholas Mailänder, der selbst als Sportkletterer aktiv war, schildert all diese Vorgänge, ohne irgendetwas auszublenden oder zu beschönigen. Man erfährt auch von „linken" Bergsteigern und Bergvagabunden aus den Münchner Vorstädten wie Otto Herzog, der zur ersten Garnitur der Münchner Kletterer gehörte und 1919 für seinen Einsatz in der bairischen Roten Armee mit einem Haftaufenthalt in der Festung Prinz Karl bei Ingolstadt büßen mußte. Das umfangreiche Buch erschöpft sich nicht in der Darstellung der tiefen, nicht zuletzt durch zwei Weltkriege markierten Risse, die sich auf dem Weg der von München ausgehenden wissenschaftlichen, topographischen, touristischen und sportlichen Erschließung des Alpengebiets aufgetan haben. Es erzählt überdies eine umfassende Sozial- und Kulturgeschichte, die 1788 mit einer Forschungsreise des Gelehrten Franz von Paula Schrank in die Gebirge südlich der Hauptstadt begonnen hat und im Jahr 2000, mit der Errichtung eines modernen Kletterzentrums in der Münchner Vorstadt Thalkirchen, in einer Zukunft ankam, worin das Bergsteigen auf widerspruchsvolle Weise von einem Verlangen idealistischer Felsgeher und Zivilisationsflüchter mittlerweile zu einem sogenannten Breitensport geworden ist.

Egon Günther

Pierre Broué, Trotzki. Eine politische Biographie. Band 1: Vom ukrainischen Bauernsohn zum Verbannten Stalins. Band 2. Der Kampf gegen Stalinismus und Faschismus, Köln: ISP Verlag, o.J. (2005), 1292 S.

17 Jahre nach der Veröffentlichung der Trotzki-Biographie in Frankreich, und mit acht Jahren Verspätung - die deutsche Ausgabe wurde ursprünglich für 1997 angekündigt - liegen nun seit 2005 die zwei Bände der voluminösen Arbeit Broués in deutscher Übersetzung vor. Daß ein kleiner Verlag wie der ISP-Verlag diese Aufgabe überhaupt gestemmt hat, ist verdienstvoll und läßt die Kritik an der stellenweise holprigen, teilweise sogar sinnentstellenden Übersetzung in den Hintergrund treten. Broué selbst, der im Alter von 79 Jahren 2005 verstorben ist, war sein Leben lang als Militanter und Historiker Trotzki verbunden und hat sich - neben seinen Arbeiten zur spanischen und zur deutschen Revolution - vor allem als Herausgeber der französischen Ausgabe der Werke Trotzkis und Vorsitzender des Leo-Trotzki-Forschungsinstituts einen Namen gemacht.

In seinem Vorwort nähert sich der Autor seinem Forschungsgegenstand wie folgt: Trotzki „*war ein Mann der Liebe*", „*eine perfekte Geistesmaschine von unglaublichem Ausstoß*" und ein „*Mann, der die Frauen liebte und als ihr Freund Lanzen für den Feminismus brach*". Das alles erstaunt dann doch, und läßt ein Übermaß an Empathie, sehr wahrscheinlich aber auch Weltfremdheit und Opportunismus erkennen.
Prinzipiell liegt die Meßlatte zur Bewertung dieser Biographie hoch: Neben Trotzkis Autobiographie „Mein Leben" und etwa der Biographie Victor Serges ist es vor allem Isaac Deutscher, der hier Maßstäbe setzte mit seiner zwischen 1954 und 1963 vorgelegten dreibändigen Trotzki-Biographie, an der er siebzehn Jahre lang gearbeitet hatte. Broués Anspruch, eine eigenständige Arbeit in diesem Ausmaß zu präsentieren, rührt denn auch aus der Abgrenzung gegenüber Deutscher her, der in der trotzkistischen Bewegung immer als Renegat angesehen wurde, negierte er doch die Notwendigkeit einer IV. Internationale, um deren programmatische und organisatorische Konturierung sich sämtliche Fraktionierungen des Trotzkismus seit deren Gründung im Jahre 1938 bis heute drehen. Broué anerkennt Deutschers literarische Qualität, wirft ihm aber vor, er verhalte „*sich äußerst kritisch Trotzki gegenüber, gegen den er immer Recht haben möchte. Da er eine Abrechnung mit seinem Lehrer vollzieht, ist er nicht gerade der ideale Biograph.*" Desweiteren seien die Qualitäten Deutschers als Historiker wenig zuverlässig: „*Er liest zu schnell und begnügte sich häufig mit einem kurzen Überblick; manchmal verwechselt er Dokumente, vergißt Fußnoten oder gibt falsche an und schließt Lücken in der Information durch Erfindungen.*" Bereits Ernest Mandel bemerkte in seiner Rezension anläßlich des Erscheinens der französischen Originalausgabe 1988 zu Broué, daß er gelegentlich jedes Augenmaß verliere und resümierte: „*Nun tappt Broué aber aufgrund der Versessenheit in Bezug auf Deutscher in die Falle, vor der er selber den Historiker warnt. Seine Kritik an Deutscher ist offenkundig überzogen, gelegentlich irritiert sie.*"
Im gesamten Text, so ergänzen wir, spielt sie aber substantiell keine Rolle, denn wenn auf Deutscher Bezug genommen wird, dann oft in einer kleinlichen Art und Weise, die jedenfalls nichts zu tun hat mit neuen Erkenntnissen, wesentlichen Korrekturen oder völlig neuen Einschätzungen einzelnen Aspekte in Trotzkis Biographie. Selbst die wirklich neue Ausgangslage des Autors in punkto Quellenerschließung trägt dazu erstaunlicherweise wenig bei (Broué standen in den achtziger Jahren erstmals sowohl amerikanische als auch erste sowjetische Quellen zur Verfügung, zu denen Deutscher in den fünfziger Jahren selbstverständlich keinen Zugang hatte). Alles Aspekte, die für die Arbeit Deutschers sprechen, die auf dem deutschen Buchmarkt aktuell leider nicht mehr erhältlich ist. Die durchgehend herbeizitierte Bezugnahme auf Deutschers Trotzki-Biographie dient dem Autor also überhaupt nicht in der Sache, sondern entspringt ausschließlich seinem Bedürfnis nach zwanghafter Abgrenzung.
Seine politische Perspektive, die Rehabilitierung Trotzkis zu integrieren in eine revolutionäre Kontinuität, für die Broué und die IV. Internationale einstehen, ist an der Wirklichkeit gescheitert. Es liegt auf der Hand, daß die bloße Existenz der Sowjetunion Grundlage der Strömungen war, die sich auf den Trotzkismus und seine programmatischen Eckpunkte (wie etwa die permanente Revolution oder die Einschätzung der Sowjetunion als degenerierten Arbeiterstaat) berufen. Insbesondere die beiden Vorworte Broués aus den Jahren 1988 und 1997 lassen die historische Zäsur der letzten zwei Jahrzehnte deutlich erkennen: Die im Text auftauchenden „*Sowjetmenschen*" und das „*sowjetische Volk*" gibt es heute gar nicht mehr. „*Die Gesetzmäßigkeit der Ereignisse erkennen und in dieser Gesetzmäßigkeit seinen Platz finden, ist die*

erste Pflicht des Revolutionärs", so Trotzki selbst in seiner Autobiographie „Mein Leben". Die Implosion der Sowjetunion, ihr Zerfall, Bürgerkriege und nacktes Elend führten nicht zu einer Reorientierung der Arbeiterklasse an der Oktoberrevolution, im Verständnis Broués eine „*Kathedrale der Hoffnung*". Nicht einmal eine Konterrevolution im klassischen Sinne fand in der Sowjetunion statt, stand doch gar keine Bourgeoisie zur Verfügung; vielmehr verselbständigte sich hier eine Bürokratie als herrschende Kaste, angereichert durch Kriminelle, Waffenschieber und Warlords an den zerfransten Rändern der ehemaligen Sowjetunion. Die Aussichten des Autors, das „*Band von Kontinuität*" wieder aufzunehmen und in dem „*von der Angst befreite(n) Land der Jugend und der Kultur*", gemeint ist immer noch die Sowjetunion, den Trotzkismus als Strömung der Arbeiterbewegung zu reetablieren, erweisen sich als Selbsttäuschung. Das gesamte Theoriegerüst Broués trägt hier nicht mehr.
Trotz dieser Vorbehalte ist die vorliegende Biographie eine Arbeit, die vor allem in ihrer Ausführlichkeit - ergänzt durch Chronologie, Literaturverzeichnisse und Personenregister - ein umfassendes Bild Trotzkis entwirft. Hierin erschöpft sich aber auch schon die Solidität: Es bleibt nämlich das Manko, daß gerade die Bruchpunkte in Trotzkis Theorie (wie etwa die permanente Revolution, die Faschismusanalyse, die Gründung der IV. Internationale, die Staatskapitalismusdebatte Ende der dreißiger Jahre etc.) in der Tendenz rein apologetisch verhandelt werden. Somit wird hier eine Chance vertan, die sich abzeichnenden grundlegenden gesellschaftlichen Veränderungen, die in vielen Debatten der Konstituierungsphase des Trotzkismus selbst bereits reflektiert worden sind, mit einer gehörigen historischen Distanz von 50 Jahren erneut zu problematisieren. Die ominösen Gesetze der Geschichte behalten die Oberhand; Marxens eindringliche Warnung davor, die Geschichte als „*aparte Person*" zu betrachten, verhallen bei dem Historiker Broué unerhört. John Dewey, der vom Autor zitiert wird, sagte über Trotzki: „*Das war eine tragische Persönlichkeit. Eine derartig natürliche, blendende Intelligenz, und derartig in das Absolute eingesperrt.*"
Man muß diese Einschätzung nicht teilen, aber von einer gelungenen, erst recht von einer mit Empathie geschriebenen Biographie, erwartet der Leser, daß der Autor das intentionale Handeln des Subjekts mit der Objektivierung der historischen Resultate konfrontiert. Genau das leistet Broué über weite Strecken nicht, und somit bleibt die vorliegende Biographie unkritisch.

Karl Klöckner

José Peirats, The CNT in the Spanish Revolution, Vol. 1. Edited by Chris Ealham, Hastings: The Meltzer Press, 2001, 299 S.

Zweifellos bleibt die zwischen 1951 und 1953 zuerst im französischen Exil erschienene Trilogie von José Peirats über die anarchosyndikalistische Gewerkschaftszentrale CNT in der spanischen Revolution weiterhin das grundlegende Werk zu diesem Thema. Dabei gibt es zahlreiche Arbeiten, die seither veröffentlicht worden sind; vor allem seit der „transición", dem „Übergang" nach Francos Tod, kam es in Spanien zu einer wahren Explosion von Untersuchungen über die anarchosyndikalistische Bewegung, die insbesondere die Bürgerkriegsjahre als Zeit ihres größten Einflusses in den Blick nahmen. Doch sie konzentrierten sich zumeist auf ihre „Errungenschaften", d. h. auf den Kollektivierungsprozeß in der Industrie oder auf dem Land. Allerdings wurden neben einigen Arbeiten über militärische Aspekte auch zahlreiche lokale Studien veröffentlicht. Ein weiteres, des öfteren angesprochenes Thema ist das der „libertären Frauen". Und man darf die große Zahl der Autobiographien der Aktivisten nicht ver-

gessen, die ein Verständnis ermöglichen, das aus den zeitgenössischen Veröffentlichungen, auf die sich die historischen Arbeiten üblicherweise stützen, nicht unbedingt zu erschließen ist. Aber als Gesamtstudie ist die Arbeit von Peirats weiterhin das Referenzwerk, auch wenn man sich wegen der großen Anzahl von neueren Veröffentlichungen, die nicht zuletzt auf dem heute möglichen breiten Zugang zu Archiven beruhen, fragen muß, ob nicht eine neue Synthese möglich wäre. Doch ist ebenfalls klar, daß man heutzutage mit einem solchen Thema akademische Meriten kaum gewinnen kann.

José Peirats (1908-1989) war von jener autodidaktischen Arbeiterkultur geprägt, die sich in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts verloren hat. Als Sohn einer Familie von Sandalenmachern, die aus Valencia nach Barcelona einwanderte, als er drei Jahre alt war, besuchte er die Schule nur wenige Jahre und begann sehr früh zu arbeiten. Zugleich erwarb er sich als unermüdlicher Leser eine Bildung, um die ihn sicher viele derjenigen, die per Geburt das Privileg einer 'bürgerlichen' Erziehung genossen, beneiden konnten. Er schloß sich der anarchosyndikalistischen Bewegung im Jahre 1922 an. Wegen seiner Jugend hatte er ihren großen Aufschwung in den Jahren 1917-1919 'verpaßt'. Er begann, für die anarchistische Presse zu schreiben und verantwortliche Positionen einzunehmen. Er war sowohl in der Gewerkschaft als auch in 'spezifischen' anarchistischen Gruppen aktiv, die über die korrekte ideologische Ausrichtung gegenüber der 'reformistischen' Begrenzung in der gewerkschaftlichen Routine wachten. Seine anarchistischen Überzeugungen führten ihn dazu, die nach dem 19. Juli 1936 dominierende Politik in der anarchosyndikalistischen Bewegung zu kritisieren, die als 'Kollaborationismus' in der Zusammenarbeit mit den anderen antifaschistischen Gruppierungen die Revolution vertagte. Im Jahre 1939 mußte Peirats mit Tausenden anderer fliehen und erlebte einige Jahre der Not in einer Reihe lateinamerikanischer Länder, bis er nach Ende des Weltkrieges nach Frankreich kommen konnte. Bei der Spaltung der anarchistischen Bewegung zwischen Orthodoxen und 'Kollaborationisten' im Jahre 1945 gehörte er zu den ersteren und war einige Jahre Generalsekretär der CNT. Aber er unterstützte auch die Wiedervereinigung im Jahre 1960 und beteiligte sich später, in den siebziger Jahren, am letzten bedeutenden Versuch, die Bewegung vom Exil aus mit Hilfe der Zeitung "Frente libertario" zu reaktivieren.

Neben seiner Mitarbeit an der anarchosyndikalistischen Presse von Jugend auf veröffentlichte Peirats einige literarische und politische Werke, so z. B. nach der Rückkehr nach Frankreich ein Buch über seine Erlebnisse in Lateinamerika. Aber heute ist er vor allem wegen seiner vielen Arbeiten zur Geschichte der anarchistischen Bewegung bekannt; dabei ragt seine dreibändige Geschichte der CNT während des Bürgerkrieges heraus. Die Idee dazu war in der CNT-Führung in Frankreich entstanden, offenkundig als ein Versuch zur Bekräftigung der anarchistischen Identität gegenüber dem 'kollaborationistischen' Flügel. Man beauftragte Peirats damit, und dieser begann mit der Sammlung der Quellen unter den Aktivisten, denen es gelungen war, solche bei der Flucht zu retten; daneben führte er viele Gespräche. Die materiellen Bedingungen bei dieser Arbeit waren äußerst prekär, da die Organisation nicht in der Lage war, ein Gehalt für die Arbeit zu bezahlen, so daß eine ständige Unterstützung durch viele Mitglieder nötig war. Zudem wurde er im Kontext von Banküberfällen, die die französische Polizei der anarchistischen Bewegung zuschrieb, verhaftet. Trotz all dieser Schwierigkeiten erschien der erste Band im Jahr 1951, und der dritte und letzte schon zwei Jahre später. Bald ausverkauft, wurde das Werk erst im Jahre 1971 von dem bedeutenden Exilverlag Ruedo Ibérico und Ende der achtziger Jahre in Spanien selbst

nachgedruckt. Zwischen 1976 und 1978 wurde es ins Italienische übersetzt und liegt jetzt in einer englischen Übersetzung von Chris Ealham vor, einem Historiker an der Universität Lancaster. Peirats selbst hatte auch noch eine einbändige Ausgabe für Leser erstellt, die nicht allzu sehr in die Details eintauchen wollten. Sie erschien zuerst in Italien und, nach weiteren Ausgaben in Argentinien und Mexiko, nach dem Ende der Diktatur auch in Spanien. („Los anarquistas en la crísis política española", Gijón 1976).

In weiteren Werken richtete Peirats seine Aufmerksamkeit auf andere Aspekte der reichhaltigen Geschichte des spanischen Anarchismus, so z.B. auch auf Fragen der anarchistischen Theorie. Vor fünfzehn Jahren veröffentlichte die Zeitschrift „Anthropos" in Barcelona eine Ausgabe mit zahlreichen Beiträgen zu seinen politischen Aktivitäten sowie zu seinen Arbeiten, einschließlich einiger Berichte seiner Genossen.[1] Schließlich schrieb er auch seine Memoiren, die leider erst kurz nach seinem Tod erschienen und von derselben Zeitschrift veröffentlicht wurden.[2]

Peirats wollte mit seiner Arbeit keiner vorgeblichen akademischen 'Objektivität' nachkommen, worauf er in seiner Einleitung zur Ausgabe von 1971 explizit hinwies. Es ist ein eng mit seiner politischen Aktivität sowie mit seiner spezifischen Position in den internen Kämpfen der anarchosyndikalistischen Bewegung verknüpftes Werk. Seine Absicht war es, die anarchosyndikalistischen Ziele und den revolutionären Weg vom Juli 1936 zu rechtfertigen. Er beschränkt sich dabei nicht auf eine Darstellung der anarchosyndikalistischen Führung und ihrer Manöver gegenüber den anderen politischen Kräften, noch stellt er diese den spontanen Bewegungen bei den Kollektivierungen oder in den Milizen gegenüber, sondern verbindet beide Aspekte. Er macht jedoch klar, wo seine Sympathien im Hinblick auf das Problem des 'Kollaborationismus' liegen und er verzichtet nicht darauf, diejenigen, die seiner Meinung nach die Bewegung falsch führten, zu benennen.

Der vorliegende erste Band berichtet, nach einer Darstellung der Vorgeschichte von den Ursprüngen der CNT bis zum Putsch vom Juli 1936, über die Entwicklung in den ersten sechs Monaten des Bürgerkrieges: Von der Unterdrückung der Militärrevolte in einem großen Teil Spaniens und dem Ausbruch der sozialen Revolution als Antwort darauf bis zum Eintritt der Anarchosyndikalisten in die Regierungen Kataloniens (im September) und Spaniens (November). Er schließt mit einer ausführlichen Darstellung des Kollektivierungsprozesses, der zwar nicht ausschließlich, aber überwiegend von der anarchosyndikalistischen Gewerkschaft angeführt wurde.

Chris Ealham, der mit einer Arbeit über die CNT promoviert wurde,[3] hat für diese Ausgabe, die durch die Unterstützung des von dem bekannten britischen Spanien-Forscher Paul Preston geleiteten Cañada Blanch-Zentrums für spanische Studien der London School of Economics ermöglicht wurde, nicht nur eine Einleitung mit einer biografischen Skizze des Autors verfaßt, die auch über die Entstehungsumstände sowie über die Geschichte des Werks berichtet, sondern den Text zudem mit Anmerkungen versehen. Darin findet man vor allem biografische und historische Informationen, doch diskutiert Ealham auch die Einschätzungen von Peirats, wobei er nicht darauf ver-

1 José Peirats Valls. Historia crítica de un compromiso anarquista: la Revolución Social, in: Anthropos. Revista de doumentación científica de cultura, 102/November 1989.

2 José Peirats Valls, Una experiencia histórica del pensamiento libertario. Memorias y selección de artículos breves, in: Anthropos. Revista de doumentación científica de cultura, Beiheft Nr. 18, Januar 1990.

3 Daruf aufbauend jetzt: Chris Ealham, Class, Culture and Conflict in Barcelona 1898 - 1937, London 2005.

zichtet, sie gelegentlich zu kritisieren;[4] zudem erläutert er die Darstellung bestimmter Problemkomplexe in der heutigen Historiografie. Zweifellos ist das eine mehr als nützliche Ergänzung zum besseren Verständnis der historischen Problematik, da die spanische Ausgabe Anfang der fünfziger Jahre für ein Publikum geschrieben wurde, das die darin beschriebenen Ereignisse mehr oder weniger erlebt hatte und deshalb nur sehr wenige Erklärungen brauchte. Schließlich verfügt der Band über einen detaillierten Index, der die Benutzung sehr vereinfacht, so daß insgesamt diese englische Ausgabe auch denjenigen, die eigentlich lieber das Original lesen würden, zusätzlichen Nutzen bringt.

Die zwei noch fehlenden Bände sollen bald folgen. Dabei darf man sicher neugierig auf die Analyse sein, die Ealham für den Band drei angekündigt hat, in dem er die Entwicklung der Historiografie zur spanischen Revolution diskutieren will. Es wird eine Gelegenheit sein, nicht nur auf den Stellenwert zurückzukommen, den das Werk von Peirats darin einnimmt, sondern auch, um das Scheitern des anarchosyndikalistischen Projekts zu diskutieren.

Reiner Tosstorff

Angela Berg, Die Internationalen Brigaden im Spanischen Bürgerkrieg 1936 – 1939, Essen: Klartext Verlag, 2005, 306 S.
Michael Uhl, Mythos Spanien. Das Erbe der Internationalen Brigaden in der DDR, Bonn: J.H.W. Dietz Verlag, 2004, 556 S.

Die Internationalen Brigaden sind fester Bestandteil sowohl einer linken Mythologie als auch eines rechten Schreckbildes. Für die einen sind sie Beispiel und Vorbild uneigennützigen Heldentums und Solidarität sowie eines breiten überparteilichen Antifaschismus, für die anderen eine Söldnerarmee im Dienste Moskaus. Dieses manichäische Bild, das zu Zeiten des Kalten Krieges die Propaganda bestimmte und nicht ohne Einfluß auf die Geschichtsschreibung blieb, resultierte zweifellos auch daraus, daß Archivunterlagen nicht eingesehen werden konnten. Ein Großteil der Akten der Internationalen Brigaden wurde 1939 nach Moskau geschafft (von wo Kopien an bestimmte Bruderparteien weitergereicht wurden), und war damit bis zum Ende des „realen Sozialismus" unzugänglich; ein kleiner Teil war in die Hände der frankistischen Bürgerkriegssieger gefallen, blieb der Forschung aber ebenso bis nach dem Tod des Diktators verschlossen.

Das hat sich nun geändert. Und somit entstehen zahlreiche Arbeiten auf der Grundlage dieser Quellen. War die bisherige Historiographie, auch in Fortsetzung der früheren Arbeiten von vor 1991, von der Ereignisgeschichte bestimmt, die sich vor allem für die Entwicklung der militärischen Strukturen und die verschiedenen Schlachten interessierte, oft im Zusammenhang mit einem bestimmten „nationalen Kontingent", so bemüht sich die Autorin der ersten hier zu besprechenden Arbeit, Angela Berg, um einen anderen Ansatz. Die aus einer Dissertation hervorgegangene Studie versucht die Geschichte der Internationalen Brigaden unter dem Aspekt der Alltags- und der Mentalitätsgeschichte ihrer Kämpfer darzustellen. Die wesentliche Basis dafür liefert der umfangreiche Bestand „Nationalrevolutionärer Krieg des spanischen Volkes" im ehemaligen Parteiarchiv der SED, ergänzt um einige Nachlässe sowie Akten des spanischen Bürgerkriegsarchivs in Salamanca, das zudem über eine Sammlung vieler Bri-

4 Ein Beispiel befindet sich auf S. 84, wo er die Art und Weise kritisiert, in der Peirats den Boykott des Aufstandes gegen die neue Rechtsregierung in Spanien am 6. Oktober 1934 durch die katalanische CNT, also durch seine eigene Organisation, präsentiert.

gadezeitungen verfügt. Dem entsprechend liegt der Schwerpunkt der Arbeit auf dem deutschen Kontingent der Brigaden, doch gibt es in den Akten vielfache Überschneidungen mit anderen Nationalitäten, so daß ihre Ergebnisse mit Berechtigung einen allgemeinen Anspruch erheben können.

Die Arbeit ist, nach einer kurzen Einführung in die Problematik und einem Überblick über Forschungslage und Archivsituation sowie einer ebenso kurzen Skizze des Bürgerkriegsverlaufs, in einen kleineren Teil zu „Außenansichten", zum Verhältnis der Brigaden zu ihrer „Umwelt", und in einen Schwerpunkt zu den „Innenansichten", der eigenen „Welt", gegliedert. Die „Außenansichten" beschreiben die Entstehung der Brigaden als Folge einer Initiative der Kommunistischen Internationale, umreißen ihre Position im militärischen Gesamtverband der republikanischen „Volksarmee" und stellen ihr Verhältnis zur Zivilbevölkerung sowie die Rolle der Frauen in ihr dar. Es geht dabei um den Konflikt zwischen traditionellen Armeestrukturen mit ihren Hierarchien, den daraus abgeleiteten Disziplinvorstellungen und dem revolutionären politischen Anspruch, wie er sich in den unmittelbar nach dem Putsch der Militärs von den linken Organisationen geschaffenen Milizen ausgedrückt hatte. Diese beanspruchten die Verwirklichung der sozialen Gleichheit der Kämpfer, politisch bewußtes Handeln und Ablehnung militärischen Kadavergehorsams. Dagegen wollte man aus „übergeordneten" Gründen der seit 1935 verfolgten kommunistischen Volksfrontpolitik möglichst jeden revolutionären Anschein vermeiden, der die sowjetischen Bündnisabsichten mit den Westmächten hätte bedrohen können. Doch diese Vorgaben führten zu Widersprüchen im Selbstverständnis sogar „parteitreuer" Interbrigadisten, die oftmals in Konflikten endeten, zu denen die Autorin viele Einzelheiten aus den Archiven erschlossen hat.

Zudem war bereits die Entstehung der Brigaden entgegen manchen späteren Vorstellungen insofern eine widersprüchliche Angelegenheit gewesen, als sie, jenseits der Propaganda, auch der Versuch war, eine sich *spontan* entwickelnde Solidaritätsbewegung wieder „unter Kontrolle" zu bekommen. Denn fast unmittelbar nach dem Putsch in Spanien, im August 1936, war die internationale kommunistische Bewegung ganz von der Propaganda zur Verteidigung des ersten Moskauer Schauprozesses, mit dem Stalin die Ausrottung der Kampfgefährten Lenins in die Wege leitete, beansprucht. Daß sich in dieser Situation z. B. viele deutsche Kommunisten selbständig auf den Weg nach Spanien machten, wurde von Ulbricht und den anderen Führern der KPD zunächst gar nicht gerne gesehen. Eine ähnlich spontane Solidarität mit Spanien entwickelte sich in anderen Parteien. Erst Mitte September wurde das durch einen Beschluß der Führung der Kommunistischen Internationale sanktioniert.

In den mehr als die Hälfte des Textes ausmachenden „Innenansichten" der Brigaden beschäftigt sich die Autorin mit den militärischen und politischen Führungsgruppen, den Spannungen unter den verschiedenen Nationalitäten, den Fragen der Disziplin und der Schulung sowie der Anleitung durch die Politkommissare. Aber es geht auch um das Verhältnis von „Offizierskorps" und „einfachen" Soldaten, die Motivation der Kämpfer und ihre politischen Überzeugungen und die Moral der Truppe angesichts des Frontalltags. Die Dauer des Krieges, die zunehmende Erschöpfung und Rückschläge nach kurzfristigen Erfolgen, die wachsende Zahl der Opfer, die vielen Fälle von militärischer Inkompetenz, von Versorgungsmängeln oder von fehlender militärischer Ausrüstung erweckten bei nicht wenigen trotz oder gerade wegen des Willens zu „tätigem Antifaschismus" das Gefühl, verheizt zu werden. Dies galt insbesondere für diejenigen, die erst später, im Laufe der Rekrutierungskampagnen nach der Institutio-

nalisierung der Brigaden ab Oktober 1936, hinzu gestoßen waren. Bei ihnen war die politische Erfahrung oft nicht so ausgeprägt, sondern man hatte mit dem Weg nach Spanien die naheliegendste Chance ergriffen, der in vielen Ländern vorherrschenden unerträglichen Exilsituation zu entfliehen. Zudem waren nicht alle Kommunisten. Es gab auch Sozialdemokraten und „parteilose" Antifaschisten, die von der KPD zur Unterstützung ihrer Einheits- und Volksfrontinitiativen angehalten wurden. Und damit standen die Brigaden insgesamt unter den Auswirkungen des Stalinismus und seiner verheerenden Politik. Bei den in den Brigaden geschaffenen Kontrollmechanismen ging es nicht nur um scheinbar „unpolitische" Disziplinprobleme.
Das von der Autorin ausgebreitete umfangreiche Material zeigt, daß das in den Selbstdarstellungen gezeichnete harmonische Bild eines ausschließlich solidarischen Handelns zu eindimensional ist und durch vielerlei Zwischentöne ergänzt werden muß. Das heißt keineswegs, den Heroismus und die zahlreichen Opfer der Brigaden abzuwerten. Auf diese hinzuweisen bleibt weiterhin nötig, erst recht wenn man sieht, wie die Bundesrepublik noch heute mit dem Erbe der an der Seite Francos agierenden „Legion Condor" umgeht. Dabei kann jedoch der durch den Stalinismus beeinflußte politische Kontext jener Jahre nicht ausgeblendet werden.
Kritisch zu hinterfragen ist, ob die Ansicht der Autorin, daß den ständig auftauchenden Defiziten nur durch eine verstärkte Normsetzung (d. h. marxistische Propaganda und Schulung) begegnet werden konnte, nicht außer Acht läßt, daß es dabei zuvörderst um handfeste politische und soziale Interessen ging. Zudem wird die Lektüre nicht gerade einfach gemacht, da zahlreiche Namen, „Fälle" und militärische Einzelheiten aufgeführt werden, wobei die chronologische Abfolge und die Schilderung des jeweiligen Zusammenhangs oft keine Rolle spielen. Auch wenn es zweifellos nicht einfach ist, die vielen einzelnen Ereignisse unter dem Gesichtspunkt von Mentalität, Struktur und Entwicklung der Brigaden in eins zu bringen: Als Leser will man nicht ganz den Überblick verlieren und so wäre ein Register mehr als hilfreich gewesen.
Zudem läßt sich fragen, ob das ständige Bemühen der Autorin, auf den „Marxismus" als Erklärung für den Determinismus der KPD bzw. der Komintern zurückzugreifen, so daß man den ständig auftauchenden Defiziten nur durch eine verstärkte ‚Normsetzung' (d.h. marxistische Propaganda und Schulung) hätte begegnen können, nicht doch außer Acht läßt, daß es hier weniger um Ideologie bzw. Gesellschaftstheorie als zuvörderst um handfeste politische und soziale Interessen ging. Zudem wurde ja durchaus mit guten Argumenten eine Kritik an der stalinistischen Politik auf marxistischer Grundlage entwickelt, und es lassen sich ebenfalls genügend Gründe für das Scheitern des anarchistischen Voluntarismus anführen.
Den Bogen vom Bürgerkrieg zum Nachwirken der Brigaden in der DDR schlägt Michael Uhl in seiner umfangreichen, ebenfalls auf einer Dissertation beruhenden und aus drei Teilen bestehenden Arbeit. Zunächst gibt er verhältnismäßig gedrängt eine Übersicht über die ca. 2.500 bis 3.000 deutschen Interbrigadisten und skizziert deren soziales und politisches Profil sowie ihre Einbindung in die Politik der KPD und des Stalinismus und ihre Unterwerfung unter die militärischen Vorgaben. Ebenso wie Berg verzichtet er darauf, eine Geschichte der militärischen Kämpfe zu zeichnen, doch liefert auch er mit seinen zahlreichen biographischen Informationen wichtige Puzzleteile für die so außerordentlich komplexe Bürgerkriegsgeschichte.
Der Hauptteil der Arbeit betrifft die Jahre nach 1945. Entgegen möglicher Erwartungen fand sich nach 1945 der größere Teil der Überlebenden keineswegs in der DDR wieder. Dort lebten insgesamt nur etwas mehr als 500 ehemalige Interbrigadisten (von

geschätzten 1.200, die 1945 noch lebten). Ihrem Schicksal geht Uhl zunächst detailliert nach und hebt prominente Lebensläufe - von Parteifunktionären, vor allem aber von Angehörigen der „bewaffneten Organe" (Stasi wie Militär) bis hin zu einigen Künstlern - hervor. Doch auch die weniger Prominenten werden von ihm erfaßt, zumal er auf die umfassenden Akten der Zusammenschlüsse der Spanienkämpfer in der DDR zurückgreift. Wenn auch die Mehrheit, ob prominent oder nicht, bis zum Ende der DDR - und damit den wechselnden Vorgaben der Generallinie - treu blieb, kam eine Minderheit in Konflikt mit den politischen Verhältnissen, bemühte sich als Parteireformer oder mußte - wie etwa Alfred Kantorowicz - in die Bundesrepublik fliehen. Allerdings kann Uhl einen lange Zeit verbreiteten Irrtum korrigieren, dem zufolge in der Zeit der letzten stalinistischen Massenterrorwelle ab 1948 die Spanienkämpfer in der DDR - wie das in einigen anderen Ländern des „realen Sozialismus" der Fall war - als besonders ‚verdächtig' (d. h. als politisch unzuverlässig) galten.
Wahr ist allerdings, daß der spanische Bürgerkrieg für das Selbstverständnis der DDR zunächst einmal keine größere Rolle spielte. Erst ab 1956 wurde er systematisch benutzt, indem z.B. die DDR-Streitkräfte auf entsprechende Traditionen zurückgriffen; eine ähnlich bedeutende Rolle spielte Spanien in der Propaganda der FDJ. Eine ganze „Spaniengedenkkultur" (z. B. unter Rückgriff auf die seinerzeit von Ernst Busch gesungenen Lieder) entstand und entsprechende Jahrestage wurden begangen. Dazu gehörte auch ein spezifisches Geschichtsbild, daß ausdrücklich den Bürgerkriegs- und damit Klassenkampfcharakter leugnete und statt dessen vom „nationalrevolutionären Krieg" sprach (bei dem es vor allem um den Kampf gegen die Nationalsozialisten ging, so als ob Spanien einfach von nationalsozialistischen Besatzungstruppen überrollt worden wäre). Der hohe Stellenwert des spanischen Bürgerkrieges für die DDR zeigt allerdings auch, wie schwierig es diese insgesamt mit ihrer „Identitätsbildung" hatte. Daß nach 1989 auch hier eine radikale Wendung vollzogen wurde, braucht nicht besonders betont zu werden. Einen gewissen Kontrapunkt dazu setzte aber dann doch die Entscheidung der spanischen Regierung im Jahre 1996, den ehemaligen Interbrigadisten die (Ehren-)Bürgerschaft zu verleihen.
Uhls wohlausgewogene und faktengesättigte Darstellung hat - wie die Arbeit von Berg - leider nur einen Nachteil: ihr fehlt ein Register. Da immer wieder auf Entwicklungen im Bürgerkrieg zurückverwiesen wird, was zum Verständnis personeller oder sachlicher Konstellationen in der DDR und vor allem im Hinblick auf biographische Entwicklungen nötig ist, wird das ganze leicht unübersichtlich.
Spätestens mit diesen beiden Arbeiten wird jeder, der ernsthaft behauptet, die Internationalen Brigaden seien eine überparteiliche Angelegenheit gewesen, die irgendwie außerhalb des direkten kommunistischen Organisationsrahmens gestanden hätte, eines besseren belehrt sein. Andererseits zu unterstellen, hier seien Söldner am Werk gewesen, ist genauso wenig haltbar. Selbst wenn ein Freiwilliger „nur" einer schwierigen Exilsituation entkommen wollte, so war ihm klar, daß er keine materiellen Vorteile aus seiner Teilnahme am Kampf zu erwarten hatte. Er konnte jedoch davon ausgehen, daß er mit großer Wahrscheinlichkeit Francos deutschen Verbündeten gegenüber stehen würde. Daß sich der militärische Verlauf dann nicht so wie erhofft entwickelte, daß dies auch zur Demoralisierung führen konnte, daß sich nicht jeder „heroisch" verhalten konnte oder wollte - all dies steht auf einem anderen Blatt. Ebenso, daß für manche - aber eben nur für eine Minderheit - Spanien zum Sprungbrett einer Karriere wurde, in deren Verlauf sie ganz andere als die einst proklamierten Ziele verwirklichten.

Reiner Tosstorff

Frank Schauff, Der verspielte Sieg. Sowjetunion, Kommunistische Internationale und Spanischer Bürgerkrieg 1936 - 1939, Frankfurt/M.: Campus Verlag, 2004, 405 S.

Der spanische Bürgerkrieg hat vor allem durch seine internationalen Auswirkungen immer die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Die Weltmächte hatten angesichts der auf einen neuen Weltkrieg hinauslaufenden Verschärfung der internationalen Lage in einer Einflußnahme einen wichtigen Beitrag zur Verstärkung ihrer jeweiligen Position gesehen. Dieser internationale Stellenwert wurde insbesondere in den Debatten des Kalten Krieges stark hervorgehoben, um daraus auch in dem neuen Konflikt eine stärkere Stellung zu gewinnen. Inzwischen hat sich die Perspektive, nicht zuletzt auch als Folge des Endes der Franco-Diktatur und des damit ermöglichten Zugangs zu Archiven in Spanien, sehr stark auf die innere Entwicklung verschoben.

Dabei ist die Bedeutung der Intervention der ausländischen Mächte unbestreitbar, nicht nur im Verhältnis der beiden Bürgerkriegsseiten zueinander, sondern auch für die Entwicklung der verschiedenen Kräfte innerhalb der jeweiligen Lager. Besonders umstritten ist die sowjetische Rolle gewesen. Doch deren Aufarbeitung scheiterte an den verschlossenen Archiven in Moskau. Das änderte sich bekanntlich ab 1991 und nach einem ersten Buch des französischen Historikers Pierre Broué aus dem Jahre 1993 werden nun nach und nach eine Reihe systematisch angelegter Forschungsarbeiten veröffentlicht. Die aus einer Dissertation bei Leonid Luks hervorgegangene Studie von Frank Schauff will die wesentlichen Achsen der sowjetischen Intervention herausarbeiten und damit auch einen Beitrag zur Analyse des Scheiterns sowohl des sowjetischen ‚Experiments' als auch der spanischen Linken im Bürgerkrieg leisten. Dabei verweist Schauff darauf, daß auch seine Arbeit nur einen „Zwischenstand" liefern kann, denn noch immer sind wichtige Archive nicht frei zugänglich, und zudem bleibt die Frage, ob überhaupt alles schriftlich fixiert wurde.

Nach einer Skizzierung der Voraussetzungen in Spanien - Scheitern der Republik, Militärputsch und Bürgerkrieg, dessen Ablauf er kurz umreißt - und in der Sowjetunion - Hochzeit der stalinistischen Diktatur mit Industrialisierung, aber auch Massenterror mit entsprechenden Folgen für die Außenpolitik - arbeitet Schauff drei Ebenen der sowjetischen Spanienpolitik heraus.

Zum ersten betrifft das die Kommunistische Internationale, formal zwar eine Weltpartei, de facto aber durch den tonangebenden Einfluß der KPdSU ein wichtiges sowjetisches Instrument. Auf der Basis ihres Archivs rekonstruiert Schauff die Einschätzungen, zu denen die Führung der Komintern kam und die daraus folgenden Anweisungen - er nennt sie etwas euphemistisch „Ratschläge" - an die spanische Mitgliedspartei vermittels ihrer Vertreter bei den Parteiführungen in Madrid und in Barcelona. (Die katalanischen Kommunisten hatten, nach Fusion mit mehreren sozialdemokratischen Gruppierungen, eine formal eigene Partei gebildet.) Des weiteren organisierte die Komintern eine internationale Solidaritätskampagne und vor allem die Internationalen Brigaden. Schauff betont die fehlerhafte Analyse der spanischen Wirklichkeit („Feudalismus") und die Widersprüchlichkeit der daraus folgenden Volksfrontkonzeption. Man gewinnt den Eindruck, daß die Komintern-Führung entgegen anders lautenden öffentlichen Bekundungen sich vergleichsweise wenig mit den spanischen Aufgaben beschäftigte. Ebenso merkwürdig ist es, daß zwar immer wieder über das Vorgehen der Komintern-Vertreter in Spanien Kritik aufkam, weil sie die Partei als „Kaziken" herumkommandieren würden. Doch blieb dies immer folgenlos, als ob man an dem Schicksal der spanischen Kommunisten doch kein so großes Interesse hätte.

Dagegen verlief die Entwicklung der Internationalen Brigaden erfolgreicher, deren Geschichte Schauff angesichts der umfangreichen neueren Literatur vor allem zu einzelnen „Länderkontingenten" nur stark zusammengefaßt darstellt. Auch hier wird klar, wie sehr die Brigaden unter der Kontrolle der Komintern standen, selbst wenn bisherige Darstellungen etwa über das Auftreten des Franzosen André Marty antikommunistisch überzeichnet gewesen sind.
Am nachdrücklichsten ist das Bild von der sowjetischen Hilfe wohl durch die Rüstungslieferungen geprägt worden. Der spanischen Republik wurde der Zugang zum internationalen Waffenmarkt von den Westmächten - übrigens völkerrechtswidrig - weitgehend abgeschnitten und selbst bestehende Verträge wurden aufgekündigt. Versuche der Republik, auf dem internationalen Schwarzmarkt einzukaufen, zeitigten weitgehend bedeutungslose Ergebnisse. So stellte die Sowjetunion die wesentliche Quelle für den Rüstungsnachschub dar. Schauff hat die sowjetischen Entscheidungsprozesse, die ziemlich unmittelbar nach dem Putsch einsetzten, detailliert rekonstruiert und die verschiedenen Ebenen des militärischen Engagements auf der Grundlage des Archivs der Roten Armee nachgezeichnet: die Entsendung von Militärberatern, die Waffenlieferungen und die Rolle der sowjetischen Militärs in Spanien selbst. In seinen Untersuchungen zum Umfang der Rüstungslieferungen knüpft er sehr stark an Gerald Howson an, der nachgewiesen hat (Arms for Spain, London 1998), daß die UdSSR trotz Lieferung einer Reihe modernster Waffen - nicht zuletzt, um sie zu testen - auch veraltetes Material verkaufte und dabei durch Wechselkursmanipulationen einen überhöhten Preis kassierte. Daran ändert auch nichts, daß in den letzten Monaten noch einmal Waffen auf Kredit geliefert wurden; ihre Bezahlung stand beim Sieg Francos noch aus und wurde von diesem natürlich nicht geleistet. Das insgesamt gezeichnete Bild ist widersprüchlich. Es fehlte zum einen an spanischem Personal zur Bedienung der Waffen und auch an genügend Waffen selbst, um sie kriegsentscheidend einsetzen zu können. Was das Wirken der führenden Militärberater angeht, so ist ein Urteil sehr schwierig, da ihre Berichte z. T. nicht zugänglich sind und letztlich ihre Rolle in eine umfassende Militärgeschichte eingebettet werden müßte. Es ist klar, daß ohne die sowjetische Militärunterstützung das Schicksal der Republik angesichts der massiven deutschen und italienischen Hilfe für Franco viel früher besiegelt gewesen wäre. Aber die Hilfe erfolgte nicht uneigennützig, trotz des von der Propaganda vermittelten gegenteiligen Eindrucks. Unklar ist auch, ob falsche Ratschläge militärische Erfolge behinderten. Hier müßte man sich die oft sehr umstrittene Planung der verschiedenen strategischen Operationen genauer anschauen. Tatsache ist, daß die sowjetischen Berater zwischen Ratschlägen und mehr oder weniger direkten Befehlen schwankten, wobei die Zentrale in Moskau sie eher zu letzterem drängte. Andererseits hatten sie natürlich einen „klaren politischen Standpunkt" und mißtrauten vor allem den Anarchisten und linken Sozialisten, d. h. der Masse der republikanischen Kämpfer. Aus den Akten ergibt sich im übrigen bei „einfachen" sowjetischen Spanienkämpfern manches nicht so heroische Bild, wie z.B. Disziplinschwierigkeiten und Alkoholprobleme, aber auch Prostitution. Doch gewichtiger waren die Auswirkungen des Terrors in der Sowjetunion, der zum einen zur Desorganisierung der sowjetischen Hilfeleistungen beitrug, zum anderen auch die Spanienkämpfer erreichte. Allerdings kann Schauff das Bild, das durch das Schicksal vor allem einiger ‚prominenter' Offiziere entstanden ist, korrigieren. Für die meisten war bedeutsam, daß der Aufenthalt in Spanien sie von den Terrorkampagnen in ihrer Heimat fern hielt und sie im Gegenzug militärische Erfahrungen gewannen, die sie dann ab 1941 nutzbringend anwenden konnten. Andererseits

gehört auch zu einer Bilanz dieser militärischen Seite der sowjetischen Intervention, daß bei der anschließenden Auswertung, die hier nur sehr knapp angedeutet wird, genau die falschen Lehren gezogen wurden, die die Rote Armee ab 1941 teuer zu bezahlen hatte. (Vgl. dazu die Bemerkungen des sowjetischen Generals und späteren Dissidenten Grigorenko während der sogenannten „Nekritsch-Debatte" Mitte der sechziger Jahre, in: Genickschuß. Die Rote Armee am 22. 6. 1941, Wien 1969, S. 260f.)

Schließlich betrifft der dritte Schwerpunkt von Schauffs Untersuchung die sowjetische Diplomatie auf der Basis der Akten des Außenministeriums. Sie versuchte, komplementär zur Volksfrontpolitik der Komintern, die spanische Entwicklung in die sowjetischen Bemühungen um die „kollektive Sicherheit" in Europa, d. h. um ein Bündnis mit den Westmächten gegen Deutschland, einzubinden. Das wichtigste Instrument dabei war die Nichteinmischungspolitik, d. h. das von Frankreich mit britischer Unterstützung initiierte Abkommen, wonach sich alle Staaten der Unterstützung einer Seite zu enthalten hätten. Die Sowjetunion ließ sich darauf ein, obwohl praktisch von Anfang an klar war, daß es von Hitler und Mussolini gebrochen werden würde. Die Hoffnungen der UdSSR auf ein Entgegenkommen der Westmächte im Austausch für die Mitarbeit sollten trügen. Angesichts der Realitäten sah sich die UdSSR trotz weiterer Mitgliedschaft im Nichtinterventionsausschuß mehr oder weniger gezwungen, das Abkommen selbst zu unterlaufen. Zudem implizierte die ganze Nichteinmischung, wie Schauff zu Recht hervorhebt, eigentlich schon ein deutliches Scheitern der „kollektiven Sicherheit". Das Völkerrecht wurde auf den Kopf gestellt, da die legale Regierung der spanischen Republik mit den Putschisten auf eine Ebene gestellt wurde. Zudem stellte der Vorgang eine Absage an den Völkerbund als Regelungsinstanz für einen solchen Konflikt dar. Die ganze Entwicklung war entgegen den sowjetischen Illusionen ein wichtiger Schritt bei der Aushebelung der internationalen Ordnung und im Hinblick auf ein Appeasement gegenüber Hitler.

Ausführlich wird auch das Auftreten der sowjetischen Diplomaten in Spanien selbst ausgewertet, vor allem das des zeitweiligen Botschafters Marcel Rozenberg und des Generalkonsuls Antonov-Ovseenko in Barcelona. Dabei geht es um ihre Berichte aus Spanien, aber auch um ihr Verhältnis zu den Akteuren in Spanien, konkret um ihre z. T. massive politischen Einflußnahme und die daraus entstandenen Konflikte (etwa bei der Bildung der Regierung Largo Caballero im September 1936). Gerade das diplomatische Personal wurde im übrigen besonders vom Terror der „Säuberungen" betroffen. Zudem war die sowjetische Botschaft lange nur unzureichend besetzt, als ob es kein besonderes Interesse an einer starken Präsenz gegeben hätte.

Ärgerlich ist allerdings, daß in diesem Kontext die Marokko-Frage nicht behandelt wird. Diese war im Hinblick auf die Politik der kollektiven Sicherheit ein besonders „sensibles" Problem, denn jegliche Unterstützung für die Unabhängigkeitsbewegung des (von Franco kontrollierten und ihm als Rekrutierungsreservoir für Hilfstruppen dienenden) spanischen Teil Marokkos mußte den heftigen Widerstand der anderen Kolonialmacht Frankreich hervorrufen. Dabei lag auf der Hand, daß eine solche Unterstützung von möglicherweise kriegsentscheidender Bedeutung hätte sein können. In diesem Sinne ist das von Antonov-Ovseenko, der über die Verhandlungen der katalanischen Regierung mit den marokkanischen Nationalisten informiert war, auch verstanden und seinen Kollegen in Spanien wie auch Stalin selbst unterbreitet worden. (Der Hinweis darauf verdankt sich dem Artikel des russischen Historikers Mark Goloviznine, Le journal d'Antonov-Ovseenko en Espagne [1936], in: Cahiers du mouve-

ment ouvrier, 9/März 2000, S. 81-88.) Deshalb ist es kaum vorstellbar, daß Antonov-Ovseenkos Vorstoß in Moskau ohne Echo - und damit ohne Niederschlag in den Akten - blieb.

Insgesamt kann Schauff somit weitgehend überzeugend das Bild einer sowjetischen Intervention zeichnen, die entgegen der Selbstdarstellung keineswegs uneigennützig war, der Republik vor allem wegen Interessen der sowjetischen Außenpolitik half, aber für den Behauptungsversuch der Republik angesichts der massiven, von den Westmächten hingenommenen Unterstützung durch Hitler und Mussolini von essentieller Bedeutung war. Dabei wurde die sowjetische Unterstützung durch die fast zeitgleich einsetzende massive stalinistische Terrorwelle in der UdSSR entschieden behindert. Hervorzuheben ist Schauffs Hinweis darauf, daß die wesentlichen Entscheidungen zu Spanien in einem informellen Zirkel um Stalin herum gefällt wurden, wenn sie auch aus den verschiedenen Apparaten heraus vorbereitet und z. T. initiiert wurden. Damit wurden aber die wesentlichen Entscheidungsgremien der Partei übergegangen, die die Entscheidungen bestenfalls abnicken konnten. Gerade hier ist ein Vergleich mit früheren Entwicklungen interessant; verschiedentlich schreibt Schauff, es habe sich bei Spanien um die erste bedeutende sowjetische Intervention im Ausland gehandelt. Doch bereits in den zwanziger Jahren leistete die Sowjetunion bedeutende Hilfe (vor allem durch Waffenlieferungen und Entsendung von Beratern) für die chinesischen Nationalisten (was inzwischen auch durch eine umfangreiche russisch-deutsche Archivpublikation dokumentiert ist). Hier wäre ein Vergleich angebracht gewesen, nicht zuletzt auch im Hinblick auf Auswirkungen in der UdSSR selbst, handelte es sich doch damals um eine in der Partei und den Führungsgremien breit diskutiert diskutierte Intervention, deren Mißerfolg allerdings ein wichtiger Baustein bei der Etablierung des Stalinismus war.

Die Schwäche von Schauffs Arbeit liegt in der Darstellung der „spanischen Seite", d. h. der inneren Entwicklung der Republik, die oft im Wechselverhältnis zur sowjetischen Einflußnahme stand; obwohl er umfangreiche Sekundärliteratur dazu anführt, unterlaufen ihm einige bemerkenswerte Fehler. So mutet die Verwechselung des kommunistischen Fünften Regiments mit der frankistischen Fünften Kolonne merkwürdig (S. 132, 140, 212) an; die kommunistische Einheitspartei Kataloniens ist nicht aus drei, sondern aus vier Organisationen entstanden (S. 29, 99) und die anarchistische „Eiserne Kolonne" ist nicht dieselbe wie die „Kolonne Durruti" (S. 328). Gravierender sind einige inhaltliche Probleme seiner Darstellung. So war z.B. die ganze Diskussion um eine Einheitspartei von Sozialisten und Kommunisten vielschichtiger, als seine pauschalen Ausführen vermuten lassen. (Siehe dazu die Hinweise in meinem Beitrag „Die Kommunistische Internationale und die Frage der Einheitspartei während der Volksfront", in: Centenaire Jules Humbert-Droz. Colloque sur l'Internationale Communiste, La Chaux-de-Fonds 1992, S. 361 - 396). Unklar bleibt auch die generelle Perspektive, wie sie sich aus einer ganzen Reihe von widersprüchlichen Formulierungen und Postulaten ergibt: Ob man die in Spanien als Reaktion auf den Militärputsch entstandene Situation als *revolutionär* zu verstehen hat oder ob das eine falsche Einschätzung wäre, zieht natürlich unterschiedliche Bewertungen und Konsequenzen nach sich. Noch viel zweideutiger wird es, wenn es um die Auswirkungen des stalinistischen Terrors in der Sowjetunion auf Spanien geht; dabei steht beides in einem engen Zusammenhang. Denn wenn die Sowjetunion, die Komintern und die KP Spaniens mit einer (von Anarchisten, linken Sozialisten und antistalinistischen Kommunisten der

POUM bestimmten) revolutionären Situation konfrontiert waren, dann sind die Dynamik und die Schritte ihres Vorgehens nur als *konterrevolutionär* einzuschätzen.
Für Schauff scheint der zwar immer wieder erwähnte stalinistische Terror nur in der UdSSR stattgefunden zu haben. Bezüglich Spanien verweist er bestenfalls kursorisch auf die vorhandene Literatur, wobei er aber manches vergißt, z. B. das 1980 in einer gekürzten deutschen Ausgabe erschienene und mit einem Vorwort von Willy Brandt versehene Buch von Julián Gorkin „Stalins langer Arm". Schauff verweist darauf, daß eine *„direkte(n) Übertragung des Terrors"* durch die *„Militärberater"* bzw. eine *„unmittelbare(n) Beteiligung"* an *„der Ausschaltung der innerrepublikanischen Opposition"* durch die *„Rotarmisten"* nicht nachzuweisen sei. Tatsächlich wird die Übertragung sowjetischer „Säuberungen" in der von ihm teilweise aufgelisteten Literatur immer noch mit dem sowjetischen *Geheimdienst* verknüpft.
Genau diese vierte Achse der sowjetischen Spanien-Politik fehlt in Schauffs Darstellung, was weder begründet noch wenigstens problematisiert wird. Zugegebenermaßen besteht hier eine grundsätzliche Schwierigkeit, da nicht einmal ein beschränkter Zugang zum Archiv des sowjetischen Geheimdienstes möglich ist. Doch ist schon vieles ans Licht gekommen, z. T. auch aufgrund von nach 1991 eingetretenen „Lücken", von den zahlreichen früheren Hinweisen in der umfangreichen allgemeinen Sekundärliteratur zu Spanien ganz abgesehen. All das hätte man kritisch auswerten und darauf basierend diesen Aspekt der sowjetischen Einflußnahme, der ja mit den anderen praktisch untrennbar verknüpft war, umreißen können. Stattdessen verbannt Schauff einige Hinweise darauf in Fußnoten und erklärt damit alles für irrelevant.
Auf diese Weise ist aber ein *Gesamtbild* der Dynamik des sowjetischen (kommunistischen) Vorgehens nicht möglich. Zwei Beispiele vermögen das zu zeigen. Die verschiedentlich von Schauff erwähnten Kämpfe im Mai 1937 scheinen irgendwie ausgebrochen zu sein, sie standen ihm zufolge nicht in einem politischen Zusammenhang und haben dieser Lesart nach, trotz einer sich seit Monaten abzeichnenden Zuspitzung in Katalonien, auch keinen Ausgangspunkt. Der Zeitzeuge Willy Brandt, damals als Linkssozialist in Barcelona, beschrieb seinerzeit die Folgen des Vorgehens der durch einen katalanischen Kommunisten geführten Polizei, die die von den Gewerkschaften geleitete Telefonzentrale besetzte: *„...die Verantwortlichen mußten sich darüber im klaren sein, daß die Besetzung als Provokation wirken würde, daß sie in dieser Situation der Funken war, der das Pulverfaß zum Explodieren bringen konnte. Diese Verantwortung muß festgehalten werden."*[1] Chronologie und Ablauf der Ereignisse sind vielfach geschildert worden, und insofern ist es unsinnig, ständig darauf zu verweisen, sowjetische Offiziere oder Geheimdienstvertreter hätten dort die Kämpfe nicht geleitet (z. B. S. 44f.). Das hat auch niemand behauptet. Doch waren diese Kämpfe eben nicht vom Himmel gefallen, sondern wurden durch die kommunistische Propaganda und zahlreiche Aktivitäten der Partei, aber eben auch durch immer wieder erfolgte Interventionen der sowjetischen Vertreter, regelrecht herbeiprovoziert und anschließend in vielfacher Weise ausgenutzt.
Noch krasser ist in diesem Zusammenhang Schauffs Versuch, die Repression gegen die POUM zu einem geschichtlich nicht richtig greifbar zu machenden Ereignis umzuschreiben, von dem man noch nicht einmal weiß, ob die POUM „eigentlich" - statt der

1 Aus der Ausarbeitung Brandts für die Parteileitung der SAP: Die blutige Maiwoche in Barcelona, 11. Mai 1937, in: Willy Brandt, Hitler ist nicht Deutschland: Jugend in Lübeck - Exil in Norwegen, 1928-1940. Bearb. von Einhart Lorenz (Berliner Ausgabe, Band 1), Bonn 2002, S. 300-306, hier S. 302.

Anarchisten - gemeint gewesen war, wie er auf Seite 46 - trotz vielfach in den zeitgenössischen Quellen nachzulesenden - Vernichtungsankündigungen schreibt. Der Resident des sowjetischen Geheimdienstes in Spanien, Orlov, war der Organisator des Feldzugs gegen die POUM. Das ist inzwischen auch in der - von Schauff nicht erwähnten - offiziellen Geschichte des sowjetischen Auslandsgeheimdienstes bestätigt worden. (Je. M. Primakov [Hg.], Očerki istorii rossijskoj vnešnej razvedki. Bd. 3, 1933-1941, Moskau 1997, S. 140f.) Stattdessen hält Schauff die spätere Erklärung Orlovs, nachdem dieser angesichts seiner drohenden Liquidierung im Rahmen der „Säuberungen" in die USA geflohen war, er habe nichts mit der Ermordung des POUM-Führers Andreu Nin zu tun, für plausibel. Dabei gibt es zahlreiche schwerwiegende Indizien, die genau dafür sprechen. So sind seit 1991 mehrere Bücher erschienen, die auf Informationen aus dem Umfeld des KGB beruhen. Zwar sind sie wenigstens z.T. in einer Fußnote erwähnt, werden aber in einem Halbsatz pauschal und ohne inhaltliche Ausführungen mit der Behauptung abgewertet, darin könne eine Verwicklung Orlovs nicht nachgewiesen werden. Nicht erwähnt ist eine auch auf Arte ausgestrahlte Dokumentation des katalanischen Fernsehens, die Originaldokumente des KGB in einer Zeit benutzen konnte, als diese nach 1991 für den entsprechenden Gegenwert in harter Währung greifbar waren. Zudem ließen sich schon in der zeitgenössischen Politik und Propaganda zahlreiche Hinweise auf die sowjetische Verantwortung finden, z. B. in einer von Schauff ebenfalls nicht erwähnten deutlichen Drohung während des zweiten Moskauer Schauprozesses im Januar 1937 (in der Erklärung des Angeklagten Radek, die Trotzkisten hätten auch in Spanien mit ihren Köpfen zu zahlen), der noch viele andere offizielle Stellungnahmen hinzugefügt werden könnten; so hat z. B. auch der bereits erwähnte Willy Brandt auf die direkte Verantwortung des Stalinismus für die Ermordung Nins hingewiesen. (Vgl. dazu auch meinen Beitrag mit Hinweisen auf die Fabrikation der ‚Beweise' gegen die POUM durch die sowjetischen Agenten: „'Ein Moskauer Prozeß in Barcelona'. Die Verfolgung der POUM und ihre internationale Bedeutung", in: Hermann Weber u. a. [Hg.], Kommunisten verfolgen Kommunisten, Berlin 1993, S. 193-216.). Folglich stellt sich an Schauff die Frage, auf wen ihm zufolge die Organisierung der Repression zurückzuführen ist; wenigstens eine Hypothese hätte er angesichts der in der Literatur breit entwickelten Darstellung aufstellen müssen.

Noch ärgerlicher ist Schauffs Bewertung des im Herbst 1938 stattgefunden Prozesses gegen die POUM-Führung, bei dem diese zwar von dem stalinistischen Vorwurf, Agenten des Faschismus gewesen zu sein, freigesprochen, allerdings dann doch noch - „nur" als Revolutionäre - verurteilt wurde. Er glaubt in diesem Prozeß im Anschluß an eine zynische Bewertung durch den langjährigen führenden Historiker der spanischen KP, Antonio Elorza, den Ausdruck eines Rechtsstaates zu erkennen (S. 46). Doch der Historiker Willy Buschak, der sich im Unterschied zu Schauff intensiv mit den Zusammenhängen des POUM-Prozesses auseinandergesetzt hat, kam zu folgender Einschätzung, warum der beabsichtigte Schauprozeß nach Moskauer Vorbild einschließlich „Geständnisse" scheiterte: *„Daß das so nicht gelang, war der internationalen Solidaritätsbewegung mit der POUM und den verhafteten Antifaschisten zu verdanken."* (Willy Buschak, Das Londoner Büro, Amsterdam 1985, S. 260). Dabei muß gerechterweise hinzugefügt werden, daß sich ebenfalls die Mehrheit der spanischen Arbeiterbewegung mit der POUM solidarisch zeigte und sich prominente Führer bei allen politischen Differenzen im Prozeß vor sie stellten.

Diese Hinweise zeigen, daß der Stalinismus für Schauff ein rein innersowjetisches, auf den Massenterror im Lande begrenztes historisch Problem ist, und benennen damit einen grundsätzlichen Kritikpunkt an seiner Arbeit. Daß der Stalinismus auch direkt mit der gesamten internationalen Politik der Sowjetunion verknüpft war und darüber hinaus die gesamte kommunistische Politik innerhalb der internationalen Arbeiterbewegung prägte, kommt bei ihm nicht vor. Fast schon konsequent ist es dann auch, daß ebenso die innere Dynamik der spanischen Revolution ausgeblendet und damit der sich folgerichtig ergebende Zusammenstoß von Stalinismus und spanischer Revolution nicht thematisiert wird. Insgesamt bleibt Schauffs Arbeit also eine ambivalente Studie, die trotz vieler interessanter Details aus den früheren sowjetischen Archiven grundsätzliche Nachfragen aufwirft. Sie beschreibt durchaus sehr viele Zusammenhänge einer Politik, die durch ihre eigenen Widersprüche praktisch schon von Anfang an zum Scheitern verurteilt war (wie er z. B. auf S. 362 anmerkt). Wenn er, wie er in der Einleitung schrieb, wegen den noch immer geltenden Archivbeschränkungen nur einen Zwischenstand liefern konnte, so ist das zwar einerseits richtig. Doch durch das Ausblenden wichtiger Momente der sowjetischen Intervention hat er selbst auf wichtige Elemente für das Gesamtverständnis verzichtet.

Reiner Tosstorff

Karin Kuckuk, Im Schatten der Revolution. Lotte Kornfeld. Biografie einer Vergessenen (1896-1974). Mit einem Geleitwort von Hermann Weber, einem Beitrag von Peter Kuckuk und einem Briefroman Lotte Kornfelds, Bremen: Donat Verlag, 2008, 180 S.

Karin Kuckuk zeichnet in ihrem im Bremer Donat-Verlag erschienenen Buch die Lebenslinie einer weitgehend vergessenen Revolutionärin aus der Umbruchszeit vom wilhelminischen Kaiserreich zur Weimarer Republik nach, die im Schatten von zwei bekannten Männern der Revolutionsbewegung stand, denen sie als junges Mädchen in Liebe zugetan war. Dies war zum einen der 1939 von einem NKWD-Agenten im russischen Gulag erschlagene Karl Radek und zum anderen der 1919 unmittelbar nach der militärischen Niederschlagung der Bremer Räterepublik verstorbene kommunistische Revolutionsführer Johann Knief. Karl Radek hatte Lotte Kornfeld, die Tochter einer im gehobenen Bürgertum assimilierten jüdischen Familie, schon frühzeitig im Landschulheim Birkenwerder kennengelernt, eine von der linken Pädagogin Frida Winckelmann (1973-1943) geleitete selbstorganisierte Reformschule im Norden Berlins; ein Stiefsohn Radeks war dort ihr Mitschüler gewesen. Johann Knief hat sie zum ersten Mal 1916 als Kurierin des in der Schweiz lebenden und als Koordinator der linken Kriegsgegner tätigen Radek in Hannover getroffen. 1917 übernahm sie die Geschäftsführung der linksradikalen Bremer „Arbeiterpolitik", floh aber mit Knief, der seine Verhaftung oder Nachmusterung, wohl aber auch Nachstellungen seiner sich im Stich gelassen fühlenden Ehefrau fürchtete, aus Bremen und hielt sich fast ein Jahr lang illegal im Reich auf, davon längere Zeit in Bayern, wo das Paar während des Munitionsarbeiterstreiks im Januar 1918 verhaftet und ausgeliefert wurde und sogleich in Berliner Festungshaft kam, aus der es dann durch die Novemberrevolution befreit wurde. Im Schrifttum, das sich mit der Geschichte der kommunistischen Bewegung in Deutschland befaßt, fand Lotte Kornfeld bislang allenfalls als Gefährtin und Geliebte Kniefs in den bewegten Tagen der Revolution und der Räterepublik oder als Herausgeberin seiner „Briefe aus dem Gefängnis" Erwähnung. Karin Kuckuk ist es nun gelungen, in den Vereinigten Staaten einen Sohn von Lotte Kornfeld ausfindig zu ma-

chen und kann also, von diesem mit etlichen biographischen Hinweisen und Erinnerungen an seine Mutter versehen, die weiteren Stationen im Leben dieser ungewöhnlichen Frau erzählen: ihr Aufenthalt und ihr sozialer Umgang in der Kommune Barkenhoff nach Kniefs Tod, ihre bald geschiedene Ehe mit dem 1937 in Rußland hingerichteten kommunistischen Drucker Friedrich Stucke, ihre bis zum Tode ihres Mannes andauernde Ehe mit dem ebenfalls aus einer jüdischen Familie kommenden Volkswirt Fritz Werner Schlesinger (1898-1965), mit dem sie und ihre Kinder schließlich nach dem Inkrafttreten der Nürnberger Gesetze aus dem nationalsozialistischen Deutschland emigrierten, zuerst nach Italien, dann, nach einigen Zwischenstationen, endgültig in die USA, ihre Altersaffäre mit dem nach Israel emigrierten Jugendbekannten, dem Philosophen Gustav Steinschneider (1899-1981) etc. Nach Schlesingers Tod hat Lotte Kornfeld zwar alle Papiere aus früherer Zeit vernichtet, darunter die persönlichen Briefe Radeks und Kniefs Tagebuch. Erhalten hat sich aber ein Roman aus fiktiven Briefen an einen gewissen „Stefan", in dem unschwer Radek zu erkennen ist. Neben einer Skizze von Peter Kuckuk, der die Ursachen und Folgen der Revolution 1918/19 mit besonderer Berücksichtigung der Entwicklung in Bremen, also die Rahmenbedingungen von Lotte Kornfelds jugendlichem revolutionärem Engagement schildert, ist dieser Briefroman in Karin Kuckuks Buch vollständig abgedruckt. Er ist das Dokument einer schwärmerischen und verzweifelten Liebe zu dem viel älteren und verheirateten Mann, der in das junge Mädchen vielleicht den Keim zur Bildung einer ergebenen Revolutionärin senken wollte, das aber *„zu sehr Mensch für sich, zu wenig in Reih' und Glied"* geblieben ist, um diesem Anspruch völlig gerecht zu werden.
Karin Kuckuks informative und spannende „Biografie einer Vergessenen" liefert, neben den ausführlicheren Skizzen zu Karl Radek und Johann Knief, viele weitere Hinweise auf Freundinnen und Gefährtinnen Lotte Kornfelds aus Birkenwerder und Worpswede, vergessene Gestalten eines Milieus zwischen Lebensreform und Revolution. Hermann Weber, der „Doyen" der deutschen Kommunismusforschung, hat zu dem Band ein Geleitwort beigesteuert.

Egon Günther

Julijana Ranc, Alexandra Ramm-Pfemfert. Ein Gegenleben, Hamburg: Edition Nautilus, 2004, 576 S.

Die Quellenlage scheint auf den ersten Blick katastrophal: 1933 zerstörte die Gestapo das umfangreiche Archiv von Franz Pfemfert, des Herausgebers der Zeitschrift „Die Aktion", die von 1910 bis 1932 in Berlin erschien und die einen unschätzbaren Fundus für Literatur, Kunst und Politik zumindest für die zehner und zwanziger Jahre bedeutete. Entsprechend hochkarätig dürfte sein Archiv gewesen sein... Pfemfert und seine Frau Alexandra Ramm-Pfemfert (geb. 1863 in Starodud/Rußland - gest. 1963 in Berlin/West) waren vor den Nationalsozialisten nach Karlsbad geflohen - und unmittelbar nach ihrer Flucht wurden die Dokumente des Archivs vernichtet, unwiederbringlich. Auch der Nachlaß aus Pfemferts Exilzeit ging nach dessen Tod verloren. Bereits die repräsentative Pfemfert-Dokumentation von Lisbeth Exner und Herbert Kapfer aus dem Jahre 1999 beklagte diesen Umstand.[1]
Dennoch ist es der Kulturwissenschaftlerin Julijana Ranc, die 1997 eine Arbeit über „Trotzki und die Literaten" veröffentlichte, gelungen, eine überzeugende, auf einer Fülle von neu aufgefundenen Quellen und Dokumenten fußende Biographie über Ale-

1 Franz Pfemfert, Erinnerungen und Abrechnungen. Texte und Briefe. Hrsg. Lisbeth Exner und Herbert Kapfer, München 1999.

xandra Ramm-Pfemfert zu schreiben (zugleich Dissertation an der TU Darmstadt). Basis hierfür ist für die Zeit der Kindheit und Jugend in Rußland ein umfangreiches, bislang unpubliziertes Manuskript von Nadja Strasser, der älteren Schwester von Alexandra Ramm-Pfemfert. Hinzu kommen fast ausnahmslos unveröffentlichte Briefe von und an Alexandra Ramm-Pfemfert aus diversen Nachlässen aus der Zeit 1927-1962, Briefe von und an Mitglieder der Familie Ramm (1934-1986), an Franz Pfemfert aus den Jahren 1914-1953, sowie weitere Korrespondenzen. Darunter finden sich so illustre Namen wie Fritz Brupbacher, Albert Einstein, Ruth Fischer, Franz Jung, Else Lasker-Schüler, Karl und Ellen Otten, Erwin Piscator, Rudolf Rocker, Maria Schaefer und - Leo Trotzki, über den noch zu sprechen sein wird. Das vorliegende Buch bietet im Dokumentationsteil, der etwa zwei Drittel des Gesamtumfanges ausmacht, 142 Texte und Briefe aus diesem Quellenfundus, die jeweils mit einem verläßlichen Sachkommentar versehen sind. Den Hauptteil davon wiederum macht die Korrespondenz mit Trotzki der Jahre 1929 bis 1938 aus, die in russisch geführt wurde und hier in deutscher Übersetzung wiedergegeben wird.
Somit ergibt sich, trotz der ungünstigen Ausgangslage, dank der Recherchierfreudigkeit der Autorin dann doch eine Quellenlage, die schlüssige Einblicke in Leben und Werk von Alexandra Ramm-Pfemfert gestatten. Hier seien nur einige Stationen vergegenwärtigt: 1883 in der russischen Kreisstadt Starodud, 400 Kilometer südwestlich von Moskau, als fünftes von neun Kindern einer jüdischen Familie geboren und dort auch aufgewachsen, ging Alexandra Ramm 1901, mit 18 Jahren, zum Studium nach Berlin, knüpfte bald Kontakte zur Bohème und zum Café des Westens, wo sie 1903 Franz Pfemfert kennenlernte, der zu dieser Zeit dabei war, an seiner literarischen Karriere zu basteln. An der Gründung der „Aktion" 1910 war sie beteiligt, in der „Aktion" veröffentlichte sie auch zahlreiche Artikel und Übersetzungen aus dem Russischen (aufgelistet S. 550ff.). Als Übersetzerin war sie später auch für andere Verlage tätig. Für den Aktions-Verlag übersetzte sie u.a. A. Bogdanows Proletkult-Schrift „Die Wissenschaft und die Arbeiterklasse" (1920) sowie A.I. Tarassoff-Rodionoffs Roman „Schokolade" (1924). Im S. Fischer-Verlag erschien dann 1930 ihre Übersetzung von Leo Trotzkis Autobiographie „Mein Leben", in der sich Trotzki ausdrücklich bei Alexandra Ramm-Pfemfert für ihre geleistete Hilfe bedankt. 1931/33 folgte Trotzkis zweibändige „Geschichte der russischen Revolution" in ihrer Übertragung. Auch andere Trotzki-Bücher, so „Stalins Verbrechen" (Zürich 1937, im Jean Christophe-Verlag), verdeutschte sie.
Die briefliche Bekanntschaft mit Trotzki datierte seit 1929 - es war nicht nur die passive Bekanntschaft einer Übersetzerin, sondern die einer aktiven Helferin, Unterstützerin, einer „*'Literaturagentin'*", wie es heißt (S. 71ff.). Hauptgrund für Alexandra Ramm-Pfemferts Hilfestellung war sicher - wie bei Franz Pfemfert auch - die kompromißlose Stalin-Kritik, die die Pfemferts teilten und bei der sie in Trotzkis Wirken Unterstützung sahen, weniger Trotzkis 'Trotzkismus' im Sinne einer bestimmten Revolutionstheorie. Hier bietet Julijana Rancs Buch viele interessante, bisher unbekannte Einzelheiten. Jedenfalls lieferten das Ehepaar Pfemfert dem aus Sowjetrußland Ausgewiesenen bis 1933 aus Deutschland wichtiges Informationsmaterial über die Situation in der Weimarer Republik am Vorabend der nationalsozialistischen Machtübergabe, bis sie selbst fliehen mußten und über Karlsbad, Paris, Lissabon, New York nach Mexiko-City gelangten. Die elende materielle Lage dort und die soziale Isolation, von der man aus dem oben genannten Pfemfert-Buch bereits wußte, wird eindringlich vorgeführt. 1955, nach dem Tod ihres Mannes, begibt sich die „*Remigrantin*" (S. 191ff.)

zurück nach Deutschland, wo sie in West-Berlin die Anfänge der Wiederentdeckung des Expressionismus und damit auch der „Aktion" und der Autoren der „Aktion" noch miterlebte.
„Ein Gegenleben" - wie der Untertitel lautet? Was auch immer das wäre: Ein Leben gegen die Zeit war das der Alexandra Ramm-Pfemfert ganz sicher. Julijana Ranc beginnt ihr insgesamt reichhaltiges, außerordentlich lesenswertes Buch mit einer Charakterisierung Alexandra Ramm-Pfemferts durch ihre Schwester Nadja, die hier im Wortlaut wiedergegeben sei - wobei Julijana Ranc zum Wort von der *„Intransigenz"*, mit der die Pfemferts charakterisiert werden, bemerkt, daß man ebenso gut von *„konsequenter Unbestechlichkeit"* sprechen könnte: *„In ihr [Alexandra Ramm-Pfemfert] war etwas von einer geborenen Anarchistin. Sie verabscheute jede Autorität, ob es der Lehrer, die älteren Geschwister oder der liebe Gott sei. [...] wenn sie später, in einem europäischen Kulturzentrum lebend, den linksten Flügel jeder politischen, literarischen oder künstlerischen Bewegung bevorzugte, so war das nichts Auffälliges: es war ihrer Natur adäquat. Das Intransigente, das Extreme, das sich nicht einem Gesetz Unterwerfen zog sie an. In der heiß-wißbegierigen, ungeduldigen und unduldsamen Anjuta von Novodub war schon diese zukünftige Linie vorgezeichnet. Und es entsprach dieser Linie, daß sie später Lebenskamerad eines ebenfalls intransigenten Mannes geworden war."* (S. 5).

Walter Fähnders

Cläre M. Jung, Aus der Tiefe rufe ich. Texte aus sieben Jahrzehnten. Herausgegeben von Monika Melchert, Berlin: trafo Verlag, 2004 (Spurensuche. Vergessene Autorinnen wiederentdeckt. Bd. 4), 267 S.
Cläre Jung (1892-1981) - geborene Klara Marie Otto, verheiratete und geschiedene Oehring, später verheiratete und geschiedene Jung - ist heutzutage allenfalls noch im Zusammenhang mit Franz Jung bekannt, dessen Erbe sie wie sonst niemand bewahrt, gepflegt und weitergetragen hat. Daß sie selbst Schriftstellerin und Journalistin war, ist bereits zu ihren Lebzeiten oft übersehen worden, um es gelinde auszudrücken. So hat sie über Jahrzehnte vergebens versucht, ihre 1955/56 abgeschlossenen Erinnerungen zu publizieren, aber diese Autobiographie war angeblich zu parteiisch in Sachen Franz Jung angelegt, als daß sie ein Verlag in der DDR gedruckt hätte. Ihr schließliches Erscheinen 1987 (gekürzt, in einem westdeutschen Verlag) unter dem nicht autorisierten Titel „Paradiesvögel" (das Buch sollte „Leuchtet die Zukunft" oder „Die Kameradin" heißen) hat sie dann nicht mehr erlebt.
Dabei hat Cläre Jung Anerkennung für ihr politisches Wirken durchaus erfahren - in der DDR, in der sie ‚trotzalledem' lebte und mit dessen sozialistischem Ziel sie sich durchaus eins wußte, auch wenn die Stasi ihr einen Spitzel in die Wohnung schickte, ihre vielfältigen persönlichen und brieflichen Kontakte überwachte und ihre Besucher bespitzelte (die einschlägigen Stasiakten sind im Franz Jung-Archiv der Berliner Akademie der Künste auszugsweise nachzulesen). Anerkennung hat sie in der DDR erfahren durch die Honorierung ihres politischen Engagements. Cläre Jung wurde sogar mehrfach geehrt: 1959 mit der „Medaille für Teilnahme an den bewaffneten Kämpfen der Deutschen Arbeiterklasse in den Jahren 1918-1923", 1969 mit der „Medaille für Kämpfer gegen den Faschismus 1933-1945", schließlich mit dem „Vaterländischen Verdienstorden" der DDR, zunächst in Bronze (1962), dann in Silber (1967) und schließlich, zu ihrem 85. Geburtstag, in Gold (1977). Am wichtigsten war ihr freilich die Franz-Mehring-Ehrennadel des Journalistenverbandes der DDR - hatte sie *„olle*

Mehring", wie sie ihn im Gespräch gern nannte, doch selbst vor seinem Tode 1919 noch kennen und schätzen gelernt, und beschrieb sie sich selbst doch immer wieder und am liebsten als Journalistin, wenn man mit ihr über ihre Schriftstellerei sprach.
Diese Anerkennung stand also durchaus im Widerspruch zu ihrem Kampf um eine auch literarische Würdigung bzw. überhaupt um Publikationsmöglichkeit für ihr Werk. Daß ihre Autobiographie nicht erscheinen konnte, hat sie nie verstanden, es hat sie, selbst wenn sie es auch selbst nie so formulierte, ersichtlich verletzt. Ähnliches gilt für „Die sieben Nachtwachen", eine Folge von dokumentarischen Berichten aus den Anfangsjahren des Berliner Rundfunks nach dem Zweiten Weltkrieg, auf die Cläre Jung immer wieder mit einigem Stolz hingewiesen hat. Es ist ein zusammen mit den Produktionskollegen gefertigter Bericht aus dem Rundfunk, einem ‚Betrieb' also - entstanden 1949, ein Jahrzehnt vor der offiziellen Kampagne des „Bitterfelder Weges", wie Cläre Jung im Gespräch dann doch nicht ohne Genugtuung vermerkte. Ungedruckt blieb auch ein 1936 geschriebener Roman, „Baumanns Erben"; eine Szenenfolge „Unvollendete Liebe" liegt nur hektographiert sowie in der Tonaufzeichnung einer szenischen Lesung im Berliner Club der Kulturschaffenden aus den siebziger Jahren vor.
Zu Lebzeiten konnte sie insgesamt also nur wenig publizieren. Erste Texte erschienen im Umfeld des Expressionismus, so in der „Freien Straße".[1] Zudem ist auf den „Deutschen Feuilleton-Dienst" zu verweisen, den sie seit 1927 in Berlin herausgab und den sie auch noch über 1933 hinaus erscheinen lassen konnte (bis 1944). Nach 1945 im Berliner Ostsektor und in der „Hauptstadt der DDR" tätig, erschien 1946 ihr (zu Lebzeiten einziges) Buch, ihre „Roman-Chronik" „Aus der Tiefe rufe ich", und dies im renommierten Aufbau-Verlag. Interviews und Auszüge aus der Autobiographie folgten, so 1970/71 die Artikelfolge „Bilder meines Lebens" in der „Neuen Deutschen Literatur" (NDL). Schließlich erlebte sie 1980 noch das Erscheinen der ersten Franz Jung-Auswahl in der DDR, „Der tolle Nikolaus", die sie zusammen mit Fritz Mierau bei Reclam in Leipzig hatte edieren können - Jahre nach der Franz Jung-Renaissance in Westdeutschland, die bereits in den sechziger und siebziger Jahren mit expressionistischen Reprints und proletarisch-revolutionären Auswahlausgaben eingesetzt hatte. Daß dieser Band auch gewichtige Teile ihrer Korrespondenz mit Franz Jung erstmals zugänglich machte, war ihr besonders wichtig.
Der vorliegende Band könnte also eine Lücke schließen. Er tut dies leider nur sehr bedingt. Die Werkauswahl bietet im Erstdruck den Prosatext „Stanislaw Tscherwinsky" (1932), eine, so der Untertitel, „Erzählung aus dem Rußland des Jahres 1922", sodann das bereits erwähnte Buch „Aus der Tiefe rufe ich" (1946), das Gedicht „Die Vorläufer" (1914), zudem einen Bericht von Cläre Jung „Bilder meines Lebens: Majakowski in Berlin" (1971) und den Nachdruck eines Gesprächs, das Sieglinde und Fritz Mierau mit Cläre Jung geführt haben und das zuerst in „Sinn und Form" (1978) erschienen ist. Neben dem Nachwort der Herausgeberin berichtet Ulrike Griebner in einem Beitrag über die Wege und Irrwege des Nachlasses von Cläre Jung.
Neben dem Neudruck ihres Romans ist insbesondere der Erstdruck der langen Erzählung „Stanislaw Tscherwinsky" zu begrüßen. Um einen Druck dieser ihrer *„größeren*

1 Das Gedicht „Die Vorläufer" (1914) und die Prosatexte „Der Ruf des andern" und „Blonde Frau" (beide 1917) sind nachgedruckt im Anhang zur Autobiographie: Cläre Jung, Paradiesvögel. Erinnerungen, Hamburg [1987], S. S. 6 u. 210-215; „Die Vorläufer" finden sich auch im vorliegenden Band.

Novelle" bemühte sich Cläre Jung zu Lebzeiten vergebens.[2] Sie schrieb „Stanislaw Tscherwinsky" 1932, als sie sich nach Franz Jungs Trennung von ihr in einer schweren Krise fand. In ihrer Autobiographie heißt es dazu: *„Ich hatte, getreu unseren Grundsätzen, immer von neuem anzufangen, wieder begonnen zu schreiben. Man hat mir oft den Vorwurf gemacht, ich sei zu ‚weich' und zu nachgiebig, ich sei keine ‚kämpferische' Natur. Ich bestreite das: Mein Leben war immer Kampf. Nur: jedes Wesen hat seine eignen Waffen, biologisch bedingte. Meine Form des Kampfes ist die der erhöhten Leistung. In dieser Zeit entstand die Erzählung ‚Stanislaw Tscherwinsky'."*[3] Der Text ist mit seinen rund 100 Druckseiten ein gewichtiger Beitrag zur Prosaliteratur der späten Weimarer Republik - es geht um Aufbau-Arbeit im Sowjetrußland des Jahres 1922 und um internationale Solidarität, ein Sujet, das Cläre Jung, die sich mit Franz Jung 1921-1923 in Rußland aufhielt und dort im Rahmen der „Internationalen Arbeiterhilfe" arbeitete, bestens bekannt war. Es handelt sich aber keineswegs um einen verkappten autobiographischen Bericht, sondern um eine veritable Erzählung über Aufbauprobleme, über Lebenspraxis zwischen Politik und Privatem. Es sind schon schlechtere Texte ausgegraben und ediert worden.

Daß in diesem Band nicht auch weitere unveröffentlichte Texte, und sei es in Auszügen, abgedruckt werden, ist zu bedauern. Das wird auch nicht ausführlicher begründet, geschweige denn, daß dem Band wenigstens ein Verzeichnis der Schriften von Cläre Jung, der gedruckten wie der ungedruckten, beigegeben wäre. Genauere literarhistorische und detailliertere werkgeschichtliche Informationen über ihr Werk vermißt man ebenso wie eine genauere Darlegung ihres biographischen Umfeldes, ihrer Wirkung, ihrer Ausstrahlung. Über das geradezu subversive Netzwerk, als das sich Cläre Jungs Besucher- und Bekanntenkreis erwies (nicht nur für die Stasi) und für so viele dieser Besucher - aus Ost wie aus West - ein unglaubliches Lebens-Mittel bedeutete, erfährt man nichts. Das löbliche Unterfangen, *„die Stimme der Schriftstellerin Cläre M. Jung vernehmbar zu machen"* (S. 245), wie es im Nachwort heißt, hätte ein wenig mehr Aufwand und Sorgfalt verdient. Daß die von Fritz und Sieglinde Mierau zu Cläre Jungs 100. Geburtstag erarbeitete umfangreiche Chronik mit dem Titel „Die Kameradin. Eine Chronik des Lebens von Cläre Jung (1892-1981)" für das Nachwort nicht ausgewertet worden ist, bleibt unverständlich. Denn gerade diese Chronik - die zwar nur in einer Auflage von 20 Exemplaren vervielfältigt wurde, die aber im Cläre Jung-Nachlaß der Stiftung Stadtmuseum Berlin wie in anderen Jung betreffenden Archiven zugänglich ist - bietet eine Fülle von biographischem und werkgeschichtlichem Material, das die Stimme der Autorin deutlich „vernehmbar" macht. Über diese Chronik haben Fritz und Sieglinde Mierau unter dem Titel „Die Kameradin" jüngst genauer informiert und dabei Hintergründe der Franz Jung-Rezeption in der DDR und der exponierten Rolle von Cläre Jung aufgehellt.[4] Aus dieser sehr eindringlichen Cläre Jung-Charakterisierung sei hier zitiert: *„Jeden, der Cläre Jung aufsuchte, nahm sie gefangen, wenn er auch kaum zu sagen wagte, wie das geschah. Nicht, daß sie einen bezaubert hätte. Gewinnend war da weder ein besonderer Charme noch eine betonte Fürsorge. Selbst von starkem Willen konnte keine Rede sein. Obwohl Franz Jung allge-*

2 Wie aus ihrem Brief an Franz Jung vom 1.10.1947 hervorgeht; vgl. Franz Jung, Der tolle Nikolaus, Leipzig 1980, S. 322.

3 Cläre Jung, Paradiesvögel. Erinnerungen, Hamburg [1987], S. 144.

4 Fritz und Sieglinde Mierau, Die Kameradin. Unsere Cläre-Jung-Chronik, in: „Laboratorium Vielseitigkeit". Zur Literatur der Weimarer Republik. Festschrift für Helga Karrenbrock zum 60. Geburtstag. Herausgegeben von Petra Josting und Walter Fähnders, Bielefeld 2005, S. 513-526.

genwärtig war, fehlte ihr das Sendungsbewußtsein der Schriftstellerwitwe völlig. Mancher Besucher glaubte sein Leben ändern, ordnen zu müssen, wenn er von ihr kam. Mancher erfuhr allein schon die Begegnung mit der achtzigjährigen Greisin als ein Bad im Jungbrunnen. Für manchen Jüngeren lag ein Hauch von ‚Harold und Maud' über der Szene. Und mancher vermutete immerhin, daß die bisher geschriebene Literaturgeschichte vor dem Dasein und den Berichten dieser Frau nicht bestehen würde - und nicht nur die Literaturgeschichte.
In der Tat ging es um einen Lebensstil, der eine ganze Epoche geprägt hatte und nun wie auf einer Insel der Seligen in Cläre Jungs Dunstkreis weiter gepflegt wurde [...] hier trafen sich die Demut und Reue der vom Schicksal scheinbar Bevorzugten mit der stolzen Strenge und Großzügigkeit der sich Opfernden. ‚Wir dürfen noch nicht glücklich sein..., wenn nicht alle das Glück genießen können'."[5] Oder kürzer, wie es in Helga Karrenbrocks Nachbemerkung zu den „Paradiesvögeln" heißt: *„Sie hatte den Mut zur Veränderung der Welt unter völliger Verkennung der ‚Tatsachen'. Sie lebte intensiv ein Modell von Solidarität und war zugleich im traditionellen, auch im traditionell linken, Sinn völlig unpolitisch."*[6]

Walter Fähnders

Marta Marková, Auf ins Wunderland! Das Leben der Alice Rühle-Gerstel, Innsbruck: Studienverlag, 2007, 530 S.

Das vorliegende Werk der tschechischen Sozialwissenschaftlerin und Publizistin Marta Marková ist keine stringente Biographie der vielsprachigen assimilierten jüdischen Individualpsychologin, Publizistin, Übersetzerin und sozialistischen Stalingegnerin Alice Rühle-Gerstel. Es ist vielmehr ein Lesebuch, das mit einer überbordenden Fülle an Material aufwarten kann. So gibt es zum Beispiel auf erschöpfende Weise Aufschluß über die familiäre Prager Herkunft der Gerstels, die als k.u.k. Hoflieferanten erfolgreiche Prager Geschäftsleute waren. Oder man wird darin gewahr, daß die gescheite Alice Rühle-Gerstel in ihrem 1932 erschienenen Buch „Das Frauenproblem der Gegenwart" lange vor Judith Butler die These von der Weiblichkeit als sozialem Konstrukt vertreten hat. Die verschiedenen Phasen der intellektuellen Entwicklung von Alice Gerstel innerhalb des linken und liberalen Milieus in Zentraleuropa werden anhand ihrer literarischen und publizistischen Tätigkeit im sozialpädagogischen Dresdner Verlag „Das andere Ufer", beim „Prager Tagblatt" oder in der „Literarischen Welt" skizziert. Marta Marková geht überdies den vielfältigen Lebensstationen der Schülerin Alfred Adlers in Zentraleuropa und Mexiko nach und dabei sehr akribisch und meist wertend auf die vielen bedeutenden Zeitgenossen ein, die ihren Lebenslauf gekreuzt und geprägt haben. Neben dem zwanzig Jahre älteren rätedemokratischen Theoretiker und Pädagogen Otto Rühle, den Alice Gerstel 1922 geheiratet hat und dem sie unmittelbar nach seinem Ableben in der mexikanischen Emigration im Juni 1943 im Alter von 49 Jahren freiwillig in den Tod folgte, sind das etwa Max Brod, Milena Jesenská, Manès Sperber, Willy Haas, Gina Kaus, Georges Duhamel, Babette Groß, Frida Kahlo und Victor Serge, um nur wenige Namen zu nennen. Da die Autorin ihr Buch nicht in der tschechischen Muttersprache geschrieben hat, wäre ein Lektorat, das sprachliche Ungenauigkeiten korrigiert, angebracht gewesen; zudem fehlt leider ein Personenregister, das eigentlich unabdingbar ist, da man den Band zum selektiven Lesen wohl

5 Ebd., S. 513.
6 Helga Karrenbrock, Über Cläre Jung, in: Cläre Jung, Paradiesvögel, a.a.O., S. 223-225, hier S. 224.

noch öfter in die Hand nehmen wird - allein, um ihn mit weiteren Biographien unorthodoxer Marxisten oder mit anderen Schilderungen der trostlosen und mörderischen innerlinken Zerwürfnisse im mexikanischen Exil abzugleichen.

Egon Günther

Regula Bochsler, Ich folgte meinem Stern. Das kämpferische Leben der Margarethe Hardegger, Zürich: Pendo Verlag, 2004, 456 S.

Margarethe Hardegger (1882 - 1963) hat in Bern und Umgebung als rastlose Agitatorin die Seiden- und Tabakarbeiterinnen organisiert und ist 1904 zum ersten „weiblichen Sekretär" des Schweizer Gewerkschaftsbundes gewählt worden. Unter dem Pseudonym Mark Harda schrieb sie in der Zeitschrift des Zürcher Arbeiterarztes Fritz Brupbacher und war die Geliebte des Anarchisten Gustav Landauer. Als sie ihren Mann, den deutschen Sozialdemokraten und späteren Bezirksrichter und Kantonsrat August Faas, zum Zwecke seiner Einbürgerung heiratete, vereinbarte das Paar, miteinander in „freier Liebe" leben zu wollen. Weil Margarethe Hardegger Kontakte zu „welschen" revolutionären Syndikalisten wie James Guillaume unterhielt und, wie sich die „Arbeiterstimme" ausdrückte, *„in Antimilitarismus und ‚Direkter Aktion' macht"*, bekam sie bald Scherereien mit dem Bundeskomitee der Gewerkschaft. Ihr öffentliches Eintreten für Empfängnisverhütung und freie Liebe mißfiel den älteren Sekretariatskollegen. Inmitten einer Kampagne für das Frauenstimmrecht wurde sie in die Affäre um die mißlungene Befreiung eines russischen Revolutionärs aus Schweizer Haft verwickelt, dem die Auslieferung in das zaristische Rußland drohte, eine Geschichte, die ihr viele Jahre später vier Monate Haft einbrachte. Wegen Beihilfe zur Abtreibung verurteilt, mußte sie 1915 in einer „Weiberarbeitsanstalt" eine weitere Strafe verbüßen. Margarethe Hardegger tanzte eine Zeitlang auf verschiedenen Hochzeiten: Sie engagierte sich in der Arbeiterbewegung, warb für Landauers „Sozialistischen Bund" und seine Idee des Gemeindesozialismus, verkehrte in konspirativen anarchistischen Gruppen, gab Zeitungen wie „Die Vorkämpferin" und „L'Exploitée" heraus, betreute nebenher ihre beiden Töchter und opferte sich für ihre pflegebedürftige Mutter auf. 1909 verlor sie die Anstellung beim Gewerkschaftsbund und brach auch von sich aus alle Brücken zur offiziellen Gewerkschaftsbewegung ab. Sie reiste nach München, um ihren Freund Erich Mühsam beim Aufbau einer Ortsgruppe des „Sozialistischen Bundes" zu unterstützen, bewegte sich in den Kreisen der Münchner Bohème und trat als Referentin der „Gruppe Tat" und beim Münchner Geheimbundprozeß gehen die „Tat" - Anarchisten öffentlich in Erscheinung. Aktivitäten, die sie Gustav Landauer entfremdeten, der in einem Artikel des „Sozialist" die sexuelle *„Zuchtlosigkeit"* im Milieu der Münchner Anarchisten geißelte und seine Geliebte vor Zeugen schulmeisterlich abkanzelte. Doch nachdem Gustav Landauer ein Jahrzehnt darauf, nach der blutigen Niederwerfung der bairischen Räterepublik, von der konterrevolutionären Soldateska umgebracht worden war, fand seine älteste Tochter in den Effekten der Polizei eine Fotografie von „Mark Harda", ein Andenken, das der Ermordete in seiner Brieftasche aufbewahrt hatte. Zwölf Jahre nach Landauers Tod schrieb Margarethe Hardegger: *„Dieser Totschlag hat die Welt beraubt - aber mich am meisten."*

Die umfangreiche Biographie von Regula Bochsler erzählt nicht nur eine tragische Liebesgeschichte, sie ist auch eine beispiellose Detektivarbeit, die das bewegte Leben einer Vorkämpferin der Emanzipation und das Netzwerk ihrer Beziehungen zu Gleichgesinnten rekonstruiert. Beiläufig ist dadurch eine farbige und meist spannend zu lesende Schilderung des oft abenteuerlichen Lebens und Scheiterns sozialistischer und

anarchistischer Ideenträger und Revolutionäre entstanden - etwa des kokainsüchtigen Psychoanalytikers Otto Groß, der an dem regen und lukrativen Saccharin-Schmuggel beteiligt war, aus dessen Erträgen damals u.a. anarchistische Zeitschriften finanziert wurden. Nach ihrem Zerwürfnis mit Landauer hat sich Margarethe Hardegger weiterhin bemüht, dessen Siedlungsideen zu verwirklichen; sie gründete mit Handwerkern und Arbeitern, denen sie eine „geistige Ziehmutter" war, eine Kommune in ihrem elterlichen Haus in Bern und versuchte zunächst vergeblich, Land im Tessin zu erwerben. Aus ihren Zöglingen und Partnern im „Arbeiter-Diskussions-Club" ging die revolutionäre „Gruppe Forderung" hervor, die sich aktiv mit der russischen Oktoberrevolution solidarisierte und von der Schweizer Militärjustiz hart angepackt wurde. Einer ihrer Schüler war beispielsweise der Württemberger Schreiner Toni Waibel, der 1919 in Würzburg die Räterepublik ausrief und später aus der bayerischen Festungshaft entwich. Nach dem Ersten Weltkrieg beteiligte sich Margarethe Hardegger an einem genossenschaftlichen Siedlungsprojekt in Herrliberg, das der reiche Pelzhändler und Mäzen der Anarchisten, Bernhard Mayer, finanzierte. Im Tessiner Ort Minusio rief sie anschließend mit ihrem langjährigen Lebensgefährten, dem Schreiner Hans Brunner, der aus einem kleinen Dorf in Bayern stammte und den sie 1950 heiratete, eine neue Siedlungsgemeinschaft „im Geiste Landauers" ins Leben. Der Schriftsteller Alfred Fankhauser hat die Anfänge dieser nach fünf Jahren gescheiterten Siedlung in seinem Roman „Von Frühling zu Frühling" (Zürich, 1944) geschildert. Mit Brunner und ihren beiden Töchtern führte sie fortan in der „Villa Graziella" ein bescheidenes Leben am Rande des Existenzminimums. Viele ihrer Freunde wurden zu Parteikommunisten, doch sie war gegen die materialistische Welt- und Geschichtsauffassung des Marxismus und repräsentierte laut dem Schriftsteller Alfred Häsler *„einen undogmatischen Anarchismus, gewaltfrei, etwa Kropotkinscher Prägung, und einen Pazifismus, dem ideologisch nicht beizukommen war"*. Nach der Ermordung ihres alten Freundes Erich Mühsam durch die Nazis und der Verfolgung und Verbannung von Zensl Mühsam in der Sowjetunion gründete sie im Tessin eine Sektion der „Internationalen Liga für Frieden und Freiheit", um diese weitverzweigte Organisation für den Kampf um ihre Freilassung zu gewinnen; sie engagierte sich in der „American Guild for Cultural Freedom" und unterstützte in die Schweiz geflohene Emigranten, die ihr von der „Guild" zugewiesen wurden, in ihrem Kleinkrieg mit den Behörden. Im Kalten Krieg gründete sie als bald Siebzigjährige mit einer Handvoll Gleichgesinnter die „Schweizerische Friedensbewegung", und die Bundesanwaltschaft hatte wieder einen Vorwand, sie jahrelang weiter zu überwachen und zu fichieren. Als Mitglied der „Frauen für Frieden und Fortschritt" setzte sich Margarethe Hardegger für das Frauenstimmrecht ein, das den Frauen in der Schweiz immer noch vorenthalten wurde. Kurz vor ihrem Tod nahm sie noch am ersten Ostermarsch der Friedensbewegung teil, der von Lausanne nach Genf ging. Es war ihr nicht vergönnt, *„das Buch ihres Lebens zu schreiben"*, zu dem ihr Landauer schon 1909 geraten hatte. Ihr Nachlaß und ihre Korrespondenzen, in sechzig Archivkisten geordnet, blieb anderthalb Jahre in Regen und Schnee ungeschützt im Hof der Graziella stehen und wurde schließlich in einer Grube entsorgt. Die Historikerin und Fernsehjournalistin Regula Bochsler hat 1980 bei Recherchen für ihre Dissertation über Dienstmädchen in der Schweiz drei Bananenkartons, in denen der Zürcher Buchhändler Theo Pinkus einen Teil des Nachlasses gerettet hatte, auf dem Estrich der „Stiftung Studienbibliothek zur Geschichte der Arbeiterbewegung" gefunden. In zehnjähriger Arbeit entstand nun ein wertvolles Buch über das Gegenleben einer unangepaßten, fast vergessenen Frau, die zu den nicht allzuvie-

len gehörte, *„die reinen Herzens einen Humanismus vertraten und lebten, der Hoffnung vermittelte (A. Häsler)"*. Regula Bochsler gelang es zu erklären, warum eine radikale Persönlichkeit wie Margarethe Hardegger in ihrer Zeit nur so und nicht anders leben konnte (http://www.margarethe-hardegger.ch).

Egon Günther

Gregor Kritidis, Linkssozialistische Opposition in der Ära Adenauer. Ein Beitrag zur Frühgeschichte der Bundesrepublik Deutschland, Hannover: Offizin Verlag, 2008, 582 S.

In einem Brief vom 23. Februar 1946 an Bernhard Custodis schrieb Konrad Adenauer: *„Nach meiner Meinung trägt das deutsche Volk und tragen auch die Bischöfe und der Klerus eine große Schuld an den Vorgängen in den Konzentrationslagern... Das deutsche Volk, auch Bischöfe und Klerus zum großen Teil, sind auf die nationalsozialistische Agitation eingegangen. Es hat sich fast widerstandslos, ja zum Teil mit Begeisterung... gleichschalten lassen. Darin liegt seine Schuld. Im übrigen hat man aber auch gewußt..., daß die persönliche Freiheit, alle Rechtsgrundsätze, mit Füßen getreten wurden, daß in den Konzentrationslagern große Grausamkeiten verübt wurde, daß die Gestapo, unsere SS und zum Teil auch unsere Truppen in Polen und Rußland mit beispiellosen Grausamkeiten gegen die Zivilbevölkerung vorgingen. Die Judenpogrome 1933 und 1938 geschahen in aller Öffentlichkeit. Die Geiselmorde in Frankreich wurden von uns offiziell bekannt gegeben. Man kann also wirklich nicht behaupten, daß die Öffentlichkeit nicht gewußt habe, daß die nationalsozialistische Regierung und die Heeresleitung ständig aus Grundsatz gegen das Naturrecht, gegen die Haager Konvention und gegen die einfachsten Gebote der Menschlichkeit verstießen."* Man darf also vermuten, daß der katholische Rheinländer Adenauer, der zu diesem Zeitpunkt schon eine gediegene politische Karriere hinter sich gebracht hatte, durchaus wußte, wer die Nationalsozialisten gewählt und an die Macht gebracht hatte und mit welchem Elan der Führer und seine Entourage klassen- und schichtenübergreifend begrüßt und gefeiert worden waren. Jahre später hat Adenauer, mittlerweile Bundeskanzler geworden, alte Nationalsozialisten in höheren und höchsten Staatspositionen mit der Begründung geduldet, ihm ständen schließlich keine anderen Fachkräfte zur Verfügung, was zum einen sachlich zu hinterfragen wäre und zum anderen darauf hindeutet, daß Adenauer sich bewußt war, daß die entsprechenden Eliten vom nationalsozialistischen Regime nicht etwa genötigt werden mußten, sondern ihm freiwillig und mit Überzeugung zu Diensten standen; er dürfte zudem gewußt haben, daß Teile der sozialdemokratischen Gewerkschaftsführung sich noch im Frühjahr 1933 vergeblich dem nationalsozialistischen Regime angedient hatten. Diese Haltung gegenüber den deutschen Funktionseliten, die sich immerhin darauf stützen konnte, daß die im Lande anwesenden Streitkräfte der Alliierten eine zumindest formale Demokratisierung auch militärisch absicherten und eine von links immer mal wieder befürchtete erneute Etablierung eines nationalsozialistischen Systems auf jeden Fall verhindern würden, ist Adenauer insbesondere von der Linken immer wieder vorgehalten worden. Jahrzehnte später, nachdem sich die gegen den Mief der Adenauer-Ära aufmüpfig gewordenen Bürgerkinder der '68er Generation von ihren revolutionären Anwandlungen erholt und sich - zum Teil nicht weniger verlogen als die ehemaligen Nationalsozialisten - nach und nach mehr oder minder erfolgreich bis in allerhöchste Staatsämter ins nunmehr hoch gelobte System integriert haben, darf man feststellen, daß die bundesdeutsche Demokratie zu einem gewissermaßen generationenübergreifenden Projekt geworden ist, in

dem sich ehemalige Rechtsradikale und ehemalige Linksradikale in einer vehement gefeierten neuen nationalen Mitte dann doch noch getroffen und miteinander versöhnt haben.
Das erste, was bei der Lektüre von Kritidis' umfassender Untersuchung zur linkssozialistischen Opposition in der Ära des viel geschmähten Adenauer auffällt, ist das, was fehlt: Die linkssozialistische bundesdeutsche Opposition in den fünfziger Jahren, die von der SPD trotz aller historischen Erfahrungen nicht lassen konnte und wollte und die sich letztlich immer als deren linke, zu Unrecht verschmähte Opposition verstand, scheint sich nicht mit dem Nationalsozialismus auseinandergesetzt zu haben. Mit offensichtlich bestem Gewissen wurde das, was sich in den tausend Jahren zwischen 1933 und 1945 in Deutschland und in Europa ereignet hatte, aus den politischen Diskussionen und den Selbstverständigungsdebatten herausgehalten - man fühlte sich keineswegs verantwortlich und somit nicht zuständig. Auch wenn dies für die aus politischen und rassistisch-antisemitischen Gründen Verfolgten und zum Teil aus der Emigration Zurückgekehrten zweifellos zutrifft, bleibt das linkssozialistische Schweigen über den Nationalsozialismus, das man gemeinhin dem konservativen politischen Lager zuordnet, verstörend und erklärungsbedürftig. Es scheint, als sei man sich tief im Unbewußten darüber im klaren gewesen, daß eine Thematisierung des Nationalsozialismus über die üblichen Floskeln hinaus eine Büchse der Pandora öffnen würde, der u.a. eine wenig revolutionär gesinnte Arbeiterklasse entsteigen könnte. Noch in der Neuen Linken der sechziger Jahre, als deren Vorgeschichte Kritidis die von ihm porträtierten Kleingruppen verstanden wissen will, und den seit Ende der sechziger Jahre im Verlauf des Zerfallsprozesses der Studentenbewegung gegründeten zahlreichen linken Organisationen ist der Nationalsozialismus - vornehmlich unter dem Begriff Faschismus - fast ausschließlich begrifflich „bewältigt" worden, wobei man sich diese „Bewältigung" noch durch den Rückgriff auf entsprechende Analysen aus den zwanziger und dreißiger Jahren erleichterte. Die Erforschung des realen historischen Geschehens und der freiwilligen und von entsprechenden Überzeugungen getragenen Einbindung großer Teile der deutschen Bevölkerung blieb der bürgerlichen Wissenschaft überlassen, die dabei zudem bis heute mancherlei Anstöße ausländischer, vornehmlich angelsächsischer Historiker, Politikwissenschaftler und Soziologen bedurfte.
Die Geschichte der deutschen Sozialdemokratie ist von Beginn an von Auseinandersetzungen mit einer sich ständig erneuernden und neu definierenden und positionierenden linken Opposition gekennzeichnet. Während diese Opposition immer wieder vergeblich versuchte, die Sozialdemokratie und die ihr angebundenen Gewerkschaften an ihre kapitalismuskritischen Ursprünge zu erinnern und auf dieser Basis sozial und politisch zu agieren, was oft genug mit Marginalisierung oder Ausschluß bezahlt werden mußte, hat sich die Sozialdemokratie spätestens seit 1914 nach und nach bis zur Unkenntlichkeit dem kapitalistischen System anverwandelt. Nicht wenige der Protagonisten der von Kritidis behandelten Gruppierungen hatten sich bereits vor oder nach 1933 in kleineren sogenannten Zwischengruppen - jenseits von SPD und KPD - engagiert und wußten von daher um die Probleme, die eine Rückkehr in die SPD mit sich bringen würden. Dieses Engagement in der SPD oder in den Gewerkschaften wurde gemeinhin damit begründet, daß dies die einzige Möglichkeit biete, den Interessen der Arbeiterklasse wirksam zu dienen, wobei zumeist aber sehr diffus blieb, was man unter diesen Interessen verstand und wie man sie zu bedienen dachte; konsequenterweise wurden die Inhalte einer solchen Arbeit innerhalb der durchaus als reformistisch erkannten und definierten Organisationen kaum diskutiert. Mehr und mehr wurde im

Laufe der Jahre das geradezu zwanghafte Begehren, den mit Spitzeln und Denunzianten arbeitenden Apparatschiks aus Partei und Gewerkschaften keinen Anlaß zu immer wieder drohenden Ausschlußverfahren zu bieten, zum eigentlichen Inhalt und letztendlich zum Selbstzweck der formellen oder informellen Zusammenschlüsse in Zeitungs- und Zeitschriftenredaktionen und sonstigen Kleingruppen. Als sich Linksoppositionelle im Februar 1958 in Frankfurt zu einer Konferenz zusammenfanden, konnten bereits aus der Partei Ausgeschlossene daran nicht teilnehmen, weil am Eingang aus Angst vor möglichen Repressalien seitens der Partei die SPD-Mitgliedsbücher kontrolliert wurden; die auf der Konferenz diskutierten und wie üblich in einer allgemeinen Resolution festgehaltenen Inhalte blieben diffus und am Ende *„stellte ihr Stattfinden selbst schon einen Erfolg dar"*. Neben der Nichtthematisierung des Nationalsozialismus, dem realpolitisch zunehmend illusorischer werdenden Bedürfnis nach einem auf der Vereinigung von BRD und DDR basierenden gesamtdeutschen Sozialismus und der damit einhergehenden vehementen Ablehnung der von Adenauer konsequent betriebenen Westanbindung, wurde die eigene formale Existenz als Linksopposition überhaupt zunehmend zum eigentlichen Zentrum allen Bemühens, wobei immer auch Probleme von Existenzsicherungen und Karrieren eine nicht unerhebliche Rolle spielten, wie sich aus einer Bemerkung Peter von Oertzens in einem Gespräch, das Kritidis im November 1999 mit ihm führte, schließen läßt und die durchaus nicht nur auf die angesprochene *„Ruhr-Organisation"* bezogen werden sollte: *„Dieses bürokratisch-formalistische Spiel der Sozialdemokratie war auch eine Fessel. Die völlige Willkür, das war schwierig. Wenn ich in dieser korrupten Ruhr-Organisation gewesen wäre, wo damals schon die Funktionäre der Gewerkschaften, die Arbeitsdirektoren, die Kommunalpolitiker, also die hätten mich beruflich ruiniert, wenn ich im Umfeld der SPD hätte beruflich tätig sein wollen. Das haben sie auch versucht, die haben zwei Jahre lang alles unternommen, zu verhindern, daß ich einen Lehrstuhl bekam... Ich habe gesagt: ich habe ein Glück, daß die SPD nicht über den Staatssicherheitsdienst und den Staatsapparat verfügt. Die hätten mich genauso behandelt wie die SED ihre Kritiker behandelt."*

Die eigentliche und durchaus gelungene Intention der Arbeit von Kritidis besteht darin, das Geflecht von linkssozialistischen Gruppierungen als ein Milieu vorzuführen, dessen Protagonisten und Zeitschriften - genannt seien hier stellvertretend nur Wolfgang Abendroth, der bereits früh aus der SPD ausgeschlossene Willy Huhn, Fritz Lamm, Erich Gerlach, Theo Pirker, Leo Kofler, Viktor Agartz sowie die Zeitschriften „Funken", „Pro und Contra", „Sozialistische Politik, „Die Andere Zeitung", „Wirtschafts- und Sozialpolitische Korrespondenz" - für eine jüngere, vornehmlich im SDS organisierte Generation, aus der sich seit Ende der fünfziger Jahre und verstärkt nach dem Ausschluß des SDS aus der SPD im November 1961 eine „Neue Linke" herauszukristallisieren begann, als Lehrer und Vermittler eine wichtige Rolle spielten. In der Zeitschrift des SDS „Neue Kritik" stellte Fritz Lamm im Februar 1964 in einer Art resignativer Ironie fest, daß *„der radikale Sozialismus... zur Zeit bewahrt wird von Gruppen mit vielen hochintelligenten und verantwortungsvollen Neurotikern und Psychopathen. Wir sind gewissermaßen die rebellierende Vorhut des degenerierten Menschen von morgen"*.

Anton Panner

Diethart Kerbs, Lebenslinien. Deutsche Biographien aus dem 20. Jahrhundert. Mit einem Nachwort von Arno Klönne, Essen: Klartext Verlag 2007, 159 S.

Jürgen Reulecke/Norbert Schwarte (Hrsg.), Anstöße. Diethart Kerbs als Kunstpädagoge, Fotohistoriker und Denkmalschützer. Eine Zusammenstellung aus Anlaß seines 70. Geburtstages, Essen: Klartext Verlag 2007, 160 S.
Jürgen Reulecke/Norbert Schwarze (Hrsg.), Momentaufnahmen. Weggefährten erinnern sich Diethart Kerbs zum 70. Geburtstag, Essen: Klartext Verlag 2007, 160 S.

Einige der von Diethart Kerbs in dem Band „Lebenslinien" vorgestellten Männer und Frauen hat er bei seinen verzweigten Nachforschungen über Berliner Bildjournalisten oder die deutschen Reformbewegungen noch persönlich kennengelernt. Manche - etwa den nach Mexiko emigrierten Fotografen und Filmemacher Walter Reuter oder den zu einem New Yorker gewordenen Künstlerporträtisten Hans Namuth - hat er sogar mit Ausstellungen und Veröffentlichungen in ihrem Heimatland einer breiteren Öffentlichkeit wieder bekannt zu machen versucht. Diese Männer und Frauen, bis auf den neunzigjährigen Denkmalpfleger Julius H. W. Kraft sind inzwischen alle verstorben, haben bei aller Verschiedenheit miteinander gemein, daß sie als unabhängig denkende und handelnde Sozialisten, als Kriegsgegner und Widerstandskämpfer, als Sozialrevolutionäre und -rebellen, als Buchhändler, Übersetzer, Architekturtheoretiker und Natur- und Denkmalschützer etc. keine glatten parteipolitischen Karrieren vorweisen können. Sie sind daher von einer frommen und biederen linken Geschichtsschreibung meist vernachlässigt oder bewußt ganz verschwiegen worden. Aber auch in den Erinnerungsschatz der aufgesetzten deutschen Nachkriegsdemokratie konnten diese widerspenstigen Außenseiter nicht eingehen, da jeder Hinweis auf eine selbst im politischen Scheitern aufrechterhaltene radikale Kritik der bestehenden Produktionsweise und zugleich die in allen Gefahren des Widerstandes und Exils ungebrochene Wahrung eines solidarischen Lebens- und Kampfzusammenhanges im allgemeinen als störend empfunden wurde. Die von Kerbs skizzierten Lebensläufe verbindet zudem, daß sie von einer nunmehr abgetretenen Generation künden, die zwischen 1880 und 1920 geboren wurde, und somit noch in der Hoffnung heranwuchs, schon zu Lebzeiten mit Tatwillen und Reformbereitschaft ein von dumpfen und engstirnigen Zwängen befreites, sinnvoll geordnetes gesellschaftliches Leben führen zu können. Eine Hoffnung, die in den gescheiterten und fehlgegangenen Revolutionen sowie in den katastrophalen Welt- und Bürgerkriegen des 20. Jahrhunderts allerdings bitter enttäuscht wurde. Viele kamen aus den Gruppen der bündischen Jugend und gelangten über Spartakus und KPD zur KAPD - wie der in einem deutschen Zuchthaus umgekommene Rätekommunist und Leiter der sozialistischen Widerstandsgruppe „Rote Kämpfer", Alexander Schwab, oder sein Kampfgefährte, der sozialdemokratische Wanderlehrer Karl Schröder - oder sie standen der KAPD immerhin sehr nahe wie der in Plötzensee von den Nazis ermordete Bildjournalist John Graudenz und der Literat Simon Guttmann, *„der letzte Überlebende der Berliner Expressionistenszene um 1912 und der Züricher Dadaistenzirkel um 1917"*. Vielen der von Kerbs Porträtierten ist auch gemeinsam, daß sie von dem Nazi-Regime ins Exil gezwungen wurden und daß dieses Exil durch den Zweiten Weltkrieg und den Einmarsch der deutschen Wehrmacht zu Internierungen und weiteren Stationen der Flucht führte - bei Babette Groß, der engsten Vertrauten von Willi Münzenberg, der Trotzki-Übersetzerin Alexandra Ramm-Pfemfert und dem Dokumentarfilmer Walter Reuter bis nach Mexiko. Der impulsive Sozialrebell Max Hölz kam dagegen in der Sowjetunion in die Verbannung und dort, nahe der Stadt Gorki, unter bis heute nicht restlos aufgeklärten Umständen ums Leben. Einen besonderen Fall stellt die in Breslau geborene jüdische Fotografin und Dokumentarfilmerin

Eva Siao dar, die vor den Nazis zuerst nach Schweden, dann in die Sowjetunion floh und schließlich ihrem Mann Emi Siao, einem chinesischen Dichter und Weggefährten Maos, den sie in Moskau kennengelernt hatte, nach China in die befreiten Gebiete folgte. Als einzige Ausländerin in den Felsenhöhlen von Yunnan wurde sie dort zur Augenzeugin der chinesischen Revolution. In der von Mao später proklamierten „Großen Proletarischen Kulturrevolution" wurden beide verhaftet und mußten sieben Jahre in Einzelhaft verbringen. Eva Siao wurde als ausländische Spionin behandelt und in regelmäßigen Verhören einer Art Erziehungsdiktatur unterworfen. Erst nach dem Sturz der sogenannten „Viererbande" hat man sie rehabilitiert. Schillernd ist auch das Leben von Fritz Drach, der 1919 in den Berliner Januarkämpfen als Kommandant des von „Spartakus" besetzten Mosse-Hauses in Erscheinung getreten ist. Die Suche nach den Spuren des abenteuerlichen Lebens dieses *„merkwürdigen Mannes"*, über den widersprüchliche Berichte und Gerüchte in Emigrantenkreisen zirkulierten und der in einer Arrestzelle der Gestapo endete, hat Diethart Kerbs schließlich 1987 an einen schlichten Grabstein auf einem südfranzösischen Friedhof geführt. Kerbs folgte auch den Lebenslinien der deutschen Fotografen Hans Namuth und Georg Reisner, die im Spanischen Bürgerkrieg als Pressefotografen bei den republikanischen Behörden akkreditiert waren, von Leon Schirrmann, einem Résistancekämpfer und Historiker, der die Fakten des Berliner Blutmai von 1929 und des Altonaer Blutsonntag von 1932 akribisch recherchierte, von Theo Pinkus, dem unermüdlichen Vernetzer linker Projekte und von Günter Reimann, der als Kommunist in einem Zentrum der kapitalistischen Finanzwelt, in New York, eine erfolgreiche Karriere als Beobachter des kapitalistischen Weltmarktes getätigt hat. Mit solchen Menschen, zu denen auch der ebenfalls vorgestellte Kriegsgegner und Deserteur Kurt Kretschmann zu zählen ist, „sendet" Diethart Kerbs „auf gleicher Wellenlänge". Er fand sie zuerst in Büchern und dann oftmals in lebendigen Begegnungen, wobei ihm diese Menschen ihre Geschichte anvertraut haben. Er hat, wo er es konnte, für sie geworben und ihnen Publizität verschafft. Der zu seinem 70. Geburtstag erschienene Band ist eine schöne Fortsetzung dieser forschenden und vermittelnden Tätigkeit.

Zu besagtem Anlaß sind, herausgegeben von Jürgen Reulecke und Norbert Schwarte, zwei weitere Bände erschienen: „Anstöße" und „Momentaufnahmen". Tatsächlich hat Kerbs im bisherigen Lauf seines Lebens in den verschiedensten von ihm beackerten Tätigkeitsfeldern zahlreiche fruchtbare Anstöße gegeben. Jürgen Reulecke erzählt, wie Anfang der sechziger Jahre im Umfeld einer jungenschaftlich-studentischen Arbeitsgruppe die Idee entstand, auf dem Gelände der auf dem Hunsrück gelegenen Ruine der Burg Waldeck ein internationales Chanson und Folklore-Festival auszurichten, eine Idee, die Kerbs aufgegriffen und maßgeblich umgesetzt hat. Für die Zeit nach dem Ende der Waldeck-Festivals berichtet Detlef Siegfried von Kerbs' praktischem und theoretischem Engagement zur Realisierung einer auf solidarischem Verhalten begründeten Gegengesellschaft und erwähnt dessen Beteiligung an der Gründung der Zeitschriften „Kunst+Unterricht" und „Ästhetik und Kommunikation" oder an der Konzipierung und Gründung des „Werkbund-Archivs" und des „Internationalen Design-Zentrums" (IDZ) in Berlin - Einrichtungen, die bis heute bestehen. Kerbs gab in dieser Zeit u.a. einen durch einen Raubdruck geadelten Sammelband über die „hedonistische Linke" heraus, der sich als Beitrag zur Subkulturdebatte verstand und zwar auf der Prämisse, daß ein richtiges, lustvolles Leben im falschen durchaus möglich ist. Wolfgang Zacharias würdigt Diethart Kerbs rastloses Wirken als Kunstpädagoge und Verfechter einer historisch fundierten ästhetisch-politischen Erziehung in der Zeit-

spanne von 1968 bis 1981. Enno Kaufhold geht auf Kerbs' Interesse an der Fotografie und seine Entdeckungen als Fotohistoriker ein, mit denen er, etwa am Beispiel der Ereignisse in Berlin 1918/19, das Thema „Revolution und Fotografie" aufgearbeitet und öffentlich gemacht hat, und Hanns Dieter Knapp behandelt abschließend und ausführlich die im Umgang mit dem kulturellen Erbe folgerichtige Entwicklung von Kerbs zum Denkmalpfleger und Landschaftsschützer. In dem Band „Momentaufnahmen" kommen schließlich viele Freunde und Freundinnen, Kollegen und Kolleginnen zu Wort, die Kerbs vielleicht einmal angeregt und ermutigt hat, eigene Wege nicht nur im akademischen Betrieb zu betreten und die mit ihm als Gefährten einen Teil der Strecke gemeinsam gegangen sind.

Egon Günther

Thorsten Unger, Diskontinuitäten im Erwerbsleben. Vergleichende Untersuchungen zu Arbeit und Erwerbslosigkeit in der Literatur der Weimarer Republik, Tübingen: Verlag Max Niemeyer, 2004 (Studien und Texte zur Soziageschichte der Literatur. Bd. 103), XII, 588 S.

Bei der germanistischen Erforschung der proletarischen und sozialistischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts stand vor allem die Frage nach dem Bild des Arbeiter und seiner Klasse, nach Klassenbewegungen und -kämpfen und der Positionierung des Proletariers in der Gesellschaft im Mittelpunkt - entsprechend auch dem Anspruch dieser Literatur, in die sozialen Auseinandersetzungen operativ einzugreifen. Das Sujet ‚Arbeit' spielte dabei eine eher untergeordnete Rolle: erscheint ‚Arbeit' doch überhaupt als ein eher sprödes Thema für Kunst, ist die epische Darstellung des Arbeitsprozesses womöglich nicht unbedingt so fesselnde Lektüre wie Liebe oder Tod. Dennoch ist bei genauerem Hinsehen Arbeit in der Literatur doch stets präsent, vom „Eulenspiegel" bis zur deutschen Klassik (*„Arbeit ist des Bürgers Zierde"*, heißt es in Schillers „Glocke") und zu romantischen Müßiggängern als Arbeitsverweigerern oder arbeitsamen Bürgern in der Literatur des Realismus. So findet die Auseinandersetzung über Arbeit denn auch nicht nur, wie man meinen möchte, im theoretischen Diskurs der Philosophie oder der Sozialwissenschaften, in der Theorie also, statt.

Die vorliegende Habilitationsschrift (Universität Göttingen) unternimmt nun den großangelegten Versuch, für die Literatur der Weimarer Republik den Komplex Arbeit einschließlich der Erwerbslosigkeit zu untersuchen. Zurecht verweist der Autor auf die Aktualität der Fragestellung: *„Eine Untersuchung des Themenkomplexes Arbeit und Erwerbslosigkeit in der Literatur der Weimarer Republik hat in diesem Kontext den Effekt nicht nur einer Aktualisierung vergangener, sondern [...] vor allem auch einer Historisierung von Gegenständen gegenwärtiger Debatten.*" (S. 5). Die vorliegende Studie bietet in der Tat eine Fülle von Material und Erkenntnissen, deren Aktualität frappierend ist, auch wenn sich die konkrete Arbeit heutzutage von der klassischen Phase fordistischer Produktion unterscheidet, der Wertekomplex ‚Arbeit' heutzutage andere Konnotationen hat als während der Weimarer Republik und auch der Umgang mit Erwerbslosigkeit ein anderer ist als um 1930. Aber die Positionen jener Zeit zu rekonstruieren und sich ihrer zu vergewissern, befördert diese Untersuchung auf das Genaueste und mit einer imponierenden Materialfülle. Für aktuelle Debatten wäre zumindest das hier ausgebreitete Potential zu befragen, das historisch und literarhistorisch im jeweiligen Umgang mit Arbeit/Arbeitslosigkeit in der literarischen Brechung liegt.

Analysiert werden medienübergreifend neben der erzählenden Literatur auch Reportage, Essayistik, Hörspiel, Film (darunter Brechts „Kuhle Wampe")sowie Fotobücher.

Die Studie folgt einem kulturwissenschaftlich-sozialgeschichtlichen Ansatz, Bourdieus Habitus-Begriff wird zugrunde gelegt, um *„über Figurenanalysen auf Habitus im Feld der Berufsarbeit zurückzuschließen"*, wobei kein *„realer"*, sondern ein *„textlich vermittelter Habitus"* (S. 25) gemeint ist. Konkret geht es zunächst um den *„Habitus der Arbeit im Bildungsdiskurs"*, einer Auseinandersetzung vor allem mit Georg Kerschensteiners Arbeitspädagogik, aber historisch auch bereits um *„nationale Semantisierung"* der Arbeit auf der einen, um *„Internationalität der Arbeit"* auf der anderen (auch politischen) Seite. Das 2. Kapitel widmet sich dem „Paradigma ‚Amerika'" - um den Habitus der Arbeit im amerikanischen Fremdbild, in dem die deutsche Amerika-Rezeption sich spiegelt. Hier geht es in erhellenden Einzelstudien um Autoren wie Kafka und seinen „Amerika"-Roman, um einschlägige Amerikareportagen von Egon Erwin Kisch, Alfred Kerr, Arthur Holitscher, Heinrich Hauser, aber auch um amerikanische Selbstbilder, so in Upton Sinclairs Chicago-Roman „The Jungle" („Der Sumpf"), der in der Weimarer Republik intensiv gelesen wurde und dessen Spuren man noch in Brechts „Heiliger Johanna der Schlachthöfe" findet.
Das umfängliche 3. Kapitel widmet sich dann in mehr als einem Dutzend Einzelanalysen einschlägigen Werken insbesondere aus der Zeit der Weltwirtschaftskrise. Subsumiert sind sie unter systematischen Fragestellungen u.a. nach „Arbeitslosigkeit im Gender- und Familiendiskurs" (über Alice Rühle-Gerstel, Marieluise Fleißer und Hans Fallada - gerade dieses Kapitel hätte man sich ausführlicher gewünscht), über „Kriminalität, Auswanderung oder Arbeitsamt?" (u.a. über Döblins Helden Biberkopf in seinem „Berlin Alexanderplatz"-Roman), schließlich über „nationalsozialistische" (Richard Euringers völkische Perspektive, Kasacks Hörspiel „Der Ruf") und - im Schlußkapitel - über „kommunistische Sichtweisen". Hier geht es um das bereits von den Beteiligten selbst kritisierte Phänomen, daß aus den Reihen des „Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller" kaum einmal die Arbeitslosigkeit thematisiert wird - trotz der Massenarbeitslosigkeit gerade kommunistischer Arbeiter (und Arbeiterschriftsteller). Mit der Analyse von Willi Bredels „Maschinenfabrik N. & K.", Rudolf Braunes „Junge Leute in der Stadt" und Brechts „Kuhle Wampe" wird eine aufschlußreiche Trias untersucht, die der Leistung gerade dieser Literatur durchaus gerecht wird. Der Band ist (auch durch das Register) ein außerordentlich nützliches Kompendium zum Thema und auch zur Literatur der Weimarer Republik insgesamt.

Walter Fähnders

Thomas Keith, Poetische Experimente der deutschen und russischen Avantgarde (1912-1922) - ein Vergleich, Berlin: Weidler Buchverlag, 2005 (Internationale Forschungen zur Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaft 90), 403 S.

Daß die Gruppen, Strömungen und Ismen der künstlerischen Avantgarde, genauer der historischen Avantgarde der zehner, zwanziger und dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts im hohen Maße untereinander vernetzt waren, ist bekannt. Bereits vor dem Ersten Weltkrieg, heißt es in der vorliegenden komparatistischen Dissertation (Humboldt-Universität Berlin), *„wurde vielfach ein programmatischer Internationalismus kultiviert: in Deutschland in den Sturm-Ausstellungen, im Blauen Reiter-Almanach, wo jeweils Künstler/innen aus vielen europäischen Kulturen vertreten waren; auch das Cabaret Voltaire [der Zürcher Dadaisten] war ausdrücklich multi-, transnational ausgerichtet"*. (S. 348) Forciert ließe sich sagen, die Avantgardebewegungen haben ein

übernationales, internationales (aber nicht immer internationalistisches!) Netzwerk, ein Projekt gestartet, hinter dem heutige Europa-Vorstellungen manchmal blaß aussehen. Dieser Internationalität der Avantgarde ist man in der einschlägigen Forschung bisher eher weniger nachgegangen, was oft genug an der nationalphilologischen Arbeitsteilung liegt, was aber auch, gerade die slavische und besonders die russische Avantgarde bereffend, der ungünstigen Interessen- und Quellenlage geschuldet ist - ‚Avantgarde' war unter der Doktrin eines groben ‚Sozialistischen Realismus' bekanntlich alles andere als hoffähig. So wußte man zwar z.B. um die avantgardistischen Pionierleistungen des russischen Kubofuturismus, um Autoren wie Chlebnikov, Majakovski u.v.a., deren Werke ja auch in deutscher Übertragung zugänglich (und also auch für Nichtslavisten wie den Rezensenten) sind. Auch die Begegnungen und Kontroversen gerade zwischen dem russischen und dem italienischen Futurismus sind bekannt. Weniger bekannt aber sind weiterhin die genauen ästhetischen und poetischen Verfahrensweisen der russischen und der westeuropäischen Avantgarde. Diese nun untersucht minutiös die vorliegende Arbeit anhand des russischen Futurismus und des deutschsprachigen Dadaismus. Erhellende Blicke werden dabei auch auf den italienischen Futurismus und auf gerade an *diese* Art von Literatur angrenzende Kunstsparten wie Musik und Bildende Kunst gerichtet.

Interessanterweise, so arbeitet der Verfasser heraus, ist der russische Futurismus eher national orientiert (wie der italienische ja auch - wenn auch anders), er beruft sich vor dem Ersten Weltkrieg auf eigene und oft auch auf ‚östliche' Traditionen eines provozierenden ‚Primitivismus'. Bisherige Vermutungen, daß es gerade die oben angesprochene Internationalität der Avantgarde gewesen sei, die die auffällige europaweite kulturelle Gleichzeitigkeit der Avantgardebewegungen bereits am Vorabend des Ersten Weltkrieges auszeichnet, trifft so also nicht zu. Wohl aber erklären sich die *„vielen Kongruenzen"* (S. 354) der Avantgardebewegungen aus jeweils gleichen oder vergleichbaren Prämissen der Avantgarde. Der Verfasser zitiert in diesem Zusammenhang einen neueren Beitrag von Peter Bürger (mit dessen „Theorie der Avantgarde" von 1974 sich der Autor auf produktiv-kritische Weise auseinandersetzt), der, so Keith, *„eine plausible Erklärung für die Formierung der historischen Avantgarden"* liefern könne. Die Avantgarde sei, so Bürger 2000, eine Antwort auf eine Krise der gesellschaftlichen Moderne *„als Geschichte der Emanzipation von autoritären Setzungen und nicht-legitimer Gewalt"*. Dieses Selbstbild der Moderne sei spätestens im Ersten Weltkrieg endgültig zusammengebrochen, und dagegen opponiere die Avantgarde (S. 356). In allgemeiner Form läßt sich diese Krise sicher auch in Deutschland und Rußland registrieren, und insofern hätte man mit diesem Befund ein (wenn auch nicht unbedingt schon ‚hinreichendes und notwendiges') Erklärungsmuster für die Entstehung der Avantgardebewegungen, die sich in der Ablehnung der herrschenden Kultur über alle Landesgrenzen hinweg einig sind.

Dies sind Prämissen, unter denen Konzeption und Realisierung von Kunsttheorie und Poetik sowie der poetischen Praxis der avantgardistischen Experimente in der deutschen und der russischen Avantgarde zwischen 1912 und 1922 in diesem Buch minutiös untersucht werden. Indem der ‚westliche', oftmals abwertende oder durch Unkenntnis verstellte Blick auf die ‚östliche' Avantgarde kritisiert und korrigiert wird, gelingt eine überzeugende Rekonstruktion dank einer Fülle von Material, das, soweit der Nichtslavist es beurteilen kann, zum Teil erstmals für die Avantgardeforschung überhaupt erschlossen wird. Der Blick auf die Avantgarde ist nicht unkritisch, folgt

aber auch nicht dem postmodernen Avantgarde-Bashing, gegen das der Autor mit guten Gründen eingangs Position bezieht.
Das erste große Analysekapitel widmet sich der Konzeption und Praxis der „Lautpoesie", wobei verschiedene Programme und Theorien der kubofuturistischen Kunstsprache Zaum' umfassend vorgestellt werden (vgl. u.a. die Kapitel „Chlebnikov versus Krucënych" und „Il'ja Zdanevic: zaum' als Dramentext"). Darauf folgen detaillierte Textanalysen. Diese werden mit der einschlägigen deutschsprachigen Dada-Produktion verglichen, insbesondere mit der Lautpoesie von Hugo Ball und des „Dadasophen" Raoul Hausmann und den jeweiligen theoretischen Begründungen - über phonetische Poesie wird ebenso gehandelt wie über die „Ursonate" des „Merz"-Künstlers Kurt Schwitters. Der Vergleich zwischen Zaum'- und Dada-Lautdichtung zeigt metasemiotische Übereinstimmungen der Konzeption und der Konstruktion, wobei interessanterweise der gesellschaftskritisch-politische Impuls bei Dada ungleich größer scheint als beim Kubofuturismus, dessen *„polemische Aufgabe"* (S. 235) eher oder zunächst im literarischen Bereich verblieb, um von einer derartigen *„ästhetischen Erneuerung"* (S. 235) aus weitere Wirkungen zu erzielen: *„Die immer wiederholte Feststellung, Hauptimpuls der Avantgarde sei gewesen, Werte, Zeit, Gesellschaft zu kritisieren, ist also indirekter zu formulieren. Ein kritischer Impuls muss nicht deutlich vernehmbar verkündet sein, kann sich auch erst vermittelt über die Wirkungen der poetischen Produktion ergeben, denen er nicht widerstandslos ablesbar ist."* (S. 235)
Das zweite Großkapitel befaßt sich mit der „Visualisierten Poesie", wobei der Untersuchungsgang ebenfalls von einschlägigen Experimenten des russischen Kubofuturismus zu Dada - Hausmann und Schwitters - reicht und hier z.T. recht bekannte Arbeiten, von Plakat- bis zu Alphabet-, Bild- und Buchstaben-Gedichten, in ausführlichen Einzelinterpretationen vorstellt. Ganz deutlich wird, in welcher Vielfalt die hier untersuchten Avantgardebewegungen mit den bestehenden Zeichensystemen (im weitesten Sinne) experimentiert haben - und nicht zuletzt darin liegt deren Aktualität.
Die Arbeit ist, über ihren Wert als neue Materialien erschließende und neue Blicke öffnende germanistisch-slavistische Spezialuntersuchung hinaus ein wichtiger, innovativer Beitrag zur Erforschung der frühen Avantgarde in ihrer ästhetischen - und nicht nur ästhetischen - Konzeption und Praxis.

Walter Fähnders

Mitteleuropäische Avantgarden. Intermedialität und Interregionalität im 20. Jahrhundert. Hrsg. Pál Deréky, Zoltán Kékesi, Pál Kelemen. Frankfurt/M.: Peter Lang, 2006 (Budapester Studien zur Literaturwissenschaft 9), 22 Abb., 218 S.
Die Avantgarde in Mittel- und Osteuropa spielte in der Forschung aufgrund der Dominanz eines kruden Sozialistischen Realismus lange Zeit eine nur periphere Rolle - die Avantgardebewegungen mit ihren oftmals universalistischen Ansprüchen und antimimetischen Kunstpraktiken vertrugen sich nicht mit dem Realismus-Parameter. Insofern war und ist in Slavistik, Hungarologie und anderen Disziplinen einiges auf- und nachzuholen. Die vorliegende Aufsatzsammlung vornehmlich österreichischer und ungarischer Wissenschaftler(innen) untersucht Konzepte, Positionen und Praktiken von Bewegungen der historischen Avantgarde in Österreich, Ungarn, Kroatien und der Ukraine und stellt wichtiges Material, des öfteren anhand einschlägiger Avantgarde-Zeitschriften, vor, das zumal dem dieser Sprachen unkundigen Leser (wie dem Rezensenten) viel Neues bietet. Die thematische Spanne reicht von Zeitschriften-Analysen bis zu Autorenporträts (so z.B. zu Béla Balázs). Die Analysen sind durchweg medien-

interessiert, thematisieren Verflechtungen zwischen Text, Bild und Performance und berücksichtigen auch die internationalen Verflechtungen und Austauschprozesse dieser mitteleuropäischen Avantgardeströmungen mit den verwandten Ismen und Bewegungen Westeuropas. Das Erbe der k.u.k-Monarchie und der Wiener Moderne wird deutlich durch Hinweise auf Sonderentwicklungen der Avantgarde in Österreich, die durch eine relative Schwäche der ‚historischen' und eine markanten Stärke der Neo-Avantgarde - so durch die Furore machenden Wiener Aktionisten der 60er Jahre - bestimmt ist. Insgesamt ein lesenswerter Band, dem man allenfalls eine etwas ausführlichere „Vorbemerkung" gewünscht hätte.

Walter Fähnders

Pour la défense de la culture. Les textes du Congrès international des écrivains Paris, juin 1935. Réunis et présentés par Sandra Teroni et Wolfgang Klein, Dijon: Editions Universitaires de Dijon, 2005 (Collection Sources), 665 S.

Vor rund siebzig Jahren, vom 21. bis 25. Juni 1935, fand in Paris der „Internationale Schriftstellerkongreß zur Verteidigung der Kultur" statt, an dem etwa 230 antifaschistische Autorinnen und Autoren aus 38 Ländern (nicht nur Europas) teilnahmen. Es war gewiß die Creme der antifaschistischen Literatur, die sich hier versammelte - von den Surrealisten bis zu den Kommunisten, von den Bürgerlichen und Linksbürgerlichen bis zu den Undogmatischen: Martin Andersen Nexö, Louis Aragon, Isaak Babel, Henri Barbusse, Johannes R. Becher, Ernst Bloch, Bertolt Brecht, André Breton, Ilja Ehrenburg, Lion Feuchtwanger, André Gide, Aldous Huxley, Egon Erwin Kisch, Michail Kolzow, André Malraux, Heinrich Mann, Klaus Mann, Karin Michaelis, Robert Musil, Boris Pasternak, Anna Seghers, Ernst Toller, Tristan Tzara u.v.a.

Es brauchte genau siebzig Jahre, bis dieser Kongreß in einer authentischen, ungekürzten, philologisch zuverlässigen Edition dokumentiert worden ist. Philologische Korrektheit scheint in diesem Fall ganz besonders vonnöten, weil nur eine genaue und vollständige Edition Aufschluß über die literarischen und politischen Strategien vermitteln kann, die die antifaschistischen Schriftsteller mit ja durchaus unterschiedlicher politischer Stoßrichtung im einzelnen entworfen und diskutiert haben - gerade auch im Strudel der Fraktionierungen und Gruppenbildungen innerhalb der Linken. Die teilnehmenden Schriftsteller und die wenigen Schriftstellerinnen formulierten bekanntlich ganz unterschiedliche Konzepte darüber, wie man dem Faschismus am erfolgreichsten begegnen könne bzw. ihn zu bekämpfen habe - der Selbstmord des französischen Surrealisten René Crevel in der Nacht vom 18./19. Juni 1935, kurz vor Kongreßbeginn, war ein erschreckendes Fanal, das die abgrundtiefe Kluft gerade zwischen Surrealisten und Stalinisten beleuchtete.

Der genaue Wortlaut der Reden jedenfalls, jede Nuance ist in einer politisch derartig brisanten Gemengelage besonders wichtig. In einem den Kongreß vorbereitenden Manifest schreibt Henri Barbusse, der eben wegen dieses Kongresses in Moskau Stalin aufgesucht hat: *„Genosse Stalin, der mit der allgemeinen Richtung, die ich ihm in wenigen Worten resümiert habe, einverstanden war und sie im Prinzip gebilligt hat, sagte mir, daß man darauf achten muß, ‚daß gewisse Worte geeignet sind zu verschrecken'."* (S. 45). Da ist Philologie hochpolitisch und unabdingbar, zumal viele Texte aus den Muttersprachen der Teilnehmenden in die Konferenzsprache der ‚grande nation' übersetzt wurde und dabei Feinheiten oder gar *„gewisse Worte"* verloren gehen konnten. *„Kameraden, sprechen wir von den Eigentumsverhältnissen!"*, lautet die Bemerkung, die Bertolt Brecht in seine originales, deutschsprachiges Redetyposkript

handschriftlich einfügte (im Faksimile abgedruckt S. 206). „*Camarades, parlons des rapports de propriété!*", lautet der Satz in der französischen Übertragung - so, wie Brechts Rede in Paris in Übersetzung vorgetragen wurde (S. 205). „*Camarades, luttons contre le système de la propriété privée*", lautet die Version dieses Satzes, die 1935 in einer russischen Teil-Edition des Kongresses in Moskau (in Übersetzung durch Elsa Triolet, hier aus dem Russischen rückübersetzt ins Französische) erschienen ist (S. 205). Dieses Beispiel mag verdeutlichen, wie unerläßlich eine wirklich zuverlässige Dokumentation der Reden ist; zwischen Brechts grundsätzlicher Erinnerung an die bestehende Organisation der „*Eigentumsverhältnisse*" und dem Kampf gegen das „*System von Privateigentum*" gibt es halt Unterschiede.
Der vorliegende Band zeichnet sich in dieser Hinsicht durch seine Zuverlässigkeit aus. Erstmals wird der Kongreß vollständig dokumentiert - wie gesagt in französischer, also der originalen Kongreß-Sprache, aber auch mit Nachweisen muttersprachlicher Versionen. In detektivischer Kleinarbeit haben Herausgeberin und Herausgeber, die italienische Philologin und Romanistin Sandra Teroni und der deutsche Romanist und Kulturwissenschaftler Wolfgang Klein, alle infrage kommenden Materialien gesammelt, geprüft und verglichen, so z.B. die Kongreß-Stenogramme und weiteren Kongreß-Unterlagen, die zeitgenössischen Teildrucke wie die bereits erwähnte russische Auswahl, Werkausgaben der beteiligten Autoren und vor allem die einschlägigen Archive. So entstand eine kritische Ausgabe aller Reden; Varianten, unterschiedliche Überlieferungen usw. sind peinlich genau verzeichnet - wahrlich eine Pionierarbeit. Dieser Band löst damit die 1982 von der Akademie der Wissenschaften der DDR, Zentralinstitut für Literaturgeschichte, erschienene deutschsprachige Ausgabe ab, die den Kongreß erstmals, aber eben nicht im Original und nicht in der jetzt vorliegenden Vollständigkeit, dokumentiert hat.[1]
Der Aufbau der Dokumentation folgt dem historischen Kongreßverlauf, beginnend mit dem Abend des 21. Juni 1935, an dem André Gide sein Eröffnungswort sprach (S. 74) und auf dem es um das Thema des „kulturellen Erbes" ging. Die nächsten Tage waren folgenden Themen gewidmet: „Die Rolle des Schriftstellers in der Gesellschaft", „Das Individuum", „Der Humanismus", „Nation und Kultur", „Die Fragen des Schaffens und die Würde des Denkens", schließlich: „Die Verteidigung der Kultur". Der Kongreß endete mit dem Schlußwort von André Malraux am Abend des 25. Juni 1935 (S. 512-514) und der Schlußdeklaration, die die Gründung einer „Internationalen Schriftstellervereinigung zur Verteidigung der Kultur" („Association internationale des écrivains pour la défense de la culture", S. 515) vorsah. Das Präsidium dieser Vereinigung bildeten übrigens André Gide, Henri Barbusse, Romain Rolland, Heinrich Mann, Thomas Mann, Maxim Gorki, Edward Morgan Forster, Aldous Huxley, Bernard Shaw, Sinclair Lewis, Selma Lagerlöf und Ramón del Valle-Inclán (S. 517f.).
Der Band ist mit zahlreichen Abbildungen und Faksimiles angereichert, so wird jeder Redner mit einem Foto vorgestellt, es werden Karikaturen der zeitgenössischen Presse sowie weitere Materialien wie Programmzettel, Manuskripte u.a. abgedruckt. Kurzbiographien der Kongreßteilnehmer, Bibliographie und Namenregister machen das Buch zu einem wahren Kompendium - auch deshalb, weil jeder Einzelbeitrag ausführlich kommentiert ist.

---

1 Paris 1935. Erster Internationaler Schriftstellerkongreß zur Verteidigung der Kultur. Reden und Dokumente. Hrsg. von der Akademie der Wissenschaften der DDR, Zentralinstitut für Literaturgeschichte. Einleitung und Anhang von Wolfgang Klein, Berlin 1982.

Zwei Einleitungen und ein Epilog der Herausgeber würdigen den Kongreß, erarbeiten seine Genese und stellen ihn in den Kontext des antifaschistischen Kampfes, seiner Probleme und gerade auch der unsäglichen Fraktionierungen und Machinationen innerhalb der Linken. Die Wirkungen des Kongresses werden aufgewiesen und Vorurteile über ihn, wie sie durch die Forschung geistern, zurechtgerückt. So beginnt Wolfgang Klein seine Einleitung mit den Worten: „*Es ist bekannt, daß auf dem Pariser Schriftstellerkongreß 1935 in der Mutualité Kommunisten und ‚Weggefährten' über die politischen und intellektuellen Beziehungen zwischen dem ‚westlichen Denken' und dem Marxismus debattiert haben; und noch bekannter ist, daß der Kongreß ohne die Kommunisten nicht stattgefunden hätte. Von da ist es nur ein Schritt zu der Feststellung, daß es sich um einen kommunistischen Kongreß handelte und die anderen Teilnehmer in die Fallen eines politischen Manövers der Komintern getappt sind; in den letzten Jahren ist so oft gefolgert worden. Es lohnt sich jedoch, genauer hinzuschauen, die Quellen zu prüfen. Die Archive in Paris, Moskau und Berlin gestatten es herauszufinden, wer den Kongreß organisierte und wie das geschah. Die wirkliche Geschichte ist etwas komplexer. Und im Grund eine andere.*" Welche das ganz genau ist, bleibt in diesem materialgesättigten und aus der profunden Kenntnis der einschlägigen Archive geschriebenen Geschichte des Kongresses nachzulesen.

Bekannt ist das Ergebnis: Die politischen Differenzen auf dem Kongreß haben sich in aller Schärfe und Deutlichkeit zwischen den Surrealisten und ihren Anhängern, die eine Vorstellung von revolutionärer Kultur entfalteten bzw. an einer solchen festhielten, und der auf dem Kongreß mehrheitlich vertretenen Auffassung einer klassenübergreifenden, allgemein menschlichen Kultur aufgetan. Letztere wurde gerade auch von der kommunistischen Bewegung seit ihrer Volksfrontstrategie (die ja in diesem Schlüsseljahr 1935 offiziell auf dem Komintern-Kongreß beschlossen wurde, nachdem Dimitroff Stalin dafür längst vorher gewonnen hatte) vertreten.

Die Dokumentation erhellt, wie seinerzeit im internationalen, so leidenschaftlich wie kontrovers geführten Streitgespräch über ‚Kultur' nachgedacht worden ist, wie Kultur zum Prüfstein für den Antifaschismus wurde - in der Extremsituation des in Europa sich stabilisierenden Faschismus, der im Folgejahr 1936 dann auch die spanische Republik ins Visier nahm. Die Dokumentation gibt durchaus Anlaß, weiterhin nachzudenken über die historische Erfahrung mit dem, was ‚Kultur', aber auch der ‚Kulturbruch' nicht nur der dreißiger Jahre bedeutet, was ‚Kultur' zu leisten hätte - nicht zuletzt angesichts heutiger Verfechter eines rigoros auf „Leitkultur" reduzierten Kulturbegriffs oder aber als „Kampf der Kulturen" herbeigeredeten, zutiefst anti-emanzipatorischen neuerlichen Kulturkampfes.

Der Band ist für deutsche Leserinnen und Leser an weit entfernter Stelle, einem französischen Universitätsverlag, erschienen. Leichter zugänglich dagegen sind Einleitung und Epilog des Mitherausgebers Wolfgang Klein, die unter der Überschrift „Als der Apparat nicht funktionierte. Geschichte der Vorbereitung des Pariser Schriftstellerkongresses 1935"[2] bzw. „Als der Apparat nein sagte. Geschichte der Wirkungen des Pariser Schriftstellerkongresses zur Verteidigung der Kultur (1935-1939)"[3] auch in deut-

2 Wolfgang Klein, Als der Apparat nicht funktionierte. Geschichte der Vorbereitung des Pariser Schriftstellerkongresses 1935, in: Unruhe und Engagement. Blicköffnungen für das Andere. Festschrift für Walter Fähnders zum 60. Geburtstag. Herausgegeben von Wolfgang Asholt, Rüdiger Reinecke, Erhard Schütz und Hendrik Weber, Bielefeld 2004, S. 17-57.

3 Wolfgang Klein, Als der Apparat nein sagte. Geschichte der Wirkungen des Pariser Schriftstellerkongresses zur Verteidigung der Kultur (1935-1939), in: Weimarer Beiträge 1/2005 (51. Jg.), S. 96-131.

scher Übertragung vorliegen und die über den Kongreß einschließlich seiner Vor- und Nachgeschichte ganz ausgezeichnet informieren.

Walter Fähnders

Von hier nach „Medium". Reisezeugnis und Mediendifferenz. Hrsg. Katrin Callsen, Regina Eickelkamp, Martin Jörg Schäfer, Christian Berkemeier. Münster: Lit-Verlag, 2004 (Reiseliteratur und Kulturanthropologie 3), 240 S.
Wege des Kybernetes. Schreibpraktiken und Steuerungsmodelle von Politik, Reise, Migration. Hrsg. Anja K. Maier, Burkhardt Wolf. Münster: Lit-Verlag, 2004 (Reiseliteratur und Kulturanthropologie 4), 360 S.
In Spuren reisen. Vor-Bilder und Vor-Schriften in der Reiseliteratur. Hrsg. Gisela Ecker, Susanne Röhl. Münster: Lit-Verlag, 2006 (Reiseliteratur und Kulturanthropologie 6), 240 S.
Materialität auf Reisen. Zur kulturellen Transformation der Dinge. Hrsg. Philip Bracher, Florian Hertweck, Stefan Schröder. Münster: Lit-Verlag, 2006 (Reiseliteratur und Kulturanthropologie 8), 304 S.

Bei diesen vier Titeln handelt es sich um neuere Aufsatzsammlungen des von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderten Graduiertenkollegs „Reiseliteratur und Kulturanthropologie", das an der Universität Paderborn angesiedelt war und seine Arbeit nach sechsjähriger Tätigkeit 2004 beendete. Es sind aus Kongressen hervorgegangene Sammelbände, die entsprechend eher heterogen bleiben und zum Teil hochspezialisierte Beiträge einzelner Projektbereiche bieten und hier nicht im einzelnen vorgestellt werden können. Gleichwohl bündelt der jeweilige thematische Rahmen der einzelnen Bände wichtige und teilweise auch neue Aspekte der Reiseliteraturforschung und mit ihr verbundener Fragen. Grundsätzlich hätte man sich ausführlichere Einleitungen gewünscht, die die jeweiligen Fragestellungen genauer ausführen und kontextualisieren, so wie es in dem letzten Band ansatzweise geschehen ist.

Der Band „Von hier nach ‚Medium'" meint mit dem im Titel hervorgehobenen Wort „*Medium*", so führt es die Einleitung aus, eine „*Leerstelle oder Statthalter*"; denn, so die Herausgeber, jede Reise beginne zwar an einem bestimmten Ort und führe „*irgendwohin*", aber „*das ‚Hier' begleitet die Reise als die vom kulturellen Ort des ‚Hier' konstituierte Subjekt- und Machtposition des Reisenden*". Grundlegende Prämissen von Reise, Reiseliteratur und Reiseliteraturforschung sind damit angesprochen: die Rolle von Vorwissen und Vorurteilen, deren „*Bestätigung und Wiederholung*" oder Veränderung und Neukonfigurierung: „*Zuschreibungen des Eigenen wie des Fremden werden refiguriert, vielleicht neu und anders konstituiert.*" Insofern sei das Reisen „*ein Medium für das ‚Hier'*". Die elf Beiträge reichen historisch vom 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart, beziehen sich komparatistisch auf England, Rußland, Spanien und vor allem auf Deutschland. Es geht u.a. um Souvenirs (Münzen) der feudalen ‚Grand Tours', um „*Ästhetisierung des Reisens*" (bzw. um eine Nicht-Ästhetisierung) in den Memoiren der Zarin Katharina der Großen, um Jerusalemzüge deutscher Regenten (u.a. die Orientfahrt Wilhelms II.), um die 108-Minuten-Reise von Gagarin im Weltraum, zuletzt um die „*mediale Inszenierung des Golfkrieges*".

Der Band „Wege des Kybernetes. Schreibpraktiken und Steuerungsmodelle von Politik, Reise, Migration" verweist bereits im Titel auf ein umfassendes, die Reiseproblematik überschreitendes Themenfeld. Die antike Figur des Kybernetes, griechisch für „Steuermann", auf die zumindest rhetorisch ein Teil der Beiträge zurückgreift, ist bis heute lebendig als „*Galionsfigur*" der von Norbert Wiener „Cybernetics", „Kyberne-

tik", genannten „*universalen Steuerungswissenschaft*". In der Tat eignet sich diese Figur als Sinnbild und metaphorisch als Aufbruchsort für Analysen von mit Steuerung verbundener Herrschaft. „*Steuerungsmodelle*" und „*Steuerungsbefehle in Form bestimmter Vorschriften*" in den genannten Bereichen von Politik, Reise, Migration dienen dem Band programmatisch als analytische Ausgangspunkte, zumindest als mehr oder weniger bedachte Leitfragen. Die Literatur gewinnt im Kontext des von Wiener „*Control & Communication*" genannten Feldes der Navigation im Raum und entsprechender raumerzeugender Verfahren seiner Beherrschung (z.B. kartographisch) eine gewichtige Rolle - „*als Zusammenspiel von Steuern und Schreiben, von Praktiken und Modellen, von Techniken und Ideen. Diesem Zusammenspiel untersteht ‚Literatur' als Entwurf, Bericht oder reine Dichtung unweigerlich.*" Das überzeugt durchaus, auch wenn die in diesem Zusammenhang herangezogene Kategorie „*einer dritten Kultur*" unscharf bleibt und nicht genauer expliziert wird (auf Lenins „Zweite Kultur" ist die dritte wohl nicht gemünzt). Der erste Bereich der Politik ist in diesem umfänglichen Band gewiß der diffuseste, zumal es, etwa im Beitrag über „Zukunftssteuerung" in den Utopien von Morus bis Lem, oder in dem Aufsatz über Thomas Pynchons Roman „Gravity's Rainbow", hier doch gerade auch um Literatur geht. Und die beiden letzten Beiträge der Rubrik „Migration" über Polens EU-Referendum und über die Grenzziehung zwischen den USA und Mexiko hätten auch unter „Politik" subsumiert werden können. Die Kapitel „Reise" und „Migration" sind durch die Kategorie des Nicht-Seßhaften eher als strukturell einheitlich faßbar. Aber unabhängig davon öffnet der Band - der durch ein schönes Interview mit der (Reise-)Schriftstellerin Felicitas Hoppe und einer avantgardistischen Textmontage der Autorin Alexandra Trencséni zum Thema eröffnet wird - bedenkenswerte neue Perspektiven mit Blick auf die Literatur und dabei auf das Funktionieren von Steuern und Herrschen.

Der Band „In Spuren reisen" widmet sich, insofern konsistenter als die vorigen, ausschließlich der Reiseliteratur und verfolgt, dem Titel gemäß, intertextuelle Spuren beim Reisen und in der Reiseliteratur. In Abwandlung einer Bemerkung von Thomas Mann, nach der „*das Leben als Nachfolge, als ein In-Spuren-Gehen*" verstanden wird, werden „*Intertextualität und performativer Bezug*" in der Reiseliteratur aufgewiesen, die in diesem Genre eine ungemein enge Beziehung eingehen - existieren doch für Reisetexte Prätexte ohne Zahl. Venedig, um ein Beitrags-Thema zu erwähnen, ist dafür nur ein Beispiel unter vielen. Gerade Reisetexte, das lehrt dieser Band, sind Texte mit Text-Referenzen, seien es verleugnete oder verschollene, zitierte oder plagiierte, zu rekonstruierende oder zu vermutende, nachzuweisende oder auch unentwirrbare. Der Gewinn derartiger ja nicht ohne gelehrten Aufwand daherkommender Untersuchungen liegt nicht zuletzt in der Rekonstruktion dessen, wie Reiseliteratur ‚funktioniert'.

Der jüngste Band der Reihe widmet sich der „Materialität auf Reisen"; es geht sozusagen um die Hardware beim Reisen, von Reiseandenken bis zum Rollenden Büro, das auf Reisen mitzunehmen ist, von Waffen und Koffern u.a.m., um einige Beitragsthemen aus diesem Sammelband zu nennen. In der Einleitung über das Thema „Dinge in Bewegung. Reiseliteraturforschung und ‚Material Cultural Studies'" wird skizziert, was unter den Material Cultural Studies zu verstehen ist: als interdisziplinäres Gemenge aus Anthropologie, Geschichtswissenschaft und Kunstgeschichte beschäftigt sich diese Disziplin vornehmlich mit Alltagsobjekten, deren Geschichte und Kulturgeschichte Aufschluß über ‚Materialität', über die Beziehung zwischen Alltag und Kultur, zwischen einem „*Objekt und seinem Kontext*" vermitteln kann (und sei es der

Reißverschluß). Bezogen auf die Reise- und Reiseliteraturforschung liegt der Gewinn dieses Ansatzes u.a. darin, daß man sich der Begrenztheit eines Reisetextes und der Relevanz außertextlicher Faktoren, eben der „*Dingwelt der Reise*", vergegenwärtigt. Sie gestattet es, sich der „*'wirklichen' Reise anzunähern*" - ein Unterfangen, daß, wie bereits die Kritik jeder Abbildtheorie erkennbar macht, ein ebenso lohnendes wie vergebliches Unternehmen ist.

Walter Fähnders

R. Seth C. Knox, Weimar Germany between Two Worlds. The American and Russian Travels of Kisch, Toller, Holitscher, Goldschmidt, and Rundt, New York/Bern/Berlin/Bruxelles/Frankfurt am Main/Oxford/Wien: Peter Lang, 2006 (Studies on Themes and Motifs in Literature 81), 238 S.

Der Originaltitel dieser Dissertation aus der Wayne State Universität in Detroit von 2004 ist eigentlich viel anschaulicher und schöner als derjenige der hier vorliegenden Buchfassung: „The future is a place".[1] Es geht darum, wie in der Literatur der Weimarer Republik Utopien, Visionen, Projektionen von Zukunft imaginiert werden. Das wird anhand von Reiseliteratur ausgeführt - von Literatur über Reisen in jene beiden Länder, die in der Weimarer Republik für ‚Zukunft' schlechthin stehen: Sowjetrußland und die USA. Zurecht betont der Autor, daß Reiseliteratur nicht oder nicht allein Ausdruck kultureller oder politischer Neugier der Reisenden sei, sondern auch und gerade Erkundung der eigenen Zukunft - es ist gewiß Konsens der Alteritätsforschung, daß gerade Reisen derartige Beziehung zwischen dem Selbst und dem/den Anderen konstruieren und gerade Reiseberichte Einblicke in derartige Konstruktionen gestatten. Perspektiven der Imagologie und der Psychogeographie sind Ansätze, die in dieser Arbeit zum Tragen kommen.

Mit der Definition der beiden Reiseländer in ihrem sozialistischen bzw. kapitalistischen Zukunftspotential ist der Autorenkanon gewissermaßen vorgegeben: Es geht um Reisende, die beide Länder besucht und darüber geschrieben haben, nämlich (in der Reihenfolge der Analyse) Arthur Holitscher, Alfons Goldschmidt, Egon Erwin Kisch, Ernst Toller und Arthur Rundt. Bei den ersten vier Autoren macht der Autor Gemeinsamkeiten durch ihre jüdische Herkunft, ihre linke Orientierung und ihre Sozialisation an der geographischen Peripherie Deutschlands aus, letzteres jedenfalls bei Holitscher (geboren und aufgewachsen in Budapest), bei Toller (aus dem preußisch-polnischen Grenzgebiet stammend), Kisch (aus Prag) und Rundt (in Wien geboren). Gewiß ist diesen Reisenden von daher eine bestimmte Sensibilität und ein bestimmtes Interesse am ‚Anderen' zuzumessen. Bei Holitscher, Goldschmidt, Kisch und Toller bestätigen die politischen Positionen die erzählten Reiseeindrücke, filtern diese und malen sozusagen die leer scheinende Leinwand der Weimarer Republik antikapitalistisch und sozialistisch aus - so lautet der Tenor der Untersuchungen von einschlägigen Reisetexten dieser Autoren, von Holitschers „Drei Monate in Sowjet-Rußland" und „Wiedersehen mit Amerika" bis zu Kischs berühmten „Zaren, Popen, Bolschewiken", von Goldschmidts „Moskau 1920" bis Tollers gesammelten Reisebildern „Quer durch".

In der Tat sahen ja gerade die Sowjetreisenden ihre utopischen Hoffnungen im ersten sozialistischen Staat erfüllt, mit welch kritischer Nuancierung oder kritikloser Affirmation sie dies auch immer aufgeschrieben haben; eine aufgrund von Reiseeindrücken

1 Robert Seth Christian Knox, The future is a place: A psychogeographic consideration of Weimar travel to the United States and USSR (Arthur Holitscher, Alfons Goldschmidt, Egon Erwin Kisch, Ernst Toller, Arthur Rundt), Phil.Diss. Wayne State University, Detroit, 2004.

entstandene Abrechnung mit der UdSSR wie später bei André Gide ist die Ausnahme. Insofern betont der Autor zurecht, daß der politisch eher ungebundene Arthur Rundt, der fünfte Autor in seinem Kanon, ‚freiere' Blicke auf die bereisten Länder hat werfen können, Blicke frei von Projektionen. Seinen psychogegraphischen Ansatz faßt der Autor resümierend in zwei Schautafeln zusammen, bei denen ein Koordinatensystem genutzt wird. „*Geopolitisch*" das eine: oben Sozialismus, unten Kapitalismus, links USA, rechts UdSSR; „*archetypisch*" das andere (unter Verwertung der Formulierung der Ford-Betriebe als „Ford's Hell" durch die Arbeiter dort, überliefert von Goldschmidt): oben Christus, unten der Teufel, links die Hölle, rechts das Paradies.
Der Band ist solide gearbeitet, referiert freilich sehr häufig und läßt eine Auseinandersetzung mit der einschlägigen Forschungsliteratur (etwa mit der immer noch wichtigen Analyse von Erhard Schütz zur Reportageliteratur über Rußland und den USA oder dem Buch von Dieter Schlenstedt über Egon Erwin Kisch) vermissen. Daß ein wenig bekannter Autor wie Arthur Rundt einbezogen wird, wenn auch dann doch nur sehr knapp, ist erfreulich, ebenfalls die ausführlichere Darstellung von Arthur Holitscher, neben Kisch und vielleicht Alfons Paquet gewiß einer der bedeutendsten Reiseschriftsteller des 20. Jahrhunderts, der in allerjüngster Zeit wieder Aufmerksamkeit erfahren hat,[2] ist zu begrüßen.

Walter Fähnders

Matthias Heeke, Reisen zu den Sowjets. Der ausländische Tourismus in Rußland 1921-1941. Mit einem bio-bibliographischen Anhang zu 96 deutschen Reiseautoren, Münster/Hamburg/London: Lit-Verlag, 2003 (Arbeiten zur Geschichte Osteuropas 11), 679 S.

Die Reise-, Reisekultur- und Reiseliteraturforschung hat seit rund zwei Jahrzehnten merkliche Konjunktur, was insbesondere die Literaturwissenschaft angeht. Hier war der Nachholbedarf in puncto Reiseliteratur oder Reisebericht (schon der Terminus für diese Literaturgattung oder -subgattung ist umstritten) aber auch besonders groß, galt Reiseliteratur doch lange Zeit als bloße Zweck- und Gebrauchsliteratur ohne größeren ästhetischen Wert - oder aber sie wurde, wie etwa Goethes „Italienische Reise", kanonisiert, ohne daß die spezifischen reiseliterarischen Aspekte auf den Begriff gebracht worden wären. Dies ist aber, wie die Forschungslandschaft zeigt, nicht ganz so einfach. Wie an Reiseberichte herangehen? Sie vergleichen mit dem, was ‚wirklich' war? Herausfinden, daß Goethe mit einer klassischen Brille auf der Nase durch Italien reiste und von allem, was nicht-klassisch war (z.B. die Kultur der Normannen auf Sizilien), nicht das geringste mitbekommen hat? Dazu braucht man keine aufwendige Reiseliteraturforschung, um zu bestätigen, daß man nur sieht, was man kennt. Wie aber sonst die Relation zwischen Reise und Reisedarstellung angehen - denn daß Reiseliteratur auf einer tatsächlich stattgehabte Reise fußt, ist eine Art Minimalkonsens der einschlägigen Forschung, wenn auch nicht unumstritten.
Ein solcher Ansatz geht von der Biographie des Autors und seiner Reisetätigkeit aus, nicht vom Text. Was für ein Text ist es aber dann, der eine Reise beschreibt, die gar nicht stattgefunden hat? Oder bei dem wir nicht ermitteln können, ob der Autor tatsächlich gereist ist? Wie verhält es sich mit Romanen? Kein Roman, in dem sich nicht

2 Vgl. Andreas Herzog, ‚Writing Culture' - Poetik und Politik. Arthur Holitschers ‚Das unruhige Asien', in: KulturPoetik 1/2006 (8. Jg.), S. 20-36; Walter Fähnders: ‚Es geschah in Moskau' von Arthur Holitscher, in: Europa. Stadt. Reisende. Blicke auf Reisetexte 1918-1945. Hrsg. Walter Fähnders, Wolfgang Klein, Nils Plath, Bielefeld: Aisthesis, 2006, S. 85-106.

der Held von A nach B begibt - ist das deshalb aber auch schon eine Reise, und gehören Romane, in denen die Helden reisen, überhaupt zur Reiseliteratur? Dann wäre der größte Teil der Literatur, angefangen mit Homers „Odyssee", Reiseliteratur.
Also: Fragen über Fragen. Zwei Pole in der Forschung lassen sich festmachen - der eine, der den Empiriegehalt von Reiseberichten betont und herausarbeitet, der also in einem Reisebericht eine historisch verwertbare Quelle sieht, der z.B. untersucht, wie Fremderfahrung funktioniert hat, sei es im Mittelalter bei den Pilgern, in der Frühen Neuzeit bei den großen Entdeckern, im Absolutismus bei den Kavalieren und ihren Touren, im 19. Jahrhundert bei den Wissenschaftlern, Aussteigern oder Künstlern, im 20. Jahrhundert bei den Touristen - um nur wenige Möglichkeiten anzudeuten. Der Alteritäts-Ansatz hat hierbei einiges zutage gefördert, was Fremd- und Eigenwahrnehmung, was Vorurteilsstrukturen u.a.m. angeht.
Der andere Ansatz geht eher vom Text als einem ‚gemachten', als einem ästhetisch zunächst ‚autonomen' Werk aus, dessen Bezug zur außersprachlichen, ‚empirischen' Realität im Poststrukturalismus und Dekonstruktivismus gelegentlich überhaupt negiert wird. Dem muß man nicht folgen; relevant scheint aber nicht nur die Frage, was ein Stück Reiseliteratur an ‚facts' mitteilt (oder auch ignoriert), sondern wie dies geschieht - eben vermittels seiner Literarizität, als Stück ‚Literatur', das der Bericht von einer Weltreise oder eine Moskaureportage, das selbst ein Reiseführer, eben auch ist. Wenn das wissenschaftliche Interesse darauf zielt, nicht nur den tatsächlichen oder vermeintlichen Realitäts- oder Empiriegehalt von Reiseliteratur zu ermitteln, sondern auch die jedem Text eigene ästhetische Gemachtheit, ihre Literarizität mit zu berücksichtigen, dann mag dieser ästhetische Filter den Blick auf ästhetische Repräsentationsformen wie auf die Konstruktion von Geschichte schärfen. Einen Empiriegehalt muß man dabei der Reiseliteratur überhaupt nicht absprechen. Aber wie er zustande kommt, wie er sich vermittelt - das ist die Frage.
Daß es Reisekonjunkturen gibt, was Reiseziele angeht, wurde mit dem Stichwort Italien/Klassik bereits angedeutet. Ein weiteres Stichwort, um das hier anzuzeigende Buch endlich anzupeilen, wäre Rußland bzw. Moskau. Beides sind für deutsche Reisende, anders als Italien, keine Klassiker - erst im 20. Jahrhundert avanciert Moskau, das rote Moskau!, zu einem Reiseziel erster Güte, und die Berichte darüber entfalten seit dem Ersten Weltkrieg ihre Sprengkraft. Moskau figurierte seit der Oktoberrevolution, aber auch im Zusammenhang des weltkriegskritischen Blickens nach Asien, als das *„andere Europa"*, wie es 1927 der französische Moskaureisende Luc Durtain formuliert hat. Moskau ist Stadt und Ort von ‚Utopie' - „Umsteigen ins 21. Jahrhundert" bzw. „Zukunft im Rohbau" nennt Franz Carl Weiskopf seine Rußlandbücher Ende der zwanziger Jahre, und so ist Moskau je nach politischer Sichtweise der Ort real werdender politischer Utopie und Zentrum der künstlerisch-politischen Avantgarde oder aber Hort des ‚roten Terrors'.
Seit der Oktoberrevolution ist Moskau Ziel unzähliger Reisender auch aus Deutschland, man denke nur für die Zeit bis zum Zweiten Weltkrieg an Autoren wie Max Barthel, Walter Benjamin, Bruno Frei, Alfons Goldschmidt, Oskar Maria Graf, Otto Heller, Arthur Holitscher, Franz Jung, Kurt Kersten, Egon Erwin Kisch, Berta Lask, Alfons Paquet, Ludwig Renn, Joseph Roth, Frida Rubiner, Annemarie Schwarzenbach, Hans Siemsen, Ernst Toller, Heinrich Vogeler, Armin T. Wegener, Franz Carl Weiskopf. Insgesamt sind zwischen 1921 und 1941 mehr als 900 Berichte über Rußlandreisen auf dem deutschen Buch- und Zeitschriftenmarkt nachgewiesen, mit ihrem absoluten Höhepunkt 1931/32 (S. 19). Für den angloamerikanischen Sprachraum sind rund

370 Berichte ermittelt (S. 1). Hinzuweisen wäre zudem auf wohl an die 400 französische Berichte (nichtselbständig erschienene eingeschlossen). Gegenwärtig macht zum Thema Wolfgang Büschers „Berlin-Moskau" (2003), diese „Reise zu Fuß", Furore.
Die „*Reisen zu den Sowjets*" aus der Zwischenkriegszeit haben seit geraumer Zeit ihre Interpreten gefunden, wobei freilich bisher die Auseinandersetzung mit dem empirisch Vorgefundenen, mit den neuen Realitäten des Sozialismus, im Mittelpunkt stand. Das galt besonders für die DDR-Forschung, die die Rußlandberichte primär auf ihre ideologische Zuverlässigkeit hin abklopfte. Ästhetische Strategien in den Moskauberichten, Moskaureisen als Sujet von Romanen der zwanziger und dreißiger Jahre, die Relation zwischen faktualer und fiktionaler Darstellung auch im Sinne der eingangs skizzierten Forschungsdebatten stehen noch aus. Vor allem aber fehlte bisher eine Analyse der konkreten Voraussetzungen, unter denen Moskau und Sowjetrußland überhaupt bereist werden konnten - also eine Aufarbeitung der organisatorischen Reisebedingungen, von der Buchung bis zum Visum, vom Grenzübertritt bis zur Ausreise, von der Hotelunterkunft bis zum Dolmetscher, von der Verpflegung bis zum Verkehrswesen. Denn nicht jeder, der nach Rußland fuhr, konnte oder wollte auf eigene Faust ein Schiff entführen, wie Franz Jung es 1920 tat, um als Delegierter der KAPD dem Kongreß der Kommunistischen Internationale beizuwohnen.
Es geht in der vorliegenden Arbeit von Matthias Heeke, einer geschichtswissenschaftliche Dissertation von 1999 (Universität Münster), allererst um die ‚hardware' von Rußlandreisen, um objektive Reisebedingungen. Entsprechend nennt der Verfasser als Ziel „*Reiseberichtsforschung als Reiseforschung*". Die Relevanz dieser Reisen als „*Selbstvergewisserung oder Selbstkritik im Spiegel des anderen*" (S. 1) ist dabei ebenso unbestritten wie die „*öffentliche Diskussion über die Sowjetunion*", die „*ihren Nährstoff*" eben „*in der Tagespresse und in den zahlreichen veröffentlichten Reise- und Erlebnisberichten*" fand: „*Das gedruckte Wort war am Vorabend der neuen (Massen-)Medien Radio, Kino und Fernsehen weiterhin die wichtigste Informationsquelle. Augenzeugenberichte mit dem Wahrnehmungsvorsprung des ‚selber Sehens, selber Hörens' übernahmen angesichts des dünnen Informationsflusses eine bedeutende Rolle bei dem Wissenstransfer über die neuen sowjetischen Verhältnisse*". (S. 1).
Ist damit der Kontext formuliert, so geht es dieser Arbeit nun genauer um „*die objektiven, empirischen Bedingungen und Strukturen des Reisens in den Reisebeschreibungen*" (S. 4). Im Kontext der eingangs formulierten Forschungslage positioniert sich diese Dissertation also quasi vor der eigentlichen Interpretationsarbeit, indem sie die „*'Logistik der Fremdbildproduktion'*" (Jürgen Osterhammel, S. 4) und nicht oder doch nicht primär die Fremdbildproduktion selbst ins Visier nimmt. Daß dies gerade bei einem Land, das in einer epochalen Umwälzung sich befand und entsprechend komplizierte Reisemöglichkeiten bot, unabdingbar ist, liegt auf der Hand.
Nach einem Abriß des Reiseverkehrs nach Rußland seit dem 17. Jahrhundert folgen organisationsgeschichtliche Untersuchungen zu den sowjetischen Institutionen des ausländischen Reiseverkehrs, so der Reiseagenturen VOKS („Allunionsgesellschaft für kulturelle Verbindung mit dem Ausland") und Intourist, die maßgeblich für die Tourismus- und Reiseorganisation und auch Reisesteuerung aus dem Ausland verantwortlich waren. Dabei wird deutlich, daß die Bewegungsmöglichkeiten der Reisenden organisatorisch keineswegs so eingeschränkt waren, wie man vermuten könnte, auch wenn seit der zunehmenden Stalinisierung der sowjetische Gesellschaft, seit den dreißiger Jahren also, verwirrende und komplizierte Meldevorgänge das Reisen merklich erschwerten. Aber eher noch war die mangelnde Infrastruktur ein Reisehemmnis; daß

man Reisenden aus der Fremde auch mit „*Mißtrauen und Mißgunst*“ (S. 495ff.) begegnete, ist dabei sicher keine russische oder sowjetrussische Besonderheit.
Ausführlich breitet der Verfasser alle nur denkbaren Aspekte des Reisens aus: Von den Reisemotiven („*Zwischen Dienstreise, Tourismus und politischer Wallfahrt*“, S. 51ff.) und den Reisevorbereitungen bis zu den Reisezielen und Reiserouten, von Fragen der verkehrstechnischen Logistik im Lande bis zu Unterkunft und Verpflegung, den Reisekosten u.a.m. Es entsteht ein Panorama, das umfassend die Technik des Reisens „*zu den Sowjets*“ aufdeckt - quasi flächendeckend von der Einreise bis zur Ausreise. Sehr instruktive Beispiele für das besondere Gespür verschiedener Reisender finden sich beim Passieren gerade dieser „*Grenze zwischen zwei Welten*“ (S. 151ff.) und illustrieren das Besondere von Rußlandreisen. So schreibt Joseph Roth, nach seiner Abberufung aus Paris zeitweilig Rußland-Korrespondent der „Frankfurter Zeitung“, im Jahre 1926: „*Es scheint doch, daß hier nicht eine gewöhnliche Grenze ist zwischen Land und Land, sie will eine Grenze sein zwischen Welt und Welt. [...] Kein Zweifel, diese Grenze hat historische Bedeutung.*“ (S. 153).
Basis der Untersuchungen sind neben einschlägigen Archivmaterialien (insbesondere zu VOKS und Intourist) gut 100 Reiseberichte von genau 96 Autorinnen und Autoren. Diese Arbeit ist, um es zu wiederholen, eine geschichtswissenschaftliche Studie - der Historiker nimmt also die Reiseberichte insofern für bare Münze und nicht als auch ästhetische Gebilde, als er sie auf ihren Informationsgehalt hin abklopft und auch entsprechend seiner Untersuchungssystematik zerpflückt. Als eigenständige Exempel für Reiseliteratur werden die Berichte also nicht gewürdigt, weil dies nicht das Thema ist - was freilich bei hochkomplexen literarischen Texten (wie etwa Walter Benjamins Städtebild „Moskau“) sicher nicht ganz unproblematisch ist.
Eine historisch ausgewiesenen Quellenkritik findet sich allerdings durchaus. So bemerkt der Verfasser zu dem Buch „Wie es in Rußland in Wirklichkeit aussieht“ (1929) des Mediziners Ludwig Mayer, daß es „*im Grunde nur als Vorwand (dient), um bereits zuvor feststehende Urteile als im Lande selbst gewonnene Erkenntnisse zu verkaufen*“ (S. 599) und verweist auf eine zeitgenössische Rezension des Buches aus der „Linkskurve“, dem Organ des „Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller“, in der bereits nachgewiesen worden war, daß der Verfasser seine Informationen über Rußland aus dem „Führer durch die Sowjetunion“ von A. Radó, und das auch noch falsch, abgeschrieben hat (S. 599).
Die genannten knapp 100 Referenztexte sind in einer Bio-Bibliographie ausführlich erfaßt. Diese Bio-Bibliographie ist über die bestehenden Bibliographien zum Thema hinaus deshalb von unschätzbarem Wert, weil neben einschlägigen Daten auch Kurzinformationen über die behandelten Texte einschließlich der Nachweise zeitgenössischer Rezensionen, über Forschungsliteratur und ggf. auch über Archivalien geliefert werden. Nicht wenig davon war der Forschung bisher unbekannt bzw. wurde nicht weiter analysiert. So findet man beim Eintrag zu Gisela Döhrn (1909-1996), daß diese 1937-1941 Korrespondentin in Moskau war und 1941 einen „*demagogischen und antisemitischen, selbst in den Fakten oftmals unzuverlässigen*“ (S. 569) Rußlandbericht veröffentlichte (und 1942 einen weiteren). Nach 1945 nannte sich die Autorin um und wurde in der BRD unter dem Namen Gisela Bonn (verheiratete Wirsing) eine bekannte Publizistin und Professorin, die für die Presse und das Fernsehen arbeitete. Ihre beiden Veröffentlichungen über die UdSSR unter ihrem Geburtsnamen hat sie tunlichst verschwiegen und aus allen ihren autobiographischen Informationen eliminiert.

Die Analyse setzt mit dem Jahr 1921 ein, als sich ein halbwegs ‚geordneter' Reiseverkehr nach Sowjetrußland abzeichnet. Früher erschienene Berichte werden nicht oder allenfalls partiell und sporadisch, jedenfalls nicht in der Bio-Bibliographie, berücksichtigt und ausgewertet - darunter so wichtige Bücher von Sowjetreisenden wie Max Barthel, Arthur Holitscher, Alfons Paquet und dem schon erwähnten Franz Jung (der 1920-1924 immerhin fünf Bücher zum Thema veröffentlicht hat). Das mag man bei einem derart voluminösen Werk bedauern, weil die Berichte der ersten Stunde, gerade bei so unterschiedlichen Autoren wie den hier genannten, aufschlußreich genug sind. Aber dies Manko ändert nichts daran, daß dies Buch einen gewichtigen Beitrag zur *„empirischen Rezeptionsforschung"* (S. 5) liefert. Zurecht spricht der Autor davon, daß die *„Perzeptions- und Stereotypenforschung zur Sowjetunion um ein bisher vernachlässigtes sozial- und reisegeschichtliches Fundament ergänzt"* wird (S. 5) - und dies auf das Kundigste.

Walter Fähnders

Kathi Diamant, Kafka's Last Love. The Mystery of Dora Diamant, London: Secker & Warburg, 2003, 402 S.

Abstoßend an diesem Buch ist zunächst die völlig unpassende Charakterisierung als *„gripping detective story"* über *„the amazing woman who captured Kafka's heart and kept his literary flame alive for decades"* auf dem Waschzettel. Und derartige Geschmacklosigkeiten sind dem Ganzen nicht äußerlich, sie setzen sich teilweise im Text, der oft im Stil einer „Docu-soap" daherkommt, sowie in der WWW-gestützten Marketingkampagne der Autorin, die es von der Journalistin und TV-Darstellerin wie -Produzentin zur Direktorin eines obskuren „Kafka Project" an der State University von San Diego gebracht hat, fort.[1] Neben sachlichen Fehlern und Ungenauigkeiten finden sich auch eine ganze Reihe historisch wie politisch naiver Urteile, zum Beispiel über die Entwicklungen in der UdSSR.

Läßt man sich davon nicht abschrecken, lohnt sich die Lektüre dennoch: wenn man den Text als Steinbruch verwendet. Denn er enthält eine Fülle biographischen Materials besonders über die späteren Lebensjahre von Dora Diamant, das die Autorin (die nicht mit ihrer Protagonistin verwandt ist) auch aus Moskauer und deutschen Archiven fleißig zusammengetragen hat. Man gewinnt durch dieses Material insgesamt doch einen guten Überblick über das Leben und die Kämpfe einer Frau, die in der einschlägigen Literatur bislang eher en passant - im Vergleich zu den beiden anderen wichtigen Frauengestalten im Leben Kafkas jedenfalls, Felice Bauer und Milena Jesenská, über die und über deren Verhältnis zu Kafka ja relativ viel geforscht und geschrieben worden ist - und eben nur, wie auch im Buchtitel wieder, als „Kafkas letzte Liebe" vorkam.

Dora Diamant (oder jiddisch: Dymant) wurde 1898 in Polen geboren und ist in einem orthodox-jüdischen Elternhaus groß geworden. Schon früh von der sozialistischen und zionistischen Bewegung angezogen, entfloh sie dem als rückständig empfundenen Milieu ihrer Kindheit und Jugend, um im metropolitanen Berlin als Kindergärtnerin im Jüdischen Volksheim zu arbeiten. Im Juli 1923 begegnete sie im Ostseebad Müritz in einer Ferienkolonie des Volksheims dem Urlauber Franz Kafka. Aus dieser Begegnung entwickelte sich für Kafka jene *„Tollkühnheit, für welche man etwas Vergleichbares nur finden kann, wenn man in der Geschichte zurückblättert, etwa zu dem Zug*

1 Vgl. http://www.kafkaproject.com/about.html. Hier bietet die Autorin beispielsweise Vorträge zu dem interessanten Thema „On Becoming a Published Author: If I Did It, You Can Too!" an.

Napoleons nach Rußland", wie er an Oskar Baum schrieb: Die beiden zogen gemeinsam nach Berlin, wo sie von September 1923 bis März 1924 zusammen lebten. Als sich Kafkas Gesundheitszustand weiter rapide verschlechterte, betreute ihn Dora, zusammen mit Robert Klopstock, zuletzt in einem Sanatorium in Kierling bei Wien, wo Kafka im Juni 1924 starb.
Ende der zwanziger Jahre machte Dora Diamant eine Schauspiellehre in Düsseldorf und trat dort in mehreren Stücken auf, bevor sie nach Berlin zurückkehrte, Mitglied der KPD wurde und bei einer Agitprop-Gruppe mitwirkte. 1932 heiratete sie den KPD-Funktionär Lutz Lask, der später in Gestapo-Haft geriet, aber in die UdSSR fliehen konnte, wohin Dora ihm 1936 folgte. Lask wurde dort erneut verhaftet und deportiert, während Dora sich mit ihrer kranken Tochter Marianne ins Ausland absetzen konnte. Seit 1942 lebte sie in London, aktiv in der jüdischen Emigrantengemeinde, wo sie bereits 1952, erst 54jährig, verarmt und vereinsamt starb.
Die umfangreichen Archivrecherchen der Autorin haben vor allem für die Jahre der politischen Aktivität, des Aufenthalts in der UdSSR, aber auch die Nachkriegsjahre wertvolle Hinweise und Dokumente zu Tage gefördert. Der politische Leidensweg ihres Mannes Lutz Lask wie auch Dora Diamants eigene Verstrickung in und die Bedrohung durch den stalinistischen Terror der dreißiger Jahre wird erstmals ausführlich dargestellt. Zunächst waren die Lasks begeistert: Als Kommunisten und Juden den „Nürnberger Gesetzen" und der Gestapo knapp entronnen, kam es ihnen wie ein Wunder vor, als sie nach ihrer Ankunft in Moskau vor einem großen Gebäude standen, über dem auf Hebräisch und in Leuchtschrift die Worte „Jüdisches Arbeiter-Theater" prangten. Der eigentlich linientreue Lask wurde allerdings bald vom NKWD als *„trotzkistischer Spion"* entlarvt und in ein sibirisches Arbeitslager verschleppt. Nach langen Jahren Lagerhaft und erst nach dem Tod seiner Frau wurde er, fast erblindet und gesundheitlich ruiniert, „rehabilitiert" und arbeitete dann noch als Ökonom im Marx-Engels-Lenin-Stalin-Institut in Ost-Berlin.
Auch über die intensiven Bemühungen von Dora Diamant, die Verbreitung von Kafkas Werk zu fördern, etwa durch Unterstützung der Editions- und Übersetzungsprojekte der fünfziger Jahre, erfährt man Einiges. So etwa über ihre engen Kontakte zu Marthe Robert, die Kafka ins Französische übersetzte. Einige Briefe von Dora an sie, im Jahr 2000 erst aus dem Nachlaß von Robert aufgetaucht, werden hier erstmals veröffentlicht. Von Marthe Robert wird im vorliegenden Buch auch der schöne Ausspruch zitiert, daß man, um einen Autor wirklich gut übersetzen zu können, wissen müsse, was er liebte.

Harald Wolf

Hugo Wetscherek (Hg.), Kafkas letzter Freund. Der Nachlaß Robert Klopstock (1899-1972). Mit kommentierter Erstveröffentlichung von 38 teils ungedruckten Briefen Franz Kafkas. Bearbeitet von Christopher Frey und Martin Peche. Mit Beiträgen von Leonard M. Fiedler und Leo A. Lensing, Wien: Inlibris, 2003, 312 S.

Das Interesse an Werk und Person Franz Kafkas läßt nicht nach. Daß dabei auch unmittelbar finanzielle Interessen im Spiel sind, zeigt der vorliegende Fall. Das Wiener Antiquariat „Inlibris" hat 2003 den Nachlaß von Robert und Giselle Klopstock in sein Angebot aufgenommen, und dieser Nachlaß enthält Briefe von Kafka sowie weitere Briefe von und an Robert Klopstock (u.a. Korrespondenzen mit dem Verleger Salman Schocken und mit Franz Werfel oder Empfehlungsschreiben von Thomas Mann und

Albert Einstein) und eine Vielzahl von persönlichen Dokumenten. Der Verkauf sollte insgesamt 1,2 Millionen Euro einbringen („Falter" 12/2003). Die negativen Seiten einer solchen Aktion liegen auf der Hand. Die meisten Stücke landen vermutlich im Privatbesitz, und der Nachlaß wird auseinandergerissen und verstreut. Damit ist er für die Öffentlichkeit wie die Forschung zum Teil verloren oder nur noch schwer zugänglich.
Zugleich wurde diese Verkaufsaktion aber zum Anlaß für die hier vorliegende Dokumentation, Kommentierung und zum Teil erstmalige Publikation einiger wichtiger Quellen für die Kafka-Forschung. Diese Forschung läuft nach wie vor auf Hochtouren. Neben den noch nicht abgeschlossenen Editionsbemühungen (die „Kritische Ausgabe" im S. Fischer Verlag, die „Historisch-kritische Ausgabe" im Stroemfeld Verlag) kamen in den letzten Jahren einige gewichtige neue biographische Studien heraus wie Rainer Stachs „Kafka. Die Jahre der Entscheidungen" (2002) oder Peter-André Alts „Franz Kafka. Der ewige Sohn" (2005). Der Klopstock-Nachlaßband präsentiert einige wichtige neue Zeugnisse und ergänzt bekannte, und er belegt zugleich problematische Editionspraktiken Max Brods, dem wir zwar die postume Veröffentlichung vieler Werke Kafkas, aber auch einige höchst fragwürdige Versuche der Weichenstellung bei ihrer Deutung verdanken. Wie auch immer motiviert, Brod hat in seiner Ausgabe von 1958 nicht alle Briefe und Karten Kafkas an Klopstock aufgenommen und die publizierten teilweise erheblich gekürzt (etwa um einige Zusätze von Dora Diamant). Hier werden nun 38 Schreiben Kafkas, einige im Faksimile, erstmals vollständig abgedruckt, darunter auch sieben bisher völlig unbekannte.
Alle Schreiben Kafkas (die Briefe Klopstocks sind sämtlich verloren) stammen aus seinen drei letzten Lebensjahren, den Jahren, in denen sich seine Krankheit stetig verschlimmerte und in denen Klopstock und Dora Diamant zu seinen engsten Vertrauten und Pflegern wurden. Einige der bis dato unveröffentlichten Briefe bezeugen die Versuche Kafkas, dem jungen, ebenfalls tuberkulosekranken Freund, den er Anfang 1921 während eines Sanatoriumsaufenthaltes in der Hohen Tatra kennengelernt hatte, aus einer bedrohlichen Lage zu helfen. Klopstock, ungarischer Jude und Medizinstudent in Budapest, sah sich unter dem konterrevolutionären Horthy-Regime mit Pogromen, einer antisemitischen Gesetzgebung und einem 1920 eingeführten Numerus Clausus gegen Juden konfrontiert. Kafka bemühte sich, ihm bei der Übersiedlung nach Prag zu helfen, ohne sich Illusionen über seine beschränkten Möglichkeiten zu machen: *„Das Unglück ist ja auch, dass die einflusslosen Leute wie ich Zeit, die einflussreichen aber keine haben; es hängt ja zusammen, eben weil jene Leute niemals Zeit hatten, haben sie Einfluss bekommen."* (Brief vom November 1921, S. 25).
Die Bemühungen hatten dennoch Erfolg, und Klopstock konnte von 1922 bis 1926 in Prag weiterstudieren. Er widmete sich nicht nur dem Medizinstudium, sondern war auch literarisch aktiv. Neben Übersetzungen aus dem Ungarischen, die Kafka oft gegenlas und korrigierte, und eigenen Prosaversuchen, übertrug Kafka ihm die ungarischen Übersetzungsrechte an seinen Werken, die Klopstock allerdings nur für einige kürzere Texte, die in Zeitungen erschienen, nutzen konnte. In den dreißiger Jahren in Budapest als Arzt praktizierend, mußte er bald erneut emigrieren, diesmal in die USA. Die Bekanntschaft mit Klaus Mann, den er behandelte und mit dem er bis zu dessen Selbstmord 1949 freundschaftlich verbunden blieb, brachte ihn auch mit Thomas Mann in Kontakt, der ihm mit Empfehlungsschreiben an amerikanische Ärzte entscheidend dabei half, sich beruflich zu etablieren. Er wurde zum erfolgreichen Mediziner und bekannten Lungenchirurgen, und es war gewiß kein Zufall, daß er sich zeitlebens wissenschaftlichen Fragen widmete, deren Beantwortung Kafkas Leben hätte

verlängern können. *„Hätte ich damals gewußt, was ich heute weiß"*, so äußerte Klopstock 1945 in einem Interview mit dem puertoricanischen Literaturwissenschaftler Angel Flores, *„würde Franz heute hier mit uns plaudern"*. (zitiert nach dem vorliegenden Bd., S. 89).
Auch von Giselle Klopstock (1902-1995), mit der Robert seit 1929 verheiratet war, finden sich zahlreiche, größtenteils unpublizierte literarische Zeugnisse in diesem Nachlaß. Neben Übersetzungen ins Ungarische (u.a. des ersten Kapitels von Kafkas „Prozeß" oder Texten von Franz Werfel) verfaßte sie Gedichte, Erzählungen, ein Theaterstück und einen Roman, „Der Mann ohne Schicksal", den bei einem Verlag unterzubringen nicht gelang, trotz vieler, auch von Thomas Mann unterstützter Bemühungen. Die Veröffentlichung des Nachlaßbandes könnte vielleicht dazu führen, daß ihr Werk doch noch entdeckt wird.
Der Band bietet insgesamt, auch durch Beigabe vieler Photos und Faksimiles sowie die Erläuterungen, eine sehr gute Dokumentation der Schriftstücke und des sonstigen Nachlaßbestandes. Die Beiträge von Christopher Frey („Robert Klopstock. Eine biographische Skizze") und Leonard M. Fiedler („Kafkas letzter Freund") unterrichten über Robert Klopstocks Biographie, und Leo A. Lensing („Fackel-Leser und Werfel-Verehrer") weist in einem aufschlußreichen Aufsatz vor allem auf die durch den Briefwechsel Kafkas mit Klopstock belegte Bedeutung der Lektüre von Karl Kraus für Kafka sowie dessen späte intensive Beschäftigung mit dem Hebräischen hin. Beigegeben ist schließlich ein schönes Faksimile einer Postkarte Kafkas an Klopstock, die Dora Diamant zu Ende schrieb: *„Sonst - weiss ich?! bin ich vielleicht manchmal ein bisschen neidisch, wenn Franz so schöne lange Briefe bekommt, und ich garnicht gemeint bin."*

Harald Wolf

Salomo Friedlaender/Mynona, Kant gegen Einstein. Fragelehrbuch (nach Immanuel Kant und Ernst Marcus) zum Unterricht in den vernunftwissenschaftlichen Vorbedingungen der Naturwissenschaft. Mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Detlef Thiel, Vorwort Hartmut Geerken (Gesammelte Schriften Band 1), Waitawhile/Herrsching: Books on Demand, 2005, 200 S.
Salomo Friedlaender/Mynona, Philosophische Abhandlungen und Kritiken 1896-1946, 2 Bde. Herausgegeben von Detlef Thiel und Hartmut Geerken (Gesammelte Schriften Band 2/3), Waitawhile/Herrsching: Books on Demand, 2005, 540/536 S.
Salomo Friedlaender/Mynona, Die Bank der Spötter. Ein Unroman. Herausgegeben von Hartmut Geerken (Gesammelte Schriften Band 4), Waitawhile/Herrsching: Books on Demand, 2005, 492 S.
Auf 30 Bände angelegt ist die Edition der „Gesammelten Schriften" des Philosophen Salomo Friedlaender (1871-1946), der unter dem *nom de plume* Mynona (Anagramm von anonym) seine zur Zerstreuung der philosophischen Anspannung und nicht zuletzt wohl auch zum Broterwerb verfaßten publikumswirksamen Schnurren und Grotesken auch in expressionistischen Zeitschriften wie „Der Sturm" und „Die Aktion" veröffentlichte. Trat der humoristische Groteskenschreiber Mynona in Aktion, begab sich der Vernunfttheoretiker Friedlaender in Deckung, und die Pole kehrten sich um. Tatsächlich ist der eine ohne den anderen nicht wirklich zu verstehen. Die philosophischen Schriften des Inspirators von Mynona, zu dessen Frühwerk eine Nietzsche-Biographie gehört, sind aber kaum bekannt, falls sie denn je gedruckt wurden. „Das Magische Ich" etwa, eine Philosophie des kritischen Polarismus und die Weiterführung von

Friedlaenders 1918 erschienenem philosophischen Hauptwerk „Schöpferische Indifferenz", das unter desolaten Bedingungen im Pariser Exil entstanden ist, konnte erst 2001 von Hartmut Geerken aus dem Nachlaß herausgegeben werden. Zuletzt wurde ein „Kant für Kinder" neu aufgelegt, von dem Friedlaender einst hoffte, er würde als Schulbuch Verwendung finden (Salomo Friedlaender, Kant für Kinder. Fragelehrbuch zum sittlichen Unterricht, Hannover 1924, Reprint: Hildesheim 2004. Mit einem Essay „Kants Kinder" von Detlef Thiel und einem Vorwort von Hartmut Geerken). Nun wird man in absehbarer Zeit den ganzen Friedländer/Mynona haben! Seit 2005 sind bereits in rascher Folge die ersten fünf Bände dieses eigenwilligen Rationalisten und unermüdlichen Propagandisten des Altkantianers und Justizrates Ernst Marcus (1856-1928) aufgelegt worden - für Friedlaender war Marcus nämlich der erste und gewaltigste Denker der Gegenwart, die oberste Instanz der Reallogik, der echte Thronerbe Kants u.ä.m. 1919 hat Friedlaender zusammen mit seinem Schwager und Vetter Anselm Ruest die an Stirner gemahnende und Dada freundlich gesonnene philosophisch-literarische Zeitschrift „Der Einzige" gegründet. Er fertigte in der Folge Streitschriften, die gegen Ernst Bloch, Erich Maria Remarque, Kurt Tucholsky, Albert Einstein und Thomas Mann gerichtet waren, worin er in einem *„Vernunftgewitter"* gegen den skeptisch relativistischen, empiristischen, apokalyptisch schwärmerischen und schwankenden *„freien"* Geist focht, insbesondere Blochs „Geist der Utopie", und diesen mit der Kantschen Freiheitslehre konfrontierte, gemäß der die Freiheit als übersinnliche, logische und gesetzliche Kraft aufgefaßt werden muß. Dennoch war er an der Seite von Thomas Mann und Albert Einstein in einem 50-köpfigen Kuratorium vertreten, das 1926 gegründet wurde, um in der liberalen Öffentlichkeit für die Unterstützung der von der Roten Hilfe betriebenen Kinderheime zu werben. 1927 schmückte sein Name den Aufruf eines „Neutralen Komitees", das sich für den kommunistischen Partisanen und politischen Gefangenen Max Hoelz einsetzte. Das literarische Werk von Friedländer/Mynona umfaßt neben den Grotesken auch Romane, Novellen, Parodien und Gedichte, sein philosophisches neben der Dissertation zwölf Bücher und 170 Aufsätze und Kritiken, in denen er sich u.a. mit namhaften Zeitgenossen wie Hugo Ball, Max Scheler, Walter Rathenau, Henri Bergson, Werner Sombart beschäftigte sowie mit etlichen unsicheren Kantonisten, die Kant seines Erachtens schief auslegten. Auch Goethe, Schopenhauer, Nietzsche, Feuerbach und der unvermeidliche Marcus werden im Verhältnis zu Kant gewürdigt. Diese Aufsätze sind in den beiden Bänden „Philosophische Abhandlungen und Kritiken 1896-1946" erfaßt. Zum Einstein-Jahr ist im Oktober 2005 der 1932 im „Der Neue Geist Verlag/Berlin" aufgelegte Band „Kant gegen Einstein" erschienen, ein „Fragelehrbuch zum Unterricht in den vernunftwissenschaftlichen Vorbedingungen der Naturwissenschaft", mit dem Dr. S. Friedlaender gegen *„den Mißbrauch der Relativitätstheorie zur Weltanschauung"* wirken und die einheitlichen apriorischen Wahrheiten - die Gleichförmigkeit von Zeit und Raum und damit die Existenz des Weltäthers - bekräftigen wollte. Als Band 4 der „Gesammelten Schriften" liegt die 1920 erschienene und in den Revolutions- und Konterrevolutionsjahren 1918/19 geschriebene Dichtung „Die Bank der Spötter" vor, eine Folge von Grotesken, die sich eine Gesellschaft, die zu *„literarisch-künstlerischen Abenden"* in einem Salon der Frau Geheimrätin K. im vornehmen Berliner Tiergartenviertel zusammenkommt, anfangs selbst erzählt und schließlich *„als spaßhafter Assassinenorden"* - heute würde man Spaßguerilla dazu sagen oder von der Konstruktion von Situationen schwafeln - illusorisch in Szene setzt. Mynona, dieser *„Terrorist der Menschheitserheiterung"*, hat diesen Text als Unroman betitelt. Der Rezensent Walter Meh-

ring faßte den Inhalt in „Die Weltbühne“ (Nr. 18 v. 5. Mai 1921) knapp so zusammen: *„Die auf der Bank der Spötter sitzen, steigern sich vom bloßen Erzählen der Grotesken dazu, sie praktisch zu leben.“* Der Band enthält Illustrationen von Alfred Kubin, mit dem Friedländer/Mynona einträchtig zusammengearbeitet hat, und von Richard Ziegler, einem weiteren Künstlerfreund. Der Maler und Graphiker Ziegler hat 1931 die dem „Unroman“ entnommene Groteske „Sautomat“ kalligraphiert und illustriert. Dieses rare Werk, es wurden nur 25 numerierte Exemplare im Wachsdruckverfahren hergestellt, ist in der von Thiel und Geerken besorgten Edition vollständig im Faksimile abgebildet. Zudem wurden damalige Rezensionen und Reaktionen auf den Roman und seine verschiedenen Vorabdrucke aufgenommen, etwa von Martin Feuchtwanger (dem Bruder von Lion), Hans von Weber (der Zwiebelfisch - Weber) oder eben Walter Mehring, der schrieb: *„Die groteske Dichtung hat bei uns immer einen herzlichen Anklang gefunden, sei es, daß die Dichter verhungerten (Scheerbart), sei es, daß sie ihm Gefängnis endeten (Panizza).“* Es liegt auf der Hand, daß der geistreiche Spötter und humoristische Revolutionär Friedländer/Mynona in der Epoche der dummdreisten Blut- und Boden - Spießer und -Totschläger diffamiert, zensiert und exiliert wurde. Seine letzte Buchveröffentlichung „Der lachende Hiob und andere Grotesken“ erschien 1935 in einem kleinen Emigrantenverlag in Paris. Im Editionsplan der „Gesammelten Schriften“ ist dafür der Band 13 vorgesehen. Thomas Mann hat übrigens 1939 ein Hilfegesuch, Mynona aus dem besetzten Frankreich in die Vereinigten Staaten und vor der Gestapo in Sicherheit zu bringen, abgelehnt, wohl weil er von ihm in den zwanziger Jahren kritisch rezensiert wurde. Er antwortete dem Bittsteller René Schickele: *„Mynona mag ich nicht und wünsche ihn nicht bei uns zu sehen.“* Auch eine Art von Empfehlung ...

Alle Bände der „Gesammelten Schriften“ werden vom Nachlaßverwalter Hartmut Geerken und Detlef Thiel kritisch ediert und jeweils mit Einleitung, Nachweisen, Anmerkungen, Illustrationen und Registern versehen.

Egon Günther

Alfons Paquet, Kamerad Fleming. Roman über die Ferrer-Unruhen. Herausgegeben und mit einem biographisch-historischen Essay ergänzt von Oliver M. Piecha, Frankfurt am Main: Verlag Edition AV, 2004, 214 S.

Martina Thöne, Zwischen Utopie und Wirklichkeit. Das dramatische Werk von Alfons Paquet, Frankfurt/M.: Peter Lang, 2005 (Europäische Hochschulschriften. Bd. 1903), 542 S.

Der Schriftsteller Alfons Paquet (1881-1944) ist heute allenfalls als Verfasser von frühen, durchaus noch lesenswerten Augenzeugenberichten über das revolutionäre Rußland bekannt, wo er als Korrespondent der „Frankfurter Zeitung“ Berichterstatter war und als Insider, u.a. als enger Bekannter von Karl Radek, über seriöse Informationen verfügte („Der Geist der russischen Revolution“ und „Im kommunistischen Russland. Briefe aus Moskau“, beide 1919). Paquet ist vielleicht auch noch als Autor zweier politischer Theaterstücke, „Fahnen“ und „Sturmflut“, bekannt, die der Theateravantgardist Erwin Piscator Mitte der zwanziger Jahre in Berlin inszenierte und die seinerzeit Furore machten, u.a. durch den erstmaligen Einsatz des Films auf der Bühne.

In jüngster Zeit hat der sonst eher vergessene Reiseschriftsteller, Romancier, Dramatiker, Lyriker, Essayist und Journalist aus Wiesbaden, der zeitweilig Vorsitzender im „Bund rheinischer Dichter“ war und nach 1933 in die ‚innere Emigration’ ging, wieder

etwas Aufmerksamkeit erfahren, so durch zwei germanistische Sammelbände[1] und jüngst durch zwei geschichtswissenschaftliche Dissertationen.[2] Sein umfangreiches Oeuvre sowie der offenbar ebenfalls sehr umfangreiche Nachlaß sind aber noch kaum erschlossen und Bücher von ihm allenfalls in Bibliotheken oder antiquarisch greifbar.
Ein früher Roman von Paquet, erstmals 1911 erschienen und in den zwanziger Jahren zweimal nachgedruckt, ist nun in einer Neuausgabe wieder zugänglich: „Kamerad Fleming" (den Untertitel „Roman über die Ferrer-Unruhen" hat der Herausgeber eigenmächtig hinzugefügt). Das Buch erzählt von den Protesten gegen die Hinrichtung des spanischen Pädagogen Francisco Ferrer am 13. Oktober 1909 in Barcelona. Ferrer, ein libertärer Geist und Pädagoge der weltlichen, antiautoritären „Freien" bzw. „Modernen Schule", wurde Opfer einer reaktionären, klerikalen Klassenjustiz in Spanien, die mit seiner Hinrichtung den blutigen Aufstand in Katalonien von 1909 besiegelte. Dieser Aufstand ist als „Tragische Woche" in die Geschichte Spaniens eingegangen. Paquets „Kamerad Fleming" nun, ein junger Deutscher, begibt sich nach Paris und wird dort (wie sein Autor) im Oktober 1909 Zeuge der großen Demonstrationen mit an die 100.000 Teilnehmern gegen Ferrers Hinrichtung. Karl Fleming findet Kontakt zu den Führern der Proteste und engagiert sich, wenn auch eher zögernd, bei der Agitation deutscher Subproletarier und ‚Apachen' in Paris. Nach einwöchigem Aufenthalt in Paris läßt ihn der Autor sterben - eine politische Perspektive für seinen Helden entwirft der Autor nicht. Der Roman ist denn auch kein sozialrevolutionärer oder gar anarchistischer Roman, sondern Beispiel für ein im Wilhelminischen Deutschland gar nicht so häufiger Paris-Roman mit naturalistisch stimmiger Topographie, ein Großstadtroman zudem, der urbane Strukturen, so die Massenbewegungen, präsentiert. Dies geschieht allerdings in einem auktorialen, traditionalistischen Erzählansatz, der der Modernität eben dieser Großstadt ästhetisch kaum gerecht wird. Gleich der zweite Satz des Romans lautet: *„Es war an einem hellen blühenden Nachmittage des Oktobers in Paris."* Das ist völlig traditionalistisch erzählt - dagegen erinnere man sich eines etwa gleichzeitig erschienenen Paris-Romans, der das Neue der Großstadtwahrnehmung auch literarisch umsetzt: *„Elektrische Bahnen rasen läutend durch meine Stube. Automobile gehen über mich hin."* (Rilkes „Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge")
So liegt die literarhistorische Bedeutung des Romans weniger in seinen ästhetischen Qualitäten, sondern eher in seinem dokumentarischen Charakter - daß ein junger deutscher Autor die sozialrevolutionären Manifestationen seiner Zeit im Roman vergegenwärtigt, wenn er auch ihren Impetus abbiegt. Im Nachwort erläutert der Herausgeber nicht nur die zeitgeschichtlichen Hintergründe und entschlüsselt nicht nur einige der Romanfiguren (so liest er die Figur des Fraconnard als Gustave Hervé), sondern skizziert auch die Biographie Paquets und seine *„vagierende Religiosität"* (Nachwort, S. 199) mit einem diffusen, eklektizistischen Utopismus.
Das umfangreiche dramatische Werk von Paquet erschließt erstmals die Dissertation von Martina Thöne, die nicht nur die beiden oben genannten kanonisierten Stücke,

1 Sabine Brenner/Gertrude Cepl-Kaufmann/Martina Thöne (Hrsg.), Ich liebe nichts so sehr wie die Städte... Alfons Paquet als Schriftsteller, Europäer, Weltreisender, Frankfurt am Main 2001; Oliver M. Piecha/Sabine Brenner (Hrsg.), „In der ganzen Welt zu Hause." Tagungsband Alfons Paquet, Düsseldorf 2003.

2 Oliver Marc Piecha, Der Weltdeutsche. Eine politische Biographie Alfons Paquets vom Ersten Weltkrieg bis zum Ende der Weimarer Republik, Phil. Diss. Frankfurt/M. 2003 [Masch.]; Gerd Koenen, Der Russland-Komplex. Die Deutschen und der Osten, München 2005; Koenen nimmt sich der Formel von Alfons Paquet, „Rom oder Moskau" (so der Titel seiner Aufsatzsammlung von 1923) an, um deutsche Rußlandbilder zu analysieren.

sondern das gesamte edierte Dramenwerk des Autors berücksichtigt. Es geht also um „Fahnen" (ein Stück über den Justizmord an Chicagoer Anarchisten, denen Ende des 19. Jahrhunderts das Bombenattentat auf dem Haymarket zur Last gelegt wurde) und um „Sturmflut" (ein Drama über die russische Revolution) sowie um das folgende Quäkerdrama „William Penn"; alle drei Dramen sind als Trilogie zu lesen. Es geht zudem um das dramatische Gedicht „Limo", das Puppenspiel „Marcolph", den Dreiakter „Eleonora Duse", das Volksstück „Stinchen von der Krone", die Chordichtung „Freiherr vom Stein" - allesamt vergessene Stücke, die hier zumindest für die Literatur- und Theatergeschichte gerettet werden. Die Verfasserin diskutiert die Stücke in zwei Durchgängen: einmal als *„Lesetexte"* und einmal in ihrer Umsetzung auf dem Theater, wobei sie zeitgenössische Rezensionen und anderes Material hinzuzieht. Was die literatur- und theatergeschichtliche Bedeutung der Dramatik Paquets angeht, so zeigt sich, daß die beiden von Piscator gespielten Stücke in eben diesen Inszenierungen völlig zurecht kanonisiert worden sind - markieren sie doch einen theaterrevolutionären Aufbruch Mitte der zwanziger Jahre, der das bis dahin dominante expressionistische Theater ablöste.

Die Arbeit interpretiert und rekonstruiert jeweils Text und Aufführungspraxis und präsentiert außerordentlich reichhaltiges biographisches Material zu Lebens- und Werkgeschichte von Paquet. Allerdings löst sich die Darstellung zu selten von Paquets Selbstaussagen und Selbstinterpretationen, die doch eher am Anfang einer Analyse und nicht an ihrem Ende stehen sollten. Wie denn die oft kleinteiligen Ausführungen eine Einbindung in größere ästhetische und politische Kontexte und Fragestellungen verdient hätten - so fragt man sich nach dem Stellenwert der Paquetschen Dramen und eben besonders seiner exponierten Trilogie im Zusammenhang mit der Theateravantgarde des frühen 20. Jahrhunderts. Diskussionsstoff und theoretisches Rüstzeug gäbe es da doch genug - eine heutzutage vieldiskutierte Kategorie wie „Re-Theatralisierung" für das Theater dieser Zeit hätte ein ergiebiges kategoriales Gerüst abgegeben, oder auch die Frage nach dem Performativen gerade dieser Stücke, um nur zwei Möglichkeiten anzudeuten, wie über den Tellerrand immanenter Fragestellungen und biographistischer Lösungsansätze hinaus ein so interessantes dramatisches Oeuvre wie das von Paquet, das sich markant durch Grenzüberschreitungen auszeichnet, umfassender hätte untersucht werden könnte.

Walter Fähnders

Martin Hollender, „eine gefährliche Unruhe im Blut...". Rudolf Braune. Schriftsteller und Journalist (1907-1932). Biographie und Bibliographie. Mit Feuilletons und Erzählungen von Rudolf Braune im Anhang, Düsseldorf: Grupello Verlag, 2004 (Heinrich-Heine-Institut Düsseldorf. Archiv Bibliothek Museum. Bd. 9), 174 S.

Das Vorwort hat völlig recht: Rudolf Braune zählt *„zu den seit Jahrzehnten vergessenen Autoren - aufgrund seines nur kleinen Oeuvres, seines frühen Unfalltodes durch Ertrinken [im Rhein bei Düsseldorf] mit nur 25 Jahren und der jahrzehntewährenden Pauschaldiskreditierung kommunistischer Dichtung und Reportage in der Bundesrepublik"*. Letzteres stimmt freilich nur mehr bedingt - nach lebhaften Debatten über sozialistische und proletarische Literatur in der Germanistik der siebziger und achtziger Jahre und diesbezüglichen Publikationen und Editionen, auch in Systemkonkurrenz zur DDR, gibt es heute keine Diskreditierung mehr - nur Schweigen und Unwissen über derartige Literaturtraditionen. Um so erfreulicher, wenn diesem Autor ein ebenso

informativer wie exzellent recherchierter Band gewidmet wird - auch wenn, wie es im Vorwort weiter heißt, Braune *„zweifellos nicht zu den dichterischen Begabungen von Jahrhundertqualität (zählt), die schlicht übersehen wurden"*.
In den acht Jahren seiner literarischen Tätigkeit schrieb Braune drei Romane sowie Gedichte, Erzählungen, Kurzgeschichten und nicht weniger als 300 Feuilletons zu Literatur, Theater und Film. Braunes Meriten liegen zweifellos in der Herausgabe der aufmüpfigen Jugendzeitschrift mit dem programmatischen Titel „Mob. Die Zeitschrift der Jungen", die 1925 in Dresden herauskam, sowie in seinen Romanen. Es sind dies der zu Lebzeiten nur als Fortsetzungsroman erschienene „Kampf auf der Kille" (1928, in der Düsseldorfer „Freiheit", als Buch erst 1978), „Das Mädchen an der Orga Privat. Ein kleiner Roman aus Berlin" (1932 im Frankfurter Societäts-Verlag), sowie „Junge Leute in der Stadt" (ebenfalls 1932, im Berliner Agis-Verlag). Vor allem „Das Mädchen an der Orga Privat" - ein Sekretärinnenroman, der Titel bezieht sich auf eine Schreibmaschinenmarke - findet heutzutage wieder Interesse im Kontext der Diskussionen über weibliche Angestellte im Roman der zwanziger Jahre, über die 'Neue Frau' u.a.m. In der Tat schärft Braune hier den Blick auf Ausbeutung im Angestelltenmilieu der Zeit - und auf politische Alternativen. Der effektheischende Buchumschlag (abgebildet S. 65) zeigt entsprechend den Typus der Zeit: Mädchen mit Bubikopf.
Der Germanist und Bibliothekswissenschaftler Martin Hollender hat einen engagierten Band zusammengestellt, der neben dem ausführlichen Vorwort, das minutiös biographische und werkgeschichtliche Zusammenhänge bis zur Braune-Rezeption der DDR erhellt, auch eine gründlich gearbeitete Bibliographie enthält. Eine derart reichhaltige Bibliographie wünschte man sich zu manch anderem Autor - weist sie doch nicht nur die selbständigen und nichtselbständigen Werktitel nach, sondern zudem Nach-, Neu- und Teildrucke und Abdrucke in Fortsetzungen sowie Übersetzungen. Besonders nützlich sind darüber hinaus die Nachweise von Rezensionen zu Braunes Werken, vom „Mob" angefangen. Allein zum „Mädchen an der Orga Privat" finden sich zwei Dutzend Besprechungen - ihre Auswertung wäre ein schönes Stück Wirkungsgeschichte dieses Romans.
Einblicke in Braunes literarische Produktion selbst bietet der Abdruck von fünf Feuilletons, darunter einer Besprechung des Films „Mutter Krausens Fahrt ins Glück" aus dem Jahre 1930, sowie von vier Erzählungen, u.a. aus der Düsseldorfer „Freiheit" und der „Frankfurter Zeitung". Insgesamt also ein Bändchen, das gegen den Zeitgeist auf das Werk eines Autors der Weimarer Republik nicht nur aufmerksam macht, sondern es bio-bibliographisch auch erschließt.

Walter Fähnders

Exil am Mittelmeer. Deutsche Schriftsteller in Südfrankreich 1933-1941. Hrsg. von Ulrike Voswinkel und Frank Beringer, München: Buch & Media, 2005, 283 S.

Sanary-sur-mer wird schon vor 1933, aber recht eigentlich erst mit dem Exil einer ganzen Generation deutscher Schriftsteller und Künstler zur „Hauptstadt der deutschen Literatur". „Exil am Mittelmeer" heißt denn auch treffend der Titel des Begleitbuchs zur exzellenten und bewegenden Ausstellung, die Literaturarchiv und Bibliothek „Monacensia" 2005 veranstalteten. Zeitlich umfaßt das von den Herausgebern auch inhaltlich mustergültig gestaltete und kommentierte Werk die Jahre von der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten bis 1941, als vor allem Marseille und Lissabon

Fluchtorte und überfüllte Wartesäle angesichts der sich zum Teil Monate oder Jahre verzögernden Ausreise nach Übersee waren.
Die Darstellung und Dokumentation basiert auf dem reichhaltigen Material der Nachlässe von Erika und Klaus Mann, Alfred Neumann, Hermann Kesten und Annette Kolb. Vor allem Tagebücher und Briefe, aber auch Material über den Lebensretter Varian Fry und das „Ermergency Rescue Committee" bildeten einen unschätzbaren Fundus. Die Leiterin der „Monacensia", Elisabeth Tworek, und die Herausgeber haben damit nicht nur eine unmittelbar ansprechende Art exmplarischer Literaturgeschichte des Exils en miniature vorgelegt, sondern paradigmatisch und detailliert das Schicksal der Flüchtlinge zu bunten Mosaiksteinen und einem wechselvollen Kaleidoskop aus zeitgenössischen brieflichen Schilderungen und Bruchstücken von Erinnerungen zusammengefügt. Das ist gewiß auch ein *„Glücksfall für alle, die sich für die Entstehungsbedingungen von Literatur interessieren"*, zugleich aber ein Beispiel für eine vorbildliche historische Recherche in einem komplexen Feld, das eine sachkundige Begrenzung und Auswahl erfordert. Aus der subjektiven, der jeweiligen aktuellen Perspektive der Betroffenen, der Verfolgten, der jahrelang unter ärmlichsten Verhältnissen existierenden Vertriebenen und Emigranten wird der immense, unwiederbringliche Verlust für die deutsche, die europäische Kultur einmal mehr, aber ganz konkret und anschaulich augenfällig. Die im Literatur- und Quellenverzeichnis genannte Sekundärliteratur bietet überdies eine vorzügliche, weiterführende, vor allem auf literaturhistorische, literaturpolitische und literarische Entwicklungen konzentrierte Übersicht, dazu eine Auflistung von Primärquellen, Briefsammlungen, Tagebüchern und Erinnerungen.
Die meisten gefährdeten Autorinnen und Autoren flohen im Februar und März 1933, die Mehrzahl zunächst nach Paris, und das ganze Ausmaß des Exodus insgesamt wird klar, wenn man weiß, daß schon in dieser kurzen Zeitspanne in Frankreich 40.000 Flüchtlinge aufgenommen wurden, rund 7.200 allein in Paris. Die örtlichen Veränderungen in Richtung Süden hatten mit den dort weitaus günstigeren Lebensbedingungen zu tun. Die Emigration war sich, auch wenn einige illusionär auf ein kurzes Zwischenspiel und auf eine baldige Rückkehr hofften, in der Mehrzahl über die Beurteilung der politischen Lage einig und realistisch. In der scharfen Ablehnung des NS-Regimes war man fast durchweg nicht kontrovers. Aber es gab auch, wie der Fall Thomas Mann zeigt, zeitweilige taktischen Rücksichtnahmen und Spekulationen auf die Erhaltung des deutschen Marktes für die eigenen Werke. Klaus Manns offener Brief und seine scharfsichtige, scharfe und mutige Kontroverse mit Gottfried Benn legt beispielhaft Zeugnis ab von der kompromißlosen Gesinnung und bewundernswerten Haltung von Schriftstellern, die sich der Gefahren, denen sie sich auf diese Weise aussetzten, durchaus bewußt waren. Die persönlichen und politischen Kontroversen innerhalb der Emigrantenszenen sind unübersehbar, auch wenn *„Leben und Schreiben an der Cote d'Azur"* in den dreißiger Jahren viele früher in schärferer Distanz zueinander Stehende nun zwangsläufig in nahen Kontakt bringt, in Solidarität einigt und zu einer Hilfsgemeinschaft zusammenschweißt.
Sanary wurde, so Ludwig Marcuse in seinen Erinnerungen „Mein Zwanzigstes Jahrhundert", zu einem *„Romanischen Café, mit Marmortischen und Badehosen. Namentlich im Sommer wurde das Nest überfüllt von literarischen Kaisern. Die Luft war geschwängert mit originellen Apercus, Indiskretionen und Krächen"*. Aber auch hier setzen sich persönliche und politische Differenzen und Klassenunterschiede fort. Thomas Mann und Lion Feuchtwanger sind nach wie vor die erfolgreicheren; Hermann Kesten

und Klaus Mann werden zu Mittelspersonen zwischen den Exilverlagen und den Autoren, die, von der Heimat und dem deutschen Sprachraum abgeschnitten, mühsam um eine Existenz ringen. Die politische Gegenwart wird direkt und indirekt zum Gegenstand der Literatur, deutlicher und direkter in historischen Darstellungen etwa bei Heinrich Mann, Josef Roth, Hermann Kesten und Valeriu Marcu. Eva und Valeriu Marcu werden wie viele andere erst in letzter Sekunde ein rettendes Schiff besteigen können. Marcu, wie Alfred Neumann in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg aus verschiedenen Gründen kaum seiner Bedeutung entsprechend wahrgenommen, mit Annette Kolb befreundet, wird von Klaus Mann als einer der wenigen Literaten charakterisiert, die mit Politikern wie Brüning und Treviranus Kontakte unterhielten. Aber Marcu, der ehemalige jugendliche Bolschewik, galt im Berlin der zwanziger Jahre ohnehin als wandlungsfähiger, in vielen, vor allem politisch relevanten Kreisen sich bewegender Geist. Sein brillanter Witz, in den bemerkenswerten Briefen nie larmoyant, aber doch von einer faszinierenden Mischung aus Zynismus und Melancholie, von Galgenhumor und Scharfsicht geprägt, fehlt selbst in verknappten Mitteilungen an Hermann Kesten selten einmal. Marcu schreibt eine herausragende historische Arbeit über die Vertreibung der Juden aus Spanien (1934) und eine Arbeit über Machiavelli (1937), Klaus Mann den „Mephisto", den Roman einer Karriere im Dritten Reich. Letzteren kritisiert der nach wie vor unübertrefflich genau und tief blickende Feuchtwanger als *„zu fotografisch"*, so als hätte er prophetisch das strittige Verdikt des Bundesverfassungsgerichts Jahrzehnte später - kein Ruhmesblatt für die höchste Justiz mit seinem Spruch für Gründgens und gegen Klaus Mann - vorausgesehen, während zugleich Golo Mann (aus Prag) das Werk des Bruders Klaus rühmlich mit dem „Untertan" des Onkels Heinrich vergleicht.
Joseph Roths, Ernst Tollers, Ödön von Horwarths und René Schickeles Tod versammelt und vereint die Emigration in Trauer. Der Tod von Münzenberg bleibt mysteriös, für Alfred Kantorowicz besteht kein Zweifel, daß hier stalinistische Agenten am Werk waren. Trotz der seit 1938 verstärkten Hilfe aus Übersee wird die Lage für die in Europa Verbliebenen immer gefährlicher. Und als es dem Gastland selbst an den Kragen geht, aber auch schon zuvor, werden die Bedingungen des Exils noch drückender, noch unerträglicher. *„Die Behörden hier seckieren mich ganz schön"*, schreibt Valeriu Marcu im März 1940 an Kesten: *„Ich werde meine Verhaftung verlangen - damit man mich endlich in Ruhe lassen soll."* Der ersten folgt nach der deutschen Invasion die zweite Internierungswelle und beschert denjenigen, die den deutschen Konzentrationslagern entronnen oder entflohen waren, eine neue diskriminierende Differenzierung der Lagerbegriffe: Straflager, Halbstraflager und Sammellager - in Algerien, Marokko oder Gurs. Gruppen, Freunde und Familien werden auseinander gerissen. Alfred Neumanns hier erstmals vollständig publizierte Tagebücher der Jahre 1940/41 sind minutiös geführte eindrückliche, unvergeßliche, stenogrammartige Dokumente, eine atemlose, aber gleichwohl nüchterne Registratur der von aberwitzigen Zufällen, von behördlicher Willkür, von ständiger Angst und Lebensnot gezeichneten Lebensumstände, der eigenen und der so vieler Freunde, Bekannten und Leidensgenossen. 45 Jahre ist der in den Jahren vor der Vertreibung weithin gefeierte Autor Neumann alt, als er mit dem Tagebuch beginnt. Kitty Neumanns und seine Aufzeichnungen enden im Februar 1941 auf den Bermudas, kurz vor der glücklichen Ankunft in den USA, wo sie von Erwin Piscator empfangen werden.
Auch wenn uns aus vielen Autobiographien, aus Erinnerungswerken, aus Briefsammlungen und historischen Darstellungen viele Einzelschicksale, etwa die von Franz Hes-

sel, Walter Mehring, Walter Benjamin, Alma Mahler, Franz Werfel, Franz Blei, Lisa und Hans Fittko oder Thea Sternheim und vielen anderen bekannt sein mögen - in dieser von den Herausgebern vorzüglich strukturierten Edition werden die unterschiedlichen Etappen des Exils mit ihren Zwischenstationen, vorübergehenden Verstecken, zeitweiligen Ruhepausen und Ruhezonen, den Fallen und Rückschlägen, dem bürokratischen Sadismus und der selbstlosen, oft auch namenlosen Hilfe vieler ebenso deutlich wie Bereicherung und Habgier, Abneigung, Haß und Verfolgung selbst der schon durch Verfolgung und Vertreibung bis aufs Hemd ausgeplünderten Persönlichkeiten. Die problematische Haltung letztlich auch der Gastländer Frankreich und USA, die Schwierigkeiten und Hindernisse, die schließliche Behinderung des Lebensretters Varian Fry durch die amerikanische Seite selbst wird nicht verschwiegen, auch wenn die politischen Gründe bei Frankreich deutlicher werden als bei den USA. Eine solche bemerkenswerte Ausstellung und ein dementsprechendes Begleitwerk (nur die Qualität der Abbildung im Druck läßt gegenüber den Originalen Wünsche offen, die bei heutiger Drucktechnik auch mit begrenzten Mitteln leicht erfüllbar sein sollten) können und wollen zwar keine Theorie des Exils bieten (vgl. dazu, um nur ein, allerdings unübersehbar herausragendes jüngstes Beispiel zu nennen, die Arbeit von Chryssoula Kambas: Exil des Intellektuellen und Großstadt. Zu Walter Benjamin, in: Festschrift für Klaus Garber, herausgegeben von Axel E. Walter, Amsterdam/New York 2005, S. 276-302 mit weiteren Nachweisen), die vorzügliche Edition liefert aber dazu entsprechende Hinweise und wesentliche Grundlagen.

Albrecht Götz von Olenhusen

Annemarie Schwarzenbach, Beiträge zur Geschichte des Oberengadins im Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit. Abhandlung zur Erlangung der Doktorwürde der Philosophischen Fakultät I der Universität Zürich. Zürich: Diss.-Druckerei A.-G. Gebr. Leemann & Co., 1931, [Fotomechanischer Reprint:] Adliswil: Riesen-cdd, 2007, 178 S. u. 4 Beilagen.
Annemarie Schwarzenbach, Insel Europa. Ausgewählte Reportagen und Feuilletons 1930-1942. Mit einem Nachwort von Roger Perret, Basel: Lenos Verlag, 2005 (Ausgewählte Werke 8), 287 S.
Annemarie Schwarzenbach, Das glückliche Tal. Mit Illustrationen von Eugen Früh, Basel: Lenos Verlag, 2006 (Lenos Pocket 97), 199 S.
Annemarie Schwarzenbach, Rives du Congo. Tétouan/Kongo-Ufer. Aus Tetouan. Traduit de l'allemand par Dominique Laure Miermont. Postface de Nicole Le Bris, Noville-sur-Mehaigne: Esperluète Editions, 2005, 95 S.
Die in der Schweiz geborenen Schriftstellerin Annemarie Schwarzenbach (1908-1942) hat in den letzten beiden Jahrzehnten eine erstaunliche Resonanz erfahren. Als Autorin von Romanen, Erzählungen, Gedichten, Reportagen und Reiseberichten sowie als Fotografin ist sie inzwischen wiederentdeckt und auf dem Buchmarkt und in der Literaturwissenschaft präsent, nachdem sie seit ihrem frühen Tod lange Zeit aus der Literaturgeschichtsschreibung ausgeschlossen war - als vermeintlich randständige, in der Tat schwer ‚einzuordnende' Autorin. So ist es kein Zufall, wenn der polnische Germanist Zygmunt Mielczarek eine derartige Einordnung jüngst unter dem Signum des *„Sonderwegs"* und des *„Außenseiterdiskurses"* versucht - unter diesem Titel analysiert er Schweizer Schriftsteller und dabei in einem sehr lesenswerten Abschnitt mit dem Titel

Annemarie Schwarzenbach. Hingabe an freies Leben eben auch Annemarie Schwarzenbach.[1] Dennoch liegt die Edition ihrer Werke im Argen.
Ihre umfangreiche, zur Rekonstruktion ihrer Vita, der Werkgeschichte und ihres kulturell-politischen Umfeldes unverzichtbare Korrespondenz ist nur teilweise ediert; sie findet sich z.T. in Privatbesitz und ist also gar nicht in jedem Fall öffentlich zugänglich. Immerhin war Annemarie Schwarzenbach Korrespondenzpartnerin von Margret Boveri, Carl Jacob Burckhardt, Klaus und Erika Mann (diese Briefe sind publiziert[2]), von Claude Bourdet, Carson McCullers, Albrecht Haushofer, Otto Kleiber, Ella Maillart u.a. (alles unveröffentlicht[3]), so daß hier editorisch noch einiges zu tun bleibt. Auch ihr literarisches Werk ist noch längst nicht vollständig gedruckt bzw. nachgedruckt.
Einen Nachdruck besonderer Art stellt der Reprint ihrer Dissertation dar. Annemarie Schwarzenbach hatte nach privatem Schulunterricht bei den Eltern bis zu ihrem fünfzehnten Lebensjahr und nach dem Besuch der Zürcher Privatschule Dr. Götz-Azzolini und des Hochalpinen Töchterinstituts Fetan (Unterengadin) dort im Herbst 1927 das Abitur abgelegt. Am 3.11.1927 immatrikulierte sie sich an der Universität Zürich im Hauptfach Geschichte. 1928/29 folgten zwei Semester in Paris, wo sie an der Sorbonne nach eigenen Aussagen „*neben Geschichte hauptsächlich Philosophie und Psychologie hörte*". Nach weiteren drei Semestern in Zürich, u.a. bei dem gerade berufenen Historiker Carl Jacob Burckhardt, der für sie auch über das Studium hinaus eine wichtige Rolle spielte, wie ihre jüngst edierten Briefe an ihn ausweisen, sowie bei den Literaturwissenschaftlern Emil Ermatinger und Robert Faes, schloß sie ihr Studium im Frühjahr 1931 in Zürich mit einer geschichtswissenschaftlichen Dissertation bei dem Historiker Karl Meyer ab. Ihre Briefe aus dieser Zeit zeugen von massivem Arbeitseinsatz, um in nur sieben Semestern das Studium zu absolvieren und damit „*Geschwindigkeitsrekorde in Doktorexamina aufzustellen*" (an Erika Mann am 18.11.1930). Dabei ist zu berücksichtigen, daß der Doktorabschluß (bis 1955) in Zürich der ‚normale' war, er also eher dem Magister (M.A.) vergleichbar wäre. Die Arbeit wurde am 26.4.1931 angenommen. Sie wird noch heute in der einschlägigen Forschung zitiert, wie Historiker versichern.[4]
Diese Dissertation ist nun „*aus Anlass des 75. Erscheinens*" und „*speziell mit Blick auf den kommenden 100. Geburtstag der einstigen Geschichtsstudentin*" in „*einer kleinen, limitierten Privatausgabe*" erschienen, die der Zürcher Buchantiquar Hanspeter Manz veranlaßt hat. In einem beigelegten „Kurzinfo" weist der Antiquar darauf hin, daß dieses Buch „*zu den seltensten Raritäten der neueren Helvetica*" gehöre. Gewiß - aber man hätte sich bei dieser (einmaligen) Gelegenheit des Reprints einen ausführlichen

---

1 Zygmunt Mielczarek: Sonderwege in der Literatur. Schweizer Schriftsteller im Außenseiterdiskurs. Wroclaw, Dresden 2007, S. 184- 214.

2 Die bisher einzigen Briefeditionen: Uta Fleischmann (Hrsg.), „Wir werden es schon zuwege bringen, das Leben". Annemarie Schwarzenbach an Erika und Klaus Mann. Briefe 1930–1942, 3. Aufl., Herbolzheim 2001 (z.T. gekürzt); die Korrespondenz mit Carl Jacob Burckhardt und Margret Boveri findet sich erstmals in: Walter Fähnders/Sabine Rohlf (Hrsg.), Annemarie Schwarzenbach. Analysen und Erstdrucke, Bielefeld 2005.

3 Eine ausführliche Beschreibung dieser jetzt in der Universitätsbibliothek Basel zugänglichen Korrespondenz mit dem Redakteur der Basler „National-Zeitung", in der zahlreiche Texte von Annemarie Schwarzenbach erschienen sind, findet sich bei: Walter Fähnders/Andreas Tobler, Neue Materialien. Briefe von Annemarie Schwarzenbach an Otto Kleiber aus den Jahren 1933-1942, in: Zeitschrift für Germanistik 2/2006 (14. Jg.), S. 366-374.

4 Vgl. Kurt Wanner, Marianne Breslauer, „Wo ich mich leichter fühle als anderswo". Annemarie Schwarzenbach und ihre Zeit in Graubünden, Chur 1997, S. 21-23.

und kundigen Kommentar gewünscht, der endlich einmal die Dissertation genauer würdigen und dabei auch das Studium von Annemarie Schwarzenbach rekonstruieren würde.
Der Basler Lenos Verlag hat mittlerweile acht Bände „Ausgewählte Werke" unter der Federführung von Roger Perret herausgebracht. Der zuletzt erschienene Band „Insel Europa" versammelt „Ausgewählte Reportagen und Feuilletons 1930-1942", z.T. bekannte, z.T. aus dem Nachlaß erstmals edierte Texte. Es sind Reiseberichte und literarische Streifzüge aus und über Europa, beeindruckend ist z.B. die sehr genaue Wahrnehmung des faschistischen Deutschland. Auch die bereits früher aus dem Nachlaß edierten „Notizen zum Schriftstellerkongreß in Moskau" (1934), an dem Annemarie Schwarzenbach in Begleitung von Klaus Mann teilnahm, sind aufschlußreich für die Wahrnehmung Sowjetrußlands durch eine alles andere als ‚neutrale' Intellektuelle. Wie in anderen Bänden der Werkausgabe finden sich auch in „Insel Europa" editorisch problematische Entscheidungen, so wenn der Herausgeber mitteilt, er habe *„störende stilistische Mängel korrigiert"* (S. 276). Abgesehen davon, daß das Urteil über „Mängel" relativ ist - Annemarie Schwarzenbach ist mittlerweile derart kanonisiert, daß sie derartige Mängel, wenn es denn welche wären (man kann es als einfacher Leser ja nicht nachprüfen), wohl ertrüge.
Aus unerfindlichen Gründen außerhalb dieser „Ausgewählten Werke" ist nun Annemarie Schwarzenbachs „Das glückliche Tal" (zuerst 1940) im Lenos Verlag als Taschenbuch erschienen, und zwar als Reprint, also einschließlich der Zeichnungen von Eugen Früh aus der Originalausgabe. Mit „Das glückliche Tal", gewiß einem Hauptwerk der Autorin, das einen literarisch ungemein komplexen, autobiographisch grundierten Erzählbericht über das damalige Persien gibt, war in den achtziger Jahren der Reigen der Annemarie Schwarzenbach-Neuausgaben eröffnet und ihre Wiederentdeckung in die Wege geleitet worden. „Das glückliche Tal" erschien 1987 im Schweizer Huber-Verlag[5] - parallel zum Start der Lenos-Werkausgabe, in der dieser Text bisher nicht nachgedruckt wurde.
Der damalige Nachdruck bei Huber, der durch die Ullstein-Taschenbuchausgabe größere Verbreitung erfuhr, präsentierte „Das glückliche Tal" alles andere als authentisch: Der Herausgeber fügte selbstherrlich den Untertitel „Roman" hinzu - jedes literaturwissenschaftliche Basiswissen erklärt, wie ungemein wichtig ein derartiger Paratext ist. An einigen Stellen wurde der Text gekürzt, und der Gesamteindruck des Originalbandes wurde dadurch zerstört, daß die Zeichnungen der Erstausgabe eliminiert und dagegen Fotografien, die Annemarie Schwarzenbach während ihrer Persien-Reisen gemacht hat, aufgenommen wurden. Nun ist also das Original nachgedruckt - und es ist uneingeschränkt zu begrüßen, daß nach mehr als sechseinhalb Jahrzehnten dieses Buch, das letzte, das Annemarie Schwarzenbach zu Lebzeiten publizieren konnte und das eines ihrer bedeutendsten ist, in einer unverfälschten Taschenbuchausgabe leicht greifbar ist.
Die angesprochen Editionsprobleme sind damit aber nicht aus der Welt - so fragt man sich, wieso dieser Band kein informierendes Nachwort und nicht einmal einen Hinweis auf die Originalausgabe enthält und ausgerechnet dieser Titel außerhalb der verlagseigenen Reihe der „Ausgewählten Werke" von Annemarie Schwarzenbach erschienen ist.

---

5 Annemarie Schwarzenbach, Das glückliche Tal. Roman. Hrsg. von Charles Linsmayer, Frauenfeld 1987; wieder als Ullstein-Taschenbuch in der Reihe „Die Frau in der Literatur", Frankfurt/M., Berlin 1991.

Kein Wunder, daß angesichts dieser editorischen Lage an einer für deutsche Leserinnen und Leser entlegenen Stelle in Belgien zwei umfangreiche Nachlaßgedichte (philologisch zuverlässig) ediert worden sind, zugleich mit französischer Übertragung der Schwarzenbach-Übersetzerin Dominique Laure Miermont und zusätzlich versehen mit Fotografien, die Annemarie Schwarzenbach in Afrika gemacht hat. Es handelt sich um zwei Langgedichte, die während ihres Kongo-Aufenthaltes 1941/42 entstanden sind und die über ihre ästhetische Konzeption und lyrische Praxis dieser Zeit Aufschluß geben - ein schön gemachtes Bändchen, das bisher unbekannte Einblicke in das Schaffen von Annemarie Schwarzenbach gestattet. Mit weiteren Editionen innerhalb und außerhalb der Werkausgabe ist zu rechnen.

Walter Fähnders

Dominique Laure Miermont, Annemarie Schwarzenbach ou le mal d'Europe. Biographie, Paris: Editions Payot & Rivages, 2004, 444 S., 43 s/w Abb.
Alexis Schwarzenbach, Die Geborene. Renée Schwarzenbach-Wille und ihre Familie, Zürich: Scheidegger & Spiess, 2004, 512 S., 234 s/w Abb.

Die Texte der Schriftstellerin und (Foto-)Journalistin Annemarie Schwarzenbach-Clarac (1908-1942) waren weitestgehend in Vergessenheit geraten, als Charles Linsmayer 1987 ihren letzten noch zu Lebzeiten erschienenen Roman „Das glückliche Tal" in einer Neuedition und mit einem biographischen Nachwort versehen herausgab. Dieses Buch sowie die seit 1988 von Roger Perret herausgegebenen ausgewählten Werken stießen auf ein großes Interesse. Bereits 1989 konnte eine erste Biographie von Nicole Müller und Dominique Laure Miermont-Grente unter dem Titel „L'Ange inconsolable" erscheinen, welche gleichzeitig die Übersetzung der Texte Annemarie Schwarzenbachs ins Französische vorbereitete. In der Folge wurden alle posthum auf Deutsch herausgegebenen Werke ins Französische übertragen. Mit vier Titeln bestellte die Hälfte der Übersetzungen Dominique Miermont. Die intensive Arbeit an den Texten Annemarie Schwarzenbachs erlaubte ihr im Hinblick auf die neue Biographie *„de me faire une idée plus affinée de l'univers intérieur du personnage, de mieux cerner la diversité et la profonde originalité de son œuvre"*. Ausgangspunkt für die Erkundung dieser ‚Innenwelt' ist in „Annemarie Schwarzenbach ou le mal d'Europe" - wie bereits in der Biographie von 1989 - das wohl bekannteste Foto Annemarie Schwarzenbachs. Dieses 1932 von Marianne Breslauer in Berlin aufgenommene Porträt zeige die starke Präsenz ihres androgynen Wesens, die von der Abwesenheit ihres Blicks gebrochen werde. In ihrer ansonsten chronologisch erzählten Biographie folgt Miermont diesem Blick, der ihr immer wieder Anlaß zu teils forcierten Interpretationen bietet: *„Le regard qu'Annemarie Schwarzenbach promène sur le monde est un regard empreint d'humanité et d'humanisme. Mais c'est aussi un regard où se lit une authentique courage subversif. Un courage d'autant plus impressionant et admirable qu'il est aux antipodes de la fragilité du personnage. À toutes ses formes de faiblesse et de dépendance elle a héroïquement opposé le bouclier de son esprit. C'est ce qui fait d'elle und femme moderne dans sa vie et dans son œuvre"*. Über die literarische Qualität der Romane und Erzählungen Annemarie Schwarzenbachs erfährt man in dieser Biographie abgesehen von einigen Pauschalurteilen wenig. Miermont versteigt sich sogar zur Behauptung, daß alle Texte bis auf den Roman „Flucht nach oben", *„dans lequel elle ne s'implique pas directement"*, als autobiographische Zeugnisse zu lesen seien. Einem so verstandenen Biographismus dienen dann auch die bisher unbekannten Briefe an Claude Bourdet und Marie-Louise Bodmer, aus denen reichlich zitiert wird. Die Bio-

graphie wird mit (un)bekannten Abbildungen illustriert, die in ihrer Auswahl aber sehr fragwürdig erscheinen. Hinzu kommen im Anhang eine Chronologie, eine unvollständige Bibliographie sowie einige Texte und Briefe. Als Auswahl und Übersetzungen sind diese Quellen aber für weiterführende Forschungen nur bedingt nutzbar. Annemarie Schwarzenbachs eigene Fotos, die einen wichtigen Teil ihrer journalistischen Arbeit ausmachen, finden bis auf eine Ausnahme keine Aufnahme in den Band.
Einen ganz anderen Zugang zu Annemarie Schwarzenbach hat ihr Großneffe, der Historiker Alexis Schwarzenbach: In „Die Geborene" erzählt er das Leben von Annemaries Mutter Renée Schwarzenbach-Wille (1883-1959) anhand ihrer Fotoalben. Sie können als ihre „*visuelle Tagebücher*" angesehen werden, denn jedes der schätzungsweise 10.000 Bilder wurde mit einer Legende beschriftet. Eine Auswahl führt im Buch als fortlaufender Bilderstreifen und als roter Faden durch das Leben Renée Schwarzenbach-Willes und ihrer Familie. Geboren wurde sie als jüngstes von insgesamt fünf Kindern General Ulrich Willes (1848-1925) und dessen Frau Clara Wille-von Bismarck (1851-1946). Trotz den Befürchtungen des Vaters machte seine Tochter eine gute Partie und heiratete 1904 den Seidenindustriellen Alfred Schwarzenbach (1846-1940). Durch die Heirat ergaben sich verwandtschaftliche Beziehungen zwischen den angesehensten und wohlhabendsten Familien Zürichs: Renées Bruder Ully hatte Inez Rieter geheiratet, Alfred Schwarzenbachs Schwester Olga wiederum war die Frau Georg Reinharts geworden. Zusammen mit ihrem Mann und ihren Kindern zog Renée Schwarzenbach-Wille auf das Landgut Bocken, das unter ihrer Ägide eine Pferdezucht erhielt und wie das elterliche Mariafeld als ein offenes Haus geführt wurde. Häufig zu Gast war neben Wilhelm Furtwängler, Arturo Toscanini, Richard Strauss und Gerhart Hauptmann die Opernsängerin Emmy Krüger. Zwischen ihr und Renée entwickelte sich eine über vierzig Jahre lang andauernde Liebesbeziehung, die offen und mit einer überraschenden Selbstverständlichkeit gelebt wurde. Renée war nun häufig in München, wo sie mit ihrer Freundin lebte. Es waren aber auch Krügers antisemitische Ausfälle gegen den von ihm als „*Saujud*" bezeichneten Dirigenten Bruno Walter, die die Anwesenheit und Vermittlungsbemühungen ihrer Freundin erforderten. Renées Haltung gegenüber Krügers Antisemitismus ist nicht überliefert. Bei seiner Aufarbeitung der Verstrickungen seiner Familie mit dem nationalsozialistischen Deutschland kann Alexis Schwarzenbach aber zeigen, daß das Bild des nazifreundlichen Clans zu differenzieren ist. So konnte Renées Bruder Ully Wille bei aller Begeisterung für die Hetze der Nationalsozialisten gegen Juden und Kommunisten nicht gewonnen werden. Die Einladungen von NSDAP-Mitgliedern auf Bocken, Hitlers Besuch in Mariafeld und bei Ully Wille in der Villa Schönberg und der Nachweis von Geld, das von den Schwarzenbach-Willes floß, macht aber deutlich, daß teils große Hoffnungen der Familie auf den Nationalsozialisten lagen. Geschildert wird auch das Zusammentreffen Emmy Krügers mit Hitler in Bayreuth, dessen Bewunderung und Krügers Hoffnung, daß mit der Machtergreifung ihre Karriere als Opernsängerin neuen Schwung erhält. Nach 1945 änderte Emmy Krüger ihre Tagebucheinträge aus der Kriegszeit um und tilgte alle nazifreundlichen Bemerkungen. Der Autor macht klar, daß es keinen Beleg dafür gibt, daß Renée ihre einstige Begeisterung für den Nationalsozialismus nach Ende des Zweiten Weltkriegs kritisch reflektiert hätte.
Hervorzuheben sind auch Alexis Schwarzenbachs Ausführungen über das Verhältnis zwischen Renée und Annemarie Schwarzenbach: Mit der Pubertät und als sich Annemarie für andere Frauen (u.a. für Erika Mann) zu interessieren beginnt, wird die Beziehung zwischen Mutter und Tochter immer schwieriger. Annemaries Drogensucht

und die zahlreichen gescheiterten Entzugsversuche erhöhen zusätzlich das Konfliktpotential. Lösen konnte sich Annemarie von ihrer Mutter auch durch die Heirat mit dem französischen Diplomaten Claude Clarac und ihre Reisen, die sie durch Persien, Afrika und die USA führten, nie. 1942 stürzte sie in Sils unglücklich mit einem Fahrrad. Was in den Wochen zwischen dem Sturz, dem ersten Aufwachen aus dem Koma und dem frühen Tod Annemarie Schwarzenbachs geschah, zeigt Alexis Schwarzenbach erstmals anhand bisher unbekannter Dokumente. Die Auswertung der vielen bisher unbekannten Quellen aus privaten und öffentlichen Archiven sowie die Erzählung anhand der Fotoalben ergeben ein gelungenes, durch eine Genealogie im Anhang abgerundetes Porträt der Familien Schwarzenbach und Wille.

Andreas Tobler

Matthias Willing, Das Bewahrungsgesetz (1918-1967). Eine rechtshistorische Studie zur Geschichte der deutschen Fürsorge, Tübingen: Mohr Siebeck, 2003, 447 S.

Daß Menschen, die nicht in der Lage oder Willens sind, sich den herrschenden Verhaltensnormen anzupassen, das Leben schwer gemacht wird und wurde, ist keine Neuigkeit. Ein Blick in die mittlerweile reichhaltig vorliegenden Veröffentlichungen zur Geschichte von Polizei, Justiz, Armen- und Arbeitshäusern, der Psychiatrie usw. zeigt, wie viele Anstrengungen von altersher darangesetzt wurden, alle diejenigen, die ein nonkonformes Verhalten an den Tag legten, zu disziplinieren oder notfalls sicher aufzubewahren. Insbesondere den unter dem Label der „Hilfe" firmierenden Instanzen der öffentlichen Fürsorge und privaten Wohlfahrtspflege war es ein besonderes Bedürfnis, die als *„schädlich"* oder *„gefährlich"* angesehenen Objekte ihrer Tätigkeiten sicher und langfristig zu verwahren. Ihr Meisterstück in Sachen *„Schutz der Gesellschaft"* vor den wahlweise als *„asozial"*, *„minderwertig"* oder *„gemeinschaftsfremd"* bezeichneten Gruppen sollte das seit dem frühen 20. Jahrhundert in unzähligen Initiativen propagierte und geforderte „Bewahrungsgesetz" werden. Seit dem ersten bekannten Versuch des Jahres 1921 wurden in den folgenden vier Jahrzehnten nicht weniger als 29 Gesetzesentwürfe vorgelegt, mit denen die Internierung unangepaßter Personen(gruppen) in geschlossenen Einrichtungen sichergestellt werden sollte. Daß diese Vorstöße letztlich nie im anvisierten Umfang realisiert wurden, war dabei weniger moralischen Skrupeln der Beteiligten zu verdanken, als vielmehr den unterschiedlichen Einzelinteressen der an der Realisierung dieses Vorhabens beteiligten Fraktionen sowie der ungeklärten Finanzierungsfrage. Diese Versuche waren endgültig erst vom Tisch, als das Bundesverfassungsgericht 1967 die zwangsweise Internierung sogenannter *„gefährdeter"* (lies: gefährlicher) Personen für verfassungswidrig erklärte und die im Grundgesetz garantierten Freiheiten vor das Interesse des Staates an der Zwangsbewahrung seiner Bürgerinnen und Bürger stellte.

Obwohl fast keine Publikation zur Geschichte der Fürsorge ohne den Verweis auf das Bewahrungsgesetz auskommt, gehörte eine umfassende und systematische Darstellung dieser Rechtsmaterie bislang zu den Desiderata der Forschung. Matthias Willing hat sich jüngst daran gemacht, diesem Zustand abzuhelfen und die unübersichtliche Geschichte des Bewahrungsgesetzes zu rekonstruieren. Dabei will er die Motive führender Köpfe der Fürsorge ebenso nachzeichnen wie die unterschiedlichen Inhalte und Zielsetzungen der jeweiligen Bewahrungskonzeptionen. Ein Vorgehen, das nicht zuletzt deswegen gerechtfertig ist, weil das Bewahrungsgesetz *„Kontinuitäten derjenigen Gedanken erkennen"* läßt, *„die ungeachtet der jeweiligen Staatsform bei normabwei-*

chendem Verhalten das zwangsweise Eingreifen des Staates in die persönlichen Belange des Einzelnen forderten".
Die souverän geschriebene und klar strukturierte Studie orientiert sich an den politischen Zäsuren und untersucht nach einem Überblick über die „*urspüngliche(n) Motive für ein Verwahrungsgesetz*" den Diskussionsverlauf in der Weimarer Republik, im Nationalsozialismus sowie in den Westzonen und der Bundesrepublik. Aus der reichlich vorhandenen zeitgenössischen Literatur hat Willing die wesentlichen Publikationen herangezogen und mit einigen archivarischen Materialien ergänzt. Ein Anhang mit 25 Schriftstücken aus der Zeit der 1920er bis zu den 1960er Jahren präsentiert bisher unveröffentlichte Dokumente, die es ermöglichen, die einschlägigen Gesetzesentwürfe aus erster Hand nachzuvollziehen. Abgerundet wird das Bild von einem Orts-, Personen- und Sachregister sowie den im Anmerkungsapparat aufgeführten biographischen Angaben zu den wichtigsten Protagonisten.
Die ersten Forderungen nach einem damals noch zutreffender als „Verwahrungsgesetz" bezeichneten Mittel zur Asylierung unangepaßt lebender Menschen ging von der katholisch-konservativen Fürsorgepolitikerin Agnes Neuhaus aus, die seit 1904 gebetsmühlenartig ihre Appelle wiederholte und bis zu ihrem Tod die zentrale Figur in der Bewahrungsdiskussion blieb. Ihr ging es vornehmlich darum, sogenannte „*gefallene*" oder „*gefährdete*" junge Frauen aus dem Prostituiertenmilieu längerfristig und auf Staatskosten zu internieren. Mit der zunehmenden Popularität solcher Forderungen erweiterte sich auch der anvisierte Personenkreis. Neben den klassischen gesellschaftlichen Randgruppen wie „Trinkern", „Wanderern", „Arbeitsscheuen", „Bettlern" und Straftätern gerieten auch „Fürsorgezöglinge" oder wegen angeblicher „Geistesschwäche" zu entmündigende Personen ins Visier der Bewahrungsbefürworter. Auch mischten sich im Laufe der Zeit andere Professionen in die Bewahrungsdiskussion ein. Ministerialbeamte, Strafrechtswissenschaftler, Kriminalisten, Ärzte und Psychiater machten sich die Forderungen nach der Asylierung unangepaßter Personen ebenso zu eigen wie die einflußreichen sozialpolitischen Interessenverbände.
Bei allen kontrovers diskutierten Unterschieden im Detail waren sich die Fürsorgeexperten jedweder professionellen und politischen Couleur in einem Punkt einig: Ein Bewahrungsgesetz mußte her. Entschiedene Gegner des Bewahrungsgesetzes fanden sich nur in den Reihen der KPD, was Willing etwas einseitig als reine „*politische Agitation*" abtut. Zwar konzidiert er, daß die kommunistische Kritik in „*einzelnen Punkten durchaus ihre Berechtigung*" gehabt habe, die „*Verabsolutierung eines schwarzweißen Denkens in den Kategorien des Klassenkampfes*" hätte jedoch die Kommunisten bei der Ablehnung des Bewahrungsgesetzes in eine isolierte Position manövriert. Die argumentative Isolation der Bewahrungsgegner dürfte freilich mehr mit dem repressiven Grundkonsens der Weimarer Fachkreise zu tun gehabt haben, als mit der Begründung der ablehnenden Position.
Mit der Übertragung der politischen Macht an die Nationalsozialisten hätte für die Befürworter der Bewahrungsidee eigentlich die große Zeit anbrechen können. Alle Gegner des Bewahrungsgesetzes waren ausgeschaltet und die rechtsstaatlichen Garantien der Weimarer Republik abgeschafft. Paradoxerweise kam es aber auch unter diesen vergleichsweise „günstigen" Rahmenbedingungen des NS-Staates nicht zu einem Bewahrungsgesetz, was vor allem mit den grundlegend veränderten institutionellen Kräfteverhältnissen zu tun hatte. Nicht mehr die Fürsorge sollte für die Verwahrung der nun als „*gemeinschaftsfremd*" titulierten Personen zuständig sein, sondern der Polizei-, SS- und Gestapo-Apparat. Mit anderen Worten: Die im letzten Drittel der

1930er Jahre forcierte terroristische Lösung der *„Asozialenfrage"* machte die Anstrengungen für eine gesetzliche Regelung ohnehin überflüssig. Somit markiert der Nationalsozialismus für Willing in der Diskussion über das Bewahrungsgesetz einen deutlichen Bruch. Bis 1938/39 hätte trotz der ideologischen Neuausrichtung der Fürsorge eine weitgehende *„Kontinuität bürgerlich-konservativer Bewahrungsvorstellungen in repressiver Spielart"* vorgeherrscht, während ab 1939 eine *„von Krieg und Vernichtungswillen geprägte radikale Phase"* eingesetzt habe, in der *„an die Stelle der fürsorgerischen Anstaltsbewahrung die ‚Ausmerzung' der ‚Gemeinschaftsfremden' in den KZ der SS"* getreten sei.
Während in der SBZ und der DDR das Bewahrungsgesetz nicht weiter verfolgt wurde, rückte die Bewahrungsfrage in den Westzonen nach kurzer Zeit wieder in den Mittelpunkt der fürsorgerischen Diskussion. Obwohl einzelne Länder auf dem Verordnungswege Richtlinien zur Handhabe der Einweisung in geschlossene Anstalten erließen, wurde die Möglichkeit zur fürsorgerischen Bewahrung erst mit der Verabschiedung des Bundessozialhilfegesetzes im Jahre 1962 geschaffen. War damit die zwangsweise Internierung mißliebiger Personen auf gesetzlicher Grundlage vier Jahrzehnte nach dem ersten Gesetzesentwurf von Agnes Neuhaus doch noch Realität geworden, wurde die damit geschaffene Unterbringungsmöglichkeit so gut wie gar nicht wahrgenommen. Die Verfassungsklage der Länder Hessen und Niedersachsen sowie der Hansestadt Hamburg führte fünf Jahre später zur endgültigen Abschaffung der einschlägigen Gesetzesbestimmungen.
Wie bei dem auf die Rekonstruktion des Diskussionsverlaufs zielenden Zugang nicht anders zu erwarten, wird die Praxis der Bewahrung und anderer fürsorgerischer Zwangsmaßnahmen nicht beleuchtet. Dies ist bedauerlich, denn tatsächlich wurden unterschiedliche Formen der Bewahrung realisiert, ohne daß es dazu des lange geforderten Bewahrungsgesetzes bedurft hätte. So befanden sich im Jahr 1930 allein in Preußen nicht weniger als 17.000 Personen in fürsorgerischer Bewahrung. Diese Praxen, den konkreten Zugriff auf die Betroffenen wie auch die Lebenssituationen in den Bewahranstalten zu rekonstruieren wird der zukünftigen Forschung überlassen bleiben. Da das Engagement der Fürsorgeexperten für das Bewahrungsgesetz nicht zuletzt darauf zurückzuführen war, daß sich viele ihrer „Klienten" dem bevormundenden Anspruch der Wohlfahrtspflege entzogen und offensiv an ihren abweichenden Lebensentwürfen festhielten, wäre mit der Aufschlüsselung solcher Widerstände und Konfrontationen nicht nur das Wissen um die Bewahrung um wesentliche Aspekte erweitert, sondern auch der fürsorgegeschichtlichen Forschung neue Impulse vermittelt, die bislang den „Objekten" der Fürsorge nur wenig Interesse entgegengebracht hat.

Sven Steinacker

Klaus-Detlev Godau-Schüttke, Der Bundesgerichtshof - Justiz in Deutschland, Berlin: Verlag Tischler, 2005, 480 S.

Bezeichnend für den zurückhaltenden, nüchternen Gestus der hochbedeutsamen zeit- und rechtsgeschichtlichen Untersuchung der höchsten bundesdeutschen Justizinstitution sind bereits die ersten Sätze: *„Diese Dokumentation beschreibt den Aufbau des Bundesgerichtshofs (BGH) als oberstes Gericht für die Straf- und Ziviljustiz in Deutschland. Der Aufbau vollzog sich parallel zur Konstituierung einer parlamentarischen Demokratie, die übergangslos auf die NS-Diktatur folgte."* Der engere Untersuchungszeitraum umfaßt die Zeit vom Oktober 1950 bis zum Juni 1953. Die Zeitspanne erklärt sich sinnvoll daraus, daß damals 100 Bundesrichter(innen) ernannt wurden. Die

Studie greift aber zurück in die Weimarer Zeit, in die des Nationalsozialismus und in die Zeit nach 1953, als es um die Aufarbeitung der Vergangenheit der Justiz und die Erinnerungsdefizite ging, und schließlich auch rechtspolitisch bis in die jüngste Gegenwart.

Der Verfasser, selbst Richter am Landgericht und durch eine Reihe von ähnlich wichtigen Arbeiten auf dem Gebiet der jüngsten Rechts- und Zeitgeschichte aufs beste ausgewiesen, bezeichnet seine Analyse allzu bescheiden und insoweit, als er Personal und Aufbau der Justiz in diesem Zeiträumen und mit Auswirkungen auf die Zeit danach untersucht, auch nicht zutreffend nur als „Dokumentation". Von einer Vielzahl von zeitgeschichtlichen Arbeiten, die bis in die jüngere Justizgeschichte hineinreichen, unterscheidet sich diese durch eine niemals anonymisierende Vorgehensweise, die sich nicht scheut, in konkreter analytischer und belegter Schärfe Namen, Strukturen und Folgeerscheinungen zu bezeichnen, welche in entscheidenden Situationen und Weichenstellungen auf Jahre und Jahrzehnte hinaus Aufbau, Grundlagen und Traditionen der Justiz der Nachkriegszeit bestimmten.

Schon bei der Untersuchung der Heyde/Sawade-Affaire (Klaus-Detlev Godau-Schüttke, Die Heyde/Sawade-Affäre. Wie Juristen und Mediziner den NS-Euthanasieprofessor Heyde nach 1945 deckten und straflos blieben, 2.Aufl., Baden-Baden 2001) gelang es dem Verfasser, mit der präzisen Erfassung des zeitgeschichtlichen Hintergrundes und der Ereignisse zugleich ein tiefgehendes Bild der Personalpolitik eines Bundeslandes zu zeichnen, die es nicht nur der Mehrzahl der durch die NS-Zeit extrem belasteten Juristen, der Richter an NS-Sondergerichten zumal, ermöglichte, binnen kürzester Frist wieder an die früheren Justizkarrieren der Jahre vor und nach 1933 anzuschließen, sondern von denen nicht wenige das jahrelange Wirken des unter anderem Namen auch und insbesondere für die Justiz gutachterlich tätigen Euthanasietäters Heyde alias Sawade bewußt deckten oder aber mehr oder weniger stillschweigend dazu beitrugen.

Daß die Untersuchung deswegen nicht ganz umfassend sein kann, weil das Beamtenrecht auch 50 Jahre nach dem Ende des Dritten Reiches nur bei einem Sample von 68 Personalakten die Einsicht und wissenschaftliche Aufarbeitung ermöglicht, bei 32 Akten aber noch Hemmnisse errichtet, reduziert den Wert der Arbeit keineswegs. Godau-Schüttke ist es gewiß nicht ohne Mühen gelungen, Akten einzusehen, die in solchen oder ähnlichen sensiblen Bereichen allzu gerne langjährig unter Verschluß geblieben sind oder bleiben. Auch mit dem etwas begrenzten Bestand gelangt der Verfasser, der auch hier die strukturelle mit der biografischen Betrachtungsweise vorzüglich miteinander verknüpft, zu höchst bemerkenswerten Einsichten und Aufschlüssen.

Ein Leitfaden der Arbeit ist der Werdegang des ersten Präsidenten des BGH Hermann Weinkauff von der Weimarer Zeit über die nationalsozialistische bis zur bundesdeutschen Justiz. Mit großer Sorgfalt, mit Sinn für wichtige Details und beispielhafte Entwicklungen, sowie mit deutlicher Konturierung der Karrieren in der NS-Zeit räumt Godau-Schüttke mit beliebten Legenden der Nachkriegszeit auf. Wenn der Parlamentarische Rat noch 1949 in Abkehr von der NS-Zeit und wegen der *„bitteren Erfahrungen"* einen *„neue(n) Richtertyp"* anstrebte, weil die Richter *„mit einer schweren, soziologisch und historisch bedingten Hypothek belastet waren"*, dann wurde bei der Gestaltung der Richterwahl durch die Legislative diesem Ziel der Weg gerade nicht bereitet. Die Wahl der Bundesrichter durch den Richterwahlausschuß im Jahre 1950 war letztlich nicht mit einer sorgfältigen Prüfung der Tätigkeit der Gewählten vor 1945 verbunden, so daß selbst Tätigkeiten an einem NS-Sondergericht

nicht als belastend angesehen wurden. Das Anforderungsprofil war jedenfalls trotz der Absicht, unbelastete Richter zu berufen, so vage, daß das theoretisch angestrebte Ziel nicht erreicht wurde.
Der Verfasser untersucht u.a. die Besetzung und die Rechtsprechung des ehemaligen Reichsgerichts, das mit einigen Schattierungen *„seine dienende Funktion mit Eifer"* erfüllt hatte. Nachdem die russischen Besatzungskräfte das Reichsgericht zerschlagen hatten, kamen die noch in Leipzig verbliebenen 38 oder 39 Richter in Haft. Daß Weinkauff als Präsident des BGH auch zu den Apologeten der Reichsrichter zählte und in abstrakter Distanz gerne vom *„Einbruch des Nationalsozialismus in das Recht und die Gerichte"* sprach, die sich in Unkenntnis naturrechtlicher und ethischer Grundlagen einem *„schwächlichen Rechtspositivismus ausgeliefert"* hätten, zeigt die Exkulpationstendenzen, von denen auch seine Nachfolger Pfeiffer und Odersky in allerdings differenzierterer Weise nicht frei waren. Die Kritik und Selbstkritik der Juristen, die während der NS-Zeit dem Reichsgericht angehörten oder die später die Justiz der NS-Zeit, sei es aus ihrer früheren Sicht als unmittelbar Beteiligte, sei es als Nachgeborene in Gedenkstunden und Festreden oder historisch-biografischen Beiträgen zu würdigen hatten, fiel häufig vorsichtig, ambivalent, rücksichtsvoll, beschönigend oder ausweichend aus. Anders etwa Werner Himmelmann, Vorsitzender der Deutsch-Israelischen Juristenvereinigung, der z.B. Weinkauffs Thesen, die widerstandslose Unterwerfung der Justiz unter das NS-Gedankengut sei unvermeidlich gewesen, und die Leugnungstendenzen des von Weinkauff herausgegebenen und zum Teil selbst geschriebenen Werkes „Die deutsche Justiz und der Nationalsozialismus" (Stuttgart 1968) kritisierte. Aber auch anders als etwa in den zum Teil parteipolitisch geprägten Auseinandersetzungen der fünfziger und sechziger Jahre und während der Zeit der Studentenbewegung lösten eindeutige kritische Stellungnahmen von der Art Himmelmanns in den neunziger Jahren keine Debatte über die NS-Justiz mehr aus. Es bedurfte wohl erst einer Persönlichkeit wie des Chefpräsidenten Hirsch und der zeitlichen Distanz, im Jahre 2002 noch einmal deutlich in Erinnerung zu rufen, daß kein Richter oder Staatsanwalt der Bundesrepublik wegen der tausendfachen Justizverbrechen im Dritten Reich verurteilt worden ist. Mit dazu beigetragen hat das bekannte Rehse-Urteil des BGH von 1968, das vorsätzliche Rechtsbeugung verlangte und damit de jure und de facto die Justiz ungeschoren ließ, und von dem sich der BGH erst 1995 distanzierte, als es darum ging, Richter als Handlanger der totalitären DDR-Justiz zu belangen.
Godau-Schüttke hat auch die soziale Herkunft der Richter des BGH im Untersuchungszeitraum untersucht. Die juristischen Spitzenkräfte entstammten überwiegend den Mittelschichten und waren mit fast 70 Prozent evangelisch, 9 von ihnen waren im Dritten Reich aus rassischen Gründen verfolgt. Von 69 Bundesrichtern waren 27, also 39,1 Prozent Mitglied der NSDAP, einige als sogenannte Märzgefallene, 21 wurde die Parteimitgliedschaft nach 1937 ermöglicht, bevor sie 1939 zwingende Voraussetzung für eine Anstellung als Richter oder Staatsanwalt wurde. 5 NSDAP-Mitglieder waren zugleich SA-Angehörige und 3 fördernde Mitglieder der SS. Unter den Nicht-NSDAP-Mitgliedern waren aber 2 fördernde Mitglieder der SS und 2 zeitweilige NS-Sonderrichter. Die schmale statistische Basis läßt allgemeingültige Aussagen nur bedingt zu. Die Annahme, daß der NSDAP-Beitritt vielfach opportunistische Karrieregründen hatte, aber auch mindestens in großen Teilen durch Überzeugung begründet war, liegt jedoch nahe. Rund 60 % waren Teilnehmer am Ersten Weltkrieg. Zur weltanschaulichen Grundierung liefert der Verfasser differenziertes Material und interessante Hypothesen. Die vielfach zu beobachtende parteipolitische Abstinenz nach 1945 ist

auffallend. Sie entsprach einer wohl auch von Weinkauff stark propagierten „Entpolitisierung" der Justiz, mag aber auch andere Gründe gehabt haben, die sich wahrscheinlich nur durch Einzelinterviews hätten aufhellen lassen.
An einer Reihe von Lebensläufen diskutiert der Verfasser personelle und inhaltliche Kontinuitäten und Diskontinuitäten. Dazu zählt die bemerkenswerte Karriere Willi Geigers, einer der einflußreichsten Richter nach 1945 beim BGH und Bundesverfassungsgericht, vor 1945 zeitweilig Staatsanwalt beim Sondergericht Bamberg. Weinkauff und Thomas Dehler, damals Justizminister, machten Geiger nach der Darstellung des Verfassers als Richter sozusagen *„hoffähig"*. Die hier nachzulesende langjährige und immer wieder aufflammende Debatte um „Des Geigers braune Weste" („Vorwärts", 27.7.1966) demonstriert die Argumentationsmuster der Personalpolitik, der justizinternen und der historischen Beurteilungen der Nachkriegszeit in bemerkenswerter Deutlichkeit, insbesondere als die bis dahin nicht bekannte Tätigkeit Geigers beim Sondergericht Bamberg dokumentarisch belegt und öffentlich wurde.
Godau-Schüttkes historisch-kritische Untersuchung stellt den ersten BGH-Präsidenten bei der Hinterfragung der Biografie und des beruflichen Wirkens in mehreren Regimen nicht als eine Persönlichkeit dar, die sich nach 1945 als Diener des neuen Staates gefühlt habe. In einem Ausblick verknüpft der Verfasser seine historischen Ergebnisse mit der grundsätzlichen Kritik, daß die heutige Richterschaft noch immer eine Ausbildung wie zu Beginn des 20. Jahrhunderts durchlaufe und viel zu wenig gesellschaftspolitisch, sondern technokratisch orientiert sei. Auch in ihrem historisch fundierten, gesellschaftspolitischen Impetus, mehr aber noch durch ihre plastische rechtshistorische Darstellung von biografischen Prägungen, früh festgelegten und fortwirkenden Einstellungen, problematischen Justiz-Karrieren, sich wandelnden, durch Herkunft, Ehrgeiz und mehr oder weniger extreme Anpassung dominierten personalpolitischen Verflechtungen und Rekrutierungen ist Godau-Schüttkes subtil entfaltete Arbeit zu den Ursprüngen, Anfängen und Fortentwicklungen der hohen bundesdeutschen Justiz der frühen Nachkriegszeit ein Markstein der passionierten, aber historisch distanzierten Erforschung der Nachkriegsjuristen, ihrem Vorverständnis sowie der personellen Besetzung von Senaten und deren Rechtsprechung.

Albrecht Götz von Olenhusen

Gaby Weber, Daimler-Benz und die Argentinien-Connection. Von Rattenlinien und Nazigeldern. Herausgegeben von: Dachverband der Kritischen Aktionärinnen und Aktionäre, Informationsstelle Lateinamerika (ila), LabourNet Germany, Berlin: Assoziation A, 2004, 140 S.

Argentinien war die Drehscheibe für eines der größten Geldwäscheunternehmen der Nachkriegszeit: *„In der Schweiz verbunkertes Kapital wird gewaschen und in die deutschen Bilanzen als ‚Exportvergütung' einfließen. Nazigrößen werden untergebracht, die sich in Europa versteckt halten."* Im Zentrum der Ereignisse und Affairen in dem hier anzuzeigenden Buch stehen Mercedes Benz Argentina (MBA) und die deutsche Daimler-Benz AG. Was Gaby Weber, seit zwanzig Jahren Südamerika-Korrespondentin und durch ein Buch über die „Verschwundenen von Mercedes-Benz" (2001) als Kennerin von Themen und Material ausgewiesen, als vorläufigen Zwischenbericht einer engagierten und eindringlichen Recherche vorlegt, ist weit mehr als bloßer journalistischer Scoop, sondern ein brisantes Stück zeitgeschichtlicher, sorgfältig archivalisch basierter Forschung. Die historische Zunft hat diesen Sektor lange vernachlässigt. Die Ergebnisse der Autorin, mit Zahlen, Daten, Fakten und Interviews

untermauert, sind so sensationell wie deprimierend: Seit Anfang der fünfziger Jahre findet eine *„kleine Völkerwanderung von Nazis und Faschisten nach Argentinien"* statt. Was hier via Rom und auf anderen „Rattenlinien" geschah, ist zum Teil bekannt. Das aus der Arisierung jüdischen Vermögens, aus Enteignungen, NS-Raubzügen, aus der Ausbeutung von KZ-Häftlingen und Zwangsarbeitern stammende Kapital aber wird in dieser Zeit, wie hier schlüssig belegt wird, über die Schweiz und andere Länder *„gewaschen"*. Das NS-Fluchtkapital kann sogar insgesamt 3 Milliarden US-Dollar betragen haben. Rechtzeitig vor Kriegsende wird die Kapitalflucht etwa auf einer Straßburger Konferenz von Industriellen im Jahre 1944 vorbereitet; diese Konferenz ist in ihrem Aussagewert und in ihrer Bedeutung historisch umstritten, aber dennoch hinreichend belegt. Investitionen auf komplizierten und verschlungenen Umwegen über MBA und durch eine Kompanie von Strohleuten verwandeln z.B. letztlich 180.000 Dollar in ein dreistelliges Millionen-Imperium in Argentinien. Adolf Eichmann zählt zu den von MBA Angestellten. Die Archive in Buenos Aires oder Untertürkheim schweigen dazu. Unter Perón wird mit Hilfe von Jorge Antonio, Jahrgang 1917 und von Gaby Weber ausführlich interviewt, ein Wirtschaftsmodell praktiziert, das erst mit dem Militärputsch von 1955 endet. Die Schlußfolgerung liegt nahe, daß in dieser Ära maßgebliche Figuren aus Untertürkheim an der südamerikanischen Mischung aus Geldbeschaffung, Naziimport, Geldwäsche, Korruption und politischer Protektion mittel- und unmittelbar Anteil hatten.
Ein Netz von Scheinaktionären, Strohleuten, Verwandten, Bekannten, Kumpels und Statthaltern aus Deutschland und Argentinien mit der Zentralfigur des heute 87jährigen Jorge Antonio wird nach dem Militärputsch von 1955, als die Militärjunta das imposante, hydra-artige Imperium Antonios beendet, Gegenstand einer politischen Untersuchungskommission. Perón soll als korrupter Politiker auf die Anklagebank; die Daimler-Benz AG wird enteignet. Als rettender Heiland erweist sich der frühere CIA-Mann William A. Mosetti, über den die Archive bis heute ebenso wenig mitteilsam sind wie über den früheren Mitarbeiter Adolf Eichmann. 1959 wird die Enteignung rückgängig gemacht, Daimler und Argentinien besiegeln die glückliche Rettung des investierten Kapitals mit einem Vertrag, der - das ist bezeichnend - sogar ein Staatsvertrag zweier souveräner Staatsgebilde ist. Irgendwie werden in der Folge als *„Feindeigentum"* blockierte Firmen legalisiert, gehen - nicht nur bei Daimler - an die Vorbesitzer zurück. Politische Wechselfälle haben es mit sich gebracht, daß einer der wichtigsten Protagonisten dieser deutsch-argentinischen Beziehungen, Jorge Antonio, nach langem Madrider Exil (dort von den Deutschen, auf die er bis heute nichts kommen läßt, ausbezahlt) in seine Heimat zurückkehren kann. Seine Entschädigung - angeblich 70 Millionen Dollar, er selbst räumt 30 Millionen ein - fällt opulent aus.
Die über Länder und Jahre hinweg praktizierten Transaktionen nach Südamerika und zurück mit ihren hier nicht einmal ansatzweise darzustellenden personellen, finanziellen und wirtschaftlichen Verflechtungen und Hintertreppen wurden von der Verfasserin geradezu kriminalistisch ermittelt. Wenn je eine bis in die Gegenwart reichende zeitgeschichtliche Reportage den Egon-Erwin-Kisch-Preis verdienen würde, dann dieses Buch. Die Autorin sieht dabei durchaus die feinen Unterschiede zwischen Nazigeld als Parteivermögen, das rechtzeitig heimlich ins geneigte Ausland transferiert wurde und dem manche heutigen Neo-Nazis vergeblich nachtrauern, und dem während der NS-Zeit angesammelten Firmenkapital, das auf Umwegen wieder seinen Weg nach Deutschland zurückfindet. Sie rührt an historische Tabus, wenn auf beiden Seiten des

Atlantik profitable Nazi-Beziehungen der Perón-Zeit gerne unter den Teppich gekehrt werden.
Alles in allem können wir in dem solide dokumentierten Buch auch die fragwürdige Historie guter und schlechter, meist aber letztlich einträglicher Nachkriegs-Geschäfte nachlesen - in den Grauzonen von Kapital und nationaler und internationaler Politik und im Halbschatten der Geschichte von Firmen, welche sich den jeweiligen Machthabern und Weltläuften geschmeidig und einträglich anzupassen wußten. Viele Fragen, von der Autorin auch an Daimler-Benz gestellt, bleiben offen. Und Südamerika ist, wie es scheint, für viele dankenswerterweise so weit entfernt wie die mehr oder weniger legalen Peinlichkeiten der NS- und Nachkriegszeit. Die rückhaltlose Öffnung der Archive in Deutschland, im Vatikan und in Argentinien wäre nur durch eine engagierte Öffentlichkeit zu erzwingen. Deren Interesse an der Kumpanei von Regierungen, Firmen, alten und neuen Kameraden und verschworenen Kameradschaften aus glorreicher Zeit scheint jedoch, wie der Zeitgeist lehrt, relativ schwach entwickelt zu sein.

Albrecht Götz von Olenhusen

Hermann Bubke, Der Einsatz des Stasi- und KGB-Spions Otto Freitag im München der Nachkriegszeit, Hamburg: Verlag Dr. Kovač, 2004, 258 S.
Das im Dunkel der Geheimdienstoperationen während der Adenauer-Zeit angesiedelte Buch liefert, für den unvorbereiteten Leser sicher überraschend, wichtige Hinweise auf die Geschichte der - wie es damals hieß - „heimatlosen Linken". Auf der Auswertung von Stasi-Unterlagen beruhend, zeigt sich damit, wie wertvoll diese für die Erschließung gerade der vielen sonst nicht im direkten Zentrum der historischen Aufmerksamkeit stehenden Entwicklungen sein können. Zugleich wird damit auch wieder einmal deutlich, daß die stalinistischen Apparate jenseits der Selbststilisierung als Kampfinstrument gegen den Klassenfeind mit mindestens derselben Energie im Kampf gegen links aktiv waren und sich dabei offensichtlich problemlos fragwürdiger Zeitgenossen bedienten, von den dabei angewendeten Methoden erst gar nicht zu reden.
Otto Freitag war seit 1926 Reichswehroffizier und seit 1938 NSDAP-Mitglied. Im Weltkrieg an der Ostfront verwundet, hängte ihm ein Vorgesetzter ein Kriegsgerichtsverfahren wegen angeblicher Befehlsverweigerung an. Das erlaubte ihm, sich unmittelbar nach Kriegsende eine Art politischer Verfolgung im Umfeld des 20. Juli anzudichten. Zudem konnte er davon ausgehen, daß die Mitgliedsverzeichnisse der NSDAP nicht mehr zugänglich seien. Ursprünglich aus München stammend, ging er in die sowjetisch besetzte Zone, wohin seine Familie evakuiert worden war, wurde am 1. Juli 1945 KPD-Mitglied und begann eine Karriere auf regionaler Ebene. Er erweckte das Interesse der sowjetischen Besatzungsmacht und wurde zunächst für den sowjetischen (später den DDR-) Geheimdienst zur Arbeit im Westen angeheuert. Nach vorgetäuschter Fluch bestand sein erster Auftrag im Jahre 1951 darin, in die nach dem Bruch Titos mit Stalin vor allem von ehemaligen KPD-Kadern gegründete „Unabhängige Arbeiterpartei" (UAP) einzutreten. Ihr schlossen sich auch zahlreiche unabhängige Linke an, u. a. die kleine trotzkistische Gruppe. Freitag sollte nicht nur ausführliche Informationen liefern, sondern innerparteiliche Differenzen anheizen, wobei ihn speziell die Aktivitäten der Trotzkisten interessierten. Doch die UAP zerbrach schon im Verlaufe des Jahres 1951, weil Jugoslawien die finanzielle Unterstützung einstellte. So konzentrierte sich Freitag ganz auf die Trotzkisten, deren Vertrauen er schnell gewann. So berichtet Bubke z. B., wie es ihm gelang, die Aktentasche des ahnungslosen

Ernest Mandel zu durchwühlen und so wichtige Informationen über den Zustand der „Vierten Internationale" zusammenzustellen. Ein besonderes Ziel wurde der Prager Emigrant Wolfgang Salus. Dieser stammte aus einer prominenten deutsch-jüdischen Familie, schloß sich in den zwanziger Jahren der kommunistischen Jugend an, brach mit dem Stalinismus und wirkte mehrere Jahre als Sekretär Trotzkis. Nach der kommunistischen Machtübernahme im Jahre 1948 mußte Salus, der ebenfalls durch seine literarischen Aktivitäten bekannt geworden war, fliehen, verfügte aber offensichtlich weiterhin über Kontakte oder war zumindest in den Augen des sowjetischen Geheimdienstes solcher verdächtig. Zunächst entwarf Freitag Entführungspläne, aber im Winter 1952/53 gab es offensichtlich auf höchster sowjetischer Ebene eine Entscheidung, ihn mit einem der vom sowjetischen Geheimdienst in den dreißiger Jahren entwickelten nicht nachweisbaren „Spezialgifte" umzubringen. Über die Gründe kann man nur Vermutungen anstellen. Zeitlich fiel diese Entscheidung zusammen mit dem Slánský-Prozeß in Prag. Vielleicht hatte man ursprünglich geplant, ihn dort, entsprechend präpariert, auftreten zu lassen. Bubke selbst tippt, ohne dafür Hinweise in den Akten finden zu können, auf einen Zusammenhang mit der letzten geplanten „Säuberungs"-Aktion Stalins im März 1953.
Jedenfalls hat Bubke die Beobachtungen Freitags und seine detaillierten Entführungspläne ausführlich dokumentiert. Über die Mordaktion selbst heißt es bei ihm anhand von Zitaten aus Stasi-Berichten, es sei Freitag gelungen, *„Salus auszuschalten"*. Tatsächlich ließ sich 1953 ein Mord nicht nachweisen, obwohl sofort ein entsprechender Verdacht aufgetreten war; enthüllt wurde das Geheimnis - von Bubke nicht erwähnt - in den „Moscow News" vom 2.8.1992. Für die trotzkistische Bewegung war die Ermordung dieses bedeutenden Intellektuellen und Aktivisten ein herber Verlust.
Freitags Schwerpunkt blieben auch in den folgenden Jahren die Trotzkisten und die mit ihnen in der einen oder anderen Weise verbundenen Linken. Dabei griff er vor allem aktiv in die 1953 erfolgte Spaltung der IV. Internationale ein, die er vertiefen sollte. Er bot sich für eine der beiden Fraktionen (das sogenannte „Internationale Komitee") als Kontaktmann an, während die große Mehrheit der deutschen Gruppe bei der internationalen Mehrheit (zu der z. B. auch Mandel gehörte) verblieb. Die Methoden, die er anwandte, um sich Vertrauen zu erschleichen, waren die bei Polizeispitzeln üblichen: Sich durch ständige, ‚uneigennützige' Hilfsbereitschaft für die organisatorischen Aufgaben unersetzlich zu machen, während er in der politischen Arbeit kaum auffiel. Dadurch rief er sogar ein gewisses Mißtrauen bei der Führung der deutschen Trotzkisten hervor, die dahinter jedoch Karrierismus im üblichen Sinne vermutete, wie ein im Anhang dokumentiertes internes Rundschreiben zeigt.
In der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre scheint Freitag in München eng mit Theo Pirker zusammengearbeitet zu haben. Dieser selbst hat in seinem autobiographischen Gesprächsbuch (Martin Jander [Hg.], Theo Pirker über Pirker, Marburg 1988, S. 99-102) über Freitag leider nur sehr vage und sogar ohne Namensnennung im Zusammenhang mit der Solidaritätsarbeit für den algerischen Befreiungskampf berichtet, wobei Freitag als ehemaliger Offizier ebenfalls gute militärische Ratschläge geben konnte.[1] Aber es gab auch auf Deutschland bezogene politische Projekte, wie z. B. eine maßgeblich von Pirker zu gestaltende Zeitung. Darüber wurde auf einer Sitzung des „Internationalen Komitees der IV. Internationale" mit den beiden deutschen Vertretern Freitag und Pirker in München Anfang 1959 gesprochen, ebenfalls im Anhang

1 Dagegen sind diese Aktivitäten Claus Leggewie in seinem Buch „Kofferträger. Das Algerien Projekt der deutschen Linken" (Berlin 1984) offensichtlich entgangen.

durch einen Bericht Freitags dokumentiert. Doch drängt sich der Verdacht auf, daß Freitag hochstaplerische Projekte auflegte, um sie dann umso schneller zu beerdigen. Seine SED-Auftragsgeber dürften zweifellos am allerwenigsten ein Interesse gehabt haben, Anstöße für die Formierung und Förderung einer unabhängigen Linken in der Adenauer-Republik zu geben. Im Herbst 1961, im Rahmen diverser Spionageaffären zwischen Ost und West, wurde Freitag abgezogen und versuchte von Ost-Berlin aus mit einer öffentlichen Erklärung (als „Flüchtling aus der BRD") Einfluß auf die Algerien-Solidarität (d. h. zum Schaden dieser Solidaritätsarbeit) zu nehmen.[2]
In der Folgezeit betätigte er sich hauptamtlich für die Stasi u. a. bei der Bespitzelung von DDR-Reisegruppen im „sozialistischen Ausland", bis er sich dann als Rentner in maßloser Selbstüberschätzung im Netz der Stasi verstrickte. Aus Verbitterung über Restriktionen gegenüber seiner Familie und wohl auch im Wissen über wachsende Unzufriedenheit glaubte er, sich dadurch rächen zu können, daß er westdeutschen Geheimdiensten Informationen zukommen ließ. Das blieb nicht unbemerkt, doch kam er mit zwei Jahren Gefängnis noch relativ glimpflich davon, verlor aber alle materiellen Privilegien, u. a. die durch seine Beziehungen im ZK erschlichene Sonderrente als „Kämpfer gegen den Faschismus". In den achtziger Jahren verstarb er.
Seine Aktionen gegen die Trotzkisten und die „heimatlose Linke" sind hier relativ ausführlich referiert worden, weil sie den Schwerpunkt seiner Tätigkeit und damit auch des Buches bilden. Seine Aktivitäten waren allerdings nicht darauf beschränkt. Eine Liste (S. 124-125) zeigt, wie weit gespannt seine Spitzeltätigkeit war. Zudem war er noch auf Ziele außerhalb der Linken angesetzt: Eine geplante Entführung des BND-Chefs Gehlen oder Aktionen gegen osteuropäische Emigranten (wie z. B. Borys Lewytzkyj, Autor zahlreicher Bücher zur Sowjetunion in den fünfziger und sechziger Jahren) zeigen, daß er permanent tätig war. Dafür entlohnte ihn die Stasi ‚angemessen', wenn er sich auch in München strikt tarnte und *„sehr bescheiden"* (Pirker) lebte, so daß seine vielen Reisen zwar auffielen, aber letztlich keinen Argwohn erregten.
Trotz der spannenden Geschichte bleibt Bubkes Buch aber vor allem deshalb letztlich unbefriedigend, weil es sich nur auf die aus den Stasi-Akten rekonstruierten „Fälle" konzentriert und diese dabei mehr aufzählt, als sie in einen weiteren politischen Kontext zu stellen. So bleibt etwa die Frage unbeantwortet, was Freitags Aktionen letztlich bewirkt bzw. wie und wem sie geschadet haben; da wären weitere Forschungen nötig. Freitag selbst bleibt ebenfalls als Person ziemlich blaß. Was diese irrlichternde Gestalt antrieb, auch wie sein persönliches Umfeld war, erfährt man nicht. Vielleicht läßt es sich aus den Akten heraus auch nicht rekonstruieren. Eines jedenfalls wird deutlich: Freitags Karriere ist eine sehr deutsche Karriere von jemandem, der es verstand, zumindest die meiste Zeit fast bruchlos oben zu schwimmen, dabei die politischen Fronten von rechts nach links zu überschreiten, sich die Biographie eines antinationalsozialistischen Widerstandskämpfers anzudichten und skrupellos die vielen ihm politisch Vertrauenden zu verraten. Eben wie man sich einen Spitzel in Deutschland vorstellt.

Reiner Tosstorff

Michael Warschawski, Mit Höllentempo. Die Krise der israelischen Gesellschaft, Hamburg: Edition Nautilus, 2004, 126 S.

Die bundes- und später gesamtdeutsche Linke hat manche Absurditäten aufzuweisen; zu den im negativen Sinne bemerkenswertesten gehört zweifellos die sogenannte Soli-

2 Leider findet auch diese Episode bei Leggewie keine Erwähnung.

darität mit dem sogenannten Befreiungskampf des sogenannten palästinensischen Volkes, zu deren Geschichte u.a. die Selektion israelischer bzw. jüdischer Insassen eines von sogenannten palästinensischen und bundesdeutschen Freiheitskämpfern entführten Flugzeuges im Jahre 1976 gehört. Die Wiederkehr des banalen Antisemitismus in Form eines völkisch und nationalistisch überdeterminierten Antizionismus steht dabei in engstem Zusammenhang mit der immer wieder aufflammenden Begeisterung für nationale oder regionalistische Befreiungsbewegungen; der ideologische Zusammenhang einer solchen Begeisterung mit dem nationalsozialistischen Engagement für entsprechende Bewegungen oder auch dem sogenannten Befreiungsnationalismus der Neuen Rechten gehört zweifellos zu den Desiderata der Forschung. Auch wenn den politischen und sozialen Unabhängigkeitsbestrebungen der imperialistisch kolonisierten Bevölkerungen der Dritten Welt ihre Berechtigung nicht abzusprechen ist, haben sich die in diese Bestrebungen gesetzten Hoffnungen linker Befreiungsstrategen durchweg als Projektionen erwiesen, die zum einen von den eigenen Problemen ablenken sollten und zum anderen - insbesondere durch den im übrigen auch schon von nationalsozialistischen Ideologen gepflegten Hinweis auf die entsprechende Dominanz des us-amerikanischen und natürlich des jüdischen Weltkapitals - schon immer einen verschwörungstheoretischen Beigeschmack hatten. Seitdem sich in linkskommunistischen Kreisen schon bald nach der ersten Euphorie über die russischen Revolutionen des Jahres 1917 die Erkenntnis durchgesetzt hatte, daß es sich insbesondere auch bei dem bolschewistischen Oktoberputsch letztendlich um nichts anderes als eine - verglichen z.B. mit den bürgerlichen Revolutionen Frankreichs oder Englands - mit ungewöhnlichen Mitteln durchgesetzte nachholende bürgerliche Revolution zwecks Etablierung eines staatlich vorangetriebenen Kapitalverhältnisses handelte, gehört es zur guten Tradition dieses linkskommunistischen Denkens, eine grundsätzliche Distanz zu nationalistischen Befreiungsbewegungen jeglicher Couleur einzuhalten, insbesondere auch da, wo deren Führer sich auf das russische Beispiel beriefen und gegebenenfalls von den Nachfolgern der Oktoberputschisten unterstützt wurden. Michael Warschawski ist zweifellos nicht in einer solchen Denktradition zu verorten; mit seinem Buch reiht er sich vielmehr nahtlos in die Denktradition der klassischen Solidaritätsbewegungen mit der Dritten Welt ein, die einem nahezu geschlossen dualistischen Weltbild huldigen, demzufolge das internationale Weltkapital einseitig für die weitgehend desaströse ökonomische, soziale und politische Situation der meisten Gesellschaften der Dritten Welt verantwortlich ist. In dieser monokausal ausgerichteten Argumentation gibt es keine originären Verantwortlichkeiten der in den jeweiligen Staaten selbst angesiedelten Eliten. Den Vertretern einer solchen Argumentationsweise scheint nicht einmal aufzufallen, daß sie diesen Eliten und darüber hinaus allgemein den als bloße „Unterdrückte" wahrgenommenen Menschen in der Dritten Welt jegliche Eigenverantwortlichkeit absprechen; in ihrer Sicht sind diese letztendlich nichts als Marionetten in den Fängen des internationalen Kapitals, das oft genug als verschwörungstheoretischer Zusammenhang imaginiert wird. Analog zu einer solchen Sichtweise ist die von Warschawski thematisierte *„Krise der israelischen Gesellschaft"* nicht etwa im Kontext des seinerseits wiederum in eine tradierte und durchaus allgemein bekannte arabisch-islamische Israelfeindschaft eingebetteten sogenannten palästinensischen nationalen Befreiungskampfes zu sehen. Verantwortlich für diese *„Krise"* ist vielmehr die israelische Politik selbst, die laut Warschawski seit Beginn der in seiner Sichtweise natürlich von ihr selbst zu verantwortenden zweiten Intifada der sogenannten palästinensischen Freiheitskämpfer eine *„Militarisierung von Staat*

und Gesellschaft" vorantreibt, die Israel möglicherweise *„strukturell in ein faschistisches Regime verwandelt, das sich um demokratische Ansprüche und rechtsstaatliche Normen nicht mehr kümmern muß"*. Es verwundert folglich nicht, daß Warschawski unter der Überschrift „Perverse Wiederkehr der Shoah" glaubt behaupten zu müssen, *„daß man... das Verhalten der Schlächter des jüdischen Volkes übernimmt"*, daß ein *„Häftlingslager"* zwar *„kein Vernichtungslager (ist)"*, aber *„sehr an die deutschen Konzentrationslager der dreißiger Jahre (erinnert)"* und daß *„auch die Sprache die Sprache der Nazis geworden (ist)"*. Während er auf israelischer Seite einen *„Krieg gegen Zivilisten"*, eine *„systematische Ermordung von Zivilisten"*, u.a. bei dem *„Massaker"* von Jenin, *„Vandalismus der israelischen Armee"*, *„echte Todesschwadrone"*, *„großangelegte ethnische Säuberungen in der Westbank"*, eine *„Politik der systematischen Morde und Massaker"*, *„Kolonialismus"*, eine *„systematische Dehumanisierung des Kolonisierten"* und schließlich einen *„messianischen Nationalismus und militaristischen Messianismus"* glaubt beobachten zu können, der *„sich in das Kreuzzugsprojekt des Westens gegen die islamische Welt einreiht"*, *„bereit zum messianischen Jihad im Namen des jüdischen Gottes und... der christlichen Kultur"* als *„Kern des perversen Bündnisses zwischen den nationalistisch-messianischen jüdischen Strömungen und dem protestantischen Fundamentalismus"*, ist ihm auf palästinensischer Seite nichts mehr als ein *„unbewaffnete(r) Volksaufstand der Jugendlichen"* aufgefallen, der fälschlicherweise als *„bewaffneter Kampf"* dargestellt werde; immerhin sind ihm ganz beiläufig durchaus auch *„Terrornetze"* (!) und *„Selbstmordanschläge"* bekannt, die aber selbstverständlich *„eine Reaktion auf die systematischen Verletzungen der Vereinbarungen durch die verschiedenen israelischen Regierungen und auf die immer stärkere Demütigung der Palästinenser in den besetzten Gebieten waren"*. Wenn er schließlich darauf verweist, daß in Israel unter der Rabin-Regierung eingeführte Geschichtsbücher *„verboten"* worden seien, vergißt er natürlich jeden Hinweis auf die zur Genüge dokumentierte Tatsache, daß Israel in palästinensischen Schulbüchern als Staat überhaupt nicht vorkommt, also negiert wird. Die geradezu groteske Blauäugigkeit, mit der Warschawski die zweifellos realen sozialen Probleme der israelischen Gesellschaft, die ebenso zweifellos in einem erheblichen Ausmaß auf die ungelösten Probleme der Palästinenser zurückzuführen sind, in einem Koordinatensystem ansiedelt, in dem kriegerische Israelis friedliche Palästinenser unterdrücken, ist wahrlich bemerkenswert. Warschawski verharmlost den systematischen und erklärtermaßen auf die Zerstörung des Staates Israel abzielenden, von zahlreichen islamischen Staaten und besonders vom Iran und von Syrien geförderten und unterstützen Terror theokratischer Gotteskrieger aus unterschiedlichsten Organisationen auf eine nicht nur unerträgliche, sondern insbesondere auch unredliche Weise; seine damit einhergehende Dämonisierung der israelischen Politik konterkariert das, was er als sein angeblich eigentliches Anliegen ausgibt: *„Israels wahnsinnige Jagd in die (Selbst-) Zerstörung"* aufzuhalten.

Wolfgang Braunschädel

Stefan Bollinger (Hg.), Imperialismustheorien. Historische Grundlagen für eine aktuelle Kritik, Wien: Promedia, 2004, 173 S.

Als Epoche des klassischen Imperialismus gilt, dies ist im wissenschaftlichen Diskurs weitgehend unstrittig, die Zeit zwischen den 1870er Jahren und dem Ende des Ersten Weltkrieges. Die folgenden Jahrzehnte werden als Zeit der Überwindung dieses klassischen Imperialismus angesehen, als Zeit allenfalls eines verschleierten Imperialismus.

Die Jahre von 1945 bis 1989 gelten als eine nachimperialistische Zeit, die durch das Ende der Kolonialreiche und eine mehr oder weniger friedliche zwischenstaatliche Konkurrenz gekennzeichnet war. Mit dem Ende des Ostblocks ist jedoch ein Zustand eingetreten, der manche Beobachter nicht nur an die verworrene Lage auf dem Balkan vor 1914 erinnert, sondern auch von der Rückkehr eines offenen Imperialismus sprechen läßt. Tagtäglich beweisen die Machthaber in den Metropolen, daß die Friedensfähigkeit des Kapitalismus nur in historischen Ausnahmesituationen einer möglichen gegenseitigen Vernichtung der konkurrierenden Systeme funktionierte. Abgesehen von dem im engeren Sinne militärisch aktiven Imperialismus der USA entwickelt sich mittlerweile auch in Deutschland und Frankreich mehr und mehr das Bedürfnis, die sich wandelnde Welt nach den je eigenen wirtschaftlichen und politischen Bedürfnissen umzugestalten. Die beiden Staaten sind daher Motoren einer Entwicklung, in deren Verlauf sich die Europäische Union zu einem auf einer supranationalen Struktur basierenden Euro-Imperialismus entwickeln und die ihm eigenen militärischen Potentiale zwecks „humanitärer" Interventionen zukünftig verstärkt ausbauen könnte.
Für die Linke ergibt sich aus dieser Entwicklung die zwingende Notwendigkeit, ihr theoretisches Instrumentarium auf die Höhe der Epoche zu bringen und dabei an alte Erkenntnisse anzuschließen. Einen Beitrag dazu will der von Stefan Bollinger als erster Band einer „Edition Linke Klassiker" herausgegebene und mit einem die aktuellen Entwicklungen thematisierenden Text - „Wiederkehr der Imperialisten? Alte Theorien und neue Herausforderungen" - eingeleiteten Sammelband leisten, der eine Auswahl klassischer Texte zum Imperialismus von John A. Hobson, Rudolf Hilferding, Rosa Luxemburg, Karl Kautsky, Nikolai I. Bucharin und Wladimir I. Lenin enthält. Der Band soll den mit diesen prominenten Namen verbundenen Erkenntnisstand in der Imperialismus-Diskussion in leicht verständlicher Form einem von den Kontroversen innerhalb der Neuen Linken nach 1968 weitgehend unbeeinflußten Publikum präsentieren. Die aktuell beschönigend „Globalisierung" genannte Verheerung der Welt bis in die letzten Winkel und Ecken hinein macht jedoch ein Fortschreiten über diesen historischen Erkenntnisstand hinaus unabdingbar. Dazu liefert Stefan Bollinger in seinem einleitenden Text auch insofern Denkanstöße, als er nicht nur abstrakt die Notwendigkeit einer Unterscheidung zwischen dem ökonomisch bestimmenden Monopolkapitalismus und dem politisch agierenden Imperialismus betont, sondern auch mit einem Zitat des us-amerikanischen Politologen Zbigniew Brzezinski darauf verweist, daß denjenigen, die an der „Professionalisierung" der Machtansprüche der Supermacht USA arbeiten, die strategische Bedeutung dieser Differenzen durchaus bewußt sind: *„Amerika"*, so schreibt Brzezinski in seinem Buch „Die einzige Weltmacht. Amerikas Strategie der Vorherrschaft", *„steht in den vier entscheidenden Domänen globaler Macht unangefochten dar: seine weltweite Militärpräsenz hat nicht ihresgleichen, wirtschaftlich gesehen bleibt es* die *Lokomotive weltweiten Wachstums, selbst wenn Japan und Deutschland in einigen Bereichen eine Herausforderung darstellen mögen; es hält seinen technischen Vorsprung in den bahnbrechenden Innovationsbereichen, und seine Kultur findet trotz einiger Mißgriffe nach wie vor weltweit, vor allem bei der Jugend, unübertroffenen Anklang."*

Fritz Keller

Gwendolyn Midlo Hall, Slavery and African Ethnicities in the Americas. Restoring the Links, Chapel Hill: The University of North Carolina Press, 2005, 225 S.

Mehr als 120 Millionen Menschen in den Ländern des amerikanischen Kontinents führen ihre Herkunft teilweise oder vollständig auf jene Afrikaner und Afrikanerinnen zurück, die zwischen 1500 und 1880 verschleppt und zur Sklavenarbeit in den amerikanischen Kolonien gezwungen wurden. Dort haben die Sklaven nicht nur unermeßliche Reichtümer (für andere) geschaffen, sondern selbstverständlich auch die Kulturen der ehemaligen Sklavenhaltergesellschaften nachhaltig geprägt.
Die Forschung zur Geschichte der Sklaverei als einer Geschichte der Arbeit und des Widerstandes hat inzwischen viele Kapitel dieser beinahe vierhundertjährigen Dunkelphase der modernen Zivilisation erhellt. Zwei wichtige Aspekte sind aus der Sicht von Gwendolyn Midlo Hall, einer emeritierten Professorin der Rutgers University in New Jersey, dabei zu kurz gekommen.
Das sind zum einen die versklavten Individuen selbst, die verschleppten Afrikaner und ihre Nachfahren. Die Quellenlage in diesem Themenbereich weist eine mächtige Schlagseite auf, da die versklavten Menschen bis auf äußerst wenige autobiografische Werke - wie beispielsweise „The interesting Narrative of the Life of Oloudah Equiano, or Gustavus Vassa" von 1789 - kaum selbst zu Wort kommen. Aber auch in den Dokumenten der Sklavenhändler, der Sklavenhalter oder der staatlichen Einrichtungen, die sich mit dem Problem der Sklaverei beschäftigten, ist von den Sklaven in den allermeisten Fällen *im Kollektiv* die Rede - der Sklave oder die Sklavin als Individuum existieren in der Überlieferung im Grunde nicht. Mit ihrem vor 14 Jahren erschienenen Werk „Africans in Colonial Louisiana" konnte Hall den versklavten Afrikanern erstmals ein Gesicht (zurück)geben. In ländlichen Gerichtsbezirken Louisianas fand sie detaillierte Beschreibungen von fast 28.000 individuellen Sklaven, die auf die spanischen und französischen Sklavenbesitzer und auf Gerichtsverfahren zurückgingen, an denen Sklaven beteiligt waren. Inzwischen wurden auch Forscher in anderen Regionen in dieser Richtung aktiv, so zum Beispiel auf der Basis von Plakaten zur Fahndung nach entlaufenen Sklaven in Jamaika.
Auf dieser Grundlage ist es endlich auch möglich, die zweite von Hall beklagte Leerstelle zu füllen. Die in den letzten Jahren neu ausfindig gemachten Dokumente über individuelle Sklaven umfassen nämlich häufig auch von den Sklaven selbst gemachte Aussagen über ihre ethnische Herkunft. Die bisherige Forschung hat die verschleppten Afrikaner, wenn sie die heute geläufigen Ethnien nicht ohnehin als koloniale Konstruktionen abgetan hat, größtenteils in einen Topf geworfen. Dies kritisiert Hall zu Recht. Wie immer man den Einfluß der afrikanischen Sklaven und Sklavinnen auf die Kulturen und Sprachen der Länder der Neuen Welt bewertete, die ethnische Herkunft der jeweiligen Sklavenbevölkerungen hat dabei nahezu keine Rolle gespielt. Dies lag sicherlich auch daran, daß die Herkunftsregionen der Sklaven jenseits der einzelnen Verschiffungshäfen und ihres afrikanischen Hinterlandes mangels Interesse der Sklavenhändler quellenmäßig größtenteils im Dunkeln liegt. Ein Übriges tat die verbreitete These, die Sklavenhalter hätten für eine gründliche ethnische Durchmischung ihrer Sklaven gesorgt, da sie sich vor Verschwörungen fürchteten. Die Autorin hält dem entgegen, daß manche Plantagen- oder Minenbesitzer ganz bewußt Sklaven aus bestimmten Ethnien wegen ihrer einschlägigen Fähigkeiten bevorzugt hätten, so zum Beispiel die Reisfarmer im Süden der USA Sklaven aus der Region Upper Guinea. Dabei habe auch ein nicht unbeträchtlicher Technologietransfer von Afrika nach Amerika stattgefunden. Mit ihrer sicherlich grundsätzlich berechtigten Replik schießt Hall aber weit übers Ziel hinaus. Der weitaus größte Teil der Sklaven und Sklavinnen war nun einmal mit dem Anbau von Zuckerrohr und später Baumwolle befaßt.

Im zweiten Abschnitt des Buches („Making Invisible Africans Visible") diskutiert Hall die ethnische Zusammensetzung der Sklaven in den von ihr in Louisiana aufgefundenen Akten (Louisiana Slave Database 1719-1820): Von 27.769 Sklaven, über die sie in Louisiana ausführliche Dokumente gefunden hat, waren 16.099 in Afrika geboren. Von ihnen gaben 8.994 an, einer bestimmten „Nation" anzugehören. Insgesamt fand Hall 217 verschiedene Ethnien, teilweise auf sehr unterschiedliche Weise benannt oder aufgeschrieben. Von diesen konnten 96 identifiziert werden. Der Großteil der erfaßten Afrikaner (8.508 Personen) entstammte allerdings nur 18 verschiedenen Ethnien. Die größte einzelne Gruppe bildeten die Kongos mit 3.035 Personen (merkwürdigerweise sind davon zwei Seiten weiter in der Tabelle nur noch 2.988 übrig).
„This book", schreibt Hall, „is only the beginning of the long, complex, challenging, but important task of restoring the severed links between Africa and the Americas." In den Abschnitten vier bis sieben zeigt Hall überblicksartig anhand der umfangreichen Fachliteratur, wie ein Forschungsprogramm mit dieser Zielsetzung aussehen könnte. Ausgehend von den vier Großregionen Afrikas, in denen Sklavenjäger und Sklavenhändler aktiv waren, arbeitet sie die Rolle jeweils bestimmter Ethnien in den verschiedenen Wellen des Sklavenhandels heraus. Auf der anderen Seite des Atlantik zeigt Hall dementsprechend, wie bestimmte Ethnien die Sklavenpopulationen der Kolonien in bestimmten Phasen ihrer Geschichte dominieren konnten. Das Ziel der Operation besteht darin, die verschiedenen Muster der Bildung einer neuen Kultur (Kreolisierung) in den einzelnen Sklavenhaltergesellschaften besser verstehen und den Anteil der afrikanischen Ethnien besser herausarbeiten zu können.
Leider geht dieses Konzept methodisch nicht auf. Hall kommt nur selten von der Ebene der vier relativ willkürlich zugeschnittenen Großregionen - und man vergißt schnell, *wie* groß diese sind - hinunter auf die ethnische Ebene. Das Quellenproblem, daß nur von einem Bruchteil der Sklaven (und auch nur auf der amerikanischen Seite des Atlantiks) die ethnische Zugehörigkeit bekannt ist, kann die Autorin auch nicht überwinden - wohl aber einige methodische Fehlschlüsse der bisherigen Forschung korrigieren. Der Einfluß der einzelnen phasenweise relativ dominanten Ethnien in den Sklavenhaltergesellschaften müßte konkret vor Ort aufgezeigt werden, etwa in der Musik oder im Wortschatz. Dies würde ein komplexes Modell von Kreolisierung voraussetzen, das auch die räumliche Dimension einschließt, also danach fragt, an welchem Ort denn kreolische Kultur im Alltag der Sklaverei produziert wurde: auf der einzelnen Plantage, im Austausch zwischen den Sklaven (und auch den Herren) verschiedener Plantagen oder in der Stadt. Ein solches Modell ist hier nicht zu finden. Außerdem müßte natürlich der jeweilige kulturelle Korpus der afrikanischen Ethnien in der jeweiligen historische Phase identifizierbar sein, um ihn dann in der jeweiligen kreolischen Kultur wieder auffinden zu können, was sehr schwierig sein dürfte.
Der Verlag hat dem Buch eine ganze Reihe von sehr interessanten Abbildungen beigefügt; ein Teil davon kann im Internet unter „Slavery Image Search" (http://hitchcock.itc.virginia.edu/Slavery/search.html) betrachtet werden.

Ulrich Eumann

James Walvin, Atlas of Slavery, Harlow u. a.: Pearson Education, 2006, 146 S.

Der im anglo-amerikanischen Wissenschaftssystem allgemein verbreitete (und sich auch hier zunehmend durchsetzende) Drang zur Publikationsmaximierung treibt manchmal seltsame Blüten. Der hier zu besprechende Atlas der Sklaverei ist ein gutes Beispiel dafür.

Eine grafisch aufbereitete Geschichte der Sklaverei, die die verschiedenen Schauplätze von 400 Jahren Sklavereigeschichte in ihrer geografischen Dimension veranschaulicht, war bisher ein Desiderat. James Walvin, Professor für Geschichte an der University of York, hat nun ein Buch vorgelegt, das diese Lücke in der Forschungsliteratur aber nur sehr bedingt schließen kann. Der Hauptgrund dafür ist Walvins Methode, so weit wie möglich auf Karten aus anderen Werken zurückzugreifen: Von 87 Karten sind nur 23 neu angefertigt worden. Dieses Vorgehen war sicherlich arbeitsökonomisch sehr vorteilhaft, hat aber für den Leser den Nachteil, ein sehr heterogenes Werk vorgelegt zu bekommen.

In den letzten Jahren ist man als Leser der Qualitätspresse optisch natürlich sehr verwöhnt worden. Multidimensionale Karten mit unterschiedlichen Farbabstufungen für unterschiedliche Quantitäten in verschiedenen Gebieten oder mit eingeklinkten Balkendiagrammen in Form der beschriebenen Objekte gehören zum Alltag in der Wissensgesellschaft. Die Entwicklung der Grafik-Software hat da selbst für den Laien vieles einfacher gemacht. In dem vorliegenden Buch dominieren demgegenüber die klassischen schwarzen Striche und Linien. Nur sehr selten finden sich etwa in Pfeilbreiten umgesetzte Größenunterschiede.

Bei einem Atlas spielt eine stringente Gliederung womöglich eine noch größere Rolle als bei reinen Textwerken. Walvin geht zunächst einmal rein chronologisch vor. Den Schwerpunkt der 20 Abschnitte dieses Buchs bildet natürlicherweise die moderne Sklaverei zwischen 1503 und 1888 in Amerika mit 66 Karten. Überraschenderweise befaßt sich das Werk auch mit der Sklaverei in der Antike, in der islamischen Welt, im vorkolonialen Afrika, in Asien und im 20. Jahrhundert. Insbesondere die zweifelhafte Anwendung der Bezeichnung Sklaverei auf den GULag und die NS-Vernichtungslager weckt den leider unerfüllten Wunsch nach einer genaueren Definition des Begriffs „Sklaverei". Innerhalb des Hauptthemas Sklaverei in Amerika ist der Hauptstrom des Textes und der Karten ebenfalls größtenteils chronologisch. Walvin behandelt zum Beispiel die Schiffsrouten auf dem Atlantik (Karte 36), die Sklavenhandelsküsten Goldküste, Bucht von Benin und Buch von Biafra (Karte 42), die Verbreitung von Plantagen auf Jamaika 1670 bzw. 1774 (Karten 58/59), die Hauptsklavenrevolten in der Karibik (Karte 79) und die Underground Railroad 1840-1860 (Karte 82). Die entscheidenden Phasen der Geschichte der Sklaverei in Amerika - von den portugiesischen Entdeckern in Afrika bis zur Sklavenbefreiung - werden dabei entsprechend ihrer Bedeutung behandelt.

Dabei bringt es die häufige Verwendung von Karten aus anderen Werken mit sich, daß dieses Werk selbst für einen historischen Atlas sehr redundant ist. Gemeinsam mit der offensichtlichen Absicht, ein möglichst breites Publikum anzusprechen, sorgt dies dafür, daß sich etwa die sechs Übersichtskarten über die Sklaverei und den Widerstand der Sklaven in der Karibik in diesem Buch kaum voneinander unterscheiden und nahezu identische Informationen bieten. Und die Lage einer bestimmten Karibikinsel ist sicherlich nicht die Hauptinformation, die man in diesem Buch von einer Karte über die Sklaverei in der Karibik erwartet, vor allem wenn es nicht die erste Übersichtskarte ist. Zu den unerwünschten Nebeneffekten gehören auch die drei verschiedenen Bezeichnungen für die Insel Hispaniola, auf der heute die Staaten Haiti und Dominikanische Republik liegen.

Nur sehr selten geht Walvin einmal in die Tiefe. Karte 80 etwa, die sich mit Sklavenrevolten und den autonomen Siedlungen von geflohenen Sklaven in Brasilien befaßt, präsentiert fast ganzseitig das Riesenland Brasilien mitsamt dem unwirtlichen Amazo-

nas-Gebiet. Dabei umfaßt das eigentliche relevante Gebiet nur etwa 1/10 der Fläche im äußersten Nordosten. Hier wäre eine Karte im kleineren Maßstab um ein Vielfaches anschaulicher gewesen. Aber dazu hätte man die Information aus der Forschungsliteratur umfassend aufbereiten und die nicht-englischsprachige Literatur über die Sklaverei wesentlich stärker in den Blick nehmen müssen. Walvin behandelt zwar in neun Karten die Sklaverei in Nordamerika (Karten 60-68), liefert aber nicht die eigentlich unverzichtbare Grafik, die auf County- oder Parish-Ebene einmal die Zahl der Sklaven präsentiert. Dies leistet dann halbwegs und quasi nebenbei Karte 82 über die Underground Railroad im Kapitel über die Emanzipation. Andere naheliegende Wünsche - etwa nach einer Karte über das Hinterland der Sklavenverschiffungshäfen in Afrika, also die Gebiete, aus denen die Afrikaner verschleppt wurden, oder die Verbringung auf die amerikanischen Plantagen inklusive der Märkte - bleiben gleichfalls unerfüllt.
Eine sehr informative Ausnahme ist die Karte 57 über die soziale und ökonomische Dominanz der Zuckerpflanzer in der Karibik. In dieser aus Arthur Stinchcombes „Sugar Island Slavery" (1995) übernommenen Karte der großen und kleinen Antillen werden die einzelnen Inseln anhand einer Matrix von 3 x 3 unterschiedlich schraffierten Feldern - die waagerecht den Zeitraum und senkrecht die Bedeutung des Zuckerrohrs angeben - dargestellt. Hier sieht man den Wert von Karten als äußerst verdichtete, grafisch dargebotene Informationen, die ganze Buchseiten auf einen Blick präsentieren können.
Bei dem Text, in den die Karten eingebettet sind und der etwa 40 Prozent des Werkes umfaßt, handelt es sich um eine kurze und sehr fundierte Einführung in das Thema. Im Anhang findet sich eine recht knappe Chronik der Sklaverei. Die Karten und der Text sind in dem Register, das den Band beschließt, erschlossen. Einer Einführung für den Laien hätte man gerne auch eine kurze Bibliografie beigeben dürfen.

Ulrich Eumann

Michael Zeuske, Schwarze Karibik. Sklaven, Sklavereikultur und Emanzipation, Zürich: Rotpunktverlag, 2004, 653 S.

Der Titel und der Untertitel eines Buches sind oft Folge des Ringens zwischen den vertrieblichen Erfahrungen und Strategien eines Verlags und den Vorstellungen des Autors. Im Glücksfall paßt der Kompromiß, der daraus hervorgeht, auch wirklich zum Inhalt des Werkes. Hier ist das eher nicht der Fall. Hinter der "schwarzen *Karibik*" verbirgt sich Kuba, dessen Geschichte ein langjähriger Forschungsschwerpunkt Zeuskes ist. Sicher ist Kuba die größte Insel Westindiens, aber die Karibik besteht nicht nur aus den Inseln der großen und kleinen Antillen, sondern auch aus den Küstenregionen, von Louisiana und Mexiko über den Isthmus bis nach Kolumbien und den Guyanas. Die Begründung des Autors für seine Konzentration auf Kuba - *"Auf Kuba entwickelte sich im frühen 19. Jahrhundert die kompakteste, effizienteste und bekannteste Sklaverei der westlichen Welt"* - ist zum Teil sicher stichhaltig, ignoriert aber die Bedeutung Brasiliens. Ebenso gut hätte Zeuske sich für Barbados entscheiden können, das im 17. und im frühen 18. Jahrhundert Experimentierfeld und Blaupause für alle anderen karibischen Sklavereigesellschaften war. Auf andere Regionen der Karibik wird hier nur dann näher eingegangen, wenn sie die Entwicklung auf Kuba auf besondere Weise beeinflußten. Dazu zählen natürlich vor allem der erfolgreiche Sklavenaufstand auf Saint-Domingue von 1791, der später zur „Furcht-Ikone" der Sklavenhalter auf Kuba und anderswo wurde, und die daraus hervorgegangene Unabhängigkeit Haitis von 1804.

Dieser Verzicht auf den Vergleich von karibischen Sklavereien und Sklavereikulturen hat für den Leser ohne nähere Fachkenntnisse leider zur Folge, daß er nicht erkennen kann, welche Entwicklungen spezifisch kubanisch waren und welche mehr oder weniger typisch für alle modernen amerikanischen Sklavereigesellschaften. Umfassende Kenntnisse der Geschichte der modernen Sklaverei werden ebenso wie die Kenntnis der Geschichte Kubas beim Leser einfach vorausgesetzt. Es stellt sich daher die Frage, welche Zielgruppe sich denn Verlag und Autor für dieses Buch vorgestellt haben. Der Kreis nämlich, der obige Bedingungen erfüllt, dürfte im deutschsprachigen Bereich verschwindend gering sein. Aber vielleicht besteht das Kalkül ja darin, die Käufer dieses Buchs dazu zu animieren, auch die anderen in diesem Verlag erschienenen Bücher Zeuskes zur Geschichte Kubas zu erwerben.
Methodisch läßt der Titel des Buches eine kulturalistisch angereicherte sozialhistorische Studie erwarten, die ihren Schwerpunkt auf das Leben der Sklaven und der Sklavenhalter legt, also, wie Zeuske selbst in der Einleitung schreibt, *„eine Geschichte der versklavten Menschen"*. Das Problem einer solchen Herangehensweise besteht ganz grundsätzlich darin, daß Sklaven und Sklavinnen in noch geringerem Maße als Angehörige von Unterschichten ohnehin schriftliche Quellen über ihr Leben hinterlassen haben. Zeuske kann daher zwar überzeugend wichtige einzelne Aspekte des Sklavenlebens und der Sklavereikultur behandeln, wie den Sklavenhandel, die afrokubanischen Kulte oder die Arbeit im Zuckerrohr, dringt aber mit all seinen teilweise recht unmotiviert erscheinenden Wechseln von der Makro- auf die Mikro-Ebene und wieder zurück letztlich doch nicht zu einer Alltagsgeschichte der Sklaven auf Kuba vor. Die einzelnen Bereiche stehen recht unverbunden nebeneinander und die Sklaven bleiben Objekte ihrer eigenen Geschichte.
Zeuske ist mehr ein anregender und manchmal auch eleganter Erzähler, der den Leser großzügig an seinem enormen Wissen teilhaben läßt, als ein großer Systematiker. Auf der obersten Ebene folgt das Buch in seiner Gliederung dem Zeitstrom. Es beginnt ausführlich mit der Geschichte der kubanischen Indianer, der Einfuhr der ersten unfreien Arbeiter aus Afrika und der rechtlichen Kodifizierung der Sklaverei. Leider fallen aber die ersten 250 Jahre kubanischer Sklaverei aufgrund von Zeuskes Konzentration auf die - nie näher durch statistisches Material belegte - besonders effiziente Massensklaverei ab etwa 1800 größtenteils unter den Tisch. Nach einem Abschnitt über die Revolution von Saint-Domingue befaßt sich der Autor mit den natürlichen und technischen Bedingungen der Sklavenarbeit bis hin zur Arbeitsorganisation und zur Ernährung der Sklaven. Es folgt ein sehr instruktiver Abschnitt über die kulturelle Assimilation der verschleppten Afrikaner, die vor der riesigen Aufgabe standen, sich eine neue Identität und eine neue Kultur zu schaffen. Die nächsten drei Abschnitte sind kurz, befassen sich unter anderem mit dem frühen intellektuellen Kuba-Tourismus und Humboldts Schriften über die Sklaverei auf Kuba. Sie sind in ihrer Funktion für den Gesamttext meines Erachtens entbehrlich. Es folgt eine teilweise zu detaillierte militärische Geschichte der kubanischen Unabhängigkeitskämpfe und eine knappe Schilderung der Sklavenbefreiung zwischen 1870 und 1886. Ein längeres Kapitel befaßt sich damit, wie die ehemaligen Sklaven versuchten, sich in die neue Gesellschaft zu integrieren. Zeuske konzentriert sich darin vor allem auf die Stigmatisierung ehemaliger Sklaven mit Hilfe des fehlenden zweiten Familiennamens.
Unterhalb der obersten Ebene ist die Gliederung teilweise nur sehr schwer zu begreifen. Zeuske gerät ein ums andere Mal ins gepflegte Plaudern, verliert dabei aber die Proportionen des Themas aus dem Blick. Das Buch macht daher den Eindruck einer

relativ wenig integrierten Aufsatzsammlung. Insgesamt also eine Lektüre, die dem Leser viel Geduld abverlangt, ihn aber mit interessanten und originellen Einsichten durchaus belohnt.

Ulrich Eumann

Stefan Müller-Doohm, Adorno. Eine Biographie, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 2003, 1032 S., zahlr. Abb.
Lorenz Jäger, Adorno. Eine politische Biographie, München: Deutsche Verlags-Anstalt, 2003, 318 S., Abb.
Theodor W. Adorno. Kindheit in Amorbach. Bilder und Erinnerungen. Mit einer biographischen Recherche herausgegeben von Reinhard Pabst, Frankfurt am Main und Leipzig: Insel Verlag, 2003, 227 S., zahlr. Abb.
Arendt und Adorno. Herausgegeben von Dirk Auer, Lars Rensmann und Julia Schulze Wessel, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 2003, 312 S.
Gerhard Bolte, Flaschenpost. Thesen und Essays zur kritischen Theorie der Gesellschaft, Münster: Oktober Verlag, 2003, 132 S.
Dieter Prokop, Mit Adorno gegen Adorno. Negative Dialektik der Kulturindustrie, Hamburg: VSA-Verlag 2003, 339 S.
Heinz Steinert, Die Entdeckung der Kulturindustrie oder: Warum Professor Adorno Jazz-Musik nicht ausstehen konnte. Überarbeitete Neuauflage, Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot, 2003, 285 S., Abb.
Arndt Hoffmann/Thomas Bedorf/Timo Skrandies/Jens Maaßen, Marginalien zu Adorno, Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot, 2003, 204 S.
1968. Eine Enzyklopädie. Zusammengestellt von Rudolf Sievers, Frankfurt am Main: SuhrkampVerlag, 2004, 489 S., Abb.
Dialektik der Freiheit. Frankfurter Adorno-Konferenz 2003. Herausgegeben von Axel Honneth, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 2005, 365 S.

„Die ihn kannten, finden es nicht erstaunlich, / daß Theodor Adorno vom Tode zurückkehrt, / In beiden Deutschland / erwarten ihn alle / ausgenommen, versteht sich, / Habermas und Ulbricht", so Heberto Padilla 1971 in seinem Gedicht „Theodor W. Adorno kehrt vom Tode zurück".

2003 war es dann so weit, und Adorno kehrte anläßlich seines 100. Geburtstages für ein Jahr zurück nach Deutschland; jener Adorno, dessen Leben mit den Verwüstungen des 20. Jahrhunderts verbunden blieb, deren Ursachen und Entwicklungen er in seinen Arbeiten unverwechselbar nachging. Das Adorno-Jahr 2003 hat in der deutschsprachigen Literatur neben dem üblichen Rummel und Feuilleton aber doch einiges Gutes gebracht. Zwar gab es schon eine ganze Reihe von Vorgaben - wie etwa Martin Jays „Dialektische Vernunft", Rolf Wiggershaus' „Die Frankfurter Schule" oder Hauke Brunkhorsts „Theodor W. Adorno" -, aber Maßstäbe setzte Stefan Müller-Doohm, der mit „Adorno. Eine Biographie" eine verbindliche Grundlage liefert, sich mit Adornos Werk zu befassen. Sie schlägt den Bogen von Adornos Kindheit, die doch so recht eigentlich noch tief im 19. Jahrhundert stattfindet, über die früh formulierten Intentionen des eigenen philosophischen Ansatzes bis zum Spätwerk der „Negativen Dialektik" und der Ästhetik. Und die voluminöse Arbeit hält durchgehend die Balance zwischen Leben und Werk, ist also im besten Sinne als klassische Biographie zu lesen. Sie zeichnet sich dabei aus durch eine klare Sprache, der es gelingt, die Hauptwerke Adornos ausführlich zu referieren und die Stringenz von Adornos Denken in all seinen Nuancierungen deutlich hervortreten zu lassen. Daß die Auseinandersetzung mit ab-

weichenden Interpretationsansätzen konsequent in den ausführlichen Anmerkungsapparat verlegt wurde, verhilft der Lektüre zu einer zusätzlichen Klarheit. Bibliographie, Chronik, Register und Schriftenverzeichnis runden die Sache ab.
Als zentrale Achse der Adornoschen Intention arbeitet der Autor den Begriff der Nichtidentität heraus, der die Spezifik des philosophischen Ansatzes durchgehend bestimmt, ohne in einer oftmals per se unterstellten totalen Ohmacht des Individuums zu münden. Als Fluchtpunkt seiner Theorie macht Müller-Doohm utopische Momente aus, die den Akzent auf Freiheitspotentiale der Subjekte gegenüber sozialen Zwängen legen. Lohnend an der weiteren Auseinandersetzung mit Adorno *„dürfte es freilich sein"*, so der Autor, *„sich an die sichtbare Erbschaft zu halten, mit den Pfunden zu wuchern: der Kritik am Identifikationszwang und am restriktiven Vernunftbegriff, der mikrologischen Interpretationsmethode, der Musik- und Literaturanalyse, der Theorie der Avantgarde und der Medienkritik. Die durchgängige innere Gegensätzlichkeit von Negativismus und Messianismus, von (schlechter) Wirklichkeit und (besserer) Möglichkeit, von Identität und Nichtidentität, von Ratio und Mimesis, insbesondere das im Spätwerk deutlich zu Tage tretende Spannungsverhältnis von Wahrheitsgehalt und Ausdrucksbegehren, diese Extreme sind auch Charakteristika von Adornos Persönlichkeit."*
Charakteristika, die sich in ihren Ansätzen schon in der intellektuellen Hyperthrophie des jungen Adorno in Frankfurt und Wien äußerten, als die Entscheidung für Philosophie oder Musik noch nicht gefallen war. Ernst Krenek etwa sah in Adorno einen *„überartikulierten Jüngling"*. Bereits in Adornos Antrittsvorlesung am „Institut für Sozialforschung" 1931 macht Müller-Doohm die gegenüber Horkheimer spezifische Differenz eines Ansatzes aus, der stark unter dem Einfluß der dauernden Auseinandersetzung mit Walter Benjamin stand. *„Adorno stand dem von Horkheimer vertretenen Forschungskonzept einer sozialphilosophisch angeleiteten Sozialforschung skeptisch gegenüber"*; vielmehr betonte er, der viele Fragestellungen Horkheimers teilte, seinen Vorbehalt bezüglich Interdisziplinarität und seine eigene Perspektive, den Erkenntnismodus der Kritik als dialektischen Prozeß zu gestalten. *„Dieser Prozeß galt ihm als ein Vorgang rationaler Konstruktion. Diese Konstruktionen bestünden aus einer Reihe variierender Denkmodelle, die in ein Verhältnis wechselnder Konstellationen gebracht würden."* Modell und Konstellation stehen hier paradigmatisch für die an Benjamin geschulte Verfahrensweise, die in den folgenden Jahrzehnten Philosophie, Musik und Soziologie zusammenschießen ließ zu Adornos spezifischer Sicht der Dinge und der unverwechselbaren, ihr adäquaten Form und Sprache.
Die drei großen biographischen Etappen - die Zeit vor dem Nationalsozialismus, die Emigration in England und den USA und die Arbeit im Nachkriegsdeutschland - sind hier in aller Ausführlichkeit dokumentiert und zeigen die Verschränkung des gesamten intellektuellen Schaffens mit der Erfahrung der Emigration auf. Sehr ausführlich werden auch die Jahre in Deutschland nach dem Krieg, die Verortung der Philosophie und Soziologie Adornos im Wissenschaftsbetrieb der frühen BRD behandelt (*„Im Land des Henkers von dem Strick sprechen"*), nicht zuletzt seine bahnbrechenden Arbeiten zu und sein Eintreten für Musik und Literatur sowie seine differenzierte Haltung zur Studentenbewegung in Europa. In Adorno sieht der Autor in Abgrenzung etwa zum französischen oder amerikanischen Intellektuellen den Typus des deutschen Intellektuellen schlechthin, namentlich verankert im deutschen Idealismus.
Lorenz Jäger legt mit seinem Buch eine *„politische Biographie"* vor, welche die philosophischen und literarischen Arbeiten Adornos in die politischen Entwicklungen des

20. Jahrhunderts eingebettet sehen will. Der Autor verortet Adornos Wirken in eine *„Konstellation um 1903"* - Adornos Geburtsjahr - als ein ständiges Abarbeiten an der Moderne, das hier als letztes Aufbäumen des Intellektuellen gegen die spätbürgerliche Gesellschaft interpretiert wird. Ausgangspunkt des Autors ist der durchweg empathische Begriff von Philosophie, der in den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts von Adorno und Horkheimer gepflegt wurde und vor allem die prophetischen Impulse von Bloch und Lukács einer Rationalisierung zuführen wollte. Für Jäger war somit *„die geistige Atmosphäre des Instituts für Sozialforschung eine Gemengenlage aus jüdisch-prophetischen Motiven, dem Willen zur Erfassung des Ganzen in der Nachfolge Hegels, marxistischer Klassentheorie und entschiedener philosophisch-kultureller Modernität"*.
Die gesellschaftliche Entwicklung des 20. Jahrhunderts selbst lief jedoch konträr zur Theoriebildung, so daß die Problematisierung der kritischen Theorie bei Jäger wie folgt lautet: *„Man kann die Geschichte der kritischen Theorie so beschreiben: Immer weniger Annahmen des Marxismus waren plausibel, aber dem schrumpfenden Bestand wurde Erklärungskraft für immer mehr gesellschaftliche Phänomene zugemutet. Die Geschichte der kritischen Theorie ist auch die Geschichte ihrer eigenen Aushöhlung."* Hier wird dann flott das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, indem etwa die Mitarbeiter des „Instituts für Sozialforschung" in die Nähe stalinophiler Intellektueller gerückt oder vor dem Modellcharakter des angestrebten und teilweise praktizierten interdisziplinären Zusammenarbeitens im Institut die Augen verschlossen werden. Erkennt der Autor in der „Dialektik der Aufklärung" noch die *„philosophische Selbstbehauptung des Jüdischen im Augenblick seiner höchsten Gefährdung"*, so gerät ihm insbesondere die Wirkungsgeschichte der kritischen Theorie im Nachkriegsdeutschland - hier vor allem Adornos Festhalten an Kapitalismuskritik und Psychoanalyse - zu einer Reihe von Mißverständnissen. Die kritische Theorie insgesamt ist somit für Jäger eine Geschichte des Scheiterns und *„als Adorno 1969 starb, war auch das normative Potential seiner Theorie erschöpft"*. Der Ausklang der Biographie in einer Art Naturidyll rund um das Matterhorn mag die Darstellung dieser persönlichen und intellektuellen Erschöpfung intendieren, verkennt aber völlig die subkutanen Wirkungen von Adornos Theoriebildung, die ihre Stärke gerade aus dem fragmentarischen Ansatz und dem nicht hintergehbaren Differenzdenken schöpft. Nicht nur, daß die einzelnen Beiträge Adornos zur Gesellschaftstheorie, Philosophie oder Ästhetik heute keineswegs obsolet sind, vielmehr haben selbst Artisten des (Post-) Strukturalismus wie Foucault oder Derrida in ihrer Spätphase einen Zugang gefunden zu Adornos Differenzdenken.
Eine Ergänzung dieser Biographien liegt mit dem Bändchen „Adorno im Amorbach" vor, das Kindheit und Jugend Adornos mit 124 Photographien dokumentiert und kommentiert. Diese Familienchronik ist örtlich angesiedelt in Frankfurt und eben jenem Amorbach im Odenwald, das Adorno Synonym für Glück war, für die *„Wärme der Kindheit"* und den *„Traum einer von Zwecken nicht entstellten Welt"*, so in einem Brief an Thomas Mann aus dem Jahre 1945. Der eher zu den schwächeren Arbeiten Adornos zählende Essay „Amorbach", 1966 in der Süddeutschen Zeitung erschienen, leitet die kommentierten Bilder und Dokumente ein, die von den Großeltern und frühester Kindheit Adornos bis zu einem Brief aus dem Jahre 1968 reichen, in dem sich Adorno dem Protest einer Bürgerinitiative gegen den Bau einer Umgehungsstraße in Amorbach anschloß. Diese - auf Proust und Benjamin anspielende - „Recherche" von Reinhard Pabst ist unterteilt in die Kapitel „Herkunft", „Frankfurter Kindheit nach 1900: Die frühen Jahre" und „Adornobach: Das Kindheitsparadies im Odenwald" und

vermittelt einen Eindruck von jener Geborgenheit, die Adorno hier sein Leben lang suchte und fand. Was wir schon immer ahnten, und was zur gelungenen Kindheit sicherlich beitrug, erfahren wir hier Schwarz auf Weiß in Adornos Abiturzeugnis: von Religionslehre und Turnen war der Schüler *„Befreit"*. Im Anhang finden sich *„nützliche Adressen"* für all jene, die auf den Spuren des Theoretikers wandeln und vielleicht auch einmal im Hotel Post, das als „Das Adorno Haus" seit Oktober 2003 *„das offiziell eingeweihte"* Adorno-Zimmer anbietet, übernachten und den Traum der Vernunft gerade dort riskieren möchten.
Die Herausgeber von „Arendt und Adorno" möchten die *„Leerstelle in der Rezeptionskultur"* eines komparativen Ansatzes schließen. Die Beiträge werden unter den drei Themenkomplexen „Intellektuelle im Exil", „Totale Herrschaft und Nachkriegsdeutschland" sowie „Politisches Denken und philosophische Kategorienbildung" vorgestellt und tragen den *„differenten Vorannahmen und Erkenntniszielen"* Adornos und Arendt durchaus Rechnung. Was auf den ersten Blick nahe liegt - die parallel laufenden Biographien mit ihren prägenden Erfahrungen von Nationalsozialismus und Exil sowie deren theoretische Reflexion -, erscheint auf den zweiten Blick als Falle: Zu different sind, neben der ausgeprägten persönlichen Abneigung zueinander, die jeweiligen Ansätze einer fundierten Kritik der Moderne. Explizit grenzt man sich ab von Vereinnahmungen Hannah Arendts, wie sie vorzugsweise vom Dresdner Hannah-Arendt-Institut in den Diskurs der letzten zehn Jahre eingebracht worden sind. Das Exil diente aus der Not als Vorlage für ein Modell des Intellektuellen, das in den jeweiligen Ausprägungen der hier verglichenen Denker verschieden akzentuiert und profiliert wurde. Die intellektuelle Schnittmenge des jeweiligen Denkens, der theoretischen Ansätze und politischen Interventionen ist eher begrenzt, aber sie ist vorhanden.
Für Micha Brumlik, der in seinem Beitrag in den beiden Protagonisten den jüdischen Intellektuellen im 20. Jahrhundert konfiguriert sieht, steht dann bei Arendt das jüdische Schicksal, bei Adorno das jüdische Gottesverständnis im Zentrum der je eigenen philosophischen Aktivität. Lars Rensmann erläutert in seinem Beitrag den Kontext von Theoriebildung und Modifikation der jeweiligen Paradigmen durch die spezifischen politischen Erfahrungen im Deutschland der Nachkriegszeit. Samir Gandesha geht den Spuren Heideggers in den Arbeiten von Adorno und Arendt nach und liest bei Adorno die „Dialektik der Aufklärung" als Erwiderung auf Heideggers „Sein und Zeit" und Arendts „Vita activa" als Auseinandersetzung mit der Heideggerschen Ontologie. Jörn Ahrens verfolgt die Spuren einer *„ostentativen Abwehr von Gesellschaft"* in den Arbeiten Adornos und Arendts, *„die in eine dezidierte Trennung zwischen der Gesellschaft und dem Individuum mündet"*, um für letzteres Partei zu ergreifen.
Die fünf versammelten Aufsätze in Gerhard Boltes „Flaschenpost" sehen die kritische Theorie, deren Wirkungskreis *„in einem sehr ungünstigen Verhältnis zu ihrer analytischen Kraft steht"*, stringent in der Tradition der Marxschen Kritik der bürgerlichen Gesellschaft. Gegen die aktuell *„vollständige Abwesenheit kritischer Auseinandersetzung mit dem gesellschaftlichen Fundament"* betont der Autor als Fluchtpunkt kritischer Theorie *„die Umwälzung, die die ökonomischen Zwänge und Klassenstruktur der kapitalistischen Gesellschaft aufhebt"*. Allerdings: *„Die Lage ist paradox. Im Maße, wie sich die objektiven Bedingungen der Rezeption der kritischen Theorie verbessert haben, ist das während und nach der Studentenrevolte so virulente Interesse an ihr erlahmt."* Insbesondere die Arbeiten Horkheimers werden in dem Sammelband gewürdigt; im Kontrast zu den *„niveaulosen Abgesängen, die prominente Ex-Marxis-*

ten ihrem Publikum in den letzten Jahren zugemutet haben" findet der Autor so beim späten Horkheimer eine *„abgeklärte, reflektierte Resignation"* vor.
Die zuerst 1996 erschienene Abhandlung „Vom Krisenbewußtsein zur Kommunikationstheorie" nimmt den Paradigmenwechsel in der Kritischen Theorie unter die Lupe, für den Habermas mit seiner kommunikationstheoretische Wende steht. *„Mit der auf Handlungs- und Systemtheorie zurückgreifenden dualistischen Methodik hat Habermas sich die Perspektive der Totalität abgeschnitten und bezahlt das mit einem Verlust an kritischer Kompetenz."* Der ideologiekritische Anspruch der Kritischen Theorie wird so in sein Gegenteil verkehrt und zum Legitimationskanon der bestehenden Ordnung gemacht, verflüchtigt sich eben in Kommunikation. *„Die Attraktivität... besteht in der psychischen und moralischen Entlastung der Subjekte. Sie kam jenen Intellektuellen gelegen, die der akademischen Karriere den Vorzug gegenüber einer an ihren theoretischen Einsichten geschärften, kompromißlos kritischen Praxis gegeben haben."* Diese Geschichte intellektuellen Opportunismus' wäre noch zu schreiben vor dem Hintergrund eines Wissenschaftsbetriebs, dessen immanenter Innovationszwang eine Scheinproduktivität neuer Theoriekonstrukte hervorbringt, die allesamt Gesellschaft weniger reflektieren als vielmehr bloßen Vollzug gesellschaftlicher Bewegungsgesetzte melden.
Apropos Wissenschaftsbetrieb: In seiner Arbeit „Mit Adorno gegen Adorno" will Dieter Prokop eine Kritik der Kulturindustrie-Kritik leisten, die gleichzeitig deren intendierte Negation aufrechterhält. Der Autor verfolgt die explizite Zielsetzung, die Kulturindustrie-Thesen der Frankfurter Schule theoretisch zu erneuern. So auf den ersten Blick; Prokop spricht zwar von Kulturindustrie, meint aber wie er selbst schreibt *„Massenkommunikation"*. Über die Schritte der *„Antithesis über kulturindustrielle Unfreiheit"*, der *„Thesis über kulturindustrielle Freiheit"* soll schließlich Erkenntnis gestiftet werden in einer *„übergreifenden Thesis über die dialektische Vermittlung von kulturindustrieller Freiheit und Unfreiheit"*. In der Kulturindustrie selbst präsente Potentiale für kritisches Bewußtsein - dies in Abgrenzung zu cultural studies, Positivismus oder Systemtheorie - sollen ausgemacht und aktiviert werden. Eine versuchte Rekapitulation von Negativer Dialektik und Kulturindustrie schafft hierzu die Grundlage, um schließlich einem konstatierten kritischen Erfahrungsmodus innerhalb der Kulturindustrie gegen seinen positivistischen Gegenpart zum Durchbruch zu verhelfen. Die Ausgangssituation wird dabei richtig umrissen: *„Adornos Kritik der Kulturindustrie (war) keine negative Dialektik, sondern selbst Ontologie des falschen Zustands."* Das Programm einer Erneuerung der Kulturindustrie-Kritik scheitert im weiteren aber an der Ausführung, der es nicht einmal gelingt, die eigenen theoretischen Zielvorgaben überhaupt zu konturieren. Die Arbeit wirkt in ihrer Umsetzung angestrengt dialektisch, inhaltlich ist sie dem selbst vorgegebenen Erkenntnisziel hinderlich, da sie ihren Gegenstand oft aus den Augen verliert, und schließlich in ihrer Explikation einer Negation der Negation mehr als zweifelhaft. Weshalb, um ein beliebiges Beispiel herauszugreifen, einem Videoclip Madonnas kritisches Potential zugesprochen, dem Film „Pulp Fiction" aber abgesprochen wird, bleibt rätselhaft. Die Aussage, daß in dem Endlos-Geplapper vor laufender Kamera namens „Big Brother" nicht Regression und Internalisierung von Herrschaft sich manifestieren und potenzieren, sondern für den Autor Fortschritte gegenüber dem bloßen Dallas-Gucken der siebziger Jahren auszumachen sind, läßt den Leser ratlos zurück. Nicht zuletzt fällt der durchgängige sprachliche Pauperismus unangenehm auf. Durchgehend ärgerlich ist zudem die exzessiv betriebene Unsitte, in zitierten Texten Fremdwörter zu erläutern, so daß

wir erfahren, daß eine Reflexion Widerspiegelung, politische Ökonomie Volkswirtschaftslehre oder Subsumtion Einordnung bedeutet.
Die Ausführungen über Kulturindustrie, Manipulation, das Nichtidentische, Ichschwäche oder Warenfetischismus verfransen sich in theoretischen Beliebigkeit und Theoriebildung selbst wird tendenziell durch die Macht des Faktischen ausgehöhlt, statt das Faktische theoretisch zu durchdringen. Die Suche des Autors etwa nach einem Nichtidentischen in den Waren selbst wird in flotter Abgrenzung gegen Marx oder Lukács lax angegangen und resümiert: *„Dass trotzdem mit dem ‚Warencharakter' so viel Geheimnisvolles, Mystisches verbunden wird, liegt an der von Marx verwendeten Fetisch-Metapher."* Will man *„kritische Soziologie, Theorie der Kulturindustrie, Medienökonomie, Mediensoziologie"* in der *„neuen kritischen Medienforschung"* zusammenbringen, geht es anscheinend nur so.
Generell wäre der gesamte Ansatz zu hinterfragen: nämlich kritische Elemente in einer durchgehend unterstellten Kulturindustrie zu vermuten. Vielleicht sind nämlich Formen wie Jazz oder Film gar nicht per se nur als kulturindustrielle Phänomene zu verorten; das entscheidet sich ja letztendlich am Material - nicht am Warencharakter und an der Eingebundenheit in industrielle Fertigung, deren strikte Verweigerung Kunstgewerbe hervorbringen würde. Wirklich gelungene Musik oder Filme sperren sich gegen eine pure Vereinnahmung durch Kulturindustrie, bringen ihre emanzipatorischen Potentiale zur Entfaltung und können innerhalb gesellschaftlicher Konstellationen ihre eigene Sprengkraft entwickeln. Die Verfolgung dieses Ansatzes würde allerdings zweierlei voraussetzen: Erstens eine seriöse Rekapitulation des Warenbegriffs und der Kulturindustrie, die sich auf die dort jeweils auffindbaren Realabstraktionen wirklich einläßt, und zweitens eine Kritik der letztendlich von Adorno krud unterstellten Theorie des Monopolkapitalismus, die tendenziell gegen jedwede Eigendynamik von Kapital und Ware in Stellung gebracht wird und somit der bürgerlichen Gesellschaft nicht ausreichend gerecht wird. Schließlich könnte hier eine Untersuchung emanzipatorischer Potentiale von Kultur gegen Herrschaft und Internalisierung von Herrschaft (als Voraussetzung von Kulturindustrie) anknüpfen.
Einen Ansatz liefert hier der häufiger von Prokop zitierte Heinz Steinert, dessen in zweiter Auflage vorliegende Arbeit „Die Entdeckung der Kulturindustrie oder: Warum Professor Adorno Jazz-Musik nicht ausstehen konnte" sich ausführlich mit Adornos Verhältnis zum Jazz befaßt. Laut Steinert muß man Adornos *„Theorie und sein Denken historisieren, um es aktualisieren zu können"*. Ihm geht es dabei nicht um den Nachweis, daß Adorno Jazz nicht verstanden habe, oder um eine völlig überflüssige Rechtfertigung von Jazzmusik. Vielmehr steht der Modellcharakter des Jazz für eine intendierte Wiederaneignung der Kulturindustrie-Kritik im Zentrum der Ausführungen. Eine Rekonstruktion dieser Kritik ginge einher mit der Rollenfindung des heutigen Intellektuellen: *„Medientheorien implizieren immer eine Theorie des Intellektuellen"*, schreibt der Verfasser. So wie dem Begriff des Jazz Kunst als Ereignis immanent ist, so stellt die Improvisation selbst eine intellektuelle Haltung dar. *„Ich schlage vor, das Verhältnis, das Jazz-Musiker zu ihren Produktionsmitteln, zur Öffentlichkeit und zu ihrer Kunst haben, als Vorbild für eine brauchbare Haltung des Intellektuellen zu nehmen."* In seiner Explikation von Adornos Schriften zum Jazz seit den dreißiger Jahren wird deren Kern freigelegt: Für Adorno handele es *„sich um von oben verordnete Rebellion, um Ablenkung von Wut im Dienst von Herrschaft, um den Schein der Befreiung, der umso sicherer Herrschaft"* befestigt, eine Denkfigur die fester Bestandteil der Faschismus-Theorie der Frankfurter Schule werden sollte. Steinert macht

den Stellenwert der Jazz-Arbeiten Adornos im Kontext der gesamten musiktheoretischen Schriften und der Kulturindustrie-Kritik fest. Im Gegensatz zu einer eher ambivalenten Verortung der Jazz-Theorie in der Wirkungsgeschichte Adornos sieht der Autor in dessen frühen Arbeiten zum Jazz einen Ausgangspunkt sowie eine wichtige Materialsammlung für dessen spätere Theorie der Kulturindustrie. Die frühen Arbeiten Adornos zum Jazz werden in den Kontext der „Dialektik der Aufklärung", in der der Kulturindustrie-Begriff zum Tragen kommt, und der späteren Arbeiten Adornos in der Bundesrepublik gestellt, die immer wieder Bezug nehmen auch auf die eigenen Schriften der dreißiger Jahre. Der Autor skizziert auch die Fraktionierungen innerhalb der Kritischen Theorie und hier insbesondere die Auseinandersetzungen Adornos mit Benjamin, Brecht oder Fromm. Erstaunlicherweise kennt Adorno für die Musik - und dies ist grundlegend für seine Verortung des Jazz - *„ein klares Modell des technischen Fortschritts, unberührt von jeder Dialektik der Aufklärung"*.
Steinert liefert eine Beschreibung von Jazz als ironischer Kunst und erörtert dabei ausführlich die Verschränkungen von Kunst und Kulturindustrie. *„Es gibt nur mehr Kulturindustrie. Aber die kritische Funktion von Kunst läßt sich ironisch und subversiv in ihr verwirklichen."* Er ergreift Partei für eine ironische Brechung von Herrschaft, eine Herangehensweise, die Adorno völlig fremd blieb. In „Konstruktives zu einer Theorie des Jazz" beschreibt Steinert - neben einem historischen Abriß der Entwicklung des Jazz - die spezifische Weise der Jazzmusik als *„Arbeitsbündnis"* und kommt hier wieder auf die Rolle des Intellektuellen, seine Praxis und seine Arbeitsbedingungen zurück.
„Marginalien zu Adorno" versammelt drei Aufsätze sowie zwei Gespräche über Adorno, zum einen mit Burkhardt Lindner über „die Frankfurter Schule, Benjamin, Medien und Kulturkritik" sowie mit Rudolf Heinz über „Psychoanalyse, unendliche Aufklärung und Wahn". Leitfaden für die Autoren sind zwei zentrale Elemente aus Adornos Philosophie, die im Vorwort kurz erläutert werden: Mikrologie und Marginalie. Nicht die monographischen Werke und zentralen Themen fungieren also als Ausgangspunkt, sondern vielmehr betonen die Autoren, daß, wenn *„Adornos Vorgehen sich auch von den Rändern sozialer Verhältnisse her erschließt, dann liegt es nahe, sich vornehmlich auf jene Texte Adornos zu stützen, die sich Gelegenheitsarbeiten oder randständigen Themen verdanken"*.
In seinem Essay „Der böse Blick. Ein Versuch, die Gegenwart aus der Perspektive Adornos zu denken" erläutert Jens Maaßen, wie die Bedingungen einer Aktualisierung von Kulturindustrie-Kritik auszusehen hätten, die den ausdifferenzierten Erscheinungen und Wirkungsweisen von Kulturindustrie heute gerecht werden und den Intentionen Adornos verpflichtet bleiben. Der *„böse Blick"* allein vermag es, die Fassade aktueller gesellschaftlicher Verfaßtheit zu durchbrechen, den *„Fortschritt als Totalität der Tauschlogik"* beim Namen zu nennen und so die Voraussetzung für *„widerspenstige Potentiale"* zu schaffen. Arnd Hoffmann thematisiert in „Rien faire comme une bête. Überlegungen zu Adornos Tieren" die vielfältigen Aspekte des Mensch-Tier-Verhältnisses bei einem Adorno, der *„zugleich anthropologisch agiert und utopisch orientiert ist"*. Das *„Tier als Nichtidentisches par excellence"* steht als Indikator der gescheiterten Menschwerdung, sieht es sich doch konfrontiert mit einem Menschen, *„der zum bestialischen Menschen wird, aber eben nicht zum vernünftigen Tier"*. Sehr lesenswert in diesem Kontext ist die Kritik am idealistischen Begriff der Menschenwürde, der sich seinen letztendlich herrschaftlichen Auftritt mittels instrumenteller

Vernunft nur in expliziter Abgrenzung gegen das Tier verschaffen kann - und mit Adornos kritischem Anthropomorphismus konfrontiert wird.
„Heimat Stadt, Heimat Land. Zum regressiven und utopischen Gehalt eines Motivs bei Adorno" von Thomas Bedorf schließlich schlägt den Bogen von Adornos frühem Vortrag vor der Kant-Gesellschaft über die „Idee der Naturgeschichte" bis zur „Negativen Dialektik", um dem gesellschaftlich fundierten Naturbegriff Adornos auf der Spur zu bleiben, der den doppelten Spagat zwischen Landidiotismus und Naturidylle und Urbanität und Entfremdung immer wieder wagt. Dabei steht eben das *„emanzipative Potential von Urbanität nicht schlechthin einem regressiven Heimatbegriff"* gegenüber. Der utopische Überschuß von Heimat zieht sich bei Adorno letztendlich in die Sprache zurück, die Sehnsucht nach Geborgenheit liegt im Namen und in der gewußten Distanz zum nicht wieder einholbaren Ursprung. *„Heimat ist das Entronnensein"*, heißt es in der „Dialektik der Aufklärung".
Adorno und Horkheimer haben auch ihre obligatorischen Auftritte in „1968. Eine Enzyklopädie". Lange angekündigt, erschien diese Enzyklopädie im Jahr 2004 gleich mit ihrer eigenen Kritik auf der Rückseite: *„Es ist zur Mode geworden, sich in immer kürzer werdenden Abständen über bestimmte historische Ereignisse oder Lebensformen zu definieren. All jenen ‚Generationen' gemein ist allerdings der - sympathisierende oder abgrenzende - Bezug auf die 68er. Diese Buch stellt die wichtigsten Texte zur Verfügung, die damals prägend waren"*. Eine Nummer kleiner wäre mindestens angesagt nach der kommentierten Textsammlung von Wolfgang Kraushaar „Von der Flaschenpost zum Molotowcocktail 1946-1995" und endlosen Einzeluntersuchungen über hier vorkommende Autoren oder Zusammenhänge. Aber wie hieß es schon an dieser Stelle im ARCHIV vor drei Jahren: *„Eine Bilanzierung von 1968 findet laufend statt, mittlerweile auch ohne Gedenk- und Jahrestage."* Das vorliegende Buch ist dabei noch nicht einmal eine Bilanzierung, es ist irgendwie überflüssig, denn weder stellt es eine wirkliche Enzyklopädie dar, noch liegen fundierte Einzelabhandlungen der hier angeschnittenen Themen vor. Die Sammlung verbindet inhaltlichen Eklektizismus mit stilistischer Unbekümmertheit: So finden wir neben einer Notiz zum 2. Februar 1968 (*„Die Arbeitslosenquote in den USA erreicht den niedrigsten Stand seit vierzehn Jahren"*) die Feuerbachthesen abgedruckt oder neben einer Notiz vom 28. Januar zur Verleihung des Nelly-Sachs-Preises an Alfred Andersch den „Hessischen Landboten". Das geht so, schadet nichts und kann gelesen werden, geht aber auch ganz anders. Mit Mühe will sich bei der Lektüre so etwas wie Atmosphäre einstellen. Das lose Blätterwerk erfüllt erst recht keinen Anspruch auf die *„wichtigsten Texte"* oder gar *„Materialien zu einer Hermeneutik dieses umkämpften Erinnerungsorts"*. Die liegen längst woanders mehr oder weniger erschlossen vor.
Der Band „Dialektik der Freiheit" schließlich dokumentiert die intellektuellen Strapazen des Adorno-Jahres. Unter diesem Titel liegen die Beiträge der vom „Institut für Sozialforschung" ausgerichteten Frankfurter Adorno-Konferenz des Jahres 2003 vor. In seiner Vorbemerkung konstatiert der Herausgeber Axel Honneth, daß das Medienereignis „Adorno 2003" zu Lasten des wissenschaftlichen und philosophischen Werks Adornos ging. Nicht dessen originäre Beiträge wurden öffentlich diskutiert, sondern die *„Erhebung seiner Person zum kollektiven Über-Ich"* der Bundesrepublik war angesagt. Unter den Kapiteln Erkenntnistheorie, Moraltheorie, Gesellschaftstheorie und Ästhetik sollen die hier versammelten zwölf Beiträge dagegen halten und intellektuelle Zuversicht verbreiten. Würden nämlich, so Axel Honneth, *„heute einige bedeutsame, höchst aktuelle Entwicklungen in der Moralphilosophie, in der Erkenntnistheorie oder*

in der Soziologie nur noch um eine weitere Drehung nach vorne geschraubt, so würden sich theoretische Positionen abzeichnen, die Adorno in den verschiedenen Teilen seines Werkes schon vor vierzig oder fünfzig Jahren entwickelt hat".
Honneth selbst steuert mit „Eine Physiognomie der kapitalistischen Lebensform" eine Skizze der Gesellschaftstheorie Adornos bei, dessen Kapitalismusanalyse darauf verweist, daß an den *„Phänomenen grundsätzlich der deformierte Zustand unseres Vernunftvermögens zu Tage tritt".* Jan Philipp Reemtsma erkundet unter der Überschrift „Der Traum von der Ich-Ferne. Adornos literarische Aufsätze" die Positionierung Adornos in seinen explizit literarischen Arbeiten, deren Modernitätsbegriff für den Autor vorwiegend in der Abgrenzung Adornos zu seinem eigenen, noch vorhandenen bildungsbürgerlichen Kanon fundiert war. Daß nun gerade Jürgen Habermas - der den Beitrag „Ich selber bin ja ein Stück Natur - Adorno über die Naturverflochtenheit der Vernunft. Überlegungen zum Verhältnis von Freiheit und Unverfügbarkeit" beisteuert - hier dann an der oben erwähnten Drehung beteiligt sein soll und *„die aktuelle Anschlußfähigkeit der Theorie einer Prüfung zu unterziehen"* bereit ist, erstaunt dann doch.
Die subkutanen Wirkungen Adornos haben mit dem Adorno-Jahr 2003 wenig zu schaffen, vielmehr ist heute Gesellschaftskritik ohne Adorno ebenso wenig zu denken wie etwa ohne Marx oder Freud. Politisch war der eher zurückhaltende Adorno in einem Punkt denjenigen Intellektuellen weit voraus, die sich in ihrer wissenschaftlich fundierten Affirmativität zum Bestehenden hüten, das Ganze als das Unwahre auch nur zu denken. Plante ja Adorno noch, eine Kritik des Godesberger Programms zu schreiben, so waren einige seiner Schüler und Adepten regelmäßig als Berater bei einem Kanzler Schröder zum Tee eingeladen, dem - würde er es denn kennen - selbst dieses Programm noch zu links gewesen sein durfte. Methodologisch hat Adorno allerdings einen sehr praktischen Leitfaden hinterlassen: er verfahre nämlich *„nach der dialektischen Logik des Schneidermeister Buff: Was er heute näht, trennt er morgen wieder uff!"*

Karl Klöckner

Theodor W. Adorno, Philosophische Elemente einer Theorie der Gesellschaft. Nachgelassene Schriften Abteilung IV. Vorlesungen Band 12, Frankfurt/M: Suhrkamp Verlag, 2008, 277 S.
Heinz Steinert, Das Verhängnis der Gesellschaft und das Glück der Erkenntnis: Dialektik der Aufklärung als Forschungsprogramm, Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot, 2008, 298 S.
Daß Horkheimer seinem Hund einmal das Bellen beigebracht hat, erfahren wir aus einem weiteren Band „Nachgelassene Schriften", der Adornos Vorlesung „Philosophische Elemente einer Theorie der Gesellschaft" aus dem Jahre 1964 dokumentiert. Zentraler Punkt seiner Ausführungen ist die Positionierung gegen den Positivismus in den Sozialwissenschaften, der jedweden Zugang zu Erkenntnissen über Gesellschaft verbaut, Gesellschaftskritik gar unmöglich macht. Zwar sind andererseits Systeme in den Wissenschaften nicht mehr möglich - ist doch die große Zeit des Systembaus seit Hegel vorüber - doch haftet Systementwürfen wie etwa denen des Liberalismus oder der Marxschen Theorie im Unterschied zum modernen fact-finding etwas Wahres an. Theoriebildung selbst setzt laut Adorno ihrerseits immer schon eine Dynamik in der Gesellschaft voraus, kommt also überhaupt erst mit der bürgerlichen Gesellschaft auf Touren. Als Referenzsystem bezieht sich Adorno durchgehend kritisch auf Max We-

ber, Marx und Hegel, in seinen Augen Protagonisten, die allemal wahre Aussagen über Gesellschaft getroffen haben.
Die aktuell dominierende Theoriefeindlichkeit dagegen korrespondiert mit einer Methodendiskussion in den Sozialwissenschaften, die einen gesellschaftskritischen Ansatz verhindert. Ist Theoriebildung heute zwar suspekt, so ist sie im Verständnis Adornos doch notwendig und nur machbar vor dem Hintergrund einer ständigen Hinterfragung der eigenen methodischen und inhaltlichen Voraussetzungen. Seinen eigenen Zugang zu Theorie schildert er dabei als einen Prozeß, *„gerade durch die Versenkung in die Konkretion über das bloß Faktische hinauszukommen, also sich so sehr den einzelnen Materialien anzuvertrauen, daß dadurch mehr dabei herausschaut als eben bloß das blinde, begriffslose Material"*. Qualitative Aussagen über Gesellschaft sind möglich; dem Begriff der Tendenz kommt dabei eine entscheidende Bedeutung zu, weist er doch über die Schwere des bloß Faktischen hinaus und zeigt, *„wohin die Gesellschaft auf Grund ihrer wesentlichen Gesetzmäßigkeiten, die jetzt und hier schon gelten, sich entwickelt"*. Ideologiekritik, vorwiegend eigentlich Sprachkritik, ist Adorno Mittel seiner Gesellschaftskritik; der Vollzug eines kreativen Denkens muß stattfinden mit Blick auf die wirklichen gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse einer Welt, in der die Menschen mehr denn je als Anhang der Tauschverhältnisse agieren.
Die Fetischisierung des Wissenschaftsbetriebes selbst sorgt im Zuge seiner instrumentellen Zurichtung für eine Hypostasierung der Methodendiskussion auf der einen, für eine reine Faktenhuberei auf der andern Seite. Die *„instrumentelle Gesinnung, also die Einheitsfront von Stoffansammlung und Methodologie"* ist es, die *„zu so etwas wie einer allgemeinen Diffamierung des Geistes in der Wissenschaft überhaupt geführt hat"*. Unter den Tisch fallen in dieser Wissenschaft die Dialektik von Subjekt und Objekt, die Fragen der Integration und Desintegration von Gesellschaft ebenso wie kreative Zugänge zu gesellschaftlichen Tendenzen, die eben nur als explizit *„philosophische Elemente"* ihre Ansprüche anmelden und zu einer Gesellschaftstheorie beitragen können.
Gut vierzig Jahre später steckt Heinz Steinert in seinem Buch das Terrain ab für eine Dialektik der Aufklärung im 21. Jahrhundert. Wissenschaft betreiben bedeutet für den Autor in erster Linie, an Aufklärung teilzuhaben, und die Kritische Theorie stellt für ihn *„eine besonders elaborierte Variante von Befreiungstheorie"* dar *„und, weil von keinerlei Fortschrittseuphorie verblendet, eine besonders realistische"*. Das hier vorgelegte Programm rekonstruiert die Dialektik der Aufklärung in einer Lesart, die sich explizit von einer gängigen Darstellung der Kritischen Theorie als *„Familienroman"* abheben will und die jeweiligen gesellschaftlichen Erfahrungen expliziert, mit denen Kritische Theorie in ihren unterschiedlichen Phasen konfrontiert war. Reflexive Kritik an der stattfindenden Rationalisierung und Instrumentalisierung von Wissen selbst ist dem Autor Voraussetzung einer Gesellschaftskritik, die insbesondere als Kritik der *„Wissensgesellschaft"* ständig aktualisiert werden muß.
Der Rekapitulation des Begriffs der Kritischen Theorie und ihrer Wurzeln in der Aufklärung dienen vor allem zwei Exkursionen: zur Odyssee als Urgeschichte des bürgerlichen Individuums sowie zur Herr-Knecht-Dialektik. Überzeugend ist die ausgeführte Typologie der historisch gewachsenen Formen von Aufklärung: Steinert differenziert hierbei im wesentlichen zwischen französischer Herrschaftskritik, angelsächsischer Projektmacherei und deutscher Reflexivität, um anhand der unterschiedlichen Modelle die jeweilige Rolle der Intellektuellen und ihrer Vernunftbegriffe abzuleiten. Zur wei-

teren historischen Verortung Kritischer Theorie leistet der Text nochmals eine Darstellung des Begriffs der Kulturindustrie und hierbei auch der Jazz-Theorie Adornos, zu der Steinert schon Anfang der neunziger Jahre eine eigenständige Arbeit vorgelegt hat. Schließlich wird detailliert den verschiedenen Lesarten innerhalb der Rezeptionsgeschichte der Frankfurter Schule nachgegangen.
Adorno war es nach eigener Aussage noch unwohl beim Gedanken an die in seinem Verständnis verbaute Praxis, daran, daß *„die Theorie also nicht ohne weiteres zu Konsequenzen führt, außer zu der, daß es einem dann im Leben ein bißchen unbehaglicher wird, weil man sieht, wie alle Ausgänge verrammelt sind"*. Das Programm, das in „Das Verhängnis der Gesellschaft und das Glück der Erkenntnis" entworfen wird, bevorzugt dagegen doch stark die Selbstreferentialität im Wissenschaftsbetrieb (eben ein Forschungsprogramm).
Die skizzierten Umrisse einer neuer Produktionsweise, die sich mit Wissensgesellschaft umschreiben läßt, münden im Text schließlich in der Herausarbeitung einiger Eckpunkte zukünftiger kritischer Theoriebildung. Emanzipatorische Herrschaftskritik sucht dabei noch ihr revolutionäres Subjekt. *„Auf Arbeiterbewegung ... zu setzen, wird immer mehr zum illusionistischen Rückfall hinter alles, was dazu von der Kritischen Theorie schon vor mehr als einem halben Jahrhundert erkannt wurde"*. Die Rolle der Intellektuellen wird umso höher veranschlagt, vorwiegend in Gestalt einer intellektuellen Produktion im *„Arbeitsbündnis"*. In Abgrenzung zu einer integrierten Teilnahme an Herrschaft werden gleich drei Modelle einer intellektuellen Reaktionsweise auf Kulturindustrie ausdifferenziert und in ihrem gesellschaftlichen Werdegang vorgestellt, die neben ihrer affirmativen Form auch als widerständige Ansätze gegen Herrschaft auftreten können. Die aktuell relevanten Arbeitsfelder Kritischer Theorie leiten ihre Gültigkeit dabei durchaus aus dem theoretischen Kernbestand der „Dialektik der Aufklärung" ab: so etwa die Kulturindustrie heute, die Zurichtung des Individuums, neue Kapitalstrategien, moderne Herrschaftsstrukturen oder Zumutungen der Wissensgesellschaft. Dies erfordert neue Interpretationsansätze und eine ständige Neubestimmung der Bedingungen einer *„Aufklärung der Aufklärung "*, um der Kulturindustrie, die ihrerseits selbst Verfahren der affirmativen Reflexivität entwickelt hat, beizukommen. Steinert führt den Typus des *„nonkonformistischen Intellektuellen"* ein, der die erwähnten *„intellektuellen Arbeitsbündnisse"* mit Leben füllen soll, in der Wissenschaft ebenso wie in Kunst oder Politik. *„Insgesamt ist für eine ‚Aufklärung der Aufklärung' ... die Frage zu beantworten, was historisch und aktuell die Bedingungen für eine befreiungstheoretische Orientierung und für Reflexivität in der intellektuellen Produktion sind"*.
Inhaltlich wäre zu solchen Bündnissen anzumerken, daß Kritische Theorie in den Verdacht der Beliebigkeit kommt, wenn sie versucht, Friedens-, Ökologie- oder Antiglobalisierungsbewegung (oder was immer gerade unterwegs ist) ohne weiteres für sich zu vereinnahmen und ihnen per se einen emanzipatorischen Gehalt zu unterstellen, anstatt gerade in der Kritik dieser gesellschaftlichen Bewegungen ihr eigenes Profil zu gewinnen. Inwiefern überhaupt eine Mannigfaltigkeit „sozialer Bewegungen" mit ihren Partikularinteressen zu einer widerständigen Einheit hochgerechnet werden kann, bleibt auch ohne Rekurs auf einen „Verblendungszusammenhanges" mehr als fraglich. Vielleicht bleiben einige Ausgänge trotz der Schlüsseldienste der Intellektuellen einfach *„verrammelt"*, andere dagegen sicherlich gerade wegen ihrer Dienste. Eine autonome Form von Gesellschaftstheorie jedenfalls kann sich nur in reflexiver Kritik an

Instrumentalisierung und Rationalisierung, an Kapitallogik und Kulturindustrie behaupten. Der vorliegende Beitrag Heinz Steinerts geht allemal in diese Richtung.

Karl Klöckner

Klaus Heinrich, gesellschaftlich vermitteltes naturverhältnis. Aufklärung in den Religionen und der Religionswissenschaft. Dahlemer Vorlesungen Band 8. Hrsg. von Hans-Albrecht Kücken, Frankfurt und Basel: Stroemfeld Verlag/Roter Stern, 2007, 341 S.

Klaus Heinrich, arbeiten mit herakles. Zur Figur und zum Problem des Heros. Antike und moderne Formen seiner Interpretation und Instrumentalisierung. Dahlemer Vorlesungen Band 9. Hrsg. von Hans-Albrecht Kücken, Frankfurt und Basel: Stroemfeld Verlag/Roter Stern, 2006, 426 S.

Mit den Bänden 8 und 9 der Dahlemer Vorlesungen liegen nun sieben der auf insgesamt neun Bände angelegten Edition der Vorlesungen Klaus Heinrichs vor. Und auch hier bestätigt sich erneut die Leseerfahrung der schon erschienenen Bände: Man taucht aus dieser Lektüre wieder auf - denn abtauchen und sich einlassen muß der Leser allemal - mit grundlegendem Wissen über die Strukturen, Implikationen und Aussichten des eigenen, abendländischen Denkens.

Auch in „gesellschaftlich vermitteltes naturverhältnis. Aufklärung in den Religionen und der Religionswissenschaft" bietet Klaus Heinrich gegen einen philosophisch verengten Begriff der Aufklärung das Aufklärungspotential mythologischer Stoffe auf, dessen Relevanz sich nicht zuletzt an der sehr aktuellen Frage der gesellschaftlichen Vermittlung von Naturverhältnissen zu bewähren hat. In den Religionen selbst besteht dieses widerspenstige Potential und verschafft sich Gehör gegen die Zumutungen einer formalisierenden griechischen Logik und weiterer patriarchalischer Denkmuster, die Gewaltherrschaft und Staatsgründung legitimieren. Prometheus - der im Zentrum dieser Vorlesungen steht - widerspricht im Bündnis mit alten Naturmächten dem Anspruch der olympischen Götter auf das Totalopfer. Seine Berufung auf eine elementare Rechtsordnung der Natur contra Zeus' Herrschaftssystem basiert dabei auf einem existentiellen Einspruch, der erst später durch die Philosophie seine essentialistische Verhärtung erfahren wird. Die Erfindung lebenserhaltender technai markieren den Widerstand gegen den Gewaltherrscher Zeus und prädestinieren Prometheus zum stellvertretenden Opfer. Steht Prometheus' elementare Rechtsordnung in Verbindung mit der Erde, so repräsentiert das Göttergeschlecht jene patriarchalischen Strukturen, die in der Verherrlichung der polis ihren Ausdruck finden und ihre Harmonisierung durch Konfliktverdrängung betreiben. In Auseinandersetzung mit antiken als auch modernen Instrumentalisierungen des Titanen Prometheus entwirft Heinrich diesen als Bündnisfigur gegen eine durchgängige Verklärung gesellschaftlicher Zwangsverhältnisse.

„arbeiten mit herakles. Zur Figur und zum Problem des Heros" erörtert den Arbeitsbegriff und thematisiert die Mythologie des Heros im Kontext von Gattungsgeschichte und zivilisatorischer Leistung. Der Autor hebt in seinem Zugang zum Thema das *„zugleich reflexive und konstruktive Element der Heroenmythologie"* hervor; die Durchdringung des Stoffes und seine Verortung an den Bruchpunkten zur Philosophie oder Religion wendet sich gegen eine Instrumentalisierung wie auch gegen eine *„Neutralisierung zum Zweck am Archaischen sich erfreuender Erbaulichkeit"*. Konträr zu einem intendierten emanzipatorischen Zugang zum Mythos steht insbesondere eine moderne Form der reheroisierenden Instrumentalisierung des Stoffes, der in sei-

ner dezidierten Reflexion auf das Ende des Zivilisationsprozesses in der Katastrophe abzielt.
Heinrich nutzt die Reflexionsqualität zur ausführlichen Rekonstruktion: Dreh- und Angelpunkt dieser stofflichen Analyse und Interpretation bleibt dabei jener Dodekathlos, der Zwölfkampf des Herakles, der dessen zivilisatorischen Leistungen in äußerst widersprüchlicher Weise, vorwiegend in der Verschränkung von Kampf und Arbeit, verschlüsselt dokumentiert. Die Sozietät erst schaffende Funktion der Arbeit wird im Heros nämlich durchgehend gebrochen: Einerseits steht der Heros der Arbeit für die Auseinandersetzung des Menschen mit der Natur, auf der anderen Seite aber konstituiert er seinen Einspruch gegen einen um seine gattungsgeschichtlichen Implikationen verkürzten Arbeitsbegriff. Die Figur des Heros tritt nicht auf und arbeitet. Vielmehr ist er *„die antike Identifikationsfigur einer mühsam erarbeiteten, von Selbstzerstörung bedrohten, mit zerstörerischen Aktionen sich behauptenden Zivilisation"*. Und Arbeit, Zerstörung und Selbstzerstörung sind die dem Herakles eigene Praxis, die in seinen Abenteuern prototypisch etwa Jagd, Viehhaltung und Gartenbau in der Antike reflektieren. Arbeit ist hier nicht zu verstehen als ein Mittel zum Zweck der menschlichen Selbstverwirklichung, sie resultiert als Auftrags- und Strafarbeit (bei Herakles) nicht aus dem freien Willen, sondern vielmehr aus Zwang; quasi als Modell entfremdeter Arbeit. Ausgeführt wird diese spezifische Praxis und ihr realgeschichtlicher Wandel bei Heinrich vor allem anhand der griechischen und römischen Entwicklung der Rinderzucht und deren wechselhaften Opfer- und Kultpraktiken, die historisch in Verinnerlichungsprozessen von Opferhaltungen resultieren.
Die Figur des Herakles bewegt sich in einem komplexen Spannungsfeld ihrer literarischen und ikonographischen Tradition, wobei der Frage der Vermittlung auch in der gesamten Heroenmythologie eine zentrale Bedeutung zukommt, gibt es doch keinen unmittelbaren Zugang zu ursprungsmythologischen Qualitäten. Zwar sind die Mythen *„Urgeschichten, von deren determinierender Macht die Realgeschichte abhängig ist"*, aber die Ursprünge des Mythos sind bereits Konstruktionen, vorliegende Brechungen. Es gilt also - so das methodische Credo der Arbeit Heinrichs - zu verdeutlichen, daß der Mythos *„gegen die Fiktion eines heilen Ursprungs mit der Schilderung einer in sich zerissenen Realität protestiert, realgeschichtliche Konflikte ausspricht, die gerade dadurch weiterwirken, daß sie in philosophischen Konstruktionen verdrängt werden: ihn also ernst zu nehmen als ein Dokument der Gebrochenheit"*. Anhand der Literatur - erwähnt seien hier etwa die Einlassungen auf Walter F. Otto, Ludwig Preller, Karl Kérenyi und Robert von Ranke-Graves - erörtert Heinrich die verschiedenartig akzentuierten Zugänge zur Funktion des Herakles. Der Heros ist zwar Heilsbringer, stellt jedoch selbst mehr eine *„Zerreißungsfigur"* als eine Vermittlungsfigur dar, fehlt ihm doch im Gegensatz zum Erlöser der Erlösungsreligionen das vermittelnde Wort - ein Manko, das er indes durch seinen existentiellen Einspruch wieder wett macht. Insofern ist er Heinrich als Identifikationsfigur auch eher eine *„existentielle Projektionsfigur"*, Repräsentant von Lebens- und Todestrieb in einem, dessen Einsatz ihm neben der Allgegenwart in Mythologien ein Nachleben in Märchen und Trivialliteratur garantiert, aber auch und gerade in unabgegoltenen Problemstellungen der Philosophie seine Spur hinterläßt.
Im Kontext miteinander in der Geschichte konkurrierender Kulte - und hier insbesondere der patriarchalischen Umstrukturierung und Eindämmung ehemals weiblicher Intentionen großer Göttinnen, wie etwa die Ausführungen zum Verhältnis von Hera und Herakles und die Explikationen der Kastrationsmythen belegen - zeigt Heinrich

die Verschränkung von Arbeit und Kampf, Arbeit und Eros auf, die letztendlich den Erfolg des Herakles im gesamten Mittelmeerraum fundieren. Natur, Zivilisation und Kultur erscheinen als konfligierende Elemente, die in der Figur des Herakles zusammenschießen und dessen eigene Ambivalenz bestimmen. Ausführlich erörtert Heinrich im Zusammenhang mit der Kolonisation die hier im Mythos vorliegenden Auffassungen von Raum und Zeit. Von entscheidender Bedeutung bleibt aber der Begriff der Figur selbst in seiner Spezifität, die eine Repräsentation von Geschichte mit all ihren Widersprüchen erst ermöglicht.
Für den Autor steht er ein für sowohl gattungsgeschichtliche als auch realgeschichtliche Einsprüche, in Heinrichs Worten für die Präfiguration der Gattungsgeschichte und die Präformation der Realgeschichte. Der Heros steht stellvertretend für das Subjekt, das die Gattung selbst meint und doch mit der unlösbaren Aufgabe konfrontiert bleibt, realgeschichtlich auf empirische Subjekte einzugehen. Im Kult und der Begründung des Rituals wird der nicht hintergehbare empirische Tod nicht geleugnet, sondern das Heilsversprechen ermöglicht der Gattung insgesamt die Überbrückung der Destruktion. Eine nicht mehr bedrohte Wiedergeburt läßt Herakles als zwischen Mensch und Gott angesiedelte Konfliktfigur agieren, ein Wiedergänger aus dem Totenreich, zugleich Vorbote des Christus-Mythos späterer Jahrhunderte. Die christliche Theologie indessen betont die Vermittlung durch die Verkörperung in der Figur Christus und dem perspektivischen und heilenden Wort.
Der entscheidende Kern der Figur des Heros ist also seine Konstitution als Konfliktfigur, die Betonung gerade der konfligierenden Momente und das ihr eigene Aushalten dieser Momente. Er steht somit insbesondere gegen den in der Logik und im Syllogismus vollzogenen Stillstand und hält gegen deren eindeutige Lösung die existentielle Spannung aufrecht, den Einspruch des Heroen gegen durchweg mythologisch und logisch prolongierte Ursprungsmächte. Geschichte wird somit als Konfliktzusammenhang verhandelt und die *„ambivalente Realität nicht essentialistisch stillgestellt"*. In der Explikation dieser Situation wird deutlich, wie die Philosophie Konfliktfiguren beseitigt, um sich in einem Reich abstrakter, jedwede Verstrickung abweisender Begriffe einzurichten und somit eine ihr eigene Tradition mißlungener Konfliktlösungen zu begründen. Ausführlich etwa wird die Kritik der deduktiven Logik, die Abhängigkeit des Einzelnen vom Allgemeinen festschreibt, im Kontext der Geschlechterketten, Ursprungs- und Schicksalsmächte verortet. Der Rekurs auf die deduktiven, induktiven und analogen Schlußverfahren von den Griechen bis hin zum Rationalismus und zur Aufklärung erörtert deren Formalisierung und die ihnen eigenen Grenzen. Unter Aussparung des dialektisch lebendigen Begriffes bleibt philosophisch ausgeklammert, was sich als historisch weiterwirkender Konflikt erweist. Der Heros insistiert dabei auf der Nichtidentität der Realität, das Heroenwerk steht weiter quer zur Sublimierung.
Die Ausstrahlungskraft des Heroen zieht sich, mitsamt den Modifikationen des Begriffs des Heros, dann auch durch die gesamte Philosophiegeschichte; vor allem in der Renaissance entfaltete das Heroische als Identifikationsmoment seine emanzipatorischen Potenzen. Explizit wird bei Heinrich seine Rolle bei Freud, Vico und Bacon problematisiert und die Rolle der Figuren in der Hegelschen und Marxschen Begriffsdialektik. Der Autor verdeutlicht somit die Korrektivfunktion des antiken Heros an moderner Theoriebildung. Insbesondere auf die Herr-Knecht-Dialektik Hegels kommt er immer wieder zurück und würdigt deren Abstufungen über drei Phasen, die bei Hegel vom emanzipatorischen Veto bis hin zum resignativen Zynismus reichen. Die Hegelsche figürliche Dialektik stellt jedenfalls eine Methode der Konfliktvergegenwärti-

gung contra einer logifizierenden und positivistischen Reinigung der Geschichte dar. Diese Vergegenwärtigung von Konflikten ist es denn auch, die den emanzipatorischen Kern bei Hegel, Freud oder Marx hervortreten läßt und die spezifische Differenz ihres Denkens zu einer ideologischen Einebnung in Form von Lösungen begründet. Geht es hier doch wie bei Heinrich selbst um *„Sachen, deren Verhandlung niemals in der Behandlung von Gegenständen aufgeht"*. Eine letztendlich heroische Aufgabe.

Karl Klöckner

Michel Winock, Das Jahrhundert der Intellektuellen, Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft, 2003, 884 S.

Um es gleich vorwegzunehmen: das hier zu besprechende Buch des bekannten französischen Historikers Michel Winock ist weder ein *„tolles Grundlagenwerk"* (taz) noch eine überflüssige *„selbstreferentielle Mythographie"* (SZ), sondern vielmehr ein durchaus kritisch zu betrachtender Versuch, die Geschichte der französischen Intellektuellen vom Ende des 19. Jahrhunderts bis in die achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts als Geschichte ihrer politischen Auseinandersetzungen zu erzählen.

Danach formieren sich mit der durch die Dreyfus-Affäre ausgelösten Spaltung der französischen Gesellschaft auch bei Schriftstellern, Philosophen, Künstlern und Wissenschaftlern ‚linke' und ‚rechte' Lager - und ebenso viele stehen dazwischen. Fragt man nach dem gesellschaftlichen Einfluß dieser Lager, so gelangt man zu zwei relativ schlichten Aussagen: Erstens ist ‚der Intellektuelle' (in Winocks Darstellung ist das fast auschließlich ein weißer, eingeborener Mann; allein Simone de Beauvoir - die er mehr oder weniger bösartig streift - und einige Gastgeberinnen von Intellektuellen-Salons spielen eine, wenn auch ‚männerabgeleitete' Rolle in dieser Szene) in französischer Politik und Gesellschaft präsenter als hierzulande - sein direkter gesellschaftlicher Einfluß gerade auch außerhalb von Paris wird aber wohl überschätzt. Und wenn zweitens im Lauf dieser Erzählung ‚der' Intellektuelle immer identischer mit ‚dem' Linksintellektuellen wird, dann heißt das nicht, daß ‚linke' Positionen hegemonial sind. Linksintellektuelle Debatten sind auch in Frankreich eher Sache einer Minderheit; viel verbreiteter sind patriotisch-nationalistische, katholische und antisemitische Positionen. Diese werden - wie das Beispiel der nationalistischen Bewegung der „Action Française" zeigt - wesentlich von rechten Intellektuellen befeuert und erneuert (etwa im republikanischen Nationalismus oder der katholischen Erneuerung).

Winock gliedert seine Darstellung nach großen intellektuellen Leitfiguren: er deklariert die Zeit von der Dreyfus-Affäre bis zum Ende des Ersten Weltkriegs zur *„Ära Barrès"*, die Zwischenkriegszeit zur *„Ära Gide"* und die Nachkriegszeit zur *„Ära Sartre"*.

Maurice Barrès, der als Hauptfigur der Anti-Dreyfusards fungiert, steht für einen von Antisemitismus und Antiprotestantismus geprägten ‚blutgestützten', hegemonialen Nationalismus, der Vaterland, Familie und Religion als Werte hochhält. Auf der anderen Seite engagieren und politisieren sich führende Intellektuelle (etwa Anatole France und Émile Zola) nicht nur für die Rehabilitierung Dreyfus', sondern auch für einen laizistischen Republikanismus. Diese intellektuellen Szenen radikalisieren sich zunehmend; eine Minderheit der engagierten Linksintellektuellen wendet sich nach der Dreyfus-Affäre dem Sozialismus zu.

Rechtes Gedankengut dominiert jedoch. Die Mehrheit der Jüngeren und die gesamte, vor allem literarische Elite der Vorkriegszeit ist vom republikanischen Nationalismus (wie ihn etwa Charles Péguy vertritt) und der katholischen Erneuerungsbewegung ge-

prägt. Weit verbreitet ist daneben eine ‚neutrale' Haltung; so fordert etwa die wichtige Kunst- und Literaturzeitschrift „La Nouvelle Revue Française" die politische, moralische und religiöse Autonomie der Literatur. Im Ersten Weltkrieg unterstützen fast alle Intellektuellen das *„Heilige Bündnis"* für die nationale Verteidigung. Nur wenige verfallen nicht dem kollektivem Kriegsrausch und dem grassierenden Chauvinismus.
Nach Kriegsende und nach der russischen Oktoberrevolution beginnt die lange und stets präsente Debatte der Intellektuellen über ihr Verhältnis zur Sowjetunion und zum Kommunismus. Der weitverbreitete Pazifismus der Kriegsgeneration, internationalistische Haltungen sowie die vollständige Diskreditierung der bürgerlichen Gesellschaft und Kultur durch die Katastrophe des Kriegs tragen zur Anziehungskraft des Kommunismus bei. Auch neue Strömungen wie der Surrealismus müssen sich hier positionieren.
André Gide, den Winock als *„Apostel der Wahrheit"* und prägende Figur dieses Zeitabschnitts einführt, verkörpert exemplarisch eine ambivalente Haltung: einerseits ist er - vor allem gefühlsmäßig - vom Kommunismus angezogen, andererseits kritisiert er die Sowjetunion nach einer Reise dorthin. Während Winock die Dreyfus-Affäre noch als *„Sieg der kritischen Urteilskraft"* und der *„Sache der Wahrheit"* bewertet, gilt ihm das Anwachsen der fellow travellers des Kommunismus zu Beginn der dreißiger Jahre als *„selbstmystifizierende"* Glaubensbewegung. In der Tat wird das Engagement vieler Linksintellektueller nach den Februarunruhen 1934 in *„antifaschistischen Wachsamkeitskomittees"* vom PCF und von der UdSSR instrumentalisiert. Über der Entwicklung in Deutschland und Spanien bricht die Einheit der Linken schnell in eine Vielzahl intellektueller Positionen auf (z.B. André Malraux' Verantwortungsethik gegen Gides Gesinnungsethik). Mit der Kultfigur Péguy formieren sich die rechten Intellektuellen neu, der - im übrigen auch in der Linken präsente - Antisemitismus wird in den dreißiger Jahren gesellschaftsfähig. Viele Rechte (z.B. Pierre Drieu La Rochelle) frönen einem intellektuellen Faschismus; viele katholische Intellektuelle vertreten eine bemerkenswert unabhängige Haltung; der Katholizismus pluralisiert sich.
Diese unterschiedlichen Positionen finden sich auch während des Zweiten Weltkrieges, der deutschen Besatzung und im Widerstand. Während die nationalistischen Intellektuellen um die „Action Française" mit dem Motto ‚Ordnungsliebe um jeden Preis' eine der treuesten ideologischen Stützen des Vichy-Regimes werden, schließen sich viele Linksintellektuelle erst sehr zögerlich dem Widerstand in unterschiedlicher Form an. Die meisten Literaten arrangieren sich mit der Besetzung - ein Arrangement, das sicherlich auch dadurch ermöglicht wird, daß Antisemitismus und/oder Nationalismus oft ein verbindendes Element auch der Intellektuellen sind.
Nach dem Krieg sind die Linksintellektuellen zwar präsenter - die kollaborierende Rechte ist lang diskredidiert bzw. im Gefängnis -, ihr Einfluß in Frankreich bleibt aber beschränkt. Jean-Paul Sartre - der sich während der Besatzung auch lange arrangiert hatte - steigt zum intellektuellen Star der Nachkriegszeit auf und folgert nicht zuletzt aus den Kriegserfahrungen, daß auf Schriftstellern eine unendliche Verantwortung laste; sie seien, ob sie wollten oder nicht, engagiert. Dieses Bild des *„engagierten Intellektuellen"* und Sartres existenzialistische Philosophie werden populär. Im kulturellen Bereich und auf Seiten der politischen Linken dominiert der Parteikommunismus, der sich als Repräsentant des Widerstandes und einer gesäuberten, unkorrumpierbaren, tugendhaften Demokratie darstellt. Vor dem Hintergrund des Kalten Kriegs entscheiden sich die meisten Intellektuellen für eins der beiden Lager. Obwohl die Intellektuellen für den orthodox stalinistischen PCF nur als Prestigesymbole zählen, erscheint

vielen von ihnen der Marxismus-Leninismus als einzig mögliche Perspektive der Menschheit (z.B. Edgar Morin); Kritik an den Entwicklungen in der Sowjetunion wird kaum formuliert. Sartres Anschluß an den PCF im Jahre 1952 - als viele Intellektuelle bereits beginnen, sich vom orthodoxen Kommunismus zu entfernen - ist hier bezeichnend.
Neben einer starken linkskatholischen, sich zum Engagement verpflichtet fühlenden Bewegung (etwa um die Zeitschrift „Esprit" oder der Bewegung der Arbeiterpriester) macht Winock mit einem Kreis distanzierter, aber PCF-solidarischer Intellektueller (Anti-Antikommunisten), sowie Verfechtern des westlichen Lagers um Raymond Aron bekannt.
Als sich mit dem Antikolonialismus und dem Bruch mit dem Parteikommunismus um 1956 immer stärker eine französische neue Linke herausbildet, werden unabhängige Linksintellektuelle wie Albert Camus, Claude Lefort und Maurice Merleau-Ponty wichtiger; die Linke emanzipiert sich in den sechziger Jahren zunehmend vom PCF, und Sartre, der sich später für maoistische Gruppen einsetzt, verliert an Einfluß. Diese Entwicklung gipfelt im Mai '68. Diesen, wie auch die Entwicklungen in den siebziger Jahren streift Winock eher. Wer mehr über den Aufschwung der sogenannten „Neuen Philosophen" - gewendete Maoisten, die ihre populistische Mission in den Dienst des Widerstandes gegen das Böse im Allgemeinen stellen -, den Aufschwung der extremen Rechten, Foucaults Vorstellung des *„spezifischen Intellektuellen"*, die Frauenbewegung, den Verfall des Marxismus und die Totalitarismuskritik wissen will, liest besser woanders nach. Winock versorgt die Leser(innen) hier mit sehr konventionellen und teilweise sehr fragwürdigen Interpretationen (beispielsweise gilt ihm ausgerechnet ein 1976 erschienenes Buch André Glucksmanns als Geburtstunde einer *„ausgesprochen linken Kritik am sowjetischen Regime und darüber hinaus am kommunistischen Totalitarismus"*).
Diese Konventionalität, die vielleicht aus der Perspektive des ‚traditionellen Historikers' entsteht, scheint mir das größte Problem des Buchs. Zum einen zählen auch bei Winock nur große Namen, wichtige Posten im Intellektuellenbetrieb und bekannte Abläufe; minoritäre Strömungen werden allenfalls en passant gestreift. Zum anderen bleibt sein Einordnungsschema oft ärgerlich oberflächlich. Die komplexen Gruppenstrukturen der Gruppe „Socialisme ou Barbarie" etwa, die nur als frühe Heimstätte der Intellektuellen Lefort und Cornelius Castoriadis erscheint, werden in das gängige Schema Mitarbeiterstab - Herausgeber gepreßt, wie auch unterschlagen wird, daß es sich hierbei um ein politisches Projekt handelte und nicht nur um eine weitere Zeitschrift von Intellektuellen. Ein anderes Beispiel: Die Entstehung der Neuen Linken läuft auf den Zusammenschluß verschiedener Strömungen im PSU hinaus. Inhaltlich tendiert diese Adlerperspektive dazu, intellektuelle Handlungen und Haltungen nur nach ihrem funktionalen Nutzen für die Stabilisierung des französischen Staats zu bewerten.
Weitere Kritikpunkte treten vor diesem Hauptproblem fast zurück. Sicherlich könnte man an Winocks oft abschweifender, anekdotenhafter Darstellung die mehr oder weniger willkürliche Einteilung kritisieren (warum z.B. nicht Péguy oder Zola statt Barrès?); die behauptete Hegemonie einzelner Großintellektueller wird zum Teil durch die Darstellung selbst revidiert. Auch erschweren viele Details, stellenweise zu wenig Stringenz, sowie unklare Einordnungen und inhaltliche Sprünge dem ausländischen Publikum die Lektüre. Das Buch setzt als Blitzlicht auf Stimmungsbilder intellektuel-

ler Befindlichkeiten etliches Wissen voraus. Hier wäre eine systematischere Verbindung zwischen politischem und intellektuellem Feld hilfreich gewesen.
Die vor allem am Ende thematisierten Fragen bleiben jedoch relevant. Die Antwort auf die nach dem Tod Sartres 1980 immer wieder aufgeworfene Frage nach dem *„Ende der Intellektuellen"* scheint jedenfalls noch offen. So unübersehbar bestimmte Traditionen der Intellektuellenrolle der Vergangenheit angehören, so wenig schweigen die französischen Intellektuellen. Pierre Bourdieu etwa mit seinem widersprüchlichen Entwurf des *„kollektiven Intellektuellen"* und seinen Interventionsversuchen mit der Gruppierung und Publikationsreihe „Raisons d'agir" steht dafür ebenso wie neuere öffentlichkeitswirksame Formierungsversuche (den „Appel contre la guerre à l'intelligence", einen Aufruf gegen die ‚antiintellektuelle' Forschungspolitik der konservativen Regierung, unterstützten 60.000 Wissenschaftler(innen)). Nach wie vor scheinen Intellektuelle in Frankreich stärker wahrgenommen zu werden als hierzulande; gleichzeitig scheint der Rückgang kritischer und reflektierter Stimmen vor der Dominanz des Ökonomismus ein supranationales Phänomen zu sein.

Andrea Gabler

Pierre Bouretz, Témoins du futur. Philosophie et messianisme, Paris: Éditions Gallimard, 2003, 1249 S.

„Die Geschichte darzustellen als einen Prozeß in welchem der Mensch zugleich als Sachwalter der stummen Natur Klage führt über die Schöpfung und das Ausbleiben des verheißnen Messias. Der Gerichtshof aber beschließt, Zeugen für das Zukünftige zu hören. Es erscheint der Dichter, der es fühlt, der Bildner, der es sieht, der Musiker, der es hört und der Philosoph, der es weiß." So beginnt Walter Benjamins „Idee eines Mysteriums", die er Gershom Scholem 1928 in einem Brief mitteilte.[1] Neun philosophische Zeugen für das Zukünftige ruft Pierre Bouretz in seinem monumentalen Werk in den Zeugenstand: Hermann Cohen, Franz Rosenzweig, Walter Benjamin, Gershom Scholem, Martin Buber, Ernst Bloch, Leo Strauss, Hans Jonas und Emmanuel Lévinas. Das sind neun jüdische Intellektuelle des katastrophischen 20. Jahrhunderts, mit Ausnahme von Lévinas deutsch schreibend, aus einer deutschen philosophischen Tradition, aber ebenso und gleichzeitig aus einer jüdischen, zumeist häretisch-mystischen religiösen Tradition schöpfend - diese faszinierende und fruchtbare Mischung von Philosophie und Messianismus, aus deren Denkmotiven sich kein kleiner Teil der Gegenwartsphilosophie nach wie vor speist, ist das Thema der vorliegenden eindrucksvollen Studien. Jedem der Genannten ist ein Kapitel gewidmet, und diese Kapitel haben den Charakter in sich geschlossener Darstellungen, die den jeweiligen Denkweg unter dem Gesichtspunkt der übergeordneten Thematik nachzeichnen und sich dabei teilweise, vor allem im Falle Gershom Scholems, fast zu eigenständigen Büchern auswachsen. Auch die 250 Seiten dichter diskursiver Anmerkungen können als eine panoramaartige eigene Detailabhandlung gelesen werden.
Bouretz versteht es sehr gut, die Arbeiten seiner Protagonisten für sich selbst sprechen und dabei die eigentümlichen philosophisch-theologischen Ideenverbindungen, oft widersprüchlich und hermetisch, aber auch hellsichtig und überaus anregend, klare Konturen gewinnen zu lassen. Es entsteht das paradoxe Bild einer im Schatten und schließlich inmitten der Vernichtung der europäischen Juden gescheiterten mächtigen intellektuellen Anstrengung, die diese Vernichtung dennoch und sogar in gewisser

1 Vgl. Gershom Scholem, Walter Benjamin - die Geschichte einer Freundschaft (1975), 4. Aufl., Frankfurt am Main 1997, S. 180.

Weise siegreich überlebt und bis heute weiter ihre Früchte trägt. Diese Anstrengung war nicht immer so gleichgerichtet, wie die Komposition suggeriert, und man mag sich im einen oder anderen Fall (etwa bei Hans Jonas oder Leo Strauss) fragen, ob die Einordnung und Intensität der Beschäftigung gerechtfertigt ist. Mit Walter Benjamin, von dem nicht zufällig die Titelformel von den Zeugen des Zukünftigen stammt, und Ernst Bloch stellt Bouretz zwei Hauptfiguren des heterodoxen, jüdisch-messianisch inspirierten Marxismus mit ins Zentrum. Erfreulich ausführlich sind die Betrachtungen über Ernst Bloch, den, wie es scheint, nur noch wenig gelesenen *„professionellen Hoffer"* (Günther Anders), dem sich der Autor vor allem auch über dessen Arbeiten zur Musik nähert. Interessant wäre gewiß auch der Vergleich mit jenen anderen großen Gestalten dieser reichen Traditionslinie, Theodor W. Adorno und Max Horkheimer, gewesen, die freilich auch so als Dialogpartner und Kritiker allenthalben präsent sind.
Der Verfasser konzentriert sich auf den Gehalt und die Geschichte der Ideen, die seine Zeugen entwickeln und verfechten. Historisch-soziale wie politische Kontexte kommen nur in sehr allgemeinen Termini, wenn überhaupt, ins Spiel. Doch ist offensichtlich, daß es gerade die Ausweglosigkeit der historischen Situation ist, die zu den besonderen, verzweifelten philosophischen „Lösungsversuchen" führen, die, so anregend sie sind, auch das Mal jener Ausweglosigkeit tragen. Es irritiert, daß ein Buch wie das von Michael Löwy über „Erlösung und Utopie" (1988), das gewiß nicht so ausführlich und dicht die einzelnen Denkkomplexe erkundet, aber den Versuch einer präziseren historisch-politischen Verortung macht, keinerlei Erwähnung findet.
Jede nähere Auseinandersetzung mit einzelnen Abhandlungen und Aspekten dieser monumentalen Darstellung wäre willkürlich und müßte vor allem den Rahmen einer Rezension sprengen. Bouretz' Werk bildet eindrucksvoll das Spektrum - als Spannungsfeld und als Raum der Synthesemöglichkeiten - zwischen „Athen" und „Jerusalem" ab, das seine Zukunftszeugen durchmessen. Athen steht dabei zunächst und vor allem für die rationale, systematische Philosophie, Jerusalem für die irrationale, von mystisch-religiösen Motiven getriebene Erlösungshoffnung. Vom politischen Athen und dem Problem der politischen Praxis hingegen ist bei dieser Art der Gegenüberstellung - wie im zeitgenössischen Denken generell - allzu wenig die Rede, ebenso wenig wie im übrigen vom „antipolitischen Jerusalem" des modernisierten religiösen Massenwahns unserer Tage.
Die Frage nach der Aktualität einer messianischen Philosophie oder eines philosophischen Messianismus muß hier, wie bei Bouretz, offen bleiben. So viel ist aber gewiß: Nicht, wie der Psalmist und alle anderen alten wie neuen Mystiker meinen, *„daß der Herr gut ist"*, schmecken und sehen wir jeden Tag, sondern eine von lähmender gesellschaftlicher Herrschaft und schwachem Widerstand geprägte profane elende Welt, in der es vor allem so gut es geht zu handeln und zu wissen gilt.

Harald Wolf

Cornelius Castoriadis, Autonomie oder Barbarei (Ausgewählte Schriften Band 1). Herausgegeben von Michael Halfbrodt und Harald Wolf, Lich: Verlag Edition AV, 2006, 214 S.
Cornelius Castoriadis, Vom Sozialismus zur autonomen Gesellschaft. Über den Inhalt des Sozialismus (Ausgewählte Schriften Band 2.1). Herausgegeben von Michael Halfbrodt und Harald Wolf, Lich: Verlag Edition AV, 2007, 246 S.
Cornelius Castoriadis, Vom Sozialismus zur autonomen Gesellschaft. Gesellschaftskritik und Politik nach Marx (Ausgewählte Schriften Band 2.2). Herausge-

geben von Michael Halfbrodt und Harald Wolf, Lich: Verlag Edition AV, 2008, 264 S.

Im April 1990, kurz nach dem endgültigen Zusammenbruch dessen, was als Kommunismus in die Geschichte einzugehen versprach und sich als nichts anderes erwies als eine besonders impertinente Abart bürgerlicher Diktatur, veröffentlichte Cornelius Castoriadis unter dem Titel „Der Zerfall des Marxismus-Leninismus" einen zweiteiligen Artikel in „Le Monde", in dem er ein Resümee dessen zu ziehen versuchte, was als Marxismus-Leninismus trotz - vielleicht aber auch wegen - aller obskurer Eskapaden insbesondere bürgerliche Gehirne über Jahrzehnte hinweg vernebelt hat; ganz nebenbei enthält dieser Text sicherlich auch eine Art Resümee seiner eigenen jahrzehntelangen theoretischen Anstrengungen, dem ideologischen Gebilde Marxismus-Leninismus und seiner realpolitischen Verwirklichung analytisch beizukommen. Bei Marx, so Castoriadis, verbindet sich die aus den Erfahrungen der zwecks Bildung und Interessenvertretung sich selbst organisierenden Arbeiter geschöpfte Idee einer *„Selbstregierung der Produzenten"* mit der originär industriekapitalistischen Imagination einer die gesamte Gesellschaft erfassenden *„technisch-organisatorischen Rationalität"* und der daraus folgenden geschichtsphilosophisch aufgeladenen *„Zusicherung eines automatischen ‚Fortschritts' der Geschichte"*. Diese mit *„millenaristische(n) und apokalyptische(n) Erwartungen unvordenklichen Ursprungs"* aufgeladene *„seltsame Alchemie, diese Mixtur aus (ökonomischer) ‚Wissenschaft', rationalistischer Geschichtsmetaphysik und verweltlichter Eschatologie"* enthält ein *„totalitäre(s) Potenzial"*, das Castoriadis zufolge bei Marx zwar angelegt ist, jedoch erst von Lenin mit Hilfe seiner Bundesgenossen freigesetzt wird, indem er gegen die tradierte Idee einer Selbstverwaltung der Produzenten *„die Institution (erschafft), ohne die der Totalitarismus undenkbar wäre...: die totalitäre Partei, die leninistische Partei, zugleich ideologische Kirche, kampfbereite Armee, Staatsapparat in nuce..., Fabrik, wo jeder innerhalb eines strikt hierarchisch und arbeitsteilig organisierten Ganzen seinen Platz hat"*. Die leninistische Partei wird zum Versammlungsort der verlorenen Söhne und Töchter der Bourgeoisie, die sich mit der im gemeinen Kapitalismus viel beschworenen „unsichtbaren Hand", diesem billigen, den Kapitalismus selbst als Religion legitimierenden Ersatz für den entthronten Gott der Theologen nicht mehr zufrieden geben wollen; sie sind angetreten, gegen ihre Väter und Mütter jene Gesetze der Geschichte bewußt zu vollstrecken, die ein gütiger Weltgeist in Gestalt eines biederen Berliner Professors ihnen eingeflüstert hat und die zu verstehen der einfache, mit der Vertretung seiner in dieser Sicht beschränkten Interessen beschäftigte und ausgelastete Proletarier nicht mehr in der Lage ist. Die Mechanismen der kapitalistischen Fabrik werden in radikaler Konsequenz auf die Gesamtgesellschaft übertragen; so wie der Proletarier in der Fabrik als wertschöpfende Variable in die Logik des Kapitals eingebunden ist, so wird er im Weltbild der Geschichtsvollstrecker auf gesamtgesellschaftlicher Ebene zum Spielball eines inhaltsleer gewordenen, der puren Produktivitätslogik unterworfenen und von der Intelligenz als neuer sozialer Schicht zu organisierenden und zu verwaltenden Fortschritts. Von einer Selbstorganisation oder gar einer *„Selbstregierung der Produzenten"* kann dann konsequenterweise überhaupt nicht mehr die Rede sein; sie gehört als überwundene Etappe zu jener Vorgeschichte, die dem Fortschritt zwangsläufig zum Opfer fallen mußte. Will man gegen die *„grauenvolle Geschichte des Marxismus-Leninismus"*, gegen dieses aus einer *„Kombination aus Glaubensbereitschaft und Gewalt"* hervorgegangene *„Projekt einer totalen Kontrolle"*, an der historisch erprobten und überlieferten und keineswegs bloß kopfgeborenen Idee einer Selbstorganisation

festhalten, dann heißt das weiterhin, so Castoriadis, *„dass wir unsere Gesetze und unsere Institutionen selbst machen, dass wir unsere individuelle und kollektive Autonomie wollen und dass wir allein diese Autonomie begrenzen können und sollen"*.
Als der 1922 geborene und 1997 gestorbene Castoriadis 1945 aus Griechenland nach Frankreich übersiedelte, war er als organisierter Trotzkist Teil jenes marxistisch-leninistischen Kosmos, den er als Mitbegründer der Gruppe „Socialisme ou Barbarie" und der gleichnamigen Zeitschrift, von der zwischen Anfang 1949 und Sommer 1965 38 Hefte (in 40 Nrn.) erschienen, seit Ende der vierziger Jahre zu entmystifizieren begann. Parallel zur kritischen Auseinandersetzung mit den stalinistischen Systemen des Ostblocks rezipierte und verarbeitete die Gruppe die von Arbeitern vor Ort in den Fabriken entwickelten partei- und gewerkschaftsunabhängigen Widerstands- und Organisationsformen, aus denen sich sowohl im Westen als auch im Osten in Zeiten sich zuspitzender Auseinandersetzungen - z.B. bei Streiks oder, in avancierter Weise, in den politischen Charakter annehmenden Revolten in der DDR 1953 sowie in Polen und Ungarn 1956 - Räte herauskristallisierten, die bewußt oder unbewußt an die aus der Geschichte bekannten und den eigentlichen Sinn von Arbeiteremanzipation ausmachenden Formen von Selbstverwaltung anknüpften, wobei aber zugleich erkannt wurde, daß Widerstand immer auch insofern systemimmanent bleibt, als er das Kapital zu innovativen und integrierenden Gegenmaßnahmen herausfordert. Im Hinblick auf die Rolle und Stellung der Arbeiter wurde der angebliche Sozialismus der stalinistischen Systeme als von einer bürokratischen Schicht beherrschter Staatskapitalismus analysiert; für Castoriadis wurde in der Folge die Trennung zwischen denjenigen, die in der Gesellschaft Leitungsfunktionen einnehmen und denen, die deren Anordnungen auszuführen haben, zum eigentlichen Kristallisationspunkt gesellschaftlicher Konflikte und insofern zum Ausgangspunkt sozialer Emanzipation. Das hatte zur Konsequenz, daß zukünftig nicht mehr die klassische Industriearbeiterschaft, also die Sphäre der Produktion alleine im Fokus des analytischen und emanzipatorischen Interesses stand, sondern auch andere soziale Gruppen, die in der einen oder anderen Weise in Konflikte zwischen Leitenden und Ausführenden und somit in Herrschaftsbeziehungen involviert sind, ins Blickfeld gerieten. Konsequenterweise richtete sich das Interesse nunmehr nicht mehr auf die tradierte Arbeiterselbstverwaltung, sondern darauf, wie in Herrschaftsbeziehungen gleich welcher Art eingebundene Individuen, die jetzt sowohl als gesellschaftliche wie auch als psychische Personen wahrgenommen werden, Autonomie gewinnen und sich kollektiv organisieren können. Damit begann für Castoriadis nicht nur eine vertiefte Beschäftigung mit der Psychoanalyse, sondern auch, wie er im Vorwort seines 1976 erschienenen Hauptwerkes „Gesellschaft als imaginäre Institution" schrieb, *„ein erneutes Studium der traditionellen Philosophie"*. Castoriadis kehrte gewissermaßen nach Griechenland zurück, um, ausgehend von der klassischen griechischen Philosophie, die Konstitutionsbedingungen von Gesellschaft unter den Aspekten von Autonomie und Heteronomie neu zu analysieren; ähnlich aufschlußreich könnte zwecks Analyse des leninistisch-stalinistischen Totalitarismus eine Rückkehr in das spätantike Frühchristentum sein, dessen Selbstkonstitution auf der Basis von Abgrenzungs- und Ausschlußmechanismen, verbunden mit der Durchsetzung eines Korpus von letztgültigen Referenztexten, in struktureller Hinsicht eine Art Folie für das bietet, was sich im Anschluß an den russischen Oktoberputsch von 1917 im organisierten Weltkommunismus abspielte.
Nach der Auflösung von „Socialisme ou Barbarie" im Jahre 1967 veröffentlichte Castoriadis, der zweifellos der theoretisch führende Kopf der Gruppe gewesen war,

seine Schriften aus dieser Zeit Anfang der siebziger Jahre ins insgesamt acht Bänden; nur einige dieser Texte waren bisher in deutscher Übersetzung zugänglich. Zugleich begann für Castoriadis, der sich seit Ende der fünfziger Jahre zunehmend vom klassischen Marxismus zu lösen begonnen hatte, eine neue Phase seiner theoretischen Arbeit. Auch aus diesen Jahren sind bisher, abgesehen von einigen Aufsätzen, nur zwei Bücher übersetzt worden, die beide als Übergangswerke betrachtet werden können - sein bereits erwähntes Hauptwerk „Gesellschaft als imaginäre Institution", das im ersten Teil den in den letzten Heften von „Socialisme ou Barbarie" erschienenen Text „Marxismus und revolutionäre Theorie" enthält und im zweiten Teil unter dem Titel „Das gesellschaftliche Imaginäre und die Institution" einen theoretischen Neuanfang vorstellt, und „Durchs Labyrinth", der erste von insgesamt sechs mit dem Untertitel „Les carrefours du labyrinthe" erschienenen Arbeiten; die Rezeption des Werkes von Castoriadis ist hierzulande - sowohl was die im engeren Sinne politischen Schriften der frühen als auch die eher philosophischen der späteren Jahre betrifft - infolgedessen eher redundant geblieben, da weder die frühen noch die späten Werke in ausreichendem Maße zugänglich waren, so daß der werkimmanente Stellenwert der beiden erwähnten übersetzten Titel sich dem über Castoriadis Lebensweg nicht informierten Leser nur schwerlich erschließen konnte.
Diesem Dilemma will die auf fünf Bände geplante Ausgabe der „Ausgewählten Schriften" abhelfen, deren ersten beiden Bände, jeweils sachkundig eingeleitet von Harald Wolf, Texte aus den Jahren 1955 bis 1994 versammeln und somit einen exemplarischen Überblick über den Denkweg von Castoriadis vermitteln, der ihn nach Abschluß seiner politischen Phase zu jenem neuen *„Ausgangspunkt"* geführt hatte, *„von wo aus"*, wie er im Vorwort von „Gesellschaft als imaginäre Institution" im Dezember 1974 schrieb, *„alles noch einmal überdacht werden mußte: die Geschichte als Schöpfung* ex nihilo, *der Gedanke der instituierenden und der instituierten Gesellschaft und des gesellschaftlichen Imaginären, die Idee der Institution der Gesellschaft als deren eigenes Werk sowie die Auffassung des Gesellschaftlich-Geschichtlichen als einer vom herkömmlichen Denken verkannten Seinsweise"*. In einem im Juni 1993 geführten Gespräch, das unter dem Titel „Der Anstieg der Bedeutungslosigkeit" den Band 1 einleitet, verweist Castoriadis auf jenen historischen Gesamtzusammenhang, in dessen Perspektive er seine eigene Arbeit verortet sehen will: *„Jener gesellschaftlich-geschichtliche Abschnitt, der mit den Griechen beginnt und in Westeuropa ab dem 11. Jahrhundert fortgesetzt wird, ist der einzige, in dem ein Entwurf der Freiheit, der individuellen und kollektiven Autonomie, der Kritik und Selbstkritik auftaucht."* Nachzugehen ist also den historischen Spuren einer möglichen oder intendierten Autonomie, den Versuchen einer Symbiose von individueller und kollektiver Autonomie, in den immer wieder erneuerten kollektiven, anonymen und zumeist unbewußten Instituierungen eines gesellschaftlichen Imaginären. Der Sozialismus im allgemeinen und der Marxismus mit seinen verschiedenen Spielarten inklusive des totalitären Leninismus im besonderen hatten eine solche Symbiose sein wollen, sind es aber nicht gewesen. In den beiden umfangreichen Texten „Über den Inhalt des Sozialismus" (1955-1958, Band 2.1) und „Die revolutionäre Bewegung im modernen Kapitalismus" (1960/1961, Band 2.2) hatte Castoriadis seine Kritik an Lenin, Trotzki und Stalin zu einer Kritik an bestimmten Aspekten des Marxismus, insbesondere im Hinblick auf ökonomische Theorien (Verelendung, Krisen, tendenzieller Fall der Profitrate), weiterentwickelt, die ihn schließlich zum Bruch mit dem Marxismus und Marx führte. Marx, der Marxismus, die Marxismen sind, wie Castoriadis in einem 1974 geführten und unter dem Ti-

tel „Warum ich kein Marxist mehr bin" veröffentlichten Gespräch (Band 2.1) resümiert, nur noch mehr oder minder unzureichende Erscheinungsformen eines *„revolutionären Projekt(s)"*, das *„in Arbeiterkämpfen und durch sie geschaffen (wurde), und zwar vor Marx (zwischen 1790 und 1840 in England und Frankreich). Alle relevanten Ideen"*, so Castoriadis weiter, *„sind während dieser Zeit entwickelt und formuliert worden."* Allerdings hält Castoriadis zugleich dran fest, daß das, *„was in der westlichen Welt in den letzten 150 Jahren passiert ist, zu einem erheblichen Teil das Resultat von Arbeiterkämpfen (ist). Diese Kämpfe haben Lohnerhöhungen und Arbeitszeitverkürzungen, den Zugang zu politischen Rechten und die ‚wahre' bürgerliche Republik durchgesetzt, und sie haben nicht zuletzt den Anlass zu einer bestimmten Art von technologischem Fortschritt gegeben."* Aber alle diese Kämpfe sind bestenfalls Entwürfe von Autonomie gewesen, sie sind immer wieder integriert worden, sie haben die Entwicklung des kapitalistischen Systems vorangetrieben, haben seine Machtstrukturen verfeinert und in alle Poren der Gesellschaft und der Individuen eindringen lassen, sie haben nicht zu dem geführt, was Castoriadis als im eigentlichen Sinne autonom definiert, zu einer *„permanente(n) und explizite(n) Selbstinstitution der Gesellschaft"*, jenem *„Zustand, in dem die Gemeinschaft weiß, dass ihre Institutionen ihre eigenen Schöpfungen sind und sie in der Lage ist, sie als solche zu behandeln, d.h. sie zu überdenken und zu verändern"*. Wenn aber, so Castoriadis 1993, angesichts des *„Verfall(s) der westlichen Gesellschaften, politische(r) Apathie, Zynismus und Korruption, Umweltzerstörung"* und zunehmender Individualisierung Kämpfe nicht einmal mehr stattfinden, dann *„(gefährdet) gerade das Verschwinden dieses Widerstandes die Stabilität des Systems"*.

Wolf Raul

Socialisme ou Barbarie. Anthologie, La Bussière: Acratie, 2007, 341 S.

Beiträge über die französische politische Gruppe „Socialisme ou Barbarie" (1949-1967; im folgenden kurz: SouB) sowie von einigen ihrer Aktivisten haben in dieser Zeitschrift fast schon Tradition.[1] Während die Schriften einzelner, prominenter Mitglieder wie Cornelius Castoriadis, Claude Lefort oder Jean-François Lyotard relativ gut dokumentiert sind, waren die meisten Texte aus der gleichnamigen Zeitschrift von SouB bislang nur schwer zugänglich. Diesem Problem hilft die jetzt erschienene handliche Anthologie wenigstens ansatzweise ab. Sechs ehemalige SouB-Mitglieder - Helen Arnold, Daniel Blanchard, Enrique Escobar, Daniel Ferrand, Georges Petit und Jacques Signorelli - haben eine Textauswahl editiert, die der bereits kurz nach Auflösung von SouB einsetzenden Mythenbildung entgegentreten will. So sei SouB kein Intellektuellenkränzchen oder Sprungbrett in den Pariser Intellektuellenolymp gewesen, sondern eine Gruppe von Revolutionären, für die die theoretische Arbeit nur Sinn im Hinblick auf soziales und politisches Handeln besaß. Anders als in der französischen Antitotalitarismus-Debatte der 1970er Jahre kolportiert, zielte SouB nicht hauptsächlich auf eine Kritik des sogenannten Realsozialismus, sondern habe sich vor allem mit den liberalen westlichen Gesellschaften beschäftigt. Hier sei es in bürokratiekritischer Perspektive immer um eine einheitliche Kritik beider Regime gegangen. Die Herausgeber(in) wollen die Prozesse der kollektiven politischen Reflexionsarbeit von SouB

1 Diese reichen von Aufsätzen (Archiv 15, S. 69ff. und Archiv 16, S. 349ff.) über Originalbeiträge ehemaliger Mitglieder (Archiv 15, S. 15ff. sowie Archiv 16, S. 319ff., S. 379ff., S. 407ff., S. 417ff. und S. 425ff.), Rezensionen (Archiv 17, S. 677f.) bis hin zu dem Interview mit Georges Petit in dieser Ausgabe des Archiv.

nachvollziehbar machen. Gleichzeitig stellen sie eine heute fast schon fremdartig anmutende ‚Kultur' einer marxistischen Gruppe vor, deren Ziel nichts weniger als die weltweite proletarische Revolution war. Diese Art der aus heutiger Sicht oftmals erstaunlich optimistischen „Erforschung der Moderne" sei nicht zuletzt ein geistiges wie leidenschaftliches Abenteuer gewesen.
Die notwendig restriktive Textauswahl aus den vierzig Ausgaben der Zeitschrift mit einem ursprünglichen Gesamtumfang von etwa 4500 Seiten folgt der Maßgabe ihrer Wichtigkeit für die theoretische Entwicklung von SouB. Mag dabei auch das ein oder andere Thema der Gruppe zu kurz kommen, so werden die Ideen und die Entwicklung von SouB ausgewogen repräsentiert. Daß die Texte aufgrund ihres teilweise exorbitanten Umfangs meist nur auszugsweise abgedruckt werden konnten, ist ein kleiner Wermutstropfen, der aber durch kluge Zusammenfassungen und sorgfältige Kommentierungen der Herausgeber(in) gemildert wird.
Die meist von SouB-Mitgliedern, in drei Fällen auch von externen Autoren stammenden 26 Textauszüge sind in 7 Kapitel eingeteilt, die die wichtigsten Themenfelder von SouB abdecken. Ihnen sind jeweils kurze Einführungen der Herausgeber(in) vorangestellt, die über den historischen Kontext, die interne Einbettung bestimmter Debatten sowie die Publikationsorte einzelner Texte informieren. Beim ersten und wichtigsten Thema von SouB, der „Analyse der bürokratischen Gesellschaft", umfaßt die Textauswahl die Gründungserklärung der Gruppe sowie theoretische und historisch-konkrete Analysen sogenannter realsozialistischer Gesellschaften stalinistischer Couleur. Ein zweiter wichtiger Bereich war die „Welt der Arbeit", die SouB als Hauptort des kreativen Kampfes der Arbeitenden um ihre Autonomie sah. Das Kapitel zur „Krise des bürokratischen Systems" versammelt Beiträge, die auf die Erschütterungen im sogenannten Realsozialismus nach 1953 eingehen. Ein weiterer Abschnitt, nach einem innovativen Aufsatz von Castoriadis mit „Inhalt des Sozialismus" überschrieben, zeichnet die Suche der Gruppe nach einer positiven und konkreten Definition von Sozialismus nach; hier deutet sich bereits der spätere Bruch von SouB mit dem Marxismus an. Die Textauszüge des fünften Kapitels widmen sich der „Organisationsfrage", die die Gruppe Zeit ihres Bestehens sowohl als pragmatische wie auch als theoretische Frage umtrieb. Die Herausgeber(in) ordnen diese Diskussion drei unterschiedlichen Entwicklungsphasen von SouB zu; gerade hier erweist sich ihre Kommentierung als hilfreiche Orientierung. Ein weiterer Abschnitt zeigt, wie sich SouB mit der „Dritten Welt" bzw. genauer mit Algerien (dem Spezialthema Lyotards) und mit China beschäftigt hat. Stand der Kampf gegen den Kolonialismus zunächst nicht im Zentrum der Gruppenaktivitäten - er galt der marxistisch orientierten Gruppe eher als zusätzliches Moment der Schwächung der eigenen kapitalistischen Gesellschaft -, so waren später Algerien und die Dekolonialisierung in Afrika regelmäßige Themen in der Zeitschrift. Pierre Souyris umfangreiche Studie analysierte China, entgegen der damals bei linken Intellektuellen vorherrschenden Glorifizierung, als zutiefst bürokratisches und anti-revolutionäres Regime. Das letzte Kapitel der Anthologie über den „modernen Kapitalismus und den Bruch mit dem Marxismus" zeichnet die Veränderungen ab Mitte der 1950er Jahre nach: SouB erlangte mehr Einfluß in der Linken und orientierte sich sowohl in der Organisationsfrage als auch der Kritik am modernen Kapitalismus und einer entsprechenden revolutionären Politik neu. Die Textauszüge zeigen beispielhaft die immer grundsätzlichere Beurteilung des Marxismus sowie die Analyse der modernen Gesellschaft, die die konkrete Kritik der hierarchischen Beziehungen in verschiedenen Bereichen hervorhebt. Ein Anhang mit dem Inhaltsverzeichnis der Zeitschrift sowie

einer Auflistung der Pseudonyme und Biografien der Autoren beschließt den Band, der - jedenfalls für des Französischen Mächtigen - eine gelungene Heranführung an die Ideen und die Entwicklung von SouB ist.

Andrea Gabler

Maurice Brinton, For Workers' Power. The Selected Writings of Maurice Brinton (Edited by David Goodway), Oakland/Edinburgh, 2004, 378 S.

Maurice Brinton, so das Pseudonym des anglo-griechischen Arztes Chris(topher) Pallis (1923-2005), war als Hauptprotagonist der Gruppe „Solidarity" eine der bekannteren Gestalten des britischen libertären Sozialismus. Neben einem Vollzeitberuf als international renommierter Neurologe widmete er den Großteil seines Lebens diesem politischen Aktivismus. Nach Mitgliedschaften in der britischen KP und in einer trotzkistischen Gruppe gründete er 1960 mit anderen „Solidarity", eine Schwesterorganisation der französischen Gruppe „Socialisme ou Barbarie". Die Analysen der Franzosen um Cornelius Castoriadis beeinflußten wesentlich die programmatische Orientierung von Brinton und „Solidarity". Auch „Solidarity" war hauptsächlich ein Publikationszirkel, und hatte in den 1960er und 1970er Jahren großen Einfluß etwa bei radikal subversiven Aktionen der britischen Anti-Atom- und Friedensbewegung, aber auch bei vielen industriellen Auseinandersetzungen im Kontext der shop steward-Bewegung. Ihre diversen Zeitschriften und mehr als 60 Broschüren fanden in der damaligen Neuen Linken weite Verbreitung. „Solidarity" existierte in dieser Form bis Anfang der 1980er Jahre und Brinton galt bis dahin als ihr wichtigster Autor und Übersetzer (die Zeitschrift erschien bis 1992). Wie Castoriadis sah auch er den zentralen gesellschaftlichen Widerspruch in der Trennung zwischen Leitenden und Ausführenden. Politische Aktivität hätte auf die Aufhebung dieser Trennung hinzuwirken und entsprechende Initiativen zu unterstützen. Die workers' power, die (Arbeiter-) Selbstverwaltung ist daher Brintons zentrales Anliegen.

Sie steht auch im Mittelpunkt der Beiträge des vorliegenden Sammelbandes mit 40 kürzeren Artikeln, Flugblättern, Einleitungen und Rezensionen sowie drei umfangreicheren Broschürentexten. In den eher programmatischen „Solidarity"-Texten stellt Brinton der heteronomen, inhumanen kapitalistischen Gesellschaftsform einen Sozialismusbegriff gegenüber, der durch Gleichheit, wirkliche Freiheit, gegenseitige Anerkennung und eine radikale Transformation menschlicher Beziehungen gekennzeichnet ist und nur von unten und wirklich demokratisch aufgebaut werden könne. In anderen, meist längeren Artikeln feiert Brinton historische und zeitgenössische Beispiele von Selbstverwaltung und anti-bürokratischen Massenbewegungen von der Pariser Commune bis zur unabhängigen polnischen Gewerkschaftsbewegung Anfang der 1980er Jahre. Vor allem in seinen Augenzeugenberichten sozialer und politischer Kämpfe zeichnet er lebendige Impressionen, sei es vom belgischen Generalstreik 1960/61 oder von der portugiesischen Revolution 1975. So auch im ebenfalls abgedruckten, hierzulande wohl am bekanntesten gewordenen Bericht vom Pariser Mai 1968 (zuletzt 1998 auf deutsch in Heft 175/180 der Zeitschrift „Die Aktion" erschienen), der in dieser Anthologie durch weitere Texte zur Interpretation dieses Ereignisses ergänzt wird. Zwei weitere Broschüren Brintons wurden ebenfalls komplett aufgenommen. In dem 1970 erschienenen Text „The Irrational in Politics" analysiert Brinton mit kritischem Bezug auf Wilhelm Reich die sexuelle Repression als Teil einer autoritären Konditionierung, die die Leute in *„intellektuelle Gefängnisse"* sperre und irrationales, d.h. autoritäres politisches Verhalten erklären könne. Ebenfalls 1970 publiziert wurde die bekannteste

Schrift Brintons „The Bolshewiks and Workers' Control 1917-1921: The State and Counter-Revolution" (dt. erstmals 1976). Diese kritische Chronologie der russischen Revolution bis 1921 zeigt, neben der bekannten Eliminierung der Oppositionen durch die Bolschewiki, wie sich die Standpunkte der Sieger als Geschichtsschreibung durchsetzen und wie der Bolschewismus durch seine autoritären sozialen Beziehungen und die bewußte Trennung in Herrschende und Beherrschte zum *„letzten Gewand der bürgerlichen Ideologie"* wird. Die eigenen revolutionären Perspektiven erhellt Brinton nicht nur immer wieder durch Analysen der Degeneration der russischen Revolution, sondern auch durch eine kritische Auseinandersetzung mit Castoriadis. Dieser wurde erst durch Brintons teilweise eher populäre Übersetzungen sowie einleitende Kommentierungen im englischsprachigen Raum bekannt. Obwohl Brinton am zentralen Gehalt von Castoriadis' Theorie festhält, bestanden, wie der vorliegende Band zeigt, auch inhaltliche Differenzen; neben einer nachvollziehbaren ex post-Kritik an etlichen Annahmen von Castoriadis, liegen diese, grob gesagt, darin, daß Brinton anders als Castoriadis näher am Marxismus und einer entsprechenden Terminologie geblieben ist.

Soweit ein kursorischer Überblick über die Textsammlung, die einen verständlich und einprägsam formulierenden, durchaus zu Selbstkritik fähigen Autor präsentiert. Der Herausgeber, selbst ehemaliges „Solidarity"-Mitglied, liefert in seiner Einführung die nötigen Hintergrundinformationen. Wünschenswert wäre jedoch ein etwas üppigerer Index etwa mit einer Bibliographie der Schriften Brintons gewesen. Der lesefreundliche Band bietet insgesamt einen guten Einblick in Brintons politische Publizistik über einen Zeitraum von 25 Jahren wie auch allgemein in das Denken des britischen libertären Sozialismus. Nicht zuletzt macht er neugierig auf die von ehemaligen Mitgliedern angekündigte Aufarbeitung der Geschichte von „Solidarity".

Andrea Gabler

Stéphane Beaud/Michel Pialoux, Die verlorene Zukunft der Arbeiter. Die Peugeot-Werke von Sochaux-Montbéliard, Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft, 2004, 363 S.

Im hier anzuzeigenden Buch richten die französischen Soziologen Stéphane Beaud und Michel Pialoux den Fokus auf die sogenannten ‚Modernisierungsverlierer', aber sie gehen über eine düstere Bestandsaufnahme hinaus. Die Autoren arbeiten seit 1983 an einer *„ethnographischen Langzeitstudie"* in der von den dortigen Peugeot-Werken stark geprägten Region um Sochaux. Hierzulande konnte man ihre Untersuchungen schon in dem von Pierre Bourdieu herausgegebenen Mammutband „Das Elend der Welt" verfolgen. Nun gehen sie der Frage nach, was von der Arbeiterschaft angesichts immer unsicherer Lebensperspektiven bleibt, was das Erbe der politischen Arbeiterkultur ist. Was bedeutet die ‚Unsichtbarkeit' der Arbeiter(innen) (die v.a. auf das ‚Verschwinden' der alten Facharbeiter-Elite in den achtziger Jahren zurückgeht) sowie ihre symbolische und soziale Degradierung für die Entwicklung der Arbeiterschaft?

Diesen Fragen spüren die Autoren im wesentlichen auf zwei Ebenen nach: Zum einen richten sie ihren Blick auf die Veränderungen der Arbeit in den Peugeot-Montagehallen bei den angelernten Arbeiter(innen). Ohne unmittelbaren offiziellen Zugang zur Fabrik, dafür aber seit über zwei Jahrzehnten eng mit einem Kreis von Angelernten und gewerkschaftlichen Aktivisten kooperierend, wird nachgezeichnet, wie sich gegen die Implementation japanischer Produktionkonzepte in den achtziger Jahren ein vielförmiger, v.a. von der mit der ‚Protestkultur' der siebziger Jahre sozialisierten ‚alten'

Angelernten (sie sind zwischen 30 und 40 Jahren alt) getragener Widerstand entwickelt. Beaud/Pialoux interpretieren diese Modernisierung als Demoralisierung der Arbeiter(innen): ihre Identität wird angegriffen, ihre Know-How entwertet, kollektive Bezugspunkte und Widerstandskraft gehen immer mehr verloren, ihr Leben wird immer mehr dem Zugriff und Rhythmus der Fabrik unterworfen. Angst wird in vielerlei Form strukturelles Merkmal der Fabrikbeziehungen.
Wie brutal diese alten Bezugssysteme umgewälzt werden, wie durchgesetzte neue Sozialbeziehungen und die neue ‚Arbeitsgruppen-Kultur' das Klima vergiften - und deshalb z.T. auch wieder zurückgefahren bzw. modifiziert werden müssen - wird konkret und anschaulich nachvollzogen. „*Die Ausbreitung der technisierten Kultur in den Abteilungen vollzieht sich auf der Grundlage der kulturellen Verachtung, moralischer Unterweisungen, der Disqualifizierung traditioneller Arbeitshaltungen und Umgangsformen. Diese neuartige Kultur setzt sich aus einer starken Verbundenheit mit der Arbeit und dem Desinteresse an sozialen Problemen im Betrieb zusammen.*"
Eine (wirkungsvolle) Gegenwehr schreiben die Autoren allerdings nur traditioneller Interessensvertretung zu; außerhalb des gewerkschaftlichen Rahmens tut sich nichts. Auch die Arbeiter(innen) sähen nur in diesem System Möglichkeiten der Gegenwehr und eine Garantie für einen gewissen Mindestschutz. Sollte dem so sein, wäre dies nicht ein weiterer, indirekter Beleg für den Zusammenbruch einer solidarischen Arbeitskultur? Oder wäre eine solidarische Arbeitskultur nicht auch in anderen Formen informellen Handelns zu suchen, wie die wenigen Studien nahe legen, die den heutigen Fabrikalltag aus teilnehmender Perspektive schildern?
Die ablehnende, angstbesetzte Einstellung der tayloristischen ‚Erben' zu den neuen Produktionskonzepten ist jedenfalls das Eine; die damit einhergehende blockierte Mobilität der Arbeiter(innen) und die Verschärfung ihrer Konkurrenzkämpfe um die kaum noch vorhandenen Aufstiegsmöglichkeiten wie ‚bessere' Arbeitsplätze im allgemeinen, das Andere.
Die quantitative und qualitative Verdrängung der alten Fabrikarbeiteraristokratie - der Facharbeiter(innen) als Träger(innen) der politischen Kultur und einer bestimmten Arbeitskultur - hat verschiedene Folgen: die ‚alten' Arbeitertugenden verschwinden, das Unternehmen kann „*wettbewerbsorientierte und individualistische Werte durchsetzen, die lange Zeit gegen die ‚kollektiven', von den Facharbeitern verkörperten Werte der Solidarität nicht ankamen.*" Neben neuen Gräben in der Fabrik - zwischen ‚alten' Arbeiter(innen) und ‚jungen' Technikern etwa - führt diese Abwertung zu veränderten Bildungsstrategien insbesondere in den Familien der angelernten Arbeiter(innen): statt des bisherigen frühen Schulabgangs wird nun eine Verlängerung der Schulzeit, das Einsammeln möglichst vieler Diplome bevorzugt.
Damit sind wir bei der zweiten Ebene der Studie: Beaud/Pialoux richten ihren Blick zum anderen auf die Generationennachfolge, auf veränderte Lebensperspektiven, die sich zunächst in veränderten Bildungsstrategien niederschlagen. Die Schule erscheint als Ausweg aus der ganzen Arbeits- und Arbeitsmarktmisere. Arbeiterkinder absolvieren nun massenhaft ein (abgewertetes) Fachabitur oder spezialisierte berufsabschließende Kurzstudiengänge, um als „Partieassistenten" (eine Kombination aus Springer und Meister) oder Techniker und Träger eines neuen Herrschaftsstils ans Band zurückzukehren. Was nun folgt, entbehrt nicht einer gewissen Tragik: Die Arbeitersöhne mit Fachabitur und bereits internalisierter Rationalisierungslogik lehnen nicht nur den allgemein abgewerteten industriellen Arbeitsalltag (für sich) ab, sondern distanzieren sich auch von den ‚alten' Arbeitern, deren Gegenmacht und Werten. Für diesen Prozeß

machen Beaud/Pialoux ganz wesentlich Ausbildungsinhalte und -orientierungen verantwortlich: Die berufliche Bildung (Fachabitur) vermittelt ausschließlich eine technizistische Logik und strebt danach, aus den Schüler(innen) vielseitig einsetzbaren „Innovatoren" zu formen. Die Forscher finden für diesen Prozeß deutliche Worte: *„Der Ausbildungsgang ‚Fachabitur', bei dem sich Schulunterricht und Betriebspraktika abwechseln, ist das letzte Glied einer Kette von Prozessen, die innerhalb und außerhalb der Fabrik zu einer symbolischen Schwächung der Arbeiter-Väter führen und letztlich zu einer Art sozialem Vater-Mord innerhalb der Arbeiterklasse aufrufen."*
Hier wie auf dem allgemeinbildenden Gymnasium, auf dem die Arbeiterkinder noch stärker mit ihrem fehlenden ‚kulturellen Kapital' konfrontiert werden, sind die Werte des Klassenethos der Arbeiter(innen) (Respekt vor der Arbeit und der Anstrengung, Freude am Arbeiten und an gut verrichteter Arbeit, Respekt vor Kollegen, gegenseitige Hilfe, Aneignung legitimer Mittel, um sich zu ‚verteidigen') absolut in Frage gestellt. Dieses Ignorieren bzw. Abqualifizieren der Arbeiterkultur hinterläßt verunsicherte Eltern, verstärkt Generationskonflikte sowie die Distanz und Isolierung zwischen Arbeiter(innen) und (entpolitisierten) Gymnasiasten: sie finden selbst im Protest nicht mehr zusammen.
Wie auch schon ihr Beitrag zu „Das Elend der Welt" gewinnt die Studie ihre Authentizität und Spannung aus einer Mischung aus analytischem Text und der ausführlichen Dokumentation von Interviewpassagen. Ein langes Interview mit einem Partieassistenten reflektiert nicht nur dessen schwierige widersprüchliche Situation als Jung-Arbeiter mit Abitur, sondern zeigt auch, wie neue Arbeiteridentitäten ‚gebaut' werden. Vor diesem Hintergrund verwundert die bekannte Krise gewerkschaftlicher Interessensvertretung nicht. Auch in Sochaux gibt es Nachwuchsprobleme, Gewerkschaftsarbeit ist allgemein entwertet, politische Trennlinien verschwimmen, die traditionellen Muster der Politisierung greifen nicht mehr. Die Aktivisten als Schlüsselfiguren des Widerstandes im Fabrikalltag werden zusehends ohnmächtiger. Obwohl der Ausbeutungsgrad durch Arbeitsverdichtung und neue Produktionsorganisation zunimmt, ist Ausbeutung keine Kulisse mehr wie in der alten tayloristischen Ordnung, wo *„der Raum der Arbeit... eine fast vollständig politisch besetzte Sphäre (war), in der jede Äußerung politisch gerastert wurde."* Besonders deutlich wird dies noch einmal beim Gegensatz zwischen politisierten ‚Alten' und jungen prekarisierten Zeitarbeitern (ob man letzeren deswegen wie Beaud/Pialoux ein ‚vorpolitisches Entwicklungsstadium' zusprechen muß, bliebe ein Diskussionspunkt). Die Zeitarbeiter - die keine schulische Gegenkultur erfahren haben, gesellschaftliche Hierarchien und Sanktionssysteme als ‚natürlich' akzeptieren, andere, nämlich effiziente, verfügbare, verläßliche und kooperative „Werker" sein wollen und euphemistische und symbolische Aufpolierungen des Arbeiter-Seins gern annehmen - erscheinen so als Speerspitze eines neuen Arbeitertyps, mit dem *„die lange Kette der Arbeitergenerationen in der Fabrik"* endgültig auseinandergebrochen ist.
Schließlich stellen Beaud/Pialoux auch einen Zusammenhang zwischen geschwächter Arbeiterschaft und rassistischen Tendenzen her. Die Wahlerfolge Le Pens bei den Arbeiter(innen) führen sie mit Robert Castel auf die *„Massen-Verwundbarkeit"* zurück, auf einen tiefsitzenden weitverbreiteten sozialen Haß, der als letzter verzweifelter Versuch verstanden wird, *„sich von den anderen zu unterscheiden und das Existenzrecht der Arbeiterschaft in einem Kontext ihres strukturellen Niedergangs einzufordern."* Die eigentlichen rassistischen Brennpunkte lägen außerhalb der Fabrik - hier sind Wohnsituationen und die Konkurrenz um die Nutzung des öffentlichen Raums zentrale

Punkte. *„Anscheinend hat sich die Gewalt der Erwachsenen, die Gewalt in der Fabrik und die Konkurrenz am Arbeitsplatz als eine hinterhältige, latente und unterdrückte Form der Gewalt direkt auf das Viertel und damit auf den privaten Raum übertragen.“* Nicht zuletzt hieran wird deutlich, daß die Deklassierung des traditionellen Arbeitertyps und die Herausbildung eines neuen ‚Arbeiter-Seins' unbedingt mehrdimensional zu betrachten ist. Das vorliegende Buch zeichnet sich durch den Versuch aus, diese Mehrdimensionalität inhaltlich und methodisch dazustellen und die Rollen von Forschern und Beforschten mitzureflektieren.
Sicherlich hätte man wie in anderen Studien (etwa Laurie Grahams „On the Line Subaru-Isuzu. The Japanese Model and the American Worker“) informelle Selbstorganisation und abweichendes Verhalten am Arbeitsplatz stärker beachten können; andererseits handelt es sich um eine der wenigen Studien über Rationalisierung aus Sicht der Betroffenen. Die deutliche Sympathie für die betroffenen Arbeiter(innen) schmälert nicht den Wert dieser gut lesbaren, bisweilen sogar spannenden Analyse. Im Gegenteil: Man wünschte sich auch von der hiesigen Soziologie mehr sozial und politisch ‚engagierte' Forschung.

Andrea Gabler

Luc Boltanski/Ève Chiapello, Der neue Geist des Kapitalismus, Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft, 2003, 735 S.

Wäre der Kapitalismus ein fertiges, in sich geschlossenes Universum, er existierte schon lange nicht mehr. Eines seiner Wesensmerkmale ist gerade seine Wandlungs- und Anpassungsfähigkeit und insofern seine Offenheit für, ja sein Angewiesensein auf Neues. Luc Boltanski und Ève Chiapello untersuchen die jüngsten ideologischen Wandlungen des Kapitalismus, wie sie sich im Managementdiskurs der letzten Jahrzehnte niederschlugen. Boltanski, Forschungsdirektor an der „Ecole des Hautes Études en Sciences Sociales“ in Paris, hat früher eng mit Pierre Bourdieu zusammengearbeitet, sich dann aber vom zunehmend als strukturdeterministisch eingeschätzten Ansatz Bourdieus abgewandt und versucht, eine offenere Handlungstheorie und eine Soziologie der „Konventionen“ zu entwickeln. Bekannt geworden ist das mit Laurent Thévenot geschriebene Buch „De la justification“ von 1991. 1999 erschien dann „Le nouvel esprit du capitalisme“, verfaßt zusammen mit Ève Chiapello, die an der Pariser „Ecole des Hautes Études Commerciales“ Manager ausbildet.
Die Rede vom neuen Geist des Kapitalismus nimmt eine ehrwürdige soziologische Figur wieder auf. Der Terminus „Geist des Kapitalismus“ war von Werner Sombart und natürlich vor allem von Max Weber verwendet worden, um ideelle Grundlagen, die bei der Entstehung der kapitalistischen Ordnung mitwirkten, zu bezeichnen. Der Terminus war als Korrektiv gegenüber jedwedem ökonomischen Determinismus gedacht, der Reduktion der primären Entwicklungsmomente auf die vermeintlich objektiven ökonomischen Faktoren oder Bewegungsgesetze. Zugleich taten auch sie sich schon schwer damit, diese Dimension mit anderen institutionellen Aspekten der Problematik „Kapitalismus“ systematisch in Verbindung zu bringen. Bei Webers Argumentation in „Die protestantischen Ethik und der Geist des Kapitalismus“ ging es um die Wirkung eines religiösen Weltbilds auf die Art der individuellen Lebensführung und um deren Affinität zur Berufspflicht und zum kapitalistischen Rationalismus. Die institutionelle Dimension, der objektive, „geronnene“ Geist der rationalen Technik und Organisation hat Weber erst später, vor allem in seiner Herrschaftssoziologie, ausgearbeitet. Im übrigen ist aber laut Weber der ursprüngliche Geist aus dem inzwischen stahlharten Ge-

häuse kapitalistischer Herrschaft längst entwichen, der siegreiche Kapitalismus bedürfe dieser „Stütze“ nicht mehr.
Dagegen bleibt für Boltanski und Chiapello der Kapitalismus immer auf eine entsprechende Stütze angewiesen, auf einen „Geist“, der dem sinnlosen Spiel ewig unbefriedigter Profitmacherei einen Sinn und eine Legitimation gibt. Bereits in „De la justification“ waren - auf der Suche nach diesem Sinn - „Rechtfertigungssituationen“ in Industriebetrieben empirisch studiert worden: Streitfälle, in denen die Akteure nach „justice“ suchen. Zur Charakterisierung der Handlungskoordination in solchen Situationen wurden Analysekategorien entwickelt, die nun auch in der vorliegenden Studie Verwendung finden. Ausgegangen wird von der plausiblen Annahme, daß in der Ökonomie und in Arbeitsorganisationen gleichsam heterogene Welten koexistieren, denen konkurrierende normative Prinzipien bzw. Ordnungen („cités“) entsprechen. Jede „cité“ hat ihre eigene Liste relevanter Tatbestände und Bewertungskriterien („épreuves“) von Sachverhalten. Eine Pluralität von - ursprünglich insgesamt sechs - Rechtfertigungsordnungen wird sichtbar gemacht, die tauschorientierte „Markt“- und die effiziensorientierte „Industrie“-Ordnung sind nur zwei davon.
Den Kern der vorliegenden voluminösen Studie bildet nun eine mit diesen Analysekategorien operierende vergleichende Inhaltsanalyse der Management- und Unternehmensberatungsliteratur der 1960er und der 1990er Jahre. Der Vergleich zeigt einen Wandel der Rangfolge, aber auch eine Anzahl von scheinbar neu auftauchenden Bewertungskriterien, die von Autorin und Autor zur Welt der Netzwerke („monde connexioniste“) mit einer eigenständigen normativen Grammatik verdichtet werden: der *„projektförmigen Rechtfertigungsordnung“* („cité par projets“). Netz, Projekt, Flexibilität oder Selbstorganisation werden zunehmend zu positiv besetzten Topoi, „Autonomie für alle“ zum Motto: Der neue Geist des Kapitalismus imaginiert alle als Projektmanager, die nicht mehr auf Lebenszeit definierte Aufgaben erfüllen, sondern in immer wieder neu zu „erfindende“ Projekte involviert sind. Wer (sich) in dieser Welt der Projekte nicht „vernetzen“ kann, wer nicht teamfähig, polyvalent und begeisterungsfähig genug ist, wird mit sozialer Ausgrenzung bestraft.
Der Witz besteht nun darin, wie dieser festgestellte Wandel der Legitimationsregime erklärt wird, nämlich als Konsequenz des Erfolgs und der Einverleibung spezifischer Formen der Kapitalismuskritik. Wichtig für diese Argumentation ist die Unterscheidung von Typen und Themen des kapitalismuskritischen Diskurses in eine „Sozialkritik“, die sich gegen Ungleichheit, Armut, Ausbeutung und Egoismus wende auf der einen und eine kurioserweise so titulierte „Künstlerkritik“ auf der anderen Seite, die sich vor allem gegen Uniformierung, Fabrikdisziplin und Warenfetischismus richte und an den Idealen von individueller Autonomie und von Authentizität orientiert sei. Zentrale These und Pointe der Analyse ist nun, daß ein Gutteil der Veränderungen des Kapitalismus seit dem Mai ’68 als eine erfolgreiche Aneignung der „Künstlerkritik“ und ihrer Forderungen nach mehr Autonomie und Kreativität zu begreifen sei, was entscheidende Produktivitäts- und Qualitätssteigerungen ermöglicht und damit dem Kapitalismus aus seiner Krise geholfen habe.
Diese These ist verständlicherweise in der soziologischen wie öffentlichen Diskussion mit großem Interesse aufgegriffen worden, meiner Ansicht nach aber nicht haltbar, weil zu kurzschlüssig. Denn spätestens bei diesem Erklärungsversuch rächt sich die analytische Ausblendung der Eigenlogik der institutionellen und organisatorischen Ebene, insbesondere der spezifischen Problematik der organisatorischen Beherrschung von Arbeit. Denn die Forderung nach „Autonomie“ oder Beteiligung muß an den Ka-

pitalismus nicht als „Künstlerkritik“ von außen herangetragen werden. Sie taucht in seinem Innern immer wieder auf, hervorgerufen durch seine eigenen widersprüchlichen Zielsetzungen und ein zentrales Organisationsdilemma, das ihn umtreibt: die Arbeitenden aus wichtigen Organisationsentscheidungen ausschließen und sich stets zugleich ihrer Kooperation versichern und sich auf ihre Partizipation stützen zu müssen. Beherrschung und Beteiligung zugleich, in wechselnden Mischungsverhältnissen, ein ständiges Hin und Her zwischen Beherrschung und Beteiligung kennzeichnen die Organisationsrealität und -geschichte im Kapitalismus von Anfang an. Es ist deshalb kein Wunder und auch historisch immer wieder der Fall gewesen - und hier erstaunt allerdings, daß einschlägige historisch-soziologische Arbeiten in der Weber-Tradition, wie etwa die von Reinhard Bendix, die dies gut zeigen, von Boltanski und Chiapello völlig ignoriert werden -, daß Partizipations- und „Autonomie“-Leitbilder entstanden und wirksam wurden.
Die Entstehung und die Konturen eines solchen Leitbildes haben Boltanski und Chiapello am französischen Fall rekonstruiert, nicht jedoch, wie sie meinen, den ironischen Siegeszug einer bestimmten Form von kapitalismusrettender Kapitalismuskritik. Umgekehrt wird wohl eher ein Schuh daraus: der Kapitalismus reagierte auch hier auf dieselben realen Herrschafts- und Verwertungsprobleme, für die die revolutionären Bewegungen einmal radikale Lösungen vorgeschlagen hatten, mit systemimmanenten Lösungen, die nur deshalb relativ erfolgreich durchgesetzt werden konnten, weil jene radikalen Lösungsperspektiven als relevanter Gegenpart schon seit geraumer Zeit von der Bildfläche verschwunden sind. Und genau das könnte sich übrigens als die eigentliche Ironie der Geschichte erweisen: Die systemimmanent imitierte „Opposition“ der zwangsweise „Autonomen“ und „Kreativen“ ist keine wirkliche mehr, sondern bloße Simulation - und erfüllt eben darum möglicherweise nicht einmal mehr ihre systemimmanent gewünschten Funktionen.

Harald Wolf

Bert Papenfuß, Rumbalotte 1998–2002. [Umschlagtitel: Rumbalotte. Gedichte 1998 - 2002. Zeichnungen von Ronald Lippok.], Basel: Urs Engeler Editor, 2005, 156 S.

Denkwürdig genug, in heutigen Zeiten auf ein Gedicht zu stoßen mit dem Titel „KAPD“ - ein Gedicht auf eine vergangene politische Partei, eine kommunistische obendrein. Wobei angesichts des unglaublichen Gedächtnisverlustes es vielleicht gar nicht so sicher ist, daß dieser Titel „KAPD“ heutzutage auch wirklich entschlüsselt wird und Signalwirkung hat: Wer kennt sich schon noch aus in der Geschichte der sozialen Bewegungen? Aber Aufklärung darüber gibt das Gedicht selbst - womit auch bereits ein Kernpunkt dieser Lyrik von Papenfuß markiert ist. Sie liefert die Historie gleich mit. Das Gedicht „KAPD“ beginnt: *„mitten im wirbel von weltkrieg, revolution / & konterrevolution vollzog sich die gründung / der kommunistischen arbeiterpartei deutschlands“*. Weiter heißt es: *„die geburtsstunde der KAPD fällt zeitlich zusammen / mit jener entwicklungsphase des spartakus-bundes / wo ein verantwortungsloser, die eigeninteressen / über die interessen der proletarischen revolution / stellender führerklüngel“* etc. etc.
Wir haben hier also Revolutions- und Parteigeschichtsschreibung pur, historische Politprosa gerade eben noch versifiziert, Worte wie aus dem Munde linkskommunistischer Kader der Revolutionszeit um 1920. Aber je länger das Gedicht historische Gewißheiten mitteilt: *„diese verräterische haltung der apparatsverwaltung / rechtfertigt*

aufs neu erkenntnis sowie unterhaltung", um so mehr geraten ‚unter der Hand' das Montieren und Zitieren historischer Versatzstücke aus dem Lot. Und eingerückt finden sich kontrapunktisch Verse wie: *„arbeiterkomischen / schlandpardeuts / teimunist / streng"*, am Schluß ist die Rede von der Alternative: *„rückfall in die vorfahrerei / oder aufbau bzw. raubbau / einer sozialistischen welt"*.
Was in der Geschichte der Arbeiterbewegung und ihrer Literatur zu den merkwürdigsten Blüten an Parteilyrik geführt hat, wird hier mitgeschleppt, indem es dekonstruiert wird, um ein Neues zu produzieren: „KAPD" mag an triviale KPD-Gedichte erinnern, zudem erzählt es eine Parteigeschichte in nuce, aber dabei bleibt es gewollt stecken und wendet sich damit gegen eine derartige Geschichtenerzählung. Und dies nicht als bloße Umkehrung - KAPD statt KPD -, sondern durch Verkehrung des Diskurses und seiner Sprache selbst. Hier setzt Bert Papenfuß die auch aus seinen früheren Texten so bekannten Mittel der semantischen Zertrümmerung und Neuschaffung von Wörtern (Worten) ein. Material dafür findet er genug, es ist Sprachmaterial unterschiedlichster Provenienz, Rotwelsch, Dialekt, Slang, es sind Reime auf Deubel komm raus in unendlichen Assoziationsketten bis zum Kalauer: *„One, two, anarchy"*. Das alles ist im hohem Maße sprachreflexiv bis zur Selbstreferentialität und macht bis zum Exzeß intertextuelle Angebote, weshalb ja auch germanistische Dissertationen zur Entschlüsselung angetreten sind.
Im vorliegenden Band ist viel von *„baltischen Horden"*, von Freibeutern oder den *„HEILIGE[N] BUECHER[N] DES NORDENS"* die Rede. In einem der längeren in Prosa verfaßten, wirklich furiosen Zwischenspiele, *„Piratenlehrjahr"* überschrieben, tritt Störtebecker auf - ein derartiger nordisch-östlicher sound *(„seit sechshundert jahren / sind wir am fahren")* hält diesen Band zusammen. Auch das Titelgedicht „Rumbalotte" (*„hoch die botte, zu die schotte, rumbalotte"*) legt das nahe. Wenn überhaupt noch Agitprop-Lyrik im frühen 21. Jahrhundert möglich sein sollte - dann diese, die sich als Lyrik, als Sprache und als Sprechen selbst mitdenkt und dies auch ausspricht und die Revolution dann *damit* beginnen läßt, um historische Erfahrungen, und auch die des Scheiterns, zu bewältigen.
In einer Analyse über „Arbeit, Milieu und Konfliktverhalten" bei syndikalistischen Schiffsleuten und Matrosen fand ich die schöne Formulierung von den *„strukturellen Avantgardisten"*, als die sich diese Besatzungsmitglieder erwiesen und als die sie große Anziehungskraft ausübten, fußend auf ihrem *„Wissensfundus, auf Erfahrungskompetenz, auf der Fähigkeit zur Reflektion der alltäglichen Arbeitsroutine sowie auf der Uneigennützigkeit ihres sozialen Einsatzes"*.[1] Das hier ist strukturelle Avantgarde, nichts weniger!

Walter Fähnders

Nach den beiden Bänden „K.C.F. Krause. Philosoph, Freimaurer, Weltbürger. Eine Biographie" (1991) und „Philosophie und gesellschaftliche Praxis. Wirkungen der Philosophie K.C.F. Krauses in Deutschland (1833-1881)" (2001) liegt mit dem unter Mitarbeit von Johannes Seidel verfaßten Band **Die Krause-Rezeption in Deutschland im 19. Jahrhundert. Philosophie - Religion - Staat** (Stuttgart/Bad Cannstatt: Friedrich Frommann Verlag-Günther Holzboog, 2007, 392 S.) das dritte Buch von **Enrique M. Ureña** zu Leben, Werk und Rezeption eines in Deutschland heute weitgehend ver-

1 Hartmut Rübner, Arbeit, Milieu und Konfliktverhalten: Syndikalismus in der Schiffahrt bis in die 1930er Jahre, in: Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit 16/2001, S. 165-212, hier S. 175.

gessenen und auch in Fachkreisen allenfalls noch unter philosophiehistorischen Gesichtspunkten behandelten Denkers vor. Karl Christian Friedrich Krause (1781-1832) lehrte in Jena, Berlin und Göttingen, kam jedoch nie über den Status eines Privatdozenten hinaus und als er 1832 starb, war er über einen kleinen Kreis von Schülern hinaus kaum bekannt. Mit seiner rezeptionsgeschichtlichen Arbeit will Ureña zeigen, daß Krauses Denken dennoch auch in Deutschland zur Kenntnis genommen und tradiert wurde und hier und da auch über die engere Fachphilosophie hinaus auf Resonanz stieß. In den ersten drei Kapiteln rekapituliert Ureña in aller Ausführlichkeit und in zeitlicher Abfolge die Rezeption Krauses und die hier und da ausgelösten Debatten in philosophischen Zeitschriften und Lehrbüchern von seinem Tod bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. Dem schließen sich drei Kapitel an, in denen Ureña dem nicht zuletzt von Schülern vermittelten Einfluß Krauses in bestimmten Milieus oder bei bestimmten Personen nachgeht. Dies betrifft zum einen den Versuch des Krause-Schülers Leonhardi, den heute kaum noch bekannten, von diesem als fortschrittlichstes Element des Christentums angesehenen antirömischen Deutschkatholizismus aus der Zeit des Vormärz *„in den großangelegten Interpretationsrahmen von Krauses Geschichts- und Religionsphilosophie"* im Hinblick auf einen zukünftigen Ausgleich zwischen historischen Religionen und Vernunftreligion einzubinden. Zum zweiten rekapituliert Ureña die Rezeption Krauses, der bereits 1811 geschrieben hatte, daß *„Mann und Frau... gleichwesentlich"* sind, *„also das Weib dem Manne in keiner Hinsicht untergeordnet"* ist, im 1865 von Louise Otto gegründeten „Allgemeinen Deutschen Frauenverein" und in dessen Zeitschrift „Neue Bahnen". Und schließlich geht er auf die Auseinandersetzung mit Krauses rechts- und staatsphilosophischem Denken bei Robert von Mohl und Albert Schäffle ein und verweist in diesem Zusammenhang auch auf die ephemeren Kontakte zum Milieu französischer Saint-Simonisten in den frühen dreißiger Jahren. Dies wiederum verweist auf eine nicht in das Gebiet von Ureñas Untersuchung fallende Rezeption Krauses, die als „Krausismo" im geistigen und politischen Leben Spaniens und Lateinamerikas eine überaus wichtige Rolle gespielt hat. Krauses Philosophie ist von ihren Grundsätzen her immer auch eine Art von Praxisphilosophie gewesen: In einer Art „Wesensschau" erkennt das Ich sich selbst als Teil eines im Endlichen präsenten Göttlichen; gemessen an diesem Göttlichen verlangt das diesem nicht entsprechende gesellschaftliche Reale nach entsprechender Intervention. In Spanien sind seit Mitte des 18. Jahrhunderts eine ganze Reihe von Texten Krauses in zum Teil recht freier Übersetzung erschienen und haben die dortige liberale Bewegung, kulminierend in der Revolution der Jahre 1868 bis 1871, entscheidend beeinflußt. Krauses „Panentheismus" mit seinem grundsätzlich optimistischen, auf Harmonie und Ausgleich angelegten Geschichtsbild zielte auf die Vervollkommnung des Menschen mittels Erziehung und Bildung. Einhergehend mit einer moralischen Erneuerung des politischen und kulturellen Lebens sollten Sozialreformen auf der Basis freier Kooperation von unten und jenseits staatlicher Anordnungen von oben eine gesellschaftliche Harmonie jenseits sozialer Spaltungen herbeiführen. Es wäre zweifellos von Interesse, einmal der Frage nachzugehen, ob und inwieweit der im bürgerlich-liberalen Spanien so wichtige und im frankistischen Spanien unterdrückte „Krausismo" auch den stark idealistisch fundierten spanischen Anarchismus beeinflußt hat. Der mangelnde Einfluß Krauses im deutschsprachigen Raum ist sicherlich auch darin begründet, daß trotz aller Nachdrucke bis heute keine brauchbare Ausgabe seiner Werke vorliegt. Dem soll mit der von **Enrique M. Ureña** und **Erich Fuchs** herausgegebenen und auf sechs Bände geplanten Edition **Karl Christian Friedrich Krause, Ausgewählte Schriften** abge-

holfen werden. Als Band 1 liegt mit dem **Entwurf des Systems der Philosophie. Erste Abtheilung enthaltend die allgemeine Philosophie, nebst einer Anleitung zur Naturphilosophie. Jena und Leipzig 1804. Herausgegeben und eingeleitet von Thomas Bach und Olaf Breidbach** (Stuttgart/Bad Cannstatt, frommann-holzboog Verlag, 2007, LXXVII, 188 S.) ein frühes, in Auseinandersetzung insbesondere mit Schelling entstandenes Werk Krauses vor, dem eine „Einleitung in das Gesamtwerk" von Enrique M. Ureña und Erich Fuchs sowie eine „Einleitung: Naturphilosophie als Systemdeduktion" von Thomas Bach und Olaf Breidbach vorangestellt sind. Die weiteren Bände sollen philosophisch-freimaurerische (2), vermischte (3) und rechtsphilosophische und politische (4) Schriften enthalten, daneben das Hauptwerk „Das Urbild der Menschheit. Ein Versuch" aus dem Jahre 1811 (5) und das Spätwerk „System der Philosophie" aus dem Jahre 1828. Hingewiesen sei noch darauf, daß unabhängig von dieser Ausgabe ein von Esther von Krosigk herausgegebener unkommentierter Nachdruck der erstmals 1893 aus dem Nachlaß Krauses herausgegebenen Arbeit **Zur Religionsphilosophie und speculativen Theologie** (Saarbrücken: VDM Verlag Dr. Müller, 2007, 180 S.) erschienen ist.

In Zeiten marginalisierter oder zum integrativen Bestandteil des Spektakels gewordener (sozial)revolutionärer Praktiken mag es dienlich sein, sich der überlieferten Bestände theoretischer und praktischer Erkenntnisse zu vergewissern. Sachdienliche Hinweise in dieser Hinsicht bietet die im Stuttgarter Schmetterling Verlag erscheinende Reihe **„theorie.org"**, die sich als *„Basisbibliothek für alle kritischen Köpfe... in Schule, Uni oder politischen Gruppen"* versteht und über Theorien, Weltanschauungen und das eine oder andere Organisationsgeflecht durchweg qualifiziert informiert. Grundlage allen linken Daseins ist eine Einführung in die „Kritik der politischen Ökonomie" (2004, 232 S.), was von Michael Heinrich in der mittlerweile bereits 6. Auflage kenntnisreich erledigt wird, angefangen bei der Frage, was Kapitalismus ist, über die Arbeitswerttheorie, den Produktions- und Zirkulationsprozeß bis zur Krise und zur finalen Frage nach dem Kommunismus *„jenseits von Ware, Geld und Staat"*. Ein zweites viel beschworenes Standbein linker Existenz ist trotz aller arbeiterbewegter Nationalismen der „Internationalismus" (2006, 2. erw. Aufl., 214 S.), in dessen „Ideengeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart" Josef (Moe) Hierlmeier einführt, wobei der Schwerpunkt auf der Entwicklung internationalistischer Politik seit den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts liegt (Vietnam, Kambodscha, Nicaragua, NGOs, Seattle, Genua, Heiligendamm); unterbelichtet bleibt die brisante Frage, inwieweit internationalistische Politik der Metropolenlinken am Ende dann doch wiederum weitgehend nationalistische Politik bedient, was sich u.a. am Beispiel der berüchtigten Palästinasolidarität hätte problematisieren lassen. Über „Feministische Theorie. Frauenbewegung und weibliche Subjektbildung im Spätkapitalismus" (2002, 199 S.) informiert Andrea Trumann in einem Überblick, der mit der seit Ende der sechziger Jahre populär gewordenen totalitär angehauchten Parole „Das Private ist politisch" anhebt und mit dem mittlerweile auch nicht mehr neuen akademischen Spielfeld der „Queer-Theorie" endet. Entschieden libertärer geht es in dem Band „Anarchismus. Eine Einführung" (2006, 214 S.) von Hans Jürgen Degen und Jochen Knoblauch zu, in dem nach einem Abriß über die Ideengeschichte einige Klassiker des Anarchismus vorgestellt, dann inhaltliche Fragen (u.a. Staat, Gewalt) angesprochen werden und in einem dritten Schwerpunkt anhand verschiedener Beispiele auf die anarchistische Praxis in revolutionären Situationen (von der Pariser Kommune bis zur Spanischen Re-

volution) eingegangen wird. Wenige Milieus sind derart unübersichtlich wie dasjenige, das sich auf Leo Trotzki bezieht. Von daher beschränkt sich Manuel Kellner in „Trotzkismus. Einführung in seine Grundlagen - Fragen nach seiner Zukunft" (2004, 178 S.) im Anschluß an einige Anmerkungen zu „Trotzki als politische Persönlichkeit" auf eine Skizzierung trotzkistischer Grundpositionen sowie - ergänzt durch einen Exkurs zu Ernest Mandel - auf eine Darstellung trotzkistischer Politik seit Ende der sechziger Jahre, verbunden mit der Frage nach einer möglichen politischen Rolle des Trotzkismus in der Zukunft. In den frühen sechziger Jahren noch für die Spaltung des damals so genannten Weltkommunismus gut, scheint die Zukunft dessen, was weltweit für einige Jahre als „Maoismus" Furore gemacht hat, bereits vorbei zu sein, was auch durch den Untertitel „China und die Linke - Bilanz und Perspektive" (2007, 215 S.) bereits angedeutet wird. Henning Böke rekapituliert die Entstehung und Entwicklung der chinesischen Variante von Revolution seit den Anfängen in den zwanziger Jahren über den nachrevolutionären „Großen Sprung" bis zum berüchtigten Kampf zweier Linien in den sechziger und siebziger Jahren. Ein eigenes Kapitel widmet sich der Maoisierung der westlichen Linken, von der die damals euphorisierten Bürgerkinder heute, längst wieder dort angekommen, von wo sie seinerzeit glaubten aufbrechen zu müssen, nichts mehr wissen wollen; abgeschlossen wird der Band mit einem Ausblick auf die innere Entwicklung Chinas und seine Rolle auf dem kapitalistischen Weltmarkt. Schließlich bleibt noch auf zwei Titel hinzuweisen, die sich mit theoretischen Strömungen beschäftigen, die insbesondere im linken akademischen Milieu für Beschäftigung sorgen. „(Post-)Operaismus. Von der Arbeiterautonomie zur Multitude. Geschichte und Gegenwart, Theorie und Praxis. Eine Einführung" (2006, 201 S.) von Martin Birkner und Robert Foltin geht im ersten Kapitel kurz auf die Entstehungsgeschichte des italienischen Operaismus und die Denkfiguren des „Massenarbeiters" und des diesen ablösenden „gesellschaftlichen Arbeiters" in den sechziger und frühen siebziger Jahren ein, streift die Rezeption in Frankreich, der Bundesrepublik und in England, konzentriert sich dann auf die Phantasien über eine revolutionäre „Multitude" von Antonio Negri und Michael Hardt sowie John Holloways „urbanen Zapatismus" und Paolo Virnos „Grammatik der Multitude", um schließlich in einem Kapitel „Bewegung und Organisierung" einige Praxiserfahrungen aus dem weltweiten Erfahrungsschatz vorzustellen. Die Beschäftigung mit dem „Situationismus" - der Gebrauch des Begriffs alleine hätte seinerzeit zum unverzüglichen Auschluß aus der „Situationistischen Internationale" (SI) geführt - hat sich mittlerweile zu einem veritablen akademischen Spektakel entwickelt. „Situationistische Revolutionstheorie. Eine Aneignung. Vol. I. Enchiridion, Vol. II: Kleines Organon" (2005, 240 + 240 S.) nennt sich das zweibändige Werk von Biene Baumeister und Zwi Negator, das in die theoretische und praktische Welt der kurzlebigen SI einführen will. Nach einem Überblick über Vorgeschichte und Geschichte der SI wird im ausführlichen Hauptkapitel des ersten Bandes *„die begriffliche Kohärenz situationistischer Theorie und Praxis als revolutionäre Kritik des Proletariats"* vorgeführt, wobei auch die berüchtigte Gefahr der Rekuperation thematisiert wird , die in ihrer gegenwärtigen akademischen Manier zu erleben dem Spektakel-Theoretiker Guy Debord immerhin erspart geblieben ist Den Abschluß bilden einige historische Exkurse zu gescheiterten *„revolutionären Anläufe(n)"* sowie die Aufdeckung einiger blinder Flecken, darunter das zur Berühmtheit gelangte „Geschlechterverhältnis", das seinerzeit wahrlich nicht nur von der SI kaum thematisierte deutsche „Projekt Endlösung der Judenfrage" sowie die Umweltzerstörung, die erst in dem Moment groß herauskam, als Debord seiner Leber schon ent-

schieden mit Alkohol zu Leibe gerückt war. Der zweite Band enthält im Anschluß an einen kurzen stichwortartigen Überblick über das Zeitgeschehen „rund um die Situationistische Internationale“ einen umfangreichen Anmerkungsapparat, ein recht ausführliches, thematisch weit ausgreifendes Literaturverzeichnis, ein Glossar, das begrifflich auf die Sprünge zu helfen verspricht, sowie ein Register von Organisationen und Personen.

„Klassiker der Sozialrevolte“ nennt sich eine seit Ende der neunziger Jahre im Münsteraner Unrast Verlag erscheinende Reihe, in der vorwiegend bekannte, aber im Druck nicht mehr vorliegende Texte aus der libertären bzw. anarchistischen Arbeiterbewegung publiziert werden. Peter A. Archinoffs „Geschichte der Machno-Bewegung“, Volins „Aufstand von Kronstadt“, Otto Rühles „1848. Revolution in Deutschland“ (ein Auszug aus Rühles dreibändigem Werk „Die Revolutionen Europas“), Pjotr L. Lawrows „Die Pariser Kommune“ und Friedrich Engels „Der deutsche Bauernkrieg“, die zu den frühen Publikationen dieser Reihe gehören, verweisen darauf, daß wichtige historische Ereignisse, die im libertären Selbstverständnis zum Teil Bruchstellen zur sozialdemokratischen bzw. parteikommunistischen Arbeiterbewegung markieren, einen Schwerpunkt der Reihe bilden. Daneben stehen Alexander Berkmans Gefängniserinnerungen „Die Tat“, Peter A. Kropotkins zweibändige „Memoiren eines Revolutionärs“ sowie politische und theoretische Texte von Michael Bakunin („Die revolutionäre Frage“), Johann Most („Die freie Gesellschaft“, „Anarchismus in der Nußschale“), Gustav Landauer („Die Revolution“), Ricardo Flores Magón („Tierra y Libertad“) und zur Rätebewegung in Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg („Alle Macht den Räten!“, 2 Bde.). Zuletzt erschienen sind ein von Siegbert Wolf herausgegebener und eingeleiteter Band „Der Syndikalistische Frauenbund“, der Texte aus den Zeitungen „Der Frauen-Bund“ des 1920 gegründeten „Syndikalistischen Frauenbundes“, „Der Syndikalist“, „Die Schöpfung“ und „Die Schaffende Frau“ enthält, sowie Peter A. Kropotkins „Der Staat und seine historische Rolle“; angekündigt ist ein Band mit Texten von Emma Goldman („Anarchismus, Sozialismus, Syndikalismus“). Wie aus dieser kurzen Auflistung hervorgeht, versammelt die Reihe in der Tat vorwiegend klassische Texte, die zum Traditionshaushalt libertären Denkens gehören und im Laufe der Jahrzehnte, Generation für Generation, immer wieder neu aufgelegt werden und als Einstiegslektüre in Geschichte und Politik der libertär-anarchistischen Arbeiterbewegung ihren nützlichen Zweck zu erfüllen in der Lage sind.

In zwei umfangreichen tschechischen Veröffentlichungen geben **Václav Tomek** und **Ondřej Slačálek** einen umfassenden Überblick über Inhalte und Geschichte anarchistischen Denkens. **Průvodce anarchismem. Myšlenky - proudy - osobnosti** (Anarchismus-Führer. Gedanken - Strömungen - Persönlichkeiten) (Prag: MANIBUS PROPRIIS, 2006, 551 S. [ISBN 80-239-6409-7]) ist dem sozialpolitischen Denken des Anarchismus, seinen einzelnen Strömungen sowie ausgewählten Persönlichkeiten gewidmet. Das Werk bettet den historischen und zeitgenössischen amerikanischen und europäischen Anarchismus in den jeweiligen Kontext ein und erfaßt in Kurzbeiträgen neben den bedeutenden Persönlichkeiten des Anarchismus auch zahlreiche weniger bekannte Vertreter. In dem „Führer“, der auch Bildnisse der vorgestellten Persönlichkeiten und zahlreiche weitere Illustrationen enthält, wird zudem versucht, eine gedankliche Differenzierung des Anarchismus vorzunehmen und die Unterschiede in der Auffassung von Sinn und Ziel dieser Bewegung aufzuzeigen. Bestandteil der Publika-

tion sind auch eine Abhandlung über „Propaganda der Tat und Krieg gegen Terrorismus", ein Aufsatz „Was heißt es heutzutage Anarchist(in) zu sein" und eine Übersicht über tschechische anarchistische Zeitschriften aus den Jahren 1880 bis 1925. Der Band **Anarchismus. Svoboda proti moci** (Anarchismus. Freiheit gegen Macht) (Prag: Vyšehrad, 2006, 671 S. [ISBN 80-7021-781-2]) zeigt die Entwicklung der anarchistischen Ideen von ihren Anfängen in der antiken und christlichen Tradition bis zur Gegenwart auf. Er befaßt sich dabei auch mit Bewegungen und Denkern, die als Vorgänger des Anarchismus bezeichnet werden können, und stellt die Begründer und Hauptvertreter des Anarchismus im 19. Jahrhundert vor. Des weiteren wird die Herausbildung des modernen Anarchismus vom Ende des 19. bis ins 20. Jahrhundert verfolgt. Die Entwicklung des Anarchismus wird dabei nicht nur in dessen Konzeptionen und anhand der wichtigen Persönlichkeiten behandelt, sondern auch im Hinblick auf seine Auswirkungen in praxisorientierten Bewegungen, von der Welle terroristischer Attentate und dem anarchistischen Einfluß auf die Gewerkschaftsbewegung über das Wirken des Anarchismus in den Revolutionen in Rußland, Mexiko und Spanien, seinem Wiedererwachen in den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts bis hin zu den modernen Formen des Anarchismus in der feministischen Bewegung, in ökologischen Konzeptionen und in der Antiglobalisierungsbewegung; eingegangen wird auch auf den heutigen tschechischen Anarchismus.

„Die herrschenden Klassen benutzten den Hydra-Mythos zur Rechtfertigung von Gewalt, und gleichzeitig war er auch Ausdruck ihrer Furcht. Er trug zur Schaffung einer neuen Weltordnung bei, die sich durch Eroberung und Enteignung, Galgen und Scharfrichter, Plantagen, Schiffe und Faktoreien auszeichnete." **Peter Linebaugh** und **Marcus Rediker** interpretieren in ihrem Buch **Die vielköpfige Hydra. Die verborgene Geschichte des revolutionären Atlantiks** (Berlin/Hamburg: Assoziation A, 2008, 427 S.) diesen Mythos gegen den Strich, sie interpretieren die Geschichten, die der Mythos erzählt, gegen dessen ideologische Absichten und entdecken eine *„Vielfalt"* von ganz anderen Geschichten, und in diesen eine *„Macht der Menge"*, eine *„Dynamik der Hydra, die reiste und herumzog, verbannt oder verstreut und von Wind und Wellen über die Grenzen des Nationalstaates hinausgetragen wurde"*. Solcherlei Abenteuergeschichten von Verschwörern, von *„Holzhauer(n) und Wasserträger(n)"*, von Piraten und ihrem *„Seestaat"*, von *„buntscheckige(n) Haufen"*, kurz von den *„Ausgestoßenen aller Nationen der Erde"*, müssen natürlich den Archiven, die, wie bekanntlich Geschichte überhaupt, immer die Archive der Herrschenden sind, entrissen werden, und es ist zu vermuten, daß sich in den Tiefen dieser zahllosen Archive noch zahllosere dieser Geschichten auffinden lassen. Was der Mythos zwecks Bereinigung der blutigen und gewalttätigen Vorgeschichte unserer ob ihrer Zivilisation viel gepriesenen Demokratien negativ konnotiert und mit Hilfe auch der Geschichtsschreibung zu einer selbst wiederum gewalttätigen Ideologie verdichtet, den globalen Zusammenhang von widerständigem Verhalten und Kapitalentwicklung, entpuppt sich bei Linebaugh und Rediker als eine positive Aneinanderreihung von *„Geschichte(n) der multiethnischen Klasse..., die für den Aufstieg des Kapitalismus und der modernen Weltwirtschaft von grundlegender Bedeutung war"*. Diese Erzählungen vergangener Geschichten lesen sich wohl nicht zufällig wie eine historische Illustration zum „Multitude"-Konzept von Negri und Hardt und nicht zufällig lassen sie die Frage offen, ob und wie sich diese Geschichten von widerständigem Verhalten gegen den Mythos in Stellung bringen lassen oder ob sie gar nichts anderes als eine Art gehobener Unter-

haltungsliteratur in der europäischen Tradition der Erzählungen von irgendwo in der Ferne gesichteten guten Wilden sind. Während der Mythos die in der realen Geschichte bereits abgeschlagenen Köpfe der Hydra ideologisch noch einmal zurechtstutzen möchte, fordern Linebaugh und Rediker das unbegrenzte Recht der Hydra auf ihre wild wachsenden Köpfe ein, deren bunte Vielfalt sie zum einen dem Vergessen entreißen und zu deren zukünftigem Wachsen und Gedeihen sie zum anderen - so ist zu vermuten - mit ihren Erzählungen beitragen wollen - das ist ein fraglos ehrenwertes und ganz beiläufig vergnüglich zu lesendes Unternehmen.

Seit den fünfziger Jahren kristallisierte sich in kleineren linksradikalen Gruppierungen in unterschiedlicher Schärfe und auf unterschiedlichen Wegen die im Grunde genommen alte, durch die paternalistische Politik der tradierten großen Arbeiterorganisationen gegenüber der Arbeiterklasse jedoch verloren gegangene Erkenntnis heraus, daß Arbeiterkämpfe und Kapitalentwicklung unauflöslich miteinander verbunden sind; so wie Arbeitskraft Kapital erst konstituiert, so resultiert die Kapitalentwicklung aus den Arbeiterkämpfen. Das Kapital ist also nicht nur Subjekt, dem das Objekt Arbeitskraft zu Diensten ist, sondern auch Objekt, das vom kollektiven Subjekt Arbeiterklasse vor sich her getrieben wird; die Dialektik von Herrschaft und Knechtschaft gilt auch im Kapitalverhältnis. Diese Erkenntnis hat in den konkreten Klassenauseinandersetzungen vor Ort zu interventionistischen Strategien geführt, die mit der eingespielten autoritären Befriedungspolitik sowohl der Arbeiterparteien als auch der Gewerkschaften nichts mehr zu tun hatte und von dieser zum Teil auch nicht mehr eingedämmt werden konnte. Was auf lokaler, regionaler oder nationaler Ebene gilt, findet seine Bestätigung auf internationaler Ebene: *„Die Entfaltung der Arbeiterbewegung"*, so eine zentrale These von **Beverly J. Silver** in ihrer Arbeit **Forces of Labor. Arbeiterbewegungen und Globalisierung seit 1870** (Berlin/Hamburg: Assoziation A, 2005, 284 S.), *„(ist) in hohem Maße eingebunden in die Dynamik von Krieg und Weltpolitik."* Ausdruck davon ist die auch aus der klassischen Arbeiterbewegung durchaus bekannte Tatsache, *„dass Transportarbeiter und -arbeiterinnen eine strategisch wichtige Position in der kapitalistischen Weltökonomie und in der weltweiten Arbeiterbewegung einnehmen und weiterhin einnehmen werden"*. Ob sie diese Position zu jeder Zeit ihren prinzipiellen Möglichkeiten entsprechend genutzt oder sich den jeweiligen nationalen Interessen hingegeben haben, ist jedoch eine andere Frage. Ihren auf der Datenbank der 1986 am Fernand Braudel Center an der New Yorker Binghamton-University gegründeten „World Labor Group" basierenden Versuch, *„über die Beziehung zwischen Arbeiterunruhe und der Dynamik der Weltpolitik nachzudenken"*, beginnt Silver mit einem langen Kapitel über die vielfach festgestellte und beklagte *„Doppelkrise von Arbeiterstudien und Arbeiterbewegungen"*. In den folgenden Kapiteln untersucht sie, auch an konkreten Beispielen, den jeweiligen Zusammenhang von Arbeiterbewegungen mit der Kapitalmobilität, mit Produktzyklen und mit der Weltpolitik, um abschließend, im Kapitel über „die gegenwärtige Dynamik aus welthistorischer Perspektive" die Frage nach einem *„neue(n) Arbeiterinternationalismus"* aufzuwerfen. Die Globalisierungsphase an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert hatte den damaligen vorwiegend ideologischen Arbeiterinternationalismus im Kontext von Imperialismus und Nationalismus kollabieren lassen; ob die aktuelle Krise der globalisierten Wirtschaft einen neuen Arbeiterinternationalismus auf der Basis von weltweit einsetzenden Arbeiterunruhen hervorbringen wird, oder aber die Arbeiterklassen erneut entlang von sozialen, nationalen, rassistischen und sonstigen fragwürdigen Kriterien spalten wird,

ist eine Frage, die, kaum gestellt, düstere Befürchtungen hochkommen läßt. Ein Anhang zu Silvers lesenswerter Untersuchung informiert über die inhaltlichen Kriterien der Datenbank der „World Labor Group", die Richtlinien der Datenerfassung sowie die Klassifizierung der Länder.

Die gerne und viel beschworene Globalisierung beruht seit den Anfängen des kapitalistischen Weltsystems ganz wesentlich auf dem Transportwesen, insbesondere auf der Schiffahrt; auch im Zeitalter der virtuellen Weltbewältigung gilt nach wie vor, daß es ohne Transporte keine Warenflüsse und ohne Warenflüsse keine Kapitalentwicklung gibt, und damit auch nicht das, was man Fortschritt zu nennen pflegt. Noch heute, so erfährt man aus der Einleitung zu **Hartmut Rübners** auf einer Bremer Disseration beruhenden Arbeit **Konzentration und Krise der deutschen Schiffahrt. Maritime Wirtschaft und Politik im Kaiserreich, in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus** (Bremen: Verlag H.M. Hauschild GmbH, 2005, 524 S.), *„werden etwa 90% aller im Welthandel umgeschlagenen Güter auf Schiffen transportiert"*. Auf diesem Hintergrund erscheint es verwunderlich, daß die nationale und internationale Geschichte der Schiffahrt in ihrer Verbindung mit wirtschaftlichen, sozialen und politischen Problemen und Entwicklungen auf nationaler und internationaler Ebene bis vor kurzem offensichtlich zu den berüchtigten Desiderata der akademischen Forschung gehörte. Mit seiner Arbeit will Rübner einen Beitrag zur Aufhellung dieser Verflechtungen der deutschen Schiffahrt mit dem sozialen und politischen Zeitgeschehen in drei unterschiedlichen politischen Systemen, dem Kaiserreich, der Weimarer Republik und dem Nationalsozialismus liefern; die Schiffahrt ist im gesamten Untersuchungszeitraum nicht nur ein wesentliches Element der wirtschaftlichen Entwicklung, sondern immer - auch jenseits militärischer Aspekte - in politische Interessen und somit staatliches Handeln eingebunden oder diesem gar unterworfen gewesen. In vier Kapiteln - „Handelsschiffahrt bis zum Ersten Weltkrieg", „Krieg, Übergang und Wiederaufbau 1914 bis 1923", „Konsolidierung und Konzentration 1924 bis 1929", „Weltwirtschaftskrise und Nationalsozialismus 1930 bis 1945" - rekonstruiert Rübner diese enge Verflechtung privater und staatlicher Interessen mit ihren Kontinuitäten und Brüchen, die im Einzelfall auseinanderfallen können, auf lange Sicht jedoch auf Gedeih und Verderben aneinandergekoppelt sind. Private Unternehmensstrategien und staatliche Institutionen haben letztendlich immer zusammengefunden; als dritte im nationalen Bunde haben sich allzu oft diejenigen angeboten, von denen man annehmen könnte, daß ihre eigenen Interessen weder den privatkapitalistischen noch den staatlichen unbedingt kompatibel seien. Die Arbeiterklasse, obwohl im internationalen Transportwesen in gewissem Sinne an den Hebeln der Macht, hat sich in Krisensituationen immer wieder nationalen Interessen unterworfen und die so gerne proklamierte internationale Solidarität egoistischen Interessen geopfert. Bleibt noch darauf hinzuweisen, daß die Arbeit Rübners mit einem umfangreichen Tabellenapparat, einem Quellen- und Literaturverzeichnis und diversen Registern abgeschlossen wird.

In seinem Ende 2007 erschienenen und bald darauf vom Verlag zurückgezogenen und mit Schwärzungen versehen wieder aufgelegten autobiographischen Bericht „Havemann" hat sich Florian Havemann nicht nur mit seinem Vater, dem gerühmten Dissidenten Robert Havemann auseinandergesetzt, sondern auch seinen Großvater Hans Havemann (1887-1986) vorgestellt. Dieser Doktor der Philosophie und Gymnasiallehrer hat eine klassische deutsche Intelligenzlerkarriere vorzuweisen: in später Jugend

während der frühen Weimarer Republik Avantgardist, zur rechten Zeit Nationalist und Mitglied der NSDAP und nach dem vorzeitigen Ende der „tausend Jahre" Sozialist und Mitglied der SED. Man muß wohl annehmen, daß solcherlei den jeweiligen politischen Zeitumständen sich anschmiegende Lebensentwürfe und Karrierewege keineswegs selten sind und keineswegs nur für den genannten Zeitraum gelten; man muß wohl weiterhin auch annehmen, daß die Protagonisten solcher Lebensentwürfe einer gegen die Verstörungen der Außenwelt zu rettenden heilen Innerlichkeit Zeit ihres Lebens mit sich selbst im reinen bleiben. 1920 hatte Havemann in der dem avantgardistischen Spektrum des damaligen Literaturbetriebes zuzurechnenden Reihe „Die Silbergäule" des Paul Steegemann Verlages unter dem Pseudonym **Jan van Mehan** und unter dem Titel **Weltgericht. Die Tragödie der Urlaute *AEIOU*** ein kurzes Theaterstück veröffentlicht, das er, so Walter Fähnders in der Nachbemerkung zur Neuausgabe (München: Verlag Peter Ludewig, Franc-Tireur Heft 8, 2008, 24 S.) *„womöglich als ironischen Beitrag zur Abrechnung mit bestimmten Avantgardismen seiner Zeit (verstand)"*. Das *„womöglich"* in Fähnders' Bemerkung verweist darauf, daß man aus heutiger Sicht das bereits im ersten Satz von van Mehans/Havemanns einleitender Bemerkung - *„Im Chaos der Völker, Sprachen, Zeiten suchten wir* den Menschen, *der über Zeiten, Sprachen, Völkern ist"* - anklingende und im weiteren Text ausführlich zu Wort kommende Menschheitspathos in der Tat nur schwer zuordnen kann: Was vielleicht ernst gemeint war, liest sich wie eine Parodie, und was sich wie eine Parodie liest, war vielleicht doch ernst gemeint. Mit der seinerzeit so beliebten Sprachkrise ließ sich jedenfalls, wenn sie nicht als Ausdruck einer sozialen und politischen Krise gelesen und reflektiert wurde, untertänigst revoluzzen. Mit einem von *„Zeiten, Sprachen, Völkern"*, von sozialen und politischen Zeitumständen entleerten Pathos konnte man sich bestens durch die verwirrten Zeiten hindurchlavieren, immer in der Gewißheit, daß man auf einer Suche war, der die Banalitäten des Alltags nichts anhaben konnten.

Wenn es stimmt, daß dann, wenn die Eule ihren Flug in der einbrechenden Dämmerung angetreten hat, ein Zeitalter zu Ende gegangen ist, dann ist jene Epoche, die mit dem russischen Oktoberputsch des Jahres 1917 ihren Anfang genommen hat, definitiv an ihr Ende gekommen; dies nicht nur in dem Sinn, daß das auf diesem Putsch begründete Imperium zusammengebrochen ist, sondern mehr noch in dem Sinne, daß die diesen Putsch begleitenden und seinen schließlichen Scheinerfolg ideologisierenden Ideen und Theorien, an ihren Ansprüchen gemessen, schlicht unnütz geworden sind. Der bolschewistische Staatskapitalismus mit all seinen sozialhistorisch noch so interessanten Varianten ist immer, ähnlich wie die nicht weniger variantenreiche Sozialdemokratie, im Kosmos des Bürgerlichen und dessen Produktivitätsfetischismus verblieben. Immer ging es, mal dominierend, mal unterwürfig, um reformistische Teilhabe an diesem Kosmos, dessen konstitutiver Teil das Proletariat gewesen ist und den zu überwinden für dieses nichts anderes bedeutet hätte, als sich selbst abzuschaffen; dazu sind die Proletarier nicht in der Lage oder auch nicht willens gewesen und dazu haben ihre in bürokratischen Apparaten sich verselbständigenden Führer einen entscheidenden Teil beigetragen. Das, was einmal Kommunismus genannt worden und in der Geschichte des letzten Jahrhunderts zur Ideologie eines weder soziale Gleichheit noch individuelle Freiheit überhaupt auch nur ins Auge fassenden Staatskapitalismus herunterdekliniert worden ist, muß ganz neu gedacht werden. Was von diesem Staatskapitalismus geblieben ist, sind nicht zuletzt die Archive, aus denen sich im Nachhinein vieles rekonstruieren läßt, was in aktivistischen Zeiten nicht einmal von Interesse zu sein schien.

Das Zentralorgan der staatskapitalistischen Weltumwandlung sollte die 1919 aus ideologisch aufgeladenen realpolitischen Erwägungen heraus gegründete, alsbald zum Mythos geronnene und als solche durchaus praxiswirksame und 1943 aus wiederum realpolitischen Interessen aufgelöste „Kommunistische Internationale" (KI) sein. Die Entstehung dieses Zentralorgans der seinerzeit euphorisch erwarteten Weltrevolution ist jetzt erstmals ausführlich dokumentiert in dem von **Wladislaw Hedeler** und **Alexander Vatlin** herausgegebenen Band **Die Weltpartei aus Moskau. Der Gründungskongreß der Kommunistischen Internationale 1919. Protokoll und neue Dokumente** (Berlin: Akademie Verlag, 2008, XCVII, 441 S.). Das *„Assoziationen zur Anfangszeit des Christentums"* wachrufende *„Pathos der ersten Aufrufe der Komintern"* ist mittlerweile einer gleichermaßen ernüchterten wie nüchternen, aber immerhin *„ein neues Forschungsfeld"* eröffnenden Bestandsaufnahme gewichen. Eine solche Bestandsaufnahme unternehmen die beiden Herausgeber in einem ausführlichen einleitenden Beitrag zur „Planung und Gründung der Dritten Internationale", in dem Vorgeschichte und Hintergründe des Gründungskongresses ausgeleuchtet werden. Der eigentliche Hauptteil enthält insgesamt 47 Dokumente, wobei das „Protokoll des I. Kongresses der Kommunistischen Internationale" inhaltlich und vom Umfang her im Zentrum steht. Daneben finden sich einige Dokumente, insbesondere Briefe, aus der Vorgeschichte der Gründung, „einige „Erste Protokolle", insgesamt vierzehn „Länderberichte", sowie Dokumente aus der Zeit nach dem Kongreß, darunter ein aus der Distanz von zehn Jahren geschriebener Artikel des Kongreßteilnehmers Hugo Eberlein, aber auch ein von der damaligen Euphorie zeugender kurzer Text des schon bald im Hinblick auf die Entwicklung in Rußland desillusionierten Herman Gorter, der mit folgenden Worten beginnt: *„Dasjenige, was die Arbeiter siebzig Jahre lang suchten, ist erreicht: die revolutionäre Einheit des Weltproletariats ist da."* Im Anschluß an die Dokumente findet sich ein knapp sechzigseitiges Verzeichnis der Teilnehmer am Gründungskongreß, das zum Teil mit Fotos ergänzte biographische Daten zu den Delegierten, Teilnehmern, Gästen und Mitarbeitern versammelt. Abgeschlossen wird der Band mit Verzeichnissen (Abkürzungen, Länderberichte, Resolutionen und Beschlüsse), einem Personenregister sowie einem Glossar. Dem Gründungskongreß sollten, zuerst jährlich, dann mit zunehmend größeren Unterbrechungen weitere Kongresse folgen, auf deren letztem, dem siebten, im Jahre 1935 die Volksfrontpolitik abgesegnet wurde, ehe das ganze Unternehmen dem nationalen Interesse der Sowjetunion, dem es in unterschiedlicher Weise schon zuvor gedient hatte, geopfert wurde. Die ganze, in der Tat weltweite Geschichte der KI zu erforschen, wird es wohl noch vieler Forschungsprojekte bedürfen - dies zumindest ist eine internationale Zusammenarbeit voraussetzende Langzeitwirkung, die in dieser Weise bei der Gründung im März 1919 weder intendiert und sicherlich auch nicht erwünscht war. Aus einem dieser Projekte, beruhend auf einer mehrjährigen Zusammenarbeit einer Forschungsgruppe an der Universität Hannover mit Mitarbeitern des Kominternarchivs in Moskau, resultiert der von **Michael Buckmiller** und **Klaus Meschkat** herausgegebene Band **Biographisches Handbuch zur Geschichte der Kommunistischen Internationale. Ein deutsch-russisches Forschungsprojekt** (Berlin: Akademie Verlag, 2007, 486 S.). Das Buch selbst versammelt die überarbeiteten Beiträge einer internationalen Tagung vom April 2004, beigegeben ist ihm eine CD-ROM, die in digitalisierter Form biographische Daten zu insgesamt 15.815 Personen enthält, *„die im Apparat der Komintern arbeiteten oder mit der Komintern in Verbindung standen"*. Davon *„waren vor Projektbeginn 5.991 Personen nicht einmal dem Namen nach bekannt. Von 392 weite-*

ren Personen wußte man von ihrer Existenz, aber nicht, daß sie auch in einem Komintern-Zusammenhang standen." Eine solche vornehmlich aus den Akten der Komintern gewonnene biographische Datensammlung wirft natürlich die naheliegende Frage auf, wer unter welchen Umständen mit welchem Interesse diese Daten nach welchen Kriterien gesammelt und archiviert hat. Kaderakten waren zu jeder Zeit politisch verwertbar und haben in den Prozessen der dreißiger Jahre eine nicht unwesentliche Rolle gespielt; über mögliche Eingriffe welcher Art auch immer läßt sich im Nachhinein vielfach wohl nur noch spekulieren. Fakt ist, daß die systematische Sammlung solcher Akten und damit auch die erarbeitete Datenbank *„fast zwangsläufig den Charakter einer polizeilichen Fahndungsliste annimmt"*, wobei auch in diesem Fall einmal mehr die Historiker die Rolle einer nachholenden, in das Leben der erfaßten Individuen jedoch nicht mehr eingreifenden ordungstiftenden Polizei spielen. Bausteine zu einer solchen Ordnung liefern die Beiträge zu der erwähnten Tagung, die unter den Überschriften „Quellen der Biographieforschung", „Kollektivbiographien - Nationale und regionale biographische Handbücher", „Das Allgemeine im Besonderen? Biographische Schicksale der Weltrevolution", „Gruppenidentität und Statistik" und „Logik des Terrors" Schneisen in das Dickicht der Geschichte einer Organisation schlagen, die, so eine schon alte Einschätzung Franz Borkenaus, zuerst die Weltrevolution propagierte, dann zum Instrument der innerrussischen Fraktionskämpfe und schließlich zum Instrument der russischen Außenpolitik verkam. In einem von Buckmiller in seiner den Band einleitenden „Bilanz eines russisch-deutschen Forschungsprojektes" zitierten Brief Trotzkis aus dem Jahre 1928 schrieb dieser, *„daß die Oktoberrevolution, wäre Lenin nicht im April 1917 nach Rußland gekommen, nicht stattgefunden hätte"*. Das ist für einen dem Selbstverständnis zufolge materialistisch denkenden proletarischen Revolutionär eine zumindest merkwürdige Einschätzung. Wer, so läßt sich nach der Lektüre der beiden Dokumentationen und der Beiträge und anschließend an die Einschätzung Trotzkis fragen, sind eigentlich diese Personen gewesen, die im März 1919 die Komintern gegründet haben und sie ein Vierteljahrhundert lang am Leben erhielten, woher, aus welcher sozialen Schicht kamen sie, was waren ihre Interessen und welchen Interessen dienten sie? Und wo waren eigentlich die Proletarier, um deren Revolution und soziale Emanzipation es doch gehen sollte?

Mit dem von **Hermann Weber** und **Andreas Herbst** herausgegebenen Werk **Deutsche Kommunisten. Biographisches Handbuch 1918 bis 1945** (Berlin: Karl Dietz Verlag, 2004, 992 S.), von dem in der Zwischenzeit eine zweite „überarbeitete und stark erweiterte Auflage" erschienen ist (Berlin: Karl Dietz Verlag, 2008, 1167 S.), liegt eine Dokumentation vor, mit der erstmals ein Vollständigkeit anstrebender Überblick insbesondere über das Führungspersonal der KPD geboten wird. Anschließend an die von Weber in seinen Werken „Die Wandlung des deutschen Kommunismus" (1969) und „Weiße Flecken" (1989) sowie die in dem in der DDR kurz nach Erscheinen wieder zurückgezogenen Band „Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Biographisches Lexikon" (1970) gesammelten biographischen Daten und ergänzt aus den nach dem Zusammenbruch des sowjetischen Imperiums zugänglich gewordenen Aktenbeständen in den Archiven in Berlin und Moskau wurden Biographien von 1675 leitenden Kommunisten erarbeitet, von denen mehr als 900 mit Fotografien vorgestellt werden. Erfaßt werden dabei insbesondere die Teilnehmer des Gründungsparteitages, die Mitglieder der obersten Führungsorgane, der Zentrale, des Zentralausschusses, des Zentralkomitees, der Führungsgremien der Komintern, die Leiter der KPD-Bezirke,

Redakteure der KPD-Zeitungen, Abgeordnete aller parlamentarischen Ebenen, Führer der Massenorganisationen, Führer der illegalen KPD, leitende Funktionäre der Geheimapparate und Teilnehmer der „Brüsseler" und „Berner Konferenz" der Jahre 1935 und 1939. Aufgenommen sind auch Biographien bekannter Kommunisten, die keine Parteifunktionen innehatten, von Künstlern, Schriftstellern und Theoretikern sowie von leitenden Personen derjenigen Organisationen, die sich von der KPD abgespalten haben. In einer längeren Einleitung, die, ergänzt um ein Vorwort zur zweiten Auflage, unverändert in diese aufgenommen wurde, rekapituliert Weber die Geschichte der KPD, wobei er insbesondere auf das kommunistische Führungskorps und auf den Typus des Parteiführers eingeht. Eingebunden in die wachsende und schon bald Überhand nehmende Abhängigkeit der Politik der KPD von den über die Komintern vermittelten sowjetischen Interessen und die damit verbundenen interfraktionellen Auseinandersetzungen, die wiederum mit gegenseitigen Anfeindungen und Parteiausschlüssen einhergingen, entwickelte sich ein zunehmend jüngerer Typ von Berufsrevolutionär, der als *„Prototyp des ergebenen Funktionärs"* den Prozeß der *„Veränderung von einer traditionell radikal-sozialen Bewegung in eine diktatorische Institution"* verkörperte. Am Ende hatte sich der deutsche Kommunismus *„von einem radikalen Teil der Emanzipationsbewegung deutscher Arbeiter zu einer Organisation"* entwickelt, *„die sich politisch und personell der Komintern und der KPdSU Stalins unterordnete"*. Davon unabhängig vermitteln die Biographien aber auch einen Einblick in eine vielfach tragische Geschichte. Fast 500 der erfaßten Personen sind eines gewaltsamen Todes gestorben, 256 davon sind von den Nationalsozialisten umgebracht worden, 208 von den eigenen Genossen im Kontext des stalinistischen Terrors. *„Der Kommunismus"*, so resümiert Weber, *„war die einzige Bewegung der jüngeren Geschichte, die mehr ihrer eigenen Führer, Funktionäre und Mitglieder selbst umgebracht hat, als das ihre Feinde taten."* Mit einer wie auch immer gearteten Emanzipation der Arbeiterklasse hatte dies alles nichts mehr zu tun. Bleibt darauf hinzuweisen, daß dieses biographische Handbuch, das sicherlich auch mit der zweiten Auflage nicht alle Daten erfaßt hat und insofern als work in progress zu verstehen ist, im Anhang einen Überblick über die „Besetzung der Funktionen", ein Quellen- und Literaturverzeichnis, ein Abkürzungsverzeichnis sowie ein ausführliches Personenregister enthält.

Seit langem ist bekannt, daß sich mit klassischer Politikgeschichte oder auch strukturgeschichtlich orientierter Sozialgeschichte viele Aspekte und Dimensionen des historischen Geschehens in all seiner Vielfalt und Widersprüchlichkeit nicht erklären lassen. Das hat zu mancherlei Versuchen geführt, das Ensemble möglicher Erkenntnisformen zu erweitern, von der „moralischen Ökonomie" Edward P. Thompsons über die „oral history" bis zur „Geschichte von unten" und der Alltags- und Milieuforschung. Abgesehen von zweifellos bemerkenswerten Erkenntnisgewinnen hat dies ganz beiläufig auch zu einer erheblichen Ausdehnung der im akademischen Milieu so beliebten Desiderata der Forschung und damit auch zu einem Ausbau akademischer Forschungsstätten und der damit verbundenen spezifischen Lebensweisen geführt, die wiederum selbst zu erforschen zukünftigen Generationen vorbehalten sein wird. Es ist schon lange als verwunderlich empfunden worden, daß auch die Geschichte derjenigen, die laut geschichtsphilosophischem Programm dazu angetreten waren, das kapitalistische System und damit ihre eigene Existenzweise grundlegend umzuwälzen, nur auf redundante Weise erforscht worden ist. Geschichte der Arbeiterbewegung ist lange Zeit nichts anderes als die Geschichte der ihr zugehörigen Organisationen samt ihrer füh-

renden Persönlichkeiten, der von ihnen veranstalteten Kongresse und den dazu gehörigen Verlautbarungen gewesen. Die entsprechende Geschichtsschreibung hat im Grunde genommen, auch wenn sie dies in kritischer Absicht tat, die inhaltlichen Vorgaben der Organisationen in komprimierter Form noch einmal zusammengefaßt. In dieser Hinsicht unterschied sich z.B. die DDR-Geschichtsschreibung zur KPD von derjenigen der BRD durch das umgekehrte Vorzeichen - was die einen als positiv einschätzten, wurde von denen anderen verdammt oder kritisch betrachtet. Für das naturgemäß immer etwas hinterherhinkende akademische Milieu hat Klaus-Dieter Mallmann mit seiner Habilitationsschrift über „Kommunisten in der Weimarer Republik" diesbezüglich neue Perspektiven eröffnet und damit gewissermaßen neue Ressourcen akquiriert, sowohl im Hinblick auf Themenfelder als auch im Hinblick auf Forschungsprojekte. Angestoßen auch von dieser Arbeit hat sich **Ulrich Eumann** die Frage gestellt, *„warum sich die Parteimitglieder ihre zunehmende Entmündigung und Gängelung durch die Parteiführung hatten gefallen lassen"*. Am Ende seiner Arbeit **Eigenwillige Kohorten der Revolution. Zur regionalen Sozialgeschichte des Kommunismus in der Weimarer Republik** (Frankfurt am Main: Peter Lang Europäischer Verlag der Wissenschaften, 2007, 379 S.), wenngleich bereits im Vorwort festgehalten, steht die Erkenntnis, *„dass die Kommunistische Partei Deutschlands in der Weimarer Republik eine völlig normale Partei gewesen ist"*. Was das heißt, untersucht Eumann am Beispiel von fünf Parteibezirken (Berlin-Brandenburg, schon damals laut Selbsteinschätzung *„nach der Sowjetunion das größte revolutionäre Zentrum der Welt"*, Ruhrgebiet, Westsachsen, Pommern, Oberschlesien), wobei in vier Kapiteln die jeweilige Entwicklung, Struktur und Verankerung, der organisatorische Hintergrund, die symbolische Integration der Mitglieder über Kultur und Deutungsangebote sowie die politische Praxis der Partei untersucht werden. Die „Normalität" der Partei besteht für Eumann ganz wesentlich darin, daß sich die einfachen Parteimitglieder offensichtlich gar nicht gegängelt oder entmündigt fühlten, weil sie sich für das, was von oben als politische Vorgaben nach unten durchgereicht werden sollte, kaum oder überhaupt nicht interessierten, wobei ganz beiläufig auch das geringe Bildungsniveau eine Rolle spielte. In der Realität *„zeigt sich ein nur schwer zu bändigendes Durcheinander divergierender Interessen und konfliktträchtiger Beziehungen"*, die insbesondere vor Ort vielfach von persönlichen Loyalitäten geprägt waren. Nicht so recht beantwortet wird die Frage, warum sich die einfachen Parteimitglieder jenseits solcher persönlicher Loyalitäten, die u.a. bei Parteiwechseln oder Parteiausschlüssen zum Tragen kamen, speziell in der KPD organisierten und nicht z.B. in der dem gleichen sozialen Milieu zuzurechnenden SPD; ahnen läßt sich jedoch, warum es vielen Mitgliedern, deren inhaltliche Anliegen sich mit der Leerformel „Gerechtigkeit" umschreiben lassen, offensichtlich leicht gefallen ist, zu gegebener Zeit zur NSDAP zu wechseln. Für überzeugte Parteikommunisten wiederum ist eine solche Analyse nichts anderes als eine nachträgliche Bestätigung der Notwendigkeit einer autoritär geführten Avantgardepartei, die den ungebildeten Massen zeigen muß, wo und wie der geschichtsphilosophisch vorgeschriebene Weg zu bewältigen ist.

Es war einmal eine kommunistische Weltbewegung, aus deren Innerstem über Jahrzehnte hinweg Dinge berichtet wurden, die früher erstaunten oder erschreckten und heute hier und da immerhin noch akademischen Beförderungen dienlich sein mögen oder aber schlicht unterzugehen drohen. Das mag auch damit zusammenhängen, daß sich diese kommunistische Weltbewegung selbst erledigt hat, sie war eine russische

Angelegenheit. Geblieben ist, neben einer diversifizierten Sozialdemokratie, die in gewisser Weise diese Weltbewegung ungewollt mit auf den Weg gebracht hat und heute zum Organ von Lehrern, Sozialarbeitern und Verwaltungsangestellten sowie den dazugehörigen Innen geworden ist, ein parallel zur kommunistischen Weltbewegung entstandener akademischer Marxismus, der sich aus lauter Verzweiflung über das Scheitern dieser Weltbewegung und zwecks Existenzsicherung mit zunehmender Umschlagsgeschwindigkeit in theoretischen und historischen De- und Rekonstruktionen immer wieder neu erfinden muß. Mehr als fünfzig Jahre hingegen hat es gedauert, bis ein in der Vorbemerkung als *„Treibgut der Revolutionsgeschichte"* bezeichnetes Manuskript von **Hermann Knüfken** das Licht der gedruckten Welt erblicken konnte: **Von Kiel bis Leningrad. Erinnerungen eines revolutionären Matrosen 1917-1930. Mit Dokumenten, 80 Fotos und Faksimiles. Herausgegeben von Andreas Hansen in Zusammenarbeit mit Dieter Nelles (Wir sind die Genossen Piraten, Band 1)** (Berlin: BasisDruck Verlag, 2008, 474 S.). Der 1893 in Düsseldorf geborene Hermann Knüfken hat ein wahrhaft abenteuerliches Leben geführt; 1917 gehörte er zu den gegen den Krieg revoltierenden Matrosen, im gleichen Jahr desertierte er nach Dänemark, ein Jahr später war er im Arbeiter- und Soldatenrat in Kiel aktiv, 1920 gehörte er zu den Entführern des Fischdampfers „Senator Schröder", mit dem Franz Jung - der darüber in seinen Erinnerungen „Der Weg nach unten" berichtet hat - und Jan Appel als Delegierte der „Kommunistischen Arbeiterpartei Deutschlands" zu Gesprächen mit der Leitung der Komintern nach Moskau gelangten, noch im gleichen Jahr wurde er in Hamburg wegen Schiffsraub und Meuterei verurteilt, 1923 folgte nach Hungerstreiks die Ausweisung in die Sowjetunion, dort war er Leiter des Interklubs für Seeleute in Leningrad, wurde 1929 verhaftet, 1930 wieder entlassen und kehrte 1932 nach Deutschland zurück, von wo er 1933 zuerst nach Rotterdam emigrierte, um in den nächsten Jahren für die „Internationale der Seeleute und Hafenarbeiter", die „Internationale Transportarbeiter Föderation" und schließlich für westliche Geheimdienste zu arbeiten, eher er 1939 in Schweden verhaftet wurde und nach der Haftentlassung 1944 nach England ausreiste; nach dem Krieg war er einige Jahre in Hamburg im Auftrag der britischen Regierung in der Entnazifizierungskommission für Seeleute und danach für das britische Außenministerium tätig, 1976 ist er in Brighton gestorben. Die bis ins Jahr 1930 reichenden Erinnerungen Knüfkens liegen in zwei Typoskripten vor; das erste, in deutscher Sprache verfaßt, enthält die eigentlichen Erinnerungen; das zweite, in englischer Sprache verfaßt und erheblich kürzer, ist, unter dem Titel „Die Wnutrennaja Tjurma. Das Geheimdienstgefängnis in der Lubjanka", ein Erfahrungsbericht über seine Gefangenschaft. Knüfkens Erinnerungen gehören, wie Dieter Nelles in seinem im Anhang abgedruckten biographischen Text feststellt, zu den *„wenigen authentischen Zeugnissen der revolutionären Matrosenbewegung"*. Als lebendig geschriebener Bericht aus dem Innern eines zunehmend gewalttätiger agierenden und seine eigenen Protagonisten verschlingenden Molochs können Knüfkens Erinnerungen an die Seite von Franz Jungs bereits erwähntem „Weg nach unten" und Jan Valtins „Tagebuch der Hölle" gestellt werden. Wie Jung und Valtin zeigte sich Knüfken vom Projekt einer kommunistischen Weltbewegung zutiefst desillusioniert: *„Sie, die ausgelöschten Bolschewiken, waren schuldig, daß sich eine neue Klasse von Ausbeutern, Managern und Parasiten bilden konnte, wie nie zuvor in der Geschichte."* Dem von Andreas Hansen sorgfältig edierten Band sind Dokumente aus den Jahren 1931 bis 1945 (aus der Kaderakte der Komintern, ITF-Dokumente, Gestapo-Akten, ein weiterer kurzer Text Knüfkens „Und was nun?" aus dem Jahre 1945), Erinnerungen an Knüfken, sowie ein

Anhang mit detaillierten Anmerkungen, dem erwähnten biographischen Beitrag von Dieter Nelles, einer Chronik zum Leben Knüfkens, Anmerkungen zur Edition sowie einem ausführliches Personenregister beigegeben. Bleibt noch anzumerken, daß als Band 2 von „Wie sind die Genossen Piraten" die Arbeit „Die Schiffsentführung des Franz Jung. Eine Studie zur Frühgeschichte des deutschen Kommunismus" von Andreas Hansen angekündigt ist.

Die Literatur zur Geschichte des Nationalsozialismus im allgemeinen, aber auch zum sogenannten „Projekt Endlösung der Judenfrage" im besonderen ist auch für Fachleute längst nicht mehr zu überblicken. Herausgegeben im Auftrag des Bundesarchivs, des Instituts für Zeitgeschichte und des Lehrstuhls für Neuere und Neueste Geschichte an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg von Götz Aly, Wolf Gruner, Susanne Heim, Ulrich Herbert, Hans-Dieter Kreikamp, Horst Möller, Dieter Pohl und Hartmut Weber ist jetzt der **Band 1: Deutsches Reich 1933-1937. Bearbeitet von Wolf Gruner** des auf insgesamt sechzehn Bände angelegten und die zahlreichen Gesamtdarstellungen ergänzenden dokumentarischen Werkes **Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933-1945** (München: R. Oldenbourg Verlag, 2008, 811 S.) erschienen. In den sechzehn Bänden werden, untergliedert nach zeitlichen und räumlichen Gesichtspunkten, zeitgenössische schriftliche Quellen (unter Einbeziehung transkribierter Tondokumente) unterschiedlichster Provenienz in chronologischer Reihenfolge versammelt: *„Es kommen Funktionsträger jeder Art zu Wort, ebenso einfache Leute und Intellektuelle, inländische und ausländische Beobachter... Besonders am Herzen liegen den Herausgebern Privatbriefe, Tagebuchnotizen und Hilferufe verfolgter Juden... Daneben muß die Edition, zumal sie in Deutschland erarbeitet wird, in repräsentativer Auswahl die Schriftstücke enthalten, die von den Verfolgern hinterlassen wurden."* Der vorliegende erste Band enthält im Anschluß an ein Vorwort der Herausgeber und eine Editorische Vorbemerkung eine rund vierzig Seiten umfassende Einleitung, in der die Geschichte der Juden in Deutschland von der Emanzipation im frühen 19. Jahrhundert bis zu den Anfängen des nationalsozialistischen Regimes skizziert wird. Abgeschlossen wird der Band mit einem Glossar, einem Verzeichnis der im Dokumententeil genannten Archive, Quellen und Darstellungen sowie Registern (Institutionen, Orte, Personen). Im Hauptteil, den Quellentexten aus den Jahren 1933 bis 1937, wird der Prozeß der Entrechtung, Isolierung und Terrorisierung der jüdischen Bevölkerung im Wechselspiel zwischen staatlichem Kalkül und aktiver Teilhabe oder passiver Gleichgültigkeit seitens der Bevölkerung eindringlich dokumentiert. Die Herausgeber sehen die Notwendigkeit einer solchen umfassenden Quellenedition auch darin begründet, daß sich die öffentliche Beschäftigung mit dem damaligen Geschehen, das darauf abzielte, *„eine zuvor ‚rassisch' definierte Bevölkerungsgruppe von elf Millionen Menschen ohne Ansehen von Alter und Geschlecht in möglichst kurzer Zeit auszurotten"*, zunehmend auf eine nicht immer gelingende und oft genug auch als Entlastung dienende Erinnerungskultur konzentriert und damit die Gefahr besteht, *„das zu erinnernde Geschehen in den Hintergrund treten"* zu lassen oder gar zu verdrängen. Herauskommen wird dabei ein trotz des gewaltigen Umfangs immer noch fragmentarisches Lesebuch des Schreckens.

Deutsche haben in den Jahren zwischen 1933 und 1945 nicht nur eine außergewöhnliche Mordlust an den Tag gelegt, sie haben auch in einem ebenfalls außergewöhnlichen Ausmaß gestohlen, angefangen von den sogenannten Arisierungen bis zu den von

Treuhandanstalten organisierten Übernahmen und Aneignungen ganzer Volkswirtschaften. Das spätere bundesdeutsche Wirtschaftswunder dürfte zu einem nicht unerheblichen Teil auf diesen gut organisierten Raubzügen basieren und zwar sowohl im Hinblick auf die Staatsökonomie als auch im Hinblick auf die Versorgung so manchen normalen Haushalts mit entsprechenden Gebrauchsutensilien; die geraubten Güter von der Bettwäsche und vom Küchengeschirr über Bücher bis zu Kunstgegenständen fanden und finden sich sowohl in privaten Haushalten als auch in öffentlichen Institutionen wie Bibliotheken oder Museen. Nachdem sowohl die Bestohlenen, soweit sie nicht schon seinerzeit ermordet wurden, als auch die Diebe weitgehend gestorben sind, hat man seit einiger Zeit auch die jahrzehntelang vernachlässigte deutsche Diebeslust als Desiderat der Forschung entdeckt, so daß sich nunmehr zahllose Forschungsprojekte mit dem Thema beschäftigen können, was immerhin der Beschäftigung ansonsten womöglich arbeitsloser Akademiker dienlich ist - und hier und da wohl auch zur mit mancherlei faktischen und rechtlichen Problemen behafteten Rückgabe des Diebesguts führt oder führen wird. So *„hat jüngst"* auch, neben anderen Unternehmungen dieser Art, insbesondere im Bereich der gestohlenen Gemälde und sonstiger Kunstgegenstände, *„die systematische Analyse der Bücher jüdischer, kommunistischer, sozialdemokratischer, freimaurerischer, kirchlicher und anderer Provenienz, die damals von deutschen staatlichen oder NSDAP-Institutionen enteignet worden waren und in die Bestände wissenschaftlicher oder öffentlicher Bibliotheken integriert wurden,...eingesetzt."* Der von **Hans Erich Bödeker** und **Gerd-Josef Bötte** herausgegebene und mit einer kurzen „Skizze der Problemstellung" eingeleitete Band **NS-Raubgut, Reichstauschstelle und Preußische Staatsbibliothek. Vorträge des Berliner Symposiums am 3. und 4. Mai 2007** (München: K.G. Saur Verlag, 2008, 175 S.) will im Rahmen des von der Fritz-Thyssen-Stiftung finanzierten Projekts „'Beschlagnahmte Bücher': Reichstauschstelle und Preußische Staatsbibliothek zwischen 1933 und 1945. Aspekte der Literaturversorgung unter der Herrschaft des Nationalsozialismus" *„eine erste Zwischenbilanz der Erforschung der Rolle und Funktion der Staatsbibliothek und der Reichstauschstelle bei dem Erwerb und der Verwertung von beschlagnahmten Büchern im zeitgenössischen Kontext"* präsentieren. Beide genannten Institutionen, die Preußische Staatsbibliothek, deren Ambitionen seinerzeit darauf hinausliefen, sich als deutsche Nationalbibliothek zu etablieren, und die 1926 gegründete Reichstauschstelle, der nach 1933 ganz neue Aufgaben zuwuchsen, standen im Mittelpunkt der Aneignung und Verteilung des aus unterschiedlichsten Quellen stammenden Diebesgutes, wobei sie sich zum einen mit den Finanzbehörden, die aus dem Verkauf der gestohlenen Bücher an die Bibliotheken noch einen Profit für die öffentlichen Haushalte herausschlagen wollten, und zum anderen mit interessierten Parteiorganisationen, z.B. mit der Zentralbibliothek des Reichssicherheitshauptamtes, arrangieren mußten. Die in dem Band versammelten Beiträge beschäftigen sich u.a. mit der Bibliotheksbürokratie (Jan-Pieter Barbian), mit dem Verhältnis zwischen Preußischer Staatsbibliothek und Reichstauschstelle (Cornelia Briel), mit einzelnen Bibliotheken als Nutznießerinnen des Diebesgutes (Christina Köstner: Nationalbibliothek Wien, Bernd Reifenberg: Universitätsbibliothek Marburg, Hans-Joachim Lang: Universitätsbibliothek Tübingen), und der Tatsache, daß manches „Raubgut" nach Ende des Krieges als „Beutegut" in die Hände der Befreier geriet und auch dort in zum Teil nicht mehr aufzuhellenden Kanälen verschwunden ist (Olaf Hamann). Tatsache ist, daß alle Beteiligten, gleich auf welcher Ebene der *„Hierarchie der Verwertung"* sie agierten, sich darüber bewußt waren, daß sie mit geraubten Büchern unterschiedlichster Provenienz - von Privatbib-

liotheken bis zu Organisations-, Instituts- und Parteibibliotheken - zu tun hatten und daß ihnen allen dies ganz offensichtlich keinerlei Probleme bereitete. Ein Dieb in Offiziersrang inszenierte sich gar als edler Retter, als er in Italien geraubte Bücher mit der Begründung an die Universitätsbibliothek Tübingen schickte, *„daß Sie am ehesten Verwendung dafür haben und um die Bücher vor der Vernichtung zu bewahren"*. Der Bibliotheksdirektor dankte geflissentlich für die *„sehr erwünschte Bereicherung des Bestandes der Universitätsbibliothek"*. Ein kleiner Rest des Diebesgutes - 24 Bücher - wurde im Sommer 2000, nachdem alle Beteiligten wahrscheinlich das Zeitliche gesegnet hatten, an die ursprüngliche Besitzerin, eine italienische Bibliothek, zurückgegeben.

In einem im Sommer 2003 mit Abel Paz, dem Autor einer voluminösen Biographie des spanischen Anarchisten Buenaventura Durruti, geführten und zuerst in der Düsseldorfer „Stattzeitung Terz" veröffentlichten Gespräch vermerkt dieser, daß er Anfang der siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts Besuch von Hans Magnus Enzensberger erhielt, der seinerzeit im Auftrag eines deutschen Fernsehsenders mit Recherchen zu einem Film über Durruti beschäftigt war. *„Also kam er"*, so Paz, *„und ich unterstützte ihn mit Material und Fotos sowie Vorschlägen für Interviews. Dies nutzte er auch ausgiebig, gab mir jedoch das Versprechen, nichts darüber zu publizieren, da mein Buch zu jenem Zeitpunkt schon fertig war. Bekanntlich hat er sich nicht daran gehalten."* Enzensberger veröffentlichte 1972, fünf Jahre bevor die Biographie Durrutis von Paz in Frankreich erscheinen konnte, „Der kurze Sommer der Anarchie", das zur Lieblingslektüre deutscher Anarchisten wurde. Solcherlei Verwicklungen wird es mit **Hans Magnus Enzensbergers** neuestem historischem Werk **Hammerstein oder Der Eigensinn. Eine deutsche Geschichte** (Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 2008, 376 S.) zweifellos nicht geben, denn Franz Jung, von dem Enzensberger, wie er im Postskriptum berichtet, Ende der fünfziger Jahre erstmals von General Hammerstein gehört hatte und von dem ein Text zu Hammerstein überliefert ist, der wiederum auf einem unveröffentlichten Roman Arkadij Maslows beruht, lebt schon lange nicht mehr. General Kurt von Hammerstein, der eine mustergültige militärische Laufbahn aufzuweisen hatte, war 1930 Chef der Heeresleitung geworden und besetzte damit die höchste Stelle in der deutschen Armee; er war in die offiziell zwar geheime, öffentlich aber bekannte Zusammenarbeit des deutschen Heeres mit der Roten Armee eingebunden. Ende Januar 1934, nachdem der neue Reichskanzler Hitler bereits bei einem Treffen mit den Führern der Reichswehr im Februar 1933 seine außenpolitischen Pläne erläutert und sich herausgestellt hatte, daß die von Konservativen gehegten Pläne, Hitler in einer Koalition mäßigend einzubinden, schon bald gescheitert waren, schied er aus seinem Amt aus. Hammerstein gehörte jenem Milieu an, das politisch zwar eindeutig rechts, aber nicht unbedingt nationalsozialistisch orientiert war; zwei seiner Töchter waren im linken Milieu engagiert und zwei seiner Söhne gehörten später zum Milieu der verspäteten Attentäter vom 20. Juli 1944. Diese ins politische Geschehen hineinreichende familiäre Konstellation hat nach Maslow, Franz Jung und zwischenzeitlich Alexander Kluge nunmehr auch Enzensberger zu einer aus Fakten und Fiktionen zusammengesetzten Montage gereizt, in der die auch in der Geschichtswissenschaft von mancherlei Spekulationen bereicherten Ereignisse der Übergangszeit zwischen Weimarer Republik und Drittem Reich ausgelotet werden. *„An Hand der Geschichte der Familie Hammerstein"*, so Enzensberger, der sich bei dieser Gelegenheit beiläufig auch von der unter Nachgeborenen so beliebten *„Lüge von den ‚Goldenen*

zwanziger Jahren'" verabschiedet, *„(lassen sich) auf kleinstem Raum alle entscheidenden Motive und Widersprüche des deutschen Ernstfalls wiederfinden und darstellen: von Hitlers Griff nach der totalen Macht bis zum deutschen Taumel zwischen Ost und West, vom Untergang der Weimarer Republik bis zum Scheitern des Widerstandes, und von der Anziehungskraft der kommunistischen Utopie bis zum Ende des Kalten Krieges".* Aber auch nachdem die Geschichte alle Familienangehörigen, von Hammerstein selbst, der im April 1943 starb, bis zu den sieben Kindern mit ihren so unterschiedlichen Biographien, erzählt ist, *„bleibt ein ungesagter Rest... und vielleicht ist es dieser Rest, auf den es ankommt".*

Die **„Forschungsgruppe Wuppertaler Widerstand"** hat seit einigen Jahren eine Reihe von Büchern und Broschüren veröffentlicht, die zumindest zum Teil ein über den lokalen Rahmen hinausreichendes Interesse beanspruchen können. Den Anfang machte der bereits 1994 erschienene Sammelband „'... Se krieje us nit kaputt.' Gesichter des Wuppertaler Widerstands" (Essen: Didot Verlag, 212 S.), der eine Reihe von biographischen Beiträgen zu lokalen Aktivist(inn)en des Widerstandes gegen den Nationalsozialismus versammelte. In der im Anschluß an diesen Band zuerst (bis Band 5) in der Achterland Verlagscompagnie (Bocholt/Bredevoort) und später in der Edition Wahler (Grafenau) herausgegebenen Schriftenreihe sind u.a. die Bände „Herta Sonnefeld, Stufen zur Freiheit. Die Geschichte meines Lebens" (1998, 65 S.), „Stephan Stracke, Mit rabenschwarzer Zuversicht. Kommunistische Jugendliche in Wuppertal 1916-1936" (1998, 146 S.), „Ulla Albel u.a., ‚Wir haben dort unsere besten Jahre verbracht.' Aspekte der Zwangsarbeit in Wuppertal" (2001, 65 S.), „David Magnus Mintert, ‚Sturmtrupp der Deutschen Republik.' Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold in Wuppertal" (2002, 153 S.), „Christian Schott/Sven Steinacker, ‚Wilde Gesellen am Wupperstrand, verfolgt von Schirachs Banditen.' Jugendopposition und -widerstand in Wuppertal 1933-1945" (2004, 237 S.) und „Hans Schmitz, ‚Umsonst is dat nie.' Widerstand - Ein persönlicher Bericht" (2004, 48 S.) erschienen. Von mehr als bloß lokalem Interesse sind die zuerst in Schweden, wohin er nach einer längeren Odyssee emigriert war, erschienenen Memoiren des 1913 in Elberfeld geborenen Helmut Kirschey, der als Jugendlicher Anfang der dreißiger Jahre in die FAUD eingetreten war und im Spanischen Bürgerkrieg in der Kolonne Durruti kämpfte. Die Ereignisse in Spanien, eingerahmt von Berichten über die Erfahrungen im nationalsozialistischen Deutschland und das spätere Leben in Schweden, stehen auch im Zentrum der unter dem Titel „A las Barricadas. Erinnerungen und Einsichten eines Antifaschisten. Aufgeschrieben von Richard Jändel" (2000, 230 S.) erschienenen Memoiren.

Am 25. September 1943 wurde der 1921 geborene **Georges Petit** als französischer Widerstandskämpfer von der Gestapo festgenommen und kurz darauf, im Januar 1944, in das Konzentrationslager Buchenwald überführt, von wo er im Mai 1944 zusammen mit rund hundert weiteren Häftlingen nach Langenstein im Harz geschickt wurde, *„um ein neues Lager zu bauen und Stollen für eine unterirdische Fabrik anzulegen".* Ein knappes Jahr später, im April 1945 konnte er auf einem Todesmarsch entkommen und schließlich nach Frankreich zurückkehren, wo er am 18. Juni 1945 offiziell als Heimkehrer registriert wurde. Zwischen der Festnahme und der Rückkehr *„lagen ein Jahr, sieben Monate und siebzehn Tage. Obwohl diese Erfahrung also ziemlich kurz war, muß man den zeitlichen Aspekt wohl relativieren, da die Umstände, die ständige Verschlechterung der Lebensbedingungen im KZ, dieser Zeit ein anderes Gewicht gaben."*

Fast fünfzig Jahre später, im April 1994, kehrte Petit zum erstenmal nach Langenstein zurück, erfüllt von dem *„Wunsch, einen Teil meiner Lebenserinnerungen aufzuarbeiten, den ich bis zu diesem Zeitpunkt als sinnlos betrachtet hatte und dessen Bedeutung ich erst jetzt richtig ermaß"*. Drei Jahre später brachte er seine Erinnerungen zu Papier, die 2001 in Paris erschienen und in deutscher Übersetzung unter dem Titel **Rückkehr nach Langenstein. Erfahrungen eines Deportierten. Mit einem Vorwort von Jens Reich und einer Einführung von Claude Lefort. Herausgegeben von Thomas B. Schumann** (Hürth bei Köln/Wien: Edition Memoria, 2004, 224 S.) vorliegen. Petits Bericht weicht von üblichen Erinnerungen insofern ab, als er keine chronologische Erzählung dessen liefert, was in diesen rund zwanzig Monaten geschehen ist, sondern eine nachholende, an bestimmte damalige Ereignisse oder Erfahrungen anknüpfende Reflektion über das, was diese *„Gegenwelt"*, *„das System der Konzentrationslager"*, das vom nationalsozialistischen Regime *„mitten in Europa errichtet und zu seiner zentralen Institution gemacht"* worden war und mit seinen Außenkommandos *„ganz Deutschland in ein riesiges Lager"* verwandelte, mit den darin Eingeschlossenen gemacht hat. Am Anfang der neuen Freiheit war das Schweigen, die Unfähigkeit, von dem Geschehenen zu erzählen, das Gefühl, das Erlebte mit Worten, die zu Worthülsen zu verkommen drohten, zu verraten, ein Gefühl, das Robert Antelme in seinem Buch „Das Menschengeschlecht", auf das Petit Bezug nimmt, benannt hat: *„Kaum begannen wir zu erzählen, verschlug es uns schon die Sprache."* Die Grunderfahrung des Lagers bestand darin, daß die Maschinerie einer totalitär organisierten repressiven Logik mit ihrer Isolierung und Verunsicherung, ihrer Angst und ihrem gegenseitigen Mißtrauen eine *„allgemeine Feindschaft"* und nach und nach *„die vollständige Auflösung aller sozialen Beziehungen"* mit sich brachte und *„der Einzelne nur noch Kraft zur egoistischen Verteidigung seiner eigenen Existenz fand"*. Solidarität im emphatischen Sinne oder gegenseitige Hilfe gab es nicht; allenfalls existierten Restbestände von politisch oder national bestimmten Gruppenzusammenhängen, die aber von den Herren der Lager in die repressive Organisation funktional eingebunden werden konnten: *„(Es) gab nie eine solidarische Handlung, die ohne Kalkül geschah."* Möglicherweise ist das, was die Logik der Lager ausmachte, sei es ihre funktionale *„Produktionslogik"* oder ihre pure *„repressive Logik"*, auch erst dann zu begreifen, wenn sie nicht als Ausgeburt eines unbegreiflichen Bösen schlechthin verstanden wird, sondern als Strukturelement eines gesamtgesellschaftlichen Funktionszusammenhangs: *„Damals begriff ich noch nicht, dass die Organisation der KZs nur eine extreme Form der normalen Lebensbedingungen aller Menschen auf der Welt war, die man zwingt, Gesetze einzuhalten, die sie nie richtig kennen gelernt haben."*

Die Geheimnisse des Vatikan und insbesondere seine Geheimarchive haben manch einen ursprünglich vielleicht sogar aufklärerisch Gesinnten um seine Vernunft gebracht und zum Verschwörungstheoretiker werden lassen. Dabei verhält es sich, wie man ganz nebenbei **Hubert Wolfs** Arbeit **Papst & Teufel. Die Archive des Vatikan und das Dritte Reich** (München: Verlag C.H. Beck, 2008, 360 S.) entnehmen kann, um ein ganz normales, ursprünglich privates Archiv, zu dessen erschlossenen und freigegebenen Beständen wissenschaftlich qualifizierte Personen einen *„uneingeschränkten Zugang"* haben. Nachdem 1998 die Archive der „Heiligen Römischen und Universalen Inquisition" und der Indexkongregation freigegeben wurden, folgten 2003 zuerst vier Serien aus der Zeit Pius' XI. (1922-1939) und im Februar 2006 schließlich sämtliche Akten aus dieser Zeit, wobei *„es sich um die gewaltige Menge von rund hundert-*

tausend archivalischen Einheiten, also Schachteln, Faszikeln, Konvoluten oder Aktenbündeln mit jeweils bis zu tausend Blatt Umfang (handelt)". Was noch fehlt und für die weitere Erforschung des Verhältnisses des Vatikan zum Nationalsozialismus unabdingbar ist, sind die Archivalien aus der Zeit von Pius XII. ab 1939. Wolf gibt mit seinem Buch auf der Basis der jetzt zur Verfügung stehenden Akten einen ersten, auf den Nationalsozialismus konzentrierten Überblick über die Jahre *„der geradezu endzeitlichen Konfrontation des* totalitarismo *der Kirche mit den Totalitarismen des 20. Jahrhunderts". „Wenn es sich darum handeln würde, auch nur eine einzige Seele zu retten, um einen größeren Schaden von den Seelen abzuwenden, so würden wir den Mut aufbringen, sogar mit dem Teufel in Person zu verhandeln"*, ließ Pius XI. im Mai 1929 verlauten. Dieser *„Teufel in Person"* trug - aus katholischer Sicht - in diesen und den folgenden Jahren die Namen Benito Mussolini, Adolf Hitler und Josef Stalin. Wolf hat in seinem Buch den *„Teufel"* Hitler und dessen Regime im Blick und erläutert, basierend auf den Berichten des Nuntius Eugenio Pacelli, des späteren Papst Pius XII., die Beziehungen des Vatikan zu Deutschland seit 1917, die Hintergründe der öffentlichen Ablehnung des Rassenantisemitismus per Dekret des Heiligen Offiziums im März 1928, die Überlegungen, die zum Reichskonkordat von 1933 führten, das Verhalten des Vatikan zu den Verfolgungen der jüdischen Bevölkerung in Deutschland seit 1933 und die sich aus der Fragestellung „Dogma oder Diplomatie" ergebenden realpolitischen Probleme, die sich auch mit der antinationalsozialistischen Enzyklika „Mit brennender Sorge" vom März 1937 nicht lösen ließen und mit der im Juni 1938 von Pius XI. bei dem amerikanischen Jesuiten John LaFargue in Auftrag gegebenen und von diesem in Zusammenarbeit mit Gustav Gundlach und Gustave Desbuquois erarbeiteten Enzyklika gegen Nationalismus und Rassismus, die schließlich in drei Fassungen vorlag, aber nach dem Tod von Pius XI. nicht veröffentlicht wurde, nicht hätten lösen lassen. Zu in den Grundsätzen ähnlichen Ergebnissen kommt **Gerhard Besier** in seiner in Zusammenarbeit mit **Francesca Piombo** enstandenen Studie **Der Heilige Stuhl und Hitler-Deutschland. Die Faszination des Totalitären** (München: Deutsche Verlags-Anstalt, 2004, 415 S.), in der in drei großen Kapiteln „Die Deutschland- und Europapolitik des Vatikans 1904-1920", die „Vatikanische Außenpolitik 1920-1929" und „Die Außenpolitik des Vatikans unter Kardinalstaatssekretär Pacelli 1930-1939" untersucht werden. Jenseits aller grundsätzlichen und öffentlich manifestierten Ablehnung von Rassismus im allgemeinen und Antisemitismus im speziellen, waren es realpolitische Überlegungen zwecks Wahrung und Durchsetzung kirchenpolitischer Ziele und die daraus resultierenden diplomatischen Winkelzüge, die das Handeln des Vatikan bestimmten. *„Anders als etwa im deutschen Protestantismus"*, so Besier, *„ist von einem nationalistischen ‚Rausch', von Teilkonversionen hin zur ‚Politischen Religion' des Nationalsozialismus oder des Faschismus kaum etwas zu spüren. Vielmehr standen kühle Nützlichkeitsüberlegungen bei den jeweils zu treffenden politischen Entscheidungen im Vordergrund."* Manchmal erscheint es, als würden ausgerechnet von denen, die ansonsten mit Katholizismus, Vatikan und Papst um des lieben Teufels willen nichts zu tun haben wollen, aus einem eigenen wie auch immer zu erklärenden Mangel heraus höchste ethische Erwartungen ausgerechnet an den ansonsten verachteten Papst gestellt, die dieser Souverän, der wie jeder Souverän in ein komplexes institutionelles Geflecht eingebunden und von diesem abhängig ist, in dieser Weise gar nicht erfüllen kann und deren insgeheim erwartete Nichterfüllung das dumpfe Empfinden des eigenen Mangels ruhig stellt, da man nunmehr mit dickem Finger auf einen Schuldigen zeigen kann. Ein Ruhmesblatt allerdings ist die in Gänze erst mit der Frei-

gabe der Archivalien ab 1939 zu erhellende Geschichte der allzu realpolitischen Auseinandersetzung mit der deutschen Variante des Teufels seitens des Vatikan wahrlich nicht, aber wer tatsächlich glaubt, daß ausgerechnet die Deutschen, die sich zu großen Teilen so frühzeitig von dem welschen Rom losgesagt und einen ganz eigenen Staatsglauben aus der Taufe gehoben hatten, sich vom Papst hätten vorschreiben lassen, wen sie aus welchen Gründen umzubringen und auszurauben gedachten, ist reichlich naiv und hat vom spezifisch deutschen Charakter des Nationalsozialismus eher wenig verstanden - was aber wiederum nichts am Versagen der katholischen Kirche gegenüber dieser Variante des Teufels ändert.

Auch wenn zum siebzigsten Jahrestag des Putsches gegen die spanische Republik und damit des Beginns des Bürgerkrieges im Juli 1936 hierzulande zwar keine wirklich innovativen, neue Forschungsergebnisse präsentierenden oder zusammenfassenden Publikationen zu verzeichnen waren, so sind doch eine Reihe von bemerkens- oder erwähnenswerten Titeln neu erschienen oder wieder aufgelegt worden. **Willy Buschak** hat unter dem Titel **„Über uns flog die Wolke der Hoffnung schnell." Bibliographie der deutschsprachigen Veröffentlichungen zum Spanischen Bürgerkrieg** (Essen: Klartext Verlag, 2007, 239 S.) die von ihm vor zwanzig Jahren für den Katalog „Für Spanien. Internationale Kunst und Kultur zum Spanischen Bürgerkrieg" des Museums Bochum erstellte Bibliographie auf den neusten Stand und damit zugleich in Buchform gebracht. In insgesamt 23 Kapiteln, von „Periodika" bis zu „Bibliographien", wird die bis Ende des Jahres 2005 erschienene sowie für 2006 angekündigte deutschsprachige Literatur unter Einbeziehung von Artikeln aus Tages- und Wochenzeitungen erfaßt. Den Schwerpunkt bilden dabei die Darstellungen zur sozialen, politischen und militärischen Geschichte des Bürgerkrieges, aber auch zeitgenössische Darstellungen aus republikanischer, frankistischer und neutraler Sicht sowie Veröffentlichungen aus bzw. zu den Bereichen Literatur, Kunst, Fotografie und Film werden umfassend berücksichtigt. Mit dieser Bibliographie liegt ein für die zukünftige Beschäftigung mit unterschiedlichsten Aspekten des spanischen Bürgerkrieges unabdingbares Handbuch vor. Der spanische Bürgerkrieg war zwar das Resultat innerspanischer sozialer und politischer Auseinandersetzungen, wurde aber angesichts des „europäischen Bürgerkrieges" zwischen Faschismus bzw. Nationalsozialismus einerseits und Staatskommunismus andererseits von Beginn an zum Schauplatz eines Ersatzkrieges, der schließlich im Zweiten Weltkrieg ausgefochten wurde. Diese über Spanien hinausreichende Dimension steht im Zentrum von **Carlos Collado Seidels** Überblicksdarstellung **Der Spanische Bürgerkrieg. Geschichte eines europäischen Konflikts** (München: Verlag C.H. Beck, 2006, 218 S.). In insgesamt sieben Kapiteln, beginnend mit einer Darstellung der innerspanischen sozialen Probleme und Auseinandersetzungen, über den Putsch vom Juli 1936, die Hilfeleistungen Deutschlands und Italiens für die Putschisten auf der einen, und der Sowjetunion für die Republik auf der anderen Seite, die eher hilflosen Versuche, dem Krieg mit Mitteln der Diplomatie beizukommen, den ideologischen Rechtfertigungsstrategien insbesondere der Putschisten bis zu „Repression, Exil und Erinnerung" reicht der Überblick, der, ohne in die Tiefe zu gehen, den Ansprüchen eines ersten Einstiegs genügt. Zu den insgesamt wichtigsten deutschsprachigen Arbeiten zum spanischen Bürgerkrieg gehört **Walther L. Berneckers** zuerst 1978 erschienene Dissertation **Anarchismus und Bürgerkrieg. Zur Geschichte der Sozialen Revolution in Spanien 1936-1939** (Nettersheim: Verlag Graswurzelrevolution, 2008, XXVI, 372 S.), die vier Jahre nach der Erstausgabe in wesentlich erweiterter

Form in einer spanischen Ausgabe erschien. Eine Übersetzung dieser Ausgabe liegt zwar nicht vor, aber immerhin ein Nachdruck der lange vergriffenen deutschen Erstausgabe, der Bernecker eine siebzehnseitige Einleitung vorangestellt hat, in der er über „Gang und Stand der Forschung" berichtet. Auch wenn aufgrund der seit dem Tod Francos nach und nach sich verbessernden Forschungsmöglichkeiten in Spanien selbst, so Bernecker am Schluß seines *„kursorische(n) Überblick(s)"*, *„die Forschung zur republikanischen Zone im Spanischen Bürgerkrieg in den letzten Jahrzehnten enorme Fortschritte gemacht hat"*, gehört seine eigene Arbeit, in der die mit sozialrevolutionären Ansprüchen verbundenen Kollektivierungen in der Landwirtschaft sowie in der Industrie und den Dienstleistungsunternehmen im Zentrum des Interesses stehen, nach wie vor zu den grundlegenden Arbeiten, deren Erkenntnisse natürlich mit denen neuerer Arbeiten zu vergleichen sind. Diese Kollektivierungen entsprachen den im Anarchosyndikalismus seit langem tradierten Ansichten, denen zufolge Sozialismus immer nur auf der Selbstverwaltung der Produzenten, niemals jedoch auf staatlichem Dirigismus basieren kann. Der spanische Anarchismus bzw. Anarchosyndikalismus konnte zur Zeit des Bürgerkrieges auf eine lange Geschichte zurückblicken, wobei er stets nicht nur die wirtschaftlichen Lebensverhältnisse im engeren Sinne, sondern auch Alltag und Kultur im Blickfeld hatte. Der von **Friedrich Edelmayer** herausgegebene Band **Anarchismus in Spanien/Anarquismo en España** (Wien/München: Verlag für Geschichte und Politik/Oldenbourg Wissenschaftsverlag, 2008, 254 S.) versammelt fünf aus Diplomarbeiten hervorgegangene Texte (mit Zusammenfassungen in spanischer Sprache), in denen verschiedene Aspekte aus der Geschichte des spanischen Anarchismus exemplarisch beleuchtet werden, wobei das Thema Anarchismus und Frauen im Vordergrund steht (Regula Nigg, Diskurs über Frauen und ihre gesellschaftliche Rolle in der anarchistischen Presse Spaniens [1871 bis 1907]); Ruth Gutermann, Geschlecht und Sexualität in *Estudios* und *La Revista Blanca*; Huberta Plieschnig, Die Freien Frauen und die soziale Revolution). Philipp Mettauer wertet in seinem Beitrag die Rezeption der in der Fachliteratur wenig beachtete Revolte „anarchistischer" Landarbeiter in der andalusischen Kleinstadt Jerez des Frontera in der Nacht vom 8. auf den 9. Januar 1892 in der zeitgenössischen spanischen Presse aus, wobei in der bürgerlichen Öffentlichkeit eine verschwörungstheoretische Hetze mit der Propaganda für eine in Todesurteilen eskalierende staatliche Repression einherging. In dem im Hinblick auf die Ereignisse während des Bürgerkrieges interessantesten Beitrag „Anarchismus mit oder versus Syndikalismus? Die ideologische Entwicklung der CNT (1910-1936)" untersucht Katharina Biberauer die verschiedenen, teilweise gegensätzlichen Strömungen im spanischen Anarchismus bzw. Anarchosyndikalismus. Das auf dem Nationalkongreß der CNT im Mai 1936 diskutierte Konzept eines „Comunismo Libertario", demzufolge auf der Basis autonomer Kommunen lokale, regionale und nationale Föderationen das Organisationsgefüge einer herrschaftsfreien Gesellschaft bilden sollten, sah sich angesichts der realpolitischen Herausforderungen des bald darauf ausbrechenden Bürgerkrieges jedoch mancherlei Zerreißproben ausgesetzt, denen die Organisation nach der Niederlage und der dadurch erzwungenen Emigration nicht gewachsen war. Wie so viele andere sogenannte Zwischenorganisationen, jene Organisationen also, die sich in den zwanziger und dreißiger Jahren von der Sozialdemokratie oder den Parteikommunisten abgespalten hatten und ein vorwiegend theoretisches Eigenleben führten, ehe sie im Orkus der Geschichte verschwanden oder sich den Herkunftsorganisationen wieder anschlossen, wäre auch die „Partido Obrero de Unificación Marxista" (POUM) heute allenfalls noch in Fachkreisen bekannt, hätte

sie im spanischen Bürgerkrieg, nicht zuletzt aufgrund ihrer Anziehungskraft für republikanisch gesinnte Intellektuelle wie z.B. George Orwell, der ihr in seinem Bericht „Mein Katalonien" ein Denkmal gesetzt hat, nicht eine besondere Rolle gespielt. **Reiner Tosstorff**, der mit seiner 1987 erschienenen und längst vergriffenen Dissertation „Die POUM im spanischen Bürgerkrieg" die umfassendste und ergiebigste deutschsprachige Arbeit zur POUM vorgelegt hatte, versammelt in dem Band **Die POUM in der spanischen Revolution** (Köln: Neuer ISP Verlag, 2006, 180 S.) im Anschluß an eine Vorbemerkung und ein „Historisches Stichwort" zum spanischen Bürgerkrieg insgesamt sechs Texte, von denen zwei aus der genannten Dissertation übernommen und vier im Anschluß an Vorträge bereits in Sammelbänden bzw. Zeitschriften veröffentlicht wurden. Im Zentrum der Texte stehen die Rolle der POUM im Kontext der mit dem Bürgerkrieg einhergehenden sozialen Revolution, ihre Rolle in den militärischen Auseinandersetzungen, ihre Verfolgung seitens der Stalinisten und insbesondere die Rolle und Bedeutung von Andrés Nin, der in einem den seinerzeitigen Moskauer Prozessen angepaßten Verfahren von den Stalinisten ermordet wurde. Trotz aller akademischen Anstrengungen wird das Wissen über historische Ereignisse, zumindest wenn es über die geschlossenen akademischen Anstalten hinausgelangen soll, nicht zuletzt über Berichte teilhabender Zeitgenoss(inn)en vermittelt und von diesen auch durchaus bestimmt. Abel Paz, 1921 geboren, seit 1935 Mitglied der CNT und im Bürgerkrieg auf deren Seite aktiv, Emigrant, nach der Rückkehr in den spanischen Untergrund von Ende 1942 bis 1953 inhaftiert, danach wieder als Emigrant in Frankreich lebend und Autor u.a. der zuerst 1977 in Frankreich und dann 1994 in deutschsprachiger Übersetzung erschienenen voluminösen Biographie Buenaventura Durrutis, gehört zu jenen Zeitzeugen, deren schriftliche und mündliche Berichte die Ereignisse des spanischen Bürgerkrieges und insbesondere der sozialrevolutionären Experimente tatsächlich lebendig werden lassen. Der von Bernd Drücke, Luz Kerkeling und Martin Baxmeyer im Anschluß an eine auch durch bundesdeutsche Städte führende Vortragsreihe herausgegebene Band **Abel Paz und die Spanische Revolution: Interviews und Vorträge** (Frankfurt a.M.: Verlag Edition AV, 2004, 111 S.) enthält im Anschluß an einen einführenden Beitrag von Martin Baxmeyer über „Bürgerkrieg und soziale Revolution in Spanien 1936-1939" sowie eine kurze Zeittafel vier Gespräche mit Abel Paz sowie dessen Vortrag „Freiheit, Sozialismus und direkte Demokratie", in denen die damaligen Ereignisse aus subjektiver Sicht noch einmal Kontur gewinnen. Abgeschlossen wird der Band mit einem Verzeichnis der Schriften von Paz sowie Literaturhinweisen zur Spanischen Revolution und zum Anarchismus allgemein. Berichte von Spanienkämpfern aus allen politischen Lagern sind Legion und haben das Bild von Bürgerkrieg und Revolution entscheidend geprägt - mehr als gediegen akademische Arbeiten dies je tun können oder werden. Der später als Herausgeber einer leider nicht abgeschlossenen Ausgabe der Werke Michael Bakunins bekannt gewordene **Arthur Lehning** war, bevor er Mitarbeiter des Mitte der dreißiger Jahre gegründeten Amsterdamer „Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis" wurde, im anarchosyndikalistischen Milieu aktiv. Nach dem Ausbruch des spanischen Bürgerkrieges hielt er sich im Oktober/November 1936 fünf Wochen in Spanien auf. Das aus dieser Zeit überlieferte Tagebuch, das sich aus Briefen an seine Lebensgefährtin Madeleine Lehning, aus dem eigentlichen Tagebuch sowie aus „Aufzeichnungen für mich selbst" zusammensetzt, wurde erstmals 1996, also noch zu Lebzeiten des 2000 gestorbenen Lehning, in den Niederlanden veröffentlicht. Die jetzt unter dem Titel **Spanisches Tagebuch & Anmerkungen zur Revolution in Spanien** (Berlin: edition tranvía-Verlag

Walter Frey, 2007, 196 S.) vorliegende deutschsprachige Ausgabe enthält neben einigen Abbildungen eine ausführliche Einleitung sowie einen Epilog des Herausgebers Toke van Helmond-Lehning, das ausführlich kommentierte Tagebuch selbst, eine auch als Artikel erschienene Rundfunkrede („Solidarität mit Spanien") und einen Artikel („Anmerkungen zur Revolution in Spanien") Lehnings aus den Jahren 1936 bzw. 1937 sowie Briefe von und an Lehning aus den dreißiger Jahren. Der letzte Brief aus dem Tagebuch, abgeschickt in Perpignan und datiert auf den 4. November 1936, 17 Uhr, deutet schon an, was von den Ereignissen zu Diensten beflissener Historiker bleiben sollte: *„Es ist schade, dass ich zurück muss, denn morgen hätte ich an die Front fahren können, und in ein paar Tagen hätte ich vielleicht wichtige Archive sehen und sogar selbst mitnehmen können."* Was schließlich geblieben ist, sind allerdings nicht nur Archive und die sie zwecks Geschichtskonstruktionen durchwühlenden Historiker, sondern auch eine durchaus praktisch und auf das Alltagsbewußtsein einwirkende Geschichtspolitik. Katalonien, mit seinem seit Anfang des letzten Jahrhunderts erhobenen Anspruch auf regionale Autonomie seit jeher in einem nationalistisch fundierten Spannungsverhältnis zur Zentralregierung in Madrid stehend, war seinerzeit ein Zentrum des insbesondere anarchosyndikalistisch geprägten Widerstandes gegen die Putschisten. Deren Sieg bedeutete für Katalonien nicht nur eine Niederlage der Republik, sondern auch eine mit entschiedener Unterdrückung der eigenen kulturellen Traditionen einhergehende Ablehnung jeglichen Autonomieanspruchs. Von daher ist es naheliegend, daß nicht nur der Bürgerkrieg, sondern auch das repressive Regime Francos in Katalonien - ähnlich wie im Baskenland - eine gleichermaßen eigenständige wie eigenwillige katalonische Erinnerungskultur begründet haben. **Sören Brinkmann** untersucht in **Katalonien und der Spanische Bürgerkrieg. Geschichte und Erinnerung** (Berlin: edition tranvía-Verlag Walter Frey, 2007, 160 S.) die in das jeweilige politische Geschehen eingebundene Entstehungsgeschichte und die Hintergründe dieser spezifischen Erinnerungskultur, wobei er *„den Bogen von den frühen 30er Jahren über das postfranquistische Katalonien bis in die Gegenwart (spannt)"*. Nach einer gut zwanzigjährigen Übergangsperiode im Anschluß an den Tod Francos, in der die Bürgerkriegsvergangenheit, abgesehen von der akademisch-wissenschaftlichen Aufarbeitung, im politischen Alltagsgeschehen weitgehend tabuisiert war, scheint sich in den letzten Jahren eine Öffnung gegenüber dieser verdrängten Vergangenheit anzubahnen, wobei sich auf dem Hintergrund der historisch tradierten regionalen Besonderheiten eine solche Öffnung über Parteigrenzen hinweg in Katalonien offensichtlich erheblich leichter auf den Weg bringen läßt als auf nationaler Ebene. Nicht nur in der nachholenden Erinnerungspolitik, sondern auch in den zeitgenössischen Auseinandersetzungen spielte die mythen- und symbolträchtige Kultur eine wichtige Rolle. In Kunst, Literatur und Musik wurden und werden jene Auseinandersetzungen vor- und nachinszeniert, die auf den Schlachtfeldern zur Entscheidung anstanden und anstehen. Die heutige Rezeption und die Auseinandersetzung mit den historischen Ereignissen basiert nicht zuletzt auf den überkommenen und immer wieder aufbereiteten kulturellen Zeugnissen: ihre Ästhetik reflektiert nicht nur soziale und politische Auseinandersetzungen, sie bestimmt sie auch. Der von **Wolfgang Asholt, Walter Fähnders** und **Rüdiger Reinecke** herausgegebene Katalog zur gleichnamigen Osnabrücker Ausstellung **UPTHEREPUBLIC. Literatur und Medien im Spanischen Krieg (1936-1939)** (Bielefeld: Aisthesis Verlag, 2006, 109 S.) präsentiert eine Auswahl von kommentierten, in Auszügen vorgestellten und abgebildeten zumeist literarischen Dokumenten, die in sechs Kapiteln - von der Vorgeschichte der Jahre 1931-1936 bis zu „Erinnerung

und Aneignung" - einen repräsentativen Überblick über die begleitende kulturelle Revolution geben. Eingeleitet wird der Band mit drei Beiträgen von Wolfgang Asholt zur Literatur, von Jutta Held zu den politischen Bildern und von Rüdiger Reinecke zur Erforschung des spanischen Bürgerkrieges. Aufbauend auf dem Osnabrücker Projekt fand im Frühjahr 2008 eine thematisch gleich orientierte Ausstellung im Berliner Ibero-Amerikanischen Institut Preußischer Kulturbesitz statt. Der von **Wolfgang Asholt, Rüdiger Reinecke** und **Susanne Schlünder** herausgegebene Katalog **España en el corazón. Der Spanische Bürgerkrieg: Medien und Gedächtnis** (Bielefeld: Aisthesis Verlag, 2008, 233 S.) ist bei doppeltem Umfang und mit zusätzlichen Unterkapiteln in inhaltlicher Hinsicht genauso strukturiert wie der Osnabrücker Katalog und wird ebenfalls mit drei Beiträgen eingeleitet: einer erweiterten Fassung von Asholts Text, dem Beitrag von Jutta Held und einem Text von Reinecke zu Erinnerungen an den Spanischen Bürgerkrieg. Die wohl außergewöhnlichste Publikation der letzten Jahre zum Spanischen Bürgerkrieg ist der von **Heiko Schmidt** herausgegebene Band **Die Freiheit fällt nicht vom Himmel. Fundstücke aus dem Spanischen Bürgerkrieg** (Berlin: Prometheus Antiquariat, Wrangelstr. 48, 10997 Berlin, www.prometheus-antiquariat.de, 2008, 188 S.); außergewöhnlich nicht nur deshalb, weil der graphisch herausragend gestaltete Band zugleich ein Antiquariatskatalog ist und die darin in farbigen Abbildungen und ausführlichen Kommentaren präsentierten Stücke - Bücher, Broschüren, Zeitschriften, Zeitungen - tatsächlich käuflich erworben werden können, sondern auch, weil er in vier Kapiteln (Eine Gesellschaft im Umbruch - Spanien vor dem Putsch von 1936; Für und gegen die Revolution; Der Krieg in der Presse der republikanischen Seite; Die Vielfalt solidarischen Engagements im Ausland) einen im wahrsten Sinne des Wortes bunten Überblick über unterschiedlichste Publikationen und die diese verantwortenden Personen oder Organisationen präsentiert: ein Bilder- und Lesebuch im besten Sinne des Wortes also. Eingebettet in diesen illustren Kosmos revolutionärer Schriften finden sich vier biographische Beiträge von Nura Fernandez Rojo über die „*Mujer Libre* Carmen Conde", von Hans Landauer über seinen Freund Pepi Schneeweiß, den er als Angehörigen der Internationalen Brigaden in Spanien kennengelernt hatte, von Svend Rybner über die norwegische Journalistin Lise Lindbæk, die im Auftrag einer bürgerlichen Zeitung im Dezember 1936 nach Spanien reiste und dort für das Thälmann-Bataillon aktiv wurde, und von Gudrun Schroeter über amerikanische Interbrigadisten; ein Literaturverzeichnis und ein Register schließen den zum Sammlerstück geratenen Antiquariatskatalog ab.

Christophe Bourseiller ist mit seiner **Histoire générale de „l'ultra-gauche". Situationnistes, conseillistes, communistes de conseils, luxemburgistes, communistes de gauche, marxistes libertaires, communistes libertaires, anarchistes-communistes, néo-anarchistes, gauches communistes...** (Paris: Éditions Denoël, 2003, 546 S.) insbesondere bei einigen derjenigen, die sich in den thematisierten politischen Zusammenhängen bewegten oder bewegen, auf zum Teil vehemente Ablehnung gestoßen. Hier und da wurde auf die eine oder andere Ungenauigkeit verwiesen, was bei den Feinheiten der politischen Differenzen zwischen den einzelnen Gruppierungen und den Schwierigkeiten, den teilweise verschlungenen Wegen des ein oder anderen Protagonisten über Jahre und Jahrzehnte hinweg zu folgen, aber durchaus nicht von vorneherein ein negatives Urteil rechtfertigt. In abwertender Absicht hingewiesen wurde auch darauf, daß es sich bei Bourseiller um einen umtriebigen Vielschreiber auf journalistischem Niveau handelt, der im Laufe von rund zwanzig Jahren eine Vielzahl von

Büchern u.a. über die radikale Rechte, die Maoisten sowie Guy Debord veröffentlicht hat und zudem für die zwischen 2001 und 2004 erschienen vier Bände der „Archives & Documents Situationnistes" verantwortlich zeichnete. Inwieweit bei dem einen oder anderen Kritiker auch schwierig zu eruierende persönliche Motive eine Rolle spielen, sei einmal dahingestellt. Tatsache ist, daß Bourseiller in diesem Buch einen durchaus instruktiven, wenn auch oftmals kurz und dadurch oberflächlich geratenen Überblick über eine Vielzahl von Strömungen und Gruppierungen gibt, die im Lande des ewigen Staatssozialismus zum großen Teil kaum oder wenig bekannt sind, obwohl die eine oder andere theoretische Quelle für diese Strömungen durchaus im Kontext der deutschen Arbeiterbewegung zu verorten ist. Von der deutsch-holländischen Linken, für die in organisatorischer Hinsicht die KAPD und in theoretischer Hinsicht insbesondere Anton Pannekoek zu erwähnen sind, über die italienische kommunistische Linke (Amadeo Bordiga), linkskommunistische französische Gruppierungen der dreißiger Jahre („Union Communiste", „Spartacus"), die „Revolutionären Kommunisten Deutschlands", die Gruppe „Socialisme ou Barbarie" einschließlich der von ihr sich abspaltenden Strömungen, die „Internationale Situationniste", diverse unkonventionelle anarchistische Strömungen bis hin zu Gruppen wie der noch aktiven „Courant Communiste International" präsentiert Bourseiller ein in den jeweiligen historischen Kontext eingebettetes Panorama jener politischen Strömungen, die sich weder den Fiktionen und Mythen des russischen Oktoberumsturzes noch denen eines irgendwie gearteten demokratischen Sozialismus ergaben und erst recht nicht denen einer bürgerlichen Demokratie. Geschichtsmächtig im realpolitischen Sinne sind alle diese Strömungen nicht geworden, allenfalls sind sie in den Archiven der Vergangenheit dokumentiert und werden hier und da - wie z.B. die „Internationale Situationniste" - in den verkommenen Dienst akademischer Glasperlenspielerei genommen. Darüber hinaus - und das mag dann doch in gewisser Weise eine zumindest individuell realpolitische Wirkung haben - dient die Beschäftigung mit diesen marginalisierten Gruppierungen und insbesondere die Lektüre ihrer Texte der Immunisierung gegenüber den nach wie vor falschen Versprechungen einer zum Spektakel verkommenen Warenwelt - von daher könnte eine Übersetzung dieses Werkes von zumindest anregender Wirkung fürs staatssozialistisch vermummte Gemüt sein.

In der preiswerten Broschürenreihe **„Bibliothek des Widerstandes"** (erhältlich bei: Revolution Times, Postlagernd, 23501 Lübeck) sind im Laufe der letzten Jahre - allesamt unter dem Pseudonym „Red Devil" - neben Texten zum aktuellen Zeitgeschehen („Auschwitz als Alibi. Kritik des bürgerlichen Antifaschismus", 2001, 93 S.; „Welche Perspektive hat die Anti-Globalisierungsbewegung? Eine notwendige Kritik", 2002, 28 S.; Widerworte. Gegen die kapitalistische Verfaßtheit der Gesellschaft [2000-2005], 2006, 59 S.; Widerworte. Gegen die kapitalistische Verfaßtheit der Gesellschaft [2006-2007], 2007, 41 S.) eine Reihe von Texten zur bzw. aus der linkskommunistischen Arbeiterbewegung erschienen. „17. Juni 1953 - Arbeiteraufstand oder Konterrevolution" (2000, 78 S.) rekonstruiert die damaligen Ereignisse in der DDR als Beitrag zu einem auf Selbstverwaltung jenseits von Parteiherrschaft basierenden Sozialismus; „Die Kronstadt-Rebellion. Alle Macht den Sowjets, nicht den Parteien!" (2001, 32 S.) enthält eine kurze Darstellung der gegen die bolschewistische Parteiherrschaft gerichteten Revolte, ergänzt durch Gespräche mit Cajo Brendel sowie mit russischen Rätekommunisten; „Frankreich 1968: Rebellion im Herzen der Bestie" (2002, 100 S.), enthält eine Darstellung und Einschätzung der französischen Revolten des Jahres 1968,

einige Texte zu Streikbewegungen in Frankreich in den neunziger Jahren sowie ein ausführliches Gespräch mit Henri Simon, der über seine jahrzehntelangen Erfahrungen in der links- bzw. rätekommunistischen Bewegung Auskunft gibt; „Zur Kritik der Arbeiterbewegung, des Marxismus und der Linken" (2004, 72 S.) enthält einen kritischen Durchgang durch die Mythen der klassischen Arbeiterbewegung, wobei auch Links- und Rätekommunismus ins Visier genommen werden; „Worum geht es? Fragen an die Genossen vom Kollektiv Troploin (Gilles Dauve, Karl Nesic)" (2007, 53 S.) enthält ein ausführliches Gespräch über Geschichte und Schwerpunkte linksradikaler Politik. Zuletzt erschienen ist die Broschüre „'Gegen den Strom!', Band 2. Dokumente der Revolutionären Kommunisten Deutschlands (RKD)" (2008, 85 S.). Die „Revolutionären Kommunisten Deutschlands", hervorgegangen aus dem trotzkistischen Milieu Österreichs, gehörten in der französischen Emigration während des Widerstandes gegen die deutschen Besatzer zu jenem marginalen Milieu, das sich in der Auseinandersetzung zwischen Nationalsozialismus bzw. Faschismus einerseits und bürgerlichen Demokratien andererseits nicht von einer kompromißlerischen linken Volksfront- und Antifaschismustaktik vereinnahmen ließ, sondern gemäß der Erkenntnis handelte, daß, wer vom Nationalsozialismus bzw. Faschismus redet, vom Kapitalismus nicht schweigen darf und von daher auch die bürgerlichen Demokratien, aus deren sozialen und politischen Widersprüchen Nationalsozialismus und Faschismus sich erst entwickeln konnten, in ihre Kritik mit einbezog; die Broschüre versammelt Texte der RKD aus den Jahren 1936 bis 1948, die mit einem auch in der parteikritischen Linken kaum bekannten Milieu bekannt machen. Der geplante Band 1 soll weitere Texte der RKD, eine vollständige Bibliographie aller ihrer Veröffentlichungen sowie Kurzbiographien der Mitglieder enthalten.

1962, vor fast fünfzig Jahren, als die mittlerweile im Orkus der Geschichte verflossene bundesdeutsche neue Linke noch mehr Gerücht als Realität war, erschien mit „Die Zerstörung der Vernunft" der erste Band der mittlerweile auf insgesamt 18 Bände geplanten Ausgabe der gesammelten Werke von **Georg Lukács**. Bis Ende der sechziger Jahre - Lukács' „Geschichte und Klassenbewußtsein" war zwischenzeitlich zur Pflichtlektüre akademischer Revolutionäre geworden und seiner kleinen Schrift über Lenin aus dem Jahre 1924 konnten dieselben entnehmen, daß sie sich als Partei des Proletariats, von denen es konsequenterweise alsbald wimmeln sollte, zur Avantgarde der bevorstehenden Revolution emanzipieren konnten - waren neun Bände veröffentlicht, in den siebziger und achtziger Jahren - zuletzt 1984 und 1986 die beiden Bände „Zur Ontologie des gesellschaftlichen Seins" - folgten jeweils drei Bände. Nach einer fast zwanzigjährigen Pause liegt mit dem von Frank Benseler und Werner Jung unter Mitarbeit von Dieter Redlich herausgegebenen Band **Autobiographische Texte und Gespräche** (Bielefeld: Aisthesis Verlag, 2005, 517 S.) der die Ausgabe abschließende Band 18 vor. Die noch fehlenden Bände 1 („Frühschriften 1") und 3 („Die Verantwortung des Intellektuellen") sind, nachdem die im kurzen Vorwort des vorliegenden Bandes mehr angedeuteten als ausgeführten Schwierigkeiten bei der Fortführung dieser Ausgabe überwunden sind und ein neuer Verlag gefunden worden ist, in Planung. Der vorliegende Band ist unterteilt in drei Kapitel. „Autobiographische Texte" enthält das 1991 bei Brinkmann & Bose veröffentlichte Tagebuch der Jahre 1910/1911, das 1918 dem Habilitationsgesuch beigefügte „Curriculum Vitae", den Text „Mein Weg zu Marx" aus dem Jahre 1933 mit einem Postskriptum aus dem Jahre 1957 sowie die unter dem Titel „Gelebtes Denken" 1981 bei Suhrkamp erschienenen Gespräche mit

Erzsébet Vezér und István Eörsi. Im Zentrum des zweiten Kapitels „Gespräche" steht der 1967 bei Rowohlt veröffentlichte Band „Hans Heinz Holz/Leo Kofler/Wolfgang Abendroth, Gespräche mit Georg Lukács", eingerahmt von einem im Oktober 1956, zur Zeit des ungarischen Aufstandes gegen das autoritäre Sowjetsystem, geführten Gespräch über „Probleme des ungarischen Kulturlebens" und insgesamt sieben Gesprächen aus den Jahren 1967 bis 1970 über unterschiedliche Aspekte seines theoretischen Werkes, seiner eigenen politischen Aktivitäten und des damaligen Zeitgeschehens, wobei anzumerken ist, daß dies nur eine kleine Auswahl aus den zahlreichen, insbesondere in seinen letzten Lebensjahren mit Lukács geführten Gesprächen und Interviews ist. Das abschließende dritte Kapitel „Briefe" enthält einen langen, eher zu einer Abhandlung geratenen „Brief über Stalinismus" an Giovanni Carocci vom Februar 1962 sowie einen kurzen „Brief über die Budapester Schule" an den Herausgeber von „Times Literary Supplement" vom Februar 1971. In einem kurzen Nachwort rekonstruieren Frank Benseler und Werner Jung unter dem Stichwort *„Kontinuität im Wandel"*: *„Von der Utopie zur Ontologie und zurück"* den theoretischen Lebensweg von Lukács, der ihn von einem bereits messianisch aufgeladenen Idealismus der frühen Jahre über die *„Utopien von* Geschichte und Klassenbewußtsein*"* zu seinem nachgelassenen, vom Alltagsleben ausgehenden und *„die Ontologie als die eigentliche Philosophie..., die auf der Geschichte basiert"* (Lukács) vorstellenden Hauptwerk „Zur Ontologie des gesellschaftlichen Seins" führte, in dem er, so Benseler und Jung, *„überspitzt formuliert - eigentlich zum ersten Mal in seinem Leben wirklich materialistisch argumentiert"*. Abgeschlossen wird dieser letzte Band der von vorneherein als Leseausgabe geplanten Werkausgabe mit bibliographischen Nachweisen zu den abgedruckten Texten sowie einem ausführlichen Register.

Die Emanzipation der Arbeiter muß das Werk der Arbeiterklasse selbst sein: Diesen Satz hat die bürgerliche Intelligenz nie verstanden. Stattdessen hat sie die Arbeiterklasse mit dem Doppelcharakter der Ware vor sich hergetrieben und mit der Logik des Kapitals haben ihre Protagonisten Konkurrenten im Milieu der Planstellen auszustechen versucht. Aus einem von eigenen sozialen und politischen Interessen überlagerten Mitleidsgefühl heraus, das als solches wohl besser bei der Heilsarmee aufgehoben gewesen wäre, haben sich die dissidenten Abkömmlinge des (Klein)Bürgertums aufgemacht, das Proletariat zu organisieren und in die Welt der bürgerlichen Teilhabe einzuführen. Eine Emanzipation der Arbeiterklasse im Sinne einer Selbstaufhebung als konstitutives Element des Kapitalverhältnisses kam der bürgerlichen Intelligenz nicht zupaß: deren Objektstatus hat sie selbst als Subjekt erst konstituiert und dieses Verhältnis zu ideologisieren bedurfte es keiner besonderen Phantasie. War einmal die Mär in die Welt gesetzt, daß der gemeine Arbeiter intellektuell nicht in der Lage sei, über seine unmittelbaren materiellen Reproduktionsbedürfnisse hinaus zu denken oder gar zu handeln, konnte dies von Bürgerkindergeneration zu Bürgerkindergeneration immer wieder abgeschrieben und weitergegeben werden. Dieser staatszentrierte Intelligenzlersozialismus als eine Art Juniorunternehmen der bürgerlichen Gesellschaft hat mittlerweile im wahrsten Sinne des Wortes Bankrott gemacht, auch wenn er aus verständlichen Interessen noch Anhänger findet; die verlorenen Söhne und Töchter der Bourgeoisie sind heimgekehrt. Der in Archiven hinterlassene Nachlaß wird noch Generationen von Forschern in zahllosen Forschungsprojekten beschäftigen und somit immerhin als umfassende Arbeitsbeschaffungsmaßnahme für nachkommende Akademiker dienen können. Dabei werden die Archive, abgesehen von mehr oder minder interes-

santen Details, in inhaltlicher Sicht kaum noch etwas Neues zu bieten haben. Was tatsächlich bleibt und woran anzuknüpfen sein wird, sind zum einen die in ihrer sozialen, ideologisch nicht überhöhten Realität vielfach banalen Arbeiterkämpfe und ihr konstitutiver Zusammenhang mit der Entwicklung der kapitalistischen Gesellschaft und zum anderen jene kritischen Auseinandersetzungen mit den diversen Spielarten von Staatssozialismus, die, anknüpfend an diese Arbeiterkämpfe und die durch sie vermittelten Erfahrungen, vor dessen Beschränktheiten und Gefahren schon immer gewarnt haben und deren Rezeption die zu Weltbildern geronnenen staatssozialistischen Glaubensartikel vielleicht hier und da zu zersetzen in der Lage sind. Einen Beitrag dazu könnten die in der Reihe „Dissidenten der Arbeiterbewegung" erschienenen bzw. noch erscheinenden Bände liefern, die an hierzulande kaum oder nur marginal rezipierte Theoretiker oder Denkströmungen erinnern wollen. Die rätekommunistische Strömung der Arbeiterbewegung ist, kaum daß sie zumindest zur Kenntnis genommen wurde, schnell in die utopistische Ecke abgeschoben worden. Dabei hat es seit der frühen Kritik am bolschewistischen Staatskapitalismus immer kleinere Gruppen gegeben, die sich in dieser Tradition bewegt und die jeweils aktuellen Klassenauseinandersetzungen jenseits von parteipolitischer Borniertheit in Hinblick auf autonome Klassenorganisierung beobachtet und kommentiert haben. **Cajo Brendel**, 1915 geboren und 2007 gestorben, war seit seiner Jugend in den dreißiger Jahren in das Milieu des deutsch-holländischen Rätekommunismus eingebunden, wovon u.a. seine zuerst 1970 in den Niederlanden veröffentlichte und erst 2001 übersetzte Biographie Anton Pannekoeks zeugt, dessen Hauptwerk „Arbeiterräte" seit kurzem in einer deutschen Übersetzung vorliegt. Die als Band II der Reihe „Dissidenten der Arbeiterbewegung" erschienene Sammlung **Die Revolution ist keine Parteisache. Ausgewählte Texte** (Münster: Unrast Verlag, 2008, 320 S.) enthält im Anschluß an einen biographischen Beitrag von Geert und Dirk van der Meulen und persönlichen Erinnerungen von Henri Simon eine Reihe von im Laufe der Jahre hierzulande bereits veröffentlichten Texten, aber auch einige deutsche Erstveröffentlichungen. Im Anschluß an kürzere autobiographische Texte, darunter die „Persönliche(n) Erinnerungen aus den Jahren 1934-1939" an die holländische „Gruppe Internationaler Kommunisten", folgen Beiträge über den „Arbeiteraufstand in Ostdeutschland im Juni 1953", über den Kronstädter Aufstand 1921, „Thesen über die chinesische Revolution", eine ausführliche „Kritik der Leninschen Revolutionstheorie" sowie einige kürzere Texte und Interviews. Ein zentraler Aspekt in Brendels Ausführungen ist in der einen oder anderen Form immer die Organisationsfrage; jegliche Organisierung von Arbeiterkämpfen von außen oder oben und jegliche Form von Avantgarde wird konsequent abgelehnt. Die eigene Funktion besteht allenfalls darin, Erfahrungen zu formulieren, zusammenzufassen und zugänglich zu machen, sich also in gewisser Weise „autonom" gebrauchen zu lassen, wie das einmal in den siebziger Jahren hieß, bevor deutsche (Klein)Bürgerkinder den Begriff „Autonomie" auf den (Polizei)Hund gebracht und in den Dienst ihrer spätpubertären Identitätsfindung genommen haben. *„Die Frage, welche rätekommunistischen Positionen durch die Geschichte bestätigt sind oder nicht, finde ich eine irrsinnige Frage... Ich verstehe den Rätekommunismus nicht direkt als eine ‚Bewegung'; wichtig ist meiner Meinung nach die Bewegung der Arbeiter und die Bewegung gibt es aufgrund ihrer gesellschaftlichen Position, ob sie die rätekommunistischen Auffassungen kennen oder nicht. Nicht wegen dieser Auffassungen kämpfen sie, sondern weil der Kapitalismus sie dazu zwingt."* Eine solch konsequente Auffassung von Selbstorganisation, die keinerlei Bedarf nach Weltanschauung erkennen läßt und insbesondere keine anbieten will, wird durchaus

nicht in allen ansonsten in mancherlei Hinsicht durchaus dissidenten Milieus geteilt. **Raya Dunayevskaya** (1910-1987), in der Ukraine geboren und in jungen Jahren in die USA emigriert, gehörte dort der aus der trotzkistischen „Workers' Party" und der „Socialist Workers' Party" hervorgegangenen „Johnson-Forest-Tendency" an, die sich Anfang der fünfziger Jahre als „Commitees of Correspondence" organisierte, wobei „Forest" ihr eigenes Pseudonym und „Johnson" das von C.L.R. James war. Zum einen die Analyse der sowjetischen Ökonomie als Staatskapitalismus und zum anderen die Erfahrung radikaler, zum Teil gegen die eigenen Gewerkschaftsführungen gerichteter bzw. sich von diesen verselbständigenden Arbeiterkämpfe führten in dieser Strömung zu einer konsequenten Ablehnung jeglicher klassischer Avantgardeorganisationen im leninistischen Sinne. Mit diesen Erfahrungen bzw. Analysen einhergehend erfolgte in der Gruppe eine intensive Auseinandersetzung mit Hegel, dem frühen Marx und Lenins Kommentaren zu Hegels „Logik", die von Dunayevskaya auch nach der Trennung von James, der an den Erfahrungen spontaner Selbstorganisation festhielt, und der Gründung der heute noch existierenden „News and Letters Committees" im Jahre 1955 fortgeführt wurde und ihren Niederschlag in mehreren Büchern fand, von denen zwei - „Algebra der Revolution" und „Rosa Luxemburg. Frauenbefreiung und Marx' Philosophie der Revolution" - auch hierzulande veröffentlicht wurden. Der jetzt als Band III der „Dissidenten der Arbeiterbewegung" vorliegende Band **Die Macht der Negativität. Schriften zur Philosophie der Revolution** (Münster: Unrast Verlag, 2008, 380 S.) - eine gekürzte Übersetzung der amerikanischen Originalausgabe - enthält Texte und Briefe Dunayevskayas aus den Jahren 1953 bis 1987, in denen sie ihre als *„marxistischen Humanismus"* bezeichnete *„Philosophie der Befreiung"* entwirft. Dunayevskayas angestrengtes Unternehmen, der Dialektik ausgerechnet mit Hilfe von Lenin als *„Negation der Negation"* zu Ansehen zu verhelfen und dabei Hegel als den *„materialistischste(n) unter den idealistischen Philosophen"* und Marx als den *„idealistischste(n) unter den Materialisten"* vorzuführen, wirkt manchmal etwas zwanghaft und insbesondere dann, wenn sie versucht, reale gesellschaftliche Bewegungen - vom Antikolonialismus über die Studentenbewegung bis zur Frauenbewegung - unter dem Signum des *„marxistischen Humanismus"* in ein solches Korsett der permanenten Negation der Negation zu zwängen, bleiben Erinnerungen an überkommene geschichtsphilosophische Konstruktionen nicht aus; es ist dann auch nicht weiter verwunderlich, sondern bezeichnend dafür, wie weit sie sich von den ursprünglichen Positionen der „Johnson-Forest-Tendency" entfernt hat, wenn sie z.B. Cornelius Castoriadis als *„fanatischen, diskreditierten professionellen Antileninisten"* beschimpft. Vielleicht wäre es im Sinne der Dissidenz eher angebracht gewesen, erst einmal einen Sammelband mit frühen Texten der „Johnson-Forest-Tendency" wie „The Invading Society" (1947), „The American Worker" (1947) oder „State Capitalism and World Revolution" (1950) herauszugeben. Hingewiesen sei abschließend noch auf die Einleitung von Peter Hudis und Kevin Anderson („Raya Dunayevskayas Begriff der Dialektik") sowie den abschließenden Text von Peter Hudis („Arbeiter als Vernunft"), die beide informative Hintergrundinformationen zu den Texten und Ideen von Dunayevskaya liefern.

Mitte der 1950er Jahre hatten Sozialdemokratie und Parteikommunismus in den westlichen Gesellschaften aus unterschiedlichen Gründen wieder einmal keine sozialrevolutionäre antikapitalistische Perspektive im Angebot. Wie schon in den vorhergehenden und auch in den nachfolgenden Jahrzehnten lösten sich infolgedessen hier und da kleinere Gruppierungen von den großen Organisationen, wobei sich manchmal, z.B.

auf der Basis von Übersetzungen entsprechender Texte, internationale Kontakte oder gar Netzwerke entwickelten. In Italien war es eine Gruppe um den Sozialisten Raniero Panzieri, die im Umkreis der von 1961 bis 1965 mit sechs Heften erschienenen Zeitschrift „Quaderni Rossi" auf der Basis soziologisch inspirierter Arbeiteruntersuchungen und einer Neulektüre klassischer marxistischer Texte den Versuch unternahm, *„Marx' Kritik der Politischen Ökonomie auf ein Italien anzuwenden, das sich mitten in einem rasanten Industrialisierungsschub befand"*. Es ging von vorneherein nicht um eine akademische Neuinterpretation Marxscher Texte, sondern darum, Erkenntnisse über die sich wandelnde Klassenzusammensetzung zu gewinnen und auf dieser Basis Strategien für eine soziale und politische Intervention in die alltäglichen Auseinandersetzungen in den Fabriken zu entwickeln. Der Arbeiter, das klasssische Subjekt eines jeden antikapitalistischen Unternehmens, war für die alten Arbeiterparteien längst zum Objekt ihrer parlamentarischen und sozialreformerischen Anliegen geworden. In der sozialen Realität entwickelten sich jedoch, basierend auf einer sozialen Ausdifferenzierung der Arbeiterklasse, Kämpfe, die sowohl von den Parteien als auch den Gewerkschaften zunehmend schwieriger zu befrieden waren. In der Sicht der Operaisten um Panzieri, Romano Alquati, Mario Tronti und Antonio Negri waren es die eher unqualifizierten, zumeist aus dem Süden zugewanderten Massenarbeiter in den großen Fabriken Norditaliens, die sich, im Gegensatz zu den in die produktivistische Logik des Systems eingebundenen Facharbeitern, zum neuen revolutionären Subjekt entwickelten; ihnen war ein direkter Angriff auf das Fabriksystem zuzutrauen, ihre Kämpfe entwickelten im Laufe der sechziger Jahre eine Dynamik, die mit reformistischen Zugeständnissen nicht mehr einholbar schien. Als sich seit Ende der sechziger Jahre die sozialen Unruhen ausdehnten und über die klassische Arbeiterklasse hinaus andere soziale Schichten und Gruppierungen erfaßten, geriet die gesamte Gesellschaft als eine Art totalitäre Fabrik ins Blickfeld der politisierenden Analytiker und der jetzt gesellschaftliche Arbeiter wurde - insbesondere von Negri - zum neuen revolutionären Subjekt ausgerufen; noch später hat Negri, nunmehr als Postoperaist, den gesellschaftlichen Arbeiter zur Multitude weiterentwickelt, ein „Subjekt", das mehr noch als der gesellschaftliche Arbeiter mancherlei Phantasien zugänglich ist. Der Operaismus hat, insbesondere was sein Konzept der intervenierenden Arbeiteruntersuchung, seine Analysen zur Klassenzusammensetzung und sein Verständnis von Widerstand als immanentem Bestandteil des Kapitalverhältnisses angeht, mancherlei fruchtbare Anregungen geliefert, hat zugleich aber auch zur Mythisierung revolutionärer Subjekte beigetragen und manch einen dazu verführt, die Suche nach diesem mythischen Subjekt zu seiner Hauptbeschäftigung zu machen. **Steve Wright** hat mit seiner auf einer Dissertation beruhenden und zuerst in England erschienenen Arbeit **Den Himmel stürmen. Eine Theoriegeschichte des Operaismus** (Berlin/Hamburg: Assoziation A, 2005, 277 S.) eine instruktive *„Untersuchung der oftmals verschlungenen Pfade des Operaismus und seiner Bemühungen, das Verhalten der Arbeiterklasse zu verstehen"* vorgelegt, die von den *„Umbrüche(n) der fünfziger Jahre"* bis zum *„Niedergang des Operaismus"* in den späten siebziger Jahren reicht. Nicht mehr einbezogen in die Untersuchung ist die fragwürdige Fortsetzung als Postoperaismus, der mit den ursprünglichen Anliegen nichts mehr zu tun hat und zu den üblichen Glasperlenspielereien akademischer Milieus gehört; nicht einbezogen ist auch die Geschichte der Rezeption des Operaismus in anderen Ländern, z. B. in der Bundesrepublik, wo sich einmal mehr gezeigt hat, daß immer dann, wenn Theorien praxiswirksam werden wollen, Vorsicht geboten ist: Aus dem Milieu der bundesdeutschen Operaisten, die seinerzeit in ihrem Or-

gan „Wir wollen alles“ gefordert und dies hier und da auch lautstark, jedoch ohne Resonanz, zum Ausdruck gebracht hatten, sind immerhin ein Bundesaußenminister und ein Chefredakteur der „Welt“ hervorgegangen.

Wolfgang Abendroth gehörte nicht nur jenen wenigen Sozialisten, die einen lebensgeschichtlichen Zusammenhang zwischen der alten Linken der Weimarer Jahre und der neuen Linken der sechziger Jahre herstellten, aufgrund seiner Anregungen wurde zudem die Geschichte insbesondere der linken Zwischengruppen der frühen und späten Weimarer Republik in einer ganzen Reihe von Dissertationen wieder zugänglich gemacht. Abendroth selbst, 1906 in eine sozialdemokratische Familie in Elberfeld hineingeboren, war schon als Schüler politisch aktiv; bereits 1920 schloß er sich einer Jugendgruppe an, die sich bald darauf in die KPD eingliederte. Seit Mitte der zwanziger Jahre engagierte er sich im „Bund der freien sozialistischen Jugend“, in deren Zeitschrift „Freie Sozialistische Jugend“ er ab 1926 seine ersten Artikel veröffentlichte; zeitweise war Abendroth Mitglied der KPD, aus der er Ende 1928 jedoch ausgeschlossen wurde. Nachdem er 1933 aus politischen Gründen aus dem Justizdienst entlassen worden war, schloß er sein Jurastudium 1935 mit einer in Bern angenommenen Dissertation über „Die völkerrechtliche Stellung der B- und C-Mandate“ ab, die zwar in Deutschland noch im Druck erschien, aber bald eingezogen und makuliert wurde. Ende 1937 wurde er zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt, 1943 in das Strafbataillon 999 eingezogen; nach seiner Desertion schloß er sich griechischen Partisanen an und geriet schließlich in britische Kriegsgefangenschaft. Als Mitglied der SPD, der er sich während seiner Kriegsgefangenschaft angeschlossen hatte, ging er in die Sowjetische Besatzungszone, wo er eine Professur für Öffentliches Recht in Leipzig und Jena erhielt, ehe er Ende Dezember 1948 wegen unüberwindlicher Gegensätze zum sich dort entwickelnden Rechtsverständnis in den Westen zurückkehrte, wo er zuerst eine Professur in Wilhelmshaven und seit 1951 den Lehrstuhl für Politikwissenschaft in Marburg bis zur Emeritierung 1972 innehatte. Abendroth ist in unterschiedlichen Milieus der bundesrepublikanischen Linken aktiv gewesen und hat auf deren Geschichte in vielerlei Hinsicht wichtigen Einfluß genommen. Die von Michael Buckmiller, Joachim Perels und Uli Schöler herausgegebenen achtbändigen „Gesammelten Schriften“ Abendroths wollen in sechs Textbänden *„einen repräsentativen Querschnitt durch sein wissenschaftliches und politisches Lebenswerk geben“* und *„in zwei weiteren Bänden eine Auswahl seiner umfangreichen Korrespondenz“* veröffentlichen. **Gesammelte Schriften. Band 1 1926-1948. Herausgegeben und eingeleitet von Michel Buckmiller, Joachim Perels und Uli Schöler** (Hannover: Offizin Verlag, 2006, 585 S.) versammelt Abendroths sämtliche Publikationen inklusive seiner Dissertation aus den Jahren 1926 bis 1948. Bei den frühen Texten der Jahre bis 1931 handelt es sich durchweg um politische Schriften im engeren Sinne, die sich entweder mit theoretischen Problemen (z.B. mit Hendrik de Man, mit dem Austromarxismus, mit dem Verhältnis von Religion und Sozialismus, mit der sogenannten nationalen Frage) oder mit aktuellen Ereignissen (z.B. dem Streik der englischen Bergarbeiter 1926, mit Tagungen) beschäftigen, während sich die späteren Texte seit 1933 - wobei zwischen 1936 und 1946 eine den Zeitumständen zu verdankende Lücke klafft - auf juristische Fragen und Probleme konzentrieren. Sowohl die politischen als auch die juristischen Texte verraten einen in gewisser Weise orthodoxen sozialistischen Geist, der sich jedoch offensichtlich schon in jungen Jahren mit den von Organisationen geforderten oder erwarteten ideologischen Verkürzungen nicht so recht anfreunden konnte und von daher schon früh auf

die Rolle eines solidarischen Außenseiters zusteuerte. Eine Einleitung der Herausgeber sowie ein Abkürzungsverzeichnis und ein Personenregister umrahmen diesen ersten Band der gesammelten Schriften Abendroths.

Willy Huhn (1909-1970) ist über das linkssozialistische und rätekommunistische Milieu hinaus, in dem er sich seit Ende der zwanziger und dann wieder seit Mitte der vierziger Jahre bewegte, insbesondere mit seinem zuerst 1952 in zwei Teilen in der Zeitschrift „aufklärung" erschienenen und 1970 in Heft 55/56 der Zeitschrift des SDS „Neue Kritik" nachgedruckten Aufsatz „Etatismus - ‚Kriegssozialismus' - ‚Nationalsozialismus' in der Literatur der deutschen Sozialdemokratie" bekannt geworden. Dieser Aufsatz sowie der Artikel „Der Sieg der Konterrevolution im Januar 1919", in dem er eine den historischen Tatsachen entsprechende realistische Einschätzung der Sozialdemokratie lieferte, dürften bei seinem Ausschluß aus der SPD im Jahre 1953 eine wichtige Rolle gespielt haben. Huhn, der sich in den ersten Nachkriegsjahren mit mehr oder minder kurzfristigen jobs an Volkshochschulen und anderen pädagogischen Instituten durchgeschlagen hatte und von 1950 bis 1952 Chefredakteur der linkssozialdemokratischen Zeitschrift „pro und contra" gewesen war, unterlag nach dem Parteiausschluß an Berliner Volkshochschulen einem faktischen Berufsverbot und blieb, unterstützt von seiner Frau Lisa, zukünftig arbeitslos, konnte aber weiterhin in kleinen linkssozialistischen Periodika zu theoretischen Fragen oder Problemen des Zeitgeschehens publizieren. Nach seinem Tod erschien 1973 im Karin Kramer Verlag seine Schrift „Trotzki - der gescheiterte Stalin", die 1981 auch ins Französische übersetzt wurde. Von den veröffentlichten Texten abgesehen existiert ein umfangreicher Nachlaß an unveröffentlichten Arbeiten, die sich im Amsterdamer „Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis" befinden und von denen sicherlich einige in einer geplanten mehrbändigen Ausgabe der Schriften Huhns publiziert werden. Vorerst muß man sich mit dem Band **Der Etatismus der Sozialdemokratie. Zur Vorgeschichte des Nazifaschismus** (Freiburg: ça ira-Verlag, 2003, 222 S.) begnügen. Dieser enthält neben dem erwähnten „Etatismus"-Aufsatz einen 1950 in „pro und contra" erschienenen Text „Karl Marx gegen den Stalinismus. Was Marx und Engels unter ‚Kommunismus' verstanden" sowie eine 1939 zur Selbstverständigung verfaßte ausführliche „Bilanz nach zehn Jahren (1929-1939)". In diesem autobiographischen Bericht rekapituliert Huhn unter den Stichworten „Die Periode der geistigen Rezeptivität (1929-1932)" und „Die Periode der theoretischen Produktivität (1932-1939)" seine frühen praktischen Erfahrungen und seine ausführliche Beschäftigung mit der Geschichte der Sozialdemokratie, des Staatssozialismus, der Kriegswirtschaft, des Bolschewismus, des Faschismus und des Nationalsozialismus. Schon in diesem Text kommt Huhn zu dem resümierenden Schluß, daß der *„Nationalsozialismus eine geschichtliche Entwicklung zu einem* praktischen *Abschluß (bringt)"*, die in diversen staatssozialistischen Konzepten vorgedacht war und daß insofern der „Nationalsozialismus *historisch als die konsequentere Sozialdemokratie"* bezeichnet werden muß. Der „Etatismus"-Aufsatz aus den frühen fünfziger Jahren setzt an diesem Gedanken an und endet nach einem Überblick über das staatssozialistische Denken von Lassalle bis zum Kriegssozialismus mit folgender Bemerkung: *„Die sozialen Kräfte, die bis dahin ihre Hoffnungen auf die MSPD gesetzt hatten, mußten sich ab 1925 nach einer anderen Massenbasis umsehen bzw. eine solche finanzieren und organisieren.* Der deutsche Nationalsozialismus entstand also 1914 *und zu einem wesentlichen Teile innerhalb der rechten Sozialdemokratie, und er endete hier bald nach dem Görlitzer Programm von 1921, um auf einer*

anderen Grundlage teils konsequenter, teils variiert fortentwickelt zu werden." Eingerahmt werden die Texte Huhns von zwei Beiträgen von Clemens Nachtmann und Joachim Bruhn, denen aufgefallen ist, daß Huhn sich bei seiner Beschäftigung mit Staatssozialismus im allgemeinen und Nationalsozialismus im besonderen nicht in der im antideutschen Milieu angesagten Manier mit dem Antisemitismus auseinandergesetzt und diesen insbesondere nicht auf dem essentialistischen Niveau der Antideutschen ideologisiert hat. Statt nun in der doch beanspruchten materialistischen Manier nach den Ursachen dafür zu fragen, warum der Zusammenhang zwischen Nationalsozialismus und Antisemitismus nicht nur bei Huhn, sondern in weiten Kreisen der Linken überhaupt, lange Zeit nicht nur nicht hinterfragt, sondern zum Teil wohl auch tabuisiert oder auch gar nicht erkannt wurde, wird in einem großen Rundumschlag das linksradikale Milieu zurechtgewiesen: *„Der Rätekommunismus, Avantgarde der Klasse"*, so deklamiert Bruhn, *„agiert zugleich als die Avantgarde der antisemitischen Ideologie im allgemeinen und der linksdeutschen, d.h. der des Antizionismus im besonderen."* Und dieser *„Befund... (trifft) keineswegs den Rätekommunismus allein"*, sondern den *„linken Radikalismus"* im allgemeinen: *„Angefangen bei linkskommunistischen Gruppen in der Tradition Amadeo Bordigas über die Situationisten in der Tradition Guy Debords bis hin zu den Operaisten der Gruppe ‚Wildcat' herrscht die eine und die selbe geistige Umnachtung, deren Name Ideologie ist"*. Einmal abgesehen davon, daß solcherlei Rundumschläge gegen *„linken Radikalismus"* aus der Geschichte zur Genüge bekannt sind und nicht mehr als ein müdes Gähnen verdienen, basiert diese „Kritik" auf einem essentialistisch verengten Begriff von Antisemitismus, dessen historisch unterschiedliche Erscheinungsformen nicht interessieren und der infolgedessen zum Welterklärungsmodell für alles und jedes verkommen ist. Geschichte, und zur Geschichte gehören auch theoretische Texte wie die von Huhn, wird nicht von ihren materiellen Ursachen und Zusammenhängen her analysiert, sondern mit Hilfe von fleißig angelesenen theoretischen Versatzstücken, die nach Baukastenprinzip in einem wenig elaborierten Jargon je nach Bedarf zusammengefügt werden, begrifflich bewältigt; das mag der eigenen Identitätsstiftung und -sicherung dienlich sein, ist aber keine Kritik, sondern schlechte deutsche Ideologie in schlechter deutscher Tradition. Bleibt noch anzufügen, daß der Band einen kurzen biographischen Text zu Huhn von Christian Riechers, der ursprünglich als Vorwort zur französischen Übersetzung von Huhns „Trotzki - der gescheiterte Stalin" erschien, und eine Bibliographie veröffentlichter und unveröffentlichter Arbeiten Huhns von Ralf Walter enthält.

Viele derjenigen, die 1968 und in den folgenden Jahren als kommunistische Revolutionäre durch die Zeitgeschichte flanierten und später in Politik, Wirtschaft, Wissenschaft oder Medien Karriere machten, haben die Geschichte ihres Erfolges in eine Erfolgsgeschichte der bundesdeutschen Demokratie umgeschrieben oder umschreiben lassen. Mit gleichem Recht konnte man einige Jahrzehnte zuvor z.B. die Karriere eines Juristen, der zuerst die Nürnberger Gesetze des Jahres 1935 kommentierte, dann in die sogenannte „Endlösung der Judenfrage" bloß „verwickelt" und noch später Staatssekretär in der neuen Republik geworden war, als gelungene Integration interpretieren. Kein Wunder, daß genau dies von Historikern, Politikwissenschaftlern und Soziologen der sogenannten '68er Generation, quasi in Analogie zur Interpretation der eigenen erfolgreichen Integration, längst praktiziert wird. Auf diese Weise treffen sich dann alle, alte Rechte und neue Linke, bis zur Kenntlichkeit aneinandergeschmiegt in der „Neuen Mitte" der mittlerweile wieder gesamt-, um nicht zu sagen großdeutschen Demokratie.

Dieses selbstreferentielle Demokratieverständnis, das die eigene, als gelungen interpretierte Geschichte zum Kriterium von Demokratie überhaupt macht, wird mit wachsender Hingabe insbesondere anläßlich der sich häufenden Jubiläen, die zunehmend zu Jubelveranstaltungen umfunktioniert werden, inszeniert. **Wolfgang Kraushaar**, der mit seinen zahlreichen Veröffentlichungen zu unterschiedlichsten Aspekten der '68er Bewegung längst zum Routinier geworden ist, hat mit **Achtundsechzig. Eine Bilanz** (Berlin: Propyläen Verlag, 2008, 334 S.) eine schultaugliche Überblicksdarstellung vorgelegt, in der von den Hippies über Ursprungsmythen (Gewalt, Sexualität, Dritte Welt), Kulturrevolution (Kommunen, Kinderläden, Räte), Kampagnen (Anti-Springer-Kampagne, Antinotstandsbewegung, Anti-NPD-Bewegung) und Entmischung (Polit-, Psycho- und terroristische Sekten, Milieus, Bewegungsfermente) bis zur Langzeitwirkung (Grüne) und einer Art methodischer Metadiskussion („Wer spricht hier eigentlich?") all das geboten wird, was den Nachgeborenen zwar nicht den Eindruck vermittelt, dabei gewesen, aber doch bestens darüber informiert zu sein, wie und auf welche Weise die legendären '68er trotz aller Ab- und Umwege die Fundamente unserer lieb und stabil gewordenen Demokratie gelegt haben. **Peter Schneider**, seinerzeit zumindest in ersten Ansätzen bereits im Berliner literarischen Milieu angekommen und gewissermaßen eine Art Quereinsteiger in das studentische Protestmilieu und 1973 mit seiner Erzählung „Lenz" über dieses Milieu hinaus bekannt geworden, konfrontiert in **Rebellion und Wahn. Mein 68. Eine autobiographische Erzählung** (Köln: Kiepenheuer & Witsch, 2008, 365 S.) Auszüge aus seinen alten Tagebüchern mit seinen Altersweisheiten der Gegenwart. *„Es war eine schöne und schreckliche Zeit"*, heißt es am Ende und in dieser Bemerkung, die auf möglicherweise unaufhebbare Widersprüche einer mit Träumen von Autonomie verbundenen, aber nicht autonom zu gestaltenden Bewegung verweist, mag sich eine zumindest subjektive Wahrhaftigkeit verbergen, deren politische Konsequenzen man teilen mag oder auch nicht. Als eine furiose Abrechnung mit der '68er Generation und ihren geschichtsträchtig gewordenen Mythen läßt sich **Götz Alys** manifestartiges Werk **Unser Kampf 1968** (Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag, 2008, 253 S.) lesen. Bereits auf der ersten Seite schlägt Aly den Ton an, der die folgenden Ausführungen bestimmt. Entgegen der gerade unter den alten Kämpfer(inne)n verbreiteten Annahme, sie seien die eigentlichen Gründungsväter bzw. -mütter der heutigen Demokratie, behauptet Aly, *„dass die deutschen Achtundsechziger in hohem Maß von den Pathologien des 20. Jahrhunderts getrieben wurden und ihren Eltern, den Dreiunddreißigern, auf elende Weise ähnelten. Diese wie jene"*, so heißt es weiter, *„sahen sich als ‚Bewegung', die das ‚System' der Republik von der historischen Bühne fegen wollte. Sie verachteten - im Geiste des Nazi-Juristen Carl Schmitt - den Pluralismus und liebten - im Geiste Ernst Jüngers - den Kampf und die Aktion. Sie verbanden Größenwahn mit kalter Rücksichtslosigkeit."* Und wenig später heißt es, daß *„die linksradikale Studentenbewegung von 1968 in mancher Beziehung an die Erbmasse der rechtsradikalen Studentenbewegung der Jahre 1926 bis 1933 an(knüpfte)"*. Damit ist eine Melodie vorgegeben, die auch den in sozialemanzipatorischer oder sozialrevolutionärer Absicht an die auf unterschiedliche Weise kapitalismuskritischen Traditionen der Arbeiterbewegung anknüpfenden Strömungen und Organisationen jegliche Legitimation abspricht. Es fällt Aly dabei leicht, zahlreiche ehemalige Protagonist(inn)en aus verschiedensten sich revolutionär dünkenden Organisationen, die sich auf unterschiedlich verlogene Art und Weise in die von ihnen nunmehr als demokratisch hochgejubelten Institutionen des ehemals verhaßten politischen Systems hinein emanzipiert haben, geradezu vorzuführen. Eine Galerie von

fraglos widerlichen und den vorangegangenen Generationen keineswegs unähnlichen Charakteren läßt in der Tat die hier und da bereits in den siebziger Jahren gestellte Frage als gerechtfertigt erscheinen, inwieweit diese Personen, hätten sie denn die Möglichkeit gehabt, sich an der „nationalen Revolution" des Jahres 1933 beteiligt hätten. Die Gier, mit der mancher Kriegsgewinnler in den Jahren nach 1968 mit aller Macht, List und tradierter Durchsetzungsfähigkeit auf die angebotenen Planstellen der doch bürgerlichen Institutionen strebte, erinnert nicht von ungefähr an jene Lust, mit der 1933 z.B. die Stellen der zuerst vertriebenen und dann, soweit noch greifbar, ermordeten jüdischen Wissenschaftler vom deutschen akademischen Nachwuchs besetzt wurden. Aly erinnert zurecht auch daran, daß die vordergründig antifaschistische Generation der '68er sich auffällig wenig mit dem realen Geschehen während der Zeit des Nationalsozialismus auseinandersetzte, sondern sich mit ideologischen Abgrenzungen und Inszenierungen begnügte, wie dies zur gleichen Zeit, wenn auch mit teilweise anderen ideologischen Konstruktionen, in der DDR gehandhabt wurde; die Aufarbeitung dieser deutschen Vergangenheit wurde seinerzeit, wenn überhaupt, dann von bürgerlichen Wissenschaftlern geleistet, abgesehen davon, daß es bis in die jüngste Vergangenheit immer wieder Anstöße von nichtdeutschen Historiker(inne)n bedurfte, um bestimmte Aspekte des Nationalsozialismus ins Blickfeld zu nehmen, insbesondere solche, in denen die von der Linken so gerne geschonten sogenannten kleinen Leute als Täter(innen) ins Blickfeld geraten. Auch die gerade in der deutschen Linken verbreitete Solidarität mit dem sogenannten palästinensischen Widerstand und der zu dessen Legitimation herangezogene Antizionismus, vor dessen antisemitischer Grundierung Jean Améry bereits im Sommer 1969 öffentlich warnte, gibt Grund für die Vermutung, daß '68 keineswegs den proklamierten Bruch mit der deutschen Geschichte markierte, sondern deren Fortsetzung mit zeitgenössischen Mitteln bedeutete. 1968, das kommt bei Aly nicht vor, steht für ein Geflecht von internationalen Revolten, die sicherlich auch ihre jeweils national bestimmten Ursachen hatten, in ihrer Gleichzeitigkeit und inhaltlichen Übereinstimmung jedoch über die nationalen Besonderheiten hinausweisen; die spezifischen Ereignisse in der Bundesrepublik können auf diesem Hintergrund nicht nur vor der nationalen Folie betrachtet und analysiert werden. Allerdings, und dafür gibt Aly manchen inhaltlich begründeten Anstoß, bleibt zu fragen, ob und inwieweit die bundesdeutschen '68er tatsächlich *„Strategien (suchten), um dem Schuldzusammenhang der nationalsozialistischen Verbrechen zu entrinnen"*. Unbelastet von diesen Fragestellungen und von daher erheblich amüsanter liest sich die von **Bernd Kramer** unter dem ausschweifenden Titel **Gefundene Fragmente. Die umherschweifenden Haschrebellen & Peter Handke/Hartmut Sander/Rolf Dieter Brinkmann/Rudi Dutschke/Rainer Langhans/Fritz Teufel u.a. 1967-1980, Band 1** (Berlin: Karin Kramer Verlag, 2004, 217 S.) herausgegebene Zusammenstellung von zum Teil nach der Originalvorlage reproduzierten Dokumenten und Texten, die auch nachträglich noch einen anregenden Einblick in die verwirrenden, manchmal wohl auch etwas verwirrten Überlegungen und Aktivitäten der aus ihren kleinbürgerlichen Zwängen ausbrechenden und dabei des öfteren ins Stolpern geratenden Revoluzzer vermitteln. Als ganz besonders amüsant erweist sich ein kleiner nachträglicher Eingriff in ein in die Geschichtsschreibung eingegangenes berüchtigtes Dokument. Auf der SDS-Tagung im Herbst 1968 hatten emanzipatorisch gesinnte Genossinnen ihre diesbezüglich seinerzeit offensichtlich noch unbedarften Genossen mit einem Flugblatt überrascht, dessen Schlußzeile wie folgt lautete: „Befreit die sozialistischen Eminenzen von ihren bürgerlichen Schwänzen." Dieses Flugblatt ist am Ende des Bandes,

passenderweise direkt im Anschluß an den mit pornographischen Fotos ausgeschmückten und originalgetreu wiedergegebenen „comic Reich strip" abgedruckt, wobei - ob ab- oder unabsichtlich sei dahingestellt - eine kleine - vielleicht erfahrungsgesättigte, möglicherweise aber auch bloß zukunftsweisende - Änderung vorgenommen wurde: „BEFREIT DIE SOZIALISTISCHEN EMANZEN VON IHREN BÜRGERLICHEN SCHWÄNZEN" heißt es jetzt und gemeint sind wohl jene, die sich mit emanzipatorischem Engagement erfolgreich in das patriarchalische System hineinemanzipiert haben und dort zur Ruhe gekommen sind. Von feministischen Protesten gegen diese Neuinterpretation eines berüchtigten Flugblatts ist bisher nichts bekannt geworden - die Berliner emanzipierten Denunziant(inn)en sind offensichtlich auch nicht mehr das, was sie einmal waren.

Wenn bundesdeutsche Altachtundsechziger(innen) aus ihrer Vergangenheit berichten, muß man sich damit abfinden, ins Genre der Märchen und Mythen verführt zu werden. Verwunderlich ist es nicht, daß diejenigen, die auf ihrem langen oder manchmal auch kurzen Marsch durch die Institutionen in eben diesen an- und untergekommen sind, nichts anderes als wie üblich zurechtgestutzte Rechenschaftsberichte abliefern; mit Gedächtnisschwierigkeiten im gemeinen Sinne hat das nur selten zu tun. Verwunderlich ist allenfalls, daß man einmal glaubte oder hoffte, dies könne in Deutschland anders sein, aber: wie die Väter (und Mütter), so die Söhne (und Töchter). Es wäre zweifellos höchst erbaulich, etwa unter dem Titel „Wie ich einmal ein(e) '68er(in) war" eine zweifellos lehrreiche und mancherlei geheimen Motive enthüllende Anthologie solcher Lügengeschichten, Märchen und Mythen zusammenzustellen - vorerst wird dies aber wohl eines der berühmten Desiderata der Zeitgeschichtsforschung bleiben. **Jürgen Link**, von Alter und Geschichte her ein klassischer, dem großen Publikum aber, da in der Provinz beheimatet, eher unbekannter '68er, hat sich aus der Last der Beschönigung in die Lust am Fiktiven geflüchtet; da schon immer, auch zur Zeit seiner im engeren Sinne politischen Aktivitäten, im akademischen Milieu beheimatet, braucht er für seinen Marsch durch die Institutionen keine nachträglichen Rechtfertigungen oder Beschönigungen zu liefern. Sein auf dem Klappentext als *„mutiger und experimenteller Roman, eine Art kollektiver Lebensbericht einer Gruppe von Achtundsechzigern aus dem Ruhrgebiet"* angekündigtes voluminöses Werk **Bangemachen gilt nicht auf der Suche nach der Roten Ruhr-Armee. Eine Vorerinnerung** (Oberhausen: Asso Verlag, 2008, 923 S.) nimmt sich die Freiheit, zu fabulieren und dabei doch aus der subjektiven Realgeschichte zu schöpfen. Die im Impressum beiläufig nachgereichte Behauptung, es handle sich bei dem *„vorliegende(n) Roman"* um *„ein Werk der Phantasie"* darf hingenommen werden, da der Begriff Phantasie nicht zuletzt von seiner Dehnbarkeit lebt; daß *„jede Ähnlichkeit mit tatsächlichen Personen oder Gegebenheiten zufällig (wäre)"*, darf oder muß jedoch bezweifelt werden - so bewußtlos torkelt nicht einmal ein deutscher professoraler Literaturwissenschaftler durch die marxistisch-leninistische, diskurstheoretische und akademische Landschaft, daß er nicht mehr weiß oder wissen will, von wem oder worüber er schreibt. Link erzählt, mit ein wenig frankophilem Vorprogramm aus den frühen sechziger Jahren, die Geschichte einer im wesentlichen Ende der sechziger Jahre politisierten Gruppe akademischer Intelligenzler, die, für die damalige Zeit nicht untypisch, eher beiläufig auf die Existenz eines den gesellschaftlichen Reichtum produzierenden Proletariats aufmerksam wird und sich, aus welchen Motiven auch immer, von dessen Geschichten und Mythen faszinieren läßt - insbesondere der gleichermaßen traumverlorene wie in die

Zukunft verweisende Mythos der Roten Ruhr-Armee aus der Zeit des Kapp-Putsches hat es ihnen offensichtlich angetan. Man wird also aktivistisch, treibt sich in und im Umfeld von sogenannten „kleinen Vereinleins" herum, den damals mächtig aufblühenden marxistisch-leninistischen Gruppen und Parteien, die schon für spätestens übermorgen die Übernahme revolutionäre Pöstchen versprachen, besucht den damals noch lebenden und heute in einem Gelsenkirchener Museum der aus der damaligen Zeit übrig gebliebenen MLPD historisierten Altgenossen Willi Dickhut in Solingen, pflegt immer mal wieder internationale Kontakte auf erotisch-ästhetisch höherem Niveau und zerfleischt sich in ideologischen Debatten, die dem realexistierenden Proletariat wohl schon damals als etwas merkwürdig und typisch eierkopfmäßig vorgekommen sein mögen und den Intelligenzlern heute offensichtlich peinlich sind. Die Illusionen verfliegen recht schnell, das Proletariat schafft weiter Werte und vergnügt sich in der Freizeit in seinen Schrebergärten bei Ritualen, die den Intelligenzlern irgendwie nicht ganz geheuer sind, sie aber - von wegen Kollektivität und Solidarität - irgendwie dann doch anziehen, und den Intelligenzlern selbst bleibt nichts weiter zu tun, als mehr oder weniger gut dotiert dem Zeitgeschehen analysierend hinterherzueilen oder es spekulativ vorwegzunehmen, um immer wieder festzustellen, daß die sozialen und politischen Realitäten wieder einmal Haken geschlagen haben, die man nicht vorausgesehen hat - was die Notwendigkeit weiterer Analysen natürlich nur bestätigt. Links *„Werk der Phantasie"* ist durchaus amüsant zu lesen, nicht zuletzt deshalb, weil der Leser sich je nach Laune, Bedarf oder Wissen auf unterschiedlichen Ebenen herumtummeln oder auch von einer zur nächsten wechseln kann; ein bloß literarisch Interessierter, als Nachgeborener mit dem damaligen Zeitgeschehen vielleicht nicht allzu Vertrauter, mag das Werk tatsächlich als Produkt literarischer Phantasie lesen; ein Historiker wird vielleicht in die Abgründe der '68er Bewegung und ihrer Nachwehen in Bochum und im Ruhrgebiet eintauchen und ein Soziologe mag sich einmal mehr an den Merkwürdigkeiten sozialer Gruppenbildungen im akademischen Milieu erfreuen.

Im Februar 1977, als die seit Ende der sechziger Jahre florierenden marxistisch-leninistischen Parteien und Organisationen ihren möglicherweise gar nicht vorhandenen Geist aufzugeben begannen oder schon aufgegeben hatten und die revoluzzenden Bürgerkinder sich wieder auf ihre Herkunft zu besinnen anfingen, um noch rechtzeitig den manchmal recht kurzen Weg in die vertrauten Institutionen anzutreten, fand in Köln ein bundesweites Treffen von Delegierten aus acht anarchosyndikalistisch orientierten Gruppen statt, von denen die „Initiative für den Wiederaufbau der FAU(D)" ins Leben gerufen wurde. Anarchistische und anarchosyndikalistische Gruppen hatte es seit Ende der sechziger Jahre in einigen bundesdeutschen Städten gegeben, daneben erschienen Zeitungen und Zeitschriften, insbesondere die seit Ende der vierziger Jahre von dem Altanarchisten Willy Huppertz herausgegebene „befreiung", die seit Anfang der siebziger Jahre in Köln von einem neuen Herausgeberkreis bis Anfang 1978 weitergeführt wurde. Wichtig für die weitere Entwicklung der einzelnen Gruppen bis zum Zusammenschluß waren zudem Kontakte zu einigen Exilgruppen der spanischen CNT. Im Oktober 1977 fand schließlich, ebenfalls in Köln und mit Delegierten aus elf Gruppen, der 1. Kongreß statt, der als Gründungskongreß gilt und auf dem der Name „Initiative FAU (I-FAU)" festgelegt wurde (der Zusatz „Initiative" wurde auf dem 7. Kongreß im Mai 1983 gestrichen); in einer Gründungserklärung und einer Arbeitsgrundlage wurde die inhaltliche Ausrichtung, beeinflußt zum einen von der Tradition der Lokalisten vor dem Ersten Weltkrieg und der FAUD der Weimarer Republik, zum anderen aber auch

von der spanischen CNT, festgelegt. Die seit November 1977 zuerst in Hamburg herausgegebene Zeitung „Direkte Aktion" wurde mit der Ausgabe 7 vom Juni 1978 zum bundesweiten Organ der I-FAU. Ende der siebziger Jahre, so beginnt die Einleitung des von der Arbeitsgruppe „30 Jahre FAU" herausgegebenen Buches **FAU - die ersten dreißig Jahre. Die Geschichte der Freien ArbeiterInnen Union von 1977 bis 2007** (FAU-MAT/Syndikat A/Edition AV, 2008, 253 S.) *„musste ein Projekt zur Wiederbelebung des Anarchosyndikalismus - besonders in Deutschland - als verwegenes, ja aussichtsloses Unterfangen erscheinen"*. Aus diesem *„aussichtslose(n) Unterfangen"* ist in den vergangenen drei Jahrzehnten, so heißt es auf dem Umschlagtext des Buches, *„eine wenig bekannte und kleine Basisgewerkschaft"* hervorgegangen. Deren Geschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart nachzuzeichnen, ihre theoretische Ausrichtung, ihre praktische Arbeit und ihre internationale Einbindung vorzustellen, ist das Ziel dieser Dokumentation. In fünf Kapitel rekonstruiert Roman Danyluk die Entwicklung der FAU seit ihren Anfängen: „Der Anarchosyndikalismus in der BRD im Vorfeld der Gründung der FAU", „Konsolidierung der FAU in den 1980er Jahren", „Gewerkschaft oder Propagandaorganisation? Die FAU in den 1990er Jahren", „Die Entwicklung seit 2000 und die FAU heute", „Die IAA und ihre deutsche Sektion FAU". In einem sechsten Kapitel gibt Helge Döhring einen aus Platzgründen notwendigerweise kursorischen Überblick über „100 Jahre Syndikalismus in Deutschland von 1878 bis 1978". Im Anhang werden ehemalige Mitglieder der Weimarer FAUD vorgestellt, die Kontakte zur neuen FAU hatten; daneben wird das Protokoll des Treffens vom Februar 1977 abgedruckt und schließlich gibt es Überblicke über die Kongresse der I-FAU bzw. FAU und der IAA, über die Nationalkomitees bzw. die Geschäftskommissionen der FAU und über Gruppen und Kontakte der FAU. Herausgekommen ist eine durchgehend illustrierte und bestens dokumentierte Geschichte einer Organisation, die trotz aller Widrigkeiten ihren Platz in der Tradition einer grundsätzlich antiautoritären und libertären Arbeiterbewegung gefunden und behauptet hat.

Über den Zustand dieser Welt oder - etwas bescheidener - der Gesellschaften dieser Welt ließe sich aus unterschiedlichsten Perspektiven mancherlei verkünden. Das seine hat **Karl Heinz Roth** in dem Bändchen **Der Zustand der Welt. Gegen-Perspektiven** (Hamburg: VSA-Verlag, 2005, 94 S.) beigetragen. Hervorgegangen aus zwei im Frühjahr 2005 gehaltenen Vorträgen versucht Roth, der sich als *„Wanderer zwischen verschiedenen Restströmungen der allmählich ergrauten ‚neuen' Linken"* bezeichnet, die *„ungeheure Komplexität der Gegenwart... mit einigen Überlegungen über die möglichen Umrisse einer sozialistischen Transformationsperiode zu konfrontieren"*. Dies erfolgt in vier Kapiteln, in denen „der neue globale Zyklus", „die Restrukturierung des Zyklus aus der Perspektive von unten", „die Dringlichkeit einer neuen Theoriedebatte" und schließlich „die Umrisse einer erneuerten sozialistischen Alternative" diskutiert werden - eine Diskussion, die unter diesen Überschriften auch vor zwanzig Jahren hätte geführt werden können und voraussichtlich in zwanzig Jahren wieder und immer noch geführt werden kann, ohne daß sich absehen läßt, ob sich die *„Komplexität"* von den jeweiligen *„Überlegungen"* herausfordern läßt oder auch nur herausgefordert fühlt. Der von Roth gezeichnete „Zustand der Welt" gerät zu einem in großen Zügen entworfenen Szenario, in dem der globale Kapitalismus in Zyklen vorbeihuscht und hin und wieder von globalen Unterklassen bzw. von der vor einigen Jahren neu entdeckten und viele akademische Forschungsprojekte versprechenden „Weltarbeiterklasse", der es im übrigen an „sozialer Autonomie" mangelt, mehr oder minder bewußt

drangsaliert wird, mal in den Metropolen, mal in den verwunschenen Weiten der von den Zentren des Kapitals abgehängten Peripherie. In diesem Szenario findet alles Platz was im aufgeklärten Weltbild des umfassend orientierten Zukunftslinken abrufbereit sein muß, von der keynesianistischen Einkommensrevolution über Neoliberalismus und Neokonservatismus zur global-kapitalistischen Verwertungslogik, zum Endzeit-Fundamentalismus der protestantischen Evangelikalen und auch zu den in gewissen Milieus offensichtlich immer noch beschworenen *„emanzipatorische(n) Perspektiven"*, die *„(sich sehr wohl) aus den islamisch religiös verbrämten Strukturen von sozialer Selbsthilfe und Solidarität (ableiten) ließen"*, von militärischen Aufmärschen und Präventivschlägen zu den immer wieder beliebten Sozialrevolten marginalisierter Unterklassen. Während der gemeine Lohnarbeiter oder Dienstleister verzweifelt versucht, sich in diesem globalen Desaster zu orientieren, arbeitet sich in den alternativen Denkfabriken der Global Cities die zukünftige Avantgarde an neuen Theorien ab: *„Der Marxsche Ansatz liefert uns zweifellos auch heute noch eine Blaupause, von der aus eine kleine Gruppe kluger Leute sich daran machen könnte, die Kritik der politischen Ökonomie auf der heute erreichten Ebene des Zusammenstoßes zwischen transnational operierenden Unternehmen und einer weltweiten Konkurrenzmechanismen ausgesetzten Arbeiterklasse neu auszuformulieren."* Und es versteht sich wohl von selbst, daß bei dieser *„Vorwegnahme von Massenerfahrungen" „eine neue Schicht von Arbeiter-Intellektuellen"* entstehen wird, *„die die Kluft zwischen den alltäglichen Überlebensanstrengungen und den spirituell eingefriedeten Hoffnungen auf soziale und politische Gerechtigkeit und Gleichheit überwunden hat und den sozialistischen Umbruch im Habitus der kommenden Generationen verankert"*. Was hier unter dem Signum *„Arbeiter-Intellektuelle"* angeboten wird, dürfte wohl nichts anderes sein, als die durch die Geschichte aller sozialen Bewegungen geisternde Avantgarde, die sich einmal mehr als Befreier der *„spirituell"* unausgelasteten Unterklassen anbietet. Ob die Autor(inn)en des von **Marcel van der Linden** und **Christoph Lieber** anläßlich des 65. Geburtstages von Karl Heinz Roth herausgegebenen Bandes **Kontroversen über den Zustand der Welt. Weltmarkt-Arbeitsformen-Hegemoniezyklen** (Hamburg: VSA-Verlag, 2007, 253 S.) zu der von Roth angesprochenen *„kleine(n) Gruppe kluger Leute"* gehören, mag dahingestellt sein. Wie dies bei solcherlei Geburtstagsgeschenken üblich ist, sind die Präsente von durchaus unterschiedlichem Niveau. Einleitend verweist Marcel van der Linden, der seit Jahren die wie auch immer näher zu bestimmende Weltarbeiterklasse ins Visier der sozialhistorischen Forschung gerückt hat, zurecht darauf, *„daß der Kapitalismus noch längst nicht erschöpft ist"*. Realistisch betrachtet verweist dies darauf, daß die sozialen Kämpfe dieser vom Kapital geschaffenen und dieses reproduzierende und zudem in sich vielfach zersplitterten Weltarbeiterklasse - analog zu der historischen Entwicklung in den klassischen Industriegesellschaften - vornehmlich reformistisch orientiert sein werden, denn allen sozialrevolutionären Träumen avantgardistisch gesinnter *„kluger Leute"* zum Trotz geht es dann, wenn man von der Hand in den Mund zu vegetieren gezwungen ist, erst einmal um einfache materielle Verbesserungen. Für diese *„kluge(n) Leute"* allerdings ist diese Neuauflage einer vornehmlich aus der europäischen und nordamerikanischen Geschichte bekannten Konstellation Anlaß genug, in die Vorratskammer der abgelegten historischen Erfahrungen abzutauchen und diese mit den neuen Entwicklungen zu korrelieren. Ob dabei neuer Wein in alten Schläuchen oder alter Wein in neuen Schläuchen angeboten wird, ist vielleicht auch eine Frage der jeweils angesagten und subjektiv auszulotenden Verwertbarkeit, gleich ob im akademischen oder im politischen Mi-

lieu. Unter den Stichworten „Epochenumbruch", „Globale Arbeitsverhältnisse", „Marx testen" und „Politische Hegemoniezyklen und Akteure" werden mancherlei Fragen aufgeworfen und hin und wieder Antworten gegeben; was vom Operaismus bleibt, wird gefragt, und wie es den Mittelschichten in der postfordistischen Gesellschaft geht, die Arbeitswerttheorie wird einmal mehr zurechtgerückt, und während sich die Frage, ob es mit Keynes in die Zukunft geht, zwischenzeitlich wohl erledigt hat, wird dies doch mittlerweile sogar vom Kapital gefordert, wird der Sozialdemokratie, natürlich kritisch, eine Zukunft zugebilligt - der Bedarf an alten Weinen und alten Schläuchen scheint noch immer nicht gedeckt.

Ende der zwanziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts, von 1926 bis 1929, gab Ernst Fuhrmann seine Zeitschriften „Zweifel" und „Auriga" heraus. In deren Nachfolge sieht sich die bisher mit zwei Heften des ersten Jahrgangs (April 2008, September 2008) und einem Umfang von jeweils 32 Seiten vorliegende Zeitschrift **Zweifel. Neue Folge** (Redaktionsadresse: Ernst Fuhrmann-Archiv, Redaktion Zweifel, c/o Rembert Baumann, Saarlandstr. 138, 67061 Ludwigshafen). *„Wenn Zweifel angebracht sind, heißt das noch lange nicht Zweifeln und erst recht nicht Handeln. Denn Zweifeln ist ein konstruktiver Akt"*, heißt es in Rembert Baumanns einleitendem Beitrag im ersten Heft. Die in den beiden vorliegenden Heften versammelten Texte machen deutlich, daß ein wichtiger Aspekt dieses *„konstruktiven Akts"* wohl darin bestehen wird, *„sich mit den Gedanken Ernst Fuhrmanns auseinander(zu)setzen"* und dementsprechend Texte Fuhrmanns zu veröffentlichen, wobei mit mehreren kurzen Erstveröffentlichungen von Franz Jung sowie Beiträgen über Otto Gross (Andreas Hansen) und Jakob Haringer (Frank Vögele) weitere Referenzpersonen vorgestellt werden. An zeitgenössischen Autoren sind u.a. Bert Papenfuß („Gegner") und Alexander Krohn („floppy myriapoda") vertreten, so daß sich dieser „Zweifel" in einem Geflecht von historischen und zeitgenössischen Außenseitern verorten läßt. Hingewiesen sei an dieser Stelle auf die Publikation **Ernst Fuhrmann (1886-1956). Verzeichnis seines Nachlasses und des Nachlasses von Elisabeth Fuhrmann-Paulsen in der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg Carl von Ossietzky. Bearbeitet von Astrid Windus. Mit einem Essay von Hans-Gerd Winter** (Herzberg: Verlag Traugott Bautz, 2000, 377 S.). Tatsächlich handelt es sich bei diesem Nachlaß um einen Teilnachlaß, der sich aus unterschiedlichen Provenienzen, u.a. aus Dubletten des Deutschen Literaturarchivs Marbach, wo sich ein umfangreicher Nachlaßbestand findet, sowie aus Texten aus dem Besitz von Hugo Hertwig und Georg von Rauch zusammensetzt. Untergliedert sind beide Nachlässe in vier Materialgruppen: Werke, Korrespondenz, Lebensdokumente und Sammlungen bzw. Verschiedenes. Eingeleitet wird das Verzeichnis mit einem biographischen Essay von Hans-Gerd Winter, einer tabellarischen Biographie Fuhrmanns, zeitgenössischen Zeugnissen zu Fuhrmann und seinem Werk sowie Bibliographien.

Ende 1970 fanden die neuen Besitzer eines 1860 von einem deutschen Einwanderer gebauten Hauses in Cleveland/Ohio bei Renovierungsarbeiten das, wovon Arbeiterbewegungshistoriker bis dahin nur träumen konnten: eine für knapp vier Jahrzehnte hinter einer Mauer versteckte und komplett erhaltene Bibliothek eines sozialistischen Arbeitervereins, in diesem Fall die etwas mehr als 600 Titel umfassende Bibliothek des deutschsprachigen Vereins der Sozialisten von Cleveland. Die komplette Bibliothek wurde seinerzeit von dem deutschen Kulturattaché Peter Schoenwaldt erworben und

ist unter dem Titel **Die Bibliothek der Deutschen Sozialisten Cleveland/Ohio. Kommentierter Katalog des historischen Buchbestandes bearbeitet von Christopher Frey. Mit einem Essay von Marcel Atze: Ein Rückblick aus dem Jahr 2001 - eine wiederentdeckte Arbeiterbibliothek in ihrem zeitgenössischen Kontext** (Wien: Antiquariat Inlibris, Hugo Wetscherek, Katalog 10, 2001, 328 S.) mittlerweile vorbildlich erschlossen - und, wie zu lesen ist, komplett an die „Cleveland Public Library" verkauft worden. Die Bestände reichen zeitlich von den vierziger Jahren des 19. bis in die dreißiger Jahre des letzten Jahrhunderts. Die insgesamt 477 reichlich illustrierten Titelaufnahmen - darunter viele Sammelbände - sind, entsprechend der ursprünglichen Bibliothekseinteilung, in 10 Signaturgruppen unterteilt, von „A - Sozialismus, Sozialwissenschaft, Sozialökonomie" bis „K - Kunst, Technik, Fachschriften"; angeschlossen sind die Signaturgruppen „Einblattdrucke, Ephemera" und „Addenda: Gesangsverein", wobei die letztere den Noten- und Buchbestand der „Liedertafel Eintracht" erfaßt, die wiederum allem Anschein nach den Bestand der Arbeiterbibliothek Ende der zwanziger Jahre übernommen hatte, bevor er für Jahrzehnte hinter einer Mauer verschwand. Ergänzt wird der Katalog durch ein Verzeichnis der Bibliotheksordnungen, von denen die erste - damit wohl auch auf den zeitlichen Ursprung der Bibliothek verweisend - etwa aus dem Jahre 1875 stammt, sowie der Provenienzen, darunter diverse Parteiorganisationen, Bildungs- und Gesangvereine sowie Privatpersonen. Unter diesen wiederum ist W.L. Rosenberg hervorzuheben, der nach Einführung der Sozialistengesetze in die Vereinigten Staaten emigriert und dort vielfältig aktiv war, u.a. als Gründer des Clevelander „Echo. Wochenblatt der Vereinigten deutschen Sozialisten Clevelands", das nach seinem Weggang von Josef Jodlbauer geleitet wurde und dessen erste rare Jahrgänge (1911-1917) in der Bibliothek vorhanden sind. Abgeschlossen wird der Katalogteil mit einem Literaturverzeichnis. Alle im Katalogteil erschlossenen Titel sind nicht nur sorgfältig und detailliert beschrieben, es werden auch - soweit sich dies anhand von Ausleihzetteln bzw. Stempeln oder Einträgen rekonstruieren läßt - Hinweise auf die Provenienz sowie auf die Entlehnungen gegeben. Im Anschluß an den Katalog findet sich in Teil 2 des Bandes ein kurzes Gespräch mit Peter Schoenwaldt über den seinerzeitigen Fund und Ankauf der Bibliothek. Dem folgt in Teil 3 unter dem Titel „Ein Rückblick aus dem Jahre 2001. Eine wiederentdeckte Arbeiterbibliothek in ihrem zeitgenössischen Kontext" ein rund fünfzigseitiger Beitrag von Marcel Atze, in dem nach kurzen einleitenden Bemerkungen zur Rolle der Bildung in den frühen Arbeiterorganisationen sowie zur Geschichte deutscher Sozialisten in den Vereinigten Staaten, detailliert auf die Geschichte und die Inhalte der dokumentierten Bibliothek sowie auf die erwähnte Wochenzeitung „Echo" eingegangen wird. Auch für die Bibliothek der deutschen Sozialisten in Cleveland gilt, was Atze als allgemeinen Trend analysiert: *„Viele der Arbeiterbibliotheken gaben... ihren ausschließlichen Charakter als Archiv für sozialistische Texte bald auf, um mit einer Tendenz hin zur dienstleistenden Allgemeinbibliothek auch andere Wissensgebiete sowie Belletristik aller Gattungen und unterschiedlichster Qualität anzubieten."* Abgeschlossen wird der Band in Teil 4 mit dem Abdruck einiger Artikel aus dem „Echo" und in einem Teil 5 mit einem Register.

Nachdem bereits in den verflossenen Zeiten der studentischen Revolten Ende der sechziger Jahre eine ganze Reihe von Nikolai Bucharins Schriften wieder veröffentlicht worden waren, sind in den Jahren nach der Implosion der sowjetischen Variante von Staatskapitalismus seine Person und sein Werk immer mal wieder ins Blickfeld des

historischen Interesses gerückt, wobei man sich des Eindrucks nicht erwehren kann, daß der im Kontext der Moskauer Prozesse am 15. März 1938 nach einem erzwungenen Geständnis ermordete ehemalige „Liebling der Partei" fürs heutige alternativbolschewistische Gemüt auch insofern von Interesse ist, als er die Möglichkeit bietet, an alten Illusionen über die avantgardistische Rolle der Intelligenz in einem zukünftigen, wie auch immer revolutionären Transformationsprozeß festzuhalten. Nachdem **Wladislaw Hedeler** bereits 1993 eine erste Bibliographie von Bucharins Schriften ediert hatte, liegt diese nunmehr unter dem Titel **Nikolaj Ivanovič Bucharin. Bibliographie seiner Schriften und Korrespondenzen 1912-1938. Mit einem Anhang: Bucharins Karikaturen und Bucharin in der Karikatur** (Berlin: Akademie Verlag, 2005, 560 S.) in einer erheblich erweiterten zweisprachigen Ausgabe vor. Im Anschluß an eine kurze Einleitung Hedelers sind in der Bibliographie Reden, Beiträge und Monographien (1-2048), undatierte Dokumente (2049-2072), Briefe von (2073-2465) und an Bucharin (2466-2726) sowie Werkausgaben und Publikationen über Leben und Werk Bucharins (2727-3151) aufgelistet; angeschlossen ist ein Verzeichnis des Bucharin-Bestandes im Russischen Staatsarchiv für sozialpolitische Geschichte. Dem bebilderten Verzeichnis einiger Karikaturen von und über Bucharin ist ein sechsseitiger, aus unerfindlichen Gründen nur in russischer Sprache abgedruckter Text Alexander Vatlins beigegeben. Abgeschlossen wird der Band mit einigen zwecks Erschließung nützlichen Verzeichnissen (Abkürzungen, Presseorgane, Schriften, Namen). Unter dem Titel **Philosophische Arabesken. Dialektische Skizzen. Gefängnisschriften Band 2. Herausgegeben, übersetzt und kommentiert von Dieter Uhlig und Wladislaw Hedeler** (Berlin: Karl Dietz Verlag, 2005, 463 S.) liegt mittlerweile auch der zweite Band der bereits vor Jahren angekündigten nachgelassenen Schriften **Nikolai Bucharins** vor, dessen erster Band 1996 unter dem Titel „Gefängnisschriften 1. Der Sozialismus und seine Kultur" erschienen war. Bucharins 40 Kapitel umfassende Arabesken wollen, so schreibt er im kurzen Vorwort, *„die wichtigsten philosophischen Probleme vom Standpunkt des dialektischen Materialismus beleuchten"*. Thematisch reicht das von der Realität der Außenwelt über die Intrigen des Solipsismus, Raum und Zeit, Hylozoismus und Panpsychismus, Identitätsphilosophie, Freiheit und Notwendigkeit, Arbeit und Denken, Subjekt und Objekt, absolute und relative Wahrheit, Theorie und Geschichte bis zum abschließenden, auf den 7./8.11.1937 datierten Text „Lenin als Philosoph". In diesem Text wird Lenins Werk „Materialismus und Empiriokritizismus" als *„eine wirkliche wissenschaftliche-philosophische Großtat* Lenins" bezeichnet. Ein Jahr später veröffentlichte Anton Pannekoek seine gleichnamige Schrift, in der er in einer materialistischen Analyse Lenins Philosophie auf ihr bürgerlich-aufklärerisches Niveau zurechtstutzte. Die von Theodor Bergmann in einem einleitenden Beitrag zur Edition von Bucharins Text einmal mehr beschworenen „Ketzer" des Kommunismus finden sich offensichtlich vornehmlich dort, wo manch einer nicht sucht und auch gar nicht suchen will; und das mit Bucharin *„die Zukunft dem ‚Bolschewismus' (gehört)"*, wie Bergmann, Rosa Luxemburg etwas aus dem Zusammenhang zitierend, glauben machen will, verweist einmal mehr darauf, in welchen staatsmarxistischen Kosmos dieser trotz seiner Ermordung gehört. Neben einer kurzen editorischen Notiz enthält der Band noch zwei Beiträge der Herausgeber zu Entstehungsgeschichte und zeitgenössischem Kontext der „Arabesken" sowie ein wie üblich nützliches Personen- und Literaturverzeichnis.

Zu Lebzeiten ist Walter Benjamin nicht das vergönnt gewesen, was man im bürgerlichen Milieu als Erfolg bezeichnet; nicht einmal eine halbwegs ordentliche akademische Stelle hat er besetzen können und mußte sich stattdessen in vornehmlich mißlichen Zeiten als freier Schriftsteller durchschlagen. Gäbe es in der bürgerlichen Gesellschaft jedoch eine Art Abschlagszahlung für die karriereförderliche Benutzung fremden geistigen Eigentums, dann wären zumindest Benjamins Erben wohl reich geworden, denn kaum ein anderer der nicht wenigen kritischen bürgerlichen Geister des zwanzigsten Jahrhunderts hat eine solche posthume Karriere gemacht wie Benjamin. Was von Benjamin selbst, abgesehen von der seit Jahrzehnten zunehmend ausufernden Sekundärliteratur, tatsächlich geblieben ist, ist ein unabgeschlossenes, fragmentarisches und immer wieder neu ediertes Werk, das sich offensichtlich vorzüglich als Werkzeugkasten benutzen läßt und Anschlußmöglichkeiten für zahllose akademische und nichtakademische Projekte bietet. Davon zeugen dann die immer wieder neu erstellten Bibliographien, die diese Publikationen zu sichten und für den Gebrauch zu erfassen suchen und die konsequenterweise bereits zum Zeitpunkt ihres Erscheinens veraltet sind. Unter dem Titel **Walter Benjamin. Eine Bibliographie. Herausgegeben und zusammengestellt von Klaus-Gunter Wesseling** (Nordhausen: Verlag Traugott Bautz, 2003, 816 S.) liegt das bisher letzte dieser immer voluminöser werdenden Werke vor. Wesselings Bibliographie ist, wie es allzu bescheiden im kurzen Vorwort heißt, *„als Seitenstück zum Walter-Benjamin Artikel im Biographisch-Bibliographischen Kirchenlexikon"* erschienen; dieser Artikel wiederum umfaßt nahezu hundert Spalten und ist in seiner im Internet abrufbaren Fassung (http://www.bautz.de/bbkl/b/benjamin_wa.shtml) um bibliographische Angaben zu Neuerscheinungen von und über Benjamin ergänzt. Wesselings außerordentlich detaillierte und bisher umfangreichste Bibliographie Benjamins erfaßt im ersten Teil die Primär- und im zweiten Teil die Sekundärliteratur. Die Primärliteratur ist unterteilt in drei große, in sich wiederum differenzierte Abteilungen: A) Selbständige Veröffentlichungen; B) Unselbständige Veröffentlichungen; C) Fremdsprachige Ausgaben. Die Sekundärliteratur ist in zwei Abteilungen erfaßt: A) Chronologische Bibliographie (beginnend 1921 und endend 2003); B) Online-Literatur. Neben einer auf dem erwähnten Artikel im „Biographisch-Bibliographischen Kirchenlexikon" basierenden „Werkbiographische(n) und rezeptionshistorische(n) Einleitung" enthält der Band ein Abkürzungsverzeichnis sowie ein außerordentlich nützliches achtzigseitiges Autoren-, Personen-, Sach- und Titelregister.

Spätestens seitdem der seinerzeit gesamtdeutsch beliebte ostdeutsche Protestliedersänger Wolf Biermann Mitte der siebziger Jahre in den Westen hinübergemacht worden war und sich dort, nach einer ausgiebig verzögerten Feier, dermaßen wohl zu fühlen begann, daß er zum schlichten Apologeten des zuvor kritisch besungenen Systems wurde, hatte sich Robert Havemann, der seit Mitte der sechziger Jahre seine bis dahin zahlreich angesammelten akademischen Ämter wegen dissidenter Meinungsäußerungen aufzugeben gezwungen worden war, zum zentralen Identifikationsobjekt sowohl der in der DDR verbliebenen Restopposition als auch der westlichen Freunde eines diffusen deutschdemokratischen Sozialismus emanzipiert. Noch bevor ihm sein ebenfalls dissidenter Sohn Florian Ende 2007 in seinem mittlerweile nur noch mit nicht wenigen geschwärzten Passagen erhältlichen Werk „Havemann" ein eher wenig schmeichelhaftes Denkmal gesetzt hatte, war der von **Werner Theuer** und **Bernd Florath** herausgegebene Band **Robert Havemann. Bibliographie. Mit unveröffent-**

lichten Texten aus dem Nachlass (Berlin: Akademie Verlag, 2007, 434 S.) erschienen. Der Band enthält neben einigen einleitenden Beiträgen im ersten Hauptteil die Bibliographie, unterteilt in die 997 Einträge umfassende Primärliteratur (Artikel, Schriften, Bücher, Interviews), darunter viele Fachbeiträge aus dem Bereich der Physik und Chemie, sowie die 1395 Einträge umfassende Sekundärliteratur. Der zweite Hauptteil enthält zumeist erstveröffentlichte Texte aus dem Nachlaß von Havemann, angefangen von vier eher der Selbstverständigung dienenden Flugblättern der oppositionellen „Europäischen Union" aus dem Jahre 1943 bis zum „Berliner Appell" vom Januar 1982. Was den besonderen Gehalt von Havemanns politischem Denken ausgemacht hat, bleibt auch nach der Lektüre sowohl von Bernd Floraths einleitendem Beitrag „Havemann, der Publizist" als auch der Texte Havemanns selbst merkwürdig diffus. In einem seinerzeit nicht veröffentlichten Manuskript „Zur Erklärung des Nationalsozialismus" aus dem Jahre 1947 schrieb Havemann zum einen, daß *„die Herleitung des Nationalsozialismus aus der deutschen Geschichte im Wesentlichen der Geschichtsauffassung der Nazis selbst (entspricht)"*, und zum anderen, daß *„der Totalitarismus eine strukturelle Gefahr der gegenwärtigen menschlichen Gesellschaft (ist)"*. Es ist diese merkwürdige Mischung aus Restbeständen eines den Abgründen des deutschen Idealismus entstammenden humanistisch geprägten bildungsbürgerlichen Freiheitspathos und gleichzeitiger Abwehr konkreter historischer Ursachenforschung, die in tradierter Manier den im eigentlichen Sinne unpolitischen Geistigen aus der Masse im allgemeinen und dem realpolitischen Alltagsgewerbe im besonderen hervorhebt und zum einsamen Rufer in der ungeistigen Wüste werden läßt. Man ist sozialistisch, demokratisch, freiheitlich, irgendwie auch national gesinnt und wundert sich am Ende über eine Bevölkerung, die das alles in der Parole „Wie sind ein Volk" zusammenfaßt und damit auch noch auf begeisterte Zustimmung stößt.

Anfang der siebziger Jahre hatte Walter Fähnders zusammen mit Martin Rector und Helga Karrenbrock u.a. eine Reihe von Texten Franz Jungs wieder veröffentlicht, darunter die zuerst 1961 erschienene und nach wie vor lesenswerte Autobiographie „Der Weg nach unten", die zu diesem Zeitpunkt verramscht und vergessen war, sowie Romane aus Jungs „roter Periode", den Jahren seiner politischen Aktivitäten nach dem Zusammenbruch des Kaiserreichs und der mißlungenen Revolution von 1918. Fähnders hatte zudem zusammen mit Martin Rector eine seinerzeit viel beachtete zweibändige Untersuchung „Linksradikalismus und Literatur" veröffentlicht. Dies waren u.a. auch Beiträge zu einer seinerzeit viel diskutierten neuen Germanistik, die in dieser Intention nicht nur methodisch, sondern insbesondere auch inhaltlich mehr und anderes sein wollte als ein Beitrag zu einer ideologisierten Nationalgeschichte. Walter Fähnders und Helga Karrenbrock haben sich, wie aus den insgesamt rund sechzig Beiträgen der ihnen gewidmeten Festschriften - **Wolfgang Asholt/Rüdiger Reinecke/Erhard Schütz/Hen-drik Weber (Hgg.), Unruhe und Engagement. Blicköffnungen für das Andere. Festschrift für Walter Fähnders zum 60. Geburtstag** (Bielefeld: Aisthesis Verlag, 2004, 572 S.); **Petra Josting/Walter Fähnders (Hgg.), „Laboratorium Vielseitigkeit." Zur Literatur der Weimarer Republik. Festschrift für Helga Karrenbrock zum 60. Geburtstag** (Bielefeld: Aisthesis Verlag, 2005, 535 S.) - hervorgeht, auch in den Folgejahren, allen zeitgeistigen Wandlungen zum Trotz, dem ursprünglichen Anliegen, Verdrängtes und Vergessenes aus der Geschichte der deutschen Literatur, insbesondere der Weimarer Jahre, durch Editionen und eigene Beiträge wieder zugänglich zu machen, verpflichtet gefühlt.

Bücher zu Otto Gross im Verlag LiteraturWissenschaft.de

Kongress-Bände

Raimund Dehmlow & Gottfried Heuer (Hg.): 1. Internationaler Otto Gross Kongress, Bauhaus Archiv, Berlin. Verlag LiteraturWissenschaft.de (TransMIT) in Kooperation mit dem Laurentius Verlag, Hannover. Marburg an der Lahn 2000, 254 Seiten, broschiert, EUR 15,00; ISBN 3-931614-90-5

Gottfried Heuer (Hg.): 2. Internationaler Otto Gross Kongress. Burghölzli, Zürich 2000. Verlag LiteraturWissenschaft.de (TransMIT), Marburg an der Lahn 2002, 350 Seiten, EUR 16,00; ISBN 3-936134-01-4

Raimund Dehmlow & Gottfried Heuer (Hg.): Bohème, Psychoanalyse & Revolution. 3. Internationaler Otto Gross Kongress. Verlag LiteraturWissenschaft.de (TransMIT), Marburg an der Lahn 2003, 240 Seiten, EUR 14,00; ISBN 3-936134-06-5

Albrecht Götz von Olenhusen / Gottfried Heuer (Hg.): Die Gesetze des Vaters. 4. Internationaler Otto Gross Kongress. Robert Stolz-Museum, Karl-Franzens-Universität Graz, 24.-26. Oktober 2003. Verlag LiteraturWissenschaft.de (TransMIT), Marburg an der Lahn 2005, 507 Seiten. EUR 26,00; ISBN 3-936134-08-1

Gottfried Heuer (Hg.): Utopie & Eros: Der Traum von der Moderne. 5. Internationaler Otto Gross Kongress, cabaret voltaire / Dada-Haus, Zürich. Marburg: LiteraturWissenschaft.de, 2006, 464 Seiten. EUR 26.00; ISBN 3-936134-18-9

Weitere Bücher zu Gross

Christina Jung und Thomas Anz (Hg.): Der Fall Otto Gross. Eine Pressekampagne deutscher Intellektueller im Winter 1913/14. Verlag LiteraturWissenschaft.de (TransMIT), Marburg an der Lahn 2002, 170 Seiten, broschiert, EUR 14,00; ISBN 3-936134-02-2

Gerhard Dienes, Albrecht Götz von Olenhusen, Gottfried Heuer, Gernot Kocher (Hg.): Gross gegen Gross. Hans & Otto Gross. Ein paradigmatischer Generationenkonflikt. Verlag LiteraturWissenschaft.de (TransMIT), Marburg an der Lahn 2005, 222 Seiten mit Abb. und einer Audio-CD, EUR 19,80; ISBN 3-936134-11-1

Bestellungen an
buchbestellung@literaturkritik.de,
über die Web-Seite *http://www.literaturkritik.de/lit-wiss* des Verlages
oder über Amazon.

Verlag LiteraturWissenschaft.de
TransMIT-Zentrum für Literaturvermittlung in den Medien
Wilhelm-Röpke-Straße 6A
D-35039 Marburg
buchbestellung@literaturkritik.de
Tel. 0049-(0)6421-2824673

Klaus Gietinger
DER KONTERREVOLUTIONÄR
Waldemar Pabst – Eine deutsche Karriere
»Es gelang dem Autor nicht nur, die Lebensgeschichte Pabsts umfassend auszuloten, sondern auch die wichtigsten Netzwerke der Konterrevolution und des europäischen Faschismus zu rekonstruieren. Seiner unbefangenen Neugier und seinem unbändigen Erkenntnisinteresse haben wir ein Forschungsergebnis zu verdanken, das überholte Denkmodelle hinter sich lässt, mit Tabus bricht und neue Maßstäbe setzt.« Karl Heinz Roth, aus dem Vorwort
Gebunden mit SU, 544 Seiten, illustriert, ca. € 39,90

Klaus Gietinger
EINE LEICHE IM LANDWEHRKANAL
Die Ermordung Rosa Luxemburgs
Zum 90. Jahrestag des Mordes erscheint Klaus Gietingers Realkrimi über die Ermordung Rosa Luxemburgs neu.
Überarbeitete Neuausgabe | Broschur, 192 Seiten, € 13,90

Noam Chomsky
INTERVENTIONEN
Kommentare und Analysen 2001–2008
»Mit all der Schlagkraft seiner wichtigen Gedanken kritisiert Chomsky die vorherrschende Gedankenlosigkeit und demaskiert die Heuchelei einer Weltmacht...« Eduardo Galeano
Nautilus Flugschrift | Broschiert, € 18,00

Peter Overbeck
SANTIAGO, 11. SEPTEMBER
Der Filmemacher und kämpferische Sozialist Peter Overbeck erinnert sich an die drei Jahre der Hoffnung auf eine freie Gesellschaft in Chile und die Zeit des Militärputsches 1973. Der mitreißende Bericht eines Zeitzeugen. Broschiert, 256 Seiten, € 19,90

Raoul Vaneigem
HANDBUCH DER LEBENSKUNST
Dieser neuzeitliche Klassiker des subversiven Denkens, der zuerst 1967 in Frankreich erschien, liegt jetzt in einer korrigierten Neuausgabe vor.
Nautilus Flugschrift | Broschiert, 352 Seiten, € 19,90

verlegt von Editon Nautilus
Mehr zum Programm : www.edition-nautilus.de

Wildcats – Kämpfe nicht nur für ein paar Cent mehr, sondern für ein Leben ohne Arbeit und Ausbeutung.

Bewegung von unten
... macht es überhaupt möglich, über Revolution statt über Sozialpläne und Lohnbestandteile zu reden. Und darüber, wie wir der Krise des Kapitals zusammen was entgegensetzen können!

Perspektive von unten
Wildcat will die Möglichkeiten erkennen und »von unten« gucken: Wie wird heute gearbeitet und gekämpft?
Wie werden aus den Widersprüchen zwischen den Bedürfnissen der Menschen und der krisenhaften Entwicklung politische Kämpfe?
Wildcat bringt Interviews, Berichte und Analysen zu proletarischen Lebensbedingungen und Kampferfahrungen hier und weltweit.

Wildcat - Zeitung gegen Arbeit und Ausbeutung
Abo: 6 Ausgaben 18 Euro (Ausland 30 Euro)
Einzelheft: 4 Euro (Ausland 5 Euro)

Bestellung: versand@wildcat-www.de
Kontakt: redaktion@wildcat-www.de

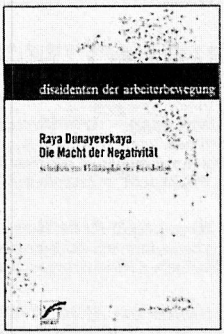
Aktuelles, Archiv und Dossiers auf wildcat-www.de

Raya Dunayevskaya

Die Macht der Negativität

Schriften zur Philosophie der Revolution
Herausgegeben von Kevin Anderson und Peter Hudis
Reihe: Dissidenten der Arbeiterbewegung Band 3
ISBN 978-3-89771-472-4 | 384 S. | 24 EUR [D]

Die Schriften Raya Dunayevskayas, einer Schlüsselfigur des marxistischen Humanismus in den USA, skizzieren eine Philosophie der Befreiung, die dem modischen Abgesang auf die Dialektik ebenso entgegensteht wie einem Verharren in reiner Negativität. Was Dunayevskayas Denken von akademischer Selbstgenügsamkeit abhebt, ist nicht zuletzt diese Orientierung an den Kämpfen ihrer Zeit – von den wilden Streiks in den USA über den ungarischen Aufstand 1956 bis zur neuen Frauenbewegung in den siebziger Jahren.



Cajo Brendel

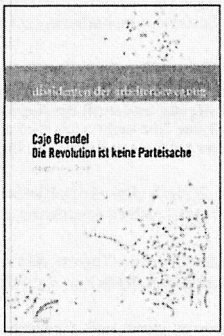
Die Revolution ist keine Parteisache

Ausgewählte Texte

Mit einem Vorwort von Henri Simon

Reihe: Dissidenten der Arbeiterbewegung Band 2
ISBN 978-3-89771-462-5 | 300 S. | 18 EUR [D]

Der Kommunismus ist keine Doktrin, sondern eine unter unseren Augen vor sich gehende Bewegung. Er existiert nicht in fertigen Theorien, sondern in den proletarischen Kämpfen gegen die kapitalistische Ausbeutung. Nur die Arbeiterinnen und Arbeiter selber können in ihrer Selbsttätigkeit die Herrschaft des Staats und der Parteien überwinden, indem sie Organe ihrer sozialen Selbstbestimmung schaffen, zum Beispiel Arbeiterräte.

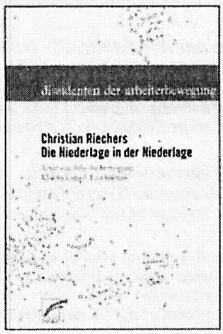


Christian Riechers

Die Niederlage in der Niederlage

Texte zur Arbeiterbewegung, Klassenkampf, Faschismus in Italien
Reihe: Dissidenten der Arbeiterbewegung Band 1
ISBN 978-3-89771-453-3 | ca. 500 S. | ca. Frühjahr 2009

Im Mittelpunkt stehen die linkskommunistische Kritik am beginnenden Stalinismus und mehr noch der Zusammenhang von Arbeiterbewegung und Faschismus.



***UNRAST* Verlag • Postfach 8020 • 48043 Münster**
Tel. (0251) 666293 • Fax. (0251) 666120
UNRAST
www.unrast-verlag.de

BIBLIOTHEK DES WIDERSTANDES

** ***17. Juni 1953 – Arbeiteraufstand oder Konterrevolution?*** (Euro 3,50) „Red Devil widerlegt sehr ausführlich und anschaulich alle bürgerlichen und leninistisch-stalinistischen Mythen um den 17. Juni 1953. Der revolutionäre Charakter wird sichtbar, ohne daß reaktionäre Begleiterscheinungen verschwiegen werden. Pflichtstoff!" in *Soziale Befreiung # 4* über unsere 80-seitige Broschüre.

** ***Die Kronstadt-Rebellion. Alle Macht den Sowjets, nicht den Parteien!*** (Euro 1,50) Auf 36 Seiten betrachten wir die Kronstadt-Rebellion, widerlegen so manche leninistische Mythen und interviewen den holländischen Rätekommunisten Cajo Brendel und russische Genossen.

** ***Auschwitz als Alibi. Kritik des bürgerlichen Antifaschismus*** (Euro 2,50) Auf 96 Seiten kritisieren wir den Antifaschismus als Verteidigung von Demokratie, Kapital und Staat.

** ***Frankreich 1968: Rebellion im Herzen der Bestie*** (Euro 4,10) Auf über 100 Seiten beschäftigen wir uns mit den Klassenkämpfen in Frankreich von 1968 bis heute und interviewen Henri Simon (ehem. Socialisme ou barbarie, ILO und ICO, nun Echanges et mouvement).

** ***Welche Perspektive hat die Anti-Globalisierungsbewegung? Eine notwendige Kritik*** (Euro 1,50) Zitat aus unserer Broschüre: „Beim Großteil der Kritiker der 'Globalisierung' ist die 'Globalisierung' und nicht der Kapitalismus, ist die 'Spekulation' und nicht der kapitalistische Profit insgesamt, ist der 'Krieg' und nicht auch der kapitalistische 'Frieden', ist die 'Diktatur' und nicht die Diktatur des Kapitals in welcher politischen Form auch immer das Problem."

** ***Zur Kritik der Arbeiterbewegung, des Marxismus und der Linken*** (Euro 3,50) Hier ist unsere Kritik (auch an Anarchismus und Marxismus) komprimiert zusammengefaßt.

** ***Widerworte. Gegen die kapitalistische Verfaßtheit der Gesellschaft (2000-2005)*** und ***(2006-2007)*** (je Euro 3,50) Unsere Flugblätter und kurzen Texte der Jahre 2000-2005 und 2006-2007.

** ***Worum geht es? Fragen an die Genossen vom Kollektiv Troploin (Gilles Dauve, Karl Nesic)*** (Euro 3,50) Hier fühlen wir den Genossen vom französischen linkskommunistischen Kollektiv Troploin auf den Zahn. Macht Lust auf mehr!

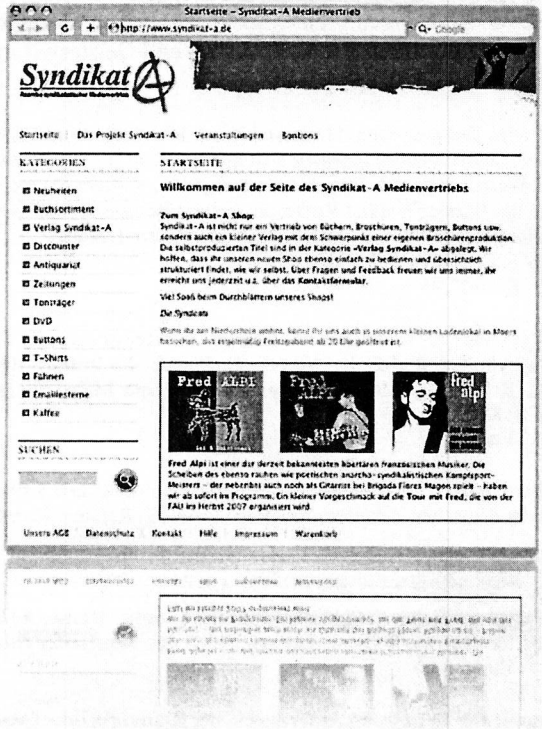
** ***„Gegen den Strom!" - Dokumente der Revolutionären Kommunisten Deutschlands (RKD)*** (Euro 4,50) Die RKD leisteten jenseits von Kapitulation und Kollaboration, jenseits von Opportunismus, Pazifismus und jeglichem Nationalismus Widerstand im 2. Weltkrieg und kämpften für eine kommunistische Alternative links vom Trotzkismus. Viele der hier versammelten Texte (1936-1948) sind somit der deutschen Öffentlichkeit erstmals seit Jahrzehnten wieder zugänglich gemacht worden.

** ***Widerworte. Gegen die kapitalistische Verfaßtheit der Gesellschaft – Grundlegende Texte (2008)*** (Euro 3,50) Unsere grundlegenden Texte u.a. zur russischen Revolution und zur Diskussion um Klasse und Klassenkampf sind hier versammelt.

Weitere Broschüren sind in der Bibliothek des Widerstandes in Vorbereitung: u.a. ***„Gegen den Strom!" - Geschichte und Wirken der Revolutionären Kommunisten Deutschlands (RKD), Die IV. Internationale und der Krieg. Kritische Texte der Revolutionären Kommunisten Deutschlands (RKD) zum Trotzkismus, Nieder mit der Lohnsklaverei!*** sowie eine kommunistische Kritik der Demokratie.

Unsere obigen Broschüren können gegen Vorauskasse (in Briefmarken oder Scheinen; bitte pro Bestellung Euro 1 für Porto hinzufügen!) bestellt werden bei: Revolution Times, Postlagernd, 23501 Lübeck, Deutschland * Homepage: www.geocities.com/revolutiontimes/ *

syndikat-a medienvertrieb



Verlag und Vertrieb von Büchern, Broschüren, Tonträgern und mehr...

Neben unserer eigenen Verlagsproduktion (z.B. den Taschenkalender «SyndiKal» oder das Buch «FAU. Die ersten 30 Jahre») bieten wir ein ausgesuchtes Sortiment an Medien für den täglichen Klassenkampf. Über aktuelle Neuerscheinungen und Angebote informiert unser Newsletter, der bei **syndikat-a@fau.org** angefordert werden kann.

der webshop: www.syndikat-a.de

epilog buchversand

Der Schnee von gestern ist die Lawine von morgen.
epilog buchversand liefert Ihnen preisreduzierte Bücher im Modernen Antiquariat - vorwiegend aus den Gesellschafts- und Geisteswissenschaften. Lesen Sie doch mal:

Max Weber und seine Zeitgenossen. Hrsg. von W. J. Mommsen und W. Schwentker. Die 34 Beiträge des Sammelbandes befassen sich mit dem Einfluß Max Webers auf seine Zeitgenossen, u.a. Werner Sombart, Joseph A. Schumpeter , Vilfredo Pareto, Georges Sorel, Emile Durkheim, Otto Hintze, Walther Rathenau, Eduard Bernstein , Karl Kautsky, Antonio Gramsci, Georg Simmel , Otto Gross , Ernst Bloch oder Georg Lukács.
(V & R) 1988. 799 S. Ln. OLP: DM 168,-
Nr. 16648 Euro 39,95

Roman Rosdolsky: Untertan und Staat in Galizien. Die Reformen unter Maria Theresia und Joseph II. Hrsg. von Ralph Melville. Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte, Mainz. Beiheft, 34: Abteilung Universalgeschichte. Mainz: Philipp von Zabern Verlag, 1992. 295 S. Kt.
Nr. 16442 Euro 7,95

Dieter Groh: Emanzipation und Integration. Beiträge zur deutschen Sozial- und Politikgeschichte der deutschen Arbeiterbewegung und des 2. Reiches. Konstanz: UVK, 1999. 576 S. Kt.
Nr. 12054 Euro 16,95

Gisela Dischner/ Richard Faber (Hg.): Romantische Utopie - Utopische Romantik. Frankfurt/Main: Seifert Reprint, 2003. 2. Auflage. 359 S. Kt. Reprint der Ausgabe 1979.
Nr. 11884 Euro 18,00

Georg Kamphausen: Die Erfindung Amerikas in der Kulturkritik der Generation von 1890. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, 2002. 334 S. Geb.
Nr. 14490 Euro 19,95

Unser Angebot finden Sie im Internet unter "epilog buchversand" bei www.zvab.com und www.booklooker.de . Gerne nehmen wir Sie auch in den Verteiler für unsere schriftlichen Kataloge auf.

epilog buchversand
Karl-Heinz Klöckner
Südwestkorso 74
D - 12161 Berlin
Tel. +49 - (0)30/85 96 50 81
Fax +49 - (0)30/85 96 50 82
info@epilog-versand.de

PROMETHEUS ANTIQUARIAT

Spezialisiert auf Publikationen der politischen Linken, Geschichts- und Sozialwissenschaften sowie auf moderne Kunst und Literatur. Besonders gern befassen wir uns mit Dokumenten der Arbeiterkulturbewegungen sowie den undogmatischen/libertären Strömungen.

Zweimal jährlich erscheint ein stark illustrierter, gedruckter Katalog, üblicherweise mit den Kapiteln

- **Socialistica bis 1933**
- **Literatur in Ausgaben bis 1933**
- **Exil-Literatur**
- **Kunst und Künste**
- **Neue Linke**
- **Plakate**

Noch lieferbar ist unser Katalog-Buch „Die Freiheit fällt nicht vom Himmel. Fundstücke aus dem Spanischen Bürgerkrieg".
Klappenbroschur, 192 Seiten mit über 200 Abbildungen, durchgehend fünffarbig.
Preis EUR 15,00 + Versandkosten.

Wir freuen uns immer über Besuch in unserem Ladenlokal in

Berlin-Kreuzberg, U-Bahnhof Schlesisches Tor,
Wrangelstraße 48, Nähe Ecke Oppelner Straße

Da sich nur ein Teil unseres Bestandes im Ladengeschäft befindet, bitten wir bei konkreten Wünschen vorab um eine Nachricht, um das Gewünschte dann auch griffbereit haben zu können. Gern kaufen wir auch Einzelstücke und Sammlungen aus den genannten Bereichen an.

Prometheus Antiquariat
Heiko Schmidt
Wrangelstraße 48
D-10997 Berlin

Telefon und Fax ++ 49 30 28 03 34 33

info@prometheus-antiquariat.de
www.prometheus-antiquariat.de

Montag bis Freitag 14 bis 19 Uhr
und nach Vereinbarung

Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit

Germinal Verlag, Siemensstraße 16, 35463 Fernwald (Annerod)

Heft 1	**ISBN 3-87956-131-1**	**117 S.**	**€ 6,-**
Heft 2/3	**ISBN 3-87956-133-8**	**159 S.**	**€ 8,-**
Heft 4	**ISBN 3-87956-138-9**	**125 S.**	**€ 6,-**
Heft 5	**ISBN 3-87956-146-X**	**124 S.**	**vergriffen**
Heft 6	**ISBN 3-88663-400-0**	**127 S.**	**€ 7,-**
Heft 7	**ISBN 3-88663-407-8**	**192 S.**	**vergriffen**
Heft 8	**ISBN 3-88663-408-6**	**208 S.**	**vergriffen**
Heft 9	**ISBN 3-88663-409-4**	**167 S.**	**vergriffen**
Heft 10	**ISBN 3-88663-410-8**	**219 S.**	**vergriffen**
Heft 11	**ISBN 3-88663-411-6**	**297 S.**	**vergriffen**
Heft 12	**ISBN 3-88663-412-4**	**282 S.**	**€ 13,-**
Heft 13	**ISBN 3-88663-413-2**	**282 S.**	**€ 13,-**
Heft 14	**ISBN 3-88663-414-0**	**572 S.**	**€ 17,-**
Heft 15	**ISBN 3-88663-415-9**	**672 S.**	**vergriffen**
Heft 16	**ISBN 3-88663-416-7**	**876 S.**	**€ 22,-**
Heft 17	**ISBN 3-88663-417-5**	**849 S.**	**€ 22,-**

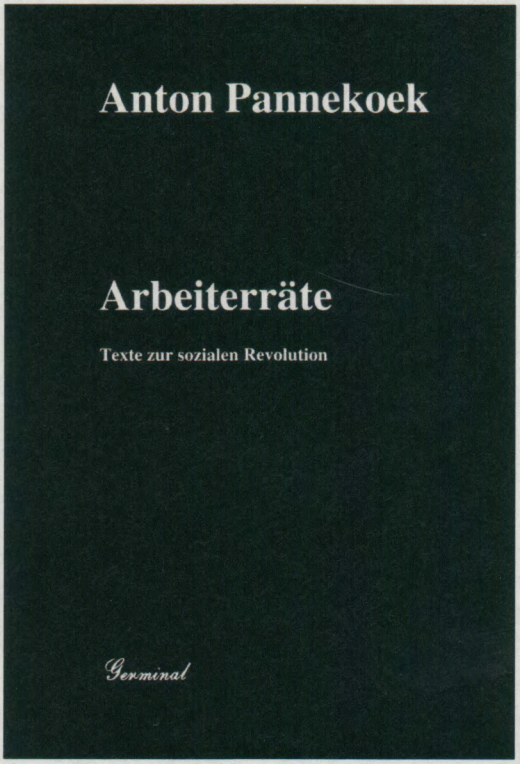
Redaktion: Wolfgang Braunschädel, Hustadtring 33, 44801 Bochum (wobarchiv@gmx.de)

Auslieferung für den Buchhandel: Prolit, Siemensstraße 16, 35463 Fernwald (Annerod)

Anton Pannekoek

Arbeiterräte. Texte zur sozialen Revolution

(Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit, Beiheft 1)



Inhalt:

Arbeiterräte

Lenin als Philosoph

Texte 1927 - 1955

Germinal Verlag, Fernwald 2008, ISBN: 978-388663-490-3, 696 S., 24,- €

Redaktion: Wolfgang Braunschädel, Hustadtring 33, 44801 Bochum (wobarchiv@gmx.de)

RIFONDAZIONE
COMUNISTA
SEZ. 7 MARTIRI
2061

„Sonst sagen Sie mir von Ihrer Berlinischen Freiheit zu denken und zu schreiben ja nichts. Sie reduciert sich einzig und allein auf die Freiheit, gegen die Religion so viele Sottisen zu Markte zu bringen, als man will. Und dieser Freiheit muß sich der rechtliche Mann nun bald zu bedienen schämen. Lassen Sie es aber doch einmal einen in Berlin versuchen, über andere Dinge so frei zu schreiben..., lassen Sie es ihn versuchen, dem vornehmen Hofpöbel so die Wahrheit zu sagen..., lassen Sie einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Untertanen, der gegen Aussaugung und Despotismus seine Stimme erheben wollte... und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das sklavischste Land von Europa ist."
(Gotthold Ephraim Lessing an Friedrich Nicolai, 25. August 1769)

„Aber auch nur derjenige, der, selbst aufgeklärt, sich nicht vor Schatten fürchtet, zugleich aber ein wohldiszipliniertes zahlreiches Heer zum Bürgen der öffentlichen Ruhe zur Hand hat, - kann das sagen, was ein Freistaat nicht wagen darf: räsonniert, so viel ihr wollt, und worüber ihr wollt; nur gehorcht!"
(Immanuel Kant, Beantwortung der Frage: Was ist Auflärung?, 1784)

€ 24,-